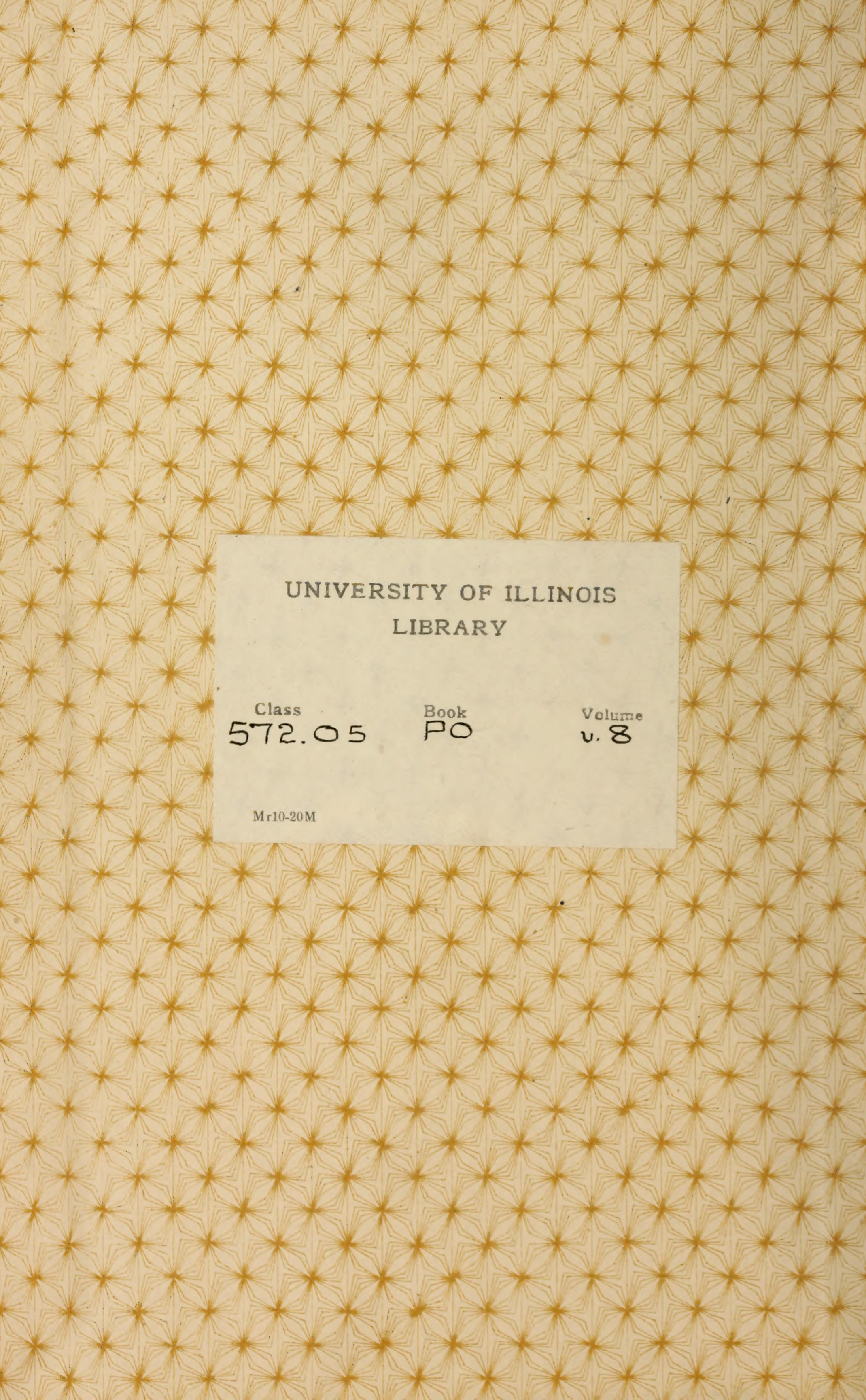



UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY
Class
572.05
Book
PO
Volume
v. 8
Mr10-20M





# Politisch-Anthropologische
# REVUE



Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker

Achter Jahrgang 1909/10




Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Hildburghausen.

# Inhalt
## des achten Jahrganges.

### Aufsätze.

### Nekrologe.



---

## Berichte.

### Biologie.



### Anthropologie und Ethnologie.

### Kulturgeschichte.



### Rassen- und Völkerpolitik.



### Rassen- und Sozialhygiene.

**Verschiedenes.**



## Bücherbesprechungen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 1. 1909.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

## Rassenanthropologie.

J. G. Vogt.

§ 1.

Auch die Rassenanthropologie leidet, wie alle naturwissenschaftlichen Disziplinen, unter dem Unstern der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit der Empirie, d. h. auch sie steht ausschließlich unter dem Zeichen äußerer Merkmale. Der Empiriker reagiert lediglich auf die Eindrücke seiner Sinneswelt; er beobachtet nur und registriert einfach was er sieht. Auch das rassenanthropologische Beobachtungsmaterial ist daher, nach dem Ausspruche Haeckels, nichts mehr als ein wüster Steinhaufen, ohne jegliche Sichtung und logische Verarbeitung. Bibliotheken werden gefüllt mit Tatsachenmaterial über Herkunft der Rassen, ihre Sprache, ihre Geschichte und vor allen Dingen ihre äußeren Merkmale. Während dieses Beobachtungsmaterial früher durchaus plan- und ziellos zusammengetragen wurde, ist wenigstens der Leitstern der modernen Rassenanthropologie die Kulturfähigkeit der Rassen. Man sucht jetzt lediglich nach Merkmalen, die Hand in Hand mit der progressiven Ueberlegenheit der Rassen und Kulturrassen untereinander zuverlässige Kriterien über den Entwicklungsgang der Menschheit ergeben sollen. Aber auch diese Bestrebungen sind durchaus unbefriedigend, denn erstens ist die ganze Rassenanthropologie stark chauvinistisch gefärbt; von einer voraussetzungslosen Wissenschaft kann hier nimmermehr die Rede sein. Die Germanen, die unter dem neuen Leitstern am fleißigsten Rassenanthropologie treiben, stellen sich — gleichsam selbstverständlich — an die Spitze, und ihre äußeren Merkmale sollen die vergleichende Basis abgeben. Die Konzessionen, die man herablassend den Franzosen und Italienern oder überhaupt der lateinischen Rasse macht, werden auf das Konto der germanischen Elemente geschrieben, weil diese Nationen stark davon durchsetzt sind. An energischen Protesten fehlt es besonders von italienischer Seite nicht; diese kümmern indessen den germanischen Rassenanthropologen wenig, für ihn bleibt die germanische Rasse nach wie vor obenauf. — Zweitens setzt sich die Forschungsmethode der modernen Rassenanthropologie in schreienden Widerspruch mit den leitenden Prinzipien zur Begründung der Kulturfähigkeit der Rassen, indem sie sich lediglich an die äußeren Merkmale hält. Die Kulturfähigkeit beruht auf

der rein geistigen Veranlagung, die offenbar nicht außen, sondern nur innen, d. h. im Gehirn gesucht werden kann. Die Kulturfähigkeit, die Intelligenz, das Talent, das Genie sitzt nicht an oder in der Schädel- und Kopfform, an der äußeren Gestalt, sondern im Gehirn. Auch die unermüdlichsten Versuche, nach Kopfform, Gesichtswinkel usw. eine vergleichende Basis zu schaffen, sind mißlungen, und selbst diejenigen, die sich bis zum Gehirn verstiegen haben, kamen nicht über Umfang und Gewicht, also wieder rein äußere Merkmale, hinaus. Und wenn man schließlich glücklich einen überzeugenden Typus, etwa Goethe, herausgegriffen hatte, so zerstörte die grausame Wirklichkeit wieder alle Hoffnungen in dem zwiefachen Widerspruch, daß zahlreiche Genies einem solchen Typus absolut nicht gleichkamen, und andererseits Goetheschädel genug angetroffen werden, deren Träger an Dummheit und Beschränktheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Alles Wissen beginnt als Empirie und kann nicht anders beginnen. In dem Maße jedoch, in dem es emporstrebt und sich dem Erkennen nähert, wird es spekulativ. Dies mag ja für die meisten wenig tröstlich klingen. Es ist aber tatsächlich so. Die Empirie beschreibt nur, sie kann nichts erklären, und nur nachdem ihre Forschungsmethoden verlassen und durch die Spekulation verdrängt sind, gelangen wir zur Erkenntnis. Auf dem Gebiete der Rassenanthropologie ist allerdings das empirische Wissen noch lange nicht erschöpft; ja, gerade das wichtigste Beobachtungsmaterial fehlt noch. Anstatt ewig nur den toten Schädel zu hantieren, sollte man sich eingehender mit dem lebenden beschäftigen. Warum beleuchtet man nicht das Gehirn, in dem doch des Rätsels Lösung allein liegen kann? Man sollte es wenigstens versuchen! Warum vergleicht man nicht die Leistungsfähigkeit z. B. der vornehmsten Rassengehirne, was zugleich von einem ungeheuren praktischen Nutzen wäre. Man vergleiche das mongolische, semitische und germanische Gehirn. Man war ja früher gewöhnt, unter den Kulturrassen das mongolische Gehirn kurzweg für das niedrigste zu halten. Durch dieses Dogma haben die Japaner plötzlich einen Strich gemacht. Man ist natürlich mit einer Korrektur wieder schnell bei der Hand. Ein langköpfiger Typus, den man über Nacht entdeckt haben will, ist der Träger der überraschenden Kulturtaten (die in europäischem Lichte nach den Leistungen im Totschlagen bewertet werden), also wieder ein äußeres Merkmal. Ob aber tatsächlich der langköpfige Typus die japanischen Kulturarbeiten verrichtet hat, darüber besitzen wir nicht die geringsten Anhaltepunkte. Die Leiter und Führer des russisch-japanischen Krieges auf japanischer Seite sind alle echt mongolische Typen, ausgesprochene Kurzköpfe. Kuroki war vielleicht eine Ausnahme, die durch seine europäische Abkunft begründet ist.

Um vergleichende Studien am lebenden Gehirn anstellen zu können, nehme man doch einmal drei germanische, drei jüdische und drei chinesische Kinder von gleichem, unmündigem Alter, aus gesunden Familien, und lasse je ein germanisches, ein jüdisches, ein chinesisches Kind zusammen in Berlin, drei andere zusammen in Jerusalem und drei andere zusammen in Peking aufziehen. Die drei Rassentypen befinden sich im selben Milieu, man behandle sie absolut gleich, man gebe ihnen denselben jeweiligen Unterricht in Religion, Wissen und

Kunst, und vorausgesetzt, ihre natürliche Veranlagung sei eine durchschnittliche (weder idiotisch noch genial), so hätten wir in einem solchen Versuch sicherlich eine gute Grundlage für ein vergleichendes Studium der drei Rassentypen. Das Ergebnis müßte ein höchst interessantes sein; allein ein solches Experiment ist nicht durchführbar, weil es zu viel Geld und Geduld erfordert, zwei Dinge, die sich nie zusammenfinden. — Ich denke hier natürlich an reine Rassentypen, wie ich sie in diesem Aufsatze ausschließlich im Auge habe; von allen Mischungen und Mischtypen sehe ich ab, um unnötige Komplikationen zu vermeiden.

Wie wir uns auch drehen und wenden mögen, der Vergleich aller äußeren Merkmale wird uns nie und nimmermehr zum Ziele führen. So weit wir, auch gestützt durch das umfangreichste Beobachtungsmaterial, die Entwicklungsgeschichte der Kulturrassen verfolgen: es bleibt nur die eine Erklärungsmöglichkeit, daß alle Entwicklungsarbeit sich nicht an der äußeren Gestalt, nicht an äußeren Formen, sondern lediglich in der Gehirnorganisation vollzogen hat. Seit Jahrtausenden, seitdem wir eine Geschichte der Menschheit kennen, sind keine Veränderungen der äußeren Gestalt der Rassen nachzuweisen, während die Kulturleistungen einem fortwährenden Wechsel unterworfen sind. Des Rätsels Lösung liegt daher unstreitig in der Gehirnorganisation.

§ 2.

Der Angelpunkt aller Rassenanthropologie ruht, wie gesagt, unstreitig auf dem Prinzip der Kulturfähigkeit. Vegetativ deckt sich der Mensch mit dem Tiere und der Pflanze vollständig. Was den Menschen als solchen charakterisiert und ihn hoch über Tier und Pflanze stellt, ist seine schöpferische Begabung. Der Mensch vermag Dinge zu vollbringen und Gegenstände herzustellen, die vor ihm nie gewesen sind, und durch die er innerhalb der organischen Welt eine neue Welt, eine Kulturwelt geschaffen hat und zwar eine Kulturwelt, die nicht wie die äußere Gestaltung des Menschen stationär, sondern progressiv beweglich ist. Die spezifisch schöpferische Tätigkeit des Menschen ist daher die einzige richtige Grundlage für die vergleichende Rassenanthropologie. Die materielle Unterlage für diese schöpferische Tätigkeit kann, wie gesagt, nur in der Organisation des Gehirnes gesucht werden. Vorläufig natürlich nur spekulativ; denn wir besitzen keine Beobachtungsmethoden, um die Strukturverhältnisse des Gehirnes empirisch festzustellen. Die Gehirnanatomie liegt heute überhaupt noch in den Windeln.

Es fragt sich nun für uns: gibt es einen spekulativen Schlüssel, um wenigstens in großen Zügen eine Parallele zwischen Gehirnorganisation und schöpferischer Tätigkeit aufzufinden?

Um reinen Tisch zu schaffen, haben wir zuerst ein überaus verwirrendes Moment zu beseitigen. Dieses verwirrende Moment haftet vor allen Dingen den äußeren Merkmalen an und macht sie eben hinfällig. Wenn z. B. die Langköpfigkeit ein Merkmal höherer Intelligenz sein soll, warum gibt es trotzdem unzählige stupide Langköpfe und unzählige intelligente Kurzköpfe? Dasselbe gilt für Gesichtswinkel und Hirngewicht. Das letztere ist bei der Frau durchgehends geringer als beim Manne, und wie viele Frauen überbieten an Intelligenz viele

Männer! Wenn man einwenden will, daß die Langköpfe doch die zahlreichsten Repräsentanten der höheren Intelligenz stellen: wie verhält es sich dann mit den Polynesiern, die noch ausgesprochener langköpfig sind als die Engländer; hier wird das äußere Merkmal einfach zur Farce. Gegenüber diesem verwirrenden Moment fallen uns wieder ganz bestimmte Begrenzungen auf, die nie überschritten werden. Zunächst die der verschiedenen Grade der Kulturfähigkeit der Rassen überhaupt. Der Neger im allgemeinen als Rasse ist absolut weniger kulturfähig als der Weiße. Einen überzeugenden Beleg hierfür haben wir in der heutigen schwarzen Bevölkerung Nordamerikas, der alle Chancen der Kultur vergebens geboten wurden. Ebenso steht es unzweifelhaft fest, daß der Mann an schöpferischer Kraft das Weib absolut überbietet. Ebensowenig wie die Tropen, hat je das weibliche Geschlecht ein Genie hervorgebracht. Als Talent hat sich das Weib auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst, mit Ausnahme der Musik, betätigt, zum Genie hat sich keine einzige emporgeschwungen, denn unter Genie verstehen wir immer die höchste schöpferische Leistungsfähigkeit. Auf das höchste Kunstgebiet, auf dasjenige der Musik, hat sich das Weib selbst nicht als Talent verstiegen. Wir haben hervorragende Schriftstellerinnen, Malerinnen, aber auch nicht die bescheidenste Komponistin, weder in Lied noch Oper, geschweige denn in der höchsten Kunstsphäre, der absoluten Musik. Also abgesehen von allen individuellen Schwankungen geistiger Leistungsfähigkeit innerhalb des weiblichen und männlichen Geschlechtes, steht die absolute Leistungsfähigkeit des männlichen Gehirnes hoch über derjenigen des weiblichen. Ich führe zur Stütze dieses Vergleiches lediglich die Kunst an, weil diese dem Weibe ebenso zugänglich ist wie dem Manne. Das Argument, daß auf den Gebieten der Wissenschaft und Technik das Weib überhaupt keine Rolle gespielt hat, indem das Heer der Erfinder und wissenschaftlich schöpferischer Geister nur aus Männern besteht, würde wenig beweisend sein, da das Weib stets tyrannisch von allen diesen Betätigungsgebieten ausgeschlossen war.

Klarheit in allen diesen Fragen erhalten wir nur durch eine Voraussetzung, die sich uns durch eine sorgfältige Beobachtung des organischen Geschehens von selbst aufdrängt. Was uns in der Pflanzen- und Tierwelt in der freien Natur besonders auffällt, ist die Gleichartigkeit der Individuen ein und derselben Art. Ich meine keine absolute Gleichheit, denn in diesem Sinne gibt es ja keine zwei gleichen Blätter unter der Sonne. Es ist die gleichartige Ausbildung und Funktionsfähigkeit aller Individuen einer Art, die den großen Kontrast gegen die Variabilität innerhalb der Menschenrassen bildet, vor allen Dingen der Kulturrassen. Bei den Naturvölkern finden wir diese Gleichartigkeit noch in hohem Maße, und unter den Kulturvölkern ist sie unter den Chinesen am stärksten vertreten. Diese Tatsachen erklären sich ohne Zweifel durch die Annahme, daß in jeder Art die Natur, oder sagen wir richtiger, der Organintellekt (s. meine neueste Schrift „Der Realmonismus")[1]) nach einem bestimmten Modell, dem Artmodell, arbeitet, das in jedem Keime in seiner vollendeten

[1]) Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig.

Form vorliegt. Jeder vollständig gesunde und lebensfähige Keim, der sich unter normalen (d. h. der Natur des Keimes entsprechenden) Verhältnissen zu entwickeln vermag, muß dieses Artmodell in seiner ganzen Vollkommenheit erreichen, d. h. er muß die wohlriechendste Lilie, die schlankeste Tanne, die stolzeste Eiche, den mutigsten Löwen, das schönste und schnellste Pferd, den gescheutesten Menschen liefern. Wenn alle gesunden Germanenkeime zu normaler Entwicklung gelangen könnten, müßten sie alle Shakespeares und Goethes liefern!

Wir kommen nun sehr rasch zum Ziele, wenn wir die einfache Tatsache berücksichtigen, daß im Naturzustande bei Pflanzen, Tieren und Menschen die Entwicklungsverhältnisse für die Keime normale, d. h. gesunde sind, während unter den Kulturmenschen diese Entwicklungsverhältnisse durchaus anormale, d. h. ungesunde, regelwidrige sind. Es gibt für jede Maschine ein Modell oder Artmodell, z. B. für die Dampfmaschine, dessen exakteste Verwirklichung auch die beste Maschine ihrer Gattung liefern muß. Wie aber, wenn die Maschine nachlässig gebaut wird, das zu verwendende Material schlecht oder ungenügend ist usw.? Das Artmodell kann dann in ihr nie und nimmermehr erreicht werden; sie wird mangelhaft arbeiten und bald zum alten Eisen geworfen werden. Wie selten wird erst (abgesehen von der zerstörenden Rassenmischung) das Artmodell eines Kulturmenschen, etwa eines Germanen erreicht werden! Welche Kämpfe hat solch ein gottverlassener Menschenkeim schon im Mutterleibe zu bestehen mit dem schlechten, vergifteten Blute der Mutter, das Fermente und Parasiten ohne Zahl herbeischleppt und bei schlechter Ernährung obendrein nicht einmal das nötige Baumaterial liefert. Ja sogar um seinen Entwicklungsraum hat er zu kämpfen, da die eitle und stupide Vermieterin ihm denselben mit Schnürleibern, Rockgewicht usw. aufs jämmerlichste beschneidet. Das Ausschlaggebende beim Menschen ist aber das Gehirn, das sich nicht nur intrauterin, sondern auch extrauterin entwickelt (nach Flechsig vollzieht sich die völlige Scheidung zwischen grauer und weißer Gehirnsubstanz erst im vierten und fünften Monat nach der Geburt). Also auf das Elend im Mutterleibe folgt das Elend des äußeren Milieus; denn jedes Kulturmilieu ist miserabel, im Palast durch die grausame Verweichlichung, in der Hütte durch den noch grausameren Mangel. So wächst der größte Teil der Kulturmenschen zu Rassenkrüppeln oder Untermenschen, nur ein kleiner Teil zu Rassenmodellen oder Vollmenschen heran. Uebermenschen gibt es nicht, denn über ihr Rassenmodell kann keine Rasse hinauswachsen; Genies sind nur reinste Rassenmodellexemplare. Wären Genies wirkliche Versuche des Organintellektes, eine höhere Rasse anzustreben, dann müßten sie offenbar auch die entsprechende Fortpflanzungsfähigkeit besitzen. In der Regel hinterlassen aber die Genies nur mittelmäßige, meistens sogar stupide Nachkommen, soweit sie nicht etwa gänzlich unfruchtbar bleiben. Bei gesunder, normaler Keimesentwicklung müßten wir Germanen nach der Ansicht gewisser Rasseforscher alle Genies sein, sofern die Germanen wirklich das höchste menschliche Artmodell sein sollen. Wäre das Genie der Ausdruck dieses höchsten Artmodelles, dann behielte schließlich diejenige Rassetheorie recht, die da behauptet, daß alle Genies der Welt germanischen Ursprunges seien.

Um den obigen Ausgangspunkt zu stützen, brauchen wir nur auf die Griechen zurückzugreifen. Sie waren als Ganzes genommen entschieden das genialste aller Völker, d. h. nicht durch einzelne leuchtende Sterne, sondern als wirkliche Milchstraße. Das ganze Volk war genial veranlagt, jeder Grieche war ein vollkommenes Artmodell. Erst nachdem sie durch Mischung die Reinheit des Artmodelles zerstört hatten, verfielen sie.

Abgesehen von den oben erwähnten Schwierigkeiten für die individuelle Keimentwicklung, ist schon durch die fortwährenden Mischungen das Rassenmodell der Germanen, wie überhaupt jeder Kulturrasse, beständig bedroht. Es könnte sich nur noch in die Mittgartdörfer flüchten, die aber wohl ein Zukunftstraum bleiben werden.

Uns interessiert nun hier lediglich das Gehirn als Artmodell, und zwar nur des Menschen. Für jede Menschenrasse haben wir somit ein bestimmtes Rassenmodell des Gehirnes anzunehmen, dessen spezifische Organisation zwischen bestimmten Grenzen verläuft, und das als Artmodell für die Leistungsfähigkeit der Rasse maßgebend ist. Auch für Mann und Weib haben wir bestimmte Artmodelle des Gehirnes vorauszusetzen, die nie überschritten werden können. Jede Leistungsfähigkeit, jede Kultur ist lediglich eine Funktion des Gehirnes, im mathematischen Sinne gesprochen. An diesem Grundsatz haben wir unverbrüchlich festzuhalten. Das Milieu kommt erst in zweiter Linie; es kann nur die Entwicklungsfähigkeit des Keimes beeinflussen, aber nicht die Natur des Keimes selbst. Die Kulturen haben sich, ausgenommen in extremen, in allen Milieus entwickelt.

Wenn wir Klarheit in die Rassenanthropologie bringen wollen, müssen wir unbedingt am Artmodell festhalten und es durchaus als autogen betrachten. Man hat sich leichthin an die Auffassung gewöhnt, die niederen Rassen und Kulturrassen seien einfach in der Entwicklung zurück- oder besser noch stecken geblieben. Damit geraten wir aber auf teleologische Irrwege; es könnte scheinen, als habe dem Organintellekt[1]) die höchste Kulturrasse, die arische, vorgeschwebt, und die niederen Rassen seien nur verpfuschte Versuche gewesen, um dieses höchste Artmodell zu erreichen. — Zweitens kommen wir in unlöslichen Konflikt mit der Wirklichkeit. Denn niemand kann heute noch ernstlich die Meinung vertreten, alle Pflanzen- und Tierarten seien zum größten Teile absichtliche Uebergangsstufen zu den höchsten Typen. In der menschlichen Kulturentwicklung hat sich jedes Zeitalter für das vollkommenste und fortgeschrittenste gehalten; alles was an weiterer Kulturarbeit vollbracht worden ist, entsprach stets nur den Bedürfnissen der Gegenwart und den Impulsen des Augenblickes, ohne jegliche Absicht, einem zukünftigen Ideal entgegenzutreiben. Die ersten Menschen, die mit Steinen warfen, haben sicherlich an keine Maximkanone, und die zuerst einen ausgehöhlten Baumstamm aufs Wasser brachten, an keinen Turbinendampfer gedacht.

Ich habe in den oben zitierten Aufsätzen einen monistischen Ausgangspunkt für das Lebensproblem zu präzisieren versucht und

---

[1]) Siehe meine Aufsatzserie „Das Geistes- und Lebensproblem auf Grund einer realmonistischen Weltanschauung“ in Nr. 8—12, Jahrg. VI, d. Zeitschr.

alle Entwicklung im ameliatorischen Sinne auf die progressive Reichhaltigkeit der Empfindungsmanifestation gestützt. Jede Empfindungsqualität bedarf eines Manifestationsherdes in der Außenwelt, und da diese Manifestationsherde erst erdacht und geschaffen werden müssen, so kann auch nur eine Empfindungsmodalität nach der anderen sich manifestieren und zur größeren Reichhaltigkeit der Organisation drängen. Nehmen wir die niedrigste Sinnesempfindung, die Tastempfindung, so muß ich die niedrigsten Organismen, die nur tasten, in dieser Organisation als absolut autogen betrachten. Der Tastsinn ist dem Organismus nicht gegeben, um zur Lichtempfindung überzugehen, und das tastende Tier ist durchaus kein in der Entwicklung zurück- oder steckengebliebenes Tier; seine Tastorgane können so großartig ausgebildet sein, daß seine Existenz vollkommen gesichert ist und es zu allen Zeiten seinen Platz in der Lebewelt behaupten kann. Sein Artmodell ist in sich abgegrenzt, und es braucht sich nicht weiter zu entwickeln; wie denn z. B. die Lingula als lediglich tastendes Tier sich durch alle geologischen Perioden hindurch unverändert bis heute erhalten hat. Drängt sich nun in einem Organismus neben dem Tastsinn die Lichtempfindung ein, so handelt es sich um die Ausarbeitung eines völlig neuen Artmodelles, das mit dem obigen absolut nichts zu tun hat und vollständig autogen auftritt. Ebensowenig wie ich sagen könnte, der Lichtsinn habe sich aus dem Tastsinn entwickelt, so wenig kann ich sagen, das sehende Tier habe sich aus dem tastenden Tiere entwickelt. Das sehende Tier braucht auch den Tastsinn nicht mehr im gleichen Umfange.

Wie ich an anderem Orte ausgeführt habe, sind es neben den Sinnesempfindungen vor allem die Triebe und Emotionen, die in der organischen Welt zur Manifestation drängen und durch ihre wachsende Reichhaltigkeit gleichlaufend die höheren Organisationen bedingen. Wir können sagen, in jedem Artmodell gelangen ganz bestimmte Empfindungen, Triebe und Emotionen zur Manifestation; jedes Artmodell ist durch sie charakterisiert, und in jedem Artmodell können sie sich nur zwischen ganz bestimmten Grenzen bewegen; sie können variieren, aber nie unter die Schwelle des Artmodelles sinken oder über dasselbe steigen. Eine Dampfmaschine kann unzählige Modifikationen aufweisen, kann unzähligen Bedürfnissen angepaßt werden, aber sie kann nie unter die Leistungsfähigkeit des Dampfes als Naturkraft sinken, noch kann sie über ihre Sphäre hinaus etwa zur elektrischen Maschine werden.

Das Verwirrende des Entwicklungsgedankens fußt eben auf den falschen Prämissen Darwins. Bei Darwin drehte sich alle Entwicklung um den Sieg des Stärkeren, des besser Angepaßten. Damit ist erstens absolut nichts über das Rätsel des Lebens ausgesagt, denn wir wissen weder wo der Schwächere noch der Stärkere überhaupt herkommen. Zweitens steht der Grundgedanke in schreiendem Widerspruche mit der Wirklichkeit; denn die Schwachen und weniger Angepaßten fristen ihr Dasein in der Pflanzen- wie Tierwelt ruhig weiter und überleben ihre Besieger sogar in vielen Fällen. Nie und nimmermehr ist die heutige Welt nur mit den Stärksten und best Angepaßten erfüllt, die als Sieger alle Schwächeren und schlechter Angepaßten vernichtet hätten. Die Kulturvölker sind der schlagendste Beweis für diesen

Satz. Was nützt dem weißen Mann seine größte Anpassungsfähigkeit; er ist ja nicht einmal imstande, seine natürliche Lebensdauer aufrecht zu erhalten! Er stirbt jetzt meistens schon auf halbem Lebenswege ab, während Pflanzen und Tiere mit nur wenigen Ausnahmen, sofern sie nicht verspeist werden, also innerhalb ihrer normalen Lebenssphäre auch ihr normales Lebensalter erreichen. Ueberdies, wenn wir das Darwinsche Prinzip zu einem treibenden Grundprinzip erheben, müßten alle Lebensprozesse darauf hinauslaufen, nur den Stärksten und Bestangepaßten das Leben zu sichern und ihnen allein den Erdball zur Verfügung zu stellen. Ein solcher Gedanke wird durch die ganze Lebewelt und ihre Geschichte ad absurdum geführt. Die Grundlage der Entwicklung ist die progressive Empfindungsmanifestation. Je zahlreicher die Empfindungen, Triebe und Emotionen, die in einem Organismus zur Manifestation drängen, um so zahlreicherer Organe und Gehirnzentren bedarf es zu ihrer Manifestation, und wohlverstanden, diese Empfindungen, Triebe und Emotionen verfolgen absolut nicht das Darwinsche Ideal des Stärkeren und Besserangepaßten, sondern wirken im Gegenteil zum Teile hemmend und geradezu zerstörend auf die Entwicklung, wie uns die Tatsachen der Lebewelt beweisen. Besonders beim Menschen spielen die hemmenden und zerstörenden Triebe eine große Rolle.

Der richtige Entwicklungsgedanke stützt sich auf das einfache und selbstverständliche Prinzip, daß, wie immer die Empfindungen, Triebe und Emotionen zur Manifestation drängen mögen, der ihnen dienende Organintellekt stets nur auf dem bereits Errungenen weiter bauen kann, genau so wie der Personalintellekt des Menschen seine Kulturarbeit und seine Erfindungen progressiv auf dem bereits Errungenen aufbaut und nicht bei jeder Erfindung von vorne beginnt. In meinem obigen Beispiel vom tastenden und sehenden Urtier hat der Organintellekt die bereits vorhandene Organisation des tastenden Tieres benützt, um neben dem Tastorgan ein Sehorgan auszubilden, wenn auch das erstere durch das letztere beeinträchtigt wurde. Es hat nicht noch einmal die Riesenarbeit der Organisation des Stoffwechsels, der Ernährung usw. durchgemacht, sondern auf dem Gegebenen weitergebaut. So hat der Mensch beim Uebergang von der Dampflokomotive zur elektrischen Lokomotive Rad und Schienen, oder bei der Umwandlung des Segelschiffes in ein Dampfschiff den Schiffskörper mit Steuer usw. nicht noch einmal erfunden, sondern auf dem Gegebenen weitergebaut.

§ 3.

So wurde auch das Artmodell des Menschen auf dem Tiere aufgebaut und der vorhandene vegetative Apparat als Unterlage benutzt. Das Tier besteht daneben ruhig weiter und ist keinem Stärkeren gewichen. Die Neuarbeiten im menschlichen Artmodell vollzogen sich aber in ihrer größten Bedeutung im Gehirn und Nervenapparat. Die radikalste Umwälzung vollzog sich durch die Befreiung vom Instinkt, d. h. von den im Tiergehirn vorgeschriebenen Leitungsbahnen zwischen äußeren Eindrücken und reaktiven Innervationszentren. Beim neugeborenen Hühnchen, das noch die Eischale auf

dem Rücken trägt, ist die Gedächtniszelle, in der das Bild des Kornes gesetzmäßig fixiert wird, bereits durch eine Leitungsbahn mit den motorischen Innervationszentren verbunden, und das Hühnchen pickt das vorgeworfene Korn beim ersten Anblick auf. Wir sagen, es handle instinktiv. Das Gehirn des neugeborenen Menschen ist eine tabula rasa; die weiße Gehirnmasse (Leitungsfasern) ist bei der Geburt noch nicht einmal vollständig von der grauen (Zellenkomplexe) geschieden; es existieren keine vorgebildeten Leitungsbahnen; diese müssen im Laufe des Lebens erst gebildet werden. Während das Tier alles kann, und die von der Henne ausgebrüteten Enteneier zur Verzweiflung der Pflegemutter fertige Schwimmer liefern, muß der Mensch alles erst mühsam erlernen. Aber gerade diese Schwierigkeit begründet die Größe des Menschen und den schrankenlosen Flügelschlag seines Geistes. In der weißen Substanz des Gehirnes, auch wenn wir vorläufig nur spekulativ vorgehen können, liegt ohne Zweifel der Schlüssel zur höheren Gehirnorganisation, nicht nur in Beziehung auf das menschliche Artmodell im allgemeinen, sondern auch auf die menschlichen Rassenmodelle im besonderen.

Die materielle Unterlage für alle geistigen Prozesse besteht der Hauptsache nach in der Fixierung aller Reize (Außen- wie Innenreize) in den Gedächtniszellen, zweitens in den Verbindungen aller Gedächtniszellen untereinander und drittens in der Verbindung der Gedächtniszellen mit den motorischen Innervationszentren zur Auslösung unserer Handlungen. Fügen wir unser Seelenleben d. h. die Wirkungen der Triebe und Emotionen als grundlegend für unsere Handlungen hinzu, so müssen unabänderlich zwischen die Gedächtniszellen und die motorischen Innervationszentren erst die Emotionszentren (siehe „Realmonismus“) eingeschoben werden. Während nun beim Tier alle diese Verbindungen (wenigstens für die wichtigsten Lebensverrichtungen) fix und fertig hergestellt sind, was eben durch den Instinkt dokumentiert wird, und wir daher annehmen müssen, daß beim Tiere die weiße Gehirnmasse fertige, d. h. dieselben verknüpfende Fasersysteme repräsentiert, zwingt uns die freie Betätigungsweise des Menschen zur Annahme, daß die weiße Gehirnsubstanz des Menschen noch undifferenziert ist und sich die Verbindungsbahnen zwischen den menschlichen Gehirnzellen erst bilden müssen, was durch das sogenannte Lernen geschieht.

Ich spreche hier ausschließlich von den Verbindungsfasern im Gehirn; sensible und motorische Nerven und Apparate sind wie beim Tiere vorgebildet. Wie der Optikus das Auge mit dem Gehirn verbindet, so müssen z. B. zur Ermöglichung der Sprache des Menschen ganz bestimmte motorische Nerven zwischen Gehirn und den Sprachwerkzeugen vorgebildet liegen. Es ist absurd, von einem homo alalus zu sprechen. Gewiß, auch das Tier gibt bedeutungsvolle Laute von sich, und es existieren auch bei ihm Verbindungsbahnen zwischen Gehirn und Lautwerkzeugen; aber die Sprachfähigkeit des Menschen erfordert reichhaltigere Verbindungsbahnen, weil er weit reichhaltigere Lautbewegungen auszuführen hat als das Tier. Diese Verbindungssysteme machen einen spezifischen Teil des menschlichen Artmodelles aus. Allerdings scheint auch der Papagei ein reichhaltigeres Verbindungssystem zu besitzen, wie ja überhaupt die Vögel über einen

hochentwickelten Stimmapparat verfügen, der sich bis zum Gesang versteigt; allein hier fehlen die freien Verbindungssysteme zwischen Laut-(Sprach-)Zentrum und Gedächtniszellen.

Abgesehen von diesen vorgebildeten Verbindungssystemen müssen wir die weiße Gehirnsubstanz des Menschen als ein undifferenziertes Nervenmaterial betrachten, aus dem Verbindungsbahnen sozusagen erst herauskristallisieren. Zeige ich einem Kinde zum ersten Male eine Rose, so wird während des Anschauens das Bild der Rose in einer optischen Gedächtniszelle fixiert. Damit allein kann ich nichts anfangen. Spreche ich gleichzeitig das Wort Rose aus, so wird dieses Wort in einer akustischen Gedächtniszelle fixiert. Der wichtigste Gehirnvorgang aber ist, daß durch und während der gleichzeitigen Erregung dieser beiden Gedächtniszellen, der optischen und akustischen, eine Verbindungsbahn zwischen beiden sich bildet, so daß, wenn ich später dem Kinde wieder eine Rose zeige, auch ohne das Wort Rose auszusprechen, dieses Wort sofort im Bewußtsein des Kindes auftaucht oder reproduziert wird, und ebenso wenn ich später das Wort Rose ausspreche, ohne ihm eine Rose zu zeigen, sofort das Bild der Rose im Bewußtsein des Kindes auftaucht oder reproduziert wird. Das Kind hat gelernt, das Bild der Rose mit dem Wort Rose zu verbinden.

Wir müssen annehmen, daß durch die gleichzeitige und fortgesetzte Reizung der beiden Gedächtniszellen durch die Außenreize die aus den Gedächtniszellen überströmenden Reizwerte die zwischen ihnen liegende weiße Leitungssubstanz differenzieren und zur Herstellung einer bestimmten Leitungsfaser zwischen den beiden Gedächtniszellen führen, und zwar um so schneller und sicherer jedenfalls, je feiner und reaktionsfähiger diese undifferenzierte weiße Leitungssubstanz ist. Diese Reaktionsfähigkeit der weißen Gehirnsubstanz ist ohne Zweifel die Grundlage aller Gradunterschiede in der geistigen Leistungsfähigkeit des Menschen dem Tier gegenüber und der Menschenrassen untereinander.

Ich lasse hier die Gedächtniszellen ganz aus dem Spiele, denn sie können bei allen Menschen und Tieren gleich gut funktionieren. Alle geistige Ueberlegenheit bekundet sich durch die rasche Begriffsbildung und die rasche Verarbeitung aller Gedächtnisbilder in empirischen und logischen Bilderreihen. Je besser die Verbindungsfasern funktionieren, je rascher die Bilderreihen durchlaufen werden können, um so größer ist die geistige Leistungsfähigkeit. Während der beschränkte Geist langsam am Boden kriecht, nur mühsam ein Bild mit dem andern verknüpfend, weil die Verbindungsbahnen versagen oder überhaupt nur spärlich gebildet sind, durchfliegt der geniale Dichter seine Bilderreihen nach allen Richtungen und bringt Verbindungen zustande, die uns in Bewunderung und Entzücken versetzen. In der Verbindung der entlegensten Bilder und Begriffe untereinander gipfeln Witz und Humor.

Auf der schnellen Leitungsfähigkeit der Verbindungsfasern ruht in erster Linie auch alle Macht des abstrakten Denkens. Das konkrete und abstrakte Denken verhalten sich zueinander wie Arithmetik und Algebra. Wie ich irgendeine Zahl durch ein algebraisches Zeichen

ersetzen kann, so ersetze ich eine Unzahl konkreter Bäume (Eiche, Buche, Linde, Tanne, Palme usw.) durch das abstrakte Wort Baum. Alle Abstrakta sind nur Worte und werden sämtlich in den akustischen Gedächtniszellen fixiert; allein wenn ich mit ihnen logisch operieren will, muß ich im Fluge der Gedankenarbeit stets auf konkrete Bilder, die ihnen zur Unterlage dienen, 'zurückgreifen. Also die Gehirnarbeit ist eine doppelte und kann überhaupt nur mit Hülfe einer überlegenen Reaktionsfähigkeit der weißen Gehirnsubstanz durchgeführt werden. Die Fähigkeit zum abstrakten Denken ist die grundlegende Ueberlegenheit der arischen und semitischen Rassen über die mongolische. Sie kommt schon in der primitivsten Geistestätigkeit, in der Bildung der höheren Religionssysteme gegenüber dem konkreten Ahnenkultus der Mongolen, zum Ausdruck. Zum abstrakten Denken ist der Mongole überhaupt unfähig, wenigstens zum schöpferischen abstrakten Denken. Die Mathematik, obgleich eine durchaus mechanische Wissenschaft, ist in ihrem innersten Wesen abstrakter Natur; sie ist dem Mongolen nur schwer geläufig. Der Chinese kann die einfachsten Additionen nicht ohne Rechenmaschine vollziehen. Versagen in der Differential- und Integralrechnung auf zehn arische Schüler neun, so versagen sie in China alle zehn.

Auch unter den arischen Völkern sind die geistigen Unterschiede durch das abstrakte Denken differenziert. Die Griechen standen obenan und werden überhaupt nie wieder erreicht werden. Heute überragen Germanen (Schotten und Deutsche) entschieden die Lateiner. In Philosophie haben Italiener, Franzosen und Spanier gegenüber Schotten und Deutschen blutwenig geleistet. Vor allem macht sich die Befähigung zum abstrakten Denken in den Erfindungen geltend und führt zum höchsten schöpferischen Gestalten. In Erfindungen überragt die arische Rasse nicht nur die mongolische unendlich, sondern auch die semitische, trotzdem wir gerade die beiden letzteren als die eminent praktisch veranlagten den ideal veranlagten Ariern gegenüberstellen. Eben diese ideale Veranlagung, d. h. die Fähigkeit, ihre Bilderreihen weiterzuspinnen und mit Hülfe abstrakter Begriffe schneller operieren zu können, befähigt die Arier, die Erfindungen der Chinesen zu überbieten, die nur auf die konkretesten Bedürfnisse und Verhältnisse gestützt sind. Die Chinesen kannten das Pulver vor uns, aber sie haben nie die Schußwaffe erfunden; sie sind nie über die unmittelbare Wirkung des Pulvers in Form von Feuerwerkskörpern hinausgekommen.

Wir können mit Fug und Recht behaupten: alle schöpferische Leistungsfähigkeit verläuft parallel mit der Reaktionsfähigkeit der weißen Gehirnsubstanz als der materiellen Unterlage für die Leitungsfähigkeit der Verbindungssysteme zwischen den Gehirnzellen. Ob diese spekulative Erkenntnis je empirisch bestätigt werden wird, ist eine andere Frage, die vorläufig getrost verneint werden kann. Jedenfalls hat sie ebensoviel Berechtigung, wie die spekulativen idealistischen Phantastereien eines Kant oder aller anderen idealistischen Vertreter unserer Geisteswissenschaften, die über die willkürlichsten und unerwiesensten Dogmen nie hinausgekommen sind.

Die weiße Substanz und ihr Reaktionsvermögen ist nicht nur für die geistige Leistungsfähigkeit des einzelnen, sondern sicherlich

auch für die der verschiedenen Menschenrassen und vor allen Dingen der Kulturrassen maßgebend. Sie ist ein intrinsiver Faktor; sie hat an und für sich mit Schädelform sicherlich nichts, mit Schädelgröße wenig zu tun. Ihre Leistungsfähigkeit steht ohne Zweifel im Verhältnis zur Feinheit ihrer Struktur, wir könnten sagen: ihrer Fein- oder Grobkörnigkeit. Je feinkörniger, eine um so größere Anzahl von Verbindungsfasern, je grobkörniger, eine um so kleinere Anzahl von Verbindungsfasern wird sich aus gleichen Massen weißer Gehirnsubstanz herauskristallisieren. Die weiße Gehirnsubstanz des Mongolen wird grobkörniger sein als die des Semiten. Der Arier und vielleicht der Germane wird die feinkörnigste weiße Gehirnsubstanz besitzen. Dies mag alles sehr spekulativ klingen, allein solch spekulative Physiologie, oder besser Psychophysik, ist für einen denkenden Menschen sicherlich annehmbarer, als die dogmatischen Irrwege idealistischer Spekulanten.

§ 4.

Die bis jetzt behandelten rein geistigen Prozesse, die lediglich das objektive Weltgeschehen, das anorganische wie das organische, mechanisch verarbeiten, machen keineswegs das Wesen eines Menschen oder einer Rasse aus. Der Charakter oder das sogenannte Seelenleben, die Betätigung der Triebe und Emotionen repräsentieren vielleicht den weitaus größeren Teil dieses Wesens. Die Triebe und Emotionen stehen an der Eingangspforte des Lebens, ja, sie sind die eigentlichen Träger des Lebens. Noch ehe das Kind denkt und spricht, lacht und weint es und drängt zur Mutter. Wiederum die Reichhaltigkeit der Triebe und Emotionen unterscheidet nicht nur den Menschen vom Tier im allgemeinen, sondern auch die Menschenrassen voneinander. Nur mit Rücksicht auf den Sprachgebrauch verwende ich hier die beiden Bezeichnungen Triebe und Emotionen; in ihrer Wesenheit sind sie gleichbedeutend. Sie sind durchaus spezifischer Natur und ebenso voneinander unterschieden wie die Sinnesempfindungen. So verschieden und spezifisch eigenartig eine Lichtempfindung gegenüber einer Tonempfindung oder jeder anderen Sinnesempfindung ist, so verschieden und spezifisch eigenartig ist das Hungergefühl gegenüber dem Ehrgefühl, dem Geschlechtstrieb, der Vaterlandsliebe, dem Rachegefühl, der Grausamkeit, dem Mitleid usw. und dem spezifischsten aller menschlichen Triebe, dem Wissens- und Erkenntnistrieb. Alle diese Triebe treten genau so in unserem Bewußtsein auf, ihre Reizursachen werden genau so im Gedächtnis fixiert und können reproduziert und in unsere Gedankenreihen eingeflochten werden, wie die Sinneseindrücke. Sie müssen also auch ihre spezifischen Sitze oder Zentren im Gehirn haben; ich nenne diese summarisch Emotionszentren.

Von den Zentren der Sinnesempfindungen unterscheiden sie sich vor allen Dingen dadurch, daß sie keine äußeren Aufnahmeapparate für die Reize, wie Auge, Ohr usw. besitzen. Aber sie sind Aufnahme- und Reaktionsapparate in einer Person für das Innenleben. Wenn wir von den Gemeingefühlen, wie Hunger, Durst, Wärme, Kälte usw. absehen, die der Anreizung von innen bedürfen (wir haben allerdings noch nicht den Schatten einer Ahnung, wie eine solche Anreizung

vor sich geht), so haben wir die Triebe und Emotionen vielmehr als die Grundlage der Lebensäußerung, als die Quelle, aus der alle Betätigungen und alle Betätigungsweisen fließen, aus der alle Anregungen sprudeln, zu betrachten, die daher auch keiner Aufnahmeapparate für Reize bedürfen. Die Emotionszentren wirken autonom; sie machen das ureigentliche Wesen des Menschen aus, unabhängig von den Außeneinflüssen, unabhängig von Erziehung und Schule. Einem mitleidslosen Menschen kann ich kein Mitleid eintrichtern oder einprügeln, ebensowenig wie einem ehrlosen Menschen Ehrgefühl, oder einem Idioten Erkenntnistrieb. Die hierauf bezügliche Erfahrung zeigt uns, daß abweichend von den Sinnesempfindungen die Emotionszentren durchaus ungleichartig in ihrer Anlage sein können. Unter tausend Menschen, mit genau derselben Schärfe der Sinnesorgane werden sich nicht zwei finden mit einer gleichartigen Entwicklung aller Emotionszentren. Der Mongole verfügt über anders entwickelte Emotionszentren als der Arier, durch die die Eigenartigkeit der jeweiligen Charaktere und die ihrer Kulturen bedingt ist. Die Emotionszentren der Kunst sind beim Arier unendlich höher entwickelt als beim Mongolen, wie überhaupt das ganze Seelenleben des Ariers ein intensiveres ist als das des Mongolen, vielleicht auf Kosten des vegetativen Lebens, das beim Mongolen entschieden dominiert und ihm die staunenswerte Lebensfähigkeit sichert.

Was aber auch für das Wechselspiel der Emotionszentren beim Menschen wiederum bestimmend ist und die Reichhaltigkeit unserer Handlungen bedingt, beruht ohne Zweifel auf der Tatsache, daß die Verbindungsbahnen von den Gedächtniszellen nach den Emotionszentren und diejenigen von den Emotionszentren nach den motorischen Innervationszentren nicht vorgebildet liegen, sondern wie alle Verbindungsbahnen, je nach den Reizvorgängen, aus der weißen Gehirnsubstanz herauskristallisieren. Ein Emotionszentrum kann demnach Verbindungen mit allen äußeren und inneren Reizquellen aufnehmen, die in seinen Betätigungsbereich gehören und kann alle entsprechenden Reaktionen oder Handlungen auslösen. Das Emotionszentrum des Hungers kann z. B. von innen durch wirkliches Nahrungsbedürfnis geladen, es kann aber auch durch den Anblick einer Frucht, einer Speise von außen angeregt werden.

Jede Handlung bekundet nur eine augenblickliche Entladung eines Emotionszentrums zur Befriedigung des entsprechenden Triebes. Riesenunterschiede kennzeichnen den höchsten aller Triebe, den Erkenntnistrieb. Nur der Mensch überhaupt, das Ursachentier, besitzt ihn und wiederum in unendlichen Abstufungen. Die großen Massen besitzen ihn in nur geringem Maße; irgendein religiöses System oder überhaupt ein Dogma befriedigt sie. Das Wort Natur verrichtet beim Freidenker genau dieselben Befriedigungsdienste wie beim Mußdenker das Wort Gott. Der intensive nimmersatte Erkenntnistrieb, der ewig nach dem Tantalusapfel der Erkenntnis lechzt, ist im letzten Grunde der Träger aller Kultur, und so hoch die europäische Kultur und Wissenschaft über der chinesischen steht, so hoch steht der Erkenntnistrieb des Ariers über dem des Mongolen. Es ist ja freilich die Ironie des Schicksals, daß das Wesen der Erkenntnis im Bilde des Tantalusapfels so unwiderruflich gegeben ist, nicht im praktischen

Sinne nach der Auffassung des Kulturphilisters, der da behauptet, daß mit der Befriedigung des Erkenntnistriebes das Forschen und Erfinden schließlich aufhören und die Kultur zum Stillstand gebracht werden müßte. Nein, im idealen Sinne, mit dem niederdrückenden Ergebnis, daß, je mehr wir lernen und grübeln, um so gewaltiger und überwältigender die Riesensphinx des Welträtsels vor uns aufsteigt, alle Berge unseres Wissens zerdrückend bis zur dünnsten verschwindendsten Gelatineschicht, vor der wir als traurige Stümper stehen mit allen unsern Göttern und Weltsystemen.

Die Annahme der freien Verbindungsbahnen zu und von den Emotionszentren erklärt uns auch die Tatsache, daß gewisse Emotionszentren bei verschiedenen Völkern und Rassen durchaus verschieden reagieren, je nachdem sie durch äußere Verhältnisse, Erziehung, Anschauungen, Prinzipien, Gesetze usw. beeinflußt, d. h. mit den betreffenden Eindrücken im Gehirn in Verbindung gebracht werden. Z. B. das Emotionszentrum des Ehrgefühls reagiert beim Chinesen anders als beim Europäer; die Griechen hatten ganz andere Ehrbegriffe als wir Modernen, und das Ehrgefühl des Deutschen und Franzosen ist durchaus noch mittelalterlich gefärbt gegenüber dem des Engländers. Die Emotion des Ehrgefühles ist ihrer Wesenheit nach dieselbe bei allen Völkern, allein sie wird bei jedem Volke durch ganz bestimmte Assoziationen mit verschiedenartigen Eindrücken und Bilderreihen auch verschiedenartig beeinflußt und löst je nach der Verschiedenartigkeit dieser Beeinflussung auch verschiedenartige Handlungen aus. Was ich über das Wechselspiel der Sinneseindrücke und ihrer Verbindungen gesagt habe, gilt auch für die Emotionszentren. Wo immer diese ihren Sitz im Gehirn (bis jetzt ist noch kein einziges empirisch nachgewiesen) haben mögen, unser ganzes menschliches Verhalten zwingt uns zu der Annahme, daß sie alle unsere motorischen Innervationszentren beherrschen; denn ohne Trieb oder Emotion kann keine einzige unserer Handlungen ausgelöst werden. Ihre Organisation ist so allumfassend, daß wir in ihr wohl das wichtigste Unterscheidungszeichen zwischen den einzelnen Menschen, wie zwischen den Rassen erkennen dürfen. Mit Hülfe der Emotionszentren und ihrer Verbindung mit den motorischen Innervationszentren ist der Mensch in unendlich höherem Grade als das Tier befähigt, sein ganzes Wesen, nicht nur seine Gliedmaßen als Werkzeuge, sondern all sein Wissen und vor allen Dingen sein Kunstempfinden in die Außenwelt zu projizieren.

Abgesehen vom Wissen, d. h. dem Gegenspiel der Sinneseindrücke, wird durch die Emotionszentren und ihre Reaktionsfähigkeit nach außen eine jede Kultur bestimmt; sie drückt der letzteren ihren eigenartigen Stempel auf. Die Reichhaltigkeit und Reaktionsfähigkeit der Emotionszentren liegt in der Organisation des Gehirns begründet, und nur diese ist für den Gradunterschied der Kulturfähigkeit bestimmend. Der Mongole besitzt nicht die Feinheit des Kunstempfindens wie der Arier; er sieht nicht die Linien des menschlichen Körpers in ihrem feineren Verlaufe; er hat daher nie eine höhere Kunststufe erreicht, ist nie über die bloße Kunst der Farbe hinausgekommen. Ein Goethe, in China geboren, hätte dort nie ein großer Dichter werden können, weil er mit seinen angeborenen höheren und

feineren Emotionszentren nie auf die Emotionszentren der Chinesen hätte einwirken können, ganz abgesehen davon, daß er unvermögend gewesen wäre, sich in China zu entwickeln. Die Kulturen sind bedingt durch die jeweiligen Emotionszentren ihrer Träger; die Emotionszentren des Ariers bauen die arische Kultur, die Emotionszentren des Mongolen die chinesische Kultur; Emotionszentren und Kultur sind daher enge miteinander verwachsen, und kein Glied der einen Kultur kann aus einer anderen gespeist werden. Mein obiger Vorschlag, drei Kinder dreier Rassen in den entsprechenden Milieus gleichmäßig zu erziehen, dürfte unter diesem Gesichtspunkte noch interessantere Resultate ergeben.

Kulturfähigkeit geht Hand in Hand mit schöpferischer Geistestätigkeit und entsprechender Beweglichkeit des Seelenlebens. Den Fortschritten des Geistes muß sich die Weiterentwicklung der Emotionszentren, des Seelenlebens anpassen. Selbstverständlich bleibt der Grundstock geistiger und seelischer Faktoren bestehen. Unsere fünf Sinne werden nicht bereichert, und ebensowenig die einem Art- oder Rassenmodell eigenen Emotionszentren. Aber die Eindrücke auf unsere fünf Sinne mehren sich durch die progressive schöpferische Tätigkeit einer Rasse, und ihre fortwährende Verarbeitung erzeugt eine höhere geistige Tätigkeit. Diese letztere beeinflußt auch unsere Emotionszentren, unsern Charakter, wenn auch nicht immer im guten Sinne. Das Emotionszentrum des Mitleids z. B. ist beim Arier heute entschieden höher entwickelt als beim Mongolen; ja, wer aus Erfahrung sprechen kann, möchte beinahe behaupten, der Mongole besitzt es überhaupt nicht. Auch das Emotionszentrum der Liebe ist heute ein anderes als es zur Steinzeit war. Die Emotionszentren der Kunst sind in den höheren Rassen unendlich feinere Manifestationsherde der Empfindung, trotzdem sie schon in den ersten Menschen sich geoffenbart haben; denn wo Spuren von diesen aufgefunden werden, da finden sich auch ihre Kritzeleien von Tieren usw.

## § 5.

Was wir für eine rassenanthropologische Untersuchungsmethode voranstellen müssen, ist, wie betont, das schöpferische Moment. Und da werden wir uns wohl manche Korrekturen zu erlauben haben. Von vornherein müssen wir die Tendenz, die Kulturfähigkeit der Völker nur nach der Zahl und Größe ihrer Genies zu beurteilen, als durchaus einseitig verwerfen. Sind die Genies lediglich vollkommene Art- oder Rassenmodelle, so kann erstens die ganze Rasse oder das ganze Volk doch nur mehr oder weniger hinter diesen Artmodellen zurückbleiben (die Griechen waren am wenigsten hinter ihrem vollkommenen Rassenmodell zurück); zweitens aber wurzeln alle Kräfte des Genies doch nur wieder in seiner Art oder Rasse selbst. Was wäre ein Künstler, ein Dichter ohne die Grundlage des Volkslebens und dessen Eigenart; was ein Erfinder, ohne den gesamten kulturellen und industriellen Untergrund seines Volkes! Die Genies stammen nicht vom Himmel, sie sind auch keine Widerspiegelung der dem Haupt des Zeus fix und fertig entsprungenen Pallas Athene, sondern durch die Rasse gegebene, eng mit ihr verwachsene, aber ausgereifte Exemplare,

die sich wohl zu Leitern und Führern emporschwingen können, aber niemals die Kultur- und Leistungsfähigkeit einer Rasse ausschließlich bestimmen. Die maßlose Verherrlichung der Genies führt zu der absurden Auffassung, als ob alle Völker sich aus großen stupiden Massen zusammensetzten, die überhaupt nur durch gottgesandte Genies zur Kultur geführt und in ihr erhalten werden könnten. Dann können wir gleich die halbe Menschheit aus der Kultur streichen; denn weder die Mongolen noch die Slawen und alle mit ihnen verwandten Völker haben irgendwelche Genies in unserem Sinne aufzuweisen. Neigt man gar zur Auffassung der Germanophilen, daß überhaupt alle Genies der Welt nur durch die Germanen geliefert worden seien, dann gelangt man auf noch abschüssigere Bahnen.

Wollen wir der Wahrheit die Ehre geben, dann müssen wir uns von allen derartigen Uebertreibungen, die die Rassenanthropologie zum Rassenchauvinismus herabwürdigen, fernhalten und nicht von einem germanischen, sondern zum mindesten von einem arischen Artmodell reden, das die Griechen und die lateinischen Rassen umschließt. Daß die Griechen und Lateiner den Germanen gegenüber ihre Rolle heute ausgespielt haben und die Zukunft den Germanen gehöre, hat mit unserer Frage der schöpferischen Veranlagung absolut nichts zu tun. Wenn es auf die rein schöpferischen Faktoren ankommt, dann im Gegenteil stehen Griechen und Lateiner hoch über den Germanen, so hoch wie wir Europäer über den Japanern, die sich trotz ihrer unerwarteten, erstaunlichen Leistungsfähigkeit doch nur auf dem Gebiete der Nachahmung und keineswegs der schöpferischen Tätigkeit bewegen.

Wenn wir daher ganz objektiv bleiben wollen: wie steht es denn in Wahrheit um die schöpferische Kraft der Germanen? Welches ist ihre Eigenart? Haben sie nicht ihre Kultur größtenteils aus Rom bezogen und später aus Griechenland ergänzt? Nicht einmal ihrem Kultus vermochten sie ihr eigenes Gepräge aufzudrücken; eine einem wildfremden Wesen angepaßte Religion ließen sie sich aufpfropfen. Ihre gesellschaftlichen, staatlichen, gesetzlichen Einrichtungen holten sie sich aus Rom; ihre Wissenschaft, Kunst usw. übernahmen sie aus Rom und Griechenland; mit Aristoteles haben sie sich genau wie die Lateiner bis in die neueste Zeit herumgequält. Ja, so wenig schöpferisch sind die Germanen, daß sie sich mit dem barbarischen römischen Recht bis zur Stunde zufrieden gegeben haben. Die Chinesen haben wenigstens ihre eigene Religion, ihr eigenes Recht geschaffen und bis heute behauptet, und, was die Germanen, mit Ausnahme der Engländer, nie fertig gebracht haben, sie sind freie Menschen geblieben; sie haben in ihrer ganzen Geschichte die Sklaverei in keiner Form gekannt. Und als die gesamte abendländische Kulturwelt sich zur Renaissancezeit zu neuem schöpferischen Schaffen aufraffte, wo waren da die Germanen? Nur die Niederländer retteten mit knapper Not die Ehre der germanischen Kultur. Was aber schufen speziell die Deutschen? Das bißchen deutsche Renaissance in der Architektur will sicherlich nicht allzuviel bedeuten. Der breite Strom des schöpferischen Schaffens kam doch aus Italien, und wenn auch der Name manches Künstlers auf germanischen Ursprung zurückzuführen ist: das echte, frisch pulsierende Künstlerblut stammte aus Griechenland; denn die alten

Römer besaßen sicherlich keine künstlerische Ader. Und mit was sind heute noch zum größten Teile unsere Museen und Kunstakademien gefüllt? Mit griechischen und italienischen Kunstschätzen, und jeder germanische Künstler saugt heute noch die künstlerische Muttermilch an den Brüsten Italiens.

Das einzige Schöpferische an dem modernen Germanentum sind die Naturwissenschaften und die Großindustrie. Und selbst zu den Naturwissenschaften haben nicht die Germanen, sondern die Araber den Grund gelegt, und die Lateiner, Italiener und Franzosen, haben zuerst auf dieser Grundlage weitergebaut. Rein germanisch schöpferisch ist nur die durch die Engländer geschaffene Großindustrie, die unserem modernen Leben seinen eigenartigen Stempel aufgedrückt hat. Wir Deutschen sind allerdings immer schnell mit der Ausrede bei der Hand, unser Kulturstreben sei von jeher durch den wirtschaftlichen Druck, den die Hunderte von Duodezfürsten auf die Nation ausübten, behindert worden. Allerdings herrschte an allen diesen Fürstenhöfen eine gesteigerte, z. T. sogar eine glänzende Kultur, allein auch diese mußte jahrhundertelang aus Frankreich und Italien bezogen werden. Bis zur Gründung des Deutschen Reiches war Französisch sogar die Hofsprache. Aber warum haben wir es zu allen diesen Fürsten und Fürstchen kommen lassen? Hat es doch die Ironie des Schicksals gewollt, daß wir noch nach Jahrhunderten der Schmach, der Sklaverei und der politischen Ohnmacht nicht einmal imstande waren, uns aus eigener Kraft von ihnen zu befreien; Napoleon mußte dies besorgen, und das neue Deutsche Reich mußten die Preußen errichten! Ich frage nochmals, wo ist die schöpferische Kraft der Germanen? Ich meine, wir tun besser daran, uns an den Artbegriff der Arier zu halten, bei ihnen den uns gebührenden Platz einzunehmen und nach wie vor als das herrlichste arische Artmodell die Griechen zu betrachten, in denen es kulminierte.

Ich betone, daß ich hier lediglich die Qualität des arischen Artmodells in seiner schöpferischen Kulturfähigkeit im Auge habe; die Vitalität, wie gesagt, ist eine andere Frage. Gewiß, der Lebende behält immer Recht. Die Griechen sind ja verschwunden; es fließt in Hellas kein Tropfen echten griechischen Blutes mehr. Die Lateiner andererseits sind nach riesigen Kulturleistungen der Erschöpfung nahe, und die Germanen stehen heute unstreitig am Steuer des modernen arischen Kulturschiffes. Aber damit haben sie sicherlich nicht die Anwartschaft auf Unsterblichkeit; auch sie werden sich erschöpfen und absterben wie die Lateiner, nur daß sie die letzten ihres Stammes sind. Denn keine jugendkräftigen arischen Kulturrassen sind mehr vorhanden, die ihnen das Steuer abnehmen könnten. Die Mongolen, die sie sicherlich überleben werden, können sie nicht ablösen, da sie wohl eine arische Kultur nachahmen, aber nie progressiv schöpferisch in ihr tätig sein können. Heute indessen brauchen wir uns um solche Fragen nicht zu kümmern, denn noch behauptet das Germanentum überall das Feld. Sein vitales Uebergewicht über die Lateiner wird schon durch folgende Zahlen erwiesen. Während in den letzten hundert Jahren die Anglologen, die Englisch als Muttersprache sprechen, von 20 Millionen auf 136 Millionen, und die Germanologen, die Deutsch als Muttersprache sprechen, von 30 auf 93 Millionen gestiegen sind, haben die Franko-

logen, die Französisch als Muttersprache sprechen, nur eine Steigerung von 31 auf etwa 53 Millionen erfahren. Ganz einwandfrei ist ja der lediglich auf die Sprache gestützte Vergleich nicht, aber er zeugt doch für das im Vergleich zu den Lateinern weit stürmischere Kulturdrängen, und die weit höhere kulturelle Vitalität der Germanen, unter denen die Engländer die weitaus höchste Vitalität besitzen. — Ein weiteres Faktum: die wichtigsten Kultursprachen: Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch und Russisch verteilten sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf 161 Millionen Menschen. Diese Kopfzahl ist im Laufe des Jahrhunderts bis heute auf 410 Millionen gestiegen. Von diesem Zuwachs entfallen auf die englische Sprache über 27 v. H., also mehr als der vierte Teil. An zweiter Stelle kommt Deutschland mit 18,7 v. H., an dritter Rußland mit nahezu ebensoviel, sodann Frankreich mit 12 v. H., Spanien mit 10 v. H., Italien mit 8 v. H. und Portugal mit 3 v. H. Aber während in den letzten hundert Jahren bei der englischen Sprache der Prozentsatz von 12 auf 27 gestiegen und bei der deutschen mit 18,7 v. H. auf derselben Stufe stehen geblieben ist, ist er bei allen anderen hier genannten Sprachen gefallen. So bei der russischen von 18 auf etwa 17 v. H., bei der italienischen von 9 auf 8 v. H., bei der französischen sogar von 19 auf 12 v. H. — Der Vergleich soll hier nur die Germanen und Lateiner berühren; denn niemand wird die Russen als Kulturrasse bezeichnen wollen.

Mit dieser höheren, siegreichen Vitalität können wir ja zufrieden, wir können sogar stolz auf sie sein, aber wir wollen als ehrliche Beurteiler den lateinischen Rassen ihre großen schöpferischen Kulturverdienste lassen und unsere nachahmende und weiterbauende Tätigkeit nicht für eine selbstschöpferische ausgeben, kurz, uns nicht mit fremden Federn schmücken. Es bleibt uns ja noch das Verdienst, durch die Entwicklung der Großindustrie eine der größten Umwälzungen, nämlich die Umwandlung der Kettensklaverei in die Lohnsklaverei vollzogen zu haben. Die Reformation, die man hier vielleicht in Parallele stellen möchte, war wohl eine Revolution, ein Befreiungsakt aus schmachvoller Sklaverei, aber keine schöpferische Großtat; ohne sie wäre vom Germanentum überhaupt nichts mehr übrig geblieben, oder es wäre zum allermindesten zu einer kulturellen Bankerotterklärung des Germanentums gekommen. Und selbst in dieser Hinsicht haben uns wieder die Franzosen in neuester Zeit durch die völlige Trennung von Staat und Kirche überholt.

## § 6.

Man wird nun wohl einwenden: was nützt diese ganze rassenanthropologische Korrektur, wenn das ausschlaggebende Kriterium, die vergleichende Gehirnorganisation, praktisch gar nicht gehandhabt werden kann, wenn der Empirie alle und jegliche Mittel fehlen, ein derartiges Kriterium in irgendeiner Weise zu stützen: da bleiben wir lieber bei den äußeren Merkmalen, mit denen wir bisher hantiert haben. Eine solche Umkehr liefe aber lediglich auf ein testimonium paupertatis hinaus. Die Wissenschaft verlangt, daß jedes Problem in erster Linie richtig formuliert werde; die Lösung mag auf irgendeinem andern Blatte geschrieben stehen.

Natürlich werden wir die Frage nicht unberücksichtigt lassen können, ob die äußeren Merkmale überhaupt etwas für die Kulturfähigkeit zu bedeuten haben oder nicht. Ich bin der Ansicht, daß sie für die geistige und seelische Ueberlegenheit absolut nichts zu bedeuten haben, daß die letztere lediglich durch die Gehirnorganisation bedingt ist. Beim Vergleiche prähistorischer mit neueren Schädeln neigt man ja nur zu gerne zu der Ansicht, daß mit dem Zurücktreten des Prognathismus ein größerer Raum für das Gehirn geschaffen wurde. Aber dieser Ansicht widerspricht die Tatsache, daß das Wachstum des Gehirns den Vortritt hat und sich ihm die Schädelknochen anpassen müssen, das Gehirn sich also in irgendwelcher Richtung ausdehnen kann und es auch tut. Gewiß birgt der Menschenschädel das größte Gehirn; das liegt aber am Gehirn und nicht an der Geräumigkeit des Schädels. Welche winzigen Gehirne hatten die riesigen Saurier; und bei ihnen wäre sicherlich die Möglichkeit einer großen Schädelhöhle gegeben gewesen, selbst auf Kosten gewisser Disproportionen; auf ein paar Unförmlichkeiten mehr oder weniger wäre es sicherlich bei diesen Ungeheuern nicht angekommen!

Ich bin weit eher geneigt, die äußeren Merkmale als den Ausdruck rein ästhetischer Faktoren aufzufassen. Die Natur treibt Aesthetik im höchsten, eminentesten Sinne (s. „Realmonismus“), sie verfolgt ästhetische Prinzipien und Gesetze in unendlich höherem Maße als unser menschlicher Personalintellekt, und je weiter sie schreitet, um so höheren ästhetischen Prinzipien gibt sie ohne Zweifel Ausdruck. Sie baut nicht nur nach dem Nützlichkeitsprinzip, sondern flicht überall die Schönheit, wohlverstanden im absoluten Sinne, mit ein. Jeder Pflanze, jedem Tiere, jedem Menschen sucht sie den Anstrich des Harmonischen zu geben. Im Menschengesicht vor allem sind nicht nur nach dem Nützlichkeitsprinzip die verschiedenen Organe zusammengestellt, sondern in vielen Gesichtern finden wir ein ganz bestimmt ausgesprochenes Schönheitsstreben. Die Langköpfigkeit des Ariers mag eine unbedingte ästhetische Beigabe zum arischen Modell sein, denn sie ist eine andere als die des Polynesiers, und als solche mag sie uns sicherlich mehr imponieren, als die Gedrungenheit des Kurzkopfes. Daß aber ein solches ästhetisches Merkmal Hand in Hand mit feinerer Gehirnorganisation gehen sollte, müssen wir auf Grund der Erfahrung durchaus verneinen. Schöne Menschen sind durchaus nicht immer intelligente Menschen. Allerdings im großen und ganzen genommen ist die englische Rasse die weitaus schönste aller lebenden Rassen, und man könnte verleitet werden, die hohe Intelligenz der Engländer mit dieser Schönheit in Verbindung zu bringen. Die deutschen Rassenanthropologen werden dagegen entschieden protestieren, weshalb ich mich hier auf diese schüchterne Andeutung beschränken will.

Die äußeren Merkmale sind lediglich ein äußeres Erkennungszeichen für ein und dieselbe Art, ein und dieselbe Rasse. Die Pigmentierung der Augen und der Haut, die Farbe und Struktur der Haare, die Schädelform, der Gesichtswinkel usw. haben beim Menschen keine andere Bedeutung als beim Tiere; sie sind besten Falles Charakteristika, oder wenn man will, Korrelate des organischen Aufbaues, nie und nimmermehr aber Funktionen, oder wiederum, wenn man will, Korrelate der Gehirnorganisation. Eben weil sie letzteres nicht sind, können sie

auch kein vergleichendes Kriterium für die Kulturfähigkeit der Rassen abgeben. Das Gehirn ist eine Welt für sich, es beherrscht den Körper, aber es baut ihn nicht auf; d. h. die mechanischen Gesetze, nach denen die Organe sich formen und gruppieren, sind von der Gehirnorganisation unabhängig. Die Kopfform des Menschen ist sicherlich ein Korrelat seines aufrechten Ganges mit allen seinen Modifikationen, und nicht seiner Gehirnentwicklung. Verfügten wir über vergleichende Beobachtungsmethoden des Ganges und der gesamten Körperbewegungen, so würden wir zweifellos herausfinden, daß Lang- und Kurzköpfe nicht durch intellektuelle Unterschiede, sondern durch Gangart und Körperbewegungen voneinander abweichen. Damit brauchten wir die obige Einflechtung der Aesthetik nicht zu eliminieren; denn auch im Gange und in den allgemeinen Körperbewegungen liegt eine unendliche Varietät von Schönheit, Grazie und Anmut. Durch diese Korrektur schieben wir also lediglich die äußeren Merkmale in den ausschließlichen Bereich des organischen Aufbaues, wo sie allein hingehören.

---

## Die Gesetze der organischen Entwicklung und ihre Bedeutung für das Aufsteigen und den Niedergang der Völker.

Hans Fehlinger.

In der jüngsten Zeit ist der Einfluß der Gesetze der organischen Entwicklung auf die menschlichen Gemeinschaften häufig zum Gegenstand der Untersuchung gemacht worden. Manche Autoren verfielen dabei allerdings in einen argen Fehler; sie achteten die sozialen Gebilde den Lebewesen gleich und versuchten die Anwendung biologischer Gesetze auf die gesellschaftlichen Erscheinungen. Hierdurch wurde bloß Verwirrung geschaffen, der Wissenschaft jedoch kein Dienst geleistet. Es ist richtig, daß die Erscheinungen des sozialen Lebens in den organischen Lebenserscheinungen wurzeln, aber sie sind nichtsdestoweniger von eigenen Gesetzen abhängig. Wenn das Leben das organisierte Stadium erreicht hat, so treten Phänomene hervor, die diesem Stadium eigen und die im Bereiche des unorganisierten Lebens nicht anzutreffen sind. Auf diese Tatsache nimmt auch George Chatterton-Hill in seinem Buche „Heredity and Selection in Sociology“[1]) Bedacht, das die hauptsächliche Grundlage dieses Aufsatzes bilden soll, da es der Erörterung von Problemen gewidmet ist, die für die Zukunft der Kulturvölker von höchster Bedeutung sind. Chatterton-Hill weist darauf hin, daß die Gesellschaft durch das psychosoziale Element ausgezeichnet ist, das den sozialen Typus vom organischen Typus unterscheidet, und dem mit dem Fortschreiten der sozialen Entwicklung ein steigender Einfluß zufällt; denn je komplizierter das soziale Leben wird, desto mehr wird seine wesentliche Eigenart, das psychosoziale Phänomen, zur Ausbildung neigen. Die geistigen Kräfte

[1]) „Heredity and Selection in Sociology“. Verlag von A. u. C. Black, London 1907. XXX und 571 Seiten 8°.

des Menschen haben sich Jahrtausende hindurch entfaltet, es wurden Kulturwerte angehäuft, durch die Tradition von Generation zu Generation übertragen und beständig gesteigert. Jede neue Generation hinterließ an dem Erbgut der Gesellschaft ihren besonderen Eindruck. Wir sehen, wie die intellektuellen Kräfte sich die Naturkräfte unterordnen, und wir können sagen, daß die Geschichte der sozialen Entwicklung „die Geschichte eines langen Bemühens seitens des sozialisierten Individuums war, um sich von den Kräften, welche so despotisch das Leben aller unter dem Menschen stehenden Arten beherrschen, zu emanzipieren und sie zu unterwerfen". Chatterton-Hill wirft nun die Frage auf, ob diese Emanzipation des sozialisierten Menschen die Schlußfolgerung rechtfertigt, daß der Mensch nicht oder nur in geringerem Maße dem Walten der Macht ausgesetzt ist, das bei den anderen Arten zum ausschließlichen Ueberleben der Individuen führt, deren Konstitution ihren Lebensverhältnissen angepaßt ist. Er findet, daß die Antwort verneinend sein muß, denn der Mensch hört trotz seiner Zugehörigkeit zu einer Gesellschaftsorganisation nicht auf, ein tierisches Wesen zu sein; „wenn ihn einerseits die Fähigkeiten, welche durch das soziale Leben im Verlaufe unzähliger Generationen entwickelt wurden, von allen übrigen Organismen unterscheiden, so ist er andererseits durch seinen Körperbau an all die zahllosen tierischen Vorfahren gegliedert, die ihm vorausgingen", — er untersteht ohne Zweifel den Gesetzen der organischen Entwicklung.

Die Kräfte, deren Zusammenwirken die Entwicklung der lebenden Organismen, ihre fortschreitende Umformung von einem einzigen ursprünglichen Typus zu immer höher organisierten Formen zur Folge hat, sind die Variabilität, die Vererbung, die überschüssige Fruchtbarkeit und die Auslese. Sie bilden die Grundlagen der Abstammungslehre Darwins, der Anwendung der Entwicklungslehre, die allgemeinwissenschaftlichen Ursprungs ist, auf die Welt des Organischen[1]).

Die Variabilität ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Eigenschaft aller Lebewesen. Wie sehr sich Individuen einer Art ähnlich sein mögen, so ergibt die genaue Betrachtung doch, daß niemals auch nur zwei einander vollkommen gleich sind (abgesehen von „identischen Zwillingen"). Die Merkmale, durch welche Individuen einer Art zu unterscheiden sind, variieren innerhalb bestimmter Grenzen, und der Bereich, innerhalb dessen die Abänderung möglich ist, wird die Variationsbreite oder der Abänderungsspielraum genannt. Es gibt sowohl symmetrische als asymmetrische Variationskurven. Die symmetrischen Variationskurven bilden die Regel; die vom Normalen am wenigsten abweichenden Variationen eines Merkmals sind gewöhnlich am häufigsten, und die Variationen in auf- oder absteigender Richtung werden seltener, je weiter sie vom Mittelwert entfernt sind.

Mit der Variation steht die Vererbung in enger Beziehung. Die Variationen werden bei der Vermischung der Vererbungssubstanz zweier Individuen — der Amphimixis — in mannigfacher Art neu kombiniert; aber die Amphimixis ist nicht selbst die Quelle der Variation, sie kann die vorhandenen Variationen bloß vervielfältigen, sowie anders kombinieren. Was ist dann die ursprüngliche Quelle

[1]) Methner, Organismen u. Staaten, S. 5. Jena 1906.

der Variation? Man könnte annehmen, daß es äußere Einflüsse, die auf das Individuum wirken, sind. Diese Annahme weist Chatterton-Hill zurück. Er vertritt den Grundsatz, daß somatische Veränderungen nicht vererbbar sind, und daß die Vererbungssubstanz nicht, oder nur in sehr geringem Maße, Modifikationen durch äußere Einflüsse ausgesetzt ist. Eine Erklärung der Entstehung der Variationen bildet die Weismannsche Lehre von der Keimauslese. Um sie verständlich zu machen, ist der Vererbungsvorgang etwas näher zu betrachten. „Seit der mächtigen Anregung der wissenschaftlichen Forschung durch Darwins Werk wurden viele Theorien zur Erklärung der Erscheinungen der Vererbung und Entwicklung aufgestellt. Von all diesen Theorien ist es Weismanns Keimplasmatheorie[1]), die am meisten mit den Tatsachen übereinstimmt, die sich am wahrscheinlichsten erhalten wird, wenn auch nicht ohne Aenderungen, so doch in ihren Grundgedanken.... Das Keimplasma ist die Substanz, mittels welcher (bei der Verbindung der Kerne der elterlichen Keimzellen) das Vermögen zur Entwicklung und Fortpflanzung, das ein Lebewesen besitzt, auf die Nachkommen übertragen wird. Es ist der Träger der Vererbung, die Substanz, welche die Fortdauer des Lebens sichert. — Die Auffassung, die Weismanns Theorie zugrunde liegt, ist die Fortdauer des Keimplasmas, das, wie die Protozoen, unsterblich ist. Es stirbt nicht mit dem Individuum ab, sondern es dauert von Generation zu Generation unendlich fort. Die einzelligen Wesen gehen nicht infolge Erschöpfung der Lebenskraft zugrunde, wie die höheren Organismen. Sobald sie eine bestimmte Grenze des Wachstums erreicht haben, die sie nicht überschreiten können, teilen sie sich. Die beiden Hälften trennen sich als unabhängige Einheiten und machen wieder den Vorgang des Wachstums und der Teilung durch — und so geht es unendlich fort. Einzellige Organismen sind also unsterblich, d. h. sie hören nicht infolge natürlichen Todes zu existieren auf. Ganz dasselbe ist es mit dem Keimplasma.“ Richtiger gesagt, erhält sich nur ein Teil des Keimplasma, denn es ist „in jedem Organismus in zweifacher, nämlich aktiver und nicht aktiver Form vorhanden. Das aktive Keimplasma dient zum Aufbau des Körpers oder Soma des Individuums und wird aus diesem Grunde das »somatische Idioplasma« genannt. Jede Zelle des Körpers enthält Keimplasma in aktiver Form; aber dieses aktive Keimplasma, das wohl der Körperzelle die Reproduktion ermöglicht, ermöglicht nicht die Reproduktion des ganzen Körpers. Das aktive Keimplasma, das den Erfordernissen der individuellen Entwicklung angepaßt ist, stirbt mit dem Körper ab. Das inaktive Keimplasma, welches der Erhaltung der Art angepaßt und ausschließlich in den Fortpflanzungszellen vorhanden ist, wird von einer Generation auf die andere übertragen und verbürgt die Kontinuität der Entwicklung der Art, der Phylogenese“[2]); es ist bloß den quantitativen Veränderungen des Wachstums und der Teilung unterworfen. Das Keimplasma besteht aus einer Anzahl von Chromosomen (Kernstäbchen) im Kerne der Keimzellen. Die Chromosomen sind Anhäufungen von Lebenseinheiten, die Weismann „Ide“ bezeichnet. „Die Ide bilden keine homogene Substanz; es wird im Gegenteil

---

[1]) Weismann, Vorträge über Deszendenztheorie. 2. Aufl. Jena 1904.
[2]) Chatterton-Hill, Heredity and Selection, S. 26—28.

angenommen, daß jedes Id aus einer Anzahl anderer Lebenseinheiten zusammengesetzt ist, den Determinanten. ... Auch die Determinanten sind nicht die primären Lebenseinheiten; sie müssen selbst komplizierter Art sein, und man setzt voraus, daß sie aus kleinsten Lebenseinheiten oder Biophoren gebildet werden"[1]). Der Charakter der Zellen eines Lebewesens wird vom aktiven Keimplasma in der Weise bestimmt, daß sich die Ide in Determinanten und diese in ihre Biophoren auflösen, die in die verschiedenen Zellen dringen und deren Form und Funktion festlegen. Die Determinanten übereinstimmender Körperstellen eines Individuums oder die Determinanten derselben Körperstellen verschiedener Individuen — der Eltern — sind zueinander homolog. Die homologen Determinanten sind homodynam oder heterodynam, je nachdem sie geeignet sind, die Körperstelle mit der gleichen oder mit einer abweichenden Eigenschaft auszustatten. — Die Zahl der Chromosomen des Keimplasmas ist bei den einzelnen Arten ungleich, und sie besitzen, infolge der Amphimixis, bei den Individuen einer und derselben Art verschiedene Eigenschaften (Anlagen). Die Gestaltung jedes neuen Individuums wird durch das Zusammen- und teilweise durch das Gegeneinanderwirken der Ide, der höchsten Lebenseinheiten des Keimplasmas, bestimmt, deren jedes alle für die Entwicklung des Individuums nötigen Anlagen birgt. Das neue Individuum „ist die Resultante der bestimmenden Kräfte aus sämtlichen im Keimplasma enthaltenen Iden. Von den verschiedenen Determinanten, die von den individuell verschiedenen Iden ausgehen, wird jedesmal die Variante die meiste Aussicht haben, die Zelle ganz oder vorwiegend zu bestimmen, die durch die größte Anzahl homodynamer, d. h. gleichwirkender Determinanten vertreten ist. Homodyname Determinanten werden ihre bestimmenden Kräfte summieren, gleichgültig, ob sie von einem oder von beiden Eltern stammen, während heterodyname im besten Fall zusammen eine diagonale Resultante hervorbringen, unter Umständen aber auch sich in ihrer Wirkung gegenseitig hemmen, ja vielleicht aufheben"[2]). Keiner der beiden Eltern hat im allgemeinen eine größere Vererbungskraft; in gewissen Fällen kann jedoch die Vererbungskraft des einen Elters überwiegen, besonders infolge der Keimauslese. Die elementaren Partikel des Keimplasmas haben als Lebenseinheiten die Fähigkeit der Assimilation und des Wachstums, und sie erfordern Ernährung, die durch eine im Plasma zirkulierende Flüssigkeit erfolgt. Die Quantität der Nahrungsflüssigkeit, die sie erlangen und assimilieren können, bestimmt ihr Wachstum und ihre Stärke; hierin vorkommende Ungleichheiten, die äußeren Einflüssen entspringen, werden sich in ungleicher Entwicklung dieser Elementarpartikel äußern. Die Schwächung von Determinanten infolge ungenügender intraplasmischer Ernährung verursacht zugleich eine Schwächung ihrer Assimilationskraft, und in dem Verhältnis als diese herabgesetzt wird, sind die benachbarten Determinanten imstande, für sich eine zunehmende Nahrungsmenge auf Kosten der ohnehin schon geschwächten Determinanten zu erlangen; sie werden also rascher wachsen und sich vermehren, wohl auch die schwächeren zugrunde richten können. „Die relative Stärke der Determinanten (welche die

[1]) Ebenda, S. 28—29.
[2]) Schallmayer, Vererbung und Auslese, S. 42. Jena 1903.

erblichen Anlagen des Individuums bestimmen) wird durch diesen Kampf um die intragerminale Nahrungsflüssigkeit entschieden, und die Veränderungen im Gleichgewicht der Determinanten des Keimplasma sind die Quelle aller erblichen Variationen. Die Möglichkeit der Anpassung des Organismus liegt in dem Vermögen der so entstandenen Variationen, in einer gegebenen Richtung fortzudauern, bis Personalauslese eingreift, ... nämlich bis die durch diese Wandlungen im Keimplasma verursachte Variation Auslesewert erlangt und entweder nützlich oder schädlich für die Art wird. Sollte die Variation nützlich sein, so wird die Personalauslese ihre Erhaltung und fernere Steigerung begünstigen, indem jene Individuen, die sie besitzen, im Daseinskampf erhalten bleiben. ... Sollte sich die derart geförderte Variation unter Umständen bis zu einem Grade entwickeln, daß sie für die Art schädlich wird und mit ihren Lebensbedingungen unvereinbar ist, so wird wieder die Personalauslese eingreifen und die Variation durch Beseitigung der Individuen, bei welchen sie exzessiv ist, auf das für die Art günstige Maß zurückführen."[1] Keimvariationen von negativem Selektionswert werden in gleicher Weise durch die Personalauslese beseitigt. — Keimvariationen können aufsteigend oder rückschreitend sein (Plus- oder Minusvariationen). Der aufsteigenden Keimvariation sind enge Grenzen gezogen, in erster Linie durch die beschränkte Quantität der Nahrungsflüssigkeit im Keimplasma. Der rückschreitenden Keimvariation ist keine Grenze gesetzt, sie kann bis zum völligen Verschwinden der geschwächten Determinanten eines Organs andauern. Die rückschreitende Variation ist die Ursache des Verschwindens von Artcharakteren. Die Theorie der Keimvariation und Keimauslese macht Erscheinungen verständlich, zu deren Erklärung sonst die Vererbung funktionell erworbener somatischer Eigenschaften herangezogen wurde.

Die wichtigste Quelle der Verschiedenheit zwischen Eltern und Kindern, sowie zwischen Geschwistern, ist der Vererbungsvorgang. Bei allen vielzelligen Tieren wird bei der Reifung der Keimzellen — vor der Amphimixis — die Hälfte der Chromosomen ausgeschieden, wobei resultiert, daß die zurückbleibende Hälfte der Chromosomen in jeder Keimzelle desselben Individuums aus andern Erbeinheiten zusammengesetzt ist. Die Zahl der Kombinationen, die sich ergeben können, ist ungeheuer groß. Außerdem entstehen Verschiedenheiten zwischen Eltern und Nachkommen und zwischen Geschwistern durch die latente Vererbung; es kommt nämlich ein Teil der ererbten Anlagen nicht zur Geltung, und zwar wieder bei jedem Nachkommen eines Paares andere Anlagen. Doch diese latent bleibenden Anlagen können weiter vererbt werden und in einer späteren Generation hervortreten.

Es steht außer Frage, daß die bisher betrachteten Kräfte der organischen Entwicklung, Variation und Vererbung, beim Menschen wirksam sind. Die Variation ist ohne Schwierigkeit zu beobachten, und es ist auch das Maß der Variation verschiedener Eigenschaften des Menschen schon festgestellt worden. Ebenso hat die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte unwiderlegliche Beweise der Vererbung körperlicher wie geistiger Eigenschaften beim Menschen

---

[1]) Chatterton-Hill, a. a. O., S. 46—49.

erbracht, und es darf sogar als sicher gelten, daß körperliche und geistige Eigenschaften in gleicher Intensität vererbt werden[1]).

Gehen wir nun zur Betrachtung der überschüssigen Fruchtbarkeit und der Auslese über. Darwin sagte, es gebe keine Ausnahme von der Regel, derzufolge sich die organischen Wesen so stark vermehren, daß die Nachkommen eines einzigen Paares in kurzer Zeit die Erde bedecken würden, wenn sie nicht der Vernichtung ausgesetzt wären. Die Natur wirkt der enormen Fruchtbarkeit dadurch entgegen, daß sie nur einen Teil — bei den meisten Arten einen sehr kleinen Teil — der Nachkommen eines Paares zur Fortpflanzung kommen läßt. Auf diese Weise wird das Gleichgewicht zwischen der Vermehrung der Lebewesen und dem vorhandenen Raum, sowie der Nahrungsmenge, hergestellt. Auf den ersten Blick mag die Bedeutung der überschüssigen Fruchtbarkeit nicht einleuchtend sein, doch wird es bei näherer Prüfung klar, daß sie nicht zwecklos, nicht bloß eine Laune der Natur ist. Die Organismen haben, um zur Fortpflanzung zu gelangen, viele Gefahren zu überstehen, und je schwerer es ist, diesen Gefahren zu entgehen, je mehr Individuen vor erlangter Fortpflanzungsfähigkeit zugrunde gehen, desto größer ist die Fruchtbarkeit der betreffenden Arten. Dabei ist es keineswegs dem Zufall überlassen, welche von den Nachkommen eines Elternpaares zur Fortpflanzung erhalten bleiben. Von Ausnahmefällen abgesehen, ist die Vernichtung nicht wahllos: die tüchtigsten Individuen überleben und pflanzen die Art fort, die übrigen gehen zugrunde. Solange die Lebensbedingungen keine Aenderung erfahren, sind jene als die „Tüchtigsten“ zu verstehen, die diesen Bedingungen am besten angepaßt sind. Tritt in den Lebensbedingungen eine Aenderung auf, so werden jene am meisten Aussicht haben erhalten zu bleiben, die sich den neuen Bedingungen vermöge ihnen eigener Variationen am besten anpassen können. Ueberschüssige Fruchtbarkeit und Auslese werden als Kampf ums Dasein zusammengefaßt, den auch die Menschheit durchzukämpfen hat.

* * *

Zahlreiche Probleme der organischen Entwicklung harren noch der endgültigen Lösung. Zu den am meisten umstrittenen davon gehört die von Lamarck behauptete Vererbbarkeit von Eigenschaften, die der Körper unabhängig vom Keim erwarb. Das ist ein Gegenstand, der nicht nur für den Biologen, sondern ebensosehr für den Soziologen von Wichtigkeit ist. Man kann Chatterton-Hill beipflichten: „Lamarck hat der biologischen Wissenschaft durch die Verkündung der fundamentalen Wahrheit, daß die Welt der Organismen, wie wir sie kennen, nicht das Ergebnis einer Reihe besonderer Schöpfungen, sondern eines langen Vorganges der Entwicklung vom Einfachen zum Komplizierten, vom Gleichen zum Verschiedenen ist, einen großen und dauernden Dienst geleistet. Dasselbe kann von seiner Erklärung des Mechanismus der Entwicklung durch erbliche Uebertragung körperlicher und geistiger Abänderungen, die sich infolge funktionellen Ge-

[1]) Insbesondere in der Zeitschrift „Biometrika“, Bd. 1—7 (Cambridge, University Press), sind Ergebnisse von Untersuchungen dieser Art veröffentlicht.

brauchs oder Nichtgebrauchs ergeben, nicht gesagt werden, obgleich diese Ansicht unter den zur Erklärung des Entwicklungsvorganges aufgestellten Theorien bis in die jüngste Zeit den vordersten Platz inne hatte. Die Lamarcksche Theorie beruht ganz auf der Voraussetzung, daß somatische Eigenschaften — körperliche wie geistige — durch funktionellen Gebrauch oder Nichtgebrauch oder durch die Umgebungsverhältnisse abgeändert werden können, und daß die Fähigkeit zu erblicher Uebertragung solcher Abänderungen besteht. . . . Der erste Teil des Lamarckschen Satzes ist unleugbar richtig; aber daß die rein somatischen Variationen erblich übertragbar sind, ist eine Schlußfolgerung, die auf keinen wissenschaftlichen Tatsachen fußt." (S. 65 bis 66.) Wäre die Theorie richtig, so ließen sich mit ihrer Hülfe viele Erscheinungen erklären, die auf andere Weise äußerst schwer erklärt werden können, insbesondere Fragen der Sozialpsychologie. Die Experimente, welche angestellt wurden, um die Vererbbarkeit von Verstümmelungen zu erweisen, schlugen vollkommen fehl. Ein für den Lamarckismus günstigeres Resultat schienen die Untersuchungen über die Vererbbarkeit von Krankheiten zu ergeben, und es sind denn auch Tatsachen aus dem Gebiet der Pathologie, auf die sich die Befürworter der Lamarckschen Theorie am meisten stützen: das Auftreten gewisser Krankheiten in einer Familie mehrere Generationen hindurch, wie z. B. der Tuberkulose, der Syphilis, der Geistesstörung usw. Alle die in Betracht kommenden Krankheiten werden durch die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände so ungemein begünstigt, daß auch die Neuerwerbung in mehreren aufeinanderfolgenden Generationen derselben Familie mit gleicher Berechtigung anzunehmen ist. Aber selbst wenn eine bestimmte Krankheit in jeder Generation einer Familie neu erworben wird, so muß eine Ursache vorhanden sein, warum die Glieder dieser Familie unter den gegebenen Lebensverhältnissen den gesundheitsgefährlichen Einflüssen weniger widerstehen können als die Glieder einer anderen Familie, die den gleichen äußeren Einflüssen ausgesetzt sind.

Wie sollen wir das erklären?

Nach der Lehre Weismanns sind nur die Anlagen vererbbar, die das Keimplasma enthält, und die von Keim zu Keim übertragen werden. Die Krankheit, die das Individuum während seines Lebens erwirbt, deren Anlage also nicht im Keim erhalten war, kann nicht weiter vererbt werden. Das der Erhaltung der Art dienende inaktive Keimplasma ist nur dem Wachstum und Quantitätsteilungen unterworfen, es kann Krankheitsanlagen nicht erwerben. Der Ernährung des Keimplasma wird jedoch von Weismann selbst eine hohe Bedeutung beigelegt, und wenn man seinen Anschauungen beipflichtet, muß man zugeben, daß durch äußere Einflüsse, die auf die Ernährung des Keimplasma wirken, ein indirekter Einfluß auf das Keimplasma ausgeübt wird, indem nämlich die Störung des Gleichgewichts der Determinanten zur Folge hat, daß bei den aus den Keimen hervorgehenden Individuen gewisse Eigenschaften nicht in der Vollkommenheit ausgebildet sein werden, die für das Gedeihen der Art erforderlich ist. (Rückschreitende Keimvariation.) Das unvollkommene Organ wird während des Lebens des Individuums viel mehr Störungen ausgesetzt

sein, mit anderen Worten, es wird leichter erkranken, als ein entsprechendes vollkommenes Organ.

Demgemäß darf man sagen: Eine Verbesserung der Lebensbedingungen kann verhüten, daß die schädliche Beeinflussung der Keimernährung andauert, bei immer mehr Individuen vorkommt, und zur Quelle fortschreitender Entartung wird; ebenso wie durch ungünstige äußere Verhältnisse die Keimernährung ungünstig beeinflußt wird, so wird die Besserung der Lebensbedingungen auf die Keimernährung eine günstige Wirkung haben. Reformen, welche die Lebensbedingungen verbessern, können also kein Schaden für die Rasse sein. Als eine wichtige Prophylaxe der Entartung wäre die Ausscheidung und Festhaltung des defekten Teils der Bevölkerung anzusehen, wie sie das von Grotjahn empfohlene ausgedehnte Hospital und Asylwesen mit sich bringt[1]).

Neben der indirekten wird eine direkte Beeinflussung der Keime durch äußere Einwirkungen angenommen, so zwar, daß mit der Ernährungsflüssigkeit Gifte in das Keimplasma gelangen. Chatterton-Hill bemerkt hierzu: „Syphilis ist eine mikrobische Krankheit, die wesentlich das Blut betrifft, und es ist einleuchtend, daß die Fortpflanzungs- oder Keimzellen, die, wie die somatischen Zellen, von der Blutzufuhr abhängen, der Infektion durch die giftigen Eigenschaften ausgesetzt sind, wie der Rest des Organismus. Mit dem Alkoholismus ist es dasselbe. Die Keimzellen sind so wie die anderen Teile des Organismus einer Infektion durch die im Blut zirkulierenden Gifte des Alkohols unterworfen.“[2]) Gewiß kann es bei Vergiftungen vorkommen, daß toxische Substanzen in die Keimzellen gelangen. In dem Fall werden aber die betroffenen Keimzellen so sehr geschädigt, daß sie ihre Entwicklungsfähigkeit verlieren und die Möglichkeit einer direkten Krankheitsübertragung schwindet. Als Bestätigung dieser Ansicht dürfte beispielsweise die sehr häufige Unfruchtbarkeit syphilitischer Personen anzusehen sein.

Körpermängel, die das Ergebnis rückschreitender (regressiver) Keimvariation sind[3]), werden durch Hinderung der Auslese angehäuft, wie es bei der Kurzsichtigkeit der Fall ist. Sobald die Auslese aufhört, welche auf Erlangung und Erhaltung der größten Vollkommenheit eines Organes, seine maximale Nützlichkeit, gerichtet ist, oder selbst wenn sie bloß abgeschwächt wird, kommen nicht nur die Individuen zur Fortpflanzung, bei denen die Vollkommenheit vorhanden ist, sondern außerdem auch jene, die ehedem infolge ihres Mangels vor dem Eintritt in die Fortpflanzung zugrunde gingen. Die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Gesichtssinnes sind bei den hochkultivierten Völkern geringer geworden, als sie auf tiefer Kulturstufe waren; die Auslese ist aufgehoben; daher haben wir die erschreckende Zunahme der Kurzsichtigkeit[4]). In gleicher Weise können Mängel des Gehörorgans und anderer Organe angehäuft werden.

---

[1]) Grotjahn, Krankenhauswesen und Heilstättenbewegung. Leipzig 1908.

[2]) Heredity and Selection, S. 69.

[3]) Oder Eigenschaften, die sich aus exzessiver, für die Art schädlicher, aufsteigender Keimvariation ergaben.

[4]) Steiger, Entwicklungsgeschichtliche Gedanken über Kurzsichtigkeit. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biol., 4. Jahrg., S. 314 ff.

Zu den Eigenschaften, die als erworben — nämlich vom Körper unabhängig vom Keim erworben — und dennoch vererbbar angesehen worden sind, gehören auch die Instinkte. Chatterton-Hill wendet sich mit Recht gegen diese Auffassung, bei der vorausgesetzt wird, die Instinkte seien vererbte Gewohnheiten, denn es gibt z. B. bei Insekten Instinkte, die sich nur einmal im Leben äußern, also nicht als Ergebnis der Gewohnheit zu erklären sind. „Es mag eingewendet werden, daß es dennoch Instinkte gibt, die durch Uebung während des Lebens geschärft und entwickelt werden, die von Generation auf Generation übergehen und schließlich Artcharaktere werden. Das wird von der Treue des Haushundes und dem Jagdinstinkt des Jagdhundes gesagt usw. Trotzdem ist die Erklärung der Entstehung der Instinkte durch natürliche Auslese nicht allein zureichend, sondern auch bei weitem die rationellste Erklärung. Die Instinkte hängen von einem besonderen Mechanismus des Gehirns ab, das so abänderungsfähig ist, wie andere Teile des Organismus; sie sind ferner in der Mehrheit der Fälle notwendig für die Erhaltung der Art und dementsprechend vollständig und genau ihren Lebensbedingungen angepaßt, so daß es bloß rationell ist, ihre Entstehung und Entwicklung der natürlichen Auslese zuzuschreiben“[1]).

Würde die Theorie der Vererbbarkeit funktionell erworbener Eigenschaften richtig sein, so wäre der Bestand der Kastenorganisation, der am meisten anti-demokratischen Gesellschaftsordnung, vollauf gerechtfertigt. Denn wenn die durch Uebung erworbene Eignung einer Person zu gewissen Verrichtungen auf ihre Nachkommenschaft erblich übertragbar ist, dann müßten die Nachkommen eben wieder die für die betreffende Verrichtung tauglichsten Individuen sein, und für die Gesellschaft wäre es von Nachteil, falls sie nicht den ihnen so „von Natur aus“ zugewiesenen Platz einnähmen; denn sie hat ein Interesse daran, daß — wie Ammon sagt — „an jedem Platz die richtige Persönlichkeit steht, die durch ihre Begabung geeignet ist, den Platz am besten auszufüllen“[2]). In Wirklichkeit kann diesem gesellschaftlichen Interesse nur dann entsprochen werden, wenn jede Person ihre Fähigkeiten zur Geltung bringen kann, was eine demokratische Gesellschaftsform ermöglicht.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß das Talent vererbbar ist; aber es wird sich bei Eltern und Nachkommen keineswegs immer in gleicher Richtung äußern.

* * *

Ein Problem, das mit den Fortschritten der modernen Verkehrsentwicklung die allgemeine Aufmerksamkeit in steigendem Maße auf sich zieht, ist die Kreuzung verschiedener Menschenrassen und ihre Rückwirkung auf die gesellschaftlichen Zustände. Die Meinungen über den Wert der Rassenkreuzung sind geteilt. Bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts herrschte nahezu ausschließlich die Anschauung, daß sie vorteilhaft sei; seitdem hat sich jedoch die Zahl

---

[1]) Heredity and Selection, S. 73—74.

[2]) Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen, S. 29, 3. Aufl. Jena 1900.

derer bedeutend vermehrt, die dies bestreiten, und die der Kreuzung verschiedener Menschenvarietäten eine ungünstige Wirkung zuschreiben. Chatterton-Hill nimmt ebenfalls diese Stellung ein[1]). Es ist notwendig, den Begriff der Bastardierung vom Begriff der Rassenkreuzung (Blendung) scharf zu scheiden — was Chatterton-Hill nicht tut. Bastardierung ist die sexuelle Vermischung von Individuen verschiedener Arten; die Bastarde tragen Charaktere beider Eltern in verschiedenen Mischungsgraden, und sie sind meist unfruchtbar, obzwar das Vorkommen fruchtbarer Bastarde konstatiert ist. Rassenkreuzung ist die sexuelle Vermischung von Individuen verschiedener Varietäten einer Art, deren Nachkommen untereinander unbegrenzt fruchtbar sind. Beim Menschen kommt nur die Rassenkreuzung in Betracht.

Auf eine ungünstige Wirkung der Kreuzung menschlicher Rassen weisen Beobachtungen in Ländern mit Mischlingsbevölkerung hin. In Indien ist mit dem Fortschritt der Rassenkreuzung die Kultur stetig zurückgegangen; Entartungserscheinungen treten dort am häufigsten hervor, wo die Mischung der Rassen den höchsten Grad erreicht hat, in den von Ario-Drawidiern und Mongolo-Drawidiern bewohnten Gebieten. Auf Rassenkreuzung allein dürfen jedoch diese Entartungserscheinungen nicht zurückgeführt werden. — Trostlose Zustände herrschen in den mittel- und südamerikanischen Mischlingsstaaten, deren Bevölkerung kaum noch wächst, und deren kulturelle Stagnation in einem auffallenden Gegensatz zu der raschen und kräftigen Entwicklung der Vereinigten Staaten und Kanadas steht. Die Zustände in Mittel- und Südamerika können teilweise als Folge der Rassenkreuzung gelten. Sapper sagt z. B.[2]), daß die Mestizen in ihren Charaktereigenschaften unter den Indianern stehen, die sie jedoch gewöhnlich an Intelligenz übertreffen. Den Mestizen mangelt die Ausdauer, wodurch sie bei ihren Unternehmungen oft schon auf halbem Wege Schiffbruch leiden. Ihre Unzuverlässigkeit und Unwahrhaftigkeit macht sie zu unangenehmen Partnern bei allen geschäftlichen Verbindungen. In der körperlichen Erscheinung der Mestizen tritt der größere oder geringere Grad der Blutmischung in der Regel klar hervor. Sie sind ausdauernder wie die Indianer, jedoch wie diese mit sonstiger Körperkraft nicht besonders begünstigt. Den Einflüssen der tropischen Natur können sie besser widerstehen als die reinen Indianer oder die Weißen. Im ganzen betrachtet, besitzt die Bevölkerung des „romanischen“ Amerika Eigenschaften, die als ungünstig für die Anpassung an moderne Wirtschaftsverhältnisse bezeichnet werden müssen. Sie sind teils das Ergebnis klimatischer und ökonomischer Einwirkungen, teils Rassencharaktere. Die am deutlichsten hervortretende Eigenart ist die Apathie, welche die Leute allem gegenüber zur Schau tragen; in den einzelnen Gegenden und bei den einzelnen sozialen Klassen mehr oder minder ausgeprägt, ist sie ein Rassencharakter, der eine weittragende Bedeutung für die Gestaltung der volkswirtschaftlichen Zustände hat. — Die von Europäern und Negern abstammenden Mischlinge in den Vereinigten Staaten überragen in intellektueller Beziehung die reinrassigen Neger,

[1]) Heredity and Selection, S. 120.

[2]) Die Zukunft der mittelamerikanischen Indianerstämme. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biol., 2. Jahrg., S. 398—400.

aber sie stehen ihnen in manchen physischen Eigenschaften nach[1]. — Low[2] berichtet, daß die Mischlinge von Eskimos und Europäern viel weniger widerstandsfähig sind als reinblütige Eskimos; sie sterben in der Regel vor erlangter Fortpflanzungsfähigkeit. Solcher Beispiele ließen sich noch mehr anführen.

Ueber die Ursache der ungünstigen Wirkung der Rassenkreuzung herrscht noch Unklarheit. Sicher ist, daß eine Rasse, die für gegebene Lebensbedingungen kraft ihrer Veranlagung gut ausgerüstet ist, einer Verschlechterung ausgesetzt sein muß, wenn sie sich mit einer Rasse vermischt, welche die für die Erhaltung und Fortpflanzung unter diesen Bedingungen erforderlichen Anlagen nicht in gleichem Maße besitzt. Eine gleiche erbliche Veranlagung der menschlichen Rassen annehmen zu wollen, ist ein Unding; sie haben sich viele Jahrtausende hindurch differenziert, abweichenden Lebensbedingungen angepaßt. Werden in einem Gemeinwesen Angehörige weit differenzierter Rassen vereinigt, so wird es unfehlbar zum Konflikt kommen; denn die Einrichtungen des Gemeinwesens sind nur für einen Teil der Bevölkerung passend, für den anderen Teil nicht. — Eine objektive „Wertung“ der Ungleichheiten der Rassen ist vom biologischen Standpunkt aus möglich; jene Rasse ist höherstehend als eine andere, die sich unter den verschiedenen äußeren Lebensbedingungen besser erhalten und fortpflanzen kann, also allgemein besser angepaßt ist, als die andere.

* * *

Im zweiten Teil seines Buches untersucht Chatterton-Hill, ob das Stadium der sozialen Entwicklung, in dem sich die abendländischen Völker gegenwärtig befinden, der biologischen Tüchtigkeit der Rasse zuträglich ist. Er findet, daß es nicht so ist, weil die gesellschaftlichen Einrichtungen das Walten der Auslese hindern, und Entartungserscheinungen in der Folge sich geltend machen. Das „mag jenen paradox erscheinen, die gewohnt sind, die Theorie des sozialen Fortschritts als Dogma anzunehmen und die, ohne die Tatsachen zu prüfen, sich vorstellen, die abendländische Zivilisation, wie wir sie heute kennen, sei der Gipfel des Fortschritts. Bei Betrachtung der Frage des sozialen Fortschritts ist es wichtig, zwischen eugenischem und traditionellem Fortschritt zu unterscheiden: eugenischer Fortschritt ist der biologische Fortschritt einer Rasse, traditioneller Fortschritt ist der Fortschritt auf dem eigentlichen Gebiete der Soziologie, auf dem der Institutionen, Ueberlieferungen und der geistigen Kultur im allgemeinen. Wir sind weit davon entfernt, den Fortschritt, der durch das Vorwärtsdringen der Zivilisation bewirkt wurde, zu leugnen; aber es ist ein Irrtum, traditionellen Fortschritt als gleichbedeutend mit biologischem Fortschritt zu erachten, oder anzunehmen, daß der eine den andern in sich schließt“. „Fortschritt auf dem Gebiete der Tradition muß nicht von einem entsprechenden Fortschritt der Körperkonstitution der Rasse begleitet sein. Während die angewandten Wissenschaften die Welt eroberten, kann der biologische Wert der sozialen Einheit

[1]) Hoffmann, Race Traits and Tendencies of the American Negro, S. 178 ff. Neu-York, 1896.

[2]) Report on the Dominion Government Expedition to Hudson Bay usw., S. 131—162. Ottawa 1906.

nicht gesteigert worden oder er kann sogar zurückgegangen sein". (S. 309—311.) An Beispielen aus der Geschichte sucht Chatterton-Hill zu erweisen, daß biologischer und traditioneller Fortschritt nicht immer Hand in Hand gehen. So waren die Griechen zur Zeit ihrer Niederwerfung durch Philipp von Makedonien ihren Gegnern kulturell überlegen, biologisch aber standen sie ihnen nach. Die Hunnen, die das römische Reich vernichten halfen, besaßen zwar eine „immense biologische Superiorität", aber ihr Mangel an sozialer Kultur machte sie unfähig, an Stelle des Vernichteten etwas Dauerndes neu zu schaffen. Die Indianer Nordamerikas waren vor der Ankunft der Europäer in biologischer Beziehung eine sehr gute Rasse, doch fehlte ihnen eine gleich gute soziale Organisation, wie sie die Weißen besaßen und sie wurden notwendigerweise von diesen unterworfen. Unzivilisierte Völker sind verschiedentlich nach der Besitznahme ihres Landes seitens der Europäer ausgestorben oder stark dezimiert worden, ohne daß es — wie in Nordamerika — zu großen Kämpfen zwischen Eingeborenen und Europäern kam. Der Versuch, die Eingeborenen in die europäische Kultur gewissermaßen hineinzuzwingen, führte zu rascher und fortgesetzter Abnahme der Geburtenzahl, so daß heute einige dieser Völker ganz verschwunden und andere im Verschwinden begriffen sind. Gestützt auf Erscheinungen solcher Art nimmt Chatterton-Hill eine soziale Auslese, einen Kampf ums Dasein zwischen menschlichen Gesellschaften an: will sich eine Gesellschaft in diesem Kampf behaupten, so muß sie biologisch und kulturell tüchtig sein, da sie sonst den Rivalen unterliegen wird. Von der biologischen Tüchtigkeit eines sozialen Gebildes zu reden, scheint nicht richtig ausgedrückt zu sein. Biologisch tüchtig oder untüchtig können nur die Personen sein, aus welchen die Gesellschaft gebildet ist. Der Träger der sozialen Kultur ist dagegen die Gesellschaft, denn nur durch das Zusammenwirken der Personen kann sie hervorgebracht werden und sich entwickeln. „Es ist sicher, daß biologische Tüchtigkeit auf die soziale Beständigkeit und Kultur zurückwirkt; wenn die Organisation einer Gesellschaft so beschaffen ist, daß die Wirksamkeit des Gesetzes der natürlichen Auslese eingedämmt oder verhindert und das Einsetzen eines biologischen Rückschrittes zugelassen wird, dann ist die Gesellschaft dazu verurteilt, vor einer andern zu verschwinden, in der die natürliche Auslese die Entfernung der biologisch Untüchtigen gewährleistet und die ihr in bezug auf soziale Kultur gleich ist. . . . Auch wenn eine biologisch minderwertige Rasse, die durch ihre Sozialpolitik den Wirkungen der natürlichen Auslese zu begegnen strebt, die das Ziel ihrer Politik in die größtmögliche Vermehrung des Lebens setzt, ungeachtet der Qualität des Lebens, auch wenn solch eine Rasse gegen die Vernichtung durch biologisch höherwertige äußere Feinde geschützt ist, wird sie nichtsdestoweniger zugrunde gehen. Denn eine Rasse kann nur unter der Bedingung gedeihen, daß die qualitative Superiorität der Individuen, aus denen sie besteht, erhalten bleibt. Die schwachen, die krüppelhaften Mitglieder einer Gesellschaft sind unfähig, ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen die Rasse zu erfüllen[1]. . . .

---

[1]) Chatterton-Hill spricht abwechselnd von Rasse und Gesellschaft, ohne auf den Unterschied zwischen beiden Bedacht zu nehmen.

Im Bereich des organischen Lebens ist Fortschritt das allgemeine Gesetz. Das Leben bleibt nie stationär, und Rückschritt bedeutet Verfall. Im Bereich der Soziologie ist es dasselbe. Die Rasse oder Nation, die aufhört, sich auszubreiten, ist früher oder später zum Verschwinden verurteilt." (S. 313—317.) Nachdem biologisch geringwertige Rassen sich im Daseinskampf nicht behaupten können, müssen wir nicht allein den traditionellen, sondern auch den eugenischen Fortschritt pflegen, was die Völker des europäischen Kulturkreises unterlassen.

Hemmungen der Auslese und verkehrte Auslese sind die Ursachen des Niederganges der Völker. Wirken diese Kräfte tatsächlich unter den europäischen Völkern? Sehen wir uns die Tatsachen an, die Chatterton-Hill anführt, um das zu erweisen[1]). Bei den wilden Stämmen, meint er, spielt der Krieg eine wichtige Rolle in der Ausscheidung der Untüchtigen. Wenn ein wilder Stamm den andern angreift, so wird der Kampf zugunsten dessen entschieden, der die meisten mutigen, kräftigen, ausdauernden, behenden und schlauen Männer hat, die einen guten Gesichtssinn besitzen; der Stamm, dessen Männer solche Eigenschaften in geringem Grade haben, wird vernichtet. Dem ist zweierlei entgegenzuhalten. Erstens folgt die Entscheidung im Kampf auch bei „Wilden" nicht immer der größeren körperlichen und geistigen Fähigkeit, sondern recht häufig dem numerischen Uebergewicht oder der besseren Disziplin; das wird eher die Regel als die Ausnahme sein. Zweitens wird ein besiegter Stamm von „Wilden" gewöhnlich nicht gänzlich aufgerieben, es werden nur die Krieger oder die Kühnsten unter ihnen vernichtet. Mit physischen oder psychischen Mängeln Behaftete (und die gibt es bei Völkern aller Kulturstufen) bleiben erhalten, sie pflanzen sich fort, wenn auch als Sklaven. Die Frauen der Besiegten werden von den Siegern als Ehefrauen genommen. Der Krieg hat auf jeder Kulturstufe keine andere Folge als die Ausmerzung der Tüchtigen, er ist ein Faktor der verkehrten Auslese. Für die Kriege der hochzivilisierten Völker gibt Chatterton-Hill das zu. Wenn ein Volk unausgesetzt Krieg führt — es mag dazu gezwungen sein —, so wird eine Anhäufung der Untüchtigen eintreten, die von der Vernichtung verschont bleiben und sich fortpflanzen, während die Tüchtigen dezimiert werden und einen beständig zurückgehenden Anteil an der Fortpflanzung des Volkes haben. Das war die Ursache des Niedergangs manches Eroberervolkes. Polygyne Völker haben infolge der verkehrten Auslese durch Kriege weniger zu leiden als monogame, da die Vielweiberei gewöhnlich ein Privileg der für den Krieg Tauglichen ist, wogegen beim Bestand der Monogamie jeder Mann die gleiche Fortpflanzungsmöglichkeit hat.

Der Krieg ist meist von Seuchen oder Hungersnot begleitet, oder sie folgen ihm und üben in der Hauptsache auch dieselbe Wirkung auf das betroffene Volk aus. Das Aufhören von Seuchen und Hungersnöten ist keine Hemmung der Auslese, wie manche sagen; denn beim Auftreten von Hungersnöten und Seuchen ist eine Bevölkerung der wahl-

[1]) Chatterton-Hill folgt in der Behandlung dieser Tatsachen im wesentlichen Schallmayers Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker.

losen Vernichtung preisgegeben; es gehen selbst die zugrunde, welchen weder physische noch psychische Mängel anhaften, und die Ueberlebenden werden geschwächt; die Wirkungen der Hungersnot oder der Seuche werden bei ihren Nachkommen ebenfalls zur Geltung kommen. Wären solche Katastrophen der körperlichen Entwicklung vorteilhaft, so müßte Britisch-Indien, nachdem es ihnen viele Generationen hindurch ausgesetzt war, heute von physisch und intellektuell hochstehenden und mächtigen Völkern bewohnt sein; statt dessen ist dort Entartung in bedrohlichem Umfang vorhanden; die alte Kultur ist verfallen und 300 Millionen Inder werden von einigen Tausend Briten regiert.

Eine ungünstige Wirkung der modernen Militärpflicht bei den Völkern des europäischen Kontinents sieht Chatterton-Hill darin, daß sie die körperlich tüchtigen Männer den untüchtigen gegenüber wirtschaftlich in Nachteil bringt, weil sie mehrere Jahre dem bürgerlichen Leben entzogen werden; „und da in unserer heutigen Kultur der wirtschaftliche Faktor vorwiegt, folgt daraus, daß die biologisch Untüchtigen mehr Aussicht haben, frühzeitig eine Lebensstellung zu erlangen und zu heiraten, also einen zahlreicheren Nachwuchs aufziehen können, als die biologisch Tüchtigen". Das moderne militärische System ist eine wirtschaftliche Belastung der Völker, doch ist besonders für die bessergestellten Bevölkerungsschichten die wirtschaftliche Schädigung durch Leistung des Militärdienstes keine besonders empfindliche und keine dauernde. Die unbemittelten Klassen werden aber durch andere Veranlassungen weit mehr wirtschaftlich geschädigt, als durch den Militärdienst; es sei nur auf die Arbeitslosigkeit hingewiesen. Zudem werden jene Angehörigen der unbemittelten Klassen, die Militärdienst leisteten, nachher begünstigt, sie haben bei gewissen Anstellungen, die eine sichere wirtschaftliche Existenz bieten, den Vorzug. Es ist nach all dem nicht einzusehen, daß die Dienstpflicht eine biologische Schädigung herbeiführen soll. Das kann auch der zugeben, dem das moderne Wehrsystem nicht das beste zu sein scheint.

Als Ursache der Rassenverschlechterung wird ferner die geringe Fruchtbarkeit der bemittelten Klassen genannt; sie beruht auf vorsätzlicher Beschränkung der Kinderzahl, die durch das Bestreben veranlaßt wird, den Besitz nicht zu zersplittern, das Leben voll genießen zu können und den Kindern die beste Erziehung und geistige Ausbildung angedeihen zu lassen. Um zu ermessen, ob die Unterschiede in der Kinderzahl bei den verschiedenen Gesellschaftsklassen nachteilig für das Gemeinwesen sind, wäre zuerst die Feststellung nötig, ob wirklich die Wohlhabenden die biologisch Tüchtigeren sind: die den Lebensbedingungen am besten Angepaßten. Einwandfrei nachgewiesen hat das noch niemand. Jedenfalls darf man annehmen, daß indirekte Keimschädigungen, die zu konstitutionellen Defekten der Sprößlinge führen, bei den Wohlhabenden seltener sind, daß diese Sprößlinge im Durchschnitt ein kräftigeres Menschenmaterial darstellen, als die Kinder der unter ungünstigen äußeren Verhältnissen lebenden Volksschichten. Es ist zu berücksichtigen, daß bei großem Kinderreichtum, besser gesagt bei großer Geburtenhäufigkeit, auch die Kindersterblichkeit groß ist, bei den Wohlhabenden wie bei den Armen, wenn auch bei den letztgenannten ein höherer Prozentsatz der Geborenen in der Kindheit

zugrunde geht. Es liegt aus keinem Lande eine Statistik vor, die angibt, wie viele von den Kindern einer gleichen Anzahl wohlhabender und armer Frauen das Fortpflanzungsalter erreichen. Wäre eine solche Statistik vorhanden, so würde sie kaum jene Ansicht bekräftigen, die dahin geht, daß sich die besitzlosen Volksklassen viel stärker fortpflanzen als die besitzenden Klassen. Wenn man die Geburtenhäufigkeit in Bezirken, die durch wirtschaftliche und soziale Eigenarten voneinander ausgezeichnet sind, sowie die Zahl der in jedem Bezirk auf gleich viele Frauen entfallenden, nach einer gewissen Zeit noch überlebenden Kinder ermittelt, und wenn man die Resultate vergleicht, so ist zu finden, daß die ursprünglich vorhandenen Differenzen bedeutend geringer geworden sind. Das hätte Chatterton-Hill aus den Berichten des englischen Generalregistrars der Geburten usw., die er wiederholt zitiert, sehen können. In der Zeit von 1895—1900 entfielen in England und Wales im Jahresdurchschnitt auf 1000 15—45 Jahre alte Frauen 118 Geburten; die Zahl der nach fünf Jahren überlebenden Kinder war 91 auf 1000 Frauen. Die Bergbaubezirke und gewisse Industriestädte zeichnen sich durch eine außerordentlich hohe Geburtenziffer aus, während andere Städte — mit einer wirtschaftlich im allgemeinen besser gestellten Bevölkerung — und ein Teil der landwirtschaftlichen Bezirke u n t e r dem Durchschnitt bleiben. Stellt man typische Bergbaubezirke, die Grafschaften Glamorganshire, Staffordshire, Durham, und typische Landwirtschaftsbezirke, die Grafschaften Herefordshire, Cambridgeshire, Wiltshire, gegenüber, so resultiert, daß die Geburtenhäufigkeit in den Bergbaubezirken 152, in den Landwirtschaftsbezirken 116 war; in den Bergbaubezirken kamen auf 1000 Frauen 113, in den Landwirtschaftsbezirken 99 nach fünf Jahren überlebende Kinder, die Differenz ging von 36 auf 14 zurück. Die Geburtenhäufigkeit von London bleibt ziemlich weit unter dem Durchschnitt, sie betrug in der angegebenen Zeit 109; in Lancashire kam sie dem Durchschnitt (118) gleich. In London entfielen auf 1000 Frauen 83, in Lancashire 86 nach fünf Jahren überlebende Kinder, die Differenz ging von neun auf drei zurück. Die schädigenden Einflüsse, die bewirken, daß in Bergbaubezirken und Bezirken mit umfangreicher industrieller Frauenarbeit die Kindersterblichkeit größer ist als in landwirtschaftlichen und besseren industriellen Bezirken, bestehen aber auch für die Personen fort, die nach fünf Jahren überlebten. Folglich erscheint es durch nichts gerechtfertigt, von einer Verschlechterung der Rasse durch relativ stärkere F o r t p f l a n z u n g der besitzlosen Bevölkerung zu reden, weil sie sich im allgemeinen durch größere G e b u r t e n h ä u f i g k e i t auszeichnet.

Als Hemmung der Auslese gilt die Fortpflanzung gewisser Kranker. Selbst unter der Voraussetzung, daß die Vererbung bestimmter Krankheiten von den Eltern auf die Nachkommen nicht stattfindet, ist die Fortpflanzung von Kranken gegen das Interesse der Gemeinschaft, wenn ihre Krankheit die Folge konstitutioneller Mängel ist, da diese Mängel — und damit die Neigung zur Erkrankung — auf ihre Nachkommen übertragen werden können.

Mit zunehmender Kultur haben bei den europäischen Völkern auch die künstlichen Geburten zugenommen. Deutet das auf eine

Zunahme von Mängeln der Gebärorgane hin? Schallmayer[1]) kommt zu dem Schluß, daß die Häufigkeit geburtshülflicher Operationen „sehr erheblich von der Zahl der verfügbaren Geburtshelfer abhängt“, und daß ein großer Teil der durch operative Eingriffe unterstützten Geburten „auch ohne ärztlichen Eingriff zu einem guten Ende gelangt wäre“. Manche der betreffenden Frauen wären jedoch ohne ärztliche Hülfe gebärunfähig, sie würden ohne diese Hülfe ausgemerzt werden. — Eine Steigerung der Gebärunfähigkeit kann vornehmlich durch zwei Faktoren bedingt sein: Zunahme der Schädelgröße und Beckenverengung bei der zivilisierten Menschheit. Cunningham[2]) sagt bezüglich der Schädelgröße: „Es ist wahrscheinlich, daß bei zivilisierten Völkern das Volumen des Gehirns und damit die Größe des Kraniums eine Zunahme erfahren. Ich für meinen Teil neige jedoch dem Gedanken zu, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Kopf des neugeborenen Kindes wenig oder keine Zunahme der Dimensionen zeigt, sondern daß der Bereich des Wachstums und die Periode des Wachstums von Gehirn und Kranium nach der Geburt eine Ausdehnung erfuhr.“ Auf der anderen Seite, bemerkt Cunningham, haben wir keine Beweise, daß die Uebereinstimmung, welche die Natur zwischen der Schädelgröße des Kindes bei der Geburt und dem weiblichen Becken einrichtete, gestört wurde. Frauen mit engem Becken haben viel schwerere Geburten, und die Aussichten, daß sie und ihre Kinder die Gefahren der Geburt überstehen, sind viel geringer, als bei normalen Müttern. Gewiß, auch bei ärztlicher Hülfeleistung. Aber mit den Fortschritten der Geburtshülfe bleibt ein steigender Prozentsatz der Frauen erhalten, deren deformes Becken die Folge erblicher Veranlagung ist. Cunningham hat den Eindruck, daß in den letzten Jahrzehnten die körperliche Erscheinung der englischen Frauen besser geworden ist. Er kann recht haben. Es gibt jedoch Frauen, die sehr gut und kräftig aussehen, und die dennoch zum Gebären wegen ihres engen Beckens untauglich sind.

Unheilvoll für ein Volk kann sich die Wanderungsauslese erweisen, die Abwanderung der körperlich und geistig besser Befähigten und das Zurückbleiben der minder Befähigten; denn zumeist werden es die gesunden und intelligenten Glieder des Gemeinwesens sein, welche die Energie aufbringen, wirtschaftlicher, politischer und religiöser Bedrückung oder anderen widerwärtigen Zuständen durch Auswanderung zu entgehen, so daß in der Heimat die minder Befähigten einen größeren Anteil an der Fortpflanzung des Volkes haben als vordem.

Eine Ursache der Benachteiligung der Tüchtigen und der Begünstigung der Untüchtigen erkennt Chatterton-Hill in den gegenwärtigen Eigentumsverhältnissen: „Die Grundlage unseres modernen Gesellschaftssystems ist die Einrichtung des Privateigentums; gegen diese Einrichtung selbst ist nichts zu sagen und viel kann zu ihren Gunsten vorgebracht werden. Die klassische Schule der Nationalökonomie hat gewiß eine wichtige Seite der menschlichen Natur miß-

---

[1]) Vererbung und Auslese, S. 148—149. — Chatterton-Hill erwähnt die Zunahme der künstlichen Geburten nicht.

[2]) Physical Deterioration. Occasional Papers, Anthropol. Inst. of Great Britain and Ireland, Nr. 2, S. 10—11. London 1905.

achtet, wenn sie das ganze Streben des Menschen der Gier nach materiellem Gewinn zuschrieb; aber sie hatte unstreitig recht mit der Behauptung, daß die Hoffnung auf persönlichen Gewinn ein starker Ansporn zur Tätigkeit und eine dauernde Unterstützung des Fortschritts ist. Unter unserem gegenwärtigen sozialen System sind wir jedoch nicht damit zufrieden, das persönliche Bemühen des Arbeiters zu lohnen, der kraft größerer Intelligenz und größeren Fleißes triumphierte, sondern wir übertragen die Vorteile seines Erfolges auf seine Nachkommen, die absolut nichts zu diesem Erfolg beigetragen haben mögen. Vom biologischen Gesichtspunkte aus kann es wenig Zweifel geben, daß die Vererbung des Privateigentums als ein Faktor verkehrter sozialer Auslese wirkt, weil sie in vielen Fällen den Faulen und Wertlosen auf Kosten des hart Arbeitenden und Intelligenten schützt." (S. 324.)[1]) Anhäufung von Reichtümern auf einer Seite und Not auf der anderen Seite verstößt sicherlich gegen das Wohl des Volksganzen. Abgesehen von Konsequenzen dieses Gegensatzes, die rein wirtschaftlicher Natur sind, muß er sich auch darin äußern, daß selbst körperlich und geistig tüchtig veranlagte Kinder der armen Bevölkerung zugrunde gehen, weil ihnen Pflege und Nahrung mangelt. — Von sehr großer Wichtigkeit ist, daß durch die Besitzverhältnisse die geschlechtliche Auslese beeinträchtigt wird. Es entscheiden bei den europäischen Völkern immer weniger persönliche, sondern in wachsendem Maße materielle Vorzüge die Gattenwahl, — zum Schaden künftiger Generationen.

Wir fanden, daß in den europäischen Gemeinwesen mächtige Kräfte mehr und mehr unterdrückt werden, welche von Chatterton-Hill und anderen, die die Frage der Rassenerhaltung und Rassenentfaltung behandelten, als Mittel der Erhaltung der biologisch Tüchtigsten angesehen werden, die aber in Wirklichkeit die Rasse nur schädigen können. Man kann jedoch die Existenz von Zuständen nicht in Abrede stellen, welche, wenn sie fortdauern, die körperliche und geistige Gesundheit der Völker schwer schädigen müssen; sie wurzeln fest in unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung, und sie zu beheben ist nicht leicht. Bisher geschah in der Beziehuug noch nichts, und es wird lange währen, bis die Forderung einer Rassenhygiene Gehör findet. Was wir in absehbarer Zeit erwarten können, ist, daß diesen schädlichen Zuständen durch Asylisierung der für das Gemeinwohl gefährlichen Kranken und durch Besserung der Lebensbedingungen des Volkes entgegengewirkt werden wird. Unendlich schwerer wird es sein, andere Maßregeln durchzuführen, die das rassenhygienische Interesse erheischt.

---

## Die „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte".

Dr. Georg Lomer.

Es ist keine Frage, daß der wissenschaftlichen Genealogie heutzutage seitens der akademischen Kreise im ganzen nicht die Wertschätzung zuteil wird, welche ihr von Rechts wegen gebührt. Das

[1]) Vergl. hierzu Prof. Ehrenfels, Aufsatz über Monogame und polygyne Sozialpolitik (diese Revue, 7. Jahrg., Seite 536—550).

war früher anders. Wie der bekannte Genealoge Stephan Kekule von Stradonitz in einem Vortrage[1]) ausgeführt hat, war die wissenschaftliche Genealogie sogar einmal als Lehrfach an allen bedeutenderen Hochschulen Deutschlands vertreten und fehlt erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts.

Wenn nun auch ihre Wiedereinführung in absehbarer Zeit kaum zu erwarten sein dürfte, so mehren sich doch die Stimmen, welche für diese Wiedereinführung gewichtige Gründe ins Feld führen, und die Bestrebungen, welche sozusagen einer Reaktivierung des Faches den Boden zu bereiten suchen. Ich denke dabei hauptsächlich an eine Reihe genealogisch-heraldischer Vereine, welche — mehr oder weniger wissenschaftlich arbeitend — eine ziemlich bedeutende Anhängerschaft unter ihren Fahnen gesammelt haben. Es sind das vor allem der „Herold“ (Berlin), der „Roland“ (Dresden), das „Kleeblatt“ (Hannover) und der „Adler“ (Wien). Zu diesen älteren Vereinen ist nun vor einigen Jahren ein neuer, fünfter getreten, der mir aus mehr als einem Grunde eine gesonderte Betrachtung zu verdienen scheint. Es ist der „Verein zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“, mit dem Sitz in Leipzig.

Der Verein bezweckt, wie sich aus den Satzungen ergibt, „in erster Linie die Anlegung eines nach Familiennamen alphabetisch geordneten Zettelkatalogs zur Gewinnung einer gesicherten Grundlage für die Beantwortung von Anfragen, welche an die Zentralstelle gerichtet werden“. Außerdem ist die allmähliche Einrichtung einer Fachbücherei geplant; auch soll sich die Zentralstelle mit Feststellungen heraldischer Tatsachen, also mit praktischer Forschung befassen.

Wie sehr diese Grundsätze Anklang gefunden haben, geht am klarsten aus der Tatsache hervor, daß die Mitgliederzahl von Anfang 1904 bis 30. April 1908 von 172 auf 623 gestiegen ist[2]). Statt einer Zeitschrift gibt der Verein von Zeit zu Zeit „Mitteilungen“ heraus, aus deren Inhalt man den besten Eindruck von dem Ernste der ganzen Bestrebungen gewinnt. Diese Mitteilungen bringen einen Teil des gesammelten Materials, geben Aufschluß über zweckmäßige genealogische Arbeitsmethoden und enthalten — last not least — eine Wiedergabe der in den einzelnen Versammlungen gehaltenen wissenschaftlichen Vorträge, deren einige von so großem Interesse sind, daß ich mir ihre Besprechung nicht versagen kann.

So sprach in zwei Hauptversammlungen[3]) Dr. Adolf von den Velden (Weimar) über „Wert und Pflege der Ahnentafel“ und „Ahnentafeln einst und jetzt“.

Der Nutzen, welchen die Ahnentafel vor dem Stammbaum voraus hat, liegt bekanntlich darin, daß der letztere nur die Träger des väterlichen Namens nach rückwärts verfolgt und der jeweiligen Gattin nur kurz Erwähnung tut. Die Ahnentafel dagegen verzeichnet auch alle durch Heirat in den Kreis des Blutes aufgenommenen Geschlechter, also wirklich alle Ahnen. In der Ahnentafel finde ich also meine

---

[1]) Am 21. XI. 04 in der ersten Hauptversammlung des untengenannten Vereins.

[2]) Vorsitzender (bis 1. III. 1910) Dr. jur. Hans Breymann, Leipzig. Stellvertretender Vorsitzender Dr. phil. Armin Tille, Dresden.

[3]) Am 21. XII. 04 und am 1. III. 07.

zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern und so fort, so weit die Nachrichten reichen. Daß diese Art der Vorfahrenaufzeichnung ein viel erschöpfenderes, zuverlässigeres Bild von den Ursprungsquellen eines Menschen liefern muß, als der so einseitige und daher nicht maßgebliche Stammbaum, ist ohne weiteres klar. „So ist es z. B.", wie von den Velden sagt, „viel weniger bedeutungsvoll, wenn uns ein Moltkebiograph berichtet, daß schon im 14. Jahrhundert ein Ritter Molteke dies oder jenes Gut besessen, als wenn er erzählt, daß des Feldmarschalls Mutter aus der Familie ansehnlicher Lübecker Handelsherren stammte, seine väterliche Großmutter aber aus eingewandertem Hugenottengeschlecht, und wir bedauern nur, über diese Familien, die durch solch großen Abkömmling ihrer Töchter ausgezeichnet sind, nicht mehr zu erfahren."

Von ähnlichem Interesse sind die Ahnentafeln vieler anderer durch Geburt oder Leistung hervorragender Männer. Bei Goethe z. B. sind, nach den Untersuchungen von K. Knetsch, die väterlichen Urgroßeltern — soweit bekannt — meist dem Handwerkerstande angehörig, während die mütterlichen Urgroßeltern angesehene Bürger waren oder zum Gelehrten- und geadelten Beamtenstande zählten. Ihre Abkunft, die sich bis ins 15., ja 13. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, führt uns u. a. auf Männer wie Lukas Cranach und Heinz Lyncker, die Stammväter der noch heute blühenden gleichnamigen Geschlechter.

Anders war die Blutmischung beschaffen, aus der Fürst Bismarcks politisches Genie hervorgegangen ist. Nach W. Gräbners Feststellungen besteht die Ahnenreihe seines Vaters fast ausschließlich aus Angehörigen des norddeutschen Adels, und nur das Auftreten des Feldmarschalls Derfflinger, des Sohnes eines einfachen österreichischen Bauern, bringt eine Lücke in die Generationenfolge. Auf seiten der Mutter dagegen handelt es sich im wesentlichen um kaufmännische oder gelehrte Vorfahren oder endlich — von der mütterlichen Großmutter her — um märkische Bauern.

Auch viele andere hervorragende Männer, wie Roon und die Gebrüder Humboldt, haben eine sehr gemischte Ahnentafel. Roons Mutter war aus alter preußischer Adelsfamilie, seine väterliche Großmutter aus alt-angesehenem Berliner Juristengeschlecht. Die Familie Roon, früher de Ron, selbst gehörte „zu den seit dem 16. Jahrhundert in Frankfurt a. M. wohnhaften, der reformierten Lehre wegen vertriebenen Niederländern. Des Feldmarschalls Großvater de Ron ist fast rein niederländischen Blutes. Von seinen 16 Ahnen stammen 13 aus den Niederlanden, meist den südlichen, französisch redenden Provinzen, und 2 oder 3 aus Deutschland". —

Aus solchen und ähnlichen Tatsachen schließt von den Velden mit Recht, „daß Rassenreinheit in bezug auf Nation, Volksstamm und Geburtsstand weit seltener ist, als gewöhnlich geglaubt wird, und höchstens in den untersten Ahnenreihen besteht. In den führenden und hochstehenden Kreisen bildet sie wahrscheinlich nur die Ausnahme".

Das lenkt unseren Blick auf die früher bestehenden „Ahnenproben", mit deren Hülfe man im Mittelalter fremde und untergeordnete Elemente aus dem herrschenden Stande fernzuhalten und die alte Rasse rein zu bewahren suchte. Diese Zeiten sind vorbei, und insbesondere

durch die sozialen Erschütterungen des 18. und 19. Jahrhunderts sind Stände und Klassen in einer Weise durcheinander gewürfelt worden, wie nie zuvor. „Wenn heute im selben Maße wie ehedem Ahnenproben gefordert würden, so würde sich zeigen, daß die wenigsten Hofchargen, Generaladjutanten, Kammerherren, Gardeoffiziere 4, 8, 16 adelige Ahnen aufschwören können. Und der Kreis derer, die dies können, wird immer kleiner. Genaue Erhebungen und Veröffentlichungen über diesen Punkt", fügt von den Velden hinzu, „werden leider durch die törichte Empfindlichkeit der meisten Menschen erschwert."

Im übrigen genügt selbst ein Teil unserer gekrönten Häupter den strengen Anforderungen alter Ahnenproben nicht mehr, wovon uns ein Blick in den Kekuleschen Ahnentafelatlas der Regenten Europas leichtlich überzeugt. So tauchen unter den Ahnen unseres Kaisers nicht nur bekannte Gestalten wie Maria Stuart, der Cid, Peter der Große auf, sondern auch elsässische Adels- und Bürgerfamilien. Ja, Peters des Großen Gemahlin, Katharina I., war sogar die Tochter eines slawischen Leibeigenen. Und ähnlich liegen die Verhältnisse bei vielen anderen Herrschern.

Aus alledem ergibt sich unzweifelhaft die hohe soziale Bedeutung der Ahnentafel, welche von den Velden denn auch in folgenden Sätzen zusammenfaßt: 1. Die Trennung der Geburtsstände ist keine tatsächliche mehr. 2. Die Trennung der Genealogie in die Genealogie einzelner Stände entbehrt jeder logischen Berechtigung. 3. Eine Verkleinerung und Mißachtung hervorragender Männer darf nicht, wie das so häufig geschieht, darin erblickt werden, wenn ihre Herkunft bis in die bescheidenen Verhältnisse entfernter Vorfahren verfolgt wird. 4. Es muß im Gegenteil den niederen Ständen zur Ehre, Genugtuung und Ermutigung gereichen, sich am Entstehen hervorragender Nachkommen beteiligt zu haben. 5. Jede hohe Stellung, jede Würde ist dem Träger intellektueller und moralischer Ueberlegenheit, wenn nicht in seiner eigenen Person, so doch in seinen Nachkommen erreichbar." —

Einen weiteren anregenden Vortrag hielt am gleichen Tage (1. III. 07) Prof. Dr. Erich Brandenburg (Leipzig) über „Die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte mit besonderer Rücksicht auf das genealogische Problem".

Brandenburg steht auf dem Standpunkt, daß bedeutenden Persönlichkeiten nicht nur ein hemmender oder beschleunigender Einfluß auf den Geschichtsverlauf zukomme, sondern daß solche Persönlichkeiten sogar die Richtung der Entwicklung bestimmen und ändern können. Ja, er ist der Meinung, daß es gar kein anderes nachweisbares historisches Agens gäbe. Wirkliche Persönlichkeiten aber lassen sich niemals aus dem „Milieu" allein erklären. Es muß daher eine dankbare Aufgabe sein, den wirklichen Wesensquellen eines überragenden Menschen an der Hand der Ahnentafel nachzuforschen. Eine Aufgabe, auf welche Ottokar Lorenz in seinem hoch verdienstvollen „Handbuch der wissenschaftlichen Genealogie" die Historiker zuerst energisch hingewiesen hat.

Brandenburg sprach sodann über fürstliche Ahnentafeln und über die hier so auffallend häufige Erscheinung des Ahnenverlustes.

Dieser Ahnenverlust entsteht durch Heiraten zwischen Verwandten. „Wenn etwa Vater und Mutter einer Person Vetter und Cousine sind, so sind die Urgroßeltern väterlicherseits identisch mit denen mütterlicherseits, und die Person hat in der dritten Generation anstatt der normalen acht nur sechs verschiedene Ahnen.

Bei den vielen Verwandtenheiraten in fürstlichen Häusern tritt in der Regel ein Ahnenverlust ein, der sich in der sechsten Generation nach der Berechnung von Lorenz auf durchschnittlich etwa 20—24 Personen unter 64 beläuft; der deutsche Kaiser hat z. B. in der sechsten Generation nur 44 verschiedene Ahnen anstatt 64.“ —

Solange ein solcher Ahnenverlust in mäßigen Grenzen bleibt, bedeutet er sicherlich für die Nachkommenschaft keine nennenswerte Schädigung. Häufen sich jedoch die Heiraten zwischen nahen Verwandten sehr stark, so ist eine minderwertige Nachkommenschaft die unausbleibliche Folge. Ja, dieser Faktor spielt eine sehr wesentliche Rolle in der Entstehungsgeschichte geistiger Erkrankungen. So hatte z. B. Don Carlos, Philipps II. geisteskranker Sohn, in der sechsten Generation statt 64 nur 15 (!), in der siebenten Generation statt 128 nur 22 (!) verschiedene Ahnen; und auch der Letzte dieses Geschlechts, der 1700 verstorbene Karl II., verdankt seine physische und geistige Minderwertigkeit sicherlich teilweise dem Umstande, daß er in der sechsten Generation einen Ahnenverlust von 46, in der siebenten Generation einen solchen von 96 aufwies!

Selbstverständlich ist bei der Klarstellung derartiger Zusammenhänge der Ahnenverlust nicht der einzige bedeutsame Faktor. Sehr in Betracht kommt auch die Qualität der eine Stammesfolge zusammensetzenden Einzelindividuen. Insbesondere scheint es, als ob eine allzu große Internationalität der Mischungselemente, eine allzu heterogene Herkunft von verderblicher Wirkung ist. Als Beispiel hierfür nennt Brandenburg den zwar vielseitig begabten, aber im Denken und Handeln sprunghaft zerfahrenen deutschen Kaiser Maximilian I.

Dieser Kaiser hat zwar in der sechsten Generation, was sehr selten ist, alle 64 Ahnen ohne Verlust aufzuweisen. Dafür aber ist diese Ahnenreihe von ganz außerordentlich bunter Mischung. „Sein väterlicher Stamm“, sagt Brandenburg, „war das deutsche Haus Habsburg; seine Mutter war Portugiesin, seine väterliche Großmutter Polin und mütterlicherseits Abkömmling des eben erst der Barbarei entwachsenden littauischen Adels. Dazu kommt noch italienisches und englisches Blut, und an mehreren Stellen reicht die Ahnenreihe in die untersten Volksschichten Spaniens und Portugals hinein infolge unehelicher Geburt einzelner Vorfahren (z. B. König Johanns I. von Portugal, des Urgroßvaters Maximilians). Diese überaus auffallende Blutmischung“, fügt Brandenburg hinzu, „läßt, wie mir scheint, den Mangel an Geschlossenheit und Einheit in Maximilians Charakter begreiflicher erscheinen.“ —

Mit diesen Proben ist das bis jetzt veröffentlichte Material indessen keineswegs erschöpft. So verdient auch ein Vortrag von Professor Dr. Eduard Heydenreich vom 4. III. 08 über „Das Recht zur Wappenführung“ unser lebhaftes Interesse. Heydenreich wendet sich gegen die noch immer hie und da auftauchende Auffassung, daß den Bürgerlichen die Wappenfähigkeit ursprünglich gefehlt habe. Dem

ist nicht so. „Zur Zeit des ersten Auftretens der Wappen und während der Blütezeit der Heraldik (im früheren Mittelalter) wurden Wappen und Wappensiegel von allen Ständen geführt; sie waren durchaus kein Vorrecht des Adels und sind es nie gewesen. Irgendwelche bureaukratischen Maßnahmen zur Zeit des Verfalles der Heraldik können die Tatsache nicht ändern, daß wir bei dem ersten Vorkommen von Wappen solche gleichzeitig von Adeligen und Bürgerlichen (auch niederen Standes, selbst Bauern und Juden) geführt sehen."

Das Wappen war als ein Zeichen gedacht, an welchem man ein Geschlecht erkennen konnte. Es mußte demnach ein ausschließliches Zeichen sein, auf das der Inhaber ein bestimmtes Recht besaß. Man konnte über das Wappen verfügen, wie über eine Sache, und den zur Rechenschaft ziehen, der es unbefugterweise führte. Schon aus dem 14. Jahrhundert sind uns solche Verletzungen des Rechtes am Wappen berichtet worden. Umgekehrt konnte dieses Recht auch gekauft und verkauft werden.

„Das vielleicht berühmteste Beispiel eines Rechtsgeschäftes mit einer Wappenfigur ist die käufliche Erwerbung des bekannten, heute noch geführten Helmkleinods der Hohenzollern, des Hundekopfes oder „Brackenhauptes". Der Burggraf Friedrich von Nürnberg erwarb es von Lutolt v. Regensberg am 10. April 1317 um „36 Mark guten Silbers". Derartige Rechtsgeschäfte waren keine Seltenheit.

„Die weitere Verbreitung des Wappenwesens im 15. Jahrhundert hat dahin geführt, daß auch verschiedene juristische Personen, nämlich Länder, Städte, Klöster, religiöse Orden, Turniergesellschaften und Zünfte als wappenfähig galten." Wenn man sich diese allgemeine Verbreitung der Sitte vor Augen hält, so nimmt es Wunder, daß in vielen Ländern — so z. B. in Preußen und Sachsen — der rechtliche Wappenschutz allein auf adelige Wappen beschränkt bleibt, während z. B. die doch auf derselben Idee beruhenden bürgerlichen ganz unberücksichtigt bleiben. In Oesterreich-Ungarn steht es damit noch ungünstiger. Dort ist „der Schutz des Privat- oder Familienwappens überhaupt ganz ungenügend". —

Soviel sei über die, wie man sieht, höchst anregenden Vorträge des jungen Vereins gesagt. Inzwischen ist derselbe aber auch in die praktische Arbeit eingetreten und hat einen kleinen Teil auch des diesbezüglichen Materials im zweiten Hefte der „Mitteilungen" veröffentlicht. Bemerkenswert erscheint mir, was bei dieser Gelegenheit Dr. Armin Tille über „Genealogische Quellen" sagt. Tille führt des Näheren aus, daß „die familiengeschichtliche Forschung durchaus nicht auf sich selbst gestellt sei, sondern daß sie nur in Verbindung mit der Orts- und Landesgeschichte denkbar" ist. Eine Behauptung, deren Berechtigung jedem Geschichtskenner und praktischen Genealogen ohne weiteres einleuchtet.

„Es muß allseitig begriffen werden", sagt Tille, „daß die gegenwärtig mit großem Erfolge wissenschaftlich gepflegte Heimatsgeschichte . . . ihrer Arbeitsweise und ihren Arbeitsergebnissen nach dem Genealogen vertraut sein muß, wenn er bei dem ersten Teile seiner Arbeit — der Materialbeschaffung — zu befriedigenden Ergebnissen gelangen will." Tille bespricht sodann die vorhandenen Quellen, soweit ihm solche bekannt sind, d. h. er nennt in erster Linie Kirchen-

bücher, Volkszählungszettel (und Melderegister), Berufshandbücher, Universitätsmatrikeln, Schülerverzeichnisse, Bürger- und Ratslisten, Steuerlisten, Zunftmeisterverzeichnisse, Geburts- oder Herkunftszeugnisse, militärische Rang- und Stammlisten, Leichenpredigten und Stammbücher.

Es sind, wie wir sehen, Quellen genug verfügbar, — man muß sie nur zu finden wissen; und zu diesem Behufe kann eine wissenschaftliche Vereinigung, die in ihren Reihen so gute Kräfte zählt, wie die besprochene, naturgemäß ganz andere Dienste leisten, als die noch so redlichen Bemühungen von einzelnen.

Besonders verheißungsvoll aber erscheint mir der Umstand, daß der Verein neuerdings — und mit bestem Erfolge — eine innigere Verbindung mit den berufsmäßigen Vertretern naturwissenschaftlicher Forschung angestrebt hat. Der unter der Leitung des bekannten Psychiaters Prof. Dr. Robert Sommer vom 3.—6. August 1908 in Gießen abgehaltene Kurs über „Familienforschung und Vererbungslehre" ist auch von der „Zentralstelle" beschickt worden und hat zu einer gemeinsamen Resolution geführt, deren erster Punkt lautet: „Ein Zusammenschluß der naturwissenschaftlichen und genealogischen Arbeit zum Zwecke einer exakten Familienforschung, besonders im Hinblick auf die Erscheinung der Vererbung, Degeneration und Regeneration, ist notwendig."

Punkt 2 verfügt zu diesem Zwecke die Einsetzung einer Kommission, welche sich aus Psychiatern, Volkswirtschaftlern, Rassenforschern und Genealogen zusammensetzt; und Punkt 3 betraut die Leipziger Zentralstelle im speziellen mit der Sammlung familiengeschichtlicher Tatsachen.

Gerade die zweckmäßige Zusammensetzung der erwähnten Kommission erscheint mir als die beste Bürgschaft für eine gedeihliche Entwicklung der ganzen Bewegung. Ja, wer weiß, ob nicht die Einsetzung dieser Kommission der erste bescheidene Schritt ist auf dem Wege zu der so sehr wünschenswerten Rehabilitierung der Genealogie als akademisches Lehrfach.

Auf die Dauer wird sich diese Rehabilitierung ja doch kaum vermeiden lassen. Historiker, Kultur- und Familienforscher, Naturwissenschaftler, Biologen, Aerzte, Psychiater, Kriminalisten, Statistiker, — sie alle sind an der Erreichung dieses Zieles fundamental interessiert. Mag man die Verwirklichung dieser Bestrebungen nun zweckmäßigerweise in der Angliederung eines „genealogischen Seminars" an eine Hochschule erblicken oder eine andere Form für geeigneter halten: „der Name", so bemerkt der verdiente Genealoge Kekule v. Stradonitz mit Recht, „der Name tut nichts zur Sache." —

---

## Wilhelm Jordan über Rassenmischung.

Dr. Georg Biedenkapp.

Nächst Goethe, und vielleicht noch ein gut Teil mehr als Goethe, hat wohl von allen deutschen Dichtern Wilhelm Jordan die Naturwissenschaften am meisten gepflegt und in seinen Dichtungen gespiegelt.

Vor Darwin war er bereits darwinisch, und in einem Gedichte spottet er einmal, daß man ihn als einen Darwinianer bezeichne, obwohl man ebensogut Darwin als einen Jordaner ansehen könne. In seinem „Demiurgos" und besonders in den 1877 erschienenen „Andachten" hat Jordan vollständig das geleistet, was heute von Professoren der Naturwissenschaft in philosophischer Hinsicht angestrebt wird: eine feste Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Basis, obendrein in meisterhaften Versen. Der Titel „Andachten" und Jordans Ruf als des Nibelungendichters mögen beide im Wege gewesen sein, daß das Faustische Buch bis heute noch nicht die verdiente Würdigung erfahren hat. Um nur eins zu nennen, so wird der Leser der „Andachten" mit Ueberraschung der Bedeutung der „Erberinnerung" im Semonschen Sinne bei Jordan begegnen. „Erinnerung ist's, womit im Mutterschoße — Du selbst, o Mensch, erst alle Daseinslose, — Die deine Ahnen langsam einst erstiegen, — Befähigt bist, in Monden zu durchfliegen."

Als Fünfundzwanzigjähriger hat Wilhelm Jordan in einem Aufsatz über „Die Philosophie und die allgemeine Wissenschaft" einen „Beitrag zur Kritik der Philosophie überhaupt" geliefert, worin er sich ganz auf den Boden des Verstandes als der obersten Instanz begibt, jeder Metaphysik den Abschied erteilt und der allgemeinen Wissenschaft die Aufgabe zuweist, die im wesentlichen schon begriffene Welt noch weiter im einzelnen zu durchforschen und die Macht des Menschen zu steigern.

Im nächsten Jahre, 1845, veröffentlichte Jordan in „Wigands Vierteljahrsschrift" einen Aufsatz „Zur Naturgeschichte der Menschenrassen", worin er selbst die körperliche Entwicklung des Menschen für noch nicht abgeschlossen erklärt und die Meinung vertritt, daß die weiße Rasse in ihrem Erobererzuge über die Erde sich die verschiedensten Rassenelemente einverleiben und dadurch sich selber die bunteste Mannigfaltigkeit der Höherentwicklung verbürgen werde.

Damals kamen die ersten Eisenbahnen in Deutschland auf, und bewundernswert ist es, wie Jordan richtige Folgerungen für die Zukunftsgestaltungen zieht. Er vergleicht den Menschen, der sich Eisenbahn und Dampfschiff erbaut habe, mit dem beweglichen Tiere im Gegensatz zu der Pflanze, die, wie der eisenbahnlose Mensch, am Boden, an der Scholle hafte. Die neuen Verkehrsmittel erscheinen ihm als Werkzeuge, mit denen die verschiedenen Rassen auf friedlichem Wege durcheinandergeknetet und in neue Formen gepreßt werden. Und daß Jordan von diesen Anschauungen die Hauptsache mit ins Alter bewahrt hat, das beweist ein Gedicht aus den neunziger Jahren, worin er in einer Epistel an die Schweizer die Verwirklichung der „Vereinigten Staaten Europas" prophezeit, er, der durch die Auffrischung der Nibelungensage auch zur Einigung des deutschen Volkes beigetragen haben wollte und auch sonsten ein guter Preuße und königstreuer Mann war!

Es lohnt sich wohl nicht nur in historischem, sondern auch in gegenwärtigem Interesse, einzelne Gedanken aus dem fast 30 Seiten langen Aufsatz hier hervorzuheben.

Schon der Krieg in den Urzeiten habe durch Hinmordung der Männer und Versklavung der Weiber dazu beigetragen, daß die

ursprünglichen Rassen und Abarten miteinander vermischt und zu höherer Entwicklung befähigt wurden. Der friedliche Verkehr durch die neuen technischen Hülfsmittel des Dampfes wirke aber in gleicher Richtung: „Eisenbahnen und Dampfschiffe sind die Ueberrieselungskanäle, durch welche die Völker sich befruchtend miteinander vermischen, um eine neue Menschheitsgestaltung zu erzeugen. ... Die Geschichte lehrt, daß überall, wo die verschiedenen Menschenarten zusammentrafen, die Schwarzen den Braunen, beide aber den Weißen untertänig wurden. Gehn aus der Vermischung Mittelarten hervor, so nehmen diese in der Gesellschaft auch mittlere Stufen ein. Aus dieser Grundtatsache ergibt sich, daß in der Naturanlage der Rassen eine Abstufung von Macht und Bildungsfähigkeit begründet ist. Manches spricht dafür, daß nicht die weiße Rasse die älteste ist; andere Arten sind ihr voraufgegangen, denn überall in der Erdgeschichte sehen wir die höheren Gestaltungsformen auch der Zeit nach später auftreten. Jede Umwandlung des Erdballs in den sogenannten vorsintflutlichen Zeiten bezeichnet, wie die in den aufeinanderfolgenden Schichten der Erdrinde enthaltenen Lebensüberbleibsel uns lehren, zugleich einen Fortschritt in der Tier- und Pflanzenwelt, und so liegt es nahe, die niedriger stehenden Rassen auch für älter zu halten. (Im Jahre 1845 konnte noch niemand ahnen, daß man dereinst noch die Spuren australischer und afrikanischer Rassen in Europa auffinden würde; bemerkenswert ist, daß Jordan den Ursitz der weißen Rasse in das nördliche und mittlere Asien verlegt, nicht in die Tropen; denn er weiß, daß auch für die Menschenrassen eigentümliche Verbreitungsbezirke gelten; nicht alle wachsen überall.)

Nicht nur die verschiedene Farbe von Haut und Haaren, sondern auch ganz besonders die Schädelbildung scheint in innigem Zusammenhang zu stehen mit dem Grade der Machtstellung der Rassen im Verhältnis zueinander. Jordan beruft sich hier auf Abbildungen auf der Opferinsel im Süden Amerikas, wo die siegreichen Eindringlinge bei gleicher Hautfarbe mit den Besiegten doch andere Schädel aufweisen, jedenfalls nicht so „paviansartig abgeflachte Stirnen". Durch die Schädelverschiedenheit wird beim Zusammentreffen solcher Menschenarten „eine physische Aristokratie begründet". Zwar würde es nimmer gelingen, gleichsam die letzten Triebfasern der Weltgeschichte im Hirnbau der Völker, in der eigentümlichen Gestaltung ihrer Schädel aufzufinden: „daß aber leibliche Unterschiede aller moralischen Gewalt oder Schwäche der verschiedenen Völker zugrunde liegen", sei nicht zu bezweifeln. Eigentümlich ist es, wie Jordan sich die Unfruchtbarkeit und Ohnmacht einstiger Kulturgebiete zurecht legt. Wenn Länder, deren Bewohner lange eine weltgeschichtliche Macht ausübten, Jahrtausende hindurch nur noch eine passive Rolle spielen, so habe das sicher einen leiblichen Grund, denn auch der Mensch hänge, wie die Pflanze, vom Boden ab, der ihn ernähre; es müsse so etwas im Spiele sein wie beim christlichen Brauch, die Toten 6 Fuß tief unter die Erde zu legen und so zu verhindern, daß die menschenbildenden Stoffe wieder in den Kreislauf der Lebensverjüngung einträten; die Erdoberfläche verliere dadurch langsam die Elemente zur Entstehung kräftiger Menschenleiber. Wohlgemerkt, etwas Aehnliches, nicht das Gleiche denkt sich Jordan im Spiele; in Babylon und Aegypten

hätten wir danach anzunehmen, daß gewisse Nahrungsstoffe und Genußmittel, die einst jene geschichtsmächtigen Geschlechter schaffen halfen, aus dem dortigen Boden verschwunden seien. Jordan weiß, daß diese Ansicht materialistisch ist, aber er ist sogar stolz darauf; merkwürdigerweise kommt er nicht auf den Gedanken, daß die Menschen, die jene Kulturen schufen, eingewandert, verschmolzen und schließlich ausgestorben seien; — indessen, genauer besehen, liegt ja tatsächlich für die eingewanderte, eine neue Kultur schaffende Rasse wirklich die Tatsache vor, daß sie nicht mehr diejenigen Nahrungs- und Genußstoffe in dem neuen Wohnsitze vorfinden mag, die in den alten Sitzen seit Jahrtausenden zu Gebote gestanden hatten! „Die Wissenschaft vom Menschen ist bisher vorzugsweise Geschichte gewesen, weniger Naturgeschichte, Anthropologie. Es wird ein ganz neues Licht in sie hineinfallen, wenn sie erst eine sichere Naturgrundlage erhalten hat.“ Hier sehen wir Jordan auf einem sehr vorgeschrittenen Standpunkte: Erklärung der Geschichte im Lichte der Rasseneigenschaften.

Um zu beweisen, daß die Vermischung der Rassen auch ein Mittel zur Vervollkommnung des Menschengeschlechtes sei, genügt es natürlich nicht, auf die Absorption der niederen Rassen durch die höheren zu exemplifizieren; es muß auch glaubhaft gemacht werden, daß bei der Verschmelzung verschiedener Rassen die niederen in die höheren neue Charaktere hineinbringen, die zu einer „wahrhaft unbegrenzten und unermeßlichen Vermannigfaltigung“ werden. Deshalb beruft sich Jordan auf Fälle der Pflanzenveredlung. „Wie durch Paarung verschiedener ursprünglicher und wildwachsender Veilchenarten jene ganz neuen, hundertfach verschiedenen, an Duft, Größe, Sammetzärte der Blätter und wundervollem Farbenschmelz ihre Stammeltern bei weiten überwiegenden Gartenveilchen, die sogenannten Stiefmütterchen, entstehen, so werden auch durch Kreuzung und Vermischung aller Menschenarten, durch ihre Vereinigung in dem jetzt schönsten Typus, neue Geschlechter erzeugt werden, die an Körperkraft und Schönheit, wie an Sinnesschärfe und Geistesfähigkeiten die gegenwärtigen übertreffen. Je unvermischter eine Rasse ist, eine desto größere Uebereinstimmung finden wir zwischen ihren Individuen, nicht allein in der Gestalt und den Gesichtszügen, sondern auch in ihrem Temperament, in ihrer geistigen Eigentümlichkeit, in ihren sittlichen Neigungen. Bei einer vermischten Rasse dagegen findet man auch eine große Mannigfaltigkeit der Temperamente und Charaktere, und das Individuum hat im allgemeinen die Neigungen und sittlichen Anlagen der in ihm vorwiegenden Rasse. „Man muß in jeder Art eine uns großenteils noch unverständliche, d. h. in ihren leiblichen Ursachen noch nicht klar erkannte geheime Kraft zugeben, welche die Ausdehnung und die Formen ihrer Entwicklung bestimmt, und aus welcher sozusagen die Physiognomie der Gesellschaft, ihre Gesetze, Sitten, Institutionen, ihre Glaubenssätze, ja ihre Leistungen in der Wissenschaft entspringen.“ „Die Gliederung und das ganze Wesen eines Staates ist stets der Ausdruck der natürlichen Charaktere des Volkes.“ Daher vermag Jordan auch eine Parallele zwischen Rassen und Religionen zu ziehen. „Das Christentum ist ein Erzeugnis der weißen Rasse und hat nur in ihr seine rechten Träger gefunden, denn es ist

die Verflüchtigung der Welt zu lauter Geist, ist der Sieg des Geistes über die Sinne und die Materie, es entspricht der überwiegend geistigen Veranlagung der kaukasischen Rasse. Unserer Eitelkeit widersteht der Gedanke, daß dies Ueberwiegen des Hirns, gegen das noch ideale Musterbild des zukünftigen Menschen gehalten, vielleicht eine Art Mißform ist; aber jene Ueberwältigung der Sinnlichkeit durch Abstraktion und Phantasie, in der vor allem Juden und Deutsche sich ausgezeichnet haben und noch auszeichnen, also gerade die beiden Bildner und Hauptträger des Christentums, zugleich die Völker, welche die anerkannt größte Gehirnmasse unter den Weißen haben, — jene Ueberwältigung ist doch so sehr bis zur Entfremdung gegangen, und hat neben der großartigsten Leistung doch zugleich so ungeheuerliche und grasse Mißgeburten erzeugt, daß es am Ende nicht widersinnig ist, auf die Vermutung zu kommen, bei der allmählichen Vermischung der ganzen Menschheit würden die Europäer für die vielen Eigenschaften, die sie zum Gemeingut, zum universellen Typus machen, eine minder unterdrückte, mit dem Abstraktionsvermögen und der Phantasie mehr im Gleichgewicht stehende Sinnlichkeit erhalten.

Interessant ist wiederum, wie Jordan sich die merkliche Verschiedenheit der allgemeinen Haarfarbe von der Haarfarbe der einzelnen Rassen erklärt, aus denen das jetzige Geschlecht in Mitteleuropa sich gebildet hat. Nur zum Teil sei diese Aenderung aus der Rassenvermischung herzuleiten, zum andern Teil sei es sehr wahrscheinlich, daß die Eröffnung des großen Seeweges nach Ostindien, die Entdeckung Amerikas auch auf die körperliche Beschaffenheit der Europäer Einfluß geübt haben werde. Wir sehen ja, daß die Tiere sich in Gestalt, Größe, Farbe des Haarwuchses bedeutend verändern, wenn sie vom Menschen auf bestimmte Kost gesetzt werden. „... so hat gewiß der nach jenen beiden großen Ereignissen, welche die neue Geschichte beginnen, in weit größerem Maßstab eingetretene und schnell angewachsene Verbrauch tropischer Erzeugnisse auf unsere Leiblichkeit verändernd eingewirkt. Der Mensch auf der untersten Stufe des reinen Naturlebens ißt die Bestandteile seines Körpers nur aus seiner nächsten Umgebung, nur aus der Scholle selbst zusammen, die ihn gebar: die Stoffe aber, die den Körper eines jetzigen, besonders den begüterten Klassen der Gesellschaft angehörenden Europäers bilden, sind auf tausend Wegen zusammengeholt von allen Teilen der Erdoberfläche. Es ist sehr möglich, daß wir in der eingewanderten, allverbreiteten Kartoffel, im Tee, Kaffee, Gewürz usw. zugleich die Färbestoffe allmählich eingenossen haben, welche das nordische Blond mit dem Schwarz der Südländer und Tropenbewohner vermischt und uns das braune Haar gegeben, das jetzt in Deutschland und Frankreich bei weitem das Häufigste ist.“ Daß die Ueberflutung Frankreichs und Italiens mit Germanenstämmen und Mitteleuropas mit Hunnen ihre leiblichen Spuren hinterlassen habe, und daß solche importierten Typen oft noch wieder durchschlagen, daß auch bei uns noch das hunnische Gesicht zu finden ist, entging einem Jordan nicht; andererseits kommt er immer wieder auf die Bodenstoffe zurück, um gewisse Charaktereigentümlichkeiten eines Volkes zu erklären. So meint er, daß dasselbe Frankreich, welches den ihm eigentümlichen Champagnerwein hervorbringe, auch den allgemeinen Charakter seiner

Bewohner bestimme; denn wie sollte man es sonst erklären, daß heute noch Caesars Schilderung der Bewohner Frankreichs zutreffe, obwohl doch seit den Tagen des römischen Feldherrn so manches neue Element, so manche Völkerwelle von den Stürmen der Geschichte über die Grenzen Frankreichs hinüber gebrandet wurde?" Beides komme in Betracht: „innere Fortbildungsfähigkeit des Typus und äußerer, charaktergebender Einfluß der Naturelemente".

Wer einmal daran gehen wird, die Ansichten unserer bedeutendsten Köpfe über den Charakter und die Fähigkeiten der modernen Nationen zusammenzustellen und zu vergleichen, der wird in dem Aufsatze Jordans ebenfalls Material finden; zum Beispiel läßt Jordan den Briten eine Mischung von deutscher Ausdauer und Geduld und aufflackerndem französischem Ungestüm sein.

Es heißt dann gegen das Ende des Aufsatzes, daß das Menschengeschlecht noch immer und sogar körperlich in der Ausbildung begriffen sei. Die Hauptgruppen der europäischen Menschheit werden aber sich miteinander vermischen, und dadurch wird ein neues Element in die Weltgeschichte kommen. Die Rassenverschiedenheit wird sicher eines Tages in eine Einheit zusammengehen, aber nur, um eine noch bei weitem großartigere Mannigfaltigkeit, die bis ins Unendliche verschiedene Individualität, zu erzeugen. Der Augenblick kommt heran, da zuerst in Europa wenigstens alle Schranken der Nationalität fallen werden.

Wir erwähnten oben schon, daß auch noch der hochbetagte Jordan diesen Glauben seiner Jugend durch Verse bekräftigt habe, die er auf eine Einladung zur Schweizer Zentenarfeier dichtete. Wir wollen mit diesen Versen oder vielmehr mit den wichtigsten davon schließen:

Schon gelang ja Schwerstes im Schweizerlande:
Aus vier, ja fünf so verschiedenen Zungen
Habt ihr dauergediegen zu frohem Gedeihen
Den Bundesstaat zu bauen verstanden.
So seid ihr ein fertiges, kleines Vorbild,
Ein Kernkristall, der das Keimen verkündet
Der größesten Gründung. Schon grauen seh' ich
Am Horizonte den Zukunftsmorgen,
Dessen Sonne einst reift des gesamten Europas
Zu fruchtreicher Arbeit in Frieden und Freiheit
Vereinigte Staaten.
Mit stolzer Hoffnung
Drum feiert das Fest am Fuße der Myten.
Wann zum siebenten Male eurer Enkel Söhne
Es wieder feiern, dann wird schon erfüllt sein,
Was ich geweissagt, und Schwyz, die Wiege
Des weiter gewachsenen Waldstättebundes,
Auch Wiegenstadt eines Weltbundes heißen.

---

# Zur Frage „Körper- oder Geisteskultur"?

Franz Wiesner.

Auf die Frage, ob es wirklich beklagenswert sei, daß die geistige Tätigkeit die körperliche immer mehr verdrängt und die körperliche Entwicklung immer mehr hinter der geistigen zurückbleibt, antwortet

Otto Schulz[1]) kategorisch: nein. Zur Begründung gibt er an, daß die Entwicklung des Geistes fortschrittlich wirke, indem sie zu besseren, humaneren, sittlicheren, mit einem Wort lebenswerteren Zuständen führe, und daß wir ganz recht täten, unser Hauptgewicht auf die geistige Entwicklung zu legen. Nun scheint aber diese geistige Entwicklung als notwendiges Korrelat körperliche Degeneration zu bedingen. Otto Schulz tröstet sich damit, daß der Körper heute nicht mehr den Zweck habe, den er ehedem hatte, und daß es im Prinzip der Entwicklung selbst liege, daß die körperliche Entwicklung niemals unter das jeweils zulässige Maß heruntergehen würde. Dazu möchte ich folgendes bemerken.

Kultur ist diejenige harmonische Gestaltung des menschlichen Lebens, welche die Verwirklichung des ästhetischen und ethischen Ideals bedeutet. Das Endziel der Entwicklung ist nach menschlichem Ermessen die Kultur. Die Aufgabe des menschlichen Geistes ist die Realisierung dieses Ideals. Wie löst der Mensch diese Aufgabe? Indem er das Bewußtsein von sich selbst und von der umgebenden Natur zergliedert, durch diese Analyse das Leben in seine Elemente auflöst und in dieser Weise Einrichtung, Funktion und Ziel des Lebens kennen lernt. Diese extreme Arbeitsteilung muß an der Harmonie des Lebens nagen. Zwar gewinnt die Gattung durch diese Erkenntnisarbeit, aber das Individuum entartet dabei. Die Gattung wird sich der idealen Linien bewußt, innerhalb welcher sich das Leben der Zukunft bewegen muß. Aber der Einzelmensch opfert das Glück seines eigenen individuellen Lebens, sei es als Beethoven in der Musik, sei es als Michelangelo in der bildenden Kunst oder als Arbeiter in der Fabrik, welcher mit dem Kristallsande seiner Seele Nadelspitzen schleift.

Diese Periode der Arbeitsteilung, des Experimentes, der trockenen Analyse des Lebens heißt Zivilisation und bedeutet nur ein Uebergangsstadium zum Zustande der Synthese, der Kultur, der veredelten Menschennatur. Unser heiligstes Streben muß sein, die Segnungen, deren die Gattung im Zustande der Zivilisation teilhaftig geworden ist, auf das Individuum im Zustande der Kultur zu übertragen, all die Schönheit und Wahrheit aus dem Staube der Museen und Archive ins Leben hinauszuführen. Denn was nützte uns all das mühsam errungene Wahre, Gute und Schöne der Jahrtausende, wenn wir es nicht zur Edelkultur des Menschen verwerten wollten, zur Edelkultur des Körpers und des Geistes. Verwerten wir also die Erkenntnisse der Wissenschaft, die idealen Formen der Kunst zur Erziehung eines schönen und sittlichen Menschen. Denn das Leben in seiner ethischen und ästhetischen Idealität ist unser erhabenstes Ziel, und diesem hat Kunst, Wissenschaft und Religion zu dienen.

Diesem Ideal nahe zu kommen, genügt es nicht, daß man sich philisterhaft mit einem halbwegs gesunden Körperchen durch das Leben schleppt, daß man sich vertrauensvoll von der Entwicklungswelle tragen läßt, sondern es bedarf aktiven Eingreifens in diese künstliche Zivilisationsmaschinerie, damit sie nicht ihren Schöpfer unter ihrer

---

[1]) Siehe Januarheft d. Z.

gefühllosen Notwendigkeit begrabe. Es bedarf des Kampfes gegen alle lebensfeindlichen Elemente.

An die Stelle des Körperorgans trat das Werkzeug; die physische Arbeit übernahm die Maschine. Der Mensch bewies dadurch zwar die Macht des Geistes über die Physis, sank aber zu gleicher Zeit, indem er seine Organe verkümmern und entarten ließ, zum Knechte, zum Sklaven der Maschine herab. Daß er diese Armee der Zivilisationsinvaliden durch einen komplizierten Maschinenbetrieb von Krankenhäusern, Kerkern und Kirchen flicken mußte, war seine Pflicht, war die notwendige Folge dieser Wirkung. Aber einen mit künstlichen Zähnen, Waden, Busen usw. ausgestatteten Körper, eine vom Fachwissen eingeschnürte Seele, ein auf einem Skelett wandelndes Denkerhirn als Ideal hinzustellen, wird keinem gesunden Menschenverstande einfallen. Die Liebe zum Leben, die Liebe zu den mühsam errungenen Idealen der Körperschönheit, Seelentiefe und Seelenreinheit wird über diesen Trümmerhaufen der angehäuften Erkenntnisse hinwegschreiten und zum Aufbau eines edleren, glücklicheren Gebäudes der Kultur drängen.

Deshalb darf man nicht zwischen Körper- und Geisteskultur schwanken, sondern muß sich kategorisch für beide entscheiden, denn der Mensch besteht aus Körper und Geist, und keine Macht der Welt vermag je die beiden auseinanderzureißen, ohne die Harmonie und das Glück des menschlichen Lebens in Frage zu stellen.



## Berichte und Notizen.



**Ueber den Zusammenhang von Geschlechtsdrüsen und sekundären Geschlechtsmerkmalen** hat Prof. Meisenheimer-Marburg experimentelle Untersuchungen bei Arthropoden angestellt, die den Beweis erbracht haben, daß bei gewissen Schmetterlingsarten während der individuellen Entwicklung (im Raupenstadium und später) eine Abhängigkeit der sekundären Geschlechtsmerkmale von den primären Geschlechtsdrüsen nicht mehr besteht. Meisenheimer operierte den Raupen jener Schmetterlinge in der dritten, vierten und fünften Entwicklungsperiode die Geschlechtsdrüsen heraus, entfernte auch die als Heroldsches Organ bekannten Anhänge der Geschlechtsdrüsen (Samenblasen, Samenausführgang, Penis u. s. f.), griff also so tief und radikal in den Organismus ein, als das überhaupt möglich war, und ließ dann die Raupen, die übrigens durch diese Operationen in ihrer Entwicklung nicht weiter behindert wurden, sich umbilden zum Schmetterling. Als aber die Schmetterlinge auskrochen, stellte sich heraus, daß die Kastration auf die Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale der Schmetterlinge ohne allen Einfluß geblieben war. Dabei war die Entfernung des gesamten primären Geschlechtsdrüsenkomplexes vorgenommen worden zu einer Zeit, wo alle späteren sekundären Geschlechtsmerkmale noch durchaus undifferenziert gewesen waren. Trotzdem blieben die letzteren ganz unbeeinflußt; die definitiven Falter waren typische, mit allen sekundären Geschlechtscharakteren wohl versehene Männchen und Weibchen. Eine Regeneration von Teilen des herausgeschnittenen inneren Geschlechtsapparates hatte nicht stattgefunden. — Außer der Kastration gab es noch eine zweite Möglichkeit, in das ursprüngliche Verhältnis zwischen primären und sekundären Sexualmerkmalen einzugreifen: nämlich in männliche Raupen nach Entfernung der männlichen Keimdrüsen Eierstöcke zu übertragen und umgekehrt in kastrierte weibliche Raupen die Merkmale der Männlichkeit zu verpflanzen. Auch dieses Verfahren hat Meisenheimer angewandt. Beides gelang durchaus. Die transplantierte männliche Keimdrüsenanlage entwickelte sich im weiblichen Körper zu einem voll ausgebildeten, von reifen Spermatozoen strotzend gefüllten Samen-

organ, und ebenso wuchs die Eierstockanlage im männlichen Körper zu einem typischen Eierstock aus, der sich in nichts, auch nicht in der feinsten histologischen Struktur, von den normalen, im weiblichen Körper herangewachsenen Ovarien unterschied und sogar völlig reife Eier zur Ausbildung brachte. Es wurde also durch die Transplantation typische innere Zwitterbildung hervorgerufen, die — wenn die Theorie, daß die Keimdrüsen durch innere Sekretion und Nervenwirkung umformend auf das Körpergewebe einwirken, richtig war — sich auch äußerlich in einer entsprechenden Differenzierung der sekundären Geschlechtsmerkmale hätte ausdrücken müssen. Aber nichts von alledem ereignete sich. „Die ursprünglichen Männchen" — sagt Meisenheimer — „blieben typische Männchen, obwohl ihr Leib zuweilen strotzend von Eiern erfüllt war, die Weibchen blieben Weibchen. Die experimentell hervorgerufene innere Zwitterbildung vermochte also in keinem Falle auch äußere Zwittererscheinungen hervorzurufen." (Wiss. Beil. d. M. N. N.)

**Die Beziehungen zwischen Schädelumfang und Intelligenz.** Der französische Psychologe Alfred Binet befürwortet in dem von ihm herausgegebenen „L'Année psychologique" die Einführung des anthropometrischen Verfahrens in den Schulen. Schon seit langem studiert er bei Schulkindern alle sichtbaren körperlichen Erscheinungen, die als physikalische Kennzeichen für den Grad ihrer Intelligenz gelten dürfen. Durch jene Messungen soll nun zunächst genau bestimmt werden, ob und um wieviel ein Kind in der körperlichen Entwicklung gegenüber gleichalterigen Kindern vor oder zurück ist; weiter handelt es sich dann um die Frage, ob überhaupt und in welcher Weise hieraus Schlußfolgerungen auf die geistige Veranlagung gezogen werden können. Man geht nämlich in Frankreich damit um, für geistig minderwertige, anormale Kinder besondere Schulen einzurichten, und hat bereits damit begonnen; es muß somit jedesmal entschieden werden, welche Kinder diesen Anstalten zu überweisen sind. Bemerkenswert ist Binets Feststellung, daß nach den in seinem Institut seit zwei Jahren vorgenommenen Schädelmessungen anormale Mädchen (im Gegensatze zu den anormalen Knaben) durchschnittlich keinen kleineren Schädelumfang haben als ihre normalen Kameradinnen, sondern daß ihr Umfang diesen sogar um ein Maß, das dem Wachstum eines halben Jahres gleichkommt, überlegen ist. Die Ursachen dieser hier erstmals festgestellten Anomalie sind noch nicht aufgeklärt. Im übrigen wurde in bezug auf Größe und auch Gewicht des Körpers kein der Aufzeichnung werter Unterschied zwischen anormalen und normalen Kindern bemerkt. („Kosmos".)

**Die Anthropologie der niederen Gesellschaftsklassen** ist bereits von Prof. A. Niceforo im V. Bd. d. Z. (S. 507) in einer längeren Abhandlung und späterhin auch in einer Monographie behandelt worden. Neuerdings hat sich noch ein zweiter Forscher auf dieses Spezialgebiet begeben. G. Meister veröffentlicht nämlich in der „Umschau" einen Aufsatz, dessen Gedankengang etwa folgender ist: „Die ärmeren Bevölkerungsschichten von Mittel- und Westeuropa zeigen häufig einen ganz eigentümlichen Typus der Gesichtsbildung, den man infolge seiner hervorstechendsten Züge, der gelblich braunen Hautfarbe, der schlitzförmigen Augenspalten und des breiten Gesichts mit vorspringenden Backenknochen als Mongolismus bezeichnen kann. Zur Erklärung des Auftretens dieser Eigenart hat man daran gedacht, daß diese Gesichtsbildung auf die während des ganzen Mittelalters erfolgte Einfuhr von Sklaven aus dem Orient zurückzuführen sei. Es dürfte aber vielmehr anzunehmen sein, daß sich in den fraglichen Bevölkerungsschichten erhebliche Reste einer vorarischen Bevölkerung finden. Eine Bestätigung dieser Ansicht läßt sich in der Sagenliteratur und in den erhalten gebliebenen Bildwerken aus alten Zeiten finden, die gleichfalls neben dem indoeuropäischen Typus einen Mongoloidentypus erkennen lassen. Hierbei drängt sich in zwingender Weise die Erklärung auf, daß man Spuren einer Völkereinwanderung vor sich hat, bei der eine Herren- und Erobererrasse eine Urbevölkerung von anderer körperlicher Beschaffenheit allmählich zurückgedrängt und in Hörigkeit gebracht hat, wobei allmählich eine Vermischung der beiden Rassen stattgefunden hat. Eine recht anschauliche Unterstützung dieser Rassenverschiedenheiten zeigt eine im Alten Museum zu Berlin befindliche Doppelherme, die Sokrates und Seneca darstellt, und an der in augenfälligster Weise der mongoloide und indogermanische Typus zu erkennen ist. Der aus adeligem Geschlecht stammende Römer mit seinem Schmalkopf und Schmalgesicht steht in scharfem Kontrast zu dem plebejischen Schädel des in kleinen Verhältnissen zu Athen als Kind armer Leute geborenen Sokrates, der die wulstige Unterlippe und die dicke, breite Stumpfnase des Mongolenantlitzes in charakteristischer Weise zeigt.

Der gleiche Typus findet sich bei sehr zahlreichen bildlichen Darstellungen aus griechischer Zeit. Die sagenhaften Silene, Satyrn und Faune sind alle in ähnlicher Weise dargestellt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Künstler ihre Modelle den niedrigen Volksschichten entnommen haben. Weit weniger häufig als in der griechischen Epoche findet sich die Darstellung des mongoloiden Typus in der nachklassischen Zeit und der Renaissance. Die Ursache liegt entweder darin, daß die Künstler jener späteren Tage es verschmähten, andere als strenge und edle Kunstformen zu verwenden, oder daß sie eine starke Neigung zur Idealisierung besaßen, wie sie sich beispielsweise bei Michelangelo findet. Hingegen wird in späterer Zeit die Sagen- und Märchenliteratur zu einer reicheren Quelle der Unterscheidung zwischen jenen Rassentypen. Diese Satyrn und Faune kehren in Gestalt des Waldschrats und ähnlicher Fabelwesen wieder. Namentlich die Riesen spielen eine namhafte Rolle, wobei hervorgehoben sei, daß ursprünglich an dem Worte „Riese" durchaus nicht die Vorstellung von einem übergroßen Körperwuchs haftete, sondern daß man zunächst etwa an einen ungehobelten Tölpel dachte. Ebenso gibt das Wort „Recke" einen Beleg für die Annahme einer allmählich zurückgedrängten Urbevölkerung, denn Recke bedeutet ursprünglich durchaus nicht einen Helden, sondern im Gegenteil einen verbannten, umherirrenden und im Elend lebenden Abenteurer, welche Bedeutung sich noch in dem Worte „verrecken" erhält, das heute den Sinn „elend zugrunde gehen" hat. Was nun die Verbreitung des Mongolismus anlangt, so ist er in Europa nicht gleichmäßig verteilt, da er, wie begreiflich, in den östlichen slawischen Gebieten weit stärker zu finden ist. Es ist zu verstehen, daß die Slawen als die nächsten Nachbarn der gelben Rasse in viel höherem Maße mit mongoloiden Elementen durchsetzt sind und bis zum heutigen Tage durchsetzt werden, als der durch die Elbe abgegrenzte Westen, in dem die Reste einer mongoloid gestalteten Urbevölkerung nur spärlich vorhanden sind. Welcher Art eine solche Urbevölkerung gewesen sein mag, läßt sich nur vermutungsweise sagen. Ob es wirklich ein echt mongolischer Volksstamm gewesen ist oder ein ihm nur physiognomisch verwandter, das zu entscheiden muß künftigen ethnologischen Forschungen vorbehalten bleiben."

**Die Beziehungen zwischen der frühesten amerikanischen und asiatischen Kultur** werden durch neuere Funde illustriert, die der französische Kapitän Perthon in Peru gemacht hat. Insbesondere ließ sich an den Ornamenten einiger der frühesten unter den aufgefundenen Gefäßen der asiatische Einfluß deutlich feststellen. Prof. Capitan vom Collège de France, der diesen Teil der Funde bearbeitet hat, erblickt darin eine Bestätigung seiner Theorie, nach der die ersten Zivilisatoren Amerikas Asiaten gewesen sind. Allmählich verschwindet dann dieser asiatische Einfluß, und es erscheinen original einheimische Elemente der Kunstübung.

**Die Zusammensetzung des türkischen Parlaments** zeigt die Parteien in folgender Stärke: Von den 228 Abgeordneten sind Mohammedaner 177 (Türken 107, Araber 45, Albanier 22, Kurden 2, Drusen 1), Christen 47 (Griechen 27, Armenier 10, Bulgaren 5, Serben 4, Walachen 1, Maronisten 1), Juden 3. „Vergleicht man diese Gruppierung mit derjenigen eines abendländischen Parlaments, so fällt die starke Spannung, die zwischen der politischen Struktur der Türkei und Westeuropas besteht, ohne weiteres in die Augen. Die Gliederung der Volksvertretung vollzieht sich im osmanischen Reich noch ganz nach jenen ursprünglichen Gegensätzen, die große, durch das Schwert zusammengeschweißte politische Gemeinschaften in den Anfangsstadien ihrer Entwicklung beherrschen: nach Rassen, Nationalitäten, Stämmen, Konfessionen. Parteigebilde nach den Gesetzen einer politischen Entwicklung höherer Ordnung, nach staats- und wirtschaftlichen Interessen, nach Ständen und Berufen fehlen einstweilen fast vollständig. Es ist zwar anzunehmen, daß, sobald das Parlament in wirklich gesetzgeberische Tätigkeit eintritt, sich namentlich im türkischen Block Abzweigungen und Spaltungen je nach dem Uebergewicht mehr konservativer oder mehr radikaler Tendenzen vollziehen werden. Aber wie diese Scheidung vor sich gehen und in welchem Maß es dabei möglich sein wird, die nationalistischen und konfessionellen Gegensätze zurückzudrängen und so Verbindungen mit nichttürkischen Elementen herzustellen, ist einstweilen völlig unklar." („D. T.")

**Die entscheidenden Faktoren bei Krieg und Frieden** behandelt Dr. Karl Peters in der „Finanz-Chronik" aus Anlaß des Besuches des englischen Königspaares in Berlin; seine Ausführungen gipfeln in folgenden Sätzen: „Krieg und Frieden werden heute bestimmt durch die Interessen der Völker; und der

Gegensatz dieser Interessen zwischen Großbritannien und Deutschland wird von Jahr zu Jahr größer. Zwischen ihnen beiden schwingt das Pendel, welches auf Krieg und Frieden auf der Erde weist. Solange Deutschland eine mächtige Nordseeflotte baut, welche die Mündung der Themse bedroht, solange Großbritannien seine Zollpläne betreibt, welche den deutschen Absatzmärkten verhängnisvoll werden müssen, ist es lächerlich, von natürlicher Freundschaft zwischen den beiden Großmächten zu reden. Die Realitäten entscheiden, und sie weisen auf drohenden Wettbewerb. Aber auf der anderen Seite haben wir gerade in diesen Wochen gesehen, wie im nahen Osten Staaten bereit sind, sich Krieg durch Zahlungen großer Summen abzukaufen. Die österreichische Offerte an die Türkei, die bulgarisch-russische ebendahin stellt einen solchen Versuch dar. Ein moderner Krieg ist, neben allem anderen, eben verflucht teuer; und mehr als der Besuch des Königs von England bürgt der verzweifelte Zustand der britischen wie der deutschen Finanzen für die Erhaltung des europäischen Friedens in 1909. Mr. Lloyd-George und Herr von Sydow würden ganz lange Gesichter machen, wenn ihnen zugemutet würde, einen Kriegsetat für dieses Jahr aufzustellen. Einen großen Völkerkrieg kann heutzutage wohl noch ein Hanswurst anzetteln, obwohl die Völker etwas dazu zu sagen haben würden. Aber in Wirklichkeit nur ein großer und starker Staatsmann vom Kaliber der Alexander, Hannibal, Cromwell und auch Bismarck kann ihn machen, obwohl dieser in dem merkwürdigen Irrtum befangen war, daß die Völker sich nicht um wirtschaftliche, sondern nur um politische Interessen schlügen. Politische Interessen werden den Leuten heute sehr gleichgültig. Wer z. B. könnte sich im 20. Jahrhundert einen Krieg um Schlesien oder Kanada denken? Essen und gut wohnen und Geld verdienen, dazu wollen die Menschen eventuell auch Krieg führen. In diesem Sinne rein wirtschaftlich waren die Feldzüge Alexanders, der Zug Hannibals über die Alpen. Auch der deutsch-französische Krieg von 1870/71. Dieser Krieg ist das beste Geschäft gewesen, welches das deutsche Volk je gemacht hat, wie die Villenviertel im Westen von Berlin und auch bei München zeigen. Großbritannien hat nie ein besseres Geschäft gemacht, als in den Napoleonischen Kriegen, in denen es mehr als jedes andere Volk männliche Eigenschaften bewies. Der ganze Aufschwung des britischen Volksvermögens in der Victoria-Aera stammt davon. Heute geht es abwärts mit diesem Vermögen, weil es abwärts geht mit den energischen Seiten der britischen Volksseele. Ich weiß etwas davon zu erzählen, was auf Tatsachen beruht. Ich kam nach England 1880, damals war alles stolz und sah hochmütig herunter auf die Völker des Kontinents. Heute erlebe ich, daß ein junger Student der Medizin, der £ 120 jährlich ererbt hat, es vorzieht, von Rindfleisch und Bier zu leben, nicht mehr zu arbeiten, sondern Cricket bis zu seinem Tode zu spielen, auch natürlich nicht zu heiraten. Das würde ich nicht erzählen, wenn es allein stände. Es geht durch das ganze Volk. England wird faul. Ich hörte 1900 in Südafrika: »I, die for my country? who pays me for it?« Die Vermögen der Country-Squires — ich spreche stets aus Erfahrung — gehen zurück. Darauf beruhte der britische Kredit um das Ende des 19. Jahrhunderts. Diese wirklich gentlemenliken Elemente des Landes, die den preußischen Junkern entsprechen, kommen jetzt in die City, werden Aufsichtsräte usw., und bald hat der City-shark sie an der Gurgel. Hier ist nirgends mehr Energie, dash, daring, sondern ein elendes Kämpfen um die vom Vater ererbte soziale Stellung. Der Deutsche schlägt heute den Engländer in seiner Persönlichkeit um zehn Pferdelängen. Aber wir brauchen deshalb nicht pharisäisch zu werden. Ich finde, dieselben Klassen in Berlin sind genau dasselbe. Ebenso faul, ebenso geneigt, durch Börsenschwindel sich die Mittel für nächtliche Orgien zu schaffen. Tout comme chez nous. Nur bieten die wirtschaftlichen Grundlagen Deutschlands noch nicht die Möglichkeit für derartiges besonderes Leben. Dazu kommt, daß der Deutsche Anglomane ist, sich englisch kleidet, gerne auch englisch spricht: five o'clock tea, rout usw., der Brite aber Brite bleibt, und auf den »damned foreigner« herunterblickt, also in Wirklichkeit zehn Pferdelängen vor ihm voraus ist."

**Russische Trägheit und mongolische Rührigkeit.** In letzter Zeit haben die russischen Blätter besonders laut Klage darüber erhoben, daß die Mandschurei wirtschaftlich mehr und mehr in den Besitz der Chinesen und Japaner gelangt. Ihre Hoffnungen, dort Unternehmungen zu gründen und ein Absatzgebiet für ihre Industrie zu schaffen, scheinen sie allmählich aufzugeben. Nicht mit Unrecht wird indes den Russen von ihren eigenen in Petersburg erscheinenden Blättern der Vorwurf gemacht, daß sie selbst Schuld an der gegenwärtigen, für sie ungünstigen Sachlage tragen. Sie haben sich nach dem Kriege um nichts mehr gekümmert und

den Chinesen und Japanern das Feld überlassen. Diese entfalten im Gegensatz zu den Europäern eine große Betriebsamkeit, rufen allerlei Unternehmungen ins Leben und haben auch die Presse in den Dienst ihrer Interessen zu stellen verstanden. Es sind eine ganze Anzahl chinesischer und japanischer Blätter in der Mandschurei ins Leben getreten, welche Stimmung gegen die Russen machen und vor deren wirtschaftlicher Festsetzung warnen. Den Russen stehen dagegen gar keine Blätter in der Mandschurei zur Verfügung. Außerdem entfalten die chinesischen Behörden, namentlich die Zollbehörden, eine eifrige Tätigkeit zuungunsten der Russen. Sie sollen durch die verschiedensten Maßnahmen das Eindringen russischer Waren zu hindern suchen. Sie gehen angeblich so weit, von ihnen an verschiedenen Orten Zollgebühren zu erheben. Wie weit diese Anklage zutreffend ist, läßt sich nicht ohne weiteres feststellen. In jedem Falle trägt aber die russische Gleichgültigkeit viel Schuld daran, wenn die Russen wirtschaftlich in der Mandschurei an Boden verlieren. („D. T.“)

**Die Bekämpfung des Opiumlasters in China.** Die chinesische Regierung schreitet im Kampfe gegen das Opium konsequent auf dem seit Jahr und Tag betretenen Wege fort. Sie hat sich um Unterstützung bei ihrem Vorgehen an die übrigen Mächte gewandt und eine besondere Konferenz nach Schanghai berufen, zu welcher Regierungsvertreter aus England, Amerika, Deutschland, Frankreich, Rußland, der Türkei, China, Japan, Holland, Portugal, Siam und Persien erschienen sind. Der Generalgouverneur von Liangkiang und Handelssuperintendent der südlichen Häfen Tuan-fang hat die Verhandlungen der Opiumkommission mit einer bedeutsamen Rede eröffnet. Der Redner erinnerte an die kaiserlichen Edikte und daran, was China schon zur Unterdrückung des Mohnanbaues, besonders im unteren Jangtsetal, getan habe. China hoffe, in zwei Jahren den Mohnanbau völlig unterdrückt zu haben. Tuan-fang appellierte dann an das Wohlwollen und die Uneigennützigkeit der beteiligten Staaten, damit im Interesse der Zivilisation die Unterdrückung dieses Giftes durchgeführt werden könne. Dazu sei erforderlich, daß China durch die Einführung des Monopols die Kontrolle erhalte. Zum Schlusse dankte der Generalgouverneur für die durch Amerika gegebene Anregung zur Kommission und für Englands bereitwilliges Entgegenkommen im Interesse der Humanität. Die Rede machte einen tiefen Eindruck. — Leider hat die Konferenz in ihrem weiteren Verlauf und Ausgang noch nicht die Früchte gezeitigt, die China davon erhoffte; das handelspolitische Interesse der am Opiumanbau und -vertrieb beteiligten Staaten hat sich als stärker erwiesen, als ihre Humanität. Es wird auf Chinas Seite noch zäher Anstrengungen bedürfen, um die seiner großangelegten sozialhygienischen Maßregel entgegenstehenden Sonderinteressen zu überwinden.

**Kulturgesellschaft Ernst Abbe (K. E. A.).** Eine Gesellschaft mit diesem Namen ist vor kurzem in Jena, der Wirkungsstätte des berühmten Physikers und sozialen Pfadfinders Ernst Abbe, gegründet worden. Sie stellte sich zur Aufgabe: die Verbreitung und Weiterbildung der sozialgerechten Bestrebungen E. Abbes, die erfolgreich durch die Carl Zeiß-Stiftung zu Jena erprobt sind. Mittel zur Erfüllung dieser Zwecke sollen sein: 1. Propaganda in Wort und Schrift, unter besonderer Betonung der Notwendigkeit wirtschaftlicher Solidarität für die vom Kapitalismus abhängige und bedrohte Bevölkerung und für alle kulturell interessierten Kreise. 2. Organisierung, sowie moralische und tatkräftige Förderung solcher gewerblicher Unternehmungen aller Art, welche gemeinnützigen und sozialwirtschaftlichen Charakter tragen und daher, im Gegensatz zu den rein egoistischen kapitalwirtschaftlichen Betrieben, geeignet sind, die Wirtschaftstätigkeit des Volkes mehr und mehr mit sozialen und sittlichen Ideen zu durchdringen. — Der jährliche Beitrag für Mitglieder ist 6 Mk., wofür die Gesellschaft ihre sozialpolitischen und sonstigen Druckschriften liefert. Die literarisch wertvolle und geschmackvoll ausgestattete Zeitschrift „Menschheitsziele“ ist als Gesellschaftsorgan in Aussicht genommen. — Die Geschäftsstelle in Jena, Sophienstr. 16, versendet unterrichtende Drucksachen an sozialdenkende Interessenten und nimmt Anmeldungen entgegen.

**Eine „Familiengeschichtliche Quellenkunde“** beginnt eben im Verlag von H. A. Ludwig Degener in Leipzig zu erscheinen. Als Herausgeber zeichnet der Kgl. Sächsische Adelskommissar Regierungsrat Prof. Dr. Heydenreich; ihm steht eine stattliche Reihe der bedeutendsten Fachgelehrten zur Seite. Das Werk soll 500 Seiten Lexikonformat umfassen. Auf den Inhalt gedenken wir demnächst näher einzugehen.

---



## Bücherbesprechungen.



**Thesing, Dr. C.,** Biologische Streifzüge. Eine gemeinverständliche Einführung in die allgemeine Biologie. 372 Seiten, 74 Abbildungen, 18 Tafeln. — J. F. Schreiber, München. M. 6,—.

Ein ernstes und gutes Buch, von dem man trotz der heute gebotenen Menge populärer naturwissenschaftlicher Darstellungen nicht sagen kann, es sei überflüssig. Es ist für etwas (und nicht zu wenig) vorgebildete Laien geschrieben, aber auch ein zum Spezialist gewordener Fachmann wird es als angenehmes biologisches Repetitorium lesen können. Die Sprache ist klar und schlicht, die Stoffkenntnis wie auch die der prinzipiellen Theorien umfassend, der eigene Standpunkt nicht mit Bestimmtheit festgelegt, aber doch so „fortschrittlich" (was den Darwinismus im engeren Sinn anlangt), daß man sich recht daran freuen kann; von der naiven Selbstsicherheit des Wissens ist der Verfasser soweit frei, daß er die kleinen Scherze der Retorten-Urzeugungs-Versuche mit berechtigter Strenge verwirft (S. 108: Wann wird man endlich die phantastische Hoffnung aufgeben, diesem feinsten Probleme der Entstehung von Leben mit solch groben Mitteln seinen Schleier abnehmen zu können?). Thesing spricht unverhohlen aus, wieviel noch heute für uns „geheimnisvoll am lichten Tag" ist.

Einen Irrtum möchte ich berichtigen. Da eine Darstellung von Lamarcks Lehre bisher fehlt, ist sie vielfach auch denen unbekannt, die sie für grundlegend halten. Dr. Thesing mag in derselben Lage sein, wenn er S. 12 sagt, L. habe das Tierreich als einheitliche Reihe, statt richtiger als vielverzweigten Baum aufgefaßt. Ich gebe zwei Zitate aus der grundlegenden Introduktion zur Histoire naturelle des animaux sans vertèbres, 1815, die allein schon zur Berichtigung ausreichen. S. 130: „... les animaux mêmes ... ne se lient poins les uns aux autres de manière à former une serie simple et régulièrement graduée dans son étendue." S. 133: (wo L. von einer unbekannten Ursache spricht, die fortwährend die Regelmäßigkeit der Entwicklung hindert): „Cette cause ... a donné lieu, soit aux lacunes réelles de la série, soit aux rameaux finis qui en proviennent." — Diese rameaux finis sind ganz unzweideutig. Dr. F. Kühner.

**Haeckel, E.,** Alte und neue Naturgeschichte. Festrede zur Uebergabe des phyletischen Museums an die Universität Jena bei Gelegenheit ihres 350 jährigen Jubiläums am 30. Juli 1908. Jena 1908, G. Fischer.

Der unermüdliche Vorkämpfer der Entwicklungslehre erinnert in dieser Festrede an die bahnbrechende Wirkung des vor einem halben Jahrhundert erschienenen „Ursprungs der Arten" von Darwin. Ich bin zwar nicht der Ansicht, daß durch die Erklärung des berühmten englischen Forschers „das uralte Rätsel von der Schöpfung der Lebensformen" vollständig „gelöst" worden ist, gebe aber bereitwillig zu, daß es dadurch der Lösung näher gebracht und zugleich Licht, wenn auch nicht „volles", geworfen wurde auf die „Frage aller Fragen", auf „die Stellung des Menschen in der Natur". Während man früher unter „Entwicklungsgeschichte" nur die des Einzelwesens verstand, faßt man diesen Begriff jetzt unendlich viel weiter, als Geschichte des gesamten Lebens auf Erden. Sehr erfreulich ist das unumwundene Bekenntnis in der vielumstrittenen Vererbungsfrage: „In den zahlreichen Schriften, welche im Laufe der letzten vierzig Jahre über Vererbung erschienen sind, gibt sich eine höchst verschiedene Wertschätzung der transformativen Vererbung kund. Die meisten Morphologen, insbesondere die umfassend vergleichenden Anatomen, schreiben ihr die höchste Bedeutung zu; ich selbst teile diese Ansicht und betrachte sie als grundlegend für die ganze Deszendenztheorie. Anderseits bestreiten viele Embryologen, namentlich Anhänger der modernen Entwicklungsmechanik, jene Bedeutung oder sie leugnen die Vererbung erworbener Eigenschaften überhaupt ganz. Sie stützen sich dabei hauptsächlich auf die scharfsinnig ausgedachte Keimplasmatheorie von August Weismann. ... Ich selbst muß die Grundlagen seiner komplizierten Molekularhypothese für irrtümlich halten und kann auch nicht seine übertriebene Ansicht von der Allmacht der natürlichen Züchtung teilen, obwohl ich deren Wert sehr hoch schätze. Vielmehr teile ich die Anschauungen über den gewaltigen transformativen und erblichen Einfluß der direkten Anpassung, den zuerst der große Jean Lamarck schon vor hundert Jahren in seiner Philosophie zoologique dargelegt hatte." Sobald man aber mit Darwin, Haeckel und

Gegenbaur die Vererbung erworbener Eigenschaften „für einen unentbehrlichen Grundstein“ der Entwicklungslehre hält, verliert die „Selektionstheorie“, wenigstens zur Erklärung der Entstehung der Arten in der freien Natur, jeden Boden; sie wird entbehrlich und überflüssig[1]). Mit vollem Recht heißt es am Schluß: die „großartigen Tatsachen der Paläontologie bestätigen vollständig die phyletischen Vorstellungen, die wir uns über die Stammesgeschichte der Wirbeltiere auf Grund ihrer beiden anderen Urkunden, der vergleichenden Anatomie und Autogenie, hatten bilden können“. Eine angefügte chronologische Uebersicht über die hauptsächlichsten Veröffentlichungen des Verfassers wird den meisten Lesern willkommen sein.

Ludwig Wilser.

**von den Velden, Dr. Fr.,** Konstitution und Vererbung. Untersuchungen über die Zusammenhänge der Generationen. Verlag der „Aerztl. Rundschau“ (Otto Gmelin), München 1909. 131 S.

Die 21 Aufsätze, aus denen sich dieses Buch zusammensetzt, sind im wesentlichen eine Verarbeitung und Ausmünzung dreier etwa 4000 Individuen umfassender genealogisch-nosologischer Tabellenwerke von Riffel aus den Jahren 1892, 1901 und 1905. Die Arbeit ist reich an neuen Gesichtspunkten und verdient es, gelesen zu werden.

v. d. Velden weist eindringlich darauf hin, daß für die Entstehung der Tuberkulose der Kochsche Bazillus eine weit geringere Rolle spiele als die angeborene Minderwertigkeit der Konstitution. Die Ansteckungsgefahr beim Zusammenleben mit Schwindsüchtigen werde demgemäß meist stark überschätzt. Vor der Ehe mit Schwindsüchtigen zu warnen, tue man recht, „aber nicht etwa wegen der Gefahr für den gesunden Teil, sondern weil die Nachkommenschaft unfehlbar defekt ausfallen wird“. Aus der Welt geschafft kann die Tuberkulose niemals durch erworbene Immunität werden, sondern einzig und allein durch Aussterben der Tuberkulösen und durch Kreuzung minderwertigen Blutes mit Gesunden.

Verf. sucht nun nachzuweisen, daß die Schwindsucht zu einer ganzen Reihe anderer Affektionen, wie Krebs, Arthritis, Geisteskrankheit u. a. m. insofern in innerer Beziehung stände, als all diesen Krankheiten die minderwertige organische Basis gemeinsam sei. Das kann soweit gehen, daß in verschiedenen Generationen das eine Leiden das andere ablöst. „Es ist fast nur in Schwindsuchtsfamilien auf das Auftreten von Krebs zu rechnen.“ „Ferner ist wiederholt zu beobachten, daß bei den Kindern oder Enkeln an Krebs Verstorbener Schwindsucht auftritt, und zwar auch ohne daß durch Heirat das Blut Schwindsüchtiger oder mit Schwindsüchtigen Blutsverwandter in die Familie hineingekommen ist.“ „Unter den gesunden Abkömmlingen aus Schwindsuchts- und Krebsfamilien kommen auffallend häufig Gicht und Rheumatismus (eventuell mit Herzfehler), Arthritis deformans, Arteriosklerose und Konkrementbildungen vor.“

Eingehend beschäftigt sich das Buch mit den Entstehungsbedingungen der Nachkommenschaft. „Die Beschaffenheit der Nachkommenschaft richtet sich mehr nach der durchschnittlichen Gesundheit der ganzen Familien der Eltern als nach der Gesundheit der Eltern selbst.“ „Man kann annehmen, daß der Gesundheitszustand der Mutter sowohl im Guten wie im Schlechten von größerem Einfluß auf die Kinder ist als derjenige des Vaters. Doch ist der Unterschied nicht sehr groß.“ Die Kinder blutsverwandter Eltern erscheinen, nach Ausweis der Tabellen, in gesundheitlicher Beziehung durchweg etwas benachteiligt. Ob diese Anschauung auf Ehen ganz gesunder Blutsverwandter ausgedehnt werden darf, „dazu bietet das vorliegende Material keinen Anhalt, denn die ganz Gesunden sind zu selten, als daß es leicht wäre, Statistiken mit ihnen aufzustellen.“

Sehr überraschend klingt, was Verf. über die Aetiologie der Zwillinge sagt: „Bei zwei Dritteln der Zwillinge läßt sich Schwindsucht in der Aszendenz, seltener nur bei den Geschwistern der Zwillinge, nachweisen.“ Zwillinge kommen also anscheinend nur in defekten Familien vor. „Doch erscheinen sie durchaus nicht in allen defekten Familien, ja, in den am schwersten betroffenen scheinen sie zu fehlen.“

Die Fruchtbarkeit der Ehe ist größer, wenn die Frau jünger ist als der Mann, und nimmt um so mehr ab, je älter der Mann in die Ehe tritt. Die Durch-

---

[1]) Diese Worte hatte ich schon geschrieben, als mir wieder einmal die 1868 erschienene „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ in die Hände fiel. Wenn darin von „Darwins Theorie“ die Rede ist, spricht der Verfasser fast nur von „Anpassung und Vererbung“, auf denen „natürliche sowohl als künstliche Züchtung . . . beruht“. Letztere wirkt der Natur geradezu entgegen.

schnittszahl der defekten Kinder wächst mit dem Heiratsalter des Mannes. Bis etwa zum 24. Jahre tun Männer besser daran, eine ältere Frau zu heiraten — wenigstens soweit die Beschaffenheit der Nachkommenschaft in Betracht kommt. „Väter mit über 60 Jahren sind selten, ein Siebziger eine vereinzelte Erscheinung. Mütter, die ihr letztes Kind mit 48 oder 49 Jahren zur Welt bringen, kommen wiederholt vor, 50 Jahre sind der letzte Termin.“ —

Alle diese — und manche andere — Angaben stützen sich, wie gesagt, auf die Riffelschen Tabellen, welche sich ihrerseits auf die Bevölkerung ländlicher, dem Zu- und Abzug wenig ausgesetzter Ortschaften beziehen. „Die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der Tabellen ist deshalb besonders groß, weil Riffel unter der von ihm registrierten Bevölkerung aufgewachsen und mit ihr verschwägert und vertraut ist, so daß er das in den amtlichen Listen Vorgefundene aus der mündlichen Ueberlieferung ergänzen konnte.“ Gäbe es mehr solcher Tabellenwerke, so wäre das ein ungemeiner Gewinn für die Wissenschaft. Dr. Lomer.

**Lasch, R.,** Der Eid, seine Entstehung und Beziehung zu Glaube und Brauch der Naturvölker. Eine ethnologische Studie. Stuttgart 1908, Strecker & Schröder.

Eine von großer Belesenheit — 36 von 147 Seiten nehmen Anmerkungen und Literaturverzeichnis ein — zeugende Arbeit über diesen für Kulturentwicklung und Rechtsgeschichte wichtigen Gegenstand, die aber nach des Verfassers bescheidener Schlußbemerkung „nur als ein erster Versuch zur Sammlung, Verarbeitung und Erklärung aller über den Eid bisher bekannt gewordenen völkerkundlichen Tatsachen anzusehen“ ist. In der sich gut lesenden Darstellung treten die Sitten der Wildvölker verhältnismäßig viel mehr hervor als die der Europäer, was wohl im Bildungsgang des Verfassers begründet ist. Manchmal scheint mir ein Mißverständnis obzuwalten: so bedeutet z. B. die beim Schwur erhobene Hand gewiß „die symbolische Anrufung Gottes, des Himmels oder höherer Wesen überhaupt“ — und zwar entsprechen die zwei oder drei Schwurfinger wohl den höchsten Gottheiten —, aber die von den Kelten und Germanen mehrfach bezeugte und auch bildlich dargestellte Emporstreckung der flachen rechten Hand als eines Zeichens der Unterwerfung ist wohl nicht aus „einer unwillkürlichen Abwehrbewegung“ hervorgegangen, sondern gibt augenfällig die Niederlegung der Waffen zu erkennen. Wenn jemand zu Unrecht beschwören will, daß er auf seinem eigenen Grund und Boden stehe, so nimmt er nicht, wie auf S. 37 zu lesen, Erde von dem streitigen, sondern von einem ihm gehörenden Acker in die Schuhe. Dabei fällt mir das scherzhafte Sprüchlein eines schlauen Bauern ein, der, um einen Meineid zu vermeiden, nicht nur dies getan, sondern auch einen Löffel in seinem Hut verborgen hatte:

So wahr der Schöpfer über mir,
Steh' ich auf meinem Boden hier.

Jedenfalls enthält Laschs Buch eine Fülle wertvollen Stoffes und hat seinen Zweck, „die Grundlinien anzugeben, auf denen sich eine künftige Geschichtsschreibung des Eides zu bewegen hätte“, in vollem Maße erfüllt.

Ludwig Wilser.

---

## Hinweis.

**Der Vorstand des „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde“ ladet jedermann zum Beitritt ein. Der Jahresbeitrag (Mk. 4,80) ist äußert gering und das dafür Gebotene (der zwölfmal jährlich erscheinende „Kosmos-Handweiser“ und fünf Bände erster naturwissenschaftlicher Schriftsteller, wie Bölsche, Francé, Urania-Meyer, Sajó, Floericke usw.) ist ausserordentlich reichhaltig. Ein ausführlicher Prospekt liegt unserer heutigen Auflage bei. Beitrittserklärungen nimmt jede Sortimentsbuchhandlung entgegen, daselbst sind auch Prospekte und Probehefte zu haben. Event. wende man sich direkt an den „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde“, Stuttgart.**

**Dieser Nummer ist auch ein Prospekt „Neuere Werke über Anthropologie, Ethnologie usw.“ des Verlags von Strecker & Schröder in Stuttgart beigefügt. Wir bitten unsere Leser, diese Beilage zu beachten.**

---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 2. — 1909.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

## Volksvermehrung und sozialer Fortschritt.

Dr. Wieth-Knudsens Werk: „Formerelse og Fremskridt“,

kritisch besprochen von Dr. Otto Ammon.

Unter obigem Titel hat der dänische Statistiker und Demograph Wieth-Knudsen im vorigen Jahr ein Buch herausgegeben, das ihm den Doktortitel einbrachte[1]), und dessen Inhalt, obwohl in erster Linie nationalökonomisch, doch auch die Aufmerksamkeit des Anthropologen in reichem Maße beansprucht und verdient. In drei Abschnitten behandelt es nacheinander Deutschland, dieses aber mit der Beschränkung auf das Königreich Sachsen (103 S.), Frankreich (132 S.) und das Heimatland des Verfassers, Dänemark (24 S.). Gestützt nicht nur auf eine umfassende Kenntnis der Literatur, sondern auch auf längere Aufenthalte in den untersuchten Ländern, tritt Wieth-Knudsen ganz selbständig auf und überrascht durch die Neuheit seiner Methoden und die durchdachten Erklärungen der festgestellten Tatsachen. Eine kühne und dabei doch besonnene Persönlichkeit tritt uns in dem Buche entgegen. Selbst da, wo die Methoden oder die Folgerungen des Verfassers Widerspruch herausfordern, bleibt man ihm dankbar für die vielseitigen Anregungen, die er ausstreut. Es sei darum gestattet, das Werk hier eingehender zu besprechen, als es im Rahmen einer gewöhnlichen Bücheranzeige möglich wäre.

Um sofort mitten in die Sache zu kommen, sei vorausgeschickt, daß Dr. Wieth-Knudsen sich als Malthusianer bekennt. Er ist ein Anhänger des Malthus, aber nur in dem Sinne, daß er zeigt, wie der soziale Fortschritt abhängig ist von dem Nahrungsspielraum im erweiterten Sinne des Wortes und von dem Verhältnis seines Wachstums zu der tatsächlichen Bevölkerungszunahme. Aber die Meinung des Verfassers geht nicht dahin, daß die Volksvermehrung künstlich eingeschränkt werden sollte, um einen rascheren sozialen Fortschritt

---

[1]) Formerelse og Fremskridt, ökonomisk-demografisk-biologisk Syntese med særligt Hensyn til Nutidens Erfaringer i Tyskland, Frankrig og Danmark, af K. A. Wieth-Knudsen. 310 S. Text mit einer Bevölkerungskarte von Frankreich. Köbenhavn, Jul. Gjellerup. 1908. Preis in Deutschland 8 Mk. — Der Verfasser ist seit anfangs April Abteilungsvorstand am internationalen Landwirtschaftsinstitut in Rom.

zu ermöglichen, sondern gerade umgekehrt will er den Nahrungsspielraum erweitert wissen, damit die Vermehrung ihren natürlichen Gang gehen könne. Die gesunden Instinkte der Fortpflanzung, die ehrliche Freude an dem Nachwuchs, die eifrige Sorge für dessen Erziehung und Fortkommen, das sind für den Verfasser Selbstverständlichkeiten, die seine ganze Arbeit beherrschen, und bittere Worte findet er für die Entarteten, die lieber im Automobil fahren als Kinder aufziehen wollen. Wieth-Knudsen kennzeichnet sich dadurch unbewußt als einen Mann von germanischer Denk- und Gefühlsweise, und dieser Grundzug seines Buches macht es so erfreulich für jeden Leser, der auf gleichem Boden steht und die Verirrungen der falschen Kultur beklagt.

## I. Abschnitt: Deutschland.

Die Einleitung zu diesem Abschnitt und zugleich zu dem ganzen Werke bildet ein Kapitel „Vermeintliche und wirkliche Fortschrittszeichen“. Es ist eine wertvolle Abhandlung methodologischer Art. Verfasser wendet sich zunächst gegen die Ueberschätzung der Sparkassenstatistik. Die Zahl der Sparkassenbücher, die Summen der Einlagen, die Anteile für den Kopf sind ihm nur vermeintliche, eingebildete, keine wirklichen Fortschrittszeichen. Oft gibt die Errichtung einer Sparkasse den Anlaß, daß Spargelder aus Privatkassen, sagen wir aus Strümpfen und Strohsäcken, in die Sparkasse wandern und eine Steigerung der in den Kassen liegenden Beträge herbeiführen, obschon klar ist, daß eine Erhöhung des Wohlstandes dadurch nicht bewirkt wird, denn das Geld war vorher schon vorhanden, nur in der Statistik zählte es nicht mit. Zudem entspringt der Wohlstand nicht aus den ruhenden Geldern, sondern aus den werbenden, nämlich den Liegenschaften und dem Inventar an Vieh, landwirtschaftlichen Geräten, an Maschinen zur industriellen Produktion. Das Sparkapital eines Landes kann hoch und doch das werbend angelegte Kapital nieder sein; somit bildet ersteres keinen richtigen Maßstab. Diese Ansicht hat etwas Verblüffendes, aber trotzdem Wieth-Knudsen sich auf Autoritäten, darunter Karl Marx beruft, scheint er mir über das Ziel hinauszuschießen. Richtig ist gewiß, daß man den verhältnismäßigen Wohlstand verschiedener Länder nicht nach den Sparkassenguthaben beurteilen kann, sonst müßten z. B. Dänemark, Norwegen und Schweden reicher sein als England und Frankreich. Zu vielerlei Nebenumstände sind hierbei mitbestimmend. Das Anwachsen der Sparkasseneinlagen in einem und demselben Lande innerhalb gegebener Zeiträume bietet aber doch einen Anhaltspunkt zur Beantwortung der Frage, ob Fortschritt oder Rückschritt stattgefunden hat. Auch hierbei sind Nebenumstände zu berücksichtigen. Die Gründung neuer Kassen, die Vermehrung der Sammelstellen bestehender Kassen sind gewiß von Einfluß, aber wenn kein Geld erspart wurde, dann nützten auch die Gelegenheiten zum Sparen gar nichts. Hätte der Verfasser angeführt, daß in Preußen die Zahl der Sparbücher 8,6 Millionen, d. i. zwei Drittel beträgt von der der Steuerzahler, daß in den zwei Jahrzehnten von 1886 bis 1905 die Summe der Einlagen von 2470 Millionen auf 4761 Millionen gestiegen ist, sich also beinahe verdoppelt hat, daß in sämtlichen Sparkassen Deutschlands nach dem Krieg noch keine

Milliarde lag und daß im Jahr 1905 12 Milliarden vorhanden waren, eine Summe, die bis zur Gegenwart sicher auf 13 und mehr Milliarden angewachsen ist, und daß dazu noch fast 2 Milliarden der Kredit- usw. Genossenschaften kommen, dann wäre er wohl nicht geneigt gewesen, diesen Ziffern jede Beweiskraft für die Zunahme des Volkswohlstandes in Deutschland abzusprechen. Auch wenn man alle Hin- und Herschiebungen der Gelder bedenkt, die zweifellos stattfinden, so wird man doch zugeben müssen, daß die Spargelder unmöglich vorhanden sein könnten, wenn der Wohlstand nicht zugenommen hätte.

Die Sparkassenstatistik für sich allein wird freilich noch keinen Maßstab abgeben für die Größe der Zunahme, aber sie bietet eine willkommene Kontrolle, etwa die Probe aufs Exempel für die auf anderem Wege ermittelten Fortschrittszeichen. Endlich ist es nicht zutreffend, daß die Sparkasseneinlagen kein werbendes Kapital bilden. Sie sind von außerordentlich großer Wichtigkeit für den städtischen und ländlichen Hypothekarkredit. Die Schaffung neuer und gesunderer Wohnungen für unsere städtischen Arbeiter, die Meliorationen unserer landwirtschaftlich benutzten Grundstücke, die rasche Vermehrung des lebenden Inventars in unserer Viehzucht, das alles hätte nicht in diesem Umfang bewirkt werden können, ohne die Mithilfe der Spar- und Kreditkassen. Es ist also durchaus nicht einerlei für den Volkswohlstand, ob die Spargelder in irgendeinem Versteck ruhen oder bei den Sparkassen angelegt sind.

Trotzdem möchte ich es begrüßen, daß Wieth-Knudsen vor der Ueberschätzung der Sparkassenstatistik warnt. Und ebenso wertvoll sind seine Bemerkungen über die Bankguthaben und Depositen.

Ein anderes unzuverlässiges Fortschrittszeichen ist nach Wieth-Knudsen das Steigen der Löhne, wenn es nicht mit dem gleichzeitig eingetretenen Steigen der Detailpreise zusammengehalten wird. Den richtigen Maßstab für die wirklichen Fortschritte bietet ihm zufolge die Vergleichung der Lohn- und Einkommenstatistik mit der Verbrauchsstatistik. Darin wird er keinen Widerspruch erfahren, wohl aber wird auch hier auf einige Umstände aufmerksam gemacht werden dürfen, die der Verfasser anscheinend nicht genügend beachtet hat.

Das Königreich Sachsen hat er deswegen zu seinen Untersuchungen ausgewählt, weil hier schon am längsten eine Einkommenstatistik besteht. Im II. Kapitel wird „die Entwickelung der Bevölkerung und des Wohlstandes in Sachsen" von 1875 bis 1906 dargestellt, die Zunahme der Einwohner, der Steuerpflichtigen, der Steuersummen und die Verteilung der Einkommen auf die Pflichtigen. Des großen Umfanges wegen kann hier auf dieses Kapitel nicht näher eingegangen werden, sondern der Leser wird auf das Werk selbst verwiesen, das mit vielen Tabellen ausgestattet ist. Die Hauptergebnisse sind: Die Bevölkerung hat sich stark vermehrt, das Gesamteinkommen desgleichen, nicht aber in gleichem Maß das Durchschnittseinkommen der Klassen unter 3300 Mk. Dieses ist in ganz Sachsen von 1875 bis 1904 gestiegen um 21 pCt. für den Steuerpflichtigen, um 43 pCt. für den Einwohner. In den besonders angeführten Städten Dresden, Leipzig und Chemnitz war die Zunahme von 1875 bis 1902 geringer. Sie betrug je für den Steuerpflichtigen

und bezw. Einwohner in Dresden 10 pCt. und 20 pCt., Leipzig 18 pCt. und 9 pCt., Chemnitz 16 pCt. und 19 pCt.

Diese sonderbaren Ergebnisse legen uns die Frage nahe, ob der Verfasser nicht Fehler in seiner Methode begangen hat. Zum mindesten, wenn aus dem schwachen Anwachsen der kleinen Einkommen in den Städten Schlüsse auf die Lage der Arbeiter gezogen werden, ist die aufgeworfene Frage von Bedeutung. In der Tat scheint mir, daß das Ergebnis nicht sowohl ein Spiegelbild der Wirklichkeit, als eine Folge der angewandten Methode ist. Die Abgrenzung mit 3300 Mk. Einkommen ist von vorneherein viel zu hoch, wenn man die Verhältnisse der Arbeiterklasse untersuchen will. Von etwa 1600 Mk. aufwärts wird die Einkommenskurve sehr schmal, und die zwischen 1600 und 3300 Mk. liegenden Einkommen können deswegen den Durchschnitt nur verhältnismäßig unbedeutend erhöhen. Außerdem hat der Beizug der ganz kleinen Einkommen, die häufig nur Gelegenheits- oder Nebeneinkommen sind, eine den Durchschnitt herabsetzende Wirkung. Auf dem flachen Lande gab es 1875 mehr kleine Einkommen von 500 Mk. an als in den Städten; die Tatsache, daß diese kleinsten Einkommen sich später am meisten erhöhten, d. h. aus der Statistik wegfielen, erklärt die paradoxe Erscheinung, daß der Durchschnitt bei Wieth-Knudsen im Lande mehr zunahm als in den Städten, in denen die Industrie lohnsteigernd wirkte, so daß man eigentlich das Umgekehrte hätte erwarten müssen. Ein weiterer Fehler der Methode liegt darin, daß Wieth-Knudsen die obere Grenze von 3300 Mk. durch mehr als ein Vierteljahrhundert beibehielt. Ein Einkommen von 3300 Mk. war 1902 viel weniger als dasselbe Einkommen 1875. Die Steuerpflichtigen, die damals 3300 Mk. bezogen, haben jetzt jedenfalls um so viel mehr, als der Geldwert gesunken ist. Nimmt Wieth-Knudsen eine allgemeine Teuerung um 20 bis 30 pCt. an, so greift man gewiß nicht zu hoch, wenn man in den drei Jahrzehnten das Sinken der Kaufkraft des Geldes zu mindestens 16 pCt. ansetzt (eine höhere Ziffer würde meine Ansicht noch mehr bekräftigen); dann bekommt man als oberen Abschluß der Klasse jetzt rund 3850 Mk., und in die Stufe zwischen 3300 Mk. und 3850 Mk. fallen im ganzen ungefähr 0,8 pCt. der Einkommensteuerpflichtigen, in Chemnitz 0,9 pCt. Das Durchschnittseinkommen wächst durch deren Beiziehung für das ganze Königreich um 28 Mk., für Chemnitz um 33 Mk., beträgt also für das Land jetzt 916 Mk. und nicht 878 Mk., für Chemnitz 996 Mk., nicht 963 Mk. Hierbei habe ich der Einfachheit wegen Wieth-Knudsens Ziffer für 1902 auch für 1904 gelten lassen, da der Unterschied nur gering sein kann. Für Dresden und Leipzig habe ich die umständliche Berechnung der richtigen Ziffern nicht vorgenommen, um nicht zu weit von der Hauptsache abgelenkt zu werden.

Die angegebenen Erhöhungen um 28 und 33 Mk. machen von den Grundziffern des Jahres 1875 etwa 4 pCt. aus, und dies den Ergebnissen des Verfassers zugeschlagen, findet man die Steigerung des Durchschnittseinkommens gleich 21 + 4 = 25 pCt. und für Chemnitz 15 + 4 = 19 pCt. Die Vermehrung übersteigt also, wie man auf den ersten Blick sieht, das Sinken des Geldwertes. Die wirkliche Zunahme des Arbeitereinkommens ist jedoch noch erheb-

licher, weil eben, wie gesagt, die obere Grenze bei 3300 Mk. bezw. 3850 Mk. angenommen, also eine Menge von Personen einbezogen wurde, die nicht mehr der Arbeiterklasse angehören.

Daß Wieth-Knudsen die obere Grenze gerade bei 3300 Mk. wählte, hat augenscheinlich seinen Grund darin, daß die amtliche sächsische Statistik an diesem Punkt eine Hauptabteilung macht. Die vorhergehende ist bei 1600 Mk., und dies scheint dem Verfasser für ein Arbeitereinkommen zu wenig gewesen zu sein. Da aber 1875 nur selten ein solches den Betrag von 1600 Mk. überstieg, wäre es nach meinem Dafürhalten richtiger gewesen, für 1875 mit 1600 Mk. abzuschließen, und dann hätte man für 1902 oder 1904 jedenfalls bis 1850 Mk. gehen müssen, um die nämliche soziale Klasse zu erfassen. Dazu ist nötig, die einzelnen Unterabteilungen stufenweise zusammenzuzählen und am Schluß eine Interpolation anzuwenden. Nach einer summarischen Berechnung, die ich anstellte, würde man für 1875 als Durchschnitt der Einkommen unter 1600 Mk. etwa 594 Mk. erhalten haben, für 1904 als Durchschnitt der Einkommen unter 1850 Mk. etwa 780 Mk., was eine Steigerung von 32 pCt. des ersteren Betrages ergibt. Die Prozentzahl dürfte genauer sein als die absoluten Ziffern; diese geben natürlich nicht die wirklichen Einkommen der Fabrik- und sonstigen Arbeiter an, die viel höher sind, und auch die absolute Steigerung war bei ihnen jedenfalls größer[1]).

---

[1]) Nachdem Obiges schon geschrieben war, kam mir ein Auszug aus einem Buche vor Augen, das den wirtschaftlichen Aufschwung der deutschen Arbeiterschaft schildert. Es ist von Dr. Kuczynski, dem Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Schöneberg verfaßt, und ihm zufolge waren die Lohnsteigerungen weit größer, als Wieth-Knudsen ausrechnet. Ganz besonders groß waren sie im Baugewerbe, wo sich einzelne Löhne in den Jahren 1871 bis 1908 fast verdreifacht haben. So ist in dieser Zeit der Stundenlohn für Maurer von 27½ Pfg. auf 75 Pfg. und der Taglohn von 3 Mk. auf 6,75 Mk. gestiegen; ebenso stark ist die Steigerung des Lohnes der Zimmerer und Putzer. Vergleicht man die mittleren Löhne für die Jahre 1885 und 1905, so beträgt die Lohnsteigerung in Berlin für die Maurer 62, für die Putzer 82 pCt. An diesem wirtschaftlichen Aufschwunge haben aber nicht nur die eigentlichen gelernten Arbeiter, sondern auch die Hilfsarbeiter teilgenommen. So ist bei den Bauhilfsarbeitern in Berlin der Stundenlohn von 21 Pfg. im Jahre 1879 auf 50 Pfg. im Jahre 1908, und der Tagelohn von 2,10 im Jahre 1879 auf 4,50 Mk. im Jahre 1908 gestiegen. Aus der umfangreichen Statistik des Buches ergibt sich, daß diese Lohnsteigerung nicht nur einige Klassen umfaßt, sondern durchgehends zu beobachten ist. So ist der durchschnittliche Tagesverdienst der Arbeiterschaft der Firma Krupp in Essen von 3,03 Mk. im Jahre 1871 auf 5,35 Mk. im Jahre 1906 gestiegen. In Oberschlesien haben die Löhne der eigentlichen Bergarbeiter in den letzten 25 Jahren eine Erhöhung erfahren von 2,05 Mk. auf 4 Mk., der Jahresverdienst von 536 Mk. auf 1130 Mk., die Löhne der gesamten Belegschaft von 1,81 Mk. den Tag auf 3,48 Mk. und das Jahreseinkommen von 490 Mk. auf 1003 Mk. In derselben Zeit ist im Oberamtsbezirk Dortmund eine Steigerung der Jahreslöhne von 848 Mk. auf 1871 Mk. und von 772 Mk. auf 1562 Mk. zu verzeichnen. Geringer sind die Lohnerhöhungen im Oberharz, wo Steigerungen von 662 Mk. auf 932 Mk. und von 581 Mk. auf 834 Mk. zu verzeichnen sind. Besonders interessant sind die Verhältnisse im Buchdruckergewerbe, wo der Mindestwochenlohn für Setzer und Drucker von 22,50 Mk. im Jahre 1871 sich auf 31,25 Mk. im Jahre 1907 gehoben hat. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß nach den gewiß einwandsfreien Ermittelungen des Tarifamtes der deutschen Buchdrucker 25610 Setzer und Drucker einen über den Mindestsatz hinausgehenden Lohn verdienten und nur 16303 Drucker zum Mindestlohn beschäftigt wurden, das tatsächliche Einkommen also bedeutend größer ist. Nur bei 744 Personen erreichte der Verdienst nicht den Mindestsatz.

Abgesehen von dem Sinken des Geldwertes oder, was fast dasselbe ist, von der Teuerung aller Lebensbedürfnisse in den letzten 30 Jahren, führt Wieth-Knudsen noch einen anderen Punkt ins Feld, um darzutun, daß eine Verbesserung in der Lebenslage der sächsischen Arbeiter nicht stattgefunden habe. Er weist auf die viel intensivere Arbeitsleistung in der Gegenwart hin, die an und für sich einen Mehraufwand für die Ernährung bedinge. Der Arbeiter muß heute kräftigere Kost haben, um den Anforderungen an seine Muskel- und Nervenkraft genügen zu können, und den Aufwand hierfür schlägt Verfasser auf 20 bis 30 pCt. an. Nach einer Lohnerhöhung in diesem Betrag steht sich der Arbeiter nur gerade so wie vor 30 Jahren, nicht besser. Diese Annahme zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch, und sie ist jedenfalls genauer Erwägung wert. Gewiß stellen die verwickelter gebauten und rascher laufenden Maschinen der Neuzeit größere Anforderungen an die Aufmerksamkeit und Nervenkraft der Arbeiter, die einen anderen Verlauf des Stoffwechsels bedingen, und der Mehrverbrauch an Energie muß dem Arbeiter durch intensivere Ernährung ersetzt werden, ohne daß daraus eine Verbesserung seiner Lebenslage zu folgern wäre. Aber der größeren Anspannung während der Arbeit steht ein Faktor gegenüber, dessen der Verfasser mit keinem Wort erwähnt: die fortschreitende Verkürzung der Arbeitszeit und damit Hand in Hand die vermehrte Ruhe- und Erholungszeit. Auch die immer weitergehende Arbeitsteilung bringt in mancher Hinsicht eine Erleichterung für die Arbeiter, die gewisse Handgriffe immer und immer wiederholen müssen und dadurch eine solche Fertigkeit erlangen, daß sie ihre Arbeit beinahe rein mechanisch verrichten und dabei jedenfalls keine erheblich größere Nervenenergie verbrauchen als unter den früheren Verhältnissen.

Manche Kritiker glauben, etwas Großes geleistet zu haben, wenn sie in einem Buche Widersprüche aufstöbern. Zu diesen gehöre ich nicht, im Gegenteil, ich halte es für ungerecht, gegenüber einem Verfasser, der neue Bahnen einschlägt, so kleinlich zu verfahren. Wer ein großes und sperriges Material in einen Sack zu bringen trachtet, kann nicht immer vermeiden, daß irgendwo eine Ecke oder Kante störend heraussteht. Darüber muß man hinwegsehen können. Aber dies vorausgeschickt, glaube ich doch eine Stelle aus einem späteren Kapitel des vorliegenden Werkes anführen zu dürfen. Seite 282 sagt Wieth-Knudsen: „Der neuzeitliche Mensch hat die Entwickelung seines Gehirns und seiner künstlichen Waffen mit einem Verlust an Flinkigkeit, Sinnesschärfe, Kraft und Ausdauer bezahlt, die der Mensch der Vorzeit besaß. Gleichzeitig scheint es, als ob er dahin komme, den neuzeitlichen Aufschwung der wirtschaftlich-technischen Kultur mit einem Rückschritt der Gehirnteile zu bezahlen, deren Funktionen die Physiologie eine wesentliche Bedeutung für die höchsten Geisteseigenschaften zuschreibt.“ Der Verfasser beruft sich auf eine Abhandlung von Dr. A. Gerson in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1907, betitelt „Die physiologischen Grundlagen der Arbeitsteilung“, wornach die Arbeitsteilung zur Folge hat, daß die Fertigkeiten in physiologischer, wie in psychologischer Beziehung soviel wie möglich „lokalisiert“ werden. Das Großhirn wird im täglichen Betrieb bei den meisten Menschen außer Funktion gesetzt, da eine

steigende Anzahl der im modernen Leben notwendigen Arbeitsbewegungen auf Grund ihrer Einförmigkeit von dem kleinen Gehirn, sozusagen durch Reflexe, ausgeführt wird. Wieth-Knudsen schließt aus dem Angeführten weiter, daß die Kultur der Neuzeit dahin strebt, die Geisteseigenschaften zu vermindern, die für selbständiges Denken, Findigkeit und Initiative Bedeutung haben. Verfasser fragt, ob nicht in fernen Urzeiten weit größere Ansprüche an die Intelligenz des Einzelnen gestellt wurden, als die technischen Hilfsmittel noch unvollkommen waren? Die 20000 Jahre alten Höhlenzeichnungen haben ihm Zweifel erweckt, wieweit der jetzige Mensch an angeborener Begabung über den besten vorgeschichtlichen Rassen steht. Die Fortsetzung dieser Ausführungen verspare ich auf später. Das Angeführte wird hinreichen, die Frage zu rechtfertigen: Wenn dem so ist, wie reimt sich das mit der Behauptung, daß die intensivere Arbeitsleistung eine Mehrernährung von 20 bis 30 pCt. erfordere? Ganz so schlimm wird es nicht sein; jedenfalls ist die Ziffer 20 bis 30 pCt. zu hoch geschätzt, und man wird also einen größeren Teil der seit 30 Jahren eingetretenen Lohnsteigerung, als Wieth-Knudsen zugibt, für eine wirkliche Verbesserung der Lebenslage der Arbeiter ansehen dürfen.

Wenn der Verfasser am Schlusse des Kapitels dem Folgenden vorgreift durch die Bemerkung: Es sei stark zu vermuten, daß die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung ständig an den Grenzen der Unterernährung und des Existenzminimums lebe, und daß die allgemeine entgegengesetzte Anschauung auf unbegründetem Optimismus und oberflächlicher Auffassung beruhe, so dürfen wir der Begründung in den nächsten Kapiteln mit einiger Spannung entgegensehen.

Im III. Kapitel werden „die wirtschaftlich-biologischen Lebensverhältnisse“ der sächsischen Bevölkerung dargelegt. Zunächst kommen Auszüge aus den Berichten der Fabrikinspektoren, die teils von Verbesserungen, teils von Verschlechterungen der Lage der Fabrikarbeiter sprechen. Eine Zusammenstellung ergibt, daß die günstigen und die ungünstigen Tatsachen einander aufheben und im ganzen eher ein Rückgang herauskommt. In der glänzenden Aufschwungszeit von 1875 bis 1906 soll kein Fortschritt in der Lebenslage stattgefunden haben. Namentlich sei die Erwerbsarbeit der Frauen durch die weniger sorgfältige Führung des Haushalts aufgewogen worden. Mit der größeren Kinderzahl steigt die Anzahl der Fälle, in denen der Verdienst des Mannes ungenügend ist, bis auf 88 pCt., so daß die Frau sich förmlich genötigt sieht, ebenfalls dem Verdienst nachzugehen. Die Nachteile dieses Zustandes werden eingehend geschildert und sind nicht zu bestreiten. Die ungenügende Ernährung wird durch die Abnahme der durchschnittlichen Körpergröße der ausgehobenen Soldaten von 166,2 cm in den Jahren 1888—93 auf 165,9 cm in den Jahren 1903—06 beleuchtet, doch sagt Verfasser selbst, daß die größere Einstellungsziffer eine Rolle hierbei spielt. Die Herzkrankheiten sind bei den Gestellungspflichtigen von 1,5 pCt. in der Zeit von 1881—86 auf 14,4 pCt. im Jahr 1898 gestiegen, aber daran ist gewiß nicht nur die Verwilderung und Nervosität und auch nicht die Influenza allein schuld, sondern es kommt eine sehr wirksame Ursache in Betracht: das Fahrrad, dessen unsinniger Gebrauch bei vielen jungen Leuten geradezu auf die Züchtung von Herzfehlern

hinwirkt. Ich bin selbst ein großer Freund des Radfahrens, sehe aber oft mit stillem Entsetzen, wie durch übermäßig schnelles Fahren, wenn nicht gar durch Wett- und Rekordfahren schon von Halbwüchsigen gesündigt wird.

Betrachtungen über die Kindersterblichkeit, die in Deutschland immer noch sehr groß ist, und besonders die arbeitenden Klassen heimsucht, bilden den Schluß dieses Kapites.

Kapitel IV, überschrieben: „Volksvermehrung und Subsistenzmittel“, leitet der Verfasser ein mit folgenden Worten: „Eine der handgreiflichsten Ursachen, warum das sächsische Volk keine wesentliche Erleichterung seiner Lebensverhältnisse erfahren hat, ist das außerordentliche Wachstum der Bevölkerung (Wieth-Knudsen sagt „formidable“, also eigentlich „fürchterliche“), das, wie überhaupt in Deutschland und in (dem größten Teil von) Europa alles übertrifft, was man irgendwo in der geschichtlichen Zeit kennt.“ In welchem Verhältnis steht nun die tabellarisch nachgewiesene Zunahme der zu ernährenden Personen zu der Vermehrung der Nahrungsmittel?

Nach der angestellten Berechnung braucht ein Erwachsener im Tag 112,5 Gramm Eiweiß, 75,2 Gramm Fett und 484 Gramm Kohlenhydrate, was etwa 2958 bis 3145 Kalorien (die Methoden der Ausrechnung sind verschieden) entspricht. Nach den Dresdener Detailpreisen kostet dies 64,6 Pfg. im Tag, wozu noch 10 pCt. für die Zubereitung zu schlagen sind. Nach anderen Autoren belaufen sich die Kosten auf 70 bis 75 Pfg. für Tag und „Einheit“. Für eine Familie von fünf Personen gleich 3¼ Einheiten belaufen sich die jährlichen Ausgaben für die Ernährung auf 770 Mk., und da dieser Teil den Betrag von 55 pCt. der Gesamtausgaben nicht übersteigen darf, so bekommt man etwa 1400 Mk. Jahreseinnahme als Mindesthöhe für eine erträgliche Lebensführung einer Familie von fünf Köpfen. Aber in Dresden hatte nur die Hälfte der Bevölkerung dieses Minimum, da nur 44,6 pCt. aller Haushaltungen eine Einnahme bezog von 1600 Mk., mit Einrechnung des Verdienstes aller Familienmitglieder, und bloß 53,1 pCt. über 1400 Mk. Also nur die Hälfte der Dresdener Familien erwirbt das physiologisch-wirtschaftliche Mindestmaß an Subsistenzmitteln. In Chemnitz sind die Preise der Lebensbedürfnisse etwa 10 pCt. niedrer, in ganz Sachsen durchschnittlich über 20 pCt., aber auch die Löhne bleiben unter dem Dresdener Satz, und das Ergebnis ist wieder, daß die Hälfte der Bevölkerung sich unter dem harten Druck des Nahrungsspielraumes durchschlägt. Die Volksvermehrung muß also immer das Bestreben gehabt haben, über diese Grenze hinaus zu wachsen, und dies bestätigt den Hauptsatz der Malthusschen Bevölkerungslehre.

Hier muß ich mir wieder eine methodologische Bemerkung erlauben. Die Behauptung, daß nur die Hälfte der Dresdener Familien das Mindestmaß an Subsistenzmitteln erreicht, hängt an der von Wieth-Knudsen gemachten Voraussetzung, daß jede Familie 3¼ Einheiten zu ernähren habe. Dies ist jedoch nur ein Durchschnitt; viele jüngere Leute sind ledig und kommen nur als eine Einheit in Betracht, so daß es ihnen sogar meist sehr gut geht, andere haben nur für 1¾, andere wieder nur für 2¼ oder 2¾ Einheiten aufzukommen. Wieviele solcher befinden sich unter denen, die unter 1400 Mk. ein-

nehmen? In der Regel haben die jüngeren Leute ein kleineres Einkommen, aber auch kleinere Familien. Man könnte sich denken, daß die Kurve der Einkommen und die der Zahl der Einheiten ungefähr in gleichem Abstand liefen, dann würde niemand ein ungenügendes Einkommen haben. Diejenigen, die größere Einkommen als 1400 Mk. und auch größere Familien (mehr als $3^1/_4$ Einheiten) haben, wären dann ebenfalls genügend versorgt, denn von da an wachsen die Einkommen rasch. Diese Annahme würde ebenso ein Extrem darstellen, wie die von Wieth-Knudsen, denn es gibt natürlich auch Leute mit geringem Einkommen und großen Familien. Aus diesem Grunde wird dem Elend in der Welt schwer abzuhelfen sein, weil eine schablonenmäßige Behandlung nicht immer das Notwendige liefert. Aber daß es die Hälfte der Bevölkerung ist, die sich an den Grenzen des Nahrungsspielraumes durchschlägt, den Begriff im engsten Sinne der hinreichenden Ernährung gefaßt, das scheint mir ein Trugschluß von Wieth-Knudsen zu sein.

Noch Eines! Wenn der Verfasser lebhaft dafür streitet, daß man in die Haushaltungsbudgets der Arbeiterfamilien die Detailpreise einsetzen müsse und daß die Einsetzung der Engrospreise ein Fehler sei, so hat er recht, aber er verfällt in einen Fehler nach der andern Seite hin, indem er durchweg nur die Detailpreise berücksichtigt. Von den in Deutschland mächtig entwickelten Konsumvereinen, die 5 bis 10 pCt. des Umsatzes zurückvergüten, sagt er kein Wort. Sie existieren für ihn nicht, und doch sind 20 bis 40 Mk. (manchmal 60 Mk. und mehr!) Rückvergütung ein nicht unwillkommener Posten im Arbeiterbudget. Diese Vereine stellen ihre Mitglieder beim Einkauf vieler Artikel auf eine Zwischenstufe zwischen Detail- und Engrospreisen; Tausende, Abertausende von Arbeitern genießen diesen Vorteil mit.

Die Bevölkerungsfrage ist von der Wirtschaftslehre bisher etwas oberflächlich behandelt worden, obwohl sie von größter Wichtigkeit ist. Verfasser stellt die Frage: Wenn das außerordentliche Wachstum der deutschen Bevölkerung den individuellen wirtschaftlichen Fortschritt ausgeglichen hat, soweit die Massen in Frage stehen: folgt daraus, daß die Entwickelung sich günstiger für die Massen gestaltet hätte, wenn das Vermehrungstempo langsamer gewesen wäre? Eine andere Frage lautet: Welche Reibungswiderstände in dem Arbeitermechanismus der modernen Gesellschaft haben es bewirkt, daß seit der Vervielfältigung der Produktivität, auf die man sich (abgesehen von der Landwirtschaft) mit Recht von antimalthusianischer Seite beruft, die Masse der Bevölkerung es nicht weiter gebracht hat als bis zum notdürftigen Unterhalt einer Bevölkerungszunahme von etwa 50 pCt. in einem Menschenalter?

Bei der Beantwortung der ersten Frage muß unterschieden werden zwischen Industriestaaten und Ackerbaustaaten. In den ersteren kommt die Frage darauf hinaus: Würde eine künstliche Beschränkung der Fruchtbarkeit den Zustand hervorrufen, daß der Arbeitgeber dem Arbeiter nachläuft und der Lohn steigt auf Kosten der Kapitalrente? Der Neomalthusianismus nimmt dies ohne weiteres an. Aber so leicht ist das Problem nicht gelöst. Denn der technische Fortschritt ersetzt immer mehr Menschenkraft durch Maschinenkraft, und die

Kartelle der Arbeitgeber verleihen diesen eine beherrschende Macht über den Arbeitsmarkt. Es ist also unsicher, ob allein die Abnahme des Angebots von Arbeitskraft eine Aenderung herbeiführen würde. Als Beleg verweist der Verfasser auf Frankreich, von dem im II. Abschnitt gehandelt wird. Jedenfalls wäre aber hierbei nur der Zuzug fremder, anspruchsloser Arbeiter in Betracht zu nehmen.

Im reinen Ackerbaustaat kommt es zunächst darauf an, ob aller Boden schon okkupiert und die gleiche Erbteilung durchgeführt ist. Die über einen gewissen Punkt steigende Bodenzersplitterung führt zur Verarmung, der nur durch Einschränkung des Bevölkerungsüberschusses entgegengewirkt werden kann. In den meisten Staaten herrschen gemischte Verhältnisse, indem der ländliche Bevölkerungsüberschuß die städtischen Industrien fördert und dadurch wieder den heimischen Markt, die Nachfrage nach Landesprodukten verstärkt. Der steigende Preis ermöglicht einen intensiveren Landbau und gleicht so die Nachteile aus, die von der fortschreitenden Erbteilung herrühren. Unter diesen Umständen können die Ackerbaubezirke bei mäßiger Bevölkerungsvermehrung eine Art von örtlicher „Minderfruchtbarkeits-Differentialrente" genießen. Der Verfasser beleuchtet das Gesagte näher durch die Gegenüberstellung der Verhältnisse des Großherzogtums Oldenburg und des Königreichs Sachsen, zweier Länder, die in bezug auf die Industrialisierung die größten Gegensätze in Deutschland bilden. In Sachsen hat sich in den letzten 50 Jahren die Bevölkerung mehr als verdoppelt, in Oldenburg hat sie sich erst in den letzten 100 Jahren verdoppelt. Dafür hat das jährliche Einkommen in Oldenburg sowohl für den Steuerpflichtigen, als für den Einwohner von 1865 bis 1895 um 43 pCt. zugenommen. Die Lebenslage hat sich in demselben Maße verbessert, wie das Vermehrungstempo langsamer gewesen ist. Verfasser meint aber, bei diesem örtlichen Erfolg dürfe man in Deutschland nicht vergessen, daß er der Monopolstellung zu verdanken sei, die der Zollschutz einem Ackerbaustaat wie Oldenburg gewährt. Der Fortschritt im Wohlstand der Nahrungsmittelerzeuger sei geschehen auf Kosten der desto härter um ihr tägliches Brot kämpfenden Industriebevölkerung und beruhe jedenfalls darauf, daß ein Teil der von der Industrie geschaffenen Werte der Landbevölkerung zugeführt worden sei. Somit sei auch der Fortschritt der Landbevölkerung Deutschlands nur scheinbar.

Die andere Frage nach den Reibungswiderständen, die trotz der gesteigerten industriellen Produktivität eine stärkere Hebung der Lage der Bevölkerung vermindert haben, so daß immer noch chronische Hungersnot (?) für die Hälfte herrsche, beantwortet der Verfasser wieder auf eine originelle Weise. Er hebt mit größtem Nachdruck hervor, daß von einem gewissen Punkt der Kulturentwickelung an jeder industrielle Fortschritt nutzlos ist, der keine Vermehrung der Nahrungsmittel herbeiführt. Drastisch klingt der Satz: Selbst wenn man in der nächsten Minute die Erzeugung von Hufnägeln verdreifachen könnte, indem man einfach auf einen Knopf zu drücken brauchte, würde diese geniale Erfindung nichts bedeuten für einen hungrigen Magen, der bloß sagt: „Mehr Weizen!" Unter diesem Gesichtspunkt erscheint die ganze Erzeugung von Luxusgegenständen schädlich, weil sie Nützlicherem Arbeit entzieht. Die Getreideausfuhrländer werden

mit der Vermehrung ihrer Bevölkerung die Ausfuhr vermindern, endlich einstellen, und jede zeitweilige Mehrzufuhr bedeutet für die Konsumtionsländer nur eine Galgenfrist.

In der Industrie werden fortwährend neue Erfindungen gemacht, die bewirken, daß Produktionsmittel, die jetzt noch Trumpf waren im Wettbewerb, plötzlich so wertlos sind wie altes Eisen. Sie müssen beseitigt werden trotz der lebenden Arbeit, die sie gekostet haben. Wieth-Knudsen überschätzt vielleicht die wirtschaftliche Bedeutung dieses Umstandes, wenn er ausspricht: Der unaufhörliche technische Fortschritt sei eines der größten Hindernisse für den individuellen Fortschritt. Mir scheint, daß die Verbilligung der Erzeugung durch technische Verbesserungen, obwohl sie durch den angeführten Umstand und durch den Produktionskostenfaktor der Lohnerhöhungen zum Teil aufgewogen wird, doch den mächtigsten Hebel bei der Verbesserung der Lebenslage der Massen bildet. Aber darin wird man Wieth-Knudsen zustimmen müssen, daß, wenn die ungehemmte Volksvermehrung immer wieder den erweiterten Rahmen der Produktivität ausfüllt, der Einzelne schwer aus gedrückter Lage herauskommt und daß der Gedanke des Malthus recht behält. Mit scharfem Spott gegen die „Ultrafeministen" verwirft der Verfasser die Bestrebungen der Mutterschaftsversicherung, die geradezu die Verantwortlichkeit für die Geborenen aufhebe und die Vermehrung der unehelichen Kinder begünstige. Man könne nur solche Risiken versichern, bei denen natürliche Tendenzen dem Risiko entgegenwirken, während hier die natürlichen Tendenzen das Risiko vergrößern, also den Versicherungsgedanken zu einem Zerrbild machen. Er lobt das dänische Gesetz von 1907, das den Müttern die Erwerbsarbeit ein halbes Jahr vor und nach der Entbindung verbietet und die Unkosten hierfür der Mutter und dem Vater nach Verhältnis ihrer Leistungsfähigkeit aufbürdet. Dadurch werde dem Leichtsinn gesteuert.

Statt einer so verkehrten Bevölkerungspolitik sollte man lieber die Aufmerksamkeit einer Steigerung der Nahrungsmittelproduktion zuwenden. Ohne diese muß in allen Ländern die Volksvermehrung von selbst abnehmen, und dies zeigt sich schon in Deutschland, wenn auch noch nicht so stark wie in Frankreich. Hieraus leitet der Verfasser ein neues Bevölkerungsgesetz ab, von dem im nächsten Kapitel gehandelt wird.

„Volksvermehrung und sozialer Auftrieb" lautet die Ueberschrift des V. Kapitels. Zunächst widerspricht der Verfasser nochmals der verbreiteten Annahme, daß der Wohlstand der Massen stark zugenommen habe; aber die Hauptsache in diesem Kapitel ist die Bestreitung des Satzes, daß die Fruchtbarkeit in den wohlhabenden Klassen geringer sei als in den armen Klassen. Nach seinen aus verschiedenen Ländern zusammengebrachten Tabellen ist dies nicht zutreffend, besonders wenn man die schwächere Kindersterblichkeit in den höheren Klassen berücksichtigt. Die Abnahme der Geburtenziffer eines Landes kann keinesfalls den höheren Klassen zugeschrieben werden, schon deswegen nicht, weil sie einen viel zu kleinen Teil des ganzen Volkes ausmachen.

Eine günstige Vermögenslage, das hebt der Verfasser immer und immer wieder hervor, erschwert nicht, sondern erleichtert die Er-

ziehung einer größeren Anzahl Kinder. Die Statistik läßt erkennen, daß nicht die wohlhabenden Klassen am wenigsten Kinder haben, sondern die mittleren, die kleineren Beamten, die Lehrer, die Privatangestellten. Hier macht sich der Druck der wirtschaftlichen Lage durch eine kleinere Kinderzahl bemerklich, wogegen die untersten Klassen wieder mehr Kinder haben. Hier muß also ein neuer Begriff eingeführt werden, und das ist der soziale „Opdrift", wie der Verfasser mit einem bezeichnenden Wort seiner Sprache sagt, das durch unser „Auftrieb", richtiger „Aufwärtstrieb" annähernd wiedergegeben werden kann. Unter dem Opdrift versteht der Verfasser den auf einer gewissen Kulturstufe und Gesellschaftsentwickelung auftretenden Bevölkerungsstrom von den unteren nach den höheren Ständen. Der hieraus folgende individuelle Kampf, um sich in ein höheres soziales Niveau zu heben, oder sich und die Seinen gegen den Druck nach abwärts zu wehren, führt zu der sozialen Auslese.

Um diesen Bericht nicht zu weit auszudehnen, verzichte ich, wiewohl ungern, auf näheres Eingehen in Wieth-Knudsens Schilderung dieses sozialen Auslesevorganges mit seinen vielfachen Begleiterscheinungen, des Großstadtlebens, der Produktionsveränderungen, der Kapitalkonzentration, der Nervenüberspannung und der Geisteskrankheiten, anderseits auch des Bedürfnisses nach Erholung in dem Varieté- und Wirtshausleben. Ich muß mich auf das beschränken, was über die Wirkung des „Auftriebs" gesagt wird. Um sich die Mittel zum Aufsteigen zu verschaffen, müssen viele, die nicht im Besitz von Vermögen sind, auf ein eigenes Heim und die Gründung einer Familie mit zahlreichen Nachkommen verzichten. Bei der Heirat sehen sie auf eine gewisse Mitgift der Braut, und das will soviel sagen, als daß sie ihre Frau aus einer kinderarmen Familie wählen und dann durch Vererbung der geringen weiblichen Fruchtbarkeit selbst wenig Kinder bekommen. Die Freude an reichlichem Nachwuchs leidet not durch die Anstrengungen zur Herbeiführung des sozialen Aufsteigens. Auf dem Gipfel des Reichtums haben die Leute Kammerjungfern, Kinderfrauen, Stubenmädchen und Köchinnen, sie haben vier oder fünf weibliche Personen, die die Beschwernis mit ihnen teilen, eines oder zwei Kinder zu pflegen! So kommt der Verfasser zur Aufstellung folgender Sätze:

1. Die Fruchtbarkeit und zum Teil der natürliche Bevölkerungszuwachs ist proportional der Reichlichkeit der Subsistenzmittel.
2. Der Mensch ist, wie jedes Geschöpf, beherrscht von der Neigung, sich rascher zu vermehren als der Nahrungsspielraum zuläßt.
3. Die Fruchtbarkeit steht im umgekehrten Verhältnis zu der Stärke des sozialen Auftriebs, der wiederum bedingt wird durch Arbeitsteilung, Aufklärung und Rasseneigentümlichkeiten.

Die Gesetze 1 und 3 können unter Umständen einander entgegen wirken. Nicht die Wohlhabenheit verringert die Kinderzahl, sondern die Anstrengung, weiter hinauf zu kommen, trägt die Schuld. Nicht die Armut ist die Ursache der verhältnismäßig größeren Fruchtbarkeit der unteren Schichten, sondern das Fehlen des Triebes zum Auf-

steigen. In der Mitte findet der stärkste Kampf um das Aufsteigen statt, daher ist hier die Abnahme der Fruchtbarkeit am sichtbarsten, weil die Leute, um sich die Bedingungen des Aufsteigens zu schaffen, häufig den Familienfreuden entsagen müssen. An einer Stelle spricht der Verfasser das Wort „Ehrgeiz“ aus, nämlich bei einer Abschweifung auf Schweden. Dieses Land mit seiner alten „ehrgeizigen“ Rasse, seinem hochindustrialisierten Wirtschaftsleben und seinen wenig zahlreichen und kinderarmen Ehen gibt dem Verfasser ein ausgesuchtes Beispiel für die Richtigkeit seiner Sätze, und er erklärt es nicht für Zufall, daß jenes Land als erstes der skandinavischen Reiche vom Neomalthusianismus ergriffen wurde.

Mit diesem Kapitel schließt der I. Abschnitt, der von Deutschland handelt. Der vorliegende Auszug kann natürlich keinen richtigen Begriff geben von dem Reichtum an Ideen, der Vielfältigkeit der Methoden und der Beispiele, womit der Verfasser den Leser förmlich überschüttet. Daß ich einige Gegenbemerkungen machte, darf niemanden beirren, denn gegen jede Ansicht lassen sich Einwendungen erheben. Auch jetzt, am Schlusse des I. Abschnitts, kann ich mich nicht mit der Auffassung befreunden, daß die deutsche Arbeiterschaft seit 1875 keine wirkliche Verbesserung ihrer Lebenslage erfahren habe. Auf einige methodologische Bedenken habe ich schon an ihrer Stelle aufmerksam gemacht. Die Statistik in Ehren, wenn sie uns die verwickelten und unübersichtlichen Erscheinungen des Lebens durch Zahlen- und Raumgrößen verständlich macht. Sie darf nur nie von uns verlangen, daß wir Tatsachen, die wir mit Händen greifen können, plötzlich für bloße Einbildungen halten sollen. Und das ist der Fall, wenn uns gesagt wird, von der deutschen Bevölkerung seien zwischen 1850 und 1870 etwa $^2/_3$ unterernährt gewesen, und in Sachsen sei jetzt noch die Hälfte unterernährt. Also unsere Soldaten von 1870/71, die in einem heißen Sommer und einem strengen Winter den Feldzug in Frankreich ausgeführt, unerhörte Marschleistungen vollbracht und die härtesten Strapazen ertragen haben, sollen in der Mehrzahl solche halbverhungerte Menschen gewesen sein? Wer weiß, ob die heutige, etwas verweichlichte Generation im gleichen Maße zur Vollbringung solcher Leistungen befähigt wäre! Man muß es hoffen. Meine Meinung ist, daß keineswegs $^2/_3$ der Ausgehobenen vor 1870 unterernährt waren, wie ich auch glaube nachgewiesen zu haben, daß die Annahme, in der Gegenwart schlage sich die Hälfte der sächsischen Bevölkerung an der Grenze des Existenzminimums herum, auf einem Irrtum in der Methode beruht.

Ich kenne die sächsische Bevölkerung nicht aus eigener Anschauung, und es mag sein, daß wegen der um ihre Existenz kämpfenden, weil auf teures ausländisches Rohmaterial angewiesenen Textilindustrie Sachsens ein entsprechender Teil der Arbeiterbevölkerung nicht so günstig steht, wie z. B. die badische, obwohl diese auch einige gering gelohnte Zweige hat. In meinem Heimatlande reicht mein Gedächtnis ein halbes Jahrhundert zurück, und ich kann nur sagen, daß man ein so ärmliches und bescheidenes Arbeiterdasein, wie vor dem großen Krieg, jetzt gar nicht mehr kennt. Aber man sparte damals eben an Genußmitteln und Luxusausgaben, man rauchte sein Pfeifchen statt der teuren Zigarren und Zigaretten, aber hinlänglich

ernährt waren die Leute auch. Ja, in mancher Hinsicht besser als jetzt, denn sie hatten zum ersten Frühstück eine Milch-, Mehl- oder Hafersuppe statt des jetzigen Zichorienkaffees, der keine Verbesserung darstellt, so wenig wie das viele Bier, womit man den Durst zu löschen sucht und — sich schlapp macht! Seit 1870 hat unsere Arbeiterschaft in vielen Stücken unglaubliche Fortschritte erfahren. Alle englischen Kommissionen, die im letzten Jahrzehnt zum Studium unserer sozialen Verhältnisse herüber kamen, rühmten das stattliche, wohlgenährte Aussehen der deutschen Arbeiter, eine sogar das der — Arbeitslosen, die auf dem Arbeitsnachweis vorsprachen. Wenn unsere Arbeiter Sonntags mit ihren Frauen und Kindern ins Freie hinaus pilgern (vgl. Sidney-Whitman!), so sind sie angezogen, wie vor 1870 nicht alle Bürgersleute es waren. Im vorigen Jahr war ich zum Jubiläum einer Maschinenfabrik eingeladen, dessen Programm fast einen ganzen Tag ausfüllte. In der Festhalle speisten über 1000 Arbeiter, und die Teilnahme war ganz freiwillig, denn wer nicht mittun wollte, konnte 8 Mk. bar auf die Hand haben (4 Mk. für das Essen und 4 Mk. für Wein, Bier, Kaffee und Zigarren); aber nur 200 Mann, meist jüngere Leute, schlossen sich aus. Wer in jene Gesellschaft kam, ohne zu wissen, daß er Arbeiter vor sich hatte, würde gedacht haben, er befinde sich unter wohlhabenden Bürgern, denn fast alle waren im schwarzen Gehrock erschienen, einem Ausstattungsstück, das sich früher sehr selten im Besitz eines Arbeiters vorfand. Das Benehmen der Leute war dementsprechend, und das ganze Fest verlief ohne jeden Mißton. Die Arbeiter selbst veranstalten zahlreiche Feste für sich und ihre Angehörigen, ja, es hat manchmal den Anschein, als ob des Guten zuviel geschehe, als ob die „Festseuche“, die in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg unseren Bürgerstand ergriffen hatte, nunmehr zu den Arbeitern gelangt wäre, die ja nach Falcke immer die Mode von gestern pflegen. Unsere sozialdemokratischen Zeitungen wimmeln von Einladungen zu Festen. Da halten die Gesang-, Turn-, Fußball- und Radfahrervereine der Arbeiter ihre Fahnenweihen und Stiftungsfeste, dann kommen die Wald- und Gartenfeste an die Reihe. Das Gewerkschaftskartell veranstaltet jährlich ein von vielen Tausenden besuchtes Gartenfest mit Feuerwerk und im Winter einen großen Maskenball mit Prämiierung der schönsten Masken und allerlei Aufführungen. Glückshafen, Schießstände, Lampionszüge und dergleichen bilden die Unterhaltung bei Festen im Freien. Das Bildungsbedürfnis ist bei vielen sehr rege. Jeden Winter finden Vorträge und Unterrichtskurse statt, im Sommer Ausflüge unter Führung von Geologen usw., aber auch Ausflüge bloß zum Genuß der Natur. Wo hätte man eine solche Abwechslung vor 30 oder mehr Jahren gekannt! Mich freut die Lebenslust unserer Arbeiter, wenn sie auch manchmal überschäumt, denn sie beweist jedenfalls, daß die Leute gesund und nicht „unterernährt“ sind. Freilich, wenn auch bei uns ein Rückgang der Kinderzahl festgestellt wird, dann muß ich der Wahrheit gemäß bekennen, daß die Schuld nicht bloß an dem Bildungsdurst und dem „sozialen Auftrieb“ liegt, sondern recht häufig an der Vergnügens- und Genußsucht, die ein gutes Leben den Mühen der Erhaltung einer zahlreichen Familie vorzieht. An diesem Uebel leiden alle Stände.

Noch nichts habe ich gesagt von den Vorteilen unserer Arbeiterversicherungen, die uns bis jetzt von keiner andern Nation nachgemacht wurden, und die indirekt, durch die Ansammlung der Deckungskapitalien von zahlreichen Millionen die Fonds geschaffen haben zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse und zur Herstellung von Sanatorien, in denen viele Versicherte von der beginnenden Tuberkulose geheilt werden. Noch kein Wort auch von den sonstigen Vorteilen, die unsere Arbeiter genießen, wie unentgeltliche Schulen, unverfälschte Lebensmittel, öffentliche Gesundheitspflege und ähnlicher Fürsorge. Noch kein Wort von unseren Stadtverwaltungen, die freiwillig ihre ständigen Arbeiter unter das Beamtenrecht stellten mit Ruhegehalt und Versorgung der Witwen und Waisen. Wieth-Knudsen sagt von alledem ebenfalls nichts, obwohl es wenigstens der Erwähnung wert gewesen wäre.

Ich kenne persönlich viele Arbeiterfamilien und die Ordnung ihres Hauses. Letztere hängt natürlich sehr von der Befähigung der Frau ab, aber ich muß sagen, bei den meisten meiner Bekannten kann man kommen, zu welcher Zeit man will, es sieht immer aufgeräumt und sauber aus. Ich kenne auch Familien der Aermsten, die wegen Krankheit oder Gebrechlichkeit keinen vollen Verdienst mehr haben oder nie gehabt haben. Da ist das Bild weniger erfreulich; manchmal ist auch Leichtsinn die Schuld, und dann ist es unerfreulich, oft trostlos. Aber das sind Ausnahmen, die keinen Schluß auf den größten Teil unseres Arbeiterstandes zulassen. Und hier möchte ich zur Kontrolle anführen, daß trotz aller Fröhlichkeit doch auch noch reichlich gespart wird. Es gibt wenige Familien, die sich nicht einen Notpfennig in Bereitschaft halten, und in den badischen Sparkassen liegt eine halbe Milliarde, bei einer Bevölkerung von zwei Millionen Köpfen! Die Spareinlage ist nicht die einzige Form, in der für die Zukunft gesorgt wird. Unsere Arbeiterversicherungen haben den Versicherungstrieb mächtig angeregt. Viele gehören Medizinalkassen an, die den Familiengliedern unentgeltliche ärztliche Hilfe und Arznei bieten, viele sind Mitglieder von Sterbekassen, die für die erste Not der Hinterbliebenen eintreten. Kürzlich beriet mich eine Arbeiterfamilie über die Berufswahl eines 14jährigen Sohnes, und dabei wurde mir gesagt, daß die Kosten der Ausbildung nicht sehr in Betracht kämen, denn der Junge sei in einer Lehrgeld- und Militärdienstversicherung, von der er eine hübsche Summe erhalte. Alle Hochachtung! Aeltere Arbeiter bekommen bei den Fabriksjubiläen Ehrengeschenke von 100 Mk., 200 Mk. bis 300 Mk., und so haben unsere Arbeiterfamilien manche Hilfsquelle, von der die Statistiker nichts wissen!

Die Fehler Wieth-Knudsens waren, daß er die Erhöhung der Löhne seit 1875 zu gering veranschlagt hatte, daß er einen zu großen Teil der verbesserten Ernährung als aufgewogen durch die größere Anstrengung betrachtete, und daß er den Haushaltungskosten die Detailpreise ausschließlich zugrunde legte, ohne zu berücksichtigen, daß viele Arbeiter Konsumvereinen angehören, die ihnen einen Teil des Unterschiedes zwischen Groß- und Kleinpreis zurückzahlen, endlich, daß er durchweg auf jede Familie 3¼ Einheiten rechnete, während viele Familien mit geringerem Einkommen auch weniger

Einheiten zu ernähren haben und sich dabei nicht so schlecht stehen, wie der Durchschnitt vermuten ließe, während häufig, wenn auch natürlich nicht immer, die größeren Einkommen auf kinderreichere Familien treffen, deren halberwachsene Mitglieder auch schon etwas zu den Gesamtkosten beitragen. Wir haben vielköpfige Familien, die wirtschaftlich vorwärts kommen: für jedes neugeborene Kind, das Kosten verursacht, kommt ein 14jähriges aus der Schule und hilft verdienen, solange bis die eigenen Interessen es aus dem Verband der Familie hinaustreiben, die Söhne oft bis zur Militärzeit. Bei diesem System bleibt die Lage einer Familie gleich günstig, es mögen Kinder kommen, so viele als wollen.

Ein wesentliches Verdienst unseres Verfassers ist die Einführung des Begriffes „Opdrift", die Schilderung der Rolle, die der Trieb zum Aufstieg in der Gestaltung der sozialen Verhältnisse spielt. Dies ist früher nicht so deutlich erkannt worden. Ein anderes Verdienst liegt in dem Nachweis, daß die Volksvermehrung doch begrenzt ist durch den Nahrungsspielraum, wenn man unter Nahrung eben die mit den Zeiten wechselnden wirklichen oder vermeintlichen, im letzten Fall aber der Gewohnheit entsprechenden Bedürfnisse des Daseins zusammenfaßt. Eine ungefähre Vorstellung davon hatte ich bei der Abfassung meiner „Gesellschaftsordnung" im Jahr 1894, als ich darzutun versuchte, daß trotz aller Einwände, die gegen Malthus gemacht wurden, die Vermehrung der Menschheit durch den Nahrungsspielraum bestimmt wird, wobei ich allerdings nicht bloß die Nahrung im engeren Sinn, sondern die Bedürfnisse der gehobenen Lebenshaltung meinte, deren Befriedigung schließlich zur Einschränkung der Kinderzahl führt. Wieth-Knudsens viel klarere Vorstellungen bedeuten in meinen Augen einen wissenschaftlichen Fortschritt. Lebhaft anzuerkennen ist auch die starke Betonung der Notwendigkeit, die Nahrungsmittelerzeugung zu steigern. Diese Erkenntnis hat wohl auch in Deutschland gewaltet, als das Solidaritätsbündnis zwischen Landwirtschaft und Industrie geschlossen wurde, das sich in der Schutzzollpolitik von 1900 durchsetzte, und ohne diesen Schutz würde unsere Landwirtschaft das Los der englischen geteilt haben. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, deswegen kann ich die landwirtschaftlichen Zölle nicht so über die Achsel ansehen, wie unser Verfasser es tut. In Dänemark, das z. Zt. landwirtschaftliche Erzeugnisse ausführt, liegen die Verhältnisse freilich ganz anderes als bei uns, wovon später noch die Rede sein wird.

---

# Die erste Ausbreitung des Menschengeschlechts[1].

Dr. Th. Arldt.

Die Frage nach der Urheimat des Menschengeschlechtes läßt sich auch jetzt noch nicht mit voller Sicherheit entscheiden; immer

---

[1]) Nach einem in der Sektion für prähistorische Forschungen der Gesellschaft für Naturkunde Isis zu Dresden gehaltenen Vortrage.

noch beruhen alle Annahmen darüber ausschließlich auf Wahrscheinlichkeitsschlüssen von mehr oder weniger Gewicht. So ist es denn kein Wunder, daß jedes Kontinentalgebiet als Heimat des Menschen angesehen worden ist, so Afrika von Darwin wegen des Schimpansen, Innerasien von Haeckel, Südeuropa von M. Wagner, Nordeuropa von Wilser, Südamerika von Ameghino, der indische Archipel von Dubois, Australien von Schoetensack, und Björnstjerna hat gar zwei Entwicklungszentren, eines im Nord- und eines im Südpolargebiete angenommen. Die meisten dieser Annahmen haben sich im Laufe der Zeit als hinfällig herausgestellt; besonders scheiden die südlichen Erdteile aus; können wir doch die Entwicklung des Menschen nicht von der der katarrhinen Affen loslösen, deren Entwicklung, wie wir früher gezeigt haben[1]), wahrscheinlich in dem nordeuropäischen Kontinente der älteren Tertiärzeit zu suchen ist, der damals durch breite Meeresarme von Afrika und Asien geschieden war und höchstens mit Grönland durch eine schmale Landbrücke über Island in Verbindung stand. Im Miozän trat zunächst die Verbindung mit Nordasien ein, und so kann für die Entwicklung des Menschengeschlechtes ernstlich nur das eurasische Gebiet als Stammland in Frage kommen.

Zwei Fragen, die oft miteinander verquickt werden, müssen wir scharf auseinander halten. Die Menschwerdung ist in zwei Hauptstationen vor sich gegangen. Die erste ist die Erwerbung der wesentlichen somatischen Merkmale des Menschen, insbesondere des aufrechten Ganges und aller damit zusammenhängenden Eigenschaften, Verkürzung der Arme, Verlängerung und Streckung der Beine, Ausbildung der Gesäßmuskulatur, S-förmige Krümmung der Wirbelsäule, eigenartige Einlenkung des Schädels an diese u. a. m. Erst mußte auf diese Weise der Menschenkörper sich ausgebildet haben, ehe die Weiterentwicklung des Gehirns wesentliche Fortschritte machen konnte, ehe eine höhere Kultur aufblühen konnte. Diese brachte dann erst den wahren Menschen hervor, den wir besonders durch den Besitz einer artikulierten Sprache und der Kenntnis der Feuerbereitung charakterisieren können. Den sprachlosen Vorfahren können wir höchstens als Affenmenschen ansprechen, und es empfiehlt sich wohl, diese hypothetische Stammform vorläufig als selbständige Gattung zu betrachten, für die wir den Namen Protanthropus dem ebenfalls vorgeschlagenen Homosimius vorziehen würden, zumal er das höhere Alter für sich hat. Ganz verschiedene äußere Bedingungen müssen diese beiden Entwicklungsstufen beeinflußt haben. Die Erwerbung der Sprache und der ersten Anfänge einer höheren Kultur können wir nur als Folge einer Notlage, am besten als Folge einer Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse, insbesondere einer Abkühlung, verstehen, wie früher gezeigt wurde. Die Entwicklung des Protanthropus aber dürfte durch den Uebergang vom Wald- zum Steppenklima verursacht sein, die den Baumbewohner zum Leben auf ebener Erde zwang. Zwischen beiden Entwicklungsstufen kann eine lange Zeit der Ruhe

---

[1]) Paläogeographisches zum Stammbaum des Menschen. Zeitschrift für Morphologie 10, 1907, S. 203—215.

gelegen haben, in der die Weiterentwicklung des neuen Primatentypus fast stillstand.

Ehe wir weiter die geographische Seite des Problems verfolgen, müssen wir zunächst das Alter des Menschengeschlechtes festzustellen suchen. Die sicheren Urkunden von dessen Bestehen, die paläolithischen Werkzeuge, reichen nur etwa bis in die Mitte der Quartärzeit zurück, bis zur Mindel-Riß-Interglazialzeit[1]), doch zeigt die schon ziemlich entwickelte Technik in der Gesteinsbearbeitung, daß der Mensch schon beträchtlich früher gelebt haben muß. Aus den älteren Schichten nun kennen wir nur Eolithen, und wir müssen notwendigerweise zu diesen Stellung nehmen, wenn wir das Alter des Menschen feststellen wollen. Der Streit über den Charakter der Eolithen ist ja zurzeit noch weit von einer Entscheidung entfernt; schroff stehen sich die Ansichten gegenüber, und es ist kaum einzusehen, wie eine endgültige Entscheidung in nächster Zeit herbeigeführt werden soll. Drei Hauptgruppen können wir unter den Forschern bilden, die zur Eolithenfrage Stellung genommen haben. Die einen, wie Rutot und Klaatsch, treten mit Entschiedenheit dafür ein, daß alle Eolithen künstlicher Entstehung, daß sie Erzeugnisse und Werkzeuge des Menschen gewesen seien. Klaatsch glaubt den Artefaktcharakter der europäischen Eolithen dadurch erwiesen zu haben, daß er sie mit australischen und tasmanischen Steinwerkzeugen verglich, die zweifellos Erzeugnisse von Menschenhand sind und zum Teil Eolithcharakter aufweisen, ja sogar noch auf primitiverer Stufe stehen, weshalb sie Klaatsch als Präeolithe bezeichnet hat[2]). Die Aehnlichkeit zwischen den australisch-tasmanischen Funden und denen vom Cantal ist tatsächlich frappant, und doch ist es nur ein Analogieschluß, den wir daraus ziehen können, ein Schluß, der im Grunde nichts beweist, zum mindesten nicht mit der Strenge, wie es für eine endgültige Entscheidung der Eolithenfrage nötig wäre. Durch den Vergleich mit den australischen Funden ist nur die Möglichkeit bewiesen, daß die Eolithen Artefakte sind; das hat aber ernstlich wohl kein Forscher bezweifelt. Nicht bewiesen ist dagegen die Notwendigkeit dieses Umstandes; vielmehr bleibt nach wie vor unwiderlegt, daß viele Eolithen auf natürlichem Wege entstanden sein können, wie nicht nur Boule und Obermaier an dem Beispiel der Kreidemühlen nachgewiesen haben, wie es vielmehr auch von Wiegers, Deecke und Waagen gezeigt worden ist. Diese, die Vertreter der zweiten extremen Gruppe, stehen zumeist auf dem Standpunkte, daß sie den Artefaktcharakter der Eolithen gänzlich leugnen, so daß Lapparent selbst von einem „eolithischen Märchen" spricht. Auch diese Ansicht scheint nach den Klaatschschen Funden nicht recht haltbar; die Möglichkeit einer künstlichen Entstehung wenigstens der jüngeren Eolithen läßt sich nicht unbedingt leugnen. Für die älteren ist freilich der Einwand sehr schwerwiegend, den Deecke gemacht hat, daß nämlich die Feuersteine führenden

---

[1]) Nach Penck, das Alter des Menschengeschlechts. Zeitschr. f. Ethnologie 49, 1908, S. 390—404.

[2]) Klaatsch, H., Die Steinartefakte der Australier und Tasmanier, verglichen mit denen der Urzeit Europas. Zeitschr. f. Ethnologie 40, 1908, S. 407—428.

senonischen Kreideschichten mindestens im Ostseegebiet erst nach der Tertiärzeit bloßgelegt wurden, daß demnach erst damals die Zerstreuung der Feuersteine eintrat; im Tertiär hätte also das Material für die künstliche Herstellung der Eolithen völlig gefehlt. Alles in allem scheint es also dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse am angemessensten, der dritten Gruppe sich anzuschließen und eine vermittelnde Ansicht einzunehmen: die Eolithen sind teils Artefakte, teils Naturprodukte. Die Wahrscheinlichkeit für ersteres wird um so geringer, je tiefer der Fundhorizont der fraglichen Stücke liegt. Sie ist also verschwindend klein für die oligozänen (?) Eolithen von Marcelles, etwas größer für die obermiozänen vom Cantal, noch mehr für die pliozänen, während von den diluvialen recht gut ein großer Teil echte Artefakte darstellen könnte. Hieraus folgt, daß aus dem Vorkommen von Eolithen allein keine schwerwiegenden Schlüsse gezogen werden können. Sie gewinnen erst Bedeutung, wenn sie mit den Resultaten anderer Untersuchungen, besonders nach der vergleichenden biogeographischen Methode, sich vereinen lassen. Volle Sicherheit aber können unter allen Umständen nur Funde von Resten der Eolithenverfertiger geben. Dieser dritten Gruppe gehören auch die Forscher an, die wohl auch die tertiären Eolithen als Artefakte ansehen möchten, aber, wie Penck, die Möglichkeit betonen, daß diese primitivsten Werkzeuge von Menschenaffen gebraucht worden sein könnten. Von den Präeolithen, wie sie Klaatsch in Australien gefunden hat, muß man dies unbedingt zugestehen; benutzen doch selbst niedriger stehende lebende Affen gelegentlich einen Stein als Werkzeug, und anders lagen ja die Verhältnisse bei diesen völlig unbearbeiteten Präeolithen auch nicht. Auch für die Eolithen läßt sich die Möglichkeit einer Herstellung durch besonders hochbegabte Menschenaffen nicht von der Hand weisen; diese könnten ja dem im Menschen gipfelnden Aste der Primaten recht gut nahe gestanden, zum Teil auch direkt angehört haben. Es könnte diese primitive Technik für die Protanthropus-Stufe charakteristisch sein, die wir oben angenommen haben. Dann würde auch der befremdliche Umstand sich erklären, daß die Eolithen von den angeblich oligozänen bis zu den diluvialen keine Weiterentwicklung erkennen lassen, daß vielmehr, wenn sie Artefakte sind, das sie schaffende Lebewesen auf der gleichen zerebralen Entwicklungsstufe stehen geblieben sein muß. Da wir kaum umhin können, das Alter des Menschen, wie er eben definiert wurde, mindestens bis ins obere Pliozän zurückzudatieren, so müßte die Eolithentechnik den Protanthropus überlebt haben. Es ist ja auch ganz klar, daß die einzelnen Kulturfortschritte nur nach und nach einsetzen konnten, und daß sie auch die einzelnen Kontinente in verschiedenen Zeiten erreicht haben. Sonst könnte man ja jetzt in Australien nicht mehr eolithische und paläolithische Gebilde vorfinden. Da nun in Europa die paläolithische Technik erst ziemlich spät auftritt, so spricht dies nicht dafür, daß gerade von Europa aus die Menschheit ausgegangen sein sollte, wie man nach rein äußerlicher statistischer Bewertung der gemachten Funde es leicht zu tun geneigt ist. Es könnten übrigens recht gut auch einzelne Zweige des Menschenstammes länger auf der Protanthropusstufe stehen geblieben sein als andere. Wann nun der Protanthropus beginnt, läßt sich schwer

feststellen. Die Eolithen von Marcelles können uns nicht zwingen, sein Alter bis ins Oligozän hinauf zu setzen, aus dem wir noch nicht einen einzigen Katarrhinen-Rest kennen. Höchstens bis ins Miozän können wir sein Alter zurückdatieren, und wir glauben, daß dies auch die wahrscheinlichste Annahme ist, wenn wir das Menschendasein, das Vorhandensein des Homo im Pliozän beginnen lassen. Aus dem oberen Miozän kennen wir ja auch zwei Menschenaffen, Dryopithecus und Pliopithecus. Der erste steht seiner kräftigen Bezahnung wegen sicher dem Menschen fern; auch der zweite gehört kaum direkt in seine Vorfahrenreihe. Wahrscheinlich lebte neben ihnen eine dritte Form, mit ihnen aus gemeinsamer Wurzel entsprossen und vielleicht in dem erst vor kurzem erreichten Nord- oder Mittelasien entwickelt, der wir den vorläufigen Namen Prothylobates belassen können. Aus ihr gingen im Osten die Gibbons und der Pithekanthropus, im vorderen Indien die Menschenaffen im engeren Sinne und weiter im Norden der Protanthropus, der Affenmensch, hervor. Wir möchten also dessen Heimat im paläarktischen Asien suchen, doch ist auch Nordeuropa nicht ausgeschlossen. Am wahrscheinlichsten sehen wir sie jedenfalls in der niederschlagsarmen subtropischen Zone, die möglicherweise damals nördlicher lag als jetzt. Setzen wir so die Entwicklung des Prothylobates ins Untermiozän, die des Protanthropus ins Obermiozän, so könnten also die Cantaleolithen echte Artefakte sein, allerdings noch nicht Werkzeuge des eigentlichen Menschen. Keinesfalls können wir ihren eventuellen Verfertigern etwa dieselbe Kulturstufe zuschreiben, wie sie die Australier und Tasmanier einnehmen, eine Ansicht, die Klaatsch am Ende seines oben zitierten Vortrages ausgesprochen hat. Die Ausbildung des Menschen als solchen haben wir früher nach Haeckels Vorgang nach Innerasien verlegt, wo die langsame Erhebung des gewaltigen Hochlandes im Pliozän die denkbar günstigsten Bedingungen für die Menschwerdung bot. Die damals angeführten Gründe sollen hier nicht wiederholt werden; jedenfalls sind sie durch neue Funde und neue Forschungen noch nicht entkräftet worden. Wohl wird von den Anhängern des europäischen Ursprungs des Menschen darauf hingewiesen, daß wir von hier allein im Miozän und Pliozän zahlreiche Menschenaffen kennen, daß hier die ältesten bekannten Skeletteile und Werkzeuge von zweifellosen Menschen sich finden; aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß das Fehlen von Fossilien kein Beweis für das absolute Fehlen der betreffenden Form ist, daß dieser negative Beweis nur sehr bedingten Wert hat. Asien ist ja auch nicht annähernd so erforscht, wie Mittel- und Westeuropa; deshalb kann aus dem Uebergewicht dieser beiden Gebiete in bezug auf paläontologische und prähistorische Reste kein positiver sicherer Schluß gezogen werden. In Europa fehlte nicht bloß im Mitteltertiär die breite Entwicklung der subtropischen Zone, die wir als Erfordernis für die Entwicklung des Protanthropus bezeichnen müssen; wir können hier auch schwer einen Grund für den raschen Aufschwung nach langem Stillstande angeben, der zur Menschwerdung führte. Auch läßt von Europa aus die Ausbreitung der Rassen sich viel schwerer erklären als von Asien her. Eins muß freilich offen gelassen werden. Nach unserer obigen Abgrenzung zwischen Protanthropus und Homo ist eine polyphyletische Entstehung des letzteren nicht ausgeschlossen,

wenn auch nicht gerade notwendig. Jedenfalls bot erst das Pliozän die günstigsten Bedingungen zur Ausbreitung über die Erde, nach Afrika hin nach Ansicht von Lapparent und Matthew allenfalls schon das Miozän. Die Hauptausbreitung ist aber doch wohl erst im Pliozän erfolgt; jedenfalls ist uns keine Tatsache bekannt, die es nötig machte, früher außerhalb Eurasiens das Vorhandensein von Menschen vorauszusetzen.

Wenn wir nun den Versuch machen, aus der jetzigen Verbreitung der Rassen, aus ihren verwandtschaftlichen Beziehungen und aus den uns bekannten fossilen Resten die Hauptausbreitungszüge zu rekonstruieren, so sehen wir also von dem Unterschiede zwischen Protanthropus und Homo ab, da er eben im wesentlichen nur als ein kultureller und in somatischer Hinsicht wenig bedeutender aufgefaßt worden ist. Es wird Sache der Sprachforschung zukünftiger Zeiten sein, festzustellen, ob z. B. die Sprache der südlichen negroiden Rassen mit den nordischen Sprachen wurzelverwandt oder autochthon ist. Wir können hierüber keine Entscheidung treffen und begnügen uns mit der Erörterung der Probleme, die der geographischen Methode zugänglicher sind. Werfen wir zunächst einen Blick auf die europäischen Rassen, so gehören die Neolithiker zweifellos der Postglazialzeit an. Sie werden meist von der folgenden Rasse abgeleitet. Reinhardt nimmt an, daß sie von Süd- und Osteuropa einwanderten, da die von ihnen verwendeten Nephrite und Jadeite in Innerasien vorkommen, Hentschel dagegen hat sie von Ozeanien herleiten wollen, von wo sie auf dem Wasserwege an die europäischen Küsten gelangt sein sollen. Die Renntierjäger oder Cro-Magnonmenschen, für die Wilser den Namen Homo priscus vorgeschlagen hat, gehören ebenfalls noch der Zeit nach der letzten großen Vereisung an und lebten während des Rückgangs derselben, die durch einzelne Vorstöße wieder unterbrochen wurde, die wir als Bühl-Gschnitz- und Daunstadium zu bezeichnen pflegen. Wie schon erwähnt, sucht man in dieser Rasse meist die Vorfahren der lebenden europäischen Völker. Die Renntierjäger sollen beim Rückgang des Eises ihren Beutetieren nordwärts gefolgt und hier zu der Kulturstufe der Neolithiker emporgestiegen sein. Dagegen lassen sich allerdings eine Anzahl erheblicher Bedenken erheben. So fehlen den dänischen Kjökkenmöddingern, den ältesten Resten der Neolithiker, vollständig die Knochen der Renntiere, was sehr auffällig wäre, wenn diese Tiere die Jäger nach dem Norden gelockt haben sollten. Dann ist auch kaum weniger auffällig der Unterschied beider Rassen in der künstlerischen Begabung. Finden wir doch bei den Neolithikern nichts, was sich auch nur annähernd mit den naturgetreuen Höhlenbildern der Cro-Magnon-Rasse vergleichen ließe. Hierdurch gewinnt Penkas Ansicht mehr an Wahrscheinlichkeit, die die Renntierjäger mit den Iberern zusammenbringt. Für diese beiden Rassen lassen sich übrigens wenigstens annähernd absolute Zahlenwerte betreffs ihres Alters geben. Man verlegt den Beginn des Neolithikums ziemlich übereinstimmend 7000 Jahre zurück. Größer sind die Meinungsverschiedenheiten über das Alter der Renntierjäger. Nach Nuësch hätte es 24 000 Jahre gedauert; nach der Hildebrandtschen Chronologie der Eiszeit wäre es vielleicht auf 30 000 Jahre zu schätzen, während es nach Penck zwischen 30 000 und 50 000 Jahren liegt, aber

letzterem wahrscheinlich näher als dem ersteren. Immerhin ist eins klar: die Renntierjäger haben ziemlich lange in Westeuropa gelebt. Die Lößmenschen (Homo mediterraneus) des Solutréen versetzt Penck in die Würmeiszeit. Ihr Alter würde nach der Hildebrandtschen Chronologie etwa 60000 Jahre betragen, nach Penck natürlich beträchtlich mehr. Sie gehören nach Wilser zu den Vorfahren der Südeuropäer, wobei wir besonders an die Ligurer und verwandte Völker denken müßten. Etwa gleichalterig werden auch die negroiden Reste von Mentone angenommen, die für das Vorhandensein einer negerartigen Rasse in Südwesteuropa sprechen. Man hat sie mit der folgenden Rasse zusammenbringen wollen, die nach dem Süden gewandert sein soll; doch ebensogut könnte die Wanderung auch umgekehrt erfolgt sein. Es fanden sich ja in Westeuropa eine ganze Anzahl pliozäner und besonders diluvialer Tiere von afrikanischem Typus, deren Verbreitung uns zu dem Schlusse zwingt, daß sie von Afrika aus sich nordwärts verbreitet haben. Dies gilt z. B. von den Resten des Zebra (Hippotigris), des afrikanischen Nashorns (Atelodus), des Flußpferdes (Hippopotamus), des Warzenschweines (Phacochoerus), des afrikanischen Elefanten (Loxodon), des Schuppenhörnchen (Anomalurus), der Kammratten (Ctenodactyliden). Besonders bemerkenswert ist, daß diese prognathe Rasse nach vorliegenden Schnitzfiguren deutliche Anklänge an die Hottentotten zeigt, hauptsächlich durch die Andeutung der Steatopygie. Gehen wir noch weiter zurück, so finden wir im Moustérien und Chelléen den Neandertalmenschen, den Homo primigenius, gegen welchen Namen Klaatsch ganz unnötigerweise Front macht. Soll doch damit ebensowenig behauptet werden, daß dies der wirklich erstgeborene Mensch sei, wie daß das Mammut (Elephas primigenius) der älteste Elefant sei, das ja vielmehr in der Entwicklung der Molaren die höchste Entwicklungsstufe unter sämtlichen uns bekannten Elefanten einnimmt. Man darf hier den Wortsinn der Namen nicht zu sehr in den Vordergrund stellen, wie wir ja auch keinen Anstoß daran nehmen, wenn ein Schwächling und Feigling Bernhard heißt! Das Alter und die Lebensdauer dieser Rasse, deren Reste wir nun schon von ziemlich vielen Fundorten kennen, ist ein ganz enormes; soll doch die Riß-Würm-Interglazialzeit nach Penck gegen 100000, die Mindel-Riß-Zeit aber sogar mehrere 100000 Jahre lang sein. Nach der Hildebrandtschen Chronologie würden für den Neandertalmenschen sich etwa 330000 Jahre Lebensdauer ergeben, was mit den Penckschen Angaben sich gut vereinbart. Man ist der Meinung, daß diese Rasse in den Formenkreis der europäischen Völker, also der lockenhaarigen Rassen, hereingehört, Penka hat sogar die Neolithiker direkt von ihr ableiten wollen. Enge Beziehungen sollen sie besonders mit den Drawidavölkern Vorderindiens verbinden. Vor der Neandertalrasse, deren Sprachbefähigung nach ihrer Kinnbildung anscheinend sehr gering war, und die sich deshalb noch nicht hoch über das Protanthropus-Stadium erhoben haben kann, nimmt man nun vielfach noch eine proneandertaloide Rasse an, der die Verfertiger der Eolithen angehören, und zu der auch der von Schoetensack vor kurzem aufgefundene Homo Heidelbergensis zu zählen sein dürfte. Die Chronologie der Quartärzeit und ihrer anthropologisch-prähistorischen Reste würde also hiernach die folgende sein:

| Perioden der Eiszeit | | Kulturperioden in Westeuropa | Rassen in Westeuropa | Lebensdauer nach Hildebrandts Chronologie |
|---|---|---|---|---|
| nach Penck | nach Geikie | | | |
| IV. Postglazialzeit | | | | |
| d) Zeit nach Daunstadium | Forestian und Turbarian | Metallzeit Neolithikum | Neolithiker | 7000 J. |
| c) Daunstadium | | | | |
| b) Gschnitzstadium | | | | |
| a) Bühlstadium | | Magdalénien | Renntierjäger (Cro-Magnon) | |
| 4. Würm-Eiszeit | Mecklenburgian | | | 23000 J. |
| | | Solutréen | Lößmenschen, Urneger | |
| III. Riß-Würm-Zwischeneiszeit | | | | 30000 J. |
| 3. Riß-Eiszeit | Neudeckian Polandian | Moustérien | Neandertalmenschen | |
| II. Mindel-Riß-Zwischeneiszeit | Helvetian | Chelléen | | 330000 J. |
| 2. Mindel-Eiszeit | Saxonian | | | |
| I. Günz-Mindel-Zwischeneiszeit | Norfolkian | Mésvinien | Präneandertalrasse? Heidelbergmensch | ? |
| 1. Günz-Eiszeit | Scanian | | | |

Hinzugefügt sei noch, daß nach Reinhardt das Alter der einzelnen Rassen beträchtlich höher ist; setzt er doch das Alter des Neandertalmenschen auf mehr als 750000 Jahre an, während die Cantalschichten gegen 4 Mill. Jahre zurückliegen sollen.

Nach dieser kurzen Uebersicht machen wir den Versuch, die Ausbreitung der einzelnen Hauptrassen von Innerasien her zu erklären. Wie die Stammgruppe des Menschengeschlechtes körperlich beschaffen war, können wir natürlich nur auf vergleichendem Wege zu ermitteln suchen. Zunächst müssen sie die wesentlichen Merkmale der Neandertalrasse besessen haben, besonders einen flachen Schädel, ein kräftigeres Gebiß und kürzere und weniger muskulöse Beine. Alle extremen Eigenschaften der lebenden Rassen waren sicherlich nicht vorhanden, weder in der Färbung noch in der Haarbildung. Wollten wir diese Stammgruppe mit einer der lebenden Hauptgruppen vergleichen, so fielen die wollhaarigen und straffhaarigen Rassen ganz außer Betracht; ein Vergleich ist nur mit den lockenhaarigen Rassen möglich, zu denen ja auch die Australier gehören, auf deren äußerst primitive Stellung hingewiesen zu haben ein wesentliches Verdienst von Schoetensack ist, wenn auch dessen Hypothese über den australischen Ursprung der Menschheit keinen Anklang gefunden hat. Der primitive Charakter der Australier tritt auch wieder in den neueren Untersuchungen von Gorjanovic-Kramberger[1]) hervor, indem ihre Molarenwurzeln noch primitiver sind als die der Krapina-Reste! Es könnte auffällig erscheinen, daß dieselbe Gruppe der Menschheit, die in somatischer Hinsicht der Stammform vielfach am nächsten steht, dennoch die höchste Stufe der Kultur erreicht hat, doch finden wir dies auch in zahlreichen anderen Fällen. Ist doch auch der Mensch im ganzen in vielem primitiver geblieben als die Menschenaffen, die Paviane und die übrigen Primaten, die man aber trotzdem nicht über ihn stellen wird. Wir nehmen

[1]) Gorjanovic-Kramberger, Die Kronen und Wurzeln der Mahlzähne des Homo primigenius und ihre genetische Bedeutung. Anatom. Anzeiger 1907.

also an, daß die Stammgruppe der Menschheit schlichthaarig und braun gefärbt war, und daß die extremen Eigenschaften erst später sich herausgebildet haben. Die Körpergröße war jedenfalls mäßig, doch haben wir keinesfalls die lebenden Zwergvölker in direkte Beziehungen zu der Stammgruppe zu setzen. Diese haben sich vielmehr wohl durchweg aus höher gewachsenen Menschenrassen unter ungünstigen Lebensbedingungen entwickelt; sind sie doch sämtlich in wirtschaftlich unvorteilhafte Lebensgebiete, in Wüsten und Urwälder zurückgedrängt. Wir haben hier eine Wirkung desselben Gesetzes, das die Säugetiere bei beschränktem Wohn- und Ernährungsgebiete, wie z. B. auf Inseln, zum Zwergwuchs herabsinken läßt (Ponys, Zwergelefanten, Zwergflußpferde usw.). Wie somit die heutigen Zwerge polyphyletisch sind, so dürfte gleiches für den Homo sapiens s. e. gelten. Er ist sicherlich an verschiedenen Stellen durch parallele Weiterentwicklung aus dem H. primigenius hervorgegangen, den wir im weitesten Sinne als eine Entwicklungsstufe der ganzen Menschheit auffassen können. Wir wollen deshalb bei der Sonderung der Rassen ganz von dieser Stufe absehen und uns mit der Feststellung begnügen, daß gegenwärtig alle Menschen in der Hauptsache die Stufe des H. sapiens erreicht haben, wenn auch, wie oben erwähnt, die Australier im einzelnen zum Teil noch unter der Primigenius-Stufe stehen. Es wäre deshalb vielleicht zweckmäßiger, die Hauptrassen als Arten gegeneinander abzugrenzen.

Unter den lebenden Rassen scheiden wir zunächst mit Stratz eine Anzahl als protomorphe Rassen aus und sehen in ihnen die ältesten Seitenzweige, die aus der Stammgruppe der Menschheit hervorgegangen sind. Diese konnten sich im Pliozän, vielleicht auch schon im Miozän, über das nördliche Asien und Europa ausbreiten und bewahrten hier den alten schlichthaarigen Typus. Wir können diese hypothetische Rasse als Präneandertalrasse bezeichnen und in ihr die mutmaßlichen Verfertiger und Gebraucher der Eolithen sehen. Möglicherweise standen sie noch durchaus auf der Protanthropusstufe, besaßen also weder Sprache noch Feuer. Im Pliozän konnten sie sich auch südwärts verbreiten und hier, am wahrscheinlichsten in Indien, ging aus ihnen die wollhaarige, zunächst die büschelhaarige Gruppe der Menschheit hervor. Der eine Zweig gelangte mit zahlreichen indischen Tierformen nach Afrika, das um diese Zeit in viel höherem Maße bewaldet gewesen sein muß als gegenwärtig, wie die engen Beziehungen der Waldfauna Westafrikas zu der des malaiischen Archipels beweisen. Hier in Afrika vertreten den ältesten Typus die Zwergvölker der Akka und ihrer Verwandten, wobei aber nochmals betont werden soll, daß die Urakkalen recht wohl die lebenden an Größe übertroffen haben können. Hottentotten und Buschmänner sind eine eigenartige Weiterbildung dieses Typus, der zeitweilig ganz Afrika erfüllt haben mag und, wie die Funde von Mentone es wahrscheinlich machen, auch über die iberische Halbinsel mindestens bis Südfrankreich vordrang, wo er bis tief ins Quartär sich behauptete. Die wenigen uns bekannten Reste scheinen dafür zu sprechen, daß die Rasse sich damals hier im Uebergange vom Primigenius- zum Sapiens-Stadium befand. Wie die Hottentotten, so müssen wir ebenso auch die Neger als in Afrika autochthon ansehen, und zwar können

sie kaum aus den Hottentotten hervorgegangen sein, die sich extrem einseitig entwickelt haben; vielmehr gehen sie wohl direkt auf die Akkalen zurück. Wann ihre Entwicklung stattgefunden hat, läßt sich schwer bestimmen, wahrscheinlich aber doch erst im Laufe der Quartärzeit. Insbesondere dürfte die Ausbreitung der Bantuneger erst sehr spät erfolgt sein, da diese in so enger sprachlicher Verwandtschaft zueinander stehen. Die Sudanneger dagegen müssen schon früher sich ausgebreitet haben. Anzunehmen, daß sie jemals wesentlich weiter nördlich gereicht haben als gegenwärtig, haben wir keine Veranlassung; wir dürfen vielmehr vermuten, daß die Neger im ganzen die spezifische Rasse des tropisch-afrikanischen Wald- und Savannengebietes gewesen sind. Ihre Ausbreitung im einzelnen zu verfolgen, würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen; auch sind dafür noch nicht genügend positive Grundlagen vorhanden. Die Neger haben selbständig die Stufe der protomorphen Rassen überwunden und repräsentieren eine der drei großen Hauptrassen, die wir allenfalls als Melanodermen bezeichnen können, wenn auch dieser Name irreführend wirken kann.

Ein zweiter Zweig der wollhaarigen Protomorphen gelangte nach dem Osten und besiedelte vorwiegend Hinterindien, die malaiischen und melanesischen Inseln und vielleicht auch Australien und Tasmanien; wenn auch sein Vorkommen in Australien nicht sicher gestellt ist, so findet man hier doch negroide oder besser tasmanische Elemente. Die Technik, die dieser Zweig, aus dem die Papua hervorgingen, nach dem Süden mitbrachte, kann höchstens eine eolithische gewesen sein. Ob übrigens die erste Ausbreitung die Papua gleich bis Tasmanien geführt hat, erscheint zweifelhaft; möglicherweise ist diese Ausdehnung erst später erfolgt, als eine zweite von Norden kommende Völkerwelle die wollhaarigen Rassen auseinander sprengte. Diese wurde zunächst von den Weddalen geführt, die aus den Präneandertalmenschen hervorgegangen sein müssen. Sie drängten sich zwischen den afrikanischen und hinterindischen Zweig der Wollhaarigen und gelangten auch bis mitten in das Gebiet der Papua; haben sich von ihnen doch die Toala auf Celebes erhalten, wie überhaupt im hinterindisch-malaiischen Gebiete eine sehr intensive Rassenmischung eingetreten sein muß. Auch die im Norden zurückgebliebenen Angehörigen der Stammrasse entwickelten sich weiter. Im Westen, in Europa ging aus ihnen die noch auf der Primigenius-Stufe stehende Neandertalrasse hervor. Diese Spaltung können wir also etwa 400000 Jahre zurückversetzen an das Ende der Mindel-Eiszeit. Eine Parallelrasse dazu muß im Nordosten sich entwickelt haben, und als ihre letzten Nachkommen sehen wir die Aino an, die natürlich längst die Primigenius-Stufe hinter sich haben, die aber doch ihrer ganzen Verbreitung nach ein altes Element in der ostasiatischen Völkerwelt darstellen: ihre außerordentlich starke Behaarung läßt sie als einen der extremsten Zweige des Stammes erscheinen. In Innerasien erhielt sich ein weiterer Rest desselben, dem wir den Namen der Prodrawida geben möchten. Aus ihm ging die dritte südliche Völkerwelle hervor, die die Drawida nach Vorderindien führte und besonders die stammverwandten Weddalen zurückdrängte. An die Drawida schließt man vielfach die Australier an, deren primitiver Kulturzustand durch Rückgang infolge ungünstiger

Lebensverhältnisse hervorgerufen worden sein soll. Dem stehen aber wieder die primitiven somatischen Merkmale der Rasse gegenüber, besonders auch der auffällige Umstand, den Schoetensack hervorgehoben hat, daß wir unter ihnen Anklänge an alle möglichen Rassen der Erde finden. Auch Klaatschs Forschungen scheinen dafür zu sprechen, daß die Australier mit eolithischer Technik nach ihrer jetzigen Heimat gelangten. Es ist also auch denkbar, daß die Australier bereits der zweiten Völkerwelle, der der Weddalen, angehörten und wie ein Teil derselben mitten in den zurückgedrängten Papua sich ansiedelten. Andererseits läßt sich aber auch die Möglichkeit nicht ganz von der Hand weisen, daß sie doch von den Drawida abstammen könnten, die ja, als sie nach dem Süden kamen, recht gut noch auf der Primigenius-Stufe gestanden haben können, wie dies wohl sicher von den Prodrawida gilt. Mit den Drawida dürfte noch ein weiterer Zweig der schlichthaarigen Protomorphen nach dem Süden und zwar nach Hinterindien gelangt sein, den wir als Urmalaien bezeichnen wollen. Er umfaßt gegenwärtig die Mundavölker am unteren Ganges, die Mon Khmer, Senoi, Semang, Khasi, Paloon, Wa und Riang in Hinterindien, die nach W. Schmidt[1]) sprachlich eng miteinander verwandt sind. Diese Rasse dürfte einstmals ganz Hinterindien und vielleicht auch Sundanesien besiedelt haben, wo sie später größtenteils in den Mongolen und in den Malaien aufging. Ob die südamerikanischen Zwergstämme ebenfalls zu den protomorphen Rassen gehören, wie Stratz das annimmt, und wie auch Kollmann vermutet, erscheint zweifelhaft. Der Zwergwuchs mindestens könnte recht gut sekundär sein. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß protomorphe Menschen bereits den amerikanischen Boden betreten haben, zumal aus der südamerikanischen altdiluvialen Pampasformation bereits Menschenreste bekannt sind. Dem in den ältesten Schichten aufgefundenen Schädel fehlen die Augenbrauenwülste der Neandertalrasse, die Stirn ist dagegen noch fliehender. Diese Pampasmenschen sind also doch wohl als Parallelzweig der Neandertalrasse aufzufassen.

Wir haben nun noch die archimorphen oder Hauptrassen zu betrachten, die polyphyletisch aus den protomorphen hervorgegangen sind, wie wir schon bei den Negern sahen. Auch die Xanthodermen und die Leukodermen haben getrennte Wurzeln. Die Heimat der ersten kann wohl kaum anderswo als im östlichen Asien gesucht werden, wo sie in der Nachbarschaft der Urmalaien aus diesen nahe stehender protomorpher Wurzel hervorgingen. Ihre Stamm- und Hauptrasse ist die der Mongolen, die allmählich eine Ausdehnung erlangte, wie kaum eine andere. Nordasien muß sie schon ziemlich früh besiedelt haben, die Verwandten der Aino dabei aufsaugend; dagegen ist die Ausbreitung der finnischen Völker nach Nordeuropa sicherlich erst nach der letzten Eiszeit anzusetzen, da vorher diese Gebiete nicht dauernd bewohnbar waren. Ihre Ausbreitung und noch mehr die der türkischen Völker reicht ja bis in die geschichtliche Zeit hinein. Ein anderer Teil der Mongolen dehnte nach Süden hin sein Wohngebiet aus und verschmolz hier mit den Urmalaien zu der Rasse der

[1]) W. Schmidt, Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesien. Archiv f. Anthropologie N. F. 5, S. 59 ff.

Malaien, die man lange als ganz ausgesprochene mongolische Rasse, ja als die Stammrasse der Mongolen angesehen hat. Doch besitzen nur die ostindischen Malaien durchaus das typische Straffhaar, das für die mongoloiden oder xanthodermen Menschen charakteristisch ist; die Ozeanier und auch die madagassischen Howa besitzen z. T. schlichtes Haar, wie es wohl auch die Stammgruppen der Urmalaien besessen haben müssen. Durch die Abstammung von letzteren ist wohl auch der Umstand zu erklären, daß viele Malaien in ihrem Gesichtsschnitte eher an Europäer als an typische Mongolen erinnern. Vielleicht macht daher das mongoloide Element nur einen geringen Prozentsatz in der Zusammensetzung der malaiischen Rasse aus. Ein typisches mongoloides Merkmal finden wir allerdings auch bei ihnen, nämlich die Mongolenflecke der Neugeborenen. Wir können also die Malaien ebenfalls als eine ursprünglich protomorphe Rasse von schlichthaarigem Typus ansehen, die später einen starken mongolischen Einschlag erhalten hat. Schmidt hat für sie den Namen „austrische Rasse" vorgeschlagen, doch liegt kein Bedürfnis vor, den alten Namen der Rasse fallen zu lassen. Wieder andere Mongoloiden gelangten nach Amerika, und zwar vielleicht schon im früheren Diluvium, so daß sie durch die gewaltigen Inlandeismassen des Nordens zeitweilig fast völlig isoliert wurden. In dieser Isolierung ging aus ihnen der so scharf ausgeprägte Indianertypus hervor, der dann wenig verändert sich erhielt, während die Sprachen sich außerordentlich differenzierten und zersplitterten, was ebenfalls für eine lange Ansässigkeit der Rasse auf amerikanischem Boden spricht. Teilweise mag dann auch eine Mischung mit protomorphen Elementen eingetreten sein, die wie in Süd-, so auch in Nordamerika gelebt haben müssen. Die jüngste Abspaltung vom Mongolenstamme repräsentieren sicher die Arktiker, die in Nordasien sich entwickelt haben und von hier auch nach Nordamerika gelangt sein müssen, wo ihre Ausbreitung ja in geschichtlicher Zeit noch nicht abgeschlossen war. Mindestens ihre Ausbreitung nach Nordamerika muß der Postglazialzeit angehören, während sie in dem gletscherarmen Nordasien schon früher gelebt haben könnten. Doch dürften sie auch hier wohl nicht über die Würm-Eiszeit zurückreichen, da wir die Ausbildung der modernsten Stufe der Menschheitsentwicklung, also auch die Ausbildung der Mongoloiden nicht allzuweit zurückdatieren können; gehören doch die ältesten uns vorliegenden Reste derselben erst der Würm-Eiszeit an. Wenn wir also ihre Entstehung in die Rißzeit oder die vorhergehende Zwischeneiszeit verlegen, so sind wir darin schon ziemlich weit gegangen.

Etwa gleichzeitig mit den Mongolen, die sie dann später aus Innerasien größtenteils verdrängten, mögen in diesem die ältesten Vertreter der mittelländischen Hauptrasse sich herausgebildet haben, die ebenso nach Westen hin sich ausbreiteten, wie ihr Parallelzweig, die Drawida, nach Süden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Ausbreitung dieser Völkerwellen mit klimatischen Schwankungen zusammenhängt; denn der Wechsel zwischen Zwischeneiszeiten und Eiszeiten mußte natürlich auch in Innerasien sich fühlbar machen, und die letzteren mußten den Anstoß zu neuen Auswanderungen geben. Wir glauben also, daß wahrscheinlich die Riß-Eiszeit den Anstoß gab zu der Völkerwelle, die die Mittelländer nach Westen, die Drawida nach

Süden, die Urmalaien nach Südosten und die Mongolen nach Osten führte. Ob die Weddalenwelle dagegen der Mindel- oder der Günz-Zeit zuzurechnen sei, wagen wir nicht zu entscheiden; wahrscheinlicher dünkt uns das erstere, zumal wir um diese Zeit auch die Ausbreitung der Neandertalrasse ansetzen müssen. In der langen Riß-Würm-Zwischeneiszeit erfolgte dann die Differenzierung der Mongoloiden, ebenso aber auch die der Mittelländer. Die erste Spaltung kann allerdings auch schon in der Eiszeit erfolgt sein. Der südliche Zweig, die Hamiten, drängte in Nordafrika die wollhaarigen Menschen zurück und veranlaßte vielleicht gerade dadurch ihre zeitweilige Ausbreitung nach Südwesteuropa. Im südlichen Vorderasien schlossen sich an ihn die Semiten an, die sich allerdings sehr stark mit dem nordischen Zweige der Mittelländer vermischten, wie Luschan wahrscheinlich gemacht hat. Ein anderer Zweig vermischte sich mit negroiden Elementen und bildete die Uebergangsrasse der Nubier, die wohl erst recht als eine der jüngsten Rassen zu betrachten ist. Viel älter ist dagegen der nordwestliche Zweig, den wir als die Rasse der Westeuropäer bezeichnen können, und als dessen letzte Reste wir die Basken ansehen möchten. Früher haben ihm die Iberer angehört, und weiterhin sind wir geneigt, noch die alten Sarden und Ligurer, vielleicht auch die Rhätier und Etrusker ihr zuzurechnen. Es macht allerdings den Eindruck, als wäre diese Ausbreitung in zwei Wellen erfolgt, deren erste von den Ligurern gebildet wurde, während die anderen Völker erst später kamen. Die Ausbreitung der ersten Welle ist zweifellos an das Ende der Riß-Würm-Zwischenzeit zu setzen. Die Vertreter dieser vom Süden kommenden Mittelländer, die die „Urneger" zurückdrängten, sehen wir in den Lößmenschen des Solutréen. Diese erreichten in Europa eine sehr weite Verbreitung; hat man sie doch selbst in Livland gefunden. Ueberall haben sie die Neandertalrasse abgelöst bezw. in sich aufgesaugt. Wie schon oben erwähnt, bringt Penka auch die Cro-Magnonrasse mit den Iberern zusammen. Diese müßten dann nach der Würmzeit sich über Südwesteuropa ausgebreitet haben. Indessen ist diese Zugehörigkeit noch nicht völlig gesichert.

Der nördliche Zweig der Mittelländer wurde zunächst durch die Alarodier gebildet, die von der Rißzeit an im nördlichen Vorderasien und vielleicht auch in Südosteuropa sich ausbreiteten und hier die Neandertaler zurückdrängten. Sie haben die Hauptmasse zu den Völkern der Armenier und vielleicht auch der Juden geliefert; ihnen gehörten die Hethiter und die ältesten Kleinasiaten, wohl auch die Elamiten, Kossäer und vielleicht auch die Sumerier an; ihren letzten Rest sehen wir in den Georgiern und Kaukasiern. Man könnte versucht sein, auch sie mit den Renntierjägern in Verbindung zu setzen, doch spricht dagegen ihre Brachykephalie. Aus dieser Rasse gingen schließlich die Indogermanen hervor, und zwar erscheint in der Würmzeit als recht geeignetes Gebiet zur Ausbreitung dieser kräftigen Rasse das nordpontische Gebiet, zwischen den gewaltigen Inlandeismassen des Nordens und dem von seinem Schmelzwasser gespeisten mehr als gegenwärtig ausgedehnten pontisch-kaspischen Binnenmeere im Süden. Hier, im späteren Skythenlande, herrschte ein kühles Klima, recht geeignet, ein kräftiges Geschlecht zu erzeugen. Von hier breitete beim Rückgange des Eises der slawogermanische Zweig nach Nordwesten

sich aus; die andern wandten sich nach dem Südosten und Südwesten, das pontisch-kaspische Becken nach beiden Seiten hin umgehend. So drangen die zweiten als thrakische Stämme in Kleinasien ein, sich hier mit den Alarodiern vermischend, sowie in Süd- und Westeuropa, wo sie hauptsächlich mit iberischen und ligyschen Stämmen sich kreuzten; die ersten aber besiedelten Iran und Vorderindien, hier teils mit Alarodiern, teils mit Drawidas verschmelzend. Es würde zu weit führen, hier diese Ausbreitung im einzelnen zu verfolgen; kommen wir doch hier schon in das Gebiet der Geschichte.

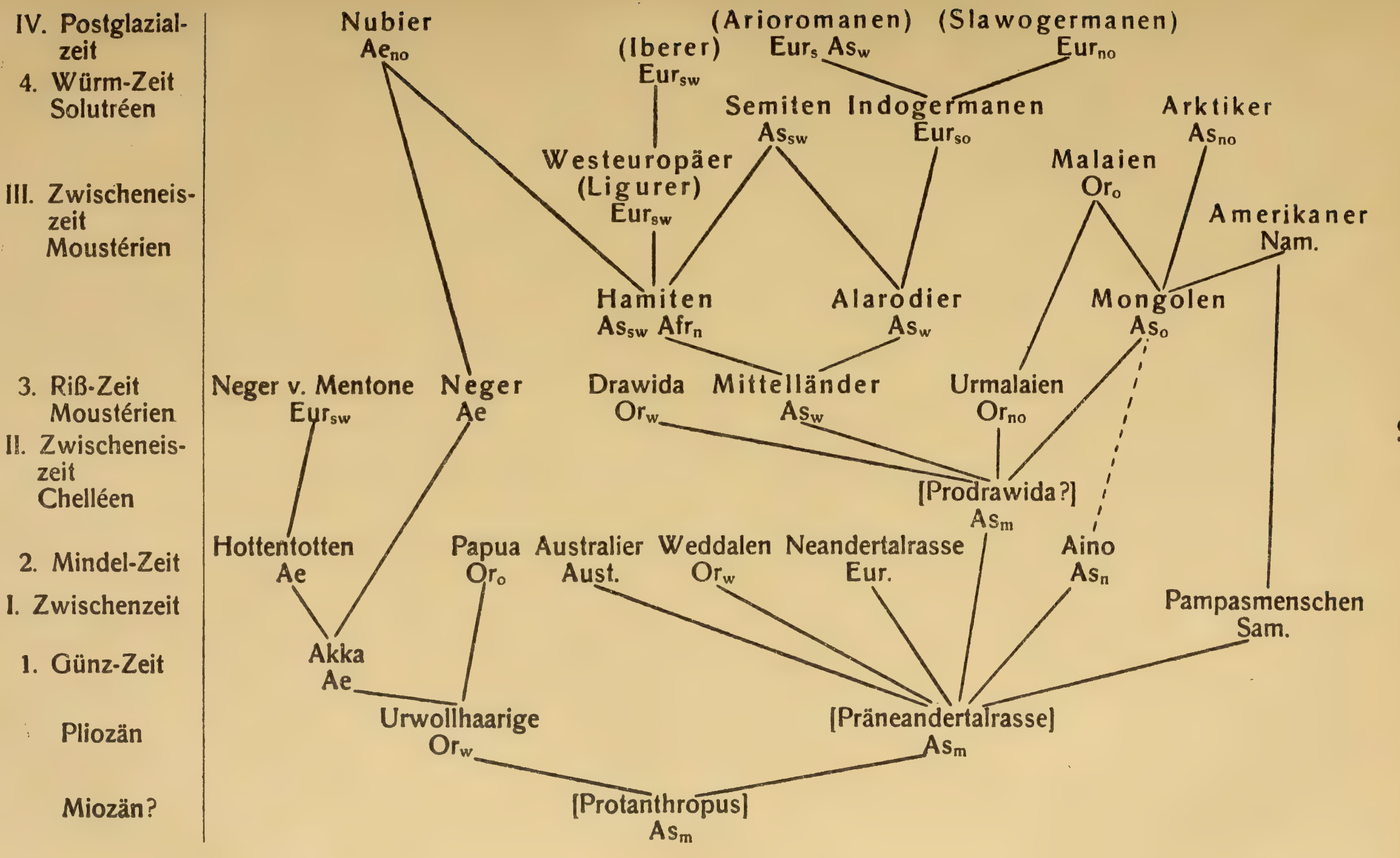
Wir glauben also in der Entwicklung des Menschen folgende fünf Entwicklungsstufen annehmen zu müssen:

5. Homo sapiens typicus. (Mittelländer, Mongoloiden, Neger.)
4. Homo sapiens protomorphus: meist kleine Gestalt, breites Gesicht, Häufung pithekoider Merkmale (z. B. Australier, Hottentotten usw.).
3. Homo primigenius: (Typus Neandertalmensch).
2. Protanthropus: ohne artikulierte Sprache, ohne Feuer; Kultur höchstens eolithisch.
1. Prothylobates: Menschenaffe mit allen jetzt auf die einzelnen Anthropomorphiden verteilten primitiven Merkmalen.

Die Uebergänge aus einer in die andere Stufe betrachten wir wenigstens von Stufe zwei an als mehrfach erfolgt; die Stufen sind also polyphyletisch und demnach nicht als echte Arten aufzufassen. Die Ausbildung des letzten Typus glauben wir der sehr kräftigen Riß-Eiszeit zuschreiben zu müssen, die protomorphe Stufe würde dann wohl in der Mindel-, die Primigeniusstufe frühestens in der Günz-Eiszeit erreicht. Natürlich trat der Uebergang der einzelnen Stufen ineinander nicht überall gleichzeitig ein, wie ja die Primigeniusstufe in Westeuropa, soviel wir wissen, erst nach der Mindel-Eiszeit auftrat. Weiterhin stellen wir die Beziehungen der einzelnen Rassen, wie wir sie oben entwickelt haben, in folgender Uebersicht zusammen, aus der auch die mutmaßliche Zeit des ersten Auftretens der einzelnen Rassen zu ersehen ist. Hervorgehoben sind die archimorphen Rassen, während eine Abgrenzung der protomorphen und der Urmenschen nicht ausführbar ist. In Klammern gesetzt sind die Unterabteilungen der großen Rassen.

Die Abkürzungen unter den Rassenamen bezeichnen in leicht erkennbarer Abkürzung die Heimatkontinente oder Heimatsregionen (Ae, Or) der einzelnen Rassen, die durch Indizes näher erläutert sind, die sich auf die Himmelsrichtung beziehen, bis auf $As_m$ = Mittelasien. Natürlich kann diese Zusammenstellung für nicht mehr als eine rohe Annäherung gelten; auf viele Einzelheiten konnte darin nicht eingegangen werden. Auch ist sie selbstverständlich nicht so zu verstehen, daß z. B. die Hamiten, von denen wir die Semiten ableiten, durchaus den lebenden Hamiten gleich sein müßten. Es sollen diese Namen nur ungefähre Richtlinien geben. Im besonderen ist ja noch so vieles dunkel; es sei da nur an die Schwierigkeiten erinnert, die die Schädelindizes bieten. Treten doch schon in der Neandertalrasse brachykephale, mesokephale und dolichokephale Schädel auf, ähnlich wie wir sie jetzt in den großen Rassen der Indogermanen und der Mongolen nebeneinander finden. Die oben angeführten

prähistorischen Rassen Europas sind ja vorwiegend dolichokephal; es tritt aber zuletzt auch eine brachykephale Rasse auf, deren Repräsentanten wir jetzt z. B. bei den Letten und Ruthenen, aber auch sonst finden. Haben wir es hier mit einem besonderen Zweige am Stammbaum der Menschheit zu tun, oder kommt dem Schädelindex überhaupt kein großer phylogenetischer Wert zu? Es ist recht gut denkbar, daß die Brachykephalie sich an vielen Stellen selbständig ausgebildet hat; erscheint doch die Dolichokephalie als das Ursprünglichere, wenn wir an unsere europäischen fossilen Reste und an die Australier denken. Eine besonders große Rolle spielt die Brachykephalie nur einmal bei den mongoloiden Völkern, und dann bei den Alarodiern und z. T. bei den sich an diese anschließenden Indogermanen. Vielleicht können wir bei der zweiten Gruppe die Entwicklung so verstehen, daß die ältesten Alarodier dolichokephal und prognath waren. Die Gruppe nördlich des Pontus behielt die Dolichokephalie, wurde aber orthognath, der südliche dagegen wurde brachykephal. Nach der Würm-Eiszeit vermischten sich beide teilweise, alarodische brachykephale Elemente gelangten bis tief nach Europa und herrschten hier lokal vor, während sie andererseits politisch und sprachlich zurückgedrängt wurden, aber doch teilweise ihre Schädelbildung treuer vererbten als ihre Sprache, wie man dies an den indogermanischen Armeniern und an den „semitischen" Juden sieht. Auch hier sehen wir wieder, daß die höchststehenden Rassen die primitiveren Eigenschaften teilweise sich bewahrt haben; die Brachykephalen repräsentieren Seitenzweige der Hauptentwicklung, ebenso wie es einst die Neandertaler waren. Die Orthognathie dagegen sehen wir überall als wesentliche Eigenschaft der höchststehenden Rassen auftreten und zwar vorwiegend nur bei den Mittelländern und bei Völkern, die mit solchen sich gemischt haben. Im großen und ganzen paßte also die Schädelentwicklung ganz gut in unser Schema, allerdings nur in bezug auf diese beiden Eigenschaften; in den anderen Maßen würde erst ein bis ins einzelne gehender Vergleich notwendig sein. Ebenso paßt zu dem Schema die Haarbildung, auf die dasselbe sich ja zum Teil stützt. Aus lockigem derben Haar, wie wir es bei den Australiern und manchen Malaien noch finden, ist das feinlockige der Indogermanen und Drawida, das straffe der Mongoloiden und das wollige der Negroiden hervorgegangen. Barthaar und Körperbehaarung waren anfangs gut entwickelt, wie es sich bei sämtlichen älteren Rassen der Schlichthaarigen, den Australiern, den Weddas, den Ainos, den Drawida, aber auch noch bei den Indogermanen und — wenigstens das Barthaar — auch bei den Semiten erhalten hat. Das kurze Haupthaar müssen wir eigentlich als eine primitive Eigenschaft auffassen; merkwürdigerweise hat es sich aber bei anderen Rassen erhalten, zunächst hauptsächlich bei den Negroiden und dann zum Teil bei den Mongolen. Die Nubier und Hamiten verdanken es wahrscheinlich negroiden Beimischungen. Auch die Hautfarbe widerspricht der Anordnung nicht. Sie führt von der braunen Hautfarbe (Papua, Australier, Wedda, Drawida, Urmalaien) zu den extremen Farben schwarz, gelb und blond. Aus dieser Zusammenstellung ergeben sich demnach einige hypothetische Eigenschaften für die nur angenommenen Stammrassen. So werden wir vermuten, daß die Prodrawida prognathe



IV. Postglazialzeit
4. Würm-Zeit Solutréen
III. Zwischeneiszeit Moustérien
3. Riß-Zeit Moustérien
II. Zwischeneiszeit Chelléen
2. Mindel-Zeit
I. Zwischenzeit
1. Günz-Zeit
Pliozän
Miozän?
Nubier $Ae_{no}$
(Iberer) $Eur_{sw}$
(Arioromanen) $Eur_s$ $As_w$
(Slawogermanen) $Eur_{no}$
Semiten $As_{sw}$
Indogermanen $Eur_{so}$
Arktiker $As_{no}$
Westeuropäer (Ligurer) $Eur_{sw}$
Malaien $Or_o$
Amerikaner Nam.
Hamiten $As_{sw}$ $Afr_n$
Alarodier $As_w$
Mongolen $As_o$
Neger v. Mentone $Eur_{sw}$
Neger Ae
Drawida $Or_w$
Mittelländer $As_w$
Urmalaien $Or_{no}$
[Prodrawida?] $As_m$
Hottentotten Ae
Papua $Or_o$
Australier Aust.
Weddalen $Or_w$
Neandertalrasse Eur.
Aino $As_n$
Pampasmenschen Sam.
Akka Ae
Urwollhaarige $Or_w$
[Präneandertalrasse] $As_m$
[Protanthropus] $As_m$

Dolichokephalen waren, von brauner Farbe, derbem lockigen Haar, das Haupthaar kurz, Barthaar und Körperbehaarung gut entwickelt.

Es mag an diesen Beispielen genügen. Wir wenden uns nun einer weiteren Uebersicht zu, die die geographische Verbreitung der Rassen in einzelnen Perioden schematisch anzudeuten sucht, indem die Namen in entsprechender Weise geordnet und ihre Wohngebiete durch die Anfangsbuchstaben in ähnlicher Weise näher bestimmt sind, wie oben in der genetischen Zusammenstellung. Wir denken uns dabei das Erdbild längs des Atlantischen Ozeans durchschnitten, der ja vor der Ausbreitung des europäischen Kulturmenschen die Grenze der menschlichen Oekumene bildete, es liegen also Afrika und Europa ganz links, Amerika an der rechten Seite. Natürlich ist besonders die Darstellung des afrikanischen Gebietes eine ziemlich unsichere, da hier die Rassen in abgeschlossenen Räumen sich entwickelten und wenig von außen her beeinflußt wurden. Dadurch wird aber die vergleichende Methode außerordentlich erschwert, während sie in Eurasien sehr fruchtbar sich erweist.

Die erste Zusammenstellung soll etwa die Verteilung während des *Mésvinien* oder vielleicht besser *Reutilien* darstellen. Dabei sind unterschieden sicher oder wahrscheinlich lockenhaarige, straffhaarige und *wollhaarige* Rassen.

Präneandertaloide
Eur. $As_{n}$.
*Urwollhaarige.*
$As_{s}$.

Die zweite bezieht sich auf das *Chelléen*, d. h. auf die unmittelbar der Mindel-Eiszeit folgende Periode.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Neandertaloide | Aino | | |
| Eur. | $As_{n}$. | | |
| | Prodrawida | | |
| | $As_{m}$. | | Pampasmenschen |
| *Akka* | Wedda | *Papua* | Sam. |
| *Hottentotten* | $Or_{w}$ | $Or_{o}$. Mel. | |
| Afr. | | Australier? | |
| | | Aust. | |

Als dritte folgt die Gruppierung für das *Moustérien* und zwar für die Riß-Eiszeit.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | Neandertaloide | | Aino | |
| | Eur. | | $As_{n}$. | |
| *Negroide* | | Alarodier | **Mongolen** | **Amerikaner** |
| $Eur_{sw}$. | | $As_{w}$. | $As_{m+o}$ | Nam. |
| | Hamiten | Drawida | Urmalaien | |
| | $Afr_{n}$ $As_{sw}$. | $Or_{w}$ | $Or_{o}$ | Pampasmenschen |
| *Neger* | | Wedda | *Papua* | Sam. |
| $Ae_{n}$ *Akka* | | $Or_{sw}$ | $Or_{o}$ Mel. | |
| | $Ae_{o}$ | | Australier | |
| *Hottentotten* | | | Aust. | |
| | $Ae_{s}$ | | | |

Endlich setzen wir hierher eine Zusammenstellung für das *Solutréen* oder die Würm-Eiszeit.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Westeuropäer | Indogermanen | Aino | Arktiker | |
| (Lößmenschen, Ligurer) | $Eur_{so}$ | $As_{no}$ | $As_{no}$ | |
| $Eur_{w}$ | Alarodier | Mongolen | | |
| | $As_{w}$ | $As_{n+m+o}$. | | |
| Hamiten | Semiten | Drawida | Malaien | Amerikaner |
| $Afr_{n}$. | $As_{sw}$ | $Or_{w}$ | Urmalaien | Nam. Sam. |
| Neger | | Wedda | $Or_{o}$ Mikr? | |
| $Ae_{n}$ Akka | | $Or_{sw}$ | Papua | |
| $Ae_{o}$ | | | $Or_{o}$ Mel. | |
| Hottentotten | | | Australier | |
| $Ae_{s}$ | | | Austr. | |

Weitere Zusammenstellungen zu geben, ist zwecklos. Das Bild wird hauptsächlich verändert durch das Vordringen der Indogermanen, die sich zunächst auf Kosten ihrer unmittelbaren Nachbarn ausbreiten, der Alarodier, Westeuropäer und Drawida, von denen die Alarodier auch durch die Semiten eingeschränkt werden. Natürlich kommt allen diesen Zusammenstellungen nur ein provisorischer Wert zu. Nur an wenigen Stellen sind sie durch fossile Reste gestützt, doch wenn die vergleichende Methode irgendwo angewendet werden kann, warum sollte sie es dann nicht hier; können wir uns doch von der Entwicklung der europäischen Rassen nie ein richtiges Bild machen, solange wir nicht das Erdganze, besonders unsern Nachbarkontinent Asien ins Auge fassen, der ebenso die Heimat der meisten europäischen Menschen ist, wie von ihm ein großer Prozentsatz der europäischen Tiere und Pflanzen der Gegenwart ausgegangen ist. Hoffentlich liefern nun bald auch andere Erdteile, ganz besonders Asien, anthropologisches Material, damit wir imstande sind, obige Resultate der vergleichenden Betrachtung positiv zu belegen, oder auch entsprechend den gemachten Funden abzuändern, was indessen vielleicht mehr für die Zeit als für die Ausbreitungsrichtung nötig sein wird. Der Zweck der vorliegenden Zeilen würde ja vollkommen erfüllt sein, wenn ihr Inhalt wenigstens eine Zeitlang eine brauchbare Arbeitshypothese darstellte, mag sie nun auf die Dauer sich bewähren oder wesentlicher Abänderungen bedürfen.

---

# Anthropologisches zum höheren Schulbetrieb.

Dr. Fritz Kühner.

In der Ueberfülle der pädagogischen Literatur machen sich die Anzeichen einer beginnenden naturwissenschaftlichen Menschenanschauung kaum noch bemerkbar. Wie undurchdringliche Sedimentschichten lagern Tradition und Metaphysik erdrückend auf Erkenntnissen, die mit Händen zu greifen sind. Nirgends aber wirkt das Gesetz der Trägheit unheilvoller, als wo es unmittelbar die Lebensinteressen des kommenden Geschlechtes berührt. An Stelle von altehrwürdigem Gefühlschristentum spreizt sich heute eine Zeitschriftenpädagogik mit rein „wissenschaftlichen“ Dingen, überwundenes Dogma durch allerlei Wörter, Systeme und Methoden ersetzend. Was man früher dem Kind in die Seele flößte, bringt man ihm jetzt mehr

gedächtnismäßig bei; beides, Seele wie Gedächtnis, gilt dabei als ein beliebig anzufüllender Hohlraum. Während aber die Medizin jede neue Entdeckung sofort praktisch zu fruktifizieren strebt, dabei mächtig auf die Volksmasse einwirkt und gelegentlich auch verdrießliche Gegenreaktionen auslöst, — während die Technik einen unaufhaltsamen Strom von Zweckschöpfungen speist, — vermag die wissenschaftliche „Pädagogik" weder im positiven noch im negativen Sinne tiefergreifende Erfolge zu erzielen: in kleinen, oft erstaunlich scharfsinnigen Untersuchungen bleibt sie in jedem Fall harmlos, unterhalb jener Wirkungsgrenze, bei welcher starke Entwicklungen in einem Volksleben einzutreten pflegen. Ob die Außenseite eines Jungen von Herbartscher oder sonstiger Pädagogik berührt wird, ist für die gewaltige Gesetzmäßigkeit seiner alles beherrschenden biologischen Entwicklung so gleichgültig, wie wenn sich eine Mücke auf seine Haut setzt; nur wenn jenseits von allen Systemen, von aller Methode eine starke Persönlichkeit an ihn herantritt, vermag sie eine energische Wirkung bei ihm auszulösen. Das ist alles auch den „Pädagogen" nicht unbekannt. Die Frage ist nur: Welchen Schaden richtet der höhere Schulbetrieb dadurch an, daß er die wesentlichsten Seiten seiner Aufgabe vernachlässigt.

Eine elementare Gesamtinventur des Menschen ergibt: physiologisch-anatomische Werte, mit besonderer Hervorhebung der Sinnesorgane, beides in engster Bedeutung; der sogen. „Wille"; der Komplex der Intelligenz; rein seelische Erregungsfähigkeit. Von diesen Gebieten kann der Allgemeinheit keines gleichgültig sein; die meisten werden auch in der Entwicklung nicht unter einer Minimalgrenze bleiben, und die genügt der Staatspädagogik, denn nur auf einem Gebiet setzt sie eine Norm: im Intelligenzkomplex. Das ist schon zuviel gesagt; zerlegt man diesen in Gedächtnis, Phantasie und logische Intelligenz, so ergibt sich, daß das Gedächtnis überwiegend, die logische Geistestätigkeit weniger, die Phantasie gar nicht mehr ihr Objekt ist. Alles andere kann auf jener Minimalgrenze bleiben, von der die Biologie lehrt, daß unterhalb ihrer die Selektion einsetzt, und die „geht die Schule nichts an". Bei alledem ist es erstaunlich, wie Außerordentliches die Staatspädagogik auf ihrem winzigen Gebiet zu leisten verstanden hat. Klugen Fachleuten ist es freilich nicht verborgen geblieben, daß da und dort bedauerliche Mängel der Gesamtentwicklung zu bemerken sind, denen man — durch eine neue Tacitusausgabe, andere Logarithmentafeln oder sogar — „nach reiflichster Ueberlegung" — durch Einführung einer dritten Turnstunde zu begegnen strebt!

Ein spezieller Fall tritt dem Fachmann besonders auffallend entgegen, der einerseits quantitativ die schwerste Schädigung, materiell nachweisbar, mit sich bringt, andrerseits auch im Rahmen der amtlichen „Pädagogik" wesentlich zu mildern ist. Während nämlich die Entwicklung eines Knaben bis zur Pubertät einer ziemlich kontinuierlich steigenden Kurve entspricht, beginnt mit den physiologischen Umwälzungen dieses Abschnittes eine Reihe entsprechender Bewußtseinsveränderungen, die sich als intellektuelle und physische Minderwertigkeiten erweisen, und zwar als solche, die den speziellen Schulwert eines Knaben bedeutend herabsetzen. Dem Sinken der Entwicklungskurve hätte natürlich der Lehrplan durch geeignete Maßnahmen

schonend und fördernd zu entsprechen. Aber gerade das Gegenteil geschieht: statt die Schulanforderungen den Naturgesetzlichkeiten des Objekts entsprechend zu verringern, erfahren sie zu diesem Zeitabschnitt ihre höchste Steigerung: die Einführung einer dritten Fremdsprache (Englisch bezw. Griechisch); und obwohl vor den Augen des Fachmannes seit Jahrzehnten die Erscheinung auftaucht, daß ein wüstes Durcheinandermengen der unsinnig gehäuften Fächer die Folge ist, daß fühlbar mit Verlust gearbeitet wird, wälzt sich die tote Schulmechanik mitleidlos weiter, den Schonungsbedürftigen in seiner Schwäche wie einen Athleten behandelnd.

Der Verlauf der genannten Entwicklungskurve verdient Aufmerksamkeit. Jener Höhepunkt vor dem Einsetzen der Pubertätserschütterungen ist in seinem Wert, seiner psychischen Schönheit noch nicht begriffen. Es ist jenes wundervolle Alter höchster Harmonie, wo der Knabe die Außenwelt in ihren wesentlichen plastischen Realitäten verstanden und in Besitz genommen hat; das Alter, wo die höchsten Wünsche noch erfüllt werden können, wo der Triumph des Daseins in einer großen Geburtstagstorte, einem Indianerbuch, einem gelungenen Raubzug nach den Aepfeln des Nachbars besteht; wo jenes rührende, siegreiche Vertrauen in die Hilfsbereitschaft der Mutter und des Vaters noch lebt; wo keine lange Reihe von Enttäuschungen den Hintergrund auch für den bedeutsamsten Sieg bildet, — womit zugleich gesagt ist, daß auch das reife Mannesalter eine solche Gleichgewichtslage zwischen Streben und Vollbringen nur sehr selten einmal, und nur vorübergehend, erreicht. Hat je die „Pädagogik“ die Forderung formuliert, diesen Frühlingstag des Manneslebens zu verlängern, von dem doch jedes kleinste Stück ein Glück ist, wie es nur das Weib als befriedigte Mutter ähnlich so besitzen kann? Sie hätte sozial-anthropologisch den zwingenden Grund, daß im Rahmen normaler Gesetzmäßigkeiten genossenes Glück auch Festigung der Persönlichkeitswerte, innere Assimilation, innere Ausdehnung und somit eine psychische Kraftreserve bedeutet, die mit psychischem Volksreichtum gleichwertig ist. Da man gar nicht lange genug jung sein kann, da auch dem Manne die heimlich mitgeschleppten Reste verstohlenen Knabenglücks unschätzbar sind: so muß notwendigerweise gerade der Punkt alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wo die Entwicklungslinie wieder zu fallen anfängt und in mancherlei Divergenzen auseinanderläuft: die Pubertätsgrenze. Ein Volk kann nicht altern, dem gesunde Kindheitsbewertung eine Lebensgrundlage ist. Die Forderung jeder „Pädagogik“, jedes Volkes hätte also zu sein: Verlängerung der harmonischen Kindheit um jeden Preis und damit zugleich: Abkürzung und Milderung des Pubertäts-Intervalls mit all seinen Minderwertigkeiten.

Die gestörte Harmonie jenes Menschengebildes, das nicht Knabe und nicht Mann ist, kennt jeder; jeder kennt auch die Gleichgültigkeit, mit der der höhere Schulmeister daran vorbeisieht. Das Gemisch von Läppischkeit und schlecht kopierten Männerallüren, von totaler innerer Hilflosigkeit und naiver Anmaßung, Ziellosigkeit im Willensgebiet und unbezwinglicher Verfolgung akuter Neigungen, Inkonsequenz im Denken und krampfhafter Verteidigung von fixen Augenblicksideen, — es ist von der Natur wunderbar und sinnreich angedeutet durch enorm

wachsende Ohrmuscheln und Nasenknollen, Matrosenhände und unwahrscheinlich große Füße. Der Halbmensch wächst von der Peripherie nach innen: innen ist alles in Auflösung begriffen. Als durchgehende Nebenerscheinung — ebenfalls von der Zunftpädagogik totgeschwiegen — unnatürliche, frühreife Sexualität. Der Typ erreicht seinen Tiefstand oft erst in der Prima; und da schreiende Disharmonien ihre Komik in sich selbst tragen, so bedarf es keines Karikaturblattes, um sie sichtbar zu machen: der junge Mann, der die Schule mit dem Zeugnis der „Reife“ verläßt, dieser „reife“ Jüngling, dieses Gebilde mit der hochgezogenen Nase, den Brillengläsern des Denkers und den spärlichen Bartstoppeln, — es wird nie aus unsern Witzblättern verschwinden. Aber die Staatspädagogik hält sich keine Witzblätter in ihrer Zeitschriftenmappe. Sie weiß auch nichts davon, daß spät reif bei Obst und Menschen die einzige Garantie für lange Haltbarkeit ist. Lange Haltbarkeit des Individuums aber ist gleichbedeutend mit Lebensdauer und -kraft des Volkes, der Rasse; sofern z. T. die Gebildeten einer höheren, stabilen Schicht angehören, gleichbedeutend mit Haltbarkeit dieser wesentlichen Kulturträger.

Was dem Hiatus des Pubertätsalters fehlt, ist, daß sein zielloses Wollen, Denken und Empfinden einerseits einen starken Führer erhält, andrerseits, daß die Zartheit seines Innenlebens, die Schwäche seines zunächst sinkenden Intellekts geschont und berücksichtigt wird. Von dem Organismus, der alle Kräfte zu physiologischer Arbeitsleistung gebraucht, darf man nur ein Minimum von intellektueller Arbeitsleistung verlangen. Wo er aufbaut, haben wir mitzubauen, haben wir die organischen Bedürfnisse zu unterstützen, die die Vorbedingungen für alle weiteren Beanspruchungen im Leben sein werden. Gibt es einen Arzt oder einen Biologen, der dem widerspricht, so bin ich dankbar für jede Belehrung; und nur Arzt und Biologe, nicht Schulmänner, haben über physiologische Fragen zu urteilen. Der Führer, den ich meine, hat alle Körperwerte in Betracht zu ziehen und abzuschätzen; ein Universum von „Reformen“ hat an diesem Punkt einzusetzen. Daß dabei die höhere Schule von heute zum Teil gänzlich umgeformt wird, zum andern Teil überhaupt verschwindet, ist selbstverständlich.

---

# Die Ursachen der Gleichgeschlechtlichkeit.

Dr. W. Hentschel.

Ueber das obige Thema verbreitet sich Dr. Konrad Küster in Heft 12 (März 1909) d. Z. Er wendet die kürzlich von J. G. Vogt in Anlehnung an Weißmannsche Ideen entwickelte Organkeimtheorie auf die anormale Geschlechts-Entwicklung an. Ich habe nicht die Absicht, ihm auf dieses m. E. recht unfruchtbare Gebiet zu folgen, dagegen erhebe ich Einspruch gegen die aller Rassenpolitik entgegenstehende Schlußfolgerung aus der an sich richtigen Voraussetzung, daß die Gleichgeschlechtlichkeit angeboren sei: sie ist angeboren, also etwas von der Natur Gegebenes, also muß sie toleriert werden. Nun hat die Kriminalanthropologie auch die verbrecherische Gesinnung auf Keimanlagen zurückgeführt; man könnte die ganz gleiche Schluß-

folgerung also auch auf alle Verbrecher anwenden und damit die gesamte Justiz philosophisch aus dem Sattel heben. Vielleicht gibt es einige sentimentale Theoretiker, die nichts dawider hätten; nur hat der gesunde Menschenverstand und eine vernünftige Lehrmeinung nichts mit solchen Sophismen zu tun. Das Strafrecht baut sich nur in den durch eine im Rechte noch immer vorherrschende Scholastik verworrenen Köpfen auf philosophische Theorien auf; für den Vernünftigen ruht es auf biologischem, rassenpolitischem, züchterischem Grunde — es ist das soziale Organ passiver Auslese. Durch die Strafe soll der in extremer Weise von dem züchterischen Ideale abweichende Verbrecher so weit wie möglich zurückgehalten werden, seine Keime in die Welt zu setzen, — Kinder zu zeugen. Das ist alles; was sonst noch für strafrechtliche Theorien verbreitet werden, — es sind Verirrungen und Entgleisungen.

Wollen wir hier ins Reine kommen, so gibt es nur einen Weg: wir müssen den Rechtsphilosophen durch den Rassenpolitiker ersetzen; so lange das aber nicht geschehen kann, müssen wir wenigstens danach trachten, bei der praktischen Ausgestaltung des Rechtes diesem sein züchterisches Element zu wahren. Deshalb aber ist auch der § 175 für uns kein „widernatürliches" Gesetz, sondern eine Aeußerung rassenhygienischer Besonnenheit. Wenn die Gleichgeschlechtlichen in sekundärer Wirkung jenes Gesetzesparagraphen durch Erpresser an den Bettelstab oder zum Selbstmord gebracht werden, so liegt das durchaus im Interesse der Gattung; denn es kommt nicht auf eine imaginäre Gerechtigkeit und auf sentimentale Rechtsverfeinerungen an, vielmehr darauf, daß solche lebensfeindlichen Perversionen mit ihren Trägern ausgerottet werden; wie aber soll das anders geschehen als dadurch, daß man sie infamiert und bekämpft! Mitleid, Sentimentalität und Rücksicht gegen den einzelnen haben keinen Platz, wo es sich um die Interessen des Ganzen handelt. Auch im Kriege müssen viele einzelne — in diesem Falle sogar eine Auslese der Tüchtigen — sterben, damit die Interessen der Gesamtheit gewahrt werden, und eine Gesellschaft, die diese Notwendigkeit nicht mehr begreift oder ihr gemäß zu handeln bereit ist, kann ihr Testament machen. Den Vertretern solcher rassischer Instinktlosigkeit und gedanklicher Kurzatmigkeit aber soll man in Zukunft mehr als bisher auf die Finger sehen. Sie haben in verworrenen Köpfen schon ein Uebermaß von Unheil angerichtet.

Solche Entschlossenheit und Skrupellosigkeit darf uns aber nicht abhalten, den Ursachen der geschlechtlichen Perversionen nachzugehen und sie, wenn möglich zu beseitigen; denn das Vorbeugen von Uebeln ist immer besser als ihre nachträgliche Bekämpfung.

Die Gleichgeschlechtlichkeit scheint mir, um es kurz zu sagen, ein natürliches Postulat der Monogamie zu sein. Der menschliche Embryo ist zwar ursprünglich zweigeschlechtlich, aber wir haben Grund zu der Annahme, daß sein späteres Geschlecht schon bei der Empfängnis vorausbestimmt sei. Unter dieser Voraussetzung ist es nicht undenkbar, daß in dem der Empfängnis folgenden Geschlechtsverkehr zwar kein Eingriff in den vorher bestimmten Gang der Entwicklung der Müllerschen und Wolfschen Kanäle, aber doch eine Umstimmung der Psyche des Kindes unter dem mittlerweile veränderten

Zusammenklange des elterlichen Empfindungswesens zustande kommt, dermaßen, daß nunmehr in einem männlichen Körper weibliches Empfinden und in einem weiblichen männliches Platz greift. In der gesamten Tierwelt weist das befruchtete Weibchen das Männchen von sich; es war dem Menschen vorbehalten, in einer zur Unmoral und Entartung führenden Sublimierung des Geschlechtslebens, wie sie die Monogamie im Gefolge hat, einen Zustand zu erreichen, der tierischer ist, als er sich bei irgendeinem Tiere findet. Einem Rest gesunderer Instinkte begegnet man wohl noch hier und da auf dem Lande. Ein schlesischer Bauer bezeichnete den Geschlechtsverkehr mit einem schwangeren Weibe schlechtweg als eine Schweinerei, und vollends findet sich bei allen polygyn lebenden Völkern eine ausgesprochene Abscheu gegen den postkonzeptionellen Geschlechtsverkehr. Eine Togo-Negerin würde — schwanger — die männliche Annäherung mit Entsetzen zurückweisen; sie würde den Mann, der ihr eine solche Unnatur zutraut, für einen Verbrecher halten. Es ist eine besondere Blüte europäischer Hochkultur, daß unter ihrer Herrschaft solches rassenhygienische Empfinden abgetötet und das Weib aus einem Zustande gottgewollter Heiligkeit in den Pfuhl gestoßen worden ist. Kann man sich wundern, wenn solche Unnatur nicht ohne Folgen bleibt, wenn sich die Sünde der Väter an Kindern und Enkeln rächt und die Träger dieser naturwidrigen geschlechtlichen Gepflogenheit endlich mit Stumpf und Stiel ausgerottet und durch andere Völker und Rassen ersetzt werden, die sich weniger von der Natur und ihren ewigen Gesetzen entfernt haben!

Wir aber haben wahrlich nicht die Aufgabe, eine solche Entartung durch schönklingende Theorien und Worte zu verschleiern und das Todesröcheln unseres Volkes durch sentimentales Gewinsel zu übertönen; unsere Aufgabe kann nur sein: die Schäden zu erkennen, einzugestehen und gegen sie anzukämpfen — im Namen des heiligen Lebenswillens. Die „wissenschaftliche Objektivität" hat auf diesem Gebiete gründlich Schiffbruch gelitten mitsamt ihrer angemaßten Vornehmheit. Wenn die Wissenschaft ihre Zeit verstanden hat, so wird sie sich zu einem Organe jenes Lebenswillens entwickeln und wird damit zur Retterin der sinkenden arischen Menschheit werden, andernfalls wird sie der bittersten Anklage nicht entgehen.

Noch leben wir in einem Zeitalter, wo Entartung und falsche Begriffe, wo äußerer Glast und Glanz die Signatur des Tages sind; sorgen wir, daß das Wähnen eines Lagarde in Erfüllung gehe: daß in Bälde eines neuen Morgens Sonne über unserem Volke tagt.

---

## Gleichgeschlechtlichkeit und widernatürliche Neigungen.

Dr. Ludwig Müller-Halle a. d. S.

Die Fragen der Vererbungsvorgänge sind fast alle noch ungelöst. Insbesondere, soweit es sich um die Verschmelzung und Auslese der einzelnen Anteile der männlichen und weiblichen Keimzelle, also die Schaffung des neuen Lebens handelt, können wir nichts unmittelbar

beobachten. Unsere Instrumente machen bei der kleinsten organischen Einheit, der Zelle, halt, während der Natur selbst keine unteren Schranken gesetzt zu sein scheinen. Nachdem die Vereinigung der Keimzellen geschehen und die neue Einheit entstanden ist, trägt diese nunmehr, für unsere Nachforschungen unerreichbar, nicht nur das Geschick der aus ihr sich entwickelnden Leibesfrucht, sondern auch das von Kind und Kindeskind und fernstem Enkel, soweit diese mitbedingt sind, und auch insofern, als diese im „Rückschlag“ unmittelbar auf den Ahn zurückgreifen.

Die menschliche Forschung sieht einzig die Entwicklung der Anlagen, und nur ein sehr sorgfältiges Vergleichen zwischen Sproß und Eltern kann Schlüsse ergeben, die ihrerseits die notwendigerweise stets hypothetisch bleibende Vorstellung von der Bildung dieser Anlagen durch die Wechselbetätigung von „Organkeimen im Keimplasma“ und dergleichen ermöglichen. Der Hypothesen gibt es hierüber genug, ohne daß in den wesentlichsten Punkten Einigkeit erzielt wäre. Darwin, Weismann und wie sie heißen, — ein jeder dachte sich die Sache anders, und für etliche Jahrzehnte wird das wohl so bleiben. Nur ein außerordentlich großes und sehr gewissenhaft bearbeitetes Material kann eine geeignete Unterlage abgeben, und die Folgerungen aus ihm verlangen, wenn sie nicht erweislich unrichtig werden sollen, einen recht philosophischen Kopf.

Mindestens aber erscheint keine der bestehenden Hypothesen schon so gefestigt, daß wir uns für berechtigt halten würden, von ihr aus umgekehrt Schlüsse auf die Wirklichkeit zu ziehen. Das unternimmt Herr Dr. Konr. Küster im Märzheft der Politisch-anthropologischen Revue in seinem Beitrag „Zu den Ursachen der Gleichgeschlechtlichkeit. Angeboren oder erworben?“ Aber auch aus seinen sonstigen Ausführungen ergibt sich uns der Wunsch, dem Versuch einer „wissenschaftlichen“ Fürsprache für Abschaffung des bekannten Paragraphen 175 mit unserer persönlichen Meinung entgegenzutreten.

Zunächst müssen wir entschieden Einspruch erheben gegen die Behauptung, daß sich aus der Keimesentwicklung des Menschen seine gesamte Stammesgeschichte vom Zustande des einstigen Einzellers an widerspiegele, und daß wir dieses wissen. Ob die menschliche Vorfahrenkette auf so niedrige Stufen wie die der Einzeller zurückleitet, können wir doch unmöglich wissen. Irgendwo muß doch oder kann doch zum mindesten die eigentliche Embryologie einsetzen. Ginge z. B. — wir lassen es durchaus dahingestellt — der Mensch ursprünglich aus der Organisationsreihe der Würmer hervor, so müßte doch auch damals nach dem uralten Satze, daß alles aus dem Ei, aus der organisch kleinsten Einheit der Zelle sich bildet, jeder Vorfahr als Embryo aus einer Zelle, bezw. aus der Verschmelzung zweier, sich „entwickelt“ haben. Die Natur setzt ihre Bausteine nicht nebeneinander, — weil dann die Einheitlichkeit unmöglich wäre — sondern nimmt alles vom Grundstein. Für Forscher, welche nicht dem Dogma von dem monophyletischen Ursprung des Lebens unbedingt zustimmen, würde man die nun über 100 Jahre alte Lehre der „Wiederholung der Stammesentwicklung in der Keimesentwicklung“ so formulieren können: „Die Keimesentwicklung durchläuft in ihren späteren Ab-

schnitten auch jene Zustände, welche Rückschlüsse auf die Stammesentwicklung gestatten.“ Beim Menschen z. B. scheint die „Kiemenbildung“ allerdings den Rückschluß auf einstige Atmung im Wasser zuzulassen. Von einer „Flossenbildung“ war uns bislang nichts bekannt, und wir bestreiten aufs schärfste, daß irgendwelche Tatsachengründe die Annahme eines „Fischzustandes“ irgendwie heischen oder auch nur nahe legen.

Bei dem menschlichen Keime entwickelt sich die Geschlechtlichkeit erst sehr spät; sie ist ja auch erst nach angenäherter physischer Reife verwertbar. Außerdem haben wir weitgehende Aehnlichkeiten in der Gestaltung der männlichen und weiblichen Geschlechtsteile, also sogenannte Konvergenz-Erscheinungen. Ja, der Mann hat sogar für ihn ganz wertlose Milchdrüsen, denen wenige Tage nach dem Geborenwerden Milch abgelockt werden kann. Daraus folgert nun der Verfasser, diese Milchdrüsen seien beim Manne im Laufe der Entwicklung erst rückgebildet. Ueberhaupt aber wird aus der Konvergenz gefolgert, daß die Menschen ursprünglich — Zwitter gewesen seien. Wir wagen nicht zu fragen, wieviele Biologen diesen Schluß heute noch unterzeichnen würden.

Soviel uns bekannt ist, kommen Zwitter nur in solchen Tierstämmen vor, die daneben in anderen Gruppen auch getrenntgeschlechtliche Fortpflanzung aufweisen. Ebensogut wie die Geschlechtertrennung aus ehemaligen Zwittern vertreten wird, ließe sich behaupten, daß vielmehr das Zwittertum lediglich eine nachträgliche Anpassungserscheinung und aus getrenntgeschlechtlicher Fortpflanzung hervorgegangen sei; besonders naheliegend ist dieser Schluß für Eingeweidewürmer, Regenwürmer usw. Jedenfalls ist aber die Vorstellung zu verwerfen: „Erst in den weiteren Monaten der Entwicklung besiegt das eine Geschlecht das andere.“ Warum denn? Wieso „wissen“ wir, „daß in der ersten Zeit die Anlagen sowohl zu weiblichen wie zu männlichen Geschlechtsorganen gleichmäßig vorhanden sind?“ Doch wohl nach Ansicht des Verfassers, weil wir dann die Geschlechter noch nicht unterscheiden können? Nun vermag man bei Hühnervögeln oft nach Wochen äußerlich noch nicht zu sehen, ob das Tier „Junge oder Mädchen“ ist. Sollen wir auch da glauben, daß der Kampf noch nicht entschieden, also gelegentlich der einherstelzende Truthahn doch Truthenne bleiben werde? Uebrigens widerlegt sich der Verfasser auch selbst, indem er unmittelbar vor seinem zuletzt angeführten Ausspruch sagt: „später sieht der menschliche Embryo einem Affenembryo zum Verwechseln ähnlich“. Ich erkläre mich bereit, an die Besiegung des einen Geschlechts im Embryo durch das andere zu glauben, sobald nur ein einziges Mal der Affentypus im Menschenembryo den Menschen besiegt und seine Mutter uns den affenartigen Vorfahr gebiert. Das ist mein Ernst: äußerlich läßt sich nach der Ansicht des Verfassers in einem gewissen Keimzustand Affe von Mensch so wenig unterscheiden, wie im unmittelbar folgenden Keimzustand Männchen von Weibchen. Also —! um den perversen Neigungen ihre Natürlichkeit zu sichern, an welche der Verfasser von vornherein glaubt, sieht er sich gezwungen, bei Uebernahme der Vogtschen Keimhypothese „einen Unterschied zu machen zwischen Organkeimen für die Bildung der äußeren Geschlechtsorgane und

Organkeimen für geschlechtliches Empfinden". Das heißt: es soll jemand psychologisch pervers sein können, ohne daß er irgendwie auch physisch abnorm zu sein braucht. Wir wissen nicht, wie eine solche Vorstellung überhaupt Gestalt bekommen kann; soviel aber ist uns klar, daß zuvor unsere gesamte Anschauung über die Beziehungen zwischen Körper und Geist, rein naturwissenschaftlich betrachtet, gänzlich umgestürzt und auf den Kopf gestellt werden müßte.

Unseres Erachtens kann Perversität als Entartungserscheinung gleich der Zwitterhaftigkeit als Mißgeburt nur dann auftreten, wenn auch körperliche Anzeichen da sind.

Der Verfasser berichtet von zwei Zwittern, deren Geschlechtsempfinden (doch wohl nur ausnahmsweise) dem körperlich minderentwickelten Geschlechte entsprach. Was folgert er? „daß die äußeren Geschlechtsteile nicht das Entscheidende sind, sondern das männliche oder weibliche innere Geschlechtsempfinden". Umgekehrt ist doch logisch hier nur der Schluß zulässig: bei Zwittern (mit äußerlich doppelter Geschlechtsprägung) braucht nicht immer der äußerlich ausgeprägtere Teil das Vorzeichen für das innere Geschlechtsempfinden zu geben. Soweit nun die aus Entartung perversen männlichen Personen — um nur diese heranzuziehen — auch körperlich einen „weiblichen Einschlag" zeigen, ist ein Schluß von den Zwittern her schon nicht mehr ohne weiteres zulässig, weil es sich bei dem „weiblichen Einschlag" gar nicht mehr wie bei den Zwittern um einfache, sondern um sogenannte „sekundäre Geschlechtsmerkmale" handelt!

Nach alledem halten wir die wissenschaftliche Begründung, soweit sie sich auf die Keimlehre stützt, für verfehlt. Für uns gibt es nur das eine Zugeständnis: wenn durch Entartung der Kern der Arterhaltung, nämlich gesundes geschlechtliches Empfinden und entsprechende Betätigung, zerstört wird, so entsteht perverse Empfindung, stets von irgendwelchen abnormen körperlichen Zeichen begleitet. Da gelegentlich auch bei gesunden Völkern Entartung einzelner (im Rausch Gezeugter usw.) auftritt, wird perverses Denken und Handeln nirgend ganz unbekannt sein.

Zeiten des kulturellen Verfalls lassen die Perversität rasch um sich greifen, während die Zivilisation und sogar die rein geistigen Künste noch in ihrer Blüte stehen können (Periklëisches Zeitalter). Dabei zeigt sich die Entartung nicht nur in der Perversität, sondern auch in Aversität, in Enthaltsamkeit und Selbstentmannung. Griechenland und Roms Völkerchaos sind klassische Beispiele. Die „platonische Liebe" entsprach durchaus dem § 175 und wurde fast genau so, nur mit philosophischen Worten, erklärt, wie es jetzt Herr Dr. Küster mit ad hoc gebildeten entwicklungs- und keimesgeschichtlichen Hypothesen unternimmt. Wäre das Ideal des Plato auch das der früheren Jahrhunderte gewesen, so müßte unbedingt die beispiellos offenherzige Göttersage der homerischen Gesänge die Perversität als edelsten Zeitvertreib der Olympischen hingestellt haben. Davon ist uns aber nichts bekannt.

Dr. Küster behauptet grundsätzlich: „Die perverse Neigung ist aber stets angeboren und kann als solche nicht erworben, wohl aber gesteigert werden." Dieser Satz steht mit den einfachsten Erfahrungen so sehr im Widerspruch, daß wir nicht begreifen können, wie zu

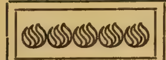
einem derartigen Ergebnis es „wie Schuppen von den Augen“ fallen kann. Wir sehen von allen denen ab, die um Geld oder gezwungen das Treiben der Perversen mitmachen. Soll aber jene Perversität „vererbt“ sein, die sich überall dort zeigt, wo Männer ohne Möglichkeit gesunder Geschlechtsbetätigung zusammengedrängt werden: in den Kasernen, den großen Truppenlagern (z. B. der gefangenen Franzosen 1870), den Arbeitshäusern, den Schiffen, und nach ausführlicher Beschreibung in den sogenannten Männerhäusern jener wilden Völker, die eine Volksvermehrung gewaltsam verhindern zu müssen glauben? Und wie ist es bei den Gassenhunden? Treibt sie Perversität oder das Fehlen der begehrten Weiblichkeit? Oder was machen wir mit der menschlichen Unzucht, begangen an Tieren? Nach Dr. Küster müßten wir da wohl annehmen, daß der Embryo des Matrosen nur äußerlich die Organisationshöhe des Schafes überwand, bis es dann den Erwachsenen und zugleich Perversen wieder zum Schaf hintrieb?

Die weibliche Perversität soll nur kurz berührt werden. Nach Dr. Küster ist bei (männlichen und bei) weiblichen Perversen ein Unterschied in der Veranlagung zwischen aktivem und passivem Teil, die sich gegenseitig also ergänzen. Aber wo bleibt die schöne Theorie gegenüber der Praxis der Wechselseitigkeit?

Wir verlassen den anthropologischen Teil und wenden uns abschließend dem sozialen zu. Dr. Küster bedauert die strafgesetzliche Bestimmung und findet es auch unlogisch, daß sie nur die männliche Perversität trifft. Tatsächlich liegen die Dinge anders. Wie nämlich Herr Dr. Küster im § 175 finden wird, läßt dieser durchaus frei, was bei Männern der Lesbischen weiblichen perversen Liebe entspricht, und bestraft lediglich „beischlafähnliche Handlungen“. Auch der Hinweis auf die „Erpresserbanden“ erscheint uns verfehlt. Denn solange die Betätigung widernatürlicher Neigungen als sittlich verwerflich gilt, und das geschieht so lange, als unser Volk hinreichend gesund ist, bleibt die Abschaffung des Strafparagraphen ohne wesentliche Einwirkung auf das Treiben der Verbrecher.

Soweit die Perversität nicht auf erblicher Belastung beruht, fehlt jeder Grund, sie nicht zu bestrafen. Soweit sie auf Belastung beruht, ist sie den anderen Vergehen und Verbrechen einzureihen, die von den Belasteten und Minderwertigen gleichfalls begangen und die bestraft werden, soweit eine Freiheit des Handelns gegeben scheint. Ueberall ist hier aber streng zu scheiden zwischen dem Trieb und seiner Betätigung. Wo der Mensch aber „absolut“ zu schwach ist, seine Triebe zu bezähmen (Willensunfreiheit im gemeinen Sinne), ist er unter allen Umständen Gesellschaftsschädling, der unschädlich gemacht werden muß. Um so mehr gilt das, wenn unsere Auffassung die richtigere ist, daß alle Perversität im hohen Maße ansteckt, und daß ein freier Perverser Dutzende nach sich ziehen kann, noch mehr aber für ihr Leben unglücklich zu machen vermag, — ganz abgesehen von der schon durch Bismarck vertretenen Einsicht in den zersetzenden Einfluß der Perversen im gesellschaftlichen und politischen Leben.

---



## Berichte und Notizen.



**Pfropfbastarde.** Es waren bisher schon eine Anzahl Pfropfbastarde bekannt. (Cytisus Laburnum + Cytisus purpureus = Cytisus Adami, Crata egomespilus an Bronvaux u. a. m.), ihre Echtheit als Pfropfbastarde wurde aber immer wieder angezweifelt. Im vorigen Jahre ist es nun Hans Winkler in Tübingen gelungen, nach zahlreichen Versuchen den ersten einwandfreien Pfropfbastard zu erzeugen und damit den alten Streit mit einem Male zu schlichten. Winkler pfropfte Tomatensprosse (König Humbert, gelbfrüchtig) auf schwarzen Nachtschatten und dekapitierte nach 17 Tagen so, daß die Schnittfläche teils aus Gewebe von Solanum nigrum, teils aus solchem von S. Cycopersicum bestand. Von den sich bildenden Adventivsprossen (Winkler hatte 268 Pfropfungen vorgenommen und weit über 3000 Adventivsprossen erhalten) zeigte einer die Merkmale des Pfropfbastards; er wies Eigenschaften von beiden Eltern auf. Die Blätter waren ungefiedert, wie beim Nachtschatten, gesägtrandig und behaart, wie bei der Tomate, und hatten den charakteristischen Geruch der letzteren. Behaarung des Kelches und Blütenfärbung (hellgelb) gleichen bezw. ähneln der Tomate, während die Blüte so klein ist, wie beim schwarzen Nachtschatten. Während die Staubgefäße etwa in der Mitte zwischen beiden Eltern stehen, gleichen die zahlreichen Früchte fast ganz der Beere des Nachtschattens. Winkler nannte die neue Pflanze Solanum Tubingense. Die Bastardierung bildet zurzeit ein Hauptkapitel der biologischen Forschung, und so ist dieser neue Erfolg der experimentellen Züchtung von der größten theoretischen Bedeutung und als ein wichtiger Schritt nach vorwärts zu begrüßen. (Wiss. Beil. d. M. N. N.)

**Handschrift und Vererbung.** Ein englischer Graphologe, C. Ainsworth Mitchell, hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch eine lange Reihe von Experimenten die Einflüsse zu untersuchen, die die Vererbung auf den Charakter der Handschrift ausübt, d. h. auf die Art, wie die Haar- und Grundstriche, die Bogen, die Querstriche gemacht werden. Auf diese Weise will er die Biologie mit der Graphologie verbinden und bisher noch nicht beobachtete Phänomene der von den Vorfahren überkommenen Charaktereigenschaften erkennen. Er geht von der Annahme aus, daß sich in jeder Handschrift ein Zeichen der Vererbung, ein Reflex der Familie beobachten läßt, und daß die Bewegung der Hand selbst in einem bestimmten Maße durch die Vererbung beeinflußt ist. Ainsworth Mitchell hat zum Beweise seiner Behauptungen die Autogramme verschiedener Mitglieder ein und derselben Familie verglichen und auf Uebereinstimmungen hin beobachtet. Er fand in den Schriftformen mehrerer Generationen desselben Geschlechtes eine unleugbare Aehnlichkeit in den Bewegungen und der Richtung der Hand, in Höhe und Breite der Buchstaben und in vielen anderen Einzelheiten der Handschrift. Aus den Handschriften allein will er einen ganzen Stammbaum herauslesen, wobei die eigentliche Individualität der Handschrift von einem ersten genealogischen Urheber ausgehen muß, der freilich nicht leicht aufzufinden ist. Die Untersuchung wird dadurch noch kompliziert, daß die Töchter meistens die Eigenarten der Handschrift der Mutter nachahmen, während sich die Söhne beim Schreiben mehr nach der Schrift des Vaters richten. Die „atavistische Graphologie" von Ainsworth Mitchell steht noch ganz in den Anfängen des Studiums, wenngleich sich die überraschende Aehnlichkeit zwischen den Handschriften von Vätern und Söhnen, von Müttern und Töchtern, der gleiche Zug in der Handschrift einer ganzen Familie nicht leugnen läßt. Eine große Rolle wird bei dieser Erscheinung auch die Nachahmung spielen, indem das Kind gewöhnlich zuerst die Handschrift der Eltern sieht und diese mehr oder weniger getreu nachmacht. Doch ist auch ein Einfluß durch Vererbung nicht abzulehnen, wenn in ein und derselben Familie, in der sich schriftliche Dokumente durch mehrere Jahrhunderte hin erhalten haben, neben körperlichen Merkmalen auch bestimmte Aehnlichkeiten der Handschrift immer wieder auftreten.

**Die Stellung der Genies innerhalb der Nachkommen eines Elternpaares.** „Nur sehr wenige Genies sind die ersten Kinder ihrer Eltern, vielmehr in großer Anzahl sogar die letzten einer größeren Familie. So war Benj. Franklin das letzte von 17, Coleridge von 14, Schubert (Komponist) das vorletzte von ebensoviel, Washington Irving das letzte von 11, Napoleon von 8, Daniel Webster, Benj. Franklin, Rubens, Richard Wagner von 7, Rembrandt von 6 Kindern, Karl Maria v. Weber das 9. Kind seiner Eltern u. a. m. Die Mehrzahl der großen Männer wurden von

ihren Eltern erzeugt, als diese selbst im reifen Mannesalter standen, d. h. zu einer Zeit, wo sie ihre größte potentielle Energie entfalten konnten (mehr um die 30 herum und darüber, als mit 20 und darunter). Die Verfasserin teilt die Lebensgeschichte von 74 berühmten Leuten (Dichtern, Schriftstellern, Politikern, Malern und Musikern) als Beweis hierfür mit. Unter diesen 74 waren nur 9 (es wird allerdings 10 gesagt, aber nur 9 Beispiele werden angeführt) Erstgeborene. Verteilt man dieselben ihrer Beschäftigung nach in Gruppen, so waren unter 42 Dichtern und Schriftstellern 6 (Gibbon, Milton, Arago, Heine, Addison, John Adams), unter 17 Malern 1 (L. da Vinci) und unter 17 Musikern nur 2 (Brahms, Rubinstein) die ältesten Kinder." (Referat von Buschan-Stettin im Archiv für Anthropologie über L. G. Robinovitch: The genesis of genius. Compt. rend. du VI. Congrès internat. d'anthropol. crimin. 1906, S. 597. Turin, Bocca frères, 1908.)

**Das Gewicht der beiden Großhirnhälften.** Auf Anregung von Privatdozent Dr. Reichardt in Würzburg, der sich durch seine eigenen und seiner Schüler Arbeiten über das Gehirn große Verdienste erwirbt, untersuchte Dr. E. Rübel (Kaiserslautern) das Gewicht der rechten und linken Großhirnhälfte im gesunden und kranken Zustande und konstatierte als wichtigstes Ergebnis seiner Wägungen in der Psychiatrischen Klinik in Würzburg die völlige Gleichheit der Hirnhälften bei Geistesgesunden. Diese Gleichheit könne als ein morphologisches und physiologisches Unikum betrachtet werden sowohl im Hinblick auf die oft vorhandenen Schädelasymmetrien als auch namentlich auf die funktionellen Verschiedenheiten der rechten und linken Körperhälfte. Denn während z. B. der geringeren Kraft des linken Armes in der Regel auch eine geringere Entwicklung seiner Muskulatur entspricht (wodurch also dann eine Gewichtsungleichheit beider Arme entstehen würde), ist eine entsprechende Gewichtsdifferenz beider Großhirnhälften nicht vorhanden. Man nimmt auch ein sehr starkes funktionelles Ueberwiegen der linken Großhirnhälfte über die rechte an; denn die linke Hirnhälfte ist nicht nur das Nervenzentrum der rechtsseitigen Extremitäten, sondern auch das Sprachzentrum sitzt links, nach Möbius auch die mathematische Begabung, nach Auerbach u. a. das musikalische Nervenzentrum, ferner das Lesen, Schreiben usw., und endlich sollen nach der Ansicht von Liepmann („Münchener Med. Wochenschr." 1905) die Bewegungszentren der linken Hand (die sich in der rechten Großhirnhälfte befinden) zeitlebens in einer gewissen Abhängigkeit von den entsprechenden Zentren der linken Gehirnhemisphäre bleiben. Dieser Forscher nimmt ein größeres Gewicht der linken Hemisphäre an. Rübel zeigt an der Hand seiner Würzburger Untersuchungen, daß diese Annahme mit den Tatsachen nicht übereinstimmt. Entweder entspreche nun also der stärkeren Arbeitsleistung der linken Hirnhälfte keine anatomisch nachweisbare stärkere Ausbildung; und dann hätten zweifellos die Phrenologen unrecht, wenn sie behaupten: Mehrarbeit eines Gehirnteils setze auch dessen stärkere anatomische Ausbildung voraus; oder aber die Vorstellung, welche sich die Lokalisationspsychologen von den „Zentren" im Gehirn machen, entsprechen nicht der Wirklichkeit. Auf alle Fälle aber sei das Faktum der Gewichtsgleichheit der Hirnhemisphären eine unumstößliche Tatsache, die auch von der Psychologie in höchstem Grade gewürdigt zu werden verdiene. (Wiss. Beil. d. M. N. N.)

**Ein aussterbendes Volk.** Die Universität Dorpat hat durch den jungen Gelehrten Dr. med. E. Landau wissenschaftliche Untersuchungen über das Volk der Liven, die im Aussterben begriffen sind, machen lassen. Schon Rudolf Virchow hat sich für die Liven vom anthropologischen Standpunkte aus interessiert, aber er hat nur 17 livländische, bei einigen Ausgrabungen gefundene Schädel und Knochen untersuchen können. Dr. Landau hat dagegen seine Forschungen an Ort und Stelle gemacht und mehrere photographische Aufnahmen herstellen können. Als erstes Ergebnis hat der Gelehrte unumstößlich festgestellt, daß die Liven entgegen vielfachem Zweifel als Nationalität tatsächlich vorhanden sind. Im ganzen gibt es höchstens 2500 Mann; das ist der Rest, der von dem einst so kriegerischen und bedeutenden Volke übrig geblieben ist. Der größte Teil des Volkes fiel im Kampfe mit den Letten und Esten sowie in den Kriegen, die es unter Anführung deutscher Ritter führte. Schließlich kamen dazu noch Hungerjahre und im Jahre 1710 die Pest, die einen bedeutenden Teil des Volkes dahinraffte. Die Liven bewohnen zwölf Dörfer, deren Namen (z. B. Irra, Luhsa, Ud-Külla, Musta-Num) rein livischen Ursprungs sind. Heute wohnen sie fast ausschließlich längst der Windauschen Küste. In jeder Familie befindet sich das einzige in livischer Sprache gedruckte Buch, und zwar das Evangelium Matthäi, „Püwa Mattäus Evangelium". Jeder Live

kennt nicht nur seine eigene ganze Abstammung, sondern die aller anderen Liven. Sie sind von blühender Gesundheit und schönem, kräftigem Körperbau. Die Farbe der Haupthaare ist größtenteils hell und dunkelbraun, aber man trifft auch blonde mit grellroter Schattierung. Die Augen sind ungewöhnlich klein und weit voneinander abstehend. Die Regenbogenhaut ist grau oder braun. Das Gesicht ist breit-oval. („Tag“.)

**Ein neuentdecktes Urvolk.** Auf der Mornington-Insel, die zu dem im Golf von Carpentaria gelegenen Wellesley-Archipel gehört, entdeckte der mit dem Schutz der Eingeborenen in Queensland betraute Beamte, Howard, einen Urstamm, der noch niemals mit Weißen in Berührung gekommen war. Nachdem er ein paar Tage vergeblich nach Einwohnern der Insel gesucht hatte, begegnete er zunächst einzelnen Angehörigen des Stammes und schließlich einer größeren Anzahl. Sie erwiesen sich als ein vollkommen im Urzustand lebendes Volk. Der Tabakgenuß war ihnen völlig fremd, auch die Nahrungsmittel der Europäer, wie Brot, Fleisch und Zucker, widerstrebten ihrem Gaumen augenscheinlich auf das entschiedenste, obgleich sie voll Neugier die ihnen ungewohnten Dinge zu kosten suchten. Nach der in der Wochenschrift „English Mechanic“ gegebenen Beschreibung sind die Bewohner der Mornington-Insel anscheinend heruntergekommene und abgemagerte, tatsächlich aber äußerst behende und kräftige Leute, denen jede Krankheit unbekannt ist. Die bisher fast gar nicht bekannte Insel ist über 200 Kilometer lang, mißt jedoch an der breitesten Stelle nur etwa 14 Kilometer. Die Lebensweise der Bewohner ist ganz und gar die eines Urvolkes. Sie bauen keine Häuser, sondern begnügen sich damit, ihre Lagerstätten durch eine Art Windfang zu schützen. Sie nähren sich lediglich von den Nüssen des Pandanus-Baumes, von Fischen und einer Art Knollenfrucht.

**Zur Vorgeschichte Japans.** Viele japanische Forscher bestreiten, daß die ursprünglichen Bewohner Japans mit den heutigen Ainu gleichen Stammes gewesen seien; aber die Entdeckung von Ainuresten in den Muschelhaufen beweist, daß dieses Volk in der neolithischen Kultur eine Rolle gespielt hat; auch haben die Ausgrabungen einen Zusammenhang zwischen der Töpferarbeit dieser Epoche und der Eisenkultur, die die aus Asien eindringenden Ackerbauer begleitet hat, klargelegt. Das Fortschreiten dieser Eindringlinge nach Osten und Norden war schwach und mag etwa 5 Jahrhunderte v. Chr., vielleicht auch früher, begonnen haben. Sichere paläolithische Reste sind nicht gefunden worden, aber die Aehnlichkeit der Kultur mit der anderer Länder stimmt mit der allgemeinen Auffassung vom prähistorischen Wechselverkehr überein. (Dr. Gordon Munro a. d. „Globus“.)

**Türkentum und Byzantinertum.** Einen auch für den Rassenforscher hochinteressanten Beitrag zur Kulturgeschichte der Balkanhalbinsel liefert unter dem obigen Titel Dr. K. Dieterich-Leipzig in der Beilage der Münchener Neuesten Nachrichten (1908, Nr. 127, 128). Es seien daraus wenigstens die einleitenden Abschnitte hier wiedergegeben. „Das jähe, unerwartete Ende des türkischen Despotismus stellt den historischen Betrachter vor eine Tatsache, die, obschon wiederholt ausgesprochen, dennoch nicht genügende Beachtung gefunden hat und daher gerade jetzt in die gebührende Beleuchtung gerückt zu werden verdient. Diese merkwürdige Tatsache ist das Fortleben byzantinischen Wesens in dem bisherigen staatlichen, sozialen und geistigen Organismus der europäischen Türkei. In neuerer Zeit ist diese kulturhistorisch höchst wichtige Erscheinung um so mehr hervorgehoben worden, je mehr man sich der Erforschung der byzantinischen Kultur selbst zuwandte und nun viele Elemente davon im türkischen Staatswesen wiederfand, die man lange für original-türkisch hielt. Man hat aber immer nur auf vereinzelte Stücke dieser Uebereinstimmung hingewiesen, und es lohnt sich daher wohl, sie einmal im Zusammenhang zu überblicken, um sich ein anschauliches Bild davon zu machen. Zunächst aber muß man sich die Frage vorlegen, ob denn eine solche umfassende Kulturübertragung zwischen zwei stamm- und kulturfremden Völkern, wie es die christlichen Byzantiner und die mohammedanischen Türken waren, überhaupt stattfinden konnte. Und da beobachtet man, daß es gerade die Gegensätze waren, die beide einander näherten, und zwar ein politischer und ein Kulturgegensatz: die politische und militärische Schwäche von Byzanz veranlaßte den Paläologenkaiser Johannes VI. im Jahre 1356, also fast hundert Jahre vor der türkischen Eroberung, die Türken gegen die Slawen herbeizurufen und ihrem Fürsten Urchan selbst seine Tochter zur Frau zu geben. Und als in der höchsten Not, ein Jahr vor der Einnahme Konstantinopels, der Kaiser Konstantin IX. sich zu dem

letzten Rettungsmittel entschloß, zu der verhaßten Union mit den Lateinern, da tobte der Pöbel über diesen Hochverrat, und der Artilleriechef Lukis Notaras gab die charakteristische Parole aus: „Lieber den Turban des Türken als die Tiara des Papstes!“ So sehr war das byzantinische, das „römische“ Reich, aus dem europäischen Westen heraus- und in den asiatischen Osten hineingewachsen! Und wie die Griechen die Türken politisch-militärisch, so konnten die Türken die Griechen kulturorganisatorisch nicht entbehren. Was waren denn die Türken, als sie nach Europa kamen, anderes als ein wildes, rohes Steppenvolk, ohne Staatsbildung und Kulturtraditionen, eine derbe, bildsame Masse, die wie ein Lavastrom sich heranwälzte und sich in die festgefügten, aber erstarrten Formen des feingegliederten römischen Staatsorganismus einschmiegte? Jetzt aber zeigte es sich, daß die Eroberer ohne die Eroberten nichts ausrichten konnten und das bekannte Horazwort, das sich einst an den wilden Römern erfüllte, anwenden und sagen können: Roma capta ferum victorem cepit. — Und wie damals Griechen und Römer kulturell miteinander verwuchsen, so jetzt die Byzantiner mit den Türken; die Byzantiner aber, die Erben der griechisch-römischen Kultur, waren die Gebenden. Und wie Griechenland wohl als politische, nicht aber als Kulturgröße zugrunde ging, so auch Byzanz; seine äußere Erscheinung ging verloren, die innere Struktur blieb dieselbe. Was haben nun die Byzantiner ihren neuen Herren gegeben von dem Inhalt ihres alten Staats- und Kulturlebens? Zunächst gaben sie diesen Staat selbst mit all der Buntheit seiner Bewohner: der ethnographische Charakter der europäischen Türkei ist ja fast genau derselbe geblieben, wie er schon im byzantinischen Reiche war, und wenn man die Bevölkerungskarte der Türkei kennt, so kennt man auch die des byzantinischen Reiches der letzten Jahrhunderte. Byzanz wie die Türkei sind Eroberungs-, keine Nationalstaaten; sie waren nur solange mächtig, als sie von einer straffen Zentralregierung beherrscht wurden, und deren Zerfall zog auch den der Glieder nach sich. So haben sich aus dem zerfallenden Koloß der Türkei genau dieselben Staatsgebilde abgelöst, wie acht Jahrhunderte vorher aus dem des byzantinischen Reiches: Bulgarien und Serbien. Und seine beste Kraft hat Byzanz wie die Türkei aus den ihm unterworfenen stammfremden Völkern gezogen: hätten sich alle byzantinischen Kaiser aus griechisch-römischen und alle türkischen Sultane aus osmanisch-seldschukischen Elementen rekrutieren sollen, so wäre bald Mangel eingetreten und die Dynastie ausgestorben; byzantinisch und türkisch sind eben Staats- und Kulturbegriffe, keine ethnographischen. Wie Byzanz ohne die Barbaren, so wäre die Türkei ohne »Ungläubige« gar nicht denkbar. Wie die Leibwache der byzantinischen Kaiser, so war auch das berüchtigte Janitscharenkorps der Sultane aus den verschiedensten Volkselementen zusammengesetzt, und waren für Byzanz die Armenier der Kern des Heeres, so für die Türkei die Albanesen. Hätte es in Byzanz ein verantwortliches Ministerium gegeben, so hätte es vermutlich ebenso bunt ausgesehen wie das neugebildete türkische, in dem zwei Minister albanesischer, einer griechischer und einer armenischer Herkunft sind. Und wie stand es früher mit den hohen Beamten des Reiches? — »Seine genialen Großwesire, Kapudanpaschas und Statthalter sind mit der Eroberung Konstantinopels nahezu ausnahmslos Griechen, Kroaten, Herzegowiner und Serben, Albanesen, Armenier, Georgier und Italiener gewesen.« (Gelzer, Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient, S. 179; Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, II, 2, S. 434.) Unter 50 Großwesiren aus der Blüte des Reiches (1453—1623) zählt man 11 Slawen, 11 Albanesen, 7 Griechen, je einen Armenier, Georgier, Tscherkessen und Italiener und nur 5 Türken, während bei 5 die Nationalität nicht festzustellen war. (Gelzer a. a. O. S. 181 ff.) Und genau dieselbe ethnische Buntheit findet man in der byzantinischen hohen Beamtenwelt, ja, der Minister des Johannes Kommenos, der berühmte Axiuchos, war ein Türke! — Wenn man weiter an die zahlreichen Heiraten der byzantinischen Fürsten mit slawischen, ungarischen, französischen und orientalischen Prinzessinnen denkt und an die beständigen Verbindungen der Sultane mit christlichen Sklavinnen, so begreift man, daß ein Rassentheoretiker bei den Byzantinern wie bei den Türken schwerlich auf seine Rechnung käme. Wie also diese mit demselben bunten Stoff arbeiteten wie jene, so paßten sie ihn auch in dieselben von ihren Vorgängern festgestellten Formen: das ganze komplizierte Gerüst des Staats- und Verwaltungswesens ist ja von den Türken einfach stehen gelassen und nur anders angestrichen worden.“ Wie dies im einzelnen ausgeführt und belegt wird, dies zu zitieren fehlt hier der Raum; wir müssen daher auf das Original verweisen.

**Die Durchsetzung der englischen Arbeiterbevölkerung mit fremdrassigen Elementen.** Gerade wie in Rheinland und Westfalen beklagen sich jetzt

britische Bergarbeiter über die wachsende Einwanderung fremdsprachlicher Arbeiter; sie weisen darauf hin, daß diese Bergleute der englischen Sprache nicht mächtig sind und daher die Vorschriften der Bergbauverwaltung nicht lesen können, was naturgemäß das Eintreten von Grubenunglücken fördert. Im Lancashire-Gebiet handelt es sich gerade wie im Ruhrkohlenbezirk in erster Linie um polnische Bergarbeiter. Der Umfang dieser polnischen Einwanderung läßt sich nicht nachweisen, da es eine Sprachen- und Nationalitäten-Statistik in England nicht gibt. Die Zahl dieser Arbeiter ist aber so groß, daß der schottische Bergarbeiterverband, der in diesen Tagen seine Generalversammlung hatte, die Frage zur Sprache brachte. Es wurde glaubhaft nachgewiesen, daß die Unkenntnis der englischen Sprache bei diesen Leuten die Gefahren des Betriebes erheblich vergrößert; und wenn auch sie selbst unter diesen vermehrten Gefahren am meisten zu leiden haben, wie der höhere Prozentsatz der Todesfälle bei ihnen deutlich beweist, so bleiben doch auch die britischen Arbeiter davon nicht unberührt. Der schottische Bergarbeiterverband faßte daher den Beschluß, die Regierung zu ersuchen, möglichst bald eine Sprachenverordnung für die ausländischen Arbeiter zu erlassen, durch die eine gewisse Bekanntschaft mit der englischen Sprache als unerläßlich für die Annahme auf englischen Gruben vorgeschrieben wird. (Finanz-Chronik.)

**Die Aussichten der „Vereinigten Staaten von Südafrika“** werden in der Deutschen Kolonialzeitung von Prof. Dr. K. Dove einer kritischen Betrachtung unterzogen. Der Verfasser unternimmt es, die in der ganzen Anlage einer solchen politischen Neubildung beruhenden Schwächen besonders mit Rücksicht auf die vermeintlich bedrohten deutschen Interessen in Südafrika zur Darstellung zu bringen. Dabei kommt er an erster Stelle auf die Rassenfrage zu sprechen, welcher er folgende Ausführungen widmet: Wie steht es nun mit jenen mehr als sechs Millionen Bewohnern des südlich vom Sambesi gelegenen englischen Südafrika? Von diesen waren 1904 nicht weniger als vier Fünftel Farbige! Berücksichtigt man, daß selbst in einem der an Farbigen reichsten Südstaaten der Union, in Mississippi, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung sich nur auf drei Fünftel beläuft, so gibt dies Zahlenverhältnis jedenfalls Anlaß zu sehr ernsten Gedanken. Denn es ist keine Frage, daß ein wirklich der Kultur der Menschheit dienender südafrikanischer Staatenbund sich einzig und allein auf den Einfluß des Europäertums stützen darf. Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieser für die Zukunft Südafrikas außerordentlich wichtigen Frage, so ergibt sich ein weiterer, schwerwiegender Nachteil für die neue Staatenvereinigung aus der Verteilung der fremden Rassen, in diesem Falle zumeist Angehöriger des kräftigsten und lebenszähesten Zweiges der Bantuneger. Während in Nordamerika die prozentuale Verteilung die Schwarzen je weiter nach Norden um so mehr zurücktreten läßt, ja während sie in den auf die Dauer für das weiße Element wichtigsten Landschaften nur in sehr geringer Menge vorhanden sind, liegt die Sache in dem hier behandelten Gebiet gerade umgekehrt. Zwar ist es nicht der Norden, wohl aber der Osten dieser durch ein gemäßigtes Klima ausgezeichneten Länder, in dem sie in einem für die europäische Kultur höchst bedenklichen Grade die Hauptmasse der Bevölkerung bilden. Einzig und allein die Oranjekolonie, die aber auch nicht zu den besten Gegenden gehört, bildet eine Ausnahme; im übrigen gilt diese Art der Rassenverteilung selbst von dem ältesten aller staatlichen Gebilde in diesem Teile des Kontinents, von der Kapkolonie. Man kann sagen, daß in Südafrika das Verhältnis der beiden Rassen in einer für die Weißen um so ungünstigeren Verteilung sich zeigt, je besser und je fruchtbarer das Land ist. Was dies bei den bekannten Eigenschaften der Kaffernvölker besagen will, erkennt man mit vollster Deutlichkeit aber erst, wenn man bedenkt, daß selbst in dem Gebiet stärkster Rassenverschiedenheit, in der Kapkolonie, auf das Negerelement nicht weniger als 46 v. H. der gesamten Einwohnerzahl kamen. Auch hier also, in dem ältesten Besiedelungsgebiet, kamen im Jahre 1904 auf jeden Weißen, von Hottentotten und Malaien ganz abgesehen, zwei Neger! In Natal kommt ferner zu den Schwarzen ein zwar nicht unmittelbar die Herrschaft des Europäertums gefährdender, wirtschaftlich indessen höchst unliebsamer Bestandteil der Farbigen in Betracht, die Inder, die die Europäer an Zahl bereits übertreffen. In diesem schönen Lande, das seiner Natur nach eine der besten Siedelungskolonien für die weiße Rasse hätte werden können, das aber durch eine falsche Richtung seiner Wirtschaftsentwicklung in ganz hervorragendem Maße zu einem Lande der Farbigen geworden ist, kommen nunmehr auf je 100 Europäer 104 Asiaten und nicht weniger als 932 Schwarze. Was das bedeutet, weiß jeder, der auch nur wenige Monate unter einer südafrikanischen Eingeborenenbevölkerung gelebt hat. Wie sehr die in

dieser Rassenverteilung liegenden Schwierigkeiten sich weiterhin bemerkbar machen, ja, wie sie dem in der Bildung begriffenen Staatenbunde in Zukunft, und zwar gerade infolge der Vereinigung, mehr Rätsel zur Lösung stellen werden, als die Arbeiterfrage dem geplagtesten Staatsmanne Europas, das zeigt sich, wenn man ihre Bedeutung für die einzelnen Gegenden noch etwas genauer berücksichtigt. Hat sich doch sogar in der „weißesten“ Kolonie, derjenigen des Oranjeflusses, das Verhältnis langsam zuungunsten der Weißen verschoben, und das trotz einer nicht unbeträchtlichen Zunahme der europäischen Bevölkerung; denn während 1880 auf je 100 Weiße erst 119 Farbige kamen, waren dies im Jahre der letzten Zählung deren bereits 171. Doch es ist nicht etwa nur dieses Zahlenverhältnis der beiden Rassen, das, so sehr es an und für sich einen nicht gerade ungetrübten Ausblick auf die gemeinsame Arbeit der verschiedenen Kolonien eröffnet, in diesem Augenblick allen denen zu denken gibt, die in irgendeiner Art an Südafrika interessiert sind. Schlimmer fast, als der niedrige prozentuale Anteil unserer europäischen Stammesgenossen an der Gesamtzahl der Bewohner ist die Art, in der diese wieder in den einzelnen Landschaften verteilt sind. Und wieder sind es die am stärksten von Farbigen besetzten Gebiete, in denen diese Verteilung der Europäer für die Erhaltung und Stärkung ihres Einflusses die unglücklichste genannt werden muß. In diesem Umstande liegt sogar eine so unmittelbare Gefahr für den Bestand der Europäersiedelung, daß auch er hier besonders besprochen werden muß. Denn leider haben die letzten Jahrzehnte mit ihren verschiedenen Einflüssen dazu geführt, die Städte, namentlich in den östlichen Landschaften, einseitig zu begünstigen, also gerade in denjenigen Kolonien, die wegen ihrer ungemein zahlreichen Kaffernbevölkerung einer starken und selbstbewußten Landbevölkerung am meisten bedürfen. Am schlimmsten macht sich dieser unheilvolle Tatbestand wieder in Natal geltend. Mehr als 47 pCt. aller 1904 im Lande anwesenden Europäer und von solchen stammenden Einheimischen, also rund die Hälfte aller Weißen, lebte in jenem Jahre in den beiden einzigen größeren Städten des Landes, in Port Durban und in Pietermaritzburg. Es ist klar, was aus der hier in Rücksicht gezogenen Verteilung der Europäer im Gebiet der „Vereinigten Kolonien von Südafrika“ für deren zukünftige Entwicklung sich ergibt. Zunächst bildet die Entblößung der kleineren Orte und des platten Landes von Weißen oder, was dasselbe sagt, der Mangel einer gleichmäßigeren Verteilung derselben aus Gründen des Rassengegensatzes eine ungemeine Gefahr. Es braucht kaum auseinandergesetzt zu werden, wie sehr diese bei jeder ernstlichen Beunruhigung anwachsen muß, wenn diejenigen Orte, deren europäische Einwohner in ihrer Zahl 'eine Gewähr finden, dem etwaigen Ansturm ungeheurer Massen von fanatischen Farbigen widerstehen zu können, sich in dem in solchen Zeiten am meisten bedrohten Osten auf wenig mehr als ein Dutzend beschränkt. Aber von diesem in einer späteren Zeit gewiß einmal eintretenden Falle, mit dem die Australier gar nicht, die Amerikaner selbst im Beginne der Kolonisierung nur in sehr beschränktem Maße zu rechnen hatten, ganz abgesehen, birgt sich für die neue Staatenvereinigung noch eine schon im Beginne der gemeinsamen Arbeit sich einstellende und darum von ihnen noch mehr zu fürchtende Gefahr in dieser Verteilung der herrschenden Rasse. Man muß, um diese zu verstehen, sich bewußt bleiben, daß der Einfluß dieser Orte auf das ganze Land trotz ihrer nach unseren Begriffen geringen Einwohnerzahl doch dem großer Mittelstädte, ja selbst wirklicher Großstädte im europäischen Sinne entspricht. Darum ist das staatliche Leben Südafrikas und zwar schon vom Beginne der Vereinigung an, von einem Uebergewicht städtischen Einflusses und von einem wahrscheinlich sogleich beginnenden Uebermaß der Berücksichtigung städtischer Wünsche bedroht, die in diesem in allererster Linie landwirtschaftlich tätigen Gebiet eine Schädigung seiner wichtigsten Lebensinteressen zur Folge haben muß, die seine wirtschaftliche Bedeutung nach dem Aufhören der Gold- und Diamantengewinnung auf das empfindlichste treffen dürfte.

**Der Chinese als Erzieher des Negers.** Eigentümliche Erfahrungen machen die Besitzer der südafrikanischen Goldminen mit ihren farbigen Arbeitern. Wir konnten schon früher einmal (VII, S. 567) auf Tatsachen hinweisen, durch welche die weitverbreitete Ansicht von der unausrottbaren Faulheit der Neger widerlegt wird. Zu den an jener Stelle einzeln aufgezählten, die Natur des Negers beeinflussenden und verändernden Momenten fügt nun die „Finanz-Chronik“ ein neues: der Chinese tritt als Erzieher des Negers auf. Doch geben wir der genannten Zeitschrift das Wort: „Als die chinesischen Kulis zuerst im Transvaal eingeführt wurden, stellte man in sichere Aussicht, daß sie nicht allein eine wertvolle Ergänzung der einheimischen Arbeitskräfte sein würden, sondern daß auch die Existenz eines neuen

Elementes im Wettbewerb einen heilsamen Einfluß auf den eingeborenen »boy« ausüben und ihm beibringen würde, daß, falls er nur willens sei zu arbeiten, wenn man ihm märchenhafte Löhne zahle, andere an seine Stelle treten würden. Hinsichtlich der Lohnfrage hat sich der Versuch mit den chinesischen Kulis keineswegs als von Erfolg begleitet erwiesen: der »boy« bekommt denselben hohen Lohn wie früher. Aber ein anderer Umstand ist in die Erscheinung getreten, der von größerer Bedeutung ist, der zugunsten der Goldminenindusterie ausgeschlagen und der ganz den Chinesen zu verdanken ist. Früher ging der Eingeborene in die Grube, bohrte ein Loch in mehr oder weniger als der üblichen Zeit, kam wieder heraus ganz nach Belieben und verbrachte den Rest des Tages in Müßiggang. Es war klar, daß er viel mehr freie Zeit hatte, als ihm gut war, und die Minenverwaltung mußte zusehen, wie ihr großer und kostspieliger Apparat während eines erheblichen Teiles des Arbeitstages nicht benutzt wurde. Immer wieder wurde der Versuch gemacht, die Eingeborenen durch Akkordarbeit an eine längere Arbeitszeit zu gewöhnen. Man suchte ihnen klar zu machen, daß sie sich, wenn sie nur zwei oder drei Stunden mehr arbeiteten, viel mehr Geld sparen könnten. Aber die stereotype Antwort war: »Nein, Meister, jeden Tag ein Loch, Arbeit genug, lange Stunden nicht gut.« Und dann lachte der Neger und ging seines Weges, indem er sich mit Genugtuung sagte, daß er zu schlau für den Weißen sei. So war es denn zuletzt eine ausgemachte Sache, daß mit Ausnahme von einigen wenigen Eingeborenen, die eine höhere Intelligenz und einen größeren Fleiß besaßen, von dem einheimischen Bergmann keine höhere Arbeitsleistung erwartet werden konnte, als er bisher gerade wie seine Vorfahren zu vollbringen gewohnt gewesen war. — Nun kam der Chinese. Dieser war an die lange Arbeitszeit in China gewöhnt; die Kulis wurden im Akkord bezahlt, und ihr angeborener Fleiß trieb sie, so viel Geld zu verdienen, als sie eben konnten. Sobald sie eingearbeitet waren — und das vollzog sich sehr rasch — verdienten sie alle erheblich mehr als der beste der Eingeborenen. Ganz allmählich brachte man die Schwarzen mit den Chinesen beim Bohren und anderen Beschäftigungen zusammen. Zuerst waren die »boys« über den unverdrossenen Fleiß der neuen Ankömmlinge erstaunt, und es mischte sich in diese Verwunderung bald das Gefühl der Mißgunst. Aber nach und nach machte sich die Macht des Beispiels fühlbar. Bald hier, bald dort suchte ein Schwarzer seinem gelben Kameraden nachzueifern und verrichtete auf diese Weise ein wirkliches Tagewerk. Hatte er dies mehrfach versucht, so war er erstaunt, daß ihm hierbei kein Schaden an seiner leiblichen Wohlfahrt zugefügt wurde, und er fand, daß ihm der Mehrverdienst sehr zustatten kam. Die Macht der Gewohnheit trug auch hier den Sieg davon, und es ergab sich nun folgendes: Die Weißen hatten von der Zeit an, daß überhaupt Minenbau betrieben wurde, sich die größte Mühe gegeben, die Schwarzen zu einer regelrechten Tagesarbeit anzuhalten; aber es war ihnen nicht geglückt. Die Hartnäckigkeit, der Hang an dem Herkömmlichen, um nicht zu sagen die Faulheit der Schwarzen schien ein unüberwindliches Hindernis zu sein, und der Weiße hatte schon die Flinte ins Korn geworfen. Ein paar Jahre gemeinsamen Arbeitens mit den Chinesen haben eine völlige Aenderung gebracht. Es gibt Beispiele genug, daß eine Mine die Zahl ihrer schwarzen Arbeiter vermindern, die Förderung aber vergrößern konnte, weil der einheimische Minenarbeiter jetzt erheblich mehr schafft, als er zu tun gewohnt war."

**Ueber „die hohe Politik und das Sittengesetz"** schreibt Dr. Fr. W. Foerster-Zürich im „Tag" u. a.: „Wenn moderne Menschen das Wort hören, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, so haben sie meist das Gefühl, daß das zu den alten Märchen gehöre, mit denen man die Kinder schreckt. Sie stimmen jenem Worte höchstens in dem Sinne zu, daß gerade eine dem Sittengesetze gehorsame Politik durch das Weltgericht verurteilt werde: der weltgeschichtliche Erfolg stehe immer auf seiten der größten Rücksichtslosigkeit — oder wie Friedrich der Große sagte: „Der liebe Gott ist immer auf seiten der größten Bataillone!" Diese Anschauung ist nun keineswegs so leicht zu widerlegen. Sie kann sich auf den augenblicklichen Erfolg und die greifbaren Nützlichkeiten berufen und aus diesen Oberflächen-Eindrücken stets neue Nahrung ziehen. Und doch bekennt sich die ganze tiefere Ahnung des Menschengeschlechtes zu der furchtbaren Macht und Bedeutung der Gesetze, die im Gewissen zu Worte kommen. Alle großen Seher des Lebens empfanden mit untrüglicher Klarheit, daß letzten Endes doch die sittlichen Mächte auch in diesem Dasein über Tod und Leben der Völker entscheiden. Religion und Dichtung sind voll von der unentrinnbaren und grauenvollen Macht einer höheren Gerechtigkeit, die sich in den dunklen Tiefen der Seele vernehmbar macht und den

Zügellosen und Treulosen mit Fluch und Zusammenbruch bedroht. Ja, im tiefsten Bewußtsein der Menschheit sind alle diese Erlebnisse gebietender, realer und lebendiger als alles Triumphgeschrei des Tageserfolges und aller Glanz der großen Aktionen. In der Wissenschaft der Hygiene sind wir heute mehr und mehr auf dem Wege, über die bloß materialistische Gesundheitslehre Herr zu werden und zu begreifen, daß auch der physische Organismus und das Nervensystem vor allem auf die lebenspendende Energie des Geistes angewiesen ist und nur von dort aus wirklich regeneriert werden kann — und daß alles, was den Charakter tötet, auf die Dauer niemals die leibliche Gesundheit fördern kann. Die Zeit wird kommen, wo dieser Gesichtspunkt der Psychotherapie auch auf die Lehre von der Gesundheit des gesellschaftlichen Organismus angewandt werden und wo man begreifen wird, daß unsere bisherige Weisheit von der „nationalen Erhaltung" gerade vom realpolitischen Standpunkt eine armselige und kurzsichtige Stümperei ist: auch der Staat lebt nicht vom bloßen physischen Zugreifen und Festhalten, sondern im letzten Grunde doch von dem geistigen und sittlichen Adel seiner Gesamtpolitik — von der Ermutigung, die durch eine solche Gesamtpolitik allen höheren Entschließungen im Leben der Nation gegeben wird. Wo aber die sittlichen Mächte auf der großen Schaubühne der Staatsaktion lächerlich gemacht und dem Götzendienst des greifbaren Erfolges geopfert werden, wo der Zuwachs an Ackerschollen über das Wachstum des Rechtsgefühls gestellt wird, statt daß man dieses Rechtsgefühl als kostbarstes Kapitel aller nationalen Gesundheit und Kulturfähigkeit pflegt und ermutigt, — da wird man nur zu bald erfahren, wie auch im inneren Leben der Nation die rücksichtslose Machtgier ihre letzte Scheu verliert und der Geist der kurzsichtigen Selbstbehauptung die Oberhand gewinnt über die tiefe realpolitische Weisheit, die in den Worten redet: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren." — Die Politik vom Sittengesetz lösen — das ist genau dasselbe, als wollte man die Schiffahrt von der Meereskunde lösen. Die sittlichen Wahrheiten enthalten die tiefste Orientierung über das, was menschliche Lebensgemeinschaft im Fundament zusammenhält. Wer sich davon emanzipieren will, der emanzipiert sich von der Lebenswirklichkeit selber und wird durch sie gerichtet werden.

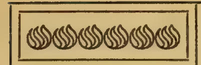
**Das „Recht auf Genuß" und die Forderungen der Sozial- und Rassenhygiene.** In einer Kontroverse über den Alkoholismus hatte der Pharmakologe Prof. Harnack-Halle den Standpunkt eingenommen, man müsse, bevor man über ein Genußmittel den Stab breche, vor allem die Frage nach seinem positiven Nutzen aufwerfen. Wörtlich hatte er sich geäußert: „Schon das Wort »Genußmittel« deutet auf den Nutzen hin; es wäre schlimm, wenn der Genuß dem Menschen nur Schaden brächte, da das Genießen, im weitesten Sinne verstanden, unbedingt zur menschlichen Glückseligkeit gehört und der Trieb nach Leben zugleich den Trieb nach befriedigendem Leben einschließt." Darauf macht nun Dr. Holitscher-Pirkenhammer, der Vorsitzende des internationalen Verbandes abstinenter Aerzte, in der Zeitschrift „Die Abstinenz" folgende bemerkenswerte Ausführungen über das Genießen, sowie über das Recht auf Genuß und seine sozial- und rassenhygienische Bedingtheit: „Man braucht die Sätze Harnacks nur mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen, um alsbald herauszufinden, daß der Irrtum auf der Unbestimmtheit und der Dehnbarkeit des Wortes »Genuß« beruht. Ganz sicher gehört das »Genießen« zur menschlichen Glückseligkeit, wenn man darunter jede Befriedigung menschlicher Triebe und menschlichen Wünschens versteht. Die Befriedigung physiologischer Bedürfnisse bereitet ohne Zweifel Genuß; wenn der Hungerige ißt, der Durstige trinkt, der Müde ruht, so empfinden sie einen unter Umständen ganz gewaltigen Genuß, über dessen Nutzen keine Meinungsverschiedenheit obwaltet. Nicht minder genießt der Glückliche, der sein Streben belohnt sieht. Hat der Künstler oder der Forscher sein Werk vollendet, der Ehrgeizige den lang ersehnten Gipfel der Macht erreicht, der Jüngling die Erkorene errungen, so liegt in all dem ein unvergleichlicher Genuß, der nützlich ist, wenigstens für das betreffende Individuum. Wie man aber daraus folgern kann, daß ein Genuß an und für sich schon nützlich sein muß, weil er eben ein Genuß ist, erscheint mir gänzlich unverständlich. Wo bleibt da die Logik? Daraus, daß es nützliche Genüsse gibt, darf man doch nicht schließen, daß es nicht auch nur schädliche Genüsse geben kann. Es ist doch ebenso sonnenklar wie selbstverständlich, daß es nützliche wie schädliche Genüsse gibt. Die Tatsache an sich, daß das genießende Individuum in die vorübergehende angenehme Erregung seines Nervensystems versetzt wird, die wir eben Genuß nennen, entscheidet doch nicht! Sonst wäre am Ende die Masturbation auch nützlich. Entscheidend ist vielmehr, ob der in Frage stehende Genuß für das Wohl

des Individuums und seiner Mitmenschen — vom engsten Kreise der Familie angefangen bis hinauf zur Nation, der Rasse, der Menschheit — förderlich ist oder nicht. Stillung des Hungers, des Durstes, des Geschlechtstriebes sind notwendig, daher auch förderlich. Kunst- und Naturgenuß bringen den Menschen auf eine höhere Kulturstufe, sie machen ihn freier und besser; es liegt auf der Hand, daß sie nützen. Aber gerade hier wird es leicht, den Unterschied zwischen den beiden Arten des Genusses aufzuweisen. Während der Genuß nützt, den das Anhören eines edlen Musikstückes, das Lesen eines guten Buches, das Ansehen eines klassischen Theaterstückes bereitet, schadet der Besuch der Varietés, Schundlektüre u. dergl. in hohem Grade. Es gibt also, was Harnack bestreitet, sehr wohl Genüsse, die nur schaden. Nun liegen die Dinge aber so, daß die nützlichen, edlen Genüsse bei weitem nicht so beliebt sind, wie die flachen, zweifelhaften. Gehen wir der Frage ein wenig auf den Grund. Wir finden, daß jeder wahre, echte, nützliche Genuß das Ergebnis einer Arbeit oder Anstrengung ist, und daß er um so mehr befriedigt, je gewaltiger die Mühe war, die er erforderte. Darum ist für jeden ernsten Menschen der höchste Genuß die Befriedigung, die in der Arbeit liegt. Sind aber solche wahre und edle Genüsse gemeint, wenn man von »Genußsucht« spricht? Keineswegs, nur die allerflachsten, die am leichtesten erreichbaren sinnlichen Genüsse sind es, die von der großen Menge angestrebt werden, und zwar heute in höherem Grade als vielleicht je zuvor in der menschlichen Geschichte, wenn wir von dem Zeitalter des sinkenden römischen Kaiserreiches absehen. Mehr denn je ist die Arbeit wieder zur Strafe geworden, als die sie das alte Testament hingestellt hat, und das ganze Streben der weißen Rasse geht nach Genuß, nur nach Genuß in seinem allergemeinsten Sinne. Das Tingeltangel, der Kinematograph, der Zirkus, das »Volksfest«, der Kolportageroman, das sind so die richtigen »Genüsse« der heutigen Zeit. »Je leichter es ist, sich einen sinnlichen Genuß zu verschaffen, um so häufiger wird er tatsächlich genossen. Je häufiger wir genießen, um so mehr steigt unsere Genußsucht. Eine der sichersten Erfahrungstatsachen ist in den Worten niedergelegt: Genießen macht gemein! Es gibt aber kaum einen gefälligeren Helfer, wenn man sich mühelos Genuß verschaffen will, als die geistigen Getränke. Allein schon darin liegt ihre ungeheuere Gefährlichkeit.« Diese prächtigen Worte sprach Max v. Gruber zum Schlusse seines Budapester Vortrages »Die Hygiene des Ichs«. Und Harnack findet den »Genuß«, den die geistigen Getränke verschaffen, nützlich! Ich möchte ihm den Vortrag Grubers wärmstens zur Lektüre empfehlen. Ja, es ist wahr, es gibt keinen bequemeren Genuß als den der Alkoholnarkose. Darum erfüllt sie auch das moderne Leben in allen seinen Poren. Sich zu erfreuen, sich zu erfrischen, zu beleben, wie Harnack die Wirkung des mäßigen Alkoholgenusses zusammenfaßt, ist das wichtigste, ja oft das einzige Bestreben der Menschen. Sie suchen Freude und Frische, aber nicht in der Pflichterfüllung, in der Selbstbeherrschung, im Siege über ihre Schwächen und Süchte, o nein, in der mühelosen, widerstandslosen Hingabe an sie. Darin erblicken Millionen Menschen einzig und allein den Genuß, das Glück. Kein Wunder, daß sie dabei zu den krassesten, abscheulichsten Egoisten werden, die sich der Plage entziehen, Kinder zu gebären und aufzuziehen, die jeden Schmerz, jede Unannehmlichkeit, jede Anstrengung fliehen wie das Feuer, für die selbst Kunst- und Naturgenuß viel zu mühsam ist. Für dieses entartete Geschlecht ist der Alkoholgenuß das Ideal. So bequem, so banal, so niedrig, so — gemein. Er führt die Menschen zusammen, wie Gruber sagt, — jawohl, zusammen in den Sumpf. Dort entfaltet sich dann der gesellige Verkehr, dessen Förderung durch den Alkohol Harnack so hoch anschlägt. Und darum sind Weinstehhalle, Bierpalast, Automatenkneipe, Bordell die Gipfel der modernen Genüsse. — Muß man nicht hellauf lachen, wenn Harnack den Nutzen des Alkoholgenusses damit zu beweisen gedenkt, daß die Menschheit so ungeheuere Summen für Spirituosen ausgibt? Er verläßt sich auf den Masseninstinkt, der nicht dulden würde, daß etwas unbedingt Schädliches solange fortgesetzt und mit so viel Geld und Mühe erkauft würde. Der Masseninstinkt hat aber noch nie ein Volk vor dem Verderben geschützt, wenn es auf der Höhe seiner Entwicklung angelangt, der Genußsucht und Entartung verfiel. Wo blieb der Masseninstinkt, als die Engländer dem chinesischen Volke das Opium förmlich aufdrängten, durch dessen Genuß es an den Rand des Verderbens gebracht worden ist? Und warum schweigt der Masseninstinkt den Genüssen der Gladiatorenkämpfe oder der Stiergefechte gegenüber, die jahrhundertelang geherrscht haben und herrschen und die Volksseele korrumpieren? Es gibt keinen menschlichen Masseninstinkt. Das Tier flieht die Gifte aus Instinkt,

dem Menschen fehlt dieser Schutz. Dafür sind ihm als vollwertiger Ersatz die Pharmakologie-Professoren gegeben worden, die ihn vor den Giften warnen — sollten.

**Mäßigkeit und Widerstandsfähigkeit.** Schon lange ist bekannt, daß Trinker durch Verwundungen und Operationen sehr gefährdet sind, und daß die Heilung bei ihnen viel langsamer vonstatten geht. Ganz einfache Wunden führen bei Trinkern oft zu den schwersten Folgen und können tödlich werden. Das Umgekehrte ist bei nüchternen und enthaltsamen Menschen beobachtet worden. So hat der Tropenarzt Dr. Fiebig in Niederländisch-Indien die Erfahrung gemacht, daß bei den Eingeborenen und chinesischen Kulis, die Alkohol nicht genießen, Verletzungen, bei denen jeder Arzt in Europa das Schlimmste befürchten würde, in kürzester Zeit heilen, und zwar unter den ungünstigsten Verhältnissen. — Eine gleiche Widerstandsfähigkeit hat Luzimoux, wie er in einer Dissertation (1905) berichtet, bei den Arabern in Algier gefunden. Im russisch-türkischen Krieg beobachtete Heyfelder, daß bei den Türken und Tataren, die alkoholenthaltsam leben, die schwersten Körperverletzungen ohne Fieber anstandslos heilen, während bei den Russen, die in denselben Lazaretten lagen, der Wundheilungsverlauf sehr viel ungünstiger war. Aehnliche Beobachtungen sind im jüngsten russisch-japanischen Kriege gemacht worden. Seaman, der die Hospitäler in Tokio besucht hat, war erstaunt, in den chirurgischen Abteilungen einen ausgezeichneten Zustand der Verwundeten trotz der schwersten Wunden zu finden, die die Leute in der Schlacht am Yaluflusse erlitten hatten. Nach der Zerstörung der „Hatsuse“ waren 200 Verwundete mit sehr schweren Verletzungen ins Hospital gebracht worden, denen nur fünf erlagen. In den inneren Abteilungen fand Seaman nur einige Kranke mit leichten Erkrankungen der Atmungsorgane, während er keinen einzigen Fall jener Ansteckungskrankheiten traf, die sonst gewöhnlich die Heere im Felde begleiten und viermal mehr Leute dahinraffen als die Waffen der Feinde. Diesen ausgezeichneten Zustand verdankten die Japaner nach allgemeiner Uebereinstimmung nur ihrer zweckmäßigen Lebensweise und ihrer Mäßigkeit, die ja sprichwörtlich ist. Die Truppen erhielten in den Quartieren nur Saki (Reisbier) und zwar unter Aufsicht der Aerzte, die ihnen nur $^1/_{10}$ Liter gestatteten.

**Aufruf an die Aerzteschaft aller Völker zur Bekämpfung des Alkoholismus.** Der auf dem XI. Internationalen Kongresse gegen den Alkoholismus zu Stockholm im Jahre 1907 gegründete Internationale Verband abstinenter Aerzte richtet an die Aerzte aller Zungen die Aufforderung, sich zu gemeinsamer Tätigkeit zu vereinigen, um die Völker vom Alkoholismus zu befreien. Er begründet diesen Appell durch folgende Leitsätze: 1. Eine außerordentlich große Zahl der Uebel, die wir beklagen, ist und wird herbeigeführt durch die Wirkungen des Alkohols, in welchem Getränke er auch genossen werden mag. — 2. Der ärztliche Stand hat die besondere Pflicht, die Völker darüber aufzuklären. — 3. Dauert die Herrschaft des Alkoholgenusses an, so werden auch die Folgen, wie sie uns die bisherige Geschichte des Menschengeschlechtes lehrt, stets dieselben sein: Demoralisation, Entartung von Individuen und Völkern. — 4. Alle geistigen Getränke sind für jede Art von Lebewesen überflüssig; ein Bedürfnis nach ihnen besteht nur da, wo es künstlich wachgerufen worden ist. — 5. Alle normalen Organismen vollführen ihre Funktionen besser ohne Alkohol; besonders gefährlich ist er aber für die jungen und wachsenden Gewebe. — 6. Für die Bewahrung der künftigen Geschlechter ist es nötig, sich der geistigen Getränke zu enthalten, da nur durch weitverbreitete Abstinenz der Alkoholismus mit seinen Folgen auf das möglichst geringe Maß beschränkt werden kann. — Aus diesen Gründen fordert der Verband die Berufsgenossen aller Länder auf, folgenden Aufruf an alle Herrscher, Regierungen, Volksvertretungen, an alle Erzieher, Lehrer und Geistliche, an alle, denen die Wohlfahrt unseres Geschlechts und der künftigen Geschlechter am Herzen liegt, zu unterzeichnen: „Wir, die wir dem ärztlichen Stande angehören und durch unsere Studien besonders befähigt sind, das Wesen und die Wirkungen der geistigen Getränke zu erkennen und zu beurteilen, erklären es für unsere feste Ueberzeugung, daß diese Getränke durchaus unnötig und überaus schädlich sind, sowie daß die Uebel, die aus dem Genusse der geistigen Getränke erwachsen sind und immer noch entstehen, ausgerottet und verhindert werden können und müssen. Vor allem soll die Jugend auf jede mögliche Weise unterrichtet und durch das Beispiel erzogen, sowie auch durch Gesetze beschützt werden, damit sie sich des Genusses der geistigen Getränke enthalten lernt. Wir erklären, daß nach unserer Ueberzeugung dieser Weg beschritten werden muß, um eine nüchterne Welt zu schaffen und Glück, Wohlfahrt und Fortschritt der Völker zu fördern und zu sichern.“



# Bücherbesprechungen.



**Wagner, Dr. Adolf,** Geschichte des Lamarckismus, 313 S., Mk. 7,50, Stuttgart, Franckscbe Verlagsbuchhandlung.

Der Untertitel „Als Einführung in die psychobiologische Bewegung der Gegenwart“ gibt Richtung und Absicht des Buches treffend an. Für die unaufhaltsam weiterschreitende Auffassung des Lebenden als eines Bewußten, nenne man sie nun vitalistisch oder lamarckistisch, ist diese Veröffentlichung äußerst wertvoll, der Zeitpunkt ihres Erscheinens ein sehr glücklicher. Wagner vereinigt umfassende Sachkenntnis mit großer Schärfe des Urteils. Das einleitende Kapitel weist auf den Glückszufall im Leben Darwins hin, ebenso „zur rechten Zeit“ mit seiner Neuerweckung der Entwicklungslehre gekommen zu sein, wie Lamarck verfrüht und dadurch unverstanden mit ihrer Begründung. Aelterer Vitalismus, d. h. Annahme einer Lebenskraft, und Psychobiologie, d. h. praktische Erkenntnis und experimenteller Nachweis von Bewußtsein bis zur Einzelzelle sind energisch voneinander zu trennen; Untersuchungen über das Wesen des Bewußtseins haben aus dem Fache der Psycho-Zoologie und Psycho-Botanik überhaupt auszuscheiden, sind Gegenstand einer noch fehlenden, aber dringend nötigen vergleichenden Psychologie. Die Neolamarckisten wiederholen ihren Gegnern, für die fair play nicht erster Grundsatz ist, geduldig immer wieder, daß das Primitivurteil (z. B. der Pflanze) unvollkommen, engbegrenzt, oft irrig sei; vgl. das Zitat von Francé (aus dessen „Leben der Pflanze“) p. 202; daß also von einem Anthropomorphismus, einer Unterschiebung menschlicher Intelligenz nicht, nirgends und niemals die Rede sei. —

Die Lehre Lamarcks (Kapitel II) führt zur Erkenntnis des Grundphänomens Bedürfnisänderung (1) — Tätigkeitsänderung (2) — Organänderung (3), und hätte sich trotz der Ungunst der Zeit der Vergessenheit entzogen, wäre ihr von Anfang an ein größeres Beweismaterial beigegeben worden, dessen Wucht auf den exakten und unphilosophischen Naturforscher immer Eindruck macht. Dazu war L. zu sehr Philosoph: „Larmarck .. streift den Punkt, der ihm zwar wichtig, aber selbstverständlich erscheint, nur mit ein paar Worten; Darwin widmete ihm Bände“ (p. 38). Seine Inkonsequenzen wurzeln in den geringen Kenntnissen seiner Zeit. Die Annahme eines Vervollkommnungstriebes kann man aus der Philosophie zoologique herauslesen, auch Pauly tut es; ich vermag einen zwingenden Grund dazu noch nicht einzusehen, da die betr. Stellen viel zu allgemein gehalten sind. Ueber die Kritiker des Darwinismus (worunter nur die Selektionslehre zu verstehen ist) kann man hinweggehen: sie sind nachgerade zahlreich genug, um sich selbst Gehör zu verschaffen. E. v. Hartmann marschiert an ihrer Spitze, wie ich glaube, von Wagner überschätzt, denn seine Bedeutung muß an seiner Lehre, nicht an seiner Kritik abgemessen werden, so wertvoll auch diese ist. Paulys umfassende, unübertrefflich klare und schöne Zurückweisung artbildender Auslese findet verständnisvolle Würdigung, doch scheint mir Piepers minder hohe Wertschätzung zu verdienen, denn in seinen zwei Bänden ist so gut wie nur Negation. Auch Haeckel muß mehr als Totalerscheinung aufgefaßt werden; ich halte ihn weder für einen „Darwinist“ noch einen „Materialist“, sondern für den Lyriker der vom Dogma befreiten Naturbetrachtung; — und Lyriker haben das Recht auf Unklarheit. Dabei können sie immer noch große Gelehrte sein. J. G. Vogt wird, soweit er für das Lebensproblem in Betracht kommt (vgl. Das Geistes- und Lebensproblem . . . Pol.-anthrop. Revue, Jahrgang 6, und Archiv für Psychobiologie, Band III, Heft 1), von Wagner als einer der wichtigsten Vertreter psychischer Naturbetrachtung angesehen. Neben der Kritik des Darwinismus hat Vogt positive neue Vorstellungen und Begriffsnormen geschaffen, welche in der Richtung des Neolamarckismus wertvolle Förderung ergeben. Der Begriff des „Organintellekts“ würde ganz besonders zur Leistung neuer Arbeit auf unserem Gebiet geeignet und wertvoll sein, wenn eine exakte, z. B. histologische Auffassung von dem, was eigentlich Organ ist, ihn genauer präzisieren und dadurch zu einem eigentlichen Forschungsbegriff machen würde, während er in seiner jetzigen Fassung mehr bio-philosophisches Gepräge hat.

Der größte Schmerz, der dem orthodoxen Mechanisten widerfahren kann, liegt in dem Nachweis von Bewußtseinvorgängen auf rein physikalischer Grundlage (Lamarck-Pauly). Da senkt sich dann der Kampf ums Dasein in der Wissenschaft zu seiner tiefsten Erniedrigung: Totschweigen, falsches Zitieren, Wortverdrehungen,

wie Wagner sie seinen Gegnern leider mit viel Recht (und sehr viel Mäßigung) nachweist. Am peinlichsten leidet dabei Plate, der reiche Mann, der für jeden Fall eine andere Erklärung hervorzieht und die rechte Hand nicht wissen läßt, was in der linken Hosentasche ist. In 20 Seiten wird Plate in einer Weise zerlegt, die an die Hinrichtungen unserer Altvorderen erinnert; aber er stirbt nicht dabei, sondern wird Professor in Jena.

Mit Recht hat Wagner als den wichtigsten praktischen Vertreter der Psychobiologie R. H. Francé hingestellt; er ist zu ihrem Glück zugleich Organisator der Bewegung geworden, durch Begründung des Archiv für Psychobiologie (früher Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre).

Das Buch ist in klarer, ausgezeichneter Sprache geschrieben, im Streit der Meinungen frei von jeder Gehässigkeit und Schärfe, nur durch Argumente wirkend. Da die gesamten biologischen Grundfragen von ihren Urbestandteilen aus behandelt sind, kann ich mir eine besondere Empfehlung ersparen. — Eine neue Ausgabe würde durch Beifügung eines Index sehr gewinnen. Dr. F. Kühner.

**v. Behr, D.**, Metrische Studien an 152 Guanchenschädeln. Mit 21 Strichätzungen und 12 Autotypien. Stuttgart 1908, Strecker & Schröder.

Der Verfasser, Volontär in der anthropologischen Abteilung des Museums für Völkerkunde, hat sich der sehr großen, aber dankenswerten Mühe unterzogen, die in Berlin befindlichen Schädel von der Insel Teneriffa aufs eingehendste zu untersuchen und zu messen. Ueber Volkstum und Herkunft der von den Spaniern ausgerotteten Bevölkerung der größten Kanarischen Insel — nur diese trägt den Namen Guanchen, ursprünglich Guanchinerf, mit Recht — sind schon die verschiedensten, mehr oder weniger zutreffenden Vermutungen geäußert worden. Schon aus der Tatsache, daß im Norden der Insel lichthaarige, im Süden dagegen schwarzhaarige Menschen wohnten, läßt sich auf eine frühere Blutmischung schließen, die auch durch die Schädelgestalt bestätigt wird. Diese ist zwar im allgemeinen eine längliche — der Index schwankt zwischen 72 und 89, übersteigt aber nur selten die Zahl 80 —, läßt aber doch deutlich eine geringe Beimengung einer rundköpfigen Rasse erkennen. Die Vergleichung der Indexkurven mit solchen von Bewohnern der iberischen Halbinsel und des alten Aegyptens läßt eine große Uebereinstimmung hervortreten, so daß man mit Fug und Recht behaupten kann, den Grundstock der kanarischen Urbevölkerung hat die Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus) gebildet. Daher auch die Aehnlichkeiten mit der verwandten Cro-Magnon-Rasse (H. priscus). Menschen mit hellen Haaren und rundlichen Köpfen können nur von Norden, und zwar über Spanien eingewandert sein, müssen aber, da diese Merkmale ursprünglich nicht vereinigt waren, zwei verschiedenen Rassen, Homo europaeus und H. alpinus, angehört haben. Ueber die Sprache, die von der auf den übrigen Inseln gesprochenen zwar verschieden, aber doch wohl nur mundartlich, gewesen sein soll, sind gleichfalls sehr abweichende, zum Teil abenteuerliche Ansichten geäußert worden. So hat in den siebziger Jahren von Löher die Theorie aufgestellt, die lichthaarigen Guanchen seien Nachkommen versprengter Vandalen, was auch noch im Volksnamen und in der Sprache zu erkennen sei. Das hat selbstverständlich einer ernsthaften wissenschaftlichen Nachprüfung nicht standgehalten. Das Wahrscheinlichste ist, daß die alten Guanchen eine mit der Berbersprache verwandte Mundart gesprochen haben. — Die Schrift v. Behrs ist als wertvoller Beitrag zur Kunde dieses ausgestorbenen Völkchens willkommen zu heißen.

Ludwig Wilser.

**Schirmeisen, K.**, Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten. Eine mythologisch-prähistorische Studie. Brünn 1904, C. Wincker.

Obwohl der Verfasser, ein österreichischer Gymnasiallehrer, den Ursprung der Indogermanen, ja sogar der Buchstabenschrift in Mittel- und Nordeuropa sucht, muß doch sein Versuch, „die Attribute der germanischen Göttergestalten in ähnlicher Weise für Zeitbestimmungen zu verwerten, wie es in der Geologie mit den Leitfossilien geschieht“, als fehlgeschlagen betrachtet werden. Schon seine Grundanschauung, daß „das indogermanische Urvolk durch die Germanen selbst repräsentiert wird“, ist nicht ganz zutreffend: unsere Vorfahren, die erst seit Cäsar von ihren westlichen Nachbarn Germanen genannt wurden, sind als letzter, unverbrauchter Kern des Stammvolkes in die Geschichte getreten. Selbstverständlich reichen die Anfänge der germanischen Göttergestalten weit in die vorgeschichtlichen Zeiten

zurück, aber für die paläolithische Zeit eine Feuergottheit, für die mesolithische eine Fischergottheit, für die früh-neolithische eine Jagd-, Kriegs- und Himmelsgottheit, für die spät-neolithische eine Bauerngottheit, für die ältere Metallzeit einen Gott der Freien, für die jüngere einen solchen der Könige und Helden vorauszusetzen, das heißt doch der Einbildungskraft bei der Untersuchung so schwieriger Fragen einen allzu großen Spielraum gewähren. Auf wie schwachen Füßen die Beweisführung oft steht, das zeigt z. B. die Behauptung, durch die einen Bogen darstellende Yrrune sei „die Annahme berechtigt, daß der alte Kriegsgott (aus neolithischer Zeit!) als der Erfinder von Pfeil und Bogen angesehen wurde". Diese Rune gehört aber zu den jüngsten und hat sich nach Gestalt, Lautwert und Namen erst im Mittelalter, während der letzten Entwicklungszeit der nordischen Runenschrift, gebildet.

Ludwig Wilser.

**Knortz, Prof. Karl,** Der menschliche Körper in Sage, Brauch und Sprichwort. Würzburg 1909, Curt Kabitzsch (A. Stübers Verlag). 240 S., Preis M. 3,20.

Eine sehr gewandt abgefaßte Zusammenstellung reichhaltigen Materials. In erster Linie sind deutsche, englische und amerikanische Quellen berücksichtigt, doch bringt Verf. auch Hebräisches, Arabisches und Chinesisch-Japanisches. Kopf, Haar, Gesicht, Auge, Ohr, Nase usw. sind in besonderen Kapiteln behandelt. Besonders interessant scheint mir die Tatsache, daß gewisse Wirkungen körperlicher Besonderheiten von universeller Verbreitung sind, so die Abneigung vor roten Haaren, die Hochschätzung langen, kräftig wachsenden Haares, die abergläubische Bewertung des Niesens bald im Sinne eines Glücks-, bald eines Unglückszeichens, und anderes mehr. Im übrigen können Einzelheiten hier nicht wiedergegeben werden.

Dr. G. Lomer.

**Bresler, Dr. Joh.,** Die Willensfreiheit in moderner theologischer, psychiatrischer und juristischer Beleuchtung. Halle a. S. 1908, C. Marhold.

Bresler schildert kurz und klar, „wie Jurist, Psychiater und Theologe trotz verschiedenen Ausgangspunktes zu demselben Ziel über den Begriff der Willensfreiheit gekommen sind". Alle drei lehnen ihn ab. „Auf theologischer Seite wird die metaphysische Theorie von dem liberum arbitrium und der subjektiven Willensfreiheit abgelehnt. Der Jurist weist nach, daß er ihrer zur Rechtsprechung nicht bedarf, ja, daß der Determinismus hierfür sogar zweckdienlicher ist, und der Psychiater, der in dem aufgelösten Seelenmechanismus so oft das unverdeckte Spiel natürlicher Seelenkräfte verfolgen kann, vermißt ebenfalls die Notwendigkeit, hinter der Welt der Erscheinungen etwas anzunehmen, das außerhalb ihrer Gesetze steht und wirkt."

Man kann mit Bresler u. a. nur lebhaft wünschen, daß das noch immer sehr weit verbreitete Laienvorurteil über die Freiheit des Willens endlich definitiv schwinden möge.

Dr. G. Lomer.

**Ebertin, Elsbeth,** Wie die Männer in der Liebe sind. Bremerhaven und Leipzig, Verlag L. v. Vangerow. 199 S., M. 2,–.

Die in Bremen ansässige Graphologin bringt 112 männliche Schriftproben und analysiert sie in der Richtung des Themas. Nach einigen Einleitungsworten kommt sie zur Sache und führt uns als „Haupttypen der Männerwelt" a) die verschiedenartigsten Liebhaber, b) die zweifelhaften Charaktere, c) die guten und bösen Ehemänner vor. Gruppe a) nimmt den größten Raum ein, die anderen Gruppen sind stiefmütterlicher behandelt. In den zahlreichen kleinen Skizzen, welche das interessant geschriebene Buch zusammensetzen, birgt sich viel feine Beobachtung, Menschenkenntnis und ein guter Humor. Nicht verschwiegen darf aber werden, daß Frau E. sich zuweilen denn doch allzu hohe Ziele steckt; aus der Schrift festzustellen, ob ein Mann „gleichzeitig mit mehreren Frauen verkehrt", wie Verf. in der ersten Skizze von Gruppe b) es unternimmt, dürfte nicht gut möglich sein. Goethe wird einmal ungenau zitiert. Ernste Zurückweisung aber verdient jener Passus, wo Verf. medizinisch wird. Ich meine besonders den Abschnitt „Herzkranke". „Wer eine so zerrissene Schrift hat, wie Fig. 78", heißt es da, „in der besonders die Schleifen der Buchstaben »h« mehrfach große Lücken aufweisen, der hat nicht nur schon viel Liebesgram und Kummer kennen gelernt, wodurch sein Gemüt einen unheil-

vollen Riß davongetragen hat, sondern er leidet auch an einer Herzaffektion." Und weiterhin: „Solche und ähnliche pathologische Symptome zeigen sich auch in den Schriften der Männer, die an einer Erkrankung innerer Organe, an Lungenschwindsucht und anderen (!) Gebrechen leiden." Mit diesen „anderen" Gebrechen scheinen Geschlechtsleiden gemeint zu sein und aus dem Folgenden ergibt sich, daß Verf. diese Dinge berührt, „um besonders die Leserinnen dieses Buches auf die große Gefahr der Ansteckung aufmerksam zu machen". Hierzu sei folgendes bemerkt. Daß Beziehungen zwischen körperlichen Krankheitszuständen und der Handschrift bestehen, scheint mir außer Zweifel zu stehen. Die einzelnen Sonderdiagnosen schwanken jedoch zurzeit noch derartig bezw. sind so junges Wissenschaftsergebnis, daß man in ihrer praktischen Auswertung zu allergrößter Vorsicht verpflichtet ist. Da sollte auch Frau E. mit ihren Konsequenzen vorsichtiger sein! Eine frische Syphilis ist m. E. aus der Handschrift nicht zu erkennen; und ist das Leiden chronisch geworden und ins Spätstadium getreten, so pflegt es die Ansteckungsfähigkeit verloren zu haben, so daß Frau E'.s Mahnung „Vorsicht beim Küssen!" hinfällig wird.

Auch eine andere Ungenauigkeit muß moniert werden. S. 193 ist von Auslassungen von Haar- und Grundstrichen die Rede. Auch hier schließt Frau E. voreilig: „Das sind Vorboten von Agraphie und Gehirnerweichung." Mir sollte das Mädchen aber leid tun, das nun wirklich, erschreckt durch eine solche Beobachtung in der Schrift ihres Geliebten, die Verlobung lösen zu müssen glaubt. Kommt das genannte Symptom doch ebensogut bei Neurasthenikern und in sehr eiligen Schriftstücken vor. Um eine so schwerwiegende Warnung aussprechen zu dürfen, bedarf es denn doch einer weit genaueren Schriftuntersuchung!

Es ist schade, daß die geschilderten Mängel den Wert des Buches einigermaßen herabmindern, das im übrigen durchaus seinen Zweck erfüllen dürfte: „durch kleine Schilderungen zu beweisen, daß überhaupt etwas Wahres an der Graphologie ist".

Dr. G. Lomer.

**Küster, Dr., Konr.** Gesammelte Schriften. Band I: Lösung der sozialen Frage durch Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Band II: Die Bekämpfung der Konfessionen durch Religion. Band III: Bekämpfung der politischen Parteiungen durch Politik. Berlin 1908, J. Harrwitz Nachf.

In diesen drei Bändchen sind zahlreiche Aufsätze zusammengefaßt, die der Verfasser im Verlaufe langer Jahre in der Allg. D. Universitätszeitung, deren Herausgeber er ist, hat erscheinen lassen. Das von ihnen behandelte Gebiet ist zu groß — spiegeln sie doch fast alle geistigen Strömungen der letzten Jahrzehnte wider —, als daß hier ein Eingehen auf Einzelheiten möglich wäre. Es sei nur kurz gesagt, daß Verfasser politisch den Anschauungen Damaschkes und Ruhlands, in religiöser Hinsicht denjenigen Egidys anhängt. Neben vielen guten Gedanken enthalten seine Ausführungen manche Utopien, wie z. B. die Abschaffung des Erbrechtes.

Der Hauptvorzug der Bändchen scheint mir, daß sie aus einem warmen und starken Kämpfen für das Gute geboren wurden, ihre Schattenseiten, daß sie, wenig eigenes gebend, nirgends tiefer schürfen, und die Einkleidung ihrer Gedanken nicht immer eine mustergültige ist. Unbeschadet der erstrebten Volkstümlichkeit könnte der Stil vieler Stellen gepflegter sein. — Die zahlreichen Verbeugungen nach höchster Stelle erhalten durch die Ereignisse der letzten Zeit das entsprechende Relief.

Soll der Zweck der Broschüren nur sein, in die berührten Fragen einzuführen und zu weiterem Studium anzuregen, so können sie empfohlen werden.

G. Weiß.

---



---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 3. — 1909.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

## Die Germinalpermutation.

J. G. Vogt.

§ 1.

In Nr. 7, Jahrg. VI dieser Zeitschrift habe ich einen Aufsatz über Germinalpermutation im Gegensatz zur Weismannschen Germinalselektion veröffentlicht. Ueber diesen Aufsatz äußerte sich Weismann in einem Privatschreiben in abfälliger Weise, und zwar, wie dies in solchen Fällen meistens geschieht, ohne irgendwelche Argumentation oder Beweisführung, lediglich in der Form allgemeiner Redensarten. Meine Voraussetzungen, die meinen Rechnungen zugrunde liegen, könne kein Biologe annehmen, und seine Theorie der Germinalselektion hätte ich mißverstanden, und zwar so sehr, daß eine Auseinandersetzung mit mir kaum zu etwas Ersprießlichem führen könnte. Was die letztere Behauptung anbelangt, so habe ich auf S. 420 der genannten Nummer die eigenen Worte Weismanns angeführt; ich hätte mich daher mit allen denjenigen zu trösten, die über seine Theorie in demselben Sinn geschrieben haben, weil sie ihn dann ebenso notwendigerweise mißverstanden haben müssen, wie ich. Es ist aber eine hinkende Ausrede, von Mißverständnis zu sprechen. Weismanns Hypothesen sind beinahe so breit getreten worden, wie die Darwins und Lamarcks; jeder Schuljunge weiß über sie Bescheid. Was allen dreien anhaftet, ist vielmehr Unverständnis, denn keiner der drei gibt uns eine befriedigende Erklärung der Probleme, die sie behandeln. Ich schicke, wiederholend, voraus, daß ich die Weismannsche Hypothese von der Kontinuität des Keimplasmas für eine der größten philosophischen Taten der Neuzeit halte, und daß ich, wenn ich Personenkultus und Autoritätsglauben nicht für den größten Hemmschuh für die Wissenschaft hielte, zu seinen größten Verehrern zählen würde. Seine Hypothese der Germinalselektion ist eine Sache für sich, allein sie wird durch die Hypothese der Kontinuität des Keimplasmas so sehr beeinflußt, daß sie mit der jeweiligen Formulierung der letzteren steht und fällt. Und diese Formulierung habe ich mir zum Vorwurf genommen, ohne Ansehen der Person der Wahrheit die Ehre gebend. Wo die Kritik aufhört, da hört auch die Wissenschaft auf. Und meine Kritik war auf eine unantastbare Tatsache gestützt, die weder Weismann

noch sonst irgend jemand aus der Welt schaffen kann. Wenn Weismann mich widerlegen will, dann muß er dies an der Hand der im Londoner South Kensington Museum aufbewahrten Versuchsreihen (S. 424, Nr. 7, Jahrg. VI) tun. Wir werden dann sehen, auf welcher Seite die Mißverständnisse liegen.

Um meine Voraussetzungen, „die kein Biologe annehmen kann", dreht sich eben der Streit. Wie Weismann von vornherein eine solche Redewendung gebrauchen kann, ist eigentlich unbegreiflich, denn er hat uns zu überzeugende Beweise seiner hohen philosophischen Veranlagung gegeben. Als Philosoph kann er für alle Voraussetzungen unserer Biologen nur ein mitleidiges Lächeln haben. Wenn es ein uferloses Meer der Unwissenheit, Unsicherheit, des Zweifels, des Rätselhaften, des Undurchdringlichen gibt, so ist es das der Biologie. Sind wir in der Biologie überhaupt über ein Lallen und Stümpern hinausgekommen? Was wissen wir über den letzten Grund, die letzten Fragen des Lebens, oder einfach über die Metaphysik des Lebens? Die Punkte, an denen wir unsere Betrachtung der Lebensprobleme anknüpfen, das sind empirische Grenzsteine, hinter denen ungeheuere dunkle Gebiete liegen, die kein Menschengeist je durchdringen wird, so oft wir auch versuchen mögen, die Angel unserer Spekulation in sie auszuwerfen. Und da wollen wir von Voraussetzungen der Biologen reden, als ob diese wirklich festen Boden unter den Füßen hätten!! Eine derartige Blöße hätte sich Weismann wenigstens mir gegenüber nicht geben sollen; ich lasse mir solchen Sand nicht in die Augen streuen.

Ich nehme mir die Freiheit, meine Voraussetzungen so gut und so schlecht zu machen, wie irgendein Biolog; es kommt nur darauf an, wer seine Voraussetzungen am weitesten hinausschiebt und wer sie am besten und überzeugendsten beweist. Der wahre Sachverhalt ist aber der, daß ich mit meinen Voraussetzungen einfach über Weismann hinausgegangen bin, weshalb sie ihm als Biolog nicht mehr begreiflich sind, zumal er sich für den äußersten Vorposten zu halten scheint.

Die erste Begründung des Kontinuitätsprinzipes, wie Weismann es bis zum Jahre 1886 durchgeführt hatte, war auf folgende Hauptpunkte gestützt, wobei ich mich an die Zusammenfassung von H. J. Romanes halte. „Der ganze Körper irgendeines vielzelligen Organismus setzt sich aus zwei verschiedenen Arten von Zellen zusammen, den Keimzellen, d. h. jenen, welche mit der Fortpflanzung in Beziehung stehen, und den somatischen Zellen, d. h. jenen, welche dazu bestimmt sind, alle anderen Teile des Organismus aufzubauen. Nun können die somatischen Zellen in ihren Verbindungen als Gewebe und Organe auf unzähligen Wegen durch den direkten Einfluß der äußern Umgebung sowohl als durch spezielle Lebensgewohnheiten, die während des individuellen Lebens des Organismus zur Ausbildung kommen, modifiziert werden. Aber obgleich die so veranlaßten Modifikationen Anpassungen sein können, und im allgemeinen auch sind, — es sei z. B. an die erhöhte Muskelkraft, wie sie durch den fleißigen Gebrauch der Muskeln hervorgerufen wird, erinnert, an das »Uebung macht den Meister«, soweit nervöse Einrichtungen in Betracht kommen usw., — so üben diese sogenannten erworbenen oder

»somatogenen« Eigenschaften niemals irgendeinen Einfluß auf die Keimzellen aus, derart etwa, daß sie bei der nächsten Generation als angeborene oder »blastogene« Eigenschaften wieder erscheinen. Denn die Keimzellen sind, der Theorie nach, in bezug auf ihren Keiminhalt prinzipiell verschieden von den somatischen Zellen und stehen in keinem anderen Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen, als daß sie Nahrung und Wohnung von ihnen erhalten. Soviel von den somatischen Zellen.

Wenden wir uns nun zu den Keimzellen; dieselben sind nach Weismann die Behältnisse für das Keimplasma, und von diesem setzt er voraus, daß es von all den andern, den Organismus zusammensetzenden Bestandteilen prinzipiell verschieden sei. Der Ursprung des Keimplasmas, so glaubt er, ist bei dem einzelligen Organismus zu suchen, und es ist von ihm in ununterbrochenem Strom durch alle aufeinanderfolgenden Generationen der vielzelligen Wesen weitergegeben worden. Setzen wir beispielsweise voraus, es sei ein gewisses Quantum Keimplasma gegeben, wie es in irgendeinem Lebewesen von heute vorzufinden ist. Eine kleine Menge dieses Keimplasmas mischt sich mit einer ähnlich kleinen Menge eines andern Individuums und schickt sich an, ein neues Individuum zu bilden. Aber dabei wird nur ein Teil dieses kleinen Teils aufgebraucht; der Rest wird in den Keimzellen des neuen Individuums aufgespeichert, um jene Kontinuität des Keimplasmas zu sichern, welche Weismann als notwendige Grundlage seiner ganzen Theorie annimmt. Weiterhin setzt er voraus, diese überschüssige Menge Keimplasma, die so in den Gewahrsam des neuen Individuums gegeben worden ist, sei hier des Wachstums oder der Vermehrung auf Kosten jenes Ernährungsmaterials fähig, welches ihr von dem neuen Soma geliefert wird, in dem sie sich zurzeit befindet; während dieses Wachstums, während dieser Vermehrung behält sie getreulich ihren hoch komplizierten Bau bei; kein Teil der vieltausendfach vermehrten Masse unterscheidet sich bezüglich seiner Ahnencharaktere in der kleinsten Besonderheit von jenem unendlich kleinen Ueberschuß, der dem Embryo von seinen Eltern zu Beginn anvertraut wurde.“

Weismann hat später seine Unterscheidung zwischen Keimplasma und Soma bedeutend modifiziert und unter Anschluß an die neuere Chromosomentheorie das Schwergewicht der genetischen Prozesse in die Kernsubstanz verlegt, schließlich auch in dieser wieder nur einen Teil mit der Wunderkraft des eigentlichen Keimplasmas ausgestattet. Dies alles interessiert uns hier nicht, da durch alle diese Modifikationen der Kernpunkt der hier vorliegenden Frage nicht berührt wird. Dieser gipfelt in der durchaus unbestimmten Definierung Weismanns, daß bei der Befruchtung nur ein Teil des Keimplasmas zur Bildung eines neuen Individuums aufgebraucht, der Rest in den Keimzellen des neuen Individuums aufgespeichert werde. Er spricht hier in der unbestimmtesten Weise von einem Teil und einem Rest. Wenn wir streng logisch denken wollen, müssen wir uns doch unbedingt sagen, der zum Aufbau eines neuen Individuums verwendete Teil muß alle Keimelemente, die zu diesem Aufbau notwendig sind, in sich schließen und ebenso muß der Rest die zum Aufbau eines kommenden Individuums notwendigen Keimelemente in sich schließen, also der Teil

und der Rest müssen absolut gleiche Hälften eines ursprünglichen Doppelkeimes sein. Zu dieser Klarheit hat sich Weismann auch bei allen seinen späteren Kombinationen und Modifikationen nie emporgeschwungen.

Dieser Mangel an Klarheit war bei Weismann auch die Ursache, daß sogar er sich zu der Hypothese von der Ueberschüssigkeit des Keimplasmas bei der Befruchtung drängen ließ, — er, der die beste Widerlegung in seinem Kontinuitätsprinzip zur Hand hatte! Welche Mühe hatte er sich gegeben, durch seine Auslegung der Richtungskörperchen die Reduktionsvorgänge so zu drehen und zu wenden, daß dann glücklich nur die beiden Hälften der elterlichen Keimkerne zur Bildung des neuen Individuums übrig blieben. Hat er denn dabei nicht einen Augenblick an das aufzuspeichernde Keimplasma gedacht? Wo war es denn hingekommen? Was war aus den beiden anderen Hälften der elterlichen Keimkerne geworden?

Genau derselben Unklarheit und Verworrenheit begegnen wir bei allen anderen Forschern. Sie schwingen sich alle nur bis zu den Vorgängen der Verschmelzung der beiden elterlichen Keime und dem gegenseitigen Austausch ihrer Elemente empor. Es hat keinen Zweck, den Widerstreit der Meinungen, der allbekannt ist, hier weiter zu verfolgen; hier heißt es den Knoten durchhauen, und dies tun wir, indem wir einfach mit unbeugsamer Logik das Weismannsche Kontinuitätsprinzip bis in seine letzten Konsequenzen verfolgen.

Eine klare und saubere, oder sagen wir fachmännisch gespreizt eine elegante Interpretation des Kontinuitätsprinzipes kann doch nur so lauten: einen männlichen und einen weiblichen Keim je als ein Individuum darstellend, vereinigen sich bei der geschlechtlichen Fortpflanzung zwei Individuen zu einem Doppelwesen, das sich wieder auflöst, wobei das eine zu einem Organismus auswächst, während das andere als ein, ein zukünftiges Individuum in sich schließender Keim in diesem auswachsenden Organismus eingekapselt wird. Aber offenbar müssen bei der Vereinigung, der Verschmelzung, der Wiederauflösung, der somatischen Entwicklung und Einkapselung die beiden Individuen stets ohne Rest aufgehen. Dies ist meine Voraussetzung, die angesichts der Tatsachen der Vererbung jeder denkende Mensch, selbst mit Einschluß der Biologen, ohne Skrupel annehmen kann.

Um den Tatsachen der Vererbung Rechnung zu tragen, setzen nicht nur Weismann, sondern die meisten Biologen das Keimplasma in der Weise organisiert voraus, daß in ihm jedes Organ oder jeder Organteil durch einen speziellen Organkeim (dem von den verschiedenen Forschern verschiedene Namen beigelegt werden) vertreten ist. Ebenso muß vorausgesetzt werden, daß die Individuen, die sich paaren können und zeugungsfähige Nachkommen erzeugen, dieselbe Anzahl von Organkeimen besitzen, mit gewissen Modifikationen (weiblicher und männlicher Eigenartigkeit usw.), die wir getrost hier übergehen können. Wenn also der männliche Keim $n_m$ Organkeime aufweist, so muß der weibliche Keim dieselbe Anzahl $n_f$ Organkeime aufweisen. Bei der Zeugung vereinigen sich beide Keime zu $n_m + n_f$, und nach ihrer Wiederauflösung zerfällt diese Vereinigung wieder in zwei Hälften, von denen die eine

1. $$S = \frac{n_m + n_f}{2}$$

zum Soma auswächst, während die andere

2. $$G = \frac{n_m + n_f}{2}$$

als Keim wieder eingekapselt wird. Ich sage, die beiden Hälften gehen ohne Rest auf, d. h. es gibt kein $n + x$ oder $n - y$, es gibt keine überschüssige Anzahl von Organkeimen des einen Individuums über die des anderen Individuums; vollständig und ohne Plus oder Minus wächst das Soma aus und enthält der eingekapselte Keim das Material zu einem Wesen derselben Art. Wäre dem nicht so, wäre das Keimplasma mit beliebigen Reserveelementen ausgestattet, die nach Weismann in unzähligen Fällen aktiv sind oder inaktiv bleiben, dann gelangten wir zu einem vollständigen Chaos im Fortpflanzungsprozeß; ein Austausch der Keimelemente wäre kaum denkbar, und wenn er stattfände, müßte die Welt mit mehr Mißgeburten als normalen Wesen erfüllt sein. — Ferner habe ich an der Hand des in meinem ersten Aufsatz behandelten Experimentes von R. H. Lock behauptet, daß der Austausch der Organkeime zwischen S und G zu Hälften geschieht. Für diese Behauptung verfügen wir eben über dieses Experiment als eine unantastbare Tatsache, aber nur über dieses Experiment. Somit kann die Diskussion hier einsetzen, und ich behaupte ferner, daß, wenn die Probleme der Vererbung überhaupt zu lösen sind, die Lösung sich nur auf die Kernfrage stützen kann, welche Teile nach der Verschmelzung und Wiederauflösung der beiden elterlichen Keime sich zum Soma und welche Teile sich zum neuen Keime schlagen.

Aber gerade diese Kernfrage ist bis jetzt noch nie berührt worden, selbst von Weismann nicht, der sie doch angeregt hat, was beweist, daß er sich der ungeheueren Tragweite seiner Idee selbst nicht bewußt geworden ist.

Es war eine völlig überflüssige Sorge Weismanns, daß er sich stets gewissenhaft den empirischen Befunden anpassen wollte, zumal sich diese doch immer nur auf äußere Merkmale, nie auf das innere Wesen beziehen. Im gesamten Weltgeschehen herrscht unbeugsame Gesetzmäßigkeit, d. h. Logik, und wenn wir unserem logischen Denken vertrauen, kommen wir in vielen, ja in den meisten Fällen weiter als alle Empirie. Die Logik ist auf alle Fälle viel öfter die Führerin der Erfahrung gewesen als umgekehrt. Also erkennen wir ruhig die Beobachtungstatsachen der Reduktionsteilung an; aber wer in aller Welt will denn beweisen, daß in diesen Teilungen mit oder ohne Ausstoßung von Richtungskörperchen das Allerheiligste des Keimplasmas in seiner Einheit wirklich gestört wird und es sich bei der nachträglichen Vereinigung der beiden elterlichen Keimkerne um bloße Hälften handelt?! Sind denn die Chromosomen wirklich letzte Einheiten, die durch ihre Anzahl bestimmend für einen ganzen oder halben Keim sein können? Warum identifiziert Weismann mit solcher Aengstlichkeit sogar seine Iden mit ihnen? Nur um nirgends Anstoß zu erregen, anstatt kühn seine schöpferische Idee zu verteidigen und hinkende Anschauungen zu zertrümmern. Hatte er selbst doch schon

die Kernsubstanz in sich geschieden in A-Idioplasma und B-Idioplasma, ohne daß ihm darob die Empirie ein Haar krümmen konnte. Weshalb nicht die äußerste Konsequenz ziehen und ein Allerheiligstes des Keimplasmas annehmen, das ungeteilt als Ganzes zur geschlechtlichen Vereinigung gelangt, so daß nicht halbe, sondern ganze elterliche Kerne zur Verschmelzung kommen, deren Wiedertrennung noch vor der ersten Furchung der Stammzelle erfolgen mag. Die Reduktion hat sicherlich keinen andern Zweck, als das Karyosoma, d. h. das Rohmaterial für den Aufbau des neuen Organismus, auf die Hälfte zu reduzieren. Dieses Rohmaterial, als erste Unterlage für den Neubau, muß ohne Zweifel von einer ganz bestimmten Zusammensetzung sein, d. h. sie muß, bildlich gesprochen, eine ganz bestimmte Anzahl von Bausteinen enthalten, nicht mehr und nicht weniger. Jeder der beiden Gameten ist von einer solchen bestimmten Quantität Rohmaterial für den ersten Bauansatz eines Individuums umgeben; ihre Vereinigung würde die doppelte Quantität zusammenbringen; da aber nur ein Keim arbeitet, nur ein Individuum erzeugt wird, während der andere Keim eingekapselt wird, so ist die eine überschüssige Hälfte nur im Wege und muß durch die Reduktion ausgeschieden werden. Aber nur das zum Baue bestimmte Rohmaterial (Karyosoma) wird ausgeschieden, die beiden Keime bleiben intakt und kommen voll und ganz zur Verschmelzung. Mit dieser Auffassung ist es unvereinbar, die Chromosomen mit dem eigentlichen Plasma zu identifizieren, denn die Keimzellen enthalten nur die Hälfte der Chromatinfäden gegenüber den Körperzellen, was den handgreiflichen Beweis liefert, daß sie lediglich zu dem Bau- oder Rohmaterial gehören. Repräsentierten sie wirkliche Keimelemente, dann müßten sie in den Keimzellen erst recht in derselben Anzahl vorhanden sein, wie in den Körperzellen.

Nach meinen Spekulationen (s. Der Realmonismus)[1]) ist die Kernmasse der Sitz des Organintellektes, und der Ausdruck „das Allerheiligste" ist daher sehr wohl angebracht. Ich verstehe unter diesem Allerheiligsten denjenigen Bestandteil des Kernes, dessen Elemente die materiellen Träger für den gesamten künftigen Aufbau des Organismus sind, gleichgültig ob diese Kernmasse von weiterer Kernsubstanz als Bau-, Schutz- oder Ernährungsmaterial im engeren Sinne, sozusagen als ein äußerster Vorschub des Cytosomas, umgeben ist, gleichgültig, ob die Chromosomen sie tatsächlich verkörpern oder nicht.

Ohne logische Brücken kommen wir auf diesem schwierigen Terrain nun einmal nicht vorwärts. Ein bißchen konsequentes Denken hätte Weismann zwingen müssen, sein Kontinuitätsprinzip zu vervollständigen; denn gerade der von ihm vernachlässigte Teil, die Einkapselung des Keimplasmas, drückt dem Prinzip den fortschrittlichen Stempel auf. Aber dem allgemeinen Zuge folgend, beschäftigte sich Weismann nur mit dem werdenden Organismus und verschwendete seinen ganzen Scharfsinn auf die Konstruktion des Keimplasmas zur Erklärung der Ontogenese. Und hier verliert er sich in Spekulationen solch phantastischer Art, baut solch gewagte Brücken zwischen seinen Spekulationen und den Beobachtungstatsachen, daß man nur kopfschüttelnd zuhören kann. So sollen, wie gesagt, die Kernstäbchen

---

[1]) Thür. Verlagsanstalt, Leipzig.

oder Chromatinfäden seine Iden repräsentieren, und da man in den Kernstäbchen gleichmäßig aneinander gelagerte Teilstücke beobachtet hat, liegt die Hypothese nahe, daß die Keimstäbchen aus mehreren Iden zusammengesetzt sind, weshalb Weismann solche Stäbchen Idanten nennt.

Um nun gegen alle Eventualitäten gewappnet zu sein, nimmt sich Weismann, trotz seiner übertriebenen Aengstlichkeit beim kunstvollen Auf- und Ausbau seines Keimplasmas, wieder solche Freiheiten, daß man den Zweck seiner ängstlichen Organisation gar nicht mehr einsieht. Wenn Weismann sagt, „die Keime müssen in einer bestimmten festgefügten Architektur organisiert sein und eine bestimmte Anzahl von Erbelementen enthalten, die in über- und untergeordneten festen Gruppen zusammengefügt sind und räumlich sowie zeitlich in bestimmten Phasen die Organteile aus sich heraus entwickeln“, so kann man ihm nur vollauf zustimmen, denn er spricht deutlich von einer bestimmten Anzahl von Erbelementen. Das ist der Hauptpunkt, auf dem wir fußen. Eine jede Art verfügt über eine bestimmte Anzahl von Organen oder Teilen, und ihr Keimplasma muß daher auch gesetzmäßig dieselbe bestimmte Anzahl von Erbelementen in sich schließen, nicht mehr und nicht weniger.

Aber im nächsten Atemzuge postuliert Weismann, um alle Vererbungserscheinungen erklären zu können, auf jeden Fall eine Vielheit von Erbelementen in der Keimzelle, die je einen ganzen Organismus vertreten. Zur Erklärung der Rückbildung eines Organs läßt er die entsprechenden Determinanten-Gruppen einfach wieder verschwinden. Zur Erklärung der Regeneration dagegen führt er wieder beliebige Ersatz- und Nebendeterminanten auf. Trotz der festgefügten Ordnung seines Keimplasmas läßt er bei der Reduktionsteilung des reifen Eies ganz unbesorgt die Iden einer Keimzelle auf die Hälfte reduzieren. Und was eben gerade hier wieder unfaßbar ist, das ist, daß er sich nie fragt, was denn dann aus der anderen, der ausgestoßenen Hälfte seiner Iden wird?!! Warum schneidet er das große Problem, das er so glücklich angeschnitten, hier wieder so unglücklich ab?!

Von allen anderen Vererbungstheorien bildet wohl, als die wichtigste, die Pangenesis Darwins den äußersten Gegensatz zu der Weismannschen Theorie; denn während wir die letztere als zentrifugal bezeichnen können, ist die Theorie Darwins entschieden zentripetal. Bei Weismann geht alles vom Keim, vom Zentrum aus, bei Darwin strömen die Gemmules aus allen Teilen des Organismus nach den Sexualorganen zum Neubau des Keimes. Allein Darwin konnte bei seinen sämtlichen Versuchen mit seiner eigenen Hypothese absolut nichts anfangen; er konnte für keinen einzigen eine Erklärung beibringen; die Vererbungsgesetze blieben für ihn undurchdringlich. An der Hand des Weismannschen Kontinuitätsprinzipes (d. h. in seiner Ergänzung) wären sie ihm in ihren Hauptzügen sofort klar geworden.

Der weitaus größte Experimentator vor Darwin war Mendel; er hat mit ungewohntem Scharfsinn viel Licht auf die Vererbungsvorgänge geworfen, und hätte er das Weismannsche Kontinuitätsprinzip gekannt, er hätte sicherlich weit vollendetere Gesetze über Vererbung aufgestellt, als er getan hat.

§ 2.

Wir haben unbedingt nachzuholen, was alle früheren Forscher versäumt haben, um so mehr als gerade dieser Teil des Problems von großem praktischen Werte ist. Allerdings müssen wir von vornherein berücksichtigen, daß empirisch nur die eine Hälfte des Problems beleuchtet ist (durch Hertwig bereits 1875), nämlich die unbestreitbare Verschmelzung der beiden elterlichen Keime zu einer einheitlichen Stammzelle nach der Befruchtung des weiblichen Eies. Alle Zweifel und Streitfragen über diesen Punkt sind durch die verfeinerten Beobachtungsmethoden der letzten 30 Jahre vollständig beseitigt worden. Darüber hinaus geht aber unsere Erfahrung nicht, und der wichtigste Teil des Weismannschen Kontinuitätsprinzipes bleibt vorläufig ausschließlich auf die Spekulation gestützt, eine Spekulation allerdings, die durch die Vererbungserscheinungen ungemein begünstigt wird. Wir können nur annehmen, daß nach der Verschmelzung der beiden Keimzellen bestimmte Organkeime (Keimelemente) aus der weiblichen wie männlichen Keimzelle gegeneinander ausgetauscht werden, was ich eben Germinalpermutation nenne, und daß nach diesem Austausch eine Hälfte der Stammzelle sich zum Soma entwickelt, während die andere Hälfte in diesem Soma eingekapselt wird. Ob diese Einkapselung je empirisch nachgewiesen werden wird, ist vorläufig eine sehr zweifelhafte Frage. Sie muß aber unbedingt gefordert werden, wenn wir die Vererbungsgesetze, die als Grundlage überall Mischung väterlicher und mütterlicher Eigenschaften aufweisen, verfolgen wollen. Es liegen allerdings einige Beobachtungstatsachen vor, die die Trennung zwischen somatischen und reproduktiven Zellen deutlich erweisen. Boveri hat sie bei einer Varietät des Spulwurmes unzweideutig nachgewiesen und den Vorgang der Befruchtung und Zellteilung bis zum Acht-Zellenstadium verfolgt. Nach Weismann trennt bei den Zweiflüglern die erste Teilung der in die Embryogenese eintretenden Eizelle das Kernmaterial der späteren Keimzellen des Embryo von dem Kernmaterial der somatischen Zellen, so daß also das Keimplasma der kindlichen Sexualorgane direkt von der elterlichen Keimzelle herstammt[1]). Solche und ähnliche Beobachtungen sind für die Vervollständigung des Kontinuitätsprinzipes von großem Belange, allein für die eigentliche Permutation liefern sie keine Anhaltepunkte.

Alles was an Beobachtungsmaterial und dessen Deutung, sowie an Spekulationen über das Kontinuitätsprinzip bis jetzt beigebracht worden ist, beweist nur, wie vollständig ungeklärt die Anschauungen über dieses Prinzip sind, und nicht zum geringsten bei Weismann selbst. Die Unklarheit stammt in erster Linie von den überlieferten Begriffen über das Somaplasma, d. h. seine falsche Unterscheidung vom Keimplasma. Haeckel sprach schon 1866 in seiner „Generellen Morphologie“ die Ansicht aus, daß von den beiden Hauptbestandteilen der kernhaltigen Zelle das Cytoplasma des Zellenleibes die Tätigkeit der Ernährung und Anpassung, hingegen das Karyoplasma des Zellkernes die Funktion der Fortpflanzung und Vererbung besorge. Diese Ansicht wurde gestützt durch die empirischen Untersuchungen von Straßburger, den Gebrüdern Oskar und Richard Hertwig u. a., und

[1]) A. Weismann, Das Keimplasma, 1892, S. 241.

heute ist die Annahme allgemein, daß der färbbare Bestandteil des Zellkernes, des Chromatin, die eigentliche „Erbmasse“ sei, das materielle Substrat der „Vererbungs-Energie“. Weismann fügte zu dieser Erkenntnis die Annahme, daß dieses Keimplasma vollkommen von den übrigen Substanzen der Zelle gesondert lebe, und daß letztere, das Somaplasma, die durch Anpassung erworbenen Eigenschaften nicht auf das Keimplasma übertragen könne.

Man sieht klar, wie kein einziger der genannten Forscher imstande ist, richtig zwischen Soma und Keim zu unterscheiden. Für sie entwickelt sich, selbst nach den geklärtesten Ansichten, das Somaplasma der Stammzelle zum Organismus, während das Keimplasma unverändert bleibt und im Organismus eingekapselt wird, d. h. seine weitere Fruchtbarkeit vermittelt. Aber wo in aller Welt kommt dann das Somaplasma her? Gibt es ein kontinuierliches Somaplasma gleich dem kontinuierlichen Keimplasma? Entweder es ist so, dann brauchen wir überhaupt kein Keimplasma, oder es ist nicht so, was sicherlich jeder behaupten wird, dann kann das Somaplasma nur selbst ein unmittelbares Produkt des Keimplasmas sein. Es läßt sich mit diesen verworrenen Anschauungen überhaupt kein Kompromiß eingehen.

Die Verworrenheit entspringt der falschen Auffassung des Somaplasmas, das plötzlich ohne jegliche Verbindung mit dem Keim einfach dem Zellkörper entnommen wird. Hier wirkt noch die alte Anschauung belastend, nach der überhaupt alle Faktoren zur Entwicklung des Sprößlings im weiblichen Ei gegeben waren und dem männlichen Sperma nur eine Funktion der Anregung zugeschrieben wurde. Ohne weitere Unterscheidung wendet man alle Aufmerksamkeit dem Zellkörper zu und spricht nur von einer Weiterentwicklung der Stammzelle, zumal ja auch nachgewiesen ist, daß vor und während der Vereinigung der beiden Zellkerne auch Teile des weiblichen und männlichen Cytoplasmas sich vermischen oder miteinander verschmelzen.

Klarheit erlangen wir nur, wenn wir sagen, das Cytoplasma ist kein Somaplasma. Das Cytoplasma ist lediglich das Rohmaterial, aus dem der somatische Teil des Stammkernes, nachdem er sich als Ganzes selbständig konstituiert hatte, den Aufbau des Organismus beginnt, und das die einzelnen Organkeime ihren Zwecken durch Umarbeitung dienstbar machen. Der Keim ist der Baumeister des Organismus, und zwar in dem Sinne, in dem vor allen Weismann sich die Funktionen des Keimes gedacht hat. Sobald wir in dieser Weise das Cytoplasma nicht mehr als Somaplasma, sondern lediglich als Rohmaterial auffassen, das der schaffende Keim verarbeitet, gelangen wir zu klaren Anschauungen. Die erste Furchung der Stammzelle wird durch kein Somaplasma, sondern durch den Stammkern angeregt, und zwar durch denjenigen Teil, der sich zum Baumeister des werdenden Organismus konstituiert. Halten wir uns zum Vergleich an ein klares Vorbild, an ein befruchtetes Vogelei, das wir einer befruchteten Eizelle gleichsetzen wollen. Der Sprößling geht aus dem Vogelei voll und ganz hervor. Niemand wird behaupten können, daß, wenn wir Dotter und Eiweiß für einen Augenblick als Cytoplasma bezeichnen, diesem wirklich plasmatische Eigenschaften zukommen. Eiweiß ist kein Plasma, Fette, Phosphate usw. des Dotters sind es auch nicht; nie und nimmermehr können wir annehmen, die

sämtlichen Gewebe des Vogelkörpers lägen plasmatisch in der Eimasse vorgebildet. Die letztere kann und darf nur als Rohmaterial aufgefaßt werden, was schon chemisch unzweifelhaft festgestellt ist. Wirkliches Plasma sitzt nur im Keim, und die von diesem Keime ausgehende plasmatische Energie (wenn man meine Hypothese des Organintellektes nicht akzeptieren will) verarbeitet das organische Rohmaterial in der Ontogenese.

Das Wort Cytoplasma involviert einen ganz ungeklärten Begriff. Unter Plasma dürfen wir nur lebende Substanz verstehen, und Leben kann nur vom Keime ausgehen, mag es in dem letzteren in vielen Fällen noch so lange latent sein. Wenn wir eine Amöbe oder ein Plasmodium als pures Plasma bezeichnen, so ist dies eben falsch. Auch diese können nur durch ihre Keime leben, die das Körpermaterial erst schaffen, und zwar aus dem ihnen entsprechenden Rohmaterial. Weshalb zerbricht man sich den Kopf so viel über Eiweiß und Plasma, die dieselbe chemische Beschaffenheit haben, und doch lebt das Plasma, das Eiweiß aber nicht! Das Plasma besitzt lebende Keime, die arbeiten und Eiweiß schaffen können. Der Keim ist der Schöpfer, das Eiweiß ist das Produkt. Das sogenannte Cytoplasma, das den Keim umgibt, ist ein Erzeugnis des vorhergegangenen Körpers, einfaches organisches Rohmaterial, das dem eingekapselten Keim zu seiner späteren unmittelbaren Entwicklungsarbeit (nicht zu seiner Ernährung, denn diese muß stets als aus anderen Quellen gegeben vorausgesetzt werden) mit auf den Weg gegeben wird, wie etwa der Stärkevorrat dem pflanzlichen Keime im Samenkorn. Und eben weil alles Leben und alle Arbeit vom Keime ausgeht, müssen wir auf dessen intakter Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht bestehen. Das Cytoplasma kann gar nichts aufbauen, und solange wir über den Keim mit allen seinen schöpferischen Veranlagungen verfügen, brauchen wir überhaupt kein anderweitiges Plasma.

Durch die Annahme eines jeden anderweitigen Plasmas (Cytoplasma, Somaplasma usw.) wird eben die heillose Verwirrung erzeugt, wie sie in den Anschauungen über Fortpflanzung und Vererbung zutage tritt. Nach diesen Anschauungen wird unter Anlehnung an das obige Vorbild des Vogeleies nicht bloß zwischen Keim und dem organischen Rohmaterial, das im Ei aufgestapelt ist, unterschieden, sondern zwischen diesem Rohmaterial und der Keimzelle, die ihrerseits wieder in Keimplasma und Cytoplasma zerfällt, und man bleibt beharrlich bei einer Unterscheidung zwischen sich verändernden Körperzellen und sich nicht verändernden Keimzellen. Diese Unterscheidung führt zu unentwirrbaren Widersprüchen. Wenn der Vogelkörper durch das Cytoplasma der Stammzelle aufgebaut würde, also dieses Cytoplasma das Rohmaterial im Ei aufzehrte, zu was dient dann der Stammkern? Dann gelangen wir, wie gesagt, zu einer Kontinuität des Cytoplasmas, und die Kontinuität des Keimplasmas wird völlig überflüssig.

Wir gelangen nur dann zu einer logisch befriedigenden Auffassung, wenn wir das Cytoplasma einfach als zur Verarbeitung bestimmtes Rohmaterial im engeren Sinne auffassen und alle initiierende Aktivität, alle wirklich plasmatische Energie ausschließlich in das Keimplasma verlegen, das die Körperzellen schafft. Die Körperzellen, die durch Vervielfältigung ins Unendliche anwachsen und durchaus selbsttätig auftreten können, nehmen in letzter Linie ihren Ursprung im

Keimplasma, und zwar sind sie die getreuen Abbilder desjenigen Organkeimes oder Keimelementes, das ihre jeweilige Eigenart bedingt; sie sind der kontinuierliche Faden, der in diesem Keimelement angesponnen wird. Nehmen wir als Beispiel das Keimelement des Muskelgewebes. Gestützt auf den Arbeitsmodus der gesamten organischen Welt, auf die Zellteilung, brauchen wir uns nur vorzustellen, dieses Keimelement spalte bez. verdoppele sich; es bilden sich dann zwei Keimelemente derselben Art; das eine bleibt als Komponente im Keimplasma zurück, das zweite umgibt sich mit Nährsubstanz und bildet den Kern einer Zelle, der auf diese Zelle genau die Funktion des ursprünglichen Keimelementes überträgt. Dies ist die erste, durch das Keimelement gebildete Muskelzelle, die sich nun ihrerseits vermehrt und das Muskelgewebe aufbaut. Das Soma geht auf diese Weise unmittelbar aus dem Keime hervor, und der Körperteil des Organismus ist somit nichts anderes, als eine millionen- und billionenfache Vermehrung der Organkeime oder Keimelemente. Der vielgestaltete Geist des Keimes wird unmittelbar über den ganzen Körper ausgestrahlt; er geht in spezifischer Färbung in jede Körperzelle über. Der Keim beherrscht den Aufbau, und da er intakt erhalten bleibt, auch die Erhaltung des Körpers; er stirbt erst mit diesem ab. In dieser Auffassung herrscht Klarheit; wir begreifen das hohe Wesen des Keimes, und Cytoplasma, Soma, kurz, alles was außerhalb dieses Keimes liegt, ist seine Schöpfung, sein Erzeugnis und verliert jeden selbständig initiierenden Wert. Daß der Keim auch Keimelemente enthält, die der Ernährung vorstehen, die das Rohmaterial zur Zellbildung herbeischaffen usw., muß als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Der Keim bleibt die schöpferische, regulierende, organisierende Einheit, und wenn auch sein Geist auf die Körperzellen übergeht, so bezieht sich dies doch nur auf die spezifische Veranlagung der einzelnen Organkeime. Eine Muskelzelle birgt in unzähligen Wiederholungen den funktionellen Charakter des entsprechenden Organkeimes in sich, aber sie kann keinen Organismus schaffen; dies kann nur der Keim in der Zusammenfassung aller Organkeime als beherrschende Einheit tun.

Wir erlangen noch mehr Klarheit, wenn wir uns überhaupt auf einen höheren Standpunkt stellen und für einen Augenblick das Leben in seinen Hauptzügen ins Auge fassen. Ich bin der Ansicht, daß die Biologie in dem allgemeinen Begriffe des Plasmas einen ungeheuren Ballast mit sich führt, der jeden höheren Aufschwung zur Erkenntnis immer und immer wieder verhindert. Die ältere Biologie verstand unter Plasma oder Protoplasma die formative Lebenssubstanz überhaupt und konnte sich ja auch schließlich damit zufrieden geben. Die moderne Biologie hat nach der empirischen Bloßlegung der Fortpflanzungsvorgänge im Ei die Kernsubstanz entdeckt und den neuen Begriff des Keimplasmas geschaffen, dem die formative Kraft in einem engeren Sinne zugeschrieben wurde. Dies war ein Fortschritt, allein er blieb mit einem Hemmschuh behaftet, weil man sich nicht entschließen konnte, den alten Begriff des Protoplasmas fallen zu lassen. Zwischen dem neuen und alten Begriff wurde ein Kompromiß geschlossen, das sich einfach als unheilvoll erwies und die endlose Verwirrung hervorrief, unter der heute alle Theorien leiden. Man spricht von einem Somaplasma, das sich mit dem alten Begriff des

Protoplasma deckt, und pfropft diesem nun ein neu entdecktes Keimplasma auf, das erst recht formativ in das erstere eingreifen soll; damit kämen wir einfach zu dem Begriffe einer Doppelschöpfung des Lebens. Dann müßte von allem Anbeginn ein Somaplasma und ein Keimplasma entstanden sein, und beide hätten sich in ewigen, unsterblichen Windungen umkreist.

Allen unseren Spekulationen haftet in letzter Linie eben immer wieder menschliches Tun und Treiben an. Wir schaffen und bauen unsere Kulturprodukte, indem wir stets das Material zu denselben von außen hinzutragen und zwischen diesem Material und unserer schöpferischen Tätigkeit unterscheiden. Das organische Schaffen jedoch weist den fundamentalen Unterschied auf, daß nicht von außen gearbeitet wird (unter der naiven Hinzuziehung eines Schöpfers), sondern von innen heraus; das Leben quillt aus sich selbst und zwar durch das allumfassende Arbeitsprinzip der Teilung: omnis cellula e cellula. Aber es genügt doch offenbar zur Erklärung des Lebens, wenn wir dieses allmächtige Prinzip der Teilung nur einmal einsetzen lassen; und wenn der Keim mit seiner Konstellation des Bewußtseins (s. „Realmonismus“) die erste Formel ist, unter der das Leben auf unserem Planeten auftrat, so genügt uns diese vollständig, um aus ihr alle höheren Lebensfäden zu spinnen. Diese erste Formel des Lebens muß die formative Kraft des Lebens in sich schließen, die zu allen weiteren Kombinationen führt, aber auch sie und nur sie allein. Daher können wir auch nur den Keim als Plasma bezeichnen, d. h. als formative Substanz, und für alles andere Geschehen außerhalb des Keimes sollten wir die Bezeichnung Plasma kassieren. Wir können zwischen Keim und Soma unterscheiden, wir können von Soma oder somatischen Vorgängen sprechen, aber wir sollten mit aller Konsequenz das Wort Somatoplasma oder Somaplasma aus der biologischen Terminologie ein für allemal ausmerzen. Wenn wir von Plasma reden, so darf darunter eben nur reine Kernmasse oder Keimplasma verstanden werden. Die Körperzellen, so selbständig sie auch arbeiten mögen, sind in letzter Linie ein Erzeugnis des Keimplasmas, und die Zeit ist sicherlich nicht mehr ferne, in der es zum Lehrschatz des Biologen gehören wird, daß es kein Plasma im alten Sinne ohne beherrschenden Keim gibt, ob er nun sichtbar oder unsichtbar ist, ob er von Rohmaterial umgeben ist oder reines Keimplasma darstellt. Alles Cytoplasma der Körperzellen der gesamten organischen Welt zusammengenommen kann nicht eine neue Zelle schaffen; ein einziger Keim hingegen kann das ganze Universum mit Körperzellen erfüllen, wobei er nur die erste Zelle zu bilden hat, die dann seinen Zauberstab selbsttätig weiter gibt. Eine Keimzelle werden wir nur richtig definieren, wenn wir den Kern in Keimplasma (Allerheiligstes) und Karyosoma zerlegen und die übrige Zellmasse als Cytosoma bezeichnen. — Wesen und Natur des Keimes habe ich besonders in meiner Schrift „Der Realmonismus“ eingehend behandelt; ich muß den Leser auf dieselbe verweisen, da das Thema mich hier zu weit führen würde.

§ 3.

Zur Präzisierung unserer Auffassung tun wir am besten, neue Bezeichnungen zu wählen, da wir uns sonst sprachlich kaum zurecht

finden werden. Unter Anlehnung an den Energiebegriff können wir denjenigen Teil (diejenige Hälfte) des Stammkernes, der den Aufbau des Organismus übernimmt, den *aktuellen* Keim, das aktuelle Plasma, den übrigen Teil (die zweite Hälfte), der wieder eingekapselt wird, den *potentiellen* Keim, das potentielle Plasma, nennen. Dieser potentielle Keim wird stets in dem entsprechenden weiblichen oder männlichen Sexualorgan des sich bildenden Organismus eingekapselt werden.

Der Vorgang der Befruchtung verläuft also einfach so, daß ein weiblicher und ein männlicher potentieller Keim, jeder ein vollständiges Individuum repräsentierend, sich verschmelzen, ihre einzelnen Bestandteile oder Organkeime gegeneinander austauschen (permutieren) und sich dann wieder in zwei Keime, je ein vollständiges Individuum repräsentierend, auflösen, den aktuellen und den potentiellen Keim, und zwar behaupte ich, daß diese Verschmelzung und Wiederauflösung *ohne Rest* vor sich geht. Ich bleibe auch bei meiner früheren Behauptung, daß die geschlechtliche Zeugung lediglich den Zweck der Auffrischung verfolgt und nicht etwa, nach Weismann, den der Begünstigung der Variation. Hierüber habe ich mich in meinem früheren Aufsatz zur Genüge ausgesprochen.

Wir können die Germinalpermutation graphisch folgendermaßen darstellen. Mit $P_m$ bezeichne ich den männlichen, mit $P_f$ den weiblichen potentiellen Keim, mit $A_m$ den männlichen, mit $A_f$ den weiblichen aktuellen Keim, mit $a_m$ $b_m$ . . . ., $a_f$ $b_f$ . . . . die jeweiligen männlichen und weiblichen Organkeime, aus denen sich das Keimplasma zusammensetzt und die die verschiedenen Organe oder Organteile des Organismus repräsentieren. Sie müssen einander in beiden Geschlechtern an Zahl entsprechen, und sie werden einander auch mehr oder weniger ähnlich sein. Verschieden sind dagegen die Organkeime der Sexualorgane beider Geschlechter, die ich mit $s_m$ und $s_f$ bezeichne. Im Gegensatz zu Weismann nehme ich an, daß jeder Organkeim *einzählig* vorhanden ist, weshalb die Permutation *ohne Rest* aufgehen muß. Wir hätten somit

| | |
|---|---|
| $P_m$ | $P_f$ |
| $a_m$ | $a_f$ |
| $b_m$ | $b_f$ |
| $c_m$ | $c_f$ |
| $d_m$ | $d_f$ |
| ⋮ | ⋮ |
| $n_m$ | $n_f$ |
| $s_m$ | $s_f$ |
| $A_f$ | $P_{1m}$ |
| $a_m$ | $a_f$ |
| $b_f$ | $b_m$ |
| $c_m$ | $c_f$ |
| $d_f$ | $d_m$ |
| ⋮ | ⋮ |
| $n_m$ | $n_f$ |
| $s_f$ | $s_m$ |

wobei $P_m$ und $P_f$ die beiden elterlichen potentiellen Keime sind, die bei der Befruchtung miteinander verschmelzen, ihre Bestandteile gegenseitig zum Teile austauschen und hierauf die unter der Klammer zusammengestellten Keime liefern, wobei der aktuelle Keim $A_f$ weiblich, der potentielle Keim $P_{1m}$ männlich sein soll. Der potentielle Keim $P_{1m}$ wird in dem weiblichen sexuellen Organkeim $s_f$ eingekapselt, was notwendigerweise besagt, daß jedes Geschlecht den gegenteiligen sexuellen Organkeim einkapselt: das männliche Sperma enthält weibliche Sexualkeime, das weibliche Ei männliche Sexualkeime.

Es ist klar, daß, wenn die Sprößlinge mehr oder weniger beiden Eltern ähnlich sehen, die Permutation der Organkeime keine vollständige sein kann. Nach den in meinem vorigen Aufsatz angeführten Versuchsreihen müßte die Permutation zur Hälfte erfolgen, jeder potentielle Keim tauschte die Hälfte seiner Organkeime aus. Darüber läßt sich, wie gesagt, die Diskussion eröffnen. Würden sämtliche Organkeime ausgetauscht, handelte es sich um eine vollständige Permutation, dann würden einfach die beiden zusammengetretenen Keime sich wieder intakt trennen, nur mit dem Unterschiede, daß der eine der beiden Keime zum aktuellen, der andere zum potentiellen Keime würde. Alle Sprößlinge würden nur dem Vater oder der Mutter ähnlich, nein, gleich sein. Eine solche Umstellung hätte sicherlich weder Zweck noch Bedeutung. Nun kennen wir aber zahlreiche Fälle, in denen die Kinder in mehr oder weniger ausgesprochener Weise nach väterlicher oder mütterlicher Seite neigen, also von einer Permutation zur Hälfte nicht mehr die Rede sein könnte; ja, bei dem geschlechtlichen Verkehr zwischen Europäern und Chinesen sind die Kinder entweder ganz ausgesprochen europäisch oder ganz ausgesprochen chinesisch; in diesem Falle schiene gar keine Permutation stattzufinden.

Diese Frage läßt sich aber nicht ohne weiteres entscheiden, denn bei allen diesen Vergleichen halten wir uns lediglich an die äußeren Merkmale, was durchaus einseitig ist. Wenn es einen Organkeim für die Haare, das Auge, die Nase, Kopf, Pigment usw. gibt, dann muß es mit derselben Notwendigkeit auch Organkeime für die inneren Organe: Knochengerüst, Herz, Lungen, Nieren, Magen usw. geben, die sicherlich ebensogut mitzählen, wie die Organkeime der äußeren Merkmale. Bei unsern Vergleichen werden die inneren Organe stets übergangen. Die erblichen Dispositionen zu Erkrankungen gewisser Organe beweisen nur zu bestimmt, daß auch die Organkeime der inneren Organe an der Permutation beteiligt sind. Da diese inneren Organe nur schwer zum Vergleich heranzuziehen sind, wird sich auch nur schwer feststellen lassen, ob die Permutation der Organkeime bei allen Organismen wirklich zur Hälfte erfolgt, oder ob mehr oder weniger abweichende Modifikationen in Frage kommen. Es liegen Beobachtungstatsachen vor, die eine Modifikation, ja einen völligen Mangel der Permutation als durchaus möglich erscheinen lassen. Wir kennen zahlreiche Beispiele, daß zur Befruchtung eine Verschmelzung der beiden Kerne nicht unumgänglich notwendig ist. Boveri, Loeb, Hertwig u. a. haben durch eine Reihe von Experimenten festgestellt, daß unter gewissen Umständen nicht nur ein hinzutretender Kern, sondern überhaupt eine zweite Keimzelle zur Anregung der Entwicklung nicht notwendig ist.

Aber daran müssen wir unbedingt festhalten, daß jede Permutation, wenn sie erfolgt, in allen Fällen streng gesetzmäßig erfolgt oder erfolgen sollte. In dieser Annahme wurzelt mein fundamentaler Gegensatz zu Weismann und allen anderen Biologen, insoweit sie dieser Frage nähergetreten sind. Es muß von vornherein einleuchten, daß gewisse Organkeime nur zusammen permutieren können, besonders diejenigen, die dem jeweiligen Geschlechte eigen sind. Der Sexualkeim des Weibes wird z. B. mit dem Organkeim der Brüste, des Kehlkopfes, der Haare in gesetzmäßigem Zusammenhang stehen, und diese Keime müssen zusammen aus dem weiblichen potentiellen Keim in den aktuellen weiblichen Keim übergehen, sofern der Sprößling eine Tochter ist. Sobald diese Gesetzmäßigkeit durch irgendein Entwicklungshindernis gestört wird und etwa der Organkeim der Brüste oder des Kehlkopfes usw. in einen männlichen aktuellen Keim gelangt, dann resultiert ein Gynäkomast oder ein Mann mit Kastratenstimme usw. Die Permutation kann aber in vielen Fällen noch weit tiefergreifende Störungen erfahren. Die Permutation kann oft unvollkommen sein, besonders in Beziehung auf die sexuellen Organkeime; es kann vorkommen, daß die letzteren sich nach der Verschmelzung der beiden potentiellen Keime schwerer trennen, in teilweiser oder vollständiger Vereinigung in den aktuellen Keim gelangen und Veranlassung zur Erzeugung eines Zwitters geben. Dem eingekapselten potentiellen Keim des Zwitters fehlt dann selbstverständlich der sexuelle Organkeim und damit auch die Zeugungsfähigkeit. Die Verschmelzung und Nichtwiedertrennung anderer Organkeime kann schließlich zu wirklichen Mißgeburten führen, wie Kindern mit zwei Köpfen, doppelten Gliedmaßen, überzähligen Fingern und Zehen usw. Alle diese Tatsachen sind ohne das Permutationsprinzip nicht zu erklären.

Daß die Permutation nach ganz bestimmten Gesetzen erfolgen muß, beweisen die Bastarde. Würden, wie Weismann und andere behaupten, nur die stärkeren Organkeime bei der Germinalselektion zur Entwicklung gelangen, dann müßten die Bastarde bedeutend variieren, was durchaus nicht immer der Fall ist. Der Maulesel als Bastard von Eselhengst und Pferdestute und das Maultier als Bastard von Pferdehengst und Eselstute haben stets dieselben Merkmale und gleichen stets beide in demselben Maße mehr dem Esel als dem Pferde und zwar gleicht der Maulesel dem männlichen Esel mehr als dem weiblichen. Bei einem Wettstreite der Organkeime untereinander wäre eine solche Gesetzmäßigkeit undenkbar.

Unsere Biologen betonen und behandeln eben nur das aktuelle Keimplasma, nur den werdenden Organismus; sie sehen nicht weiter als bis zu ihrer Nasenspitze. Die Natur sieht weiter; sie denkt nicht nur an das Heute, sondern auch an das Morgen. Die Biologen berücksichtigen nur das Heute, sie beschäftigen sich nur mit den Erscheinungen, unter denen sich der aktuelle Keim im Soma auslebt. Sie denken nur an die Macht und Kraft des Soma, des lebenden Geschlechtes. Die Natur dagegen hat ebensoviel Interesse an den kommenden Geschlechtern, denn ihr letzter Grund ist die Erhaltung der Art. Der potentielle Keim hat für sie dieselbe hohe Bedeutung, wie der aktuelle; es ist für die Erhaltung der Art ebenso wichtig, daß der potentielle Keim dem aktuellen an Lebensfähigkeit gleichkomme.

Eine gesetzmäßige Permutation sichert offenbar diese Lebensfähigkeit; sie läßt nicht alle Kraft und Macht im Soma austönen, sondern reserviert denselben Anteil an Kraft und Macht für die Fortpflanzung. Nach Weismann und anderen gelangt nur das Stärkere in das Soma, und alles Schwache würde auf den potentiellen Keim abgeladen; die Arten müßten nach dieser Auffassung nach wenigen Generationen untergehen. Auch diesen Streitpunkt habe ich in meinem früheren Aufsatz zur Genüge erörtert.

§ 4.

Nach diesen Voraussetzungen, die nach dem Ausspruche Weismanns kein Biolog akzeptieren kann, sind wir imstande, von vornherein eine Art Vererbungsgesetz zu formulieren, das die wichtigsten Vererbungserscheinungen vollauf erklärt. Es lautet: jeder Organkeim, der in das aktuelle Keimplasma übergeht, erzeugt die Aehnlichkeit des betreffenden Merkmales mit den jeweiligen Eltern. Das männliche oder weibliche Gegenstück zu diesem Organkeime wird im potentiellen Keime eingekapselt und erzeugt die Aehnlichkeit im Enkel. Umgekehrt, alle Merkmale der Kinder, die nicht direkt von den Eltern stammen, weisen auf die Großeltern oder Ahnen zurück. Kurz gefaßt besagt dieses Gesetz, daß alle Merkmale, die sich im Soma nicht ausleben oder verausgaben, eingekapselt werden und in den Enkeln oder späteren Geschlechtern zum Vorschein kommen.

Hat z. B. ein Sohn die Nase des Vaters überkommen, so hat er den Organkeim der Nase der Mutter eingekapselt; zeugt er Kinder, so kann die Nase des Vaters nicht wieder in ihnen auftauchen, sondern nur die Nase der Mutter, d. h. der Großmutter, vorausgesetzt, daß nicht die Nase seiner Frau die der Großmutter verdrängt. Im letzteren Falle wird der Organkeim der Nase der Großmutter wieder eingekapselt und drängt sich in späteren Geschlechtern zum Vorschein. Dasselbe kann sich auf alle anderen Merkmale beziehen. In dem kleinen Kreise meiner Beobachtungen habe ich dieses Gesetz durchaus bestätigt gefunden, soweit sich bei der außerordentlichen Kompliziertheit des Gegenstandes Beobachtungen anstellen lassen. De Quatrefages kannte einen Nachkommen des Bailli de Suffren, der das sprechende Ebenbild seiner Ahnen war, — nach vier Generationen dagegen weder seinem Vater noch seiner Mutter ähnelte. Auch in der Tierzucht, besonders in der Pferdezucht, hält man sich mit Vorliebe an die Stammformen der Großeltern, selbstverständlich nur infolge der Erfahrung. Wenn gewisse Merkmale sich in einer Reihe von Geschlechtern erhalten, so müssen beide Stammeltern dieses Merkmal in ähnlicher Weise besessen haben. Die dicke Lippe der Habsburger z. B. nach ihrer Verbindung mit den Jagellonen muß beide Ehepaare zu Beginn charakterisiert haben. Ebenso kann die Nase der Bourbonen nur von Heinrich IV. und Maria de Medici gemeinsam stammen. Die Merkmale behaupten nach irgendeinem Gesetze den Vorrang gegen die gleichnamigen Merkmale neuer Paarungen. Der Atavismus bietet nach dem Permutationsprinzip dem Verständnis keine Schwierigkeiten mehr; dieses Prinzip klärt alle die Erscheinungen auf, über deren Rätselhaftigkeit sich noch Darwin so bitter beklagte. Er sagt in der „Entstehung der Arten“: „Die Gesetze, welche die Vererbung beherrschen,

sind zum größten Teile unbekannt. Niemand vermag zu sagen, woher es kommt, daß dieselbe Eigentümlichkeit in verschiedenen Individuen einer Art und in verschiedenen Arten zuweilen vererbt wird und zuweilen nicht; woher es kommt, daß das Kind zuweilen zu gewissen Charakteren des Großvaters oder der Großmutter oder noch früherer Vorfahren zurückkehrt; woher es kommt, daß eine Eigentümlichkeit sich oft von einem Geschlechte auf beide Geschlechter überträgt, oder sich auf eines, und zwar gewöhnlich, aber nicht ausschließlich, auf dasselbe Geschlecht beschränkt."

Bleiben wir gleich bei Darwin stehen. Eines seiner interessantesten Experimente, das seine Abstammungslehre am kräftigsten stützte, fußte auf seiner Kreuzung weißer und schwarzer Taubenrassen (Barb-, Bläß- und Pfauentauben), wobei sich plötzlich ein Enkel ergab mit schön blauem Gefieder, weißen Weichen, doppelter schwarzer Flügelbinde, schwarzer Schwanzbinde und weißen Seitenrändern der Steuerfedern, genau wie bei der wilden Felstaube, der Stammrasse aller Taubenrassen.

Hätte Darwin das Kontinuitätsprinzip nach obiger Formulierung gekannt, so wäre er über diesen Enkel nicht erstaunt gewesen, sondern hätte ihn geradezu erwartet. Zum Vergleiche wollen wir ausschließlich das Gefieder resp. dessen Farben wählen. Es fällt, wie alle äußeren Farbmerkmale, unter die Rubrik der teilbaren Organkeime, wie ich in meinem früheren Aufsatz ausgeführt habe. Trotzdem wir, wie gesagt, die Gesetze der Permutation absolut nicht kennen, lassen sich doch einige vage Gesichtspunkte gewinnen. Wir müssen nach der hier vertretenen Theorie, im Gegensatz zur Pangenesis Darwins, unbedingt annehmen, daß alle Abänderungen, alle Variationen, ob sie nun, wie allgemein vorausgesetzt wird, eine ausschließliche Funktion der Ernährung oder auch die Folge anderer Ursachen sind, ihren Ursprung im Keim und nur im Keim nehmen. Wenn wir sie richtig auffassen wollen, so müssen wir sie ohne Zweifel als Störungen auffassen, die die ursprüngliche Natur des Keimes und damit die Konstanz der Arten gefährden. Das Keimplasma wird beständig bestrebt sein, sich solcher Störungen zu entledigen, ein Bestreben, das ohne Zweifel in dem Quetelet'schen Gesetz seinen Ausdruck findet, nach dem alle Varietäten nach bestimmten äußersten Grenzwerten zur Stammform zurückkehren. In Wirklichkeit besagt dies nach unserem Permutationsgesetz, daß das Stammplasma sich stets so viel wie möglich intakt zu erhalten sucht und daher alle Variationen mit Vorliebe in den aktuellen Keim drängt, während das Stammplasma mit Vorliebe im potentiellen Keim verharrt. Alles, was sich im aktuellen Keim, im Soma auslebt, stört das potentielle Keimplasma nicht mehr.

Außerdem liegt alle Wahrscheinlichkeit vor, daß bei der Permutation der teilbaren Organkeime die Gesetzmäßigkeit dieser Permutation durch quantitative Verhältnisse bestimmt ist. Am ehesten begreifen wir dies aus den Pigmentmischungen beim Menschen, die sich in den meisten Fällen wie Farbmischungen verhalten, wenn es sich auch beim Pigment nur um quantitative Unterschiede derselben Einheit handelt.

Dies vorausgeschickt, wollen wir den Darwinschen Versuch analysieren. Zunächst müssen wir uns darüber klar werden, wie sich die weißen und schwarzen Taubenrassen durch allmähliche Zuchtwahl entwickelt haben. Wir behandeln hier, wie gesagt, lediglich den

Organkeim des Gefieders, und zwar nur die weißen und schwarzen Färbungen desselben, die wir einander als antagonistisch gegenüberstellen wollen; denn nur durch diesen Antagonismus sind die beiden weißen und schwarzen Taubenrassen entstanden. Die blaue Färbung können wir als eine Art Konstante vernachlässigen; sie ist gleichmäßig an weiß und schwarz gebunden und geht mit diesen Farben ein und aus. Der Einfachheit halber setzen wir diese beiden Farben einander quantitativ gleich. Bezeichnen wir nun die Stammart der Felstaube mit F und den Organkeim ihres Gefieders mit f, wobei der Index m männlich, f weiblich besagen soll, so wäre bei der Paarung der Felstaube die Formel für den Stammkern G in der ersten Generation:

3. $$G_1 = f_m + f_f$$

Dieser zerfällt in den aktuellen Keim A und den potentiellen Keim P nach folgenden Formeln:

4. $$A_1 = \frac{f_m + f_f}{2}$$ 5. $$P_1 = \frac{f_m + f_f}{2}$$

Die Indices 1. 2. 3. . . . der Buchstaben G, A, P sollen die 1te, 2te, 3te . . . Generation ausdrücken. Da nach Formeln 4 und 5 der aktuelle und potentielle Keim einander durchaus gleich oder ähnlich sind, so ist klar, daß bei jeder weiteren Paarung die Stammart streng erhalten wird.

Lassen wir nun die Unterscheidung zwischen männlichem Gefieder $f_m$ und weiblichem Gefieder $f_f$ der Einfachheit halber fallen, und betrachten wir f durchweg als das ursprüngliche Gefieder der Felstaube. Setzen wir jetzt den Fall, in einem männlichen oder weiblichen Gefieder trete eine Variation auf, indem das Weiße des Gefieders sich auf Kosten des Schwarzen vergrößere, so ergäbe sich, wenn wir den dem Organkeim entsprechenden Teil des weißen Gefieders mit w, denjenigen des schwarzen Gefieders mit s bezeichnen, für den Stammkern dieser Generation, die wir als die zweite bezeichnen wollen, die Formel

6. $$G_2 = f + \left(f - \frac{s}{n}\right)$$

wobei $\frac{s}{n}$ den Teil des Schwarz bedeutet, das durch das variierende Weiß verdrängt worden ist. Wenn wir nun die Paarung mit gleichwertigen Keimen fortsetzen, d. h. mit solchen, die die Variation $\frac{\left(f - \frac{s}{n}\right)}{2}$ in sich schließen, so bleibt die Varietät erhalten. Paare ich aber diese Varietät wieder mit der Stammform $\frac{f + f}{2}$, dann geht die Variation $\frac{s}{n}$ wieder verloren, wie ich dies in meinem früheren Aufsatz nachgewiesen habe. Diese Tatsache wird eben durch das Quetelet'sche Gesetz ausgedrückt. Varietäten können nur durch Paarung mit denselben Varietäten erhalten und fortpflanzungsfähig gemacht werden; sobald sie mit der Stammform gepaart werden, kehren sie zu dieser zurück.

Die weiße Taube kann nur gezüchtet werden, wenn $\frac{s}{n}$ bei allen Paarungen vertreten ist und weiterhin in seinem Werte wächst. Wir wollen annehmen, $\frac{s}{n}$ wächst allmählich, d. h. im Laufe verschiedener Generationen bis zum vollen Werte s, d. h. in dem Stammkern $G_2$ ist ein Aequivalent f ganz durch weiß verdrängt, also alles Schwarz verschwunden, so daß wir jetzt schreiben können

7. $$G_3 = f + w$$

8. $$A_3 = \frac{f}{2} + \frac{w}{2}$$ 9. $$P_3 = \frac{f}{2} + \frac{w}{2}$$

Wir hätten damit im aktuellen wie potentiellen Keim eine Taube mit der Hälfte des ursprünglichen Gefieders, bez. ein Viertel schwarz und drei Viertel weiß, denn das ursprüngliche f enthält ja die Hälfte w. Diese Taube ist also noch nicht rein weiß. Wird sie aber gleichmäßig gepaart, so erhält sie sich als Varietät durch alle weiteren Generationen intakt, denn $P_3$ gleichwertig mit $P_3$ gepaart

10. $$G_4 = \left(\frac{f}{2} + \frac{w}{2}\right) + \left(\frac{f}{2} + \frac{w}{2}\right)$$

ergibt immer wieder

11. $$A_4 = \frac{f}{2} + \frac{w}{2} \qquad P_4 = \frac{f}{2} + \frac{w}{2}$$

f und w halten sich bei dieser Varietät das Gleichgewicht. Ich fasse hier f und w lediglich im quantitativen Sinn auf, und es ist für unsere Betrachtungen von keinem Belang, wieviel davon auf die väterliche oder mütterliche Herkunft entfällt.

Nun lassen wir die weiße Variation noch weiter wachsen, so daß auch das zweite Aequivalent f angegriffen wird und wir

12. $$G_5 = \left(f - \frac{s}{n}\right) + w$$

erhalten. Drücken wir der leichteren Uebersicht halber $\frac{s}{n}$ durch $^1/_4$ aus, so hätten wir

13. $$G_5 = \frac{3f}{4} + \frac{5w}{4}$$

und es ergeben sich

14. $$A_5 = \frac{3f}{8} + \frac{5w}{8}$$ 15. $$P_5 = \frac{3f}{8} + \frac{5w}{8}$$

Jetzt hat weiß ein Uebergewicht über die Stammform erlangt, und wenn es als eine die Stammform bedrohende Störung in das Soma gedrängt wird, so kann sich $G_5$ so spalten, daß die Varietät ganz weiß wird:

16. $$A_5 = w$$ 17. $$P_5 = \frac{3f}{4} + \frac{w}{4}$$

Bei weiterer Paarung muß jetzt ein plötzlicher Rückschlag eintreten, den wir aber hier nicht weiter zu verfolgen brauchen. Wichtig für uns ist nur der Nachweis, daß der potentielle Keim der weißen

Taube die Stammform $\frac{3f}{4}$ in sich schließt. Nun kommt der Hauptpunkt, der uns darüber aufklärt, warum nur durch die Kreuzung zwischen weißen und schwarzen Tauben die Stammform der Felstaube wieder erzielt wird.

Genau so wie die weiße Taubenrasse wird sich auch die schwarze entwickelt haben, wir brauchen daher in allen obigen Formeln lediglich s durch w zu ersetzen. Für die schwarze Taube ergäbe sich somit

18. $$G_6 = \frac{3f}{4} + \frac{5s}{4}$$

und schließlich

19. $A_6 = s$ 20. $P_6 = \frac{3f}{4} + \frac{s}{4}$

Die Paarung zwischen weißen und schwarzen Tauben, d. h. $P_5$ und $P_6$ ergibt:

21. $$G_7 = \left(\frac{3f}{4} + \frac{w}{4}\right) + \left(\frac{3f}{4} + \frac{s}{4}\right)$$

oder

22. $$G_7 = \frac{6f}{4} + \frac{w}{4} + \frac{s}{4}$$

Da nun aber w und s nichts anderes sind als die ursprünglichen Bestandteile des Gefieders der Felstaube, die Komponenten von f, und sie im Stammkern $G_7$ nun in gleichen Quantitäten zusammenkommen und sich ohne Rest zum ursprünglichen Gefieder, d. h. zu $\frac{f}{2}$ ergänzen, also

23. $$\left(\frac{w}{4} + \frac{s}{4}\right) = \frac{f}{2}$$

so ergibt sich die volle Formel der Felstaube wieder

24. $$G_7 = \frac{6f}{4} + \frac{f}{2}$$

oder

25. $$G_7 = f + f$$

Man ersieht hieraus leicht, weshalb nur weiße und schwarze Taubenrassen die Stammform wieder ergeben und nicht etwa weiß mit weiß $\left(\frac{3f}{4} + \frac{w}{4}\right) + \left(\frac{3f}{4} + \frac{w}{4}\right)$ oder schwarz und schwarz, weil $\frac{w}{4} + \frac{w}{4}$ oder $\frac{s}{4} + \frac{s}{4}$ die ursprüngliche Form nicht zusammensetzen können, sondern nur $\frac{w}{4} + \frac{s}{4}$.

Ich habe dieses verwickeltere Beispiel gewählt, um die Tragweite des hier behandelten Gesetzes in ein um so eklatanteres Licht zu stellen. Weit einfacher liegen die Verhältnisse z. B. beim Pigment der menschlichen Hautfarbe. Ich wiederhole, daß wir über die Gesetze der Permutation absolut nichts wissen. Oben habe ich die in meinem früheren Aufsatz behandelte Versuchreihe von Lock zum Ausgangspunkt meiner Berechnungen gemacht und einen absolut teilbaren

Organkeim des Gefieders lediglich quantitativ behandelt. Wir haben aber zunächst beim Menschen Beweise dafür, daß in manchen Fällen der Organkeim des Pigmentes unteilbar ist, d. h. nur als Ganzes und nicht in seinen Teilen in die Permutation eintritt. So kommt es häufig vor, daß ein Neger mit einer Weißen mehrere Kinder von gemischter Farbe erzeugt und plötzlich kommt wieder ein schwarzer Nachkomme, was man vulgär als einen salto atras bezeichnet. Lucas berichtet von einer Negerin, die drei Kinder gebar, ein weißes, ein schwarzes und das dritte von der Farbe eines Mischlings von Negern und Mulatten. Hier lauten die Formeln für die Paarung von Negern und Weißen, wenn wir den Organkeim des Pigmentes mit n für schwarz und b für weiß bezeichnen:

26. $G_1 = n + b$

27. $A_1 = \frac{n+b}{2}$ Mulatte, 28. $P_1 = \frac{n+b}{2}$

29. $G_2 = n + b$

30. $A_2 = n$ Neger, 31. $P_2 = b$

Bei $A_2$ hat somit einfach keine Permutation stattgefunden. Noch besser erklärt sich der eigentliche Rückschlag nach mehreren Generationen z. B. in dem von Quatrefages beobachteten und oft angeführten Fall, wo ein von einem Weißen abstammender Schwarzer, dessen Großvater gleichfalls schwarz gewesen war, mit einer schwarzen Sklavin eine ganz weiße Tochter zeugte. Es handelt sich hier darum, den Organkeim der weißen Farbe aufzuspüren und den richtigen Ansatz zu machen. Wir unterscheiden einfach:

Großvater, schwarz
Vater, weiß
Sohn, schwarz, erzeugt mit einer Schwarzen ein weißes Kind.

Wir bezeichnen wieder mit n schwarz, mit b weiß.

Großvater paart sich mit Weißer

32. $G_1 = n + b$

33. $A_1 = b$ (weiß), 34. $P_1 = n$ (schwarz),

d. h. der weiße Sprößling (Vater) kapselt einen schwarzen Keim ein. Der Sprößling mit dem potentiellen Keim n paart sich wieder mit einer Weißen.

35. $G_2 = n + b$

36. $A_2 = n$ (schwarz), 37. $P_2 = b$ (weiß)

und erzeugt diesmal einen schwarzen Nachkommen, der den potentiellen Keim b einschließt. Dieser schwarze Nachkomme paart sich mit einer schwarzen Sklavin

38. $G_3 = b + n$

39. $A_3 = b$ (weiß), 40. $P_3 = n$ (schwarz)

und es entspringt die weiße Tochter, die den schwarzen potentiellen Keim n in sich schließt. Diese weiße Tochter könnte mit einem weißen Mann eventuell wieder ein ganz schwarzes Kind zeugen. Wenn wir nun auch nicht wissen, nach welchem Gesetze sich die Organkeime von Schwarz und Weiß einmal in den aktuellen, ein anderes Mal in den potentiellen Keim drängen, so erscheint uns jetzt doch der ganze merkwürdige Rückschlag in einem ganz natürlichen Lichte;

wir rechnen mit greifbaren Faktoren und brauchen keine unbestimmbaren Latenzbegriffe einzuführen, die für unser Verständnis gar nichts besagen. Die Unteilbarkeit der Organkeime der Farben ist auch in vielen Fällen bei Tieren und Pflanzen nachgewiesen. Die Erscheinungen der teilbaren Organkeime bieten außerordentliche Schwierigkeiten, besonders beim Menschen, bei dem Haar, Augen- und Hautfarbe in korrelativen Beziehungen zueinander zu stehen scheinen. Aber das eine Grundgesetz beherrscht alle, auch die verwickeltsten Vererbungserscheinungen, einschließlich Rückschlag und Atavismus, nämlich: daß, was sich nicht im aktuellen Keim auslebt, im potentiellen Keim fortbesteht. In den potentiellen Keimen können Eigenschaften durch unzählige Generationen hindurch überliefert werden (wie der Zebra-Streifen beim Pferde), und doch dürfen wir deshalb das Keimplasma nicht als unsterblich bezeichnen. Schon das Prinzip der Auffrischung fordert, daß auch das potentielle Keimplasma fortwährend durch neue Elemente ersetzt wird (was ja eben durch die Permutation geschieht), daß es sich also auch fortwährend im aktuellen Plasma auslebt.

§ 5.

Glücklicherweise findet sich nun eine wunderbare Parallele zu meinem Permutationsprinzip in den wertvollen Arbeiten Gregor Mendels. Er geht genau von denselben Voraussetzungen aus, wie ich, Voraussetzungen, die nach Weismann kein Biolog annehmen kann. Weismann scheint also Mendel gar nicht zu kennen, was ihm als Fachmann ganz entschieden zu verdenken ist, während er sicherlich frei ausgeht, wenn er von mir nie etwas gehört hat. Im Oktoberheft 1908 dieser Zeitschrift erschien ein interessanter Artikel von Dr. L. Sofer: Auf den Spuren der Mendelschen Gesetze. Sofer erwähnt hier, daß Mendel im Jahre 1900 erst durch Correus, Tschermak und de Vries wieder ausgegraben werden mußte. Ich veröffentlichte mein Permutationsprinzip im Jahre 1901 („Entstehen und Vergehen der Welt"), ohne etwas von den Mendelschen Gesetzen gekannt zu haben. Wir sind also beide unabhängig voneinander zu denselben Schlußfolgerungen gelangt, Mendel auf empirischem, ich auf spekulativem Wege. Mendel hat man als Toten und Vergessenen wieder ausgegraben, mich hat man durch Totschweigen lebendig begraben. Vielleicht hilft mir bei dieser Gelegenheit wenigstens Weismann aus dem Grabe, indem er mich anstatt privatim öffentlich angreift. Ich glaube, den Vorzug vor Mendel zu haben, daß mein Permutationsprinzip weit klarer und präziser ist, als die Anschauungen Mendels es sind. Hätte Mendel, wie ich, das Weismannsche Kontinuitätsprinzip gekannt, so wäre er sicherlich zu denselben klaren Formulierungen gelangt. Wo ich auf absoluter Gesetzmäßigkeit bestehe, die wir allerdings in ihrem Mechanismus noch keineswegs kennen, da läßt Mendel die Merkmale der Eltern noch gegeneinander streiten. Es ist derselbe Streit, den ich in meinem ersten Artikel gegen Weismann so entschieden bekämpfe, weil er durch die fortwährende Begünstigung des Stärkeren in erster Linie die Regelmäßigkeit der Vererbungserscheinungen durchbricht und in zweiter Linie die Erhaltung der Arten gefährdet. Um den Vorwurf zu vermeiden, daß ich auch Mendel mißverstanden haben müsse, will

ich Dr. Sofer reden lassen: „Zur Erklärung der gewöhnlich Rückschlag oder Atavismus genannten Erscheinung nimmt Darwin an, daß in den Jungen einer jeden neuen Generation die „Tendenz“ sei, den längst verlorenen Charakter wieder hervorzuholen, welche latente Tendenz infolge unbekannter Ursachen zuweilen zum Durchbruche kommt.

Auch hierin bedeutet Mendel den Fortschritt. Durch sein Gesetz der Dominanzregel, daß von zwei in Widerstreit tretenden Merkmalen der Eltern das eine dominierend oder überwertig sich erweist, das andere aber als unterwertig oder rezessiv, und daß dieses rezessive Merkmal, nachdem es in der zweiten Generation verschwunden ist, in der dritten und den folgenden Generationen nach einer bestimmten Regel wieder auftaucht, hat er in das rätselhafte Gebiet des Atavismus Licht gebracht, indem er weiterhin die geniale Erklärung aufstellte, daß die verschiedenen Merkmalsanlagen in den Körperzellen des Bastards gemischt vorkommen, in den Keimzellen der Geschlechtsorgane aber getrennt sind, so daß in jeder Zelle des männlichen oder weiblichen Organes je **ein** Merkmal vorhanden ist[1]), eine Erklärung, die ungezwungen zu der modernen Chromosomentheorie herüberführt.“

Es ist dies eine exakte Wiedergabe meines Permutationsprinzipes, nur daß Mendel in Ermangelung des Weismannschen Kontinuitätsprinzipes dasselbe nicht so klar zu definieren und den Begriff des potentiellen Plasmas, der eben seinen Begriff der Rezession in sich schließt, zu formulieren vermochte. Mit großer Befriedigung kann ich hier nachtragen, daß Lock die Versuchsreihen, die ich in meinem ersten Aufsatz behandelte, eben nur zur Prüfung und Bestätigung der Mendelschen Gesetze angestellt hatte, worauf ich in diesem Aufsatze, um Zersplitterung zu vermeiden, nicht näher eingegangen bin. Sofer führt aus, daß Mendel mit seinen Experimenten glücklicher gewesen sei als Darwin, weil er gegenüber dem komplizierten Taubenmaterial Darwins mit einfacherem Material experimentiert habe. Lock hat mit noch einfacherem Material experimentiert, und ich wundere mich, daß Sofer die Lockschen Versuchsreihen überhaupt nicht erwähnt. Sie sind der handgreiflichste Beleg für die Richtigkeit der Mendelschen Gesetze und damit meines Permutationsprinzipes. Trotz alledem müßte nach Weismann auch der glorreiche Mendel aus dem Kreise der Biologen ausscheiden, da keiner der letzteren seine Voraussetzungen annehmen könnte!

Andere Vorläufer Weismanns waren F. Galton und G. Jaeger, von denen besonders die Anschauungen Galtons zu meiner Auffassung herüberführen. Ich zitiere wiederum: „Um die Vererbung elterlicher Eigenschaften zu erklären, machte F. Galton die Annahme, daß in den Geschlechtszellen zahlreiche Keimchen als Anlagemassen für das neue Individuum eingeschlossen seien. Er nahm im „stirp“, der Anlagemasse, zwei Gruppen von Keimchen an. Die eine ist aktiv und leitet die Ontogenese des Individuums, indem die sich entwickelnden Keimchen den Charakter einzelner Zellen, Gewebe und Organe bestimmen. Die zweite Gruppe beharrt in einem gebundenen Zustande, geht in die Geschlechtsprodukte des von der ersten Gruppe

[1]) Von mir gesperrt.

gebildeten Individuums über und stellt so den „stirp“ der folgenden Generation dar[1]).“

Auch G. Jaeger (1876) entwickelte Ideen, die schon auf die Einkapselung des potentiellen Keimes klar hindeuten. „Er weist darauf hin, daß die Embryonalzellen nicht als Knospungen aus anderen schon fertigen Organen sich entwickeln, sondern gleich anfangs als isolierte Klumpen von Embryonalzellen des mittleren Keimblattes auftreten. Er nimmt eine »Reservierung von Embryonalzellen« an, die bis in die frühesten Entwicklungsstadien des Embryo heraufreicht. Aus ihr erklärt er die außerordentliche Zähigkeit der Vererbung, da die Keimzellen so früh von den ontogenetisch sich fortentwickelnden losgelöst werden, zu einer Zeit, wo den abändernd wirkenden Einflüssen der Außenwelt noch wenig Spielraum gegeben ist. Auf Grund dieser Theorie begreife man auch, warum sogenannte erworbene Eigenschaften so schwer sich vererben.“

Man sieht also, Rüstzeug in Hülle und Fülle zur Verteidigung meines Permutations- und Einkapselungsprinzipes, und Weismann kann es vielleicht noch zu meiner großen Freude erleben, daß man künftighin von dem Weismann-Vogtschen Kontinuitätsprinzip reden wird! Aus Mißverständnis habe ich Weismann ergänzt!

---

# Volksvermehrung und sozialer Fortschritt.

Dr. Wieth-Knudsens Werk: „Formerelse og Fremskridt“,
kritisch besprochen von Dr. Otto Ammon[2]).

(Schluß.)

## II. Abschnitt: Frankreich.

In diesem Teile des Werkes feiert die methodologische Kunstfertigkeit des Verfassers ihre größten Triumphe. Denn während das Königreich Sachsen als eine Einheit behandelt werden konnte, bietet das viel größere Frankreich innere Verschiedenheiten, die jede für sich betrachtet werden müssen und dem Verfasser Anlaß bieten, seinen Scharfsinn in der Handhabung der Statistik, in immer neuen Zahlengruppierungen zu bewähren. Dazu kommt das Fehlen einer Einkommensstatistik, wofür die vorhandene Fülle der sonstigen wirtschaftlichen Entwicklungszeichen keinen rechten Ersatz bietet, so daß der Verfasser genötigt ist, eine Menge von Tabellen zu berechnen, um den Fortschritt oder Rückschritt zu ermitteln, den wenige Zahlen der Einkommensliste auf einen Blick ergeben würden. Es gehört zu den merkwürdigsten Dingen auf der Erde, daß Frankreich, obwohl seit mehr als einem Menschenalter Republik, die Widerstände gegen die

[1]) Von mir gesperrt.

[2]) Die im vorigen Heft enthaltene Bemerkung, daß das Werk dem Verfasser den Doktortitel eingebracht habe, ist dahin zu modifizieren, daß Wieth-Knudsen einen Doktortitel bereits besaß und durch das Werk den Titel als Dr. politicarum rerum erlangte. Die Hauptsache war, daß ihm auf Grund des Buches das Recht zuerkannt wurde, Universitätsvorlesungen zu halten. Das Werk war also eine Habilitationsschrift, keine Doktordissertation.

Einführung der gerechtesten direkten Steuer solange nicht überwinden konnte; was zurzeit im Werden ist, verdient den Namen einer Einkommensteuer nur bedingt.

Kapitel VI enthält die „Demographie und Statistik Frankreichs", die hier vorausgeschickt wird, während in Sachsen die Untersuchung der wirtschaftlichen Lage den Anfang machte und die starke Volksvermehrung erst nachher zur Erklärung beigezogen wurde. Der Verfasser zeigt uns die Geburtenzahl auf 100 Einwohner, die seit 1811—20 in zehnjährigen Durchschnitten fortwährend abnahm und von 3,18 in der ersten Periode bis 1901—05 auf 2,13, im Jahr 1906 auf 2,05 sank. Die Todesfälle haben zwar ebenfalls abgenommen, von 2,61 bis 1,99 im Jahr 1906, aber der Ueberschuß an Geborenen ist dabei doch immer geringer geworden. Während er 1881—1900 in Dänemark 1,31, in Schweden 1,16, in Preußen 1,38, in Bayern 0,98, in Sachsen 1,47, in Italien 1,06 auf 100 Einwohner betrug, ist er in Frankreich nur noch 0,13. Die merkwürdige Tatsache hat eine reichliche Beleuchtung in der Literatur gefunden, und nicht weniger als 33 allgemeine Ursachen (die Wieth-Knudsen S. 246 aufführt) sind von den Schriftstellern geltend gemacht worden. Sie vermögen aber trotz ihrer Vielseitigkeit keine befriedigende Erklärung zu geben. Die Kriege Napoleons I., gewisse Rekrutierungsvorschriften und andere Dinge sind nicht von solcher Tragweite. Dabei ist die Wanderung nach den Großstädten in Frankreich nicht so stark wie in Deutschland, Dänemark und anderen Ländern, die dabei einen reichlichen und steigenden Geburtenüberschuß bewahrt haben. Es gibt auch örtliche Ursachen, denn die Verhältnisse der einzelnen Departements sind verschieden; teilt man alle in fünf Gruppen, so hat für 1891—1900 die fruchtbarste Gruppe noch 2,63, die mit der geringsten Vermehrung nur 1,73 Geburten auf 100 Einwohner, und vergleicht man diese Ziffern mit solchen früherer Perioden, so war das Fallen sehr verschieden. In 46 von 86 Departements überstieg neuerdings der Sterbekoeffizient den Geburtenkoeffizienten!

Der Verfasser geht auf die verschiedenen Darstellungsmethoden ein. Die oben benutzte Geburtenzahl auf 100 Einwohner nennt man den Geburtenkoeffizienten, das Verhältnis der Geburtenzahl zu der Zahl der im gebärfähigen Alter befindlichen Frauen (in der Regel vom 15.—45. Lebensjahr) ist die Geburtenhäufigkeit, und die Zahl der Kinder in Ehen von normaler Dauer die eheliche Fruchtbarkeit. Die Vermehrung ist der natürliche Bevölkerungszuwachs. Hierauf, wie auf die Korrektur der Geburtenziffer nach Newsholme und Stephenson, kann leider in dem Rahmen eines Berichtes nicht eingegangen werden.

Eine Tatsache muß jedoch angeführt werden, nämlich, daß die Zahl der Kinder, die in den ersten drei Jahren einer Ehe geboren werden, in Frankreich nicht geringer ist, als in anderen Ländern; erst in den späteren Jahren tritt der Unterschied ein, und daraus läßt sich schließen, daß diese Abnahme keine ungewollte ist. Die Untersuchung des Alters der Ehemänner und der Dauer der Ehen zeigt hingegen keinen merklichen Einfluß mehr auf die Fruchtbarkeit, was sich begreift.

„Vermögen und Volksvermehrung in Frankreich" heißt die Ueberschrift des VII. Kapitels, in dem der Einfluß der Subsistenz-

mittel auf die Volksvermehrung studiert wird. In Ermangelung der Einkommensstatistik wird zur Klassifizierung der Departements die Größe der Erbschaften benutzt, die wegen der Erbschaftssteuer bekannt ist. In den vorwiegend ländlichen Gegenden zeigt es sich, daß, man möge die Zahlen gruppieren wie man will, die Departements mit kleinen Erbschaften mehr Kinder haben als die mit größeren Erbschaften. Dies scheint dem Satz des Verfassers zu widersprechen, daß Wohlstand die Erziehung einer größeren Kinderzahl erleichtert, aber er weiß die Tatsache anders zu erklären: die Erbschaften jener Gegenden sind bloß scheinbar so klein, weil viele Eigentümer nicht dort wohnen und ihr Nachlaß in anderen Departements versteuert wird, namentlich in dem Departement Seine (Paris), wo drei Zehntel aller Nachlaßwerte in die Erscheinung treten. Somit haben die inneren Wanderungen einen bedeutenden Einfluß, der näher zu untersuchen ist. Ferner spielt die Kindersterblichkeit eine Rolle, da ja von den klein verstorbenen Kindern kein Nachlaß festgestellt wird. Endlich kommt es nicht bloß auf den Durchschnitt der Erbteile an, sondern auf ihre verschiedene Zahl und Größe. Auch muß die Bedeutung der Vermögen für die Produktivität und das Verhältnis zwischen verfügbarer Produktion und notwendigem Verbrauch gewürdigt werden. Es folgen Tabellen zur Beantwortung dieser Fragen, und am Ende kommt der Verfasser doch zu einer Bestätigung seiner Ansichten, daß der „Auftrieb", das Streben, hinauf in die besitzenden Klassen zu gelangen, die Fruchtbarkeit in Frankreich hemmt. Diese Tatsache wird dann in Verbindung gesetzt mit dem bei der französischen Nation, auch in den ärmeren Klassen, abnorm entwickelten Spartrieb. Die Sparsamkeit erweist sich hier insofern als eine Tugend von zweifelhaftem Wert, als sie den zahlenmäßigen Fortschritt der Nation beschränkt.

Eine sehr interessante Tabelle beleuchtet nach Departementsgruppen die verschiedene Höhe der Mieten für Wohnung und Werkstätten, die Pachtzinse, die Steuerlast pro Kopf, die Verhältniszahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen, die Zahl der lebenden Kinder einer Ehe und die Zahl der Geburten auf 1000 Einwohner. In demselben Maße als die Landwirtschaft in den Departementsgruppen zurücktritt, steigen die Mieten und Pachtgelder und die Steuern, und sinken die Kinderzahlen einer Ehe, wogegen die Zahl der Kinder auf 1000 Einwohner mit der zunehmenden Industrialisierung wieder steigt. Letzteres rührt von den häufigeren Eheschließungen bei der Arbeiterbevölkerung her und auch von der größeren Zahl unehelicher Kinder, die die Vorsicht bei den ehelichen Konzeptionen ausgleicht. Der Verfasser nimmt hier Anlaß, die ungerechte Verteilung der Steuerlast in Frankreich hervorzuheben, die nicht die stärksten Schultern trifft und in hohem Grad die Landwirtschaft begünstigt, während sie auf die Industrie einen Druck ausübt.

In allen diesen Nachweisungen liegt nichts, was dem Gedankengang des Malthus widerspricht, daß die verhältnismäßige Reichlichkeit der Subsistenzmittel die Volksvermehrung bestimmt. Aber es ist eine eigentümliche Störung im Gleichgewicht des Gefühlslebens eingetreten, ein Mißverhältnis zwischen dem Fortschrittsdrang und den Familientrieben. Durch Verbreitung der Erkenntnis, daß dieses Mißverhältnis die Rasse zugrunde richtet, ist nichts zu bessern, da es

tatsächlich dem Einzelnen den Kampf ums Dasein erleichtert. Es ist eine der schlagendsten und ausgemachtesten Wahrheiten der menschlichen Psychologie, daß man ein Gefühl weder vertreiben, noch einführen kann mit Hülfe einer Erkenntnis, sondern nur mit Hülfe eines andern Gefühls, ein Punkt, auf den der Verfasser später noch einmal zurückkommt.

Kapitel VIII handelt von der „Fruchtbarkeit in den verschiedenen Bevölkerungsklassen". Auch hier sucht der Verfasser nachzuweisen, daß nicht die ärmeren, sondern die aufsteigenden Klassen eine schwächere Fruchtbarkeit zeigen, die Bourgeoisie eine schwächere als die Arbeiter. Wegen der verhältnismäßig kleinen Zahl dieser geschwächten Klassen darf ihr Einfluß auf die allgemeine Verringerung der Fruchtbarkeit nicht überschätzt werden. Wenn selbst in den Kreisen, in denen eine Verbesserung des Verhältnisses zwischen den Subsistenzmitteln und den Lebensbedürfnissen eingetreten und der soziale Auftrieb ohne wesentliche Bedeutung ist, keine Vermehrung der Fruchtbarkeit stattfindet, so müssen Tendenzen vorhanden sein, die dem natürlichen Bevölkerungsgesetz entgegenwirken. Es ist eine Perversion des Muttergefühls eingetreten, dieser Quelle des Lebens, eine Abneigung unter den Frauen gegen die Aufzucht einer größeren Kinderzahl, und beinahe keine soziale Klasse ist hiervon unberührt geblieben. Der „Feminismus" kommt bei dem Verfasser schlecht weg. Aehnliche Erscheinungen findet er in den Vereinigten Staaten, wo die geborenen Amerikanerinnen ungünstiger stehen als die Eingewanderten, ja sogar den Weltrekord der Unfruchtbarkeit erreichen. Das Ideal der Hausfrau und der Mutterschaft hat sich umgewandelt, und nur durch neue Ideale könnte das frühere Verhältnis wieder erreicht werden.

Das Bevölkerungsgesetz, daß die Vermehrung begrenzt wird durch die Subsistenzmittel, wird auch bestätigt durch das Verhalten der französischen Landbevölkerung. Nach den bisherigen Annahmen wären in dieser Klasse die ärmeren Gegenden die fruchtbareren, aber bei näherer Untersuchung mittels der Erbschaftsstatistik zeigt sich, daß die Voraussetzung falsch ist, daß die ärmeren Departements in Wirklichkeit reicher sind, als die, die für reich angesehen wurden. Ein großer Teil dieses Kapitels ist der Polemik gegen Autoren gewidmet, die den Gegenstand früher bearbeitet haben und Wieth-Knudsen zufolge zu unrichtigen Schlüssen gelangt sind.

Im IX. Kapitel sucht der Verfasser die Ursachen der Perversion der Muttergefühle zu ergründen und zieht zu diesem Zweck eine Arbeit unseres Freundes de Lapouge heran. Die Ueberschrift lautet: „Rassenkreuzung und Fruchtbarkeit". Da de Lapouge den Gegenstand in der „Politisch-anthropologischen Revue" von 1907 (S. 111 ff.) ausführlich behandelt hat, kann ich mich auf eine Verweisung dorthin beschränken und brauche nur den Grundgedanken hervorzuheben: daß bei der Kreuzung verschiedener und nicht zusammenpassender Rassen, wie die des Homo europæus und des Homo alpinus, eine völlige Verschmelzung der Anlagen unmöglich ist, und daß darunter die Instinkte leiden, selbstverständlich auch die der Fortpflanzung. Je mehr die Bevölkerung eines Departements gemischt ist, desto geringer erscheint die Fruchtbarkeit, desto häufiger muß man

auf künstliche Verhinderung schließen. Die Einwendung, daß auch Deutschland eine gekreuzte Bevölkerung habe und doch eine stärkere Vermehrung, beantwortet unser Verfasser mit der Gegenbemerkung: es liege vor Augen, daß in Deutschland die Geburtenziffer fortwährend sinke auf der ganzen Linie, die Erscheinung trete hier nur etwas später auf. Amerika, das Land des ausgeprägten Rassensammelsuriums, zeige auch die am meisten geschwächte Fruchtbarkeit.

Wieth-Knudsen erinnert an einen Ausspruch von Malthus, daß alle Anstrengungen, gegen die aus der Enge des Nahrungsspielraums entspringende Sterblichkeit anzukämpfen, vergebens sein würden, und knüpft daran folgende Bemerkung: „Wir wissen nun, was Malthus nicht wissen konnte, daß die notwendige Sterblichkeit infolge der hygienischen Aufklärung endlich nur noch auftreten konnte und aufgetreten ist in der Gestalt der steigenden Unfruchtbarkeit; daß das Geschlecht ausstirbt, daß die Gesellschaft geschwächt wird statt des Individuums, so daß die frühere enorme Sterblichkeit ersetzt wurde durch eine Krankheit der Gesellschaft, nämlich den fortwährenden Niedergang der Geburtenziffer, auf welche Krankheit man Malthus' Weissagung anwenden kann, daß sie noch tödlicher ist als jede frühere."

Da in Frankreich die inneren Wanderungen bei der Rassenkreuzung eine wesentliche Rolle spielen, müssen sie noch näher untersucht werden.

Dies geschieht im X. Kapitel: „Die inneren Wanderungen und die Volksvermehrung". Verfasser nimmt Anlaß, gegen die von Woltmann und anderen verfochtene Annahme einer geistigen Ueberlegenheit der nordeuropäischen Rasse zu streiten. Nach stereometrischen Gesetzen habe ein runder Kopf einen größeren Innenraum als ein elliptischer, aber daraus folgt doch eigentlich nichts, denn es kommt auf die Abmessungen an. Ein langer und schmaler Kopf kann immerhin mehr Inhalt haben als ein runder von kleineren Dimensionen. Richtig ist nur, daß der Innenraum um so kleiner wird, je mehr man sich einen Schädel von beiden Seiten zusammengedrückt denkt. Es sei gestattet zu bemerken, daß niemand jemals behauptet hat, die Intelligenz sei um so größer, je schmäler der Schädel. Man hat einen mittleren Grad von Langköpfigkeit immer als den vorteilhaftesten und die lange Kopfform nur als Rassenmerkmal angesehen, aus dem man unter Hinzuziehung anderer Merkmale (hoher Wuchs, blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut) auf das Vorhandensein von nordeuropäischem Blut geschlossen hat. Sonst hätte man die mittelländische Rasse, die Neger, die Papuas, die alle langköpfig sind, an Begabung den Nordeuropäern gleichsetzen müssen, was aller Erfahrung widerspricht. Wenn aber z. B. in Deutschland in den höheren, geistig arbeitenden Ständen mehr lange Schädel gefunden werden als in den unteren, wenn nach Röses umfassenden Messungen man beinahe den Eindruck hat, daß die durchschnittliche Länge mit der Höhe der sozialen Stellung größer wird, wenn man ferner Woltmanns Befunde in Italien, Frankreich und Spanien würdigt, so kann man die Folgerung nicht abweisen, daß eine besondere Begabung der nordeuropäischen Rasse in gewissen Hinsichten (nicht in allen!) vorliegt. Da handelt es sich um Tatsachen, die mit dem unparteiischen Maß-

stab festgestellt sind, und nicht, wie Wieth-Knudsen anzunehmen scheint, um einen germanischen Chauvinismus. Im übrigen enthält das vorliegende Kapitel eine Menge von Beobachtungen und treffenden Bemerkungen über die Ab- und Zuwanderungen, die Wanderungsüberschüsse, die Wirkung hiervon auf die Lohnhöhe und die Höhe der Mieten und der Haushaltungskosten, sowie den Einfluß dieser Faktoren auf die Fruchtbarkeit, worauf aber nicht näher eingegangen werden kann, unter Verweisung auf das Werk selbst. Der Franzose liebt die Auswanderung nach überseeischen Ländern weniger als andere Nationalitäten, und doch bleibt ihm in manchen Gegenden nichts übrig, als Auswanderung oder Beschränkung der Kinderzahl. Die wirtschaftliche Entwicklung Frankreichs befördert die Abwanderung aus den Berg- und Ackerbaudepartements, und diese vermehrt die Fruchtbarkeit unter den Zurückbleibenden, oder hält sie wenigstens auf ihrem Stand, während umgekehrt in den gemischten und intensiv bebauten Flachlandsdepartements die Unfruchtbarkeit durch die Zuwanderer vermehrt wird. Könnte man in allen Departements künstlich die gleichen Wanderungsbedingungen herstellen, so würde sich zeigen, daß die wirtschaftlich intensiver organisierten Departements eine größere Fähigkeit hätten, ihre Bewohner zu ernähren und auch ihre Fruchtbarkeit länger zu bewahren.

Die Abgelegenheit der Bergdepartements bietet einen gewissen Schutz gegen das Eindringen der Kenntnis der Vorbeugungsmittel; darum hat es ein halbes Jahrhundert gedauert, bis die Geburtenabnahme sich dort durchsetzte. Wenn in Deutschland nur die Kinder zur Welt kämen, die mit Willen der Eltern erzeugt werden, die Entvölkerung würde hier noch schneller um sich greifen als in Frankreich. Auch die Deutschen werden mit der Zeit „klug“ werden!

Kapitel XI schildert „die Geographie der Bevölkerungs- und Kapitalbewegung“. Das Kennzeichen der neuzeitlichen wirtschaftlichen Kultur ist die Geneigtheit der Kapitalanlagen, stärker zu wachsen als die Einkommen. Eine Zunahme des Kapitalreichtums eines Landes ist (abgesehen von dem Preisniveau) kein Beweis für eine Verbesserung der Lebensbedingungen, denn sie hängt von dem mehr oder weniger glücklichen Kampf gegen die Folgen des Gesetzes des sinkenden Angebots ab und ist an sich kein Zeichen des Fortschritts. Umgekehrt folgt aus diesem Gesetz, daß eine Abnahme des verhältnismäßigen Kapitalreichtums ein schlechtes Zeichen ist und auf einen Rückgang der zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse verfügbaren Erzeugnisse schließen läßt. Ein steigender Wohlstand kann eine Bevölkerungsvermehrung verursachen, aber eine Bevölkerungsvermehrung kann die Ursache sinkenden Wohlstandes sein. Darum gibt es keine einfache Wechselbeziehung zwischen der Kapitals- und Bevölkerungsbewegung gewisser Departements.

Hier findet der Scharfsinn des Verfassers wieder ein dankbares Feld der Betätigung. Er führt zu der Erkenntnis, daß die Kapitalstärke Frankreichs in den letzten 20 Jahren kaum 6 pCt. Zuwachs erfahren hat, und daß eigentlich keine Erweiterung des individuellen Nahrungsspielraumes eingetreten ist. Und nun kommt die Schattenseite der französischen Sparsamkeit zur Würdigung: Der höchste Ehrgeiz ist, ein kleines Vermögen zu erwerben, um ein Rentnerleben

führen zu können. Was von Montauban berichtet wird, daß die Industrie zurückgeht, aber die Bourgeoisie zunimmt, daß großes Elend und große Vermögen selten sind, aber eine gewisse Wohlhabenheit allgemein, gilt für sämtliche südfranzösischen Departements. Ein Mangel an Initiative zeigt sich in Handel und Gewerbe; die Fruchtbarkeit nimmt ab. In den Weinbaugegenden kamen die Verluste durch die Reblaus und den unerhörten Preissturz erschwerend hinzu. Die südfranzösischen Weinbaudepartements machten im Jahr 1907 einen Hungersaufruhr, aber dieser Ausbruch der Verzweiflung erfolgte erst, nachdem manches Jahr die mühevolle Arbeit nicht einmal die Deckung der Auslagen erzielt hatte! Ferner kommt hinzu der verhältnismäßige Mangel an größeren Städten als Abnehmer der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und die Bodenzersplitterung durch die gesetzliche Erbteilung, während gleichzeitig Latifundien bestehen und große Flächen brach liegen, weil es an Kapital fehlt, sie zu nutzen. Das Kapital wandert samt den reichsten Einwohnern aus den Landbezirken fort, und so vermehrt sich die Zahl derer, die leben ohne selbst zu arbeiten. Das wird nur möglich durch die fortgesetzte Schaffung sicherer rententragender Papiere, und es entsteht der widerspruchsvolle Zustand, daß, je kapitalkräftiger eine Nation ist, desto größer in der Regel ihre Staatsschuld. Frankreich hat 30 Milliarden Schulden, deren Zurückzahlung einen großen Teil der Sparbürger in die schrecklichste Verwirrung versetzen würde, weil sie nicht wüßten, was sie mit dem Gelde anfangen sollten. Rußland vermehrt seine Staatsschulden durch Anleihen in Frankreich, und viele französische Rentner leben von den russischen Zinsen. Gesetzt, Rußland steigerte seine Schuld bis auf 500 Milliarden, so müßte man dazu eher Rußland als Frankreich gratulieren, denn die 40 Millionen Franzosen würden sich in „Arbeitslose“ verwandeln, das fruchtbare Land würde zur Wüste werden. Diese Parodie ist ein Beweis für die gesellschaftsbiologische „Immoralität“ der Rente und zeigt die herrschenden Kräfte an, die zum Tod einer Nation hindrängen, obwohl ihre verheerende Wirkung nicht so in die Augen fällt wie die von Krieg, Pest und Kindersterblichkeit und was sonst noch in früheren Zeiten die Kulturgesellschaft innerhalb des Nahrungsspielraumes zu halten pflegte!

Frankreich ist in bezug auf Kohlenlager, Erze und andere Mineralschätze ungünstiger gestellt als Westdeutschland, das ihm an Fruchtbarkeit des Bodens gleichkommt. Eine richtige Auffassung wird verhindert durch die aus älteren Zeiten überlieferte Vorstellung von dem unerschöpflichen Reichtum Frankreichs, von dem ein kritischer Beobachter in Frankreich selbst nicht viel merkt, und durch den Glauben, daß eine Bevölkerung sozusagen von selbst die Macht habe, die Mittel für sich und ihr Wachstum zu schaffen und die Umstände festzuhalten, die ihren Fortschritt begünstigen.

Das XII. Kapitel, das letzte, das von Frankreich handelt, ist betitelt: „Subsistenzmittel und Bevölkerungszuwachs“. Als Vorarbeit dazu hat der Verfasser eine Studie gemacht, die in französischer Sprache im April 1908 in der „Revue économique internationale“ erschienen ist: „Le coût de la vie à Paris depuis cinquante ans.“ Der Aufsatz umfaßt 16 Seiten und enthält ein sehr wertvolles Material zur Beurteilung der Detailpreise, deren Bildung anscheinend weit mehr

von der Miete, der Ausstattung, der Beleuchtung der Läden und sonstigen Nebenkosten als von der Höhe der Engrospreise abhängt. Das Gesamtergebnis ist kurz gesagt, daß die Lebensbedürfnisse von 1856—1906/07 in verschiedenem Grade aufgeschlagen haben: Nahrungsmittel um 56 pCt., Miete um 125 pCt., Beförderung (Omnibus oder Trambahn) 110 pCt. Nur Heizung und Verschiedenes sind gleich geblieben, Kleidung hat um 10 pCt. abgeschlagen, und insgesamt, wenn man die verschiedene Beteiligung der Posten an den Gesamtausgaben (Koeffizienten) berücksichtigt, kostet das Leben für den Arbeiter jetzt 60,3 pCt. mehr. Andere Autoren rechnen noch bedeutendere Steigerungen heraus. Was die Löhne betrifft, so würde nach unserm Verfasser für eine fünfköpfige Familie in Paris ein Taglohn von 8 Frs. erforderlich sein, um nur das Leben zu fristen. Industriearbeiter, die der Verfasser befragte, gaben 9 Frs. als Mindestbedarf an. Aehnlich sollen die Verhältnisse im ganzen Lande liegen, und die Löhne sollen nur um etwa 30 pCt. gestiegen sein, also mit der Teuerung nicht Schritt gehalten haben. In Paris betragen sie nach dem Verfasser im Durchschnitt etwa 6 Frs. und können höchstens auf 9 Frs. gebracht werden, wenn die Frau den ganzen Tag zur Arbeit geht, was aber wieder eine Verteuerung der Ernährung zur Folge hat. Ist es da ein Wunder, wenn die Familien sich auf 1—2 Kinder beschränken, um nicht die fühlbarsten Entbehrungen erdulden zu müssen? Der zollbeschützte Ackerbau führt ein so kritisches Dasein, daß die meisten Kleinbauern nur leben können, wenn sie ihr Besitztum mit Hülfe der gegenseitigen Mitgiften vermehren, was wieder zur Voraussetzung hat: nur ein Kind in jeder Familie! Die gleiche Entwicklung ist unabwendbar in jedem Land, dessen wirtschaftlicher Rahmen nicht auf der gegebenen Produktionsgrundlage bis zu dem Grade erweitert werden kann, daß er den Bevölkerungsüberschuß ohne sozialen Kampf aufzunehmen vermag.

Einer Zwischenuntersuchung muß hier noch gedacht werden. Nach einem in den „Documents inédits de l'histoire de la France" aufgefundenen Arbeiterbudget von 1764 hat Beauregard 1887 nachzuweisen versucht, daß ein Webereiarbeiter von Abbéville mit Frau und zwei Kindern von 8 und 10 Jahren sich damals auch nicht besser stand, als er sich 1885 gestanden haben würde, vorausgesetzt, daß die gleichen Nahrungsmittel verzehrt worden wären. Die Wocheneinnahme betrug 1764 für den Mann 6 Frs., für die Frau 1,50 Frs., zusammen 7,50 Frs. Die Ausgaben für Ernährung, Wohnung, Heizung und Beleuchtung beliefen sich auf 6,07 Frs., wonach zur Bestreitung der Bekleidung und aller sonstigen Ausgaben 1,43 Frs. übrig blieben, also ungefähr 20 pCt. der Einnahme. Hätte eine gleiche Familie 1885 geradeso gelebt, wie jene 1764, so hätte sie im Jahre 1885 eingenommen für den Mann 15 Frs., für die Frau 9 Frs., zusammen 24 Frs., und ausgegeben 14,67 Frs., wonach der Ueberschuß 9,33 Frs. oder 39 pCt. ausgemacht hätte. Wieth-Knudsen rechnet aber nach, daß die Ernährung nur 7200 Kalorien lieferte, wovon auf den Mann 2700, auf die Frau 1800 entfallen, was bei der heutigen Intensität der Arbeit in den Webereien ungenügend ist. Er schlägt demgemäß den Ausgaben von 14,67 Frs. zu: für Ernährung 20 pCt. = 2,27 Frs., ferner Streikkasse 1,20 Frs., Mehrausgabe für längeres Fernbleiben der Frau

vom Hause 1,20 Frs., was zusammen 19,34 Frs. ergibt und nur 4,66 Frs. Ueberschuß läßt, d. i. jetzt wie damals 20 pCt. Somit hat sich die Lage der Arbeiter keineswegs verbessert.

Gegen die herrschenden Verhältnisse ist die Gesetzgebung ohnmächtig. Der Unternehmungsgeist, der in einem gesunden Milieu ein so mächtiger Hebel des Lebens und des Fortschritts ist, liegt in Frankreich im Todeskampf. Der Mißbrauch der unbeschränkten Kapitalsmacht, die nicht mehr durchweg die Begleiterin der Intelligenz ist, hat die Initiative ihrer Kraft beraubt. Bleibt der Spartrieb, — aber was kann dieser allein hervorbringen? Im Dienst der Gütererzeugung ist er ein fruchtbarer Regen; ausgeartet in eine Spekulation wirkt er vernichtend wie ein Malstrom. Nur neue Ideale könnten einen Umschwung hervorrufen. Ob die Kolonialexpansion vielleicht das Blut in rascheren Umlauf bringt?

## III. Abschnitt: Dänemark.

Obwohl dieses Land in einem einzigen Kapitel erledigt wird, dem XIII., betitelt: „Die Bevölkerungsfrage in Dänemark", weiß der Verfasser doch sehr viel darüber zu sagen. Unstreitig ist hier seine Darstellung nicht nur am kürzesten, sondern auch am klarsten, was sich leicht begreift, da er die Verhältnisse seiner Heimat am besten kennt und keiner großen Umwege bedarf, um sie zu ermitteln. Die Bevölkerung hat sich im Lauf des 19. Jahrhunderts verdreifacht und beträgt nun drei Millionen, womit man den Sättigungspunkt der Bevölkerungsdichte für erreicht hielt. Der Verfasser sucht jedoch nachzuweisen, daß dies noch nicht unter allen Umständen der Fall ist.

Die gesamte Durchschnittseinnahme eines 18jährigen Arbeiters hat sich in der Zeit von 1870—1903 bedeutend erhöht. Sie beträgt in Kopenhagen 1224 Kr., in den Provinzstädten 903 Kr. und in den Landbezirken 732 Kr., was Steigerungen von 70 pCt., 55 pCt. und 75 pCt. gleichkommt. Die Berechnung ist auf andere Weise angestellt als für Sachsen, wo der Verfasser nur 21 pCt. fand statt einer viel höheren Zahl, so daß sein geringschätziger Seitenblick auf dieses Land nicht ganz richtig erscheint. Er bringt noch weitere Tabellen, die einen erfreulichen Fortschritt Dänemarks beweisen. Der Lohnsteigerung steht ein Fallen der Detailpreise für Lebensmittel von 2—4 pCt. gegenüber, nach anderen Autoren sogar bis 12 pCt. Im ganzen kann man annehmen, daß seit 1873—1904 die Kosten des Lebensunterhaltes um 10 pCt. abgenommen haben. Hingegen sind die Mieten stark gestiegen, in Kopenhagen bis zu 50 pCt. Dadurch wird das Budget für Nahrung und Wohnung insgesamt um etwa 5 pCt. erhöht, wozu dann noch die Mehrkosten für Heizung, Fußzeug und Kleider kommen. Verfasser schlägt weiter hinzu: 10 pCt. für Verstärkung der Ernährung wegen intensiverer Arbeitsweise, 5 pCt. für die verringerte Hausarbeit der Frauen, 5 pCt. für Gewerkschafts- und Versicherungsausgaben, wonach also die Mehrausgaben insgesamt höchstens 20 pCt. ausmachen würden (ich bekomme $5 + 10 + 5 + 5 = 25$ pCt.) gegenüber einer Mehreinnahme von 50 pCt., und mit Sicherheit gesagt werden darf, daß der wirkliche Fortschritt zwischen 1873 und 1904 nicht unter 30 pCt. (25 pCt.) betrug. Die gewohnte Nahrung eines städtischen Arbeiters (eines „Elite"-Arbeiters) in Dänemark enthielt

dabei täglich etwas weniger Eiweiß als die in Sachsen, aber mehr Fett und Kohlehydrate. Sie kostete 1873 etwa 66 Oere für die Einheit, 1897 ungefähr 58 Oere und 1904, nachdem die Preise etwas angezogen hatten, 64 Oere.

Trotzdem hat auch in Dänemark eine Einschränkung der Fruchtbarkeit stattgefunden, und zwar in allen Altersklassen der verheirateten Frauen, am wenigsten (wie in Frankreich) bei den jüngeren, zwischen 1860 und 1905 im ganzen von 231 auf 214 für 1000 verheiratete Frauen. Die Landbezirke sind kaum davon berührt worden; es sind die Städte, die den Rückgang verursachen. Der Rückgang beweist aber doch soviel, daß der Sättigungspunkt für die Bevölkerungsdichte in dem gegenwärtigen wirtschaftlichen Rahmen nahezu erreicht ist. Und nun entwickelt der Verfasser ein großzügiges Programm, das nichts Geringeres bezweckt, als in Dänemark Nahrungsraum für einen Volkszuwachs von mindestens zwei Millionen Menschen zu schaffen.

Durch Beförderung der Industrie allein ist die Frage nicht zu lösen. Die Bedürfnisse der wachsenden Zahl von Industriearbeitern würden bald über den im Lande erzeugten Nahrungsmittelvorrat hinausgehen; man wäre zur Ausfuhr gezwungen und würde den Kampf und die Unsicherheit in Kauf nehmen müssen, die allen Ausfuhrländern eigen sind. Die Gewinnung von überseeischen Handelsmärkten, auch von Kolonien, würde eine große Kriegsmarine erfordern, wie Englands und Deutschlands neuere Geschichte beweist. Eine solche Großmachtspolitik, die bei den Weltmächten beständig den Krieg vor den Türen bedeutet und sie in der Ernährungsfrage hülflos macht, ist für Dänemark eine Unmöglichkeit. Deswegen braucht das Land noch nicht auf Industrie zu verzichten, aber es ist jedenfalls für die dänische Wirtschaftspolitik das Ziel aufzustellen, daß die Industriebevölkerung nicht größer werden soll, als daß die inländische Landwirtschaft die Nahrungsmittel jeder Art für die gesamte Bevölkerung noch erzeugen kann. Diese Richtungslinie wendet die Aufmerksamkeit zunächst der Entwicklungsfähigkeit der dänischen Landwirtschaft zu.

Im ersten Augenblick erscheint die Sache etwas verwickelt, da die dänische Landwirtschaft zurzeit bedeutende Ausfuhr, besonders nach England hat, wogegen eine Menge Futterstoffe und das meiste Brot, das in den Städten verzehrt wird, vom Ausland bezogen werden. Einfacher wird sie, wenn man den Nettoüberschuß an selbsterzeugten Nahrungsmitteln auf jährlich 100 Millionen Kronen anschlägt; dann ergibt sich, den Verbrauch einer Person durchschnittlich zu 200 Kr. angenommen, daß von dem Ueberschuß noch etwa eine halbe Million Menschen leben könnte. Bei der gegenwärtigen Zunahme der Bevölkerung wird diese Zahl schon in 12 Jahren erreicht sein, womit also nicht viel gewonnen wäre. Soll das Volk mehr wachsen können, so erscheint eine Erweiterung der Nahrungsmittelerzeugung unerläßlich.

Die Verhältnisse des Weltmarkts haben den Körnerbau zugunsten der Viehzucht zurückgedrängt, aber darin erblickt Verfasser einen zweifelhaften Fortschritt. Soll die Gesamterzeugung von Nährwerten vermehrt werden, so ist der Körnerbau wieder stärker zu betreiben. In dieser Richtung liegt der künftige Fortschritt.

Ein anderes Mittel ist die Veränderung in der Größe der ländlichen Güter. Würde man allen Großgrundbesitz in Stücke von höchstens 12 Tonnen Hartkorn[1]) zerlegen und alle kleinen Besitzungen durch Zugaben auf die gleiche Größe von 12 Tonnen bringen, so würde eine bedeutende Zunahme der Gesamterzeugung herauskommen. Dänemark verfügt über 5,3 Millionen Tonnen Ackerland, die durch Urbarmachung von Heideflächen leicht auf 6 Millionen gebracht werden könnten. Wegen torfiger Beschaffenheit des Bodens oder wegen der bald eintretenden Notwendigkeit, die Wälder zu vermehren, sind die 0,7 Millionen möglichen Zuwachses außer Rechnung zu lassen; gleicherweise 0,5 Millionen Tonnen Ackerland, das wohltätigen Anstalten, gelehrten Schulen oder landwirtschaftlichen Versuchsanstalten gehört. Nach mäßigem Anschlag bleiben 4,8 Millionen Tonnen brauchbares Ackerland, das in Stücke von 12 Tonnen eingeteilt, 400 000 intensive landwirtschaftliche Betriebe gibt, also die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, eine Landbevölkerung von 2 Millionen versorgen kann, doppelt soviel wie jetzt. Unter der Annahme, daß diese Betriebe den gleichen verhältnismäßigen Ueberschuß an Nahrungsmitteln hervorbringen würden, wie jetzt die selbständigen Betriebe, wären Erzeugnisse genug vorhanden für etwa 1,2 Millionen Handwerker und in der Industrie Beschäftigte. Die gedachte Agrarrevolution würde demnach einen Bevölkerungszuwachs von etwa 2¼ Millionen Menschen ermöglichen.

So blendend das von dem Verfasser entworfene Zukunftsbild ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß es auf Annahmen beruht, die nicht hinreichend gestützt sind. Er beruft sich ausschließlich auf eine Produktionsstatistik der Schweiz, wo die Bruttoerzeugung auf Gütern von über 30 ha 464 Frs. beträgt und mit der Abnahme der Gutsgröße zunimmt bis 832 Frs. auf Gütern unter 5 ha. Dabei hebt sich aber der berechnete Arbeitslohn auf das ha von 162 Frs. auf 412 Frs. der kleinsten Güter. Ich weiß nicht, ob man die schweizerischen Ergebnisse ohne weiteres auf dänische Verhältnisse anwenden darf, aber wenn es zulässig ist, dann kann allerdings etwa die doppelte Zahl Menschen (sogar etwas mehr) in der Landwirtschaft Beschäftigung und Nahrung finden, um die Intensität der Betriebe zu steigern. Was mich aber stutzig macht, das ist das Gleichbleiben des Reinertrags auf das ha, der in der Schweiz von den größten Gütern 142 Frs. beträgt, in den folgenden Größenstufen 144, 141, 133 Frs. und auf Gütern unter 5 ha 143 Frs. Meines Wissens hat man in Deutschland immer angenommen, daß die Verkleinerung der ländlichen Besitztümer die Bevölkerungsdichte vermehre, aber keinen größeren Nettoüberschuß an Erzeugnissen liefere, da der erhöhte Bruttoertrag von der ländlichen Bevölkerung selbst verzehrt werde. Jedenfalls scheint durch die schweizerischen Angaben wahrscheinlich gemacht, daß der Nettoüberschuß nicht viel gesteigert wird, wenn die ländliche Bevölkerungsdichte zunimmt. Ob Wieth-Knudsens schöner Traum sich erfüllen würde, daß außer 1 Million Menschen mehr in der Landwirtschaft auch noch 1,2 Millionen in der Industrie ernährt werden könnten,

---

[1]) Eine Tonne Hartkorn entspricht durchschnittlich einer Fläche von 6000 qm = 0,6 ha.

wenn man gleichmäßig alle Besitztümer auf 12 Tonnen Hartkorn bringt, scheint mir noch nicht ausgemacht. Es kommt in Betracht, daß gerade für den Ackerbau Großbetriebe leichter in der Lage sind, Maschinen anzuwenden, als Kleinbetriebe. Die Bildung von Genossenschaften hilft nicht in allen Fällen. So kann z. B. der Dampfpflug nur auf großen, weiten Flächen rentabel sein, auf kleinen nicht, selbst wenn der Dampfpflug von einer Genossenschaft angeschafft wird. Ich kann also gewisse Bedenken gegen die Richtigkeit der Auffassung unseres Verfassers nicht unterdrücken.

Wenn nun auch ein besonderer Vorteil darin erblickt werden kann, daß diese kleinen Landwirtschaften sich vorwiegend dem heimischen Markt zuwenden, also der Abhängigkeit von der Ausfuhr entzogen würden, die die Achillesferse des jetzigen Zustandes bildet, so wird es dagegen ohne Ausfuhr von Erzeugnissen der Industrie doch nicht abgehen, denn Rohstoffe wie Kohlen, Holz, Wolle, Baumwolle, Genußmittel wie Tee, Kaffee, Kakao, Tabak, wollen bezahlt sein, und dazu scheinen die beiden dänischen Gewerbszweige, Schiffahrt und Fischerei, doch nicht auszureichen. Die Gefahren, die das Aufsuchen des Weltmarktes mit sich bringt, die Möglichkeit von Verwicklungen mit anderen Staaten, wären also nicht ganz ausgeschlossen. Trotzdem begreift man, daß unser Verfasser von seinem Plan hoch befriedigt ist und ihn die „Agrarrevolution unseres Jahrhunderts“ nennt. Zwar will er mit diesem Wort keine kriegerische Vorstellung verbinden, aber er will ausdrücken, daß ein Bruch mit der Vergangenheit stattfinden muß. Ohne das Verständnis des ganzen Volkes und ohne seinen einträchtigen Willen wird die Durchführung nicht möglich sein. Widerstand ist zu erwarten nur von 1000 Gutsbesitzern und Fideikommißinhabern nebst etwa 10000 Großbauern mit mehr als 100 Tonnen Land; oder wenn man alle Eigentümer von mehr als 12 Tonnen rechnet, deren Zahl 90000 beträgt, die also mit Familienangehörigen etwa 450000 Köpfe umfassen, so wären dies höchstens 17 pCt. oder $^1/_7$ des dänischen Volkes. In Wirklichkeit würden weit weniger sich widersetzen, da in der ersten Zeit niemand daran denken würde, Güter unter 100 Tonnen aufzuteilen.

Vor 100 Jahren hat eine ähnliche Umwälzung stattgefunden, Damals lagen die Verhältnisse insofern günstig, als die Machthaber. die von der Notwendigkeit eines radikalen Eingriffs überzeugt waren, in unglaublich kurzer Zeit die Bedingungen für die Erweiterung des Nahrungsspielraumes zu schaffen vermochten. Das Zeitalter der Aufklärung machte eine Revolution von oben, die schon mit der Verordnung vom 17. April 1784 begann. (Es handelte sich um die Aufteilung des gemeinsamen Besitzes, Ablösung der Fronden und Zehnten, Aufhebung des „Staavnsbaand“, einer Art von Leibeigenschaft, kurz, um Schaffung eines freien Bauernstandes, neben dem jetzt noch die auf Nebenverdienst durch Taglohnarbeiten angewiesenen „Husmænd“ d. i. Kleinbauern fortbestehen. Ref.) Sie hat Raum geschaffen für eine Verdreifachung der Bevölkerung, und uns muß das Geschehene beinahe wie ein Wunder erscheinen. Aber unser Jahrhundert fordert nicht weniger dringend ein ähnliches Wunder; leider sind die Aussichten nicht so günstig wie 1784.

Einen unverkennbaren Gegensatz zu den eingangs geschilderten Lohnsteigerungen bilden gelegentliche Bemerkungen des Verfassers, wie z. B., daß die gerühmte dänische Landwirtschaft nicht einmal einen anständigen Arbeitslohn tragen könne, oder an anderer Stelle, daß die Husmænd eine bornierte und unterernährte, zur Initiative unfähige Klasse darstellten. Die Einkommensverhältnisse werden also auch in Dänemark-Arkadien verschieden sein.

Im Fortgang seiner Darlegungen verurteilt der Verfasser nochmals die Luxusausgaben und bekennt sich zu der Ansicht, daß die Einschränkung der Nachfrage nach Luxusgegenständen nicht einmal ein besonders radikales Vorgehen erfordere, da es genüge, den Einkommen über 10000 Kr. zu Leibe zu gehen, und das könne nicht schwierig sein, weil die Bezieher solcher Einkommen in keiner Gesellschaft mehr als ein paar Prozent der Bevölkerung ausmachen. Hiermit kommt man schon in das Gebiet der Besteuerungsfragen, ohne deren Regelung das Ideal einer großen, dichten und wohlhabenden Bevölkerung nicht erreicht werden kann. Es gehört dazu die Verhinderung von Trusts und Syndikaten, die keine Uebermacht erreichen dürfen. Man braucht nicht darauf auszugehen, wie die Sozialisten wünschen, daß der Staat die verbündeten (koalierten) Unternehmungen selbst übernehme, denn dadurch würde der Wettbewerb ausgeschaltet, ohne den kein Fortschritt und auf die Dauer auch keine Volksvermehrung gesichert ist, anderseits ein großes Risiko für die weitere Entwicklung der Gesellschaft geschaffen werden. Es genügt, wenn der Staat Eigentümer mindestens eines großen Unternehmens in allen Zweigen des Erwerbslebens wird, die von Monopolisierung bedroht erscheinen (Schweden). Eine Staatsbank (im Gegensatz zu den von dem Staate unabhängigen Nationalbanken, in deren Händen das Banknotenwesen verbleibt) muß den Ring brechen, mit dessen Hülfe die Großbanken unterdrücken, was ihnen nicht paßt. Diese Bank soll allen Geld leihen, denen die übrigen Banken aus anderen als bankmäßigen Gründen den Kredit verweigern. Das bloße Vorhandensein eines solchen Instituts würde das soziale Verantwortlichkeitsgefühl bei den andern Banken bedeutend heben, so daß jenes gar nicht viel zu tun brauchte.

Nicht durch eine einzelne dieser Maßregeln, aber vielleicht durch eine Kombination aller würden sich die sozialen Gegensätze ausgleichen und die Bevölkerungsfrage lösen lassen, soweit dies überhaupt möglich ist, nämlich für eine gegebene Kulturform und einen gegebenen Zeitraum, z. B. für das laufende Jahrhundert. Wer mehr erwarten oder versprechen würde, hätte den Charakter der Bevölkerungsfrage nicht verstanden. Infolge ihrer Natur taucht diese immer wieder von neuem auf, wie die Geschichte der Menschheit beweist. Selbst wenn die Durchführung der Vorschläge in Dänemark bis zum Ende des 20. Jahrhunderts eine Volkszahl von etwa $5\frac{1}{2}$ Millionen ermöglichte, so wäre man dann wieder ebensoweit wie jetzt und man müßte entweder zu dem französischen System übergehen oder eine neue Erweiterung des Nahrungsspielraumes vornehmen. Vielleicht würde bis dahin die materiell-technische Kultur produktionsfähiger sein als der Kapitalismus und den jetzigen Rahmen sprengen, womit die aus dem Bevölkerungsgesetz folgenden Schwierigkeiten wieder für eine gewisse Zeit überwunden wären. Hieraus erkennt man die Leicht-

fertigkeit, mit der die neuzeitlichen Sozialisten, abgesehen von einzelnen wie z. B. Kautsky, die gesamte Bevölkerungsfrage umgehen, indem sie dreist behaupten, daß diese ganz fortfiele, wenn der Kapitalismus stürze oder von dem sozialistischen Staat abgelöst würde.

Die fanatische Hoffnung, daß die Industrie mit der Zeit künstliche Nahrungsmittel zuwege bringen werde, die das Brotkorn ersetzen, beruht auf mangelhaften Vorstellungen von den Energiemengen, die zum Vorteil der Menschheit durch ein Kornfeld von der Sonne abgeleitet und gebunden werden. Das Kornfeld bleibt die vollkommenste und wirksamste Maschine, die zur Ernährung der Menschheit erfunden werden kann. Auf alle Fälle würde keine Erfindung die Bevölkerungsfrage ausschalten, an der auch alle sozialistischen Fortschrittsutopien scheitern müssen. Kein Staat, keine Gesellschaft, kann diese Frage für alle Zeiten lösen, aber jede Gesellschaft kann alle Kräfte daran setzen, eine Lösung für sich und ihre Zeit zu schaffen.

In den letzten zehn Zeilen dieses Kapitels wirft der Verfasser einen Blick auf die „Entnationalisierung" der polnischen Großgrundbesitzer, und dies ist das einzige Wort, das er für die preußische Ansiedelungs- und Rentengüterpolitik findet. Man hätte denken sollen, daß er gerade im Hinblick auf seine Vorschläge für Dänemark die Erfolge Preußens in der Schaffung von vielen Tausenden von Bauerngütern mit Anerkennung hätte vortragen müssen. Aber merkwürdigerweise geht er darüber stillschweigend hinweg (wie im I. Abschnitt über die deutsche Arbeiterversicherung, da ihm jede Versicherung nur eine „Belastung der Gegenwart zugunsten der Zukunft" ist). Er sieht nur die „Entnationalisierung". Und wenn er schließlich auch noch von „Südjütland" spricht, aber Nordschleswig meint, so scheint er nicht ganz frei von dem nationalen Chauvinismus zu sein, den er bei anderen voraussetzt. Wir Deutsche können natürlich nichts dagegen haben, wenn er in einer nur für seine Landsleute bestimmten Schrift die nationale Saite erklingen läßt, aber wenn ein dänisches Buch einen rein wissenschaftlichen Charakter bewahren und namentlich wenn es über die Grenze gehen soll, dann würden solche streitbaren Ausdrücke wie „Südjütland" künftig besser vermieden werden.

### Schluß und Zusammenfassung.

Das XIV. und letzte Kapitel enthält unter anderm die schon oben (Seite 62) erwähnten Betrachtungen über den Rückgang in der höheren Geistestätigkeit, der durch die einförmige Beschäftigung an der Maschine verursacht wird. Im Anschluß daran fährt der Verfasser fort: Dazu kommt, daß der neuzeitliche Mensch innerhalb der europäisch-amerikanischen Kultur gewisse Instinkte eingebüßt zu haben scheint, die für die Fruchtbarkeit, den Zusammenhalt und den Bestand der Rasse unentbehrlich sind. Dies gilt in jedem Fall und in den meisten Ländern von den Familientrieben, die mit der Auflösung des häuslichen Lebens und dem Vordringen des Feminismus geschwächt werden, ferner von der Anhänglichkeit an die Scholle, die durch die erzwungene Landflucht und das übertriebene Wachstum der Großstädte leidet, endlich von dem Heimatgefühl, das im Kampf um die soziale Entwicklung oft unterdrückt wird. Im Austausch haben wir

das Versicherungswesen bekommen, aber gegen das geschwächte Nationalgefühl gibt es offenbar keinerlei Versicherung. Unser Verfasser bezieht sich auf die Wiedersheimsche Schrift „Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit", worin dargetan ist, daß die bedeutende Gehirnentwicklung des Menschen und sein aufrechter Gang mit dem Verlust anderer Vorteile und der Eintauschung von Nachteilen (Abnormitäten im Bau des Fußes und der Wirbelsäule, Blutstauungen, Krampfadern, Brüche usw.) bezahlt wurden und im ganzen 17 fortschrittlichen Aenderungen 107 rückschrittliche gegenüberstehen.

Der den Menschen seit den ältesten barbarischen Zeiten innewohnende Teleologismus und der expansive Glücks- und Harmoniedrang haben die Erkenntnis derart verblendet, daß man übersehen hat, wie alles, was wir in die Worte Evolution, Entwicklung, Differenzierung zu immer höheren Formen zusammenfassen, ebensogut als eine ununterbrochene Kette von Rückschritten aufgefaßt werden kann, und diese Betrachtungsweise hat um so mehr für sich, als kein Zweifel darüber besteht, daß unser Sonnensystem mit Kälte, Tod und Stillstand enden wird, während es mit Wärme und Kraft begann und eine Bewegung zeigte, die über allen Verstand geht. Beide Betrachtungsweisen sind gleichermaßen gültig oder ungültig.

Da die Vernunft das Dasein nicht begreifen kann, spielt das religiöse Gefühl eine große Rolle, denn es lehrt die Unterordnung des einzelnen unter die Gesamtheit. Die Staatslehre, die innerhalb der Nationen das Dauernde im Gegensatz zum Augenblick vertritt, tut insofern recht, wenn sie an der Notwendigkeit festhält, dem heranwachsenden Geschlecht Ehrerbietung gegen die religiösen Gefühle beizubringen. Was könnte besser die aussterbenden sozialen, kriegerischen und anderen erhaltenden Naturinstinkte ersetzen? Verfasser erinnert an die Juden, die kulturfreundlich, unkriegerisch, vaterlandslos, ihre Rasse lediglich durch den religiösen Zusammenschluß erhalten. Er untersucht dann noch einige „Surrogate" für die geschwächten Instinkte, so den Kunsttrieb, die Naturbegeisterung, kommt aber zu dem Schluß, daß diese geringe Aussicht bieten, das bereits verlorene Terrain der Freimachung neuer Geistes- und Gefühlskräfte zurückzuerobern.

Und so endet das Kapitel mit dem Spruche aus Schillers „Weltweisen":

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Die „zusammenfassenden Leitsätze" des Verfassers gebe ich in wörtlicher Uebersetzung:

I. Die Malthussche Bevölkerungslehre ist in der Hauptsache unangreifbar. In der Soziologie verhält sich unsere Darlegung zu der seinigen wie — sans comparaison — in der Astronomie die Keplerschen Gesetze sich zu dem Weltsystem des Kopernikus verhalten.

II. Diese Bevölkerungslehre wird nur in dem Ausnahmefall ungültig werden, wenn die Instinkte, die sich z. B. beim Menschen als Freude an zahlreicher Nachkommenschaft äußern, in dem ganzen Geschlecht hinsiechen trotz reichlichen Auskommens.

III. Dieser Fall wird eintreten bei den Nationen, wo der Feminismus oder Ultrakapitalismus siegt. Die hieraus folgende biologische Entartung wird den Untergang der Nation oder ihre Aufsaugung durch eine andere Rasse herbeiführen.

IV. Abgesehen vom Feminismus ist die neuzeitige künstliche Einschränkung der Fruchtbarkeit, im Gegensatz zu der herrschenden Auffassung mancher Statistiker und Nationalökonomen, kein Beweis für die Unrichtigkeit der Malthusschen Bevölkerungslehre, sondern gerade umgekehrt ein Beweis für ihre Richtigkeit.

V. Ein gewisser Parallelismus zwischen steigenden Einnahmen und sinkender Fruchtbarkeit wird allgemein so ausgelegt, daß die schwächere Fruchtbarkeit als Folge der steigenden Einnahme eintrete, während die Wahrheit ist, daß die Fruchtbarkeit sinkt trotz der Mehreinnahme.

VI. Die Sparsamkeit ist, obschon im Zeitalter der mittelbaren Produktion notwendig, doch ein höchst unsicheres Mittel zur Verbesserung der Lebenslage der Massen und untergräbt unfehlbar deren Fruchtbarkeit.

VII. Je mehr die Arbeitsteilung fortgeschritten und je härter die soziale Auslese ist, die in der gegenwärtigen Kultur eine der wichtigsten Formen des Daseinskampfes bildet, desto geschwächter ist die Fruchtbarkeit der betr. Gesellschaft, einerlei, ob die Auslese eine Veredelung oder eine Verschlechterung der aufsteigenden Klassen oder Individuen herbeiführt.

VIII. In der Wohlfahrt der arbeitenden Menschheit ist seit der geschichtlichen Zeit keine wesentliche oder bleibende Veränderung vor sich gegangen. Nur hat sich die Menschheit namentlich im letzten Jahrhundert mehr ausgebreitet, und die indoeuropäische Rasse ist auffallend viel zahlreicher geworden als in irgendeinem früheren Zeitabschnitt.

IX. Die Vorstellung der Nationalökonomie von dem Fortschritt ist übertrieben, besonders soweit dies das 19. Jahrhundert angeht.

X. Jede wirkliche Maßverschiebung in der Natur geschieht ruckweise, besonders in der Menschheit. Deren wirklicher Fortschritt (dauernde Umbildungen) verwirklicht sich deswegen nur durch Revolutionen und Gegenrevolutionen, nicht durch Reformen, gleichwie die übrige Naturentwicklung wahrscheinlich durch Mutationen, nicht Varianten geschieht.

XI. Die biologische Auslegung der Entwicklung als Fortschritt zu immer höheren Formen ist oberflächlich und widerspricht einer folgerichtigen Auffassung der Entwicklungslehre. Es gibt in der Entwicklung ebensowenig ein unbestreitbares „Vorwärts", als es im Raum ein Aufwärts oder Abwärts gibt.

XII. Selbst wenn die landläufigen Schlagwörter von der „Bestimmung der Zivilisation" oder von dem „Ziel der Menschheit" irgendeinen Sinn hätten, würde doch eine solche „Bestimmung" oder ein solches „Ziel" für die einzelne Generation oder das einzelne Individuum vollkommen unverbindlich sein, so daß man keinerlei Sittlichkeitslehre darauf gründen kann. Die Stärke einer Rasse oder Gesellschaft beruht deswegen entweder auf natürlichen Instinkten oder auf religiösen und künstlerischen Gemeingefühlen.

Diese Leitsätze enthalten so ziemlich das Wichtigste, was das Buch bringt; nur zwei Ursachen des Geburtenrückgangs, die im Text eine Rolle spielen, sind hier übergangen: der soziale Auftrieb und die Rassenkreuzung. Sie hätten auch einen Platz in den Sätzen verdient.

Gegen einige der Leitsätze wären noch Bedenken geltend zu machen, so gegen Satz X, der im Text nicht genügend begründet ist, aber ich möchte meinen Bericht nicht noch weiter ausdehnen. Soviel glaube ich gezeigt zu haben, daß Wieth-Knudsen eine große Denkarbeit vollbracht hat, deren Wert durch die Beanstandung einiger Einzelheiten nicht verringert wird.

---

# Das Problem der besten Gesellschaftsordnung.

Dr. O. Schmidt-Gibichenfels.

## I.

### Einleitung.

Die menschlichen Kulturgesellschaften mögen heute im Vergleich mit früheren Zeiten noch so wohl geordnet erscheinen; auch im besten Falle kann diese Ordnung noch lange nicht als vollendet angesehen werden. Selbst wenn man nicht glaubt, daß der Mensch und die menschliche Gesellschaft, wie überhaupt die lebendigen Einzelwesen und die daraus entstehenden Gesellschaften bis ins Unendliche vervollkommnungsfähig seien, wenn man der wohlbegründeten Ansicht ist, daß es auch dafür wie für alles eine Grenze gibt: so wird doch jeder Kundige und Ehrliche zugeben müssen, daß selbst die zurzeit höchst entwickelten Kulturgesellschaften von dieser Grenze weit entfernt sind.

Die Ursache davon ist weniger der Mangel an Wissen, an Einsicht in die dazu erforderlichen Einrichtungen, als der menschliche Einzelwille, der einer gesellschaftlichen Ordnung im Wege gestanden hat, noch jetzt steht und mehr oder weniger immer stehen wird. Gesellschaftliche Ordnung und individuelle Freiheit widersprechen sich eben vielfach und werden sich immer mehr oder weniger widersprechen. Deshalb ist das Problem der besten Gesellschaftsordnung, das in der Frage der möglichst vollständigen Lösung dieses Widerspruchs besteht, leichter zu formulieren, ja selbst theoretisch zu lösen, als praktisch auszuführen. Es ist auch nicht für jede Menschenrasse und jede Kulturstufe einer Rasse dasselbe. Die eine Menschenart oder Klasse verträgt ein größeres Maß von Beschränkung der persönlichen Freiheit, als eine andere. Der Widerspruch zwischen Ordnung und Freiheit wird also, je nach der Beschaffenheit der Menschen, auf die es hauptsächlich ankommt, in verschiedener Weise gelöst werden müssen. Wer nun in dieser Beziehung gar noch über das Menschliche hinausgehen und den Bienen- oder Ameisenstaat mit einem Weibchen, einer Anzahl von Drohnen und einer Unmenge von geschlechtlich verkümmerten Arbeiterinnen als das Ideal der Gesellschaftsordnung aufstellen will, verrät damit nur, daß er in der Kenntnis

der gesunden Menschennatur noch nicht über das Alphabet hinausgekommen ist.

Der Mensch ist nämlich, trotz Aristoteles, nicht überall und immer, jedenfalls nicht von vornherein, ein Gesellschaftswesen. Im allgemeinen kann man sagen, daß in der freien Natur der Herdeninstinkt um so stärker ausgebildet ist, je schwächer und hilfloser die einzelnen Individuen ihren Feinden gegenüberstehen. So z. B. vermag sich der sehr starke und mutige Gorilla in seinen besten Jahren selbst gegen den Löwen und das Krokodil als einzelner wirksam zu verteidigen; dagegen sind die kleinen und schwachen Affenarten auf den Herdenzustand als unerläßliche Daseinsbedingung angewiesen. Aehnliche Unterschiede mögen auf der tierischen Vorstufe auch für die verschiedenen Menschenarten bestanden haben. Noch heute sind ja die Instinkte der starken Individuen und Rassen mehr individualistisch, die der schwachen, unselbständigen mehr sozialistisch gerichtet. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat nicht sowohl der Kampf ums Dasein, als der Kampf um die Macht unter ihresgleichen auch die stark individualistisch gerichteten Menschenrassen, wie namentlich die nordeuropäische, von kleineren Familien zu größeren Horden und Hordenverbänden zusammengeschlossen. Je heftiger dieser Kampf unter annähernd Gleichen wurde, desto vollkommener mußte mit der Zeit die gesellschaftliche Organisation werden. Darum stehen die Nordeuropäer nicht nur individuell, sondern auch gesellschaftlich auf der vergleichsweise höchsten Entwicklungsstufe.

Der Mensch ist aber nicht nur in verschiedenem Grade Gesellschaftswesen; es gibt sogar menschliche Individuen, die überhaupt keine Gesellschaftswesen sind, die nicht etwa nur aus feindseligem Trotz gegen eine ihnen nicht zusagende Gesellschaftsordnung, sondern aus ihrer innersten Natur heraus anarchistisch sich gebärden. Neben den geborenen Verbrechern rechnen sich auch gute, edle Menschen, die keinem Tiere, geschweige einem Menschen etwas zuleide tun, zu den Anarchisten. Soweit diese sogenannten „Edelanarchisten“ keine öffentliche Propaganda machen und als die Ausnahme-Naturen, die sie sind, auch wirklich gelten wollen, kann man sie als lebende Kronzeugen gegen die Unnatur einer zu weit gehenden Sozialisierung ruhig gewähren lassen. Freilich müßten sie sich dann von ihren verbrecherischen Artgenossen scharf absondern, was sie leider nicht immer tun.

Da sich unter sonst gleich lebenskräftigen Individuen, Klassen und Rassen die gesellschaftlich vollkommener organisierten besser behaupten und stärker vermehren konnten, als die weniger vollkommen oder gar nicht organisierten, so werden die in Anarchie lebenden Familien und Stämme allmählich immer mehr ausgemerzt worden sein. Daß jedoch weder diese natürliche Auslese noch die menschliche durch Strafgesetze völlig erschöpfend gewesen ist, beweisen die noch heute nicht verschwundenen Ausnahmen von Anarchisten guten und bösartigen Charakters.

Wenn so die sozialen und politischen Instinkte der Kulturmenschen seit undenklichen Zeiten immer stärker geworden sind, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie immer weiter, bis ins Absurde zunehmen müßten. Es gibt auch hierfür, wie für die individuellen

Abänderungen, eine Grenze der Lebensfähigkeit. Etwas dem Bienen- oder Ameisenstaate auch nur Aehnliches, wo das Einzelwesen in der Gesellschaft und die Gesellschaft im Staate völlig aufgeht, wäre für die Menschen nicht nur der Tod alles höheren geistigen und seelischen Lebens, aller „Persönlichkeit", sondern alles Lebens überhaupt. Was für das kleine, schwache, überaus stark sich vermehrende und schnell erwachsende Insekt recht sein mag, ist für den großen, starken, ungleich schwächer sich vermehrenden und langsam aufwachsenden Menschen noch lange nicht billig. Allerdings ist der moderne „Feminismus", d. h. die Aufhebung oder Verwischung der Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib und die damit in ursächlichem Zusammenhange stehende Unfähigkeit oder Unwilligkeit der Weiber zum Kindergebären und Auferziehen, überhaupt zum geordneten Familienleben, schon der Anfang zum Bienenstaate mit seinen geschlechtlich verkümmerten Arbeiterinnen. Das ist aber kein Fortschritt zum Besseren, sondern eine Entartungserscheinung, die überwunden werden muß, wenn sie nicht zum Tode der Gesellschaft führen soll. Es ist ein Zeichen für die kümmerliche Oberflächlichkeit des modernen „Intellektualismus", alles, was die neueste Entwicklung bringt, ohne weiteres als einen „Fortschritt" hinzunehmen.

Eine andere Oberflächlichkeit des modernen Denkens besteht darin, die gesellschaftliche Organisation mit dem „Staate" ohne weiteres als gleich zu setzen. Nur daraus läßt sich jene übertriebene Neigung zur „Verstaatlichung" erklären, die sich besonders bei der radikalen Sozialdemokratie als ein Hindernis des gesunden Fortschritts der gesellschaftlichen Organisation erweist. Man darf nämlich keinen Augenblick vergessen, daß die menschliche Gesellschaft drei wesentlich verschiedene, wenn auch vielfach ineinandergreifende und sich gegenseitig ergänzende Teilorganisationen zeigt: eine nach Familien, Sippschaften, Stämmen, Völkern, eine nach Gemeinden, Staaten, Staatenverbänden und eine nach gewerblichen Berufsgattungen, -klassen, -arten. Die erste möchte ich in Ermangelung eines passenderen Ausdrucks die „soziale", die zweite die „politische", die dritte die „wirtschaftliche" Organisation nennen. Das heute viel gebrauchte und mißbrauchte Wort „Sozialpolitik" kennzeichnet besonders deutlich jene unklare Verwechselung der „sozialen" und der „politischen" Aufgaben der Gesellschaft. Andererseits droht jene immer weiter einreißende Anarchie in „wirtschaftlicher" Hinsicht, an der das internationale Großkapital besonders beteiligt ist, die soziale und politische Organisation und damit die feste Geschlossenheit der Gesellschaften überhaupt zu zerstören.

Das wirtschaftliche Leben der Gegenwart erscheint nämlich in allen europäischen Hauptkulturländern dem unbefangenen Blicke nicht als Ordnung, sondern als Unordnung, als Anarchie. Der rein kapitalistisch — nicht etwa körperlich oder gar geistig-sittlich — Stärkere kann heutzutage den kapitalistisch Schwächeren ungestraft wirtschaftlich totschlagen, sobald ihm das irgendwie nützlich erscheint. Aber selbst der in dieser Hinsicht zeitweilig Stärkere weiß nicht, wie lange er der Stärkere bleiben wird, ob nicht bald ein noch Stärkerer über ihn kommt. So ist innerhalb der europäischen Hauptkulturgesellschaften eigentlich niemand seines wirtschaftlichen Lebens sicher, geschweige

denn, daß er sich dessen erfreuen könnte, wie es doch für jeden mit Hand oder Kopf ehrlich Schaffenden eigentlich selbstverständlich sein müßte. Dieser anarchische Zustand fängt nachgerade an, für jedermann unerträglich zu werden. Er kann unmöglich fortbestehen, wenn nicht die modernen Gesellschaften in verhältnismäßig kurzer Zeit gleich den antiken zugrunde gehen wollen.

Nun ist aber eine wirtschaftliche, wie überhaupt eine Ordnung innerhalb einer Kulturgesellschaft nur soweit möglich, als die politische Macht derselben reicht. Es zeigt sich daraus, wie die soziale und wirtschaftliche Organisation mit der politischen unauflöslich zusammenhängt. Alle drei Teilorganisationen der Gesellschaft bilden ein Ganzes, aus dem man keinen Teil herausnehmen kann, ohne die Existenz des Ganzen auf die Dauer zu gefährden. Das Problem der besten Gesellschaftsordnung verlangt aber zur Klärung zunächst eine möglichst gesonderte Betrachtung dieser verschiedenen Teilorganisationen der Gesellschaft, und das soll im folgenden geschehen.

## II.

## Die soziale Ordnung.

Bekanntlich ist die Familie, gleichviel ob man darunter eine monogame oder polygame versteht, die Keimzelle derjenigen Teilorganisation der Gesellschaft, die ich vorher die „soziale" genannt habe. Sie ist die erste und ursprünglichste Form der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Erst mit ihrer Erweiterung zur Sippe, zum Stamm, zum Volk beginnt die politische und wirtschaftliche Organisation.

Bei jeder Art von Organisation — nicht bloß der gesellschaftlichen — sind drei Hauptstadien zu unterscheiden:

1. der festere Zusammenschluß aller Bestandteile zu einem einheitlichen Ganzen,

2. der mehr oder weniger dichte Abschluß nach außen hin, (Haut, Grenze),

3. die Arbeitsteilung und damit die Differenzierung des ursprünglich Gleichartigen.

Das erste Stadium entspricht beim Einzelwesen der Zellenkolonie, deren Bestandteile noch für sich, wenn auch nicht so gut, existieren können. Mit dem zweiten und dritten Stadium beginnt das Werden des eigentlichen Organismus.

Bis zu einem gewissen Grade zeigen sich alle jene drei Merkmale der Organisation bereits in der Familie. Mit den Worten „Familiensinn", „Familienbande", deren lebendiges Wesen bei allen Zugehörigen einer Familie sich oft recht stark im innern und nach außen hin betätigt, trifft man die beiden ersten Stadien; das dritte Stadium ist durch die unverkennbare Arbeitsteilung zwischen Mann, Frau und Dienstboten hinreichend gekennzeichnet. Diese drei Zugehörigen teilen sich in die Erzeugung, Ernährung, den Schutz, die Erziehung der Sprößlinge und in die gegenseitige Hülfsleistung, den gegenseitigen Schutz usw. Auch besteht bereits in der Familie eine mehr oder weniger ausgedehnte und mehr oder weniger arbeitsteilige Haushaltung, d. h. eben „Wirtschaft". Auf der untersten Stufe sozialen Ansehens und wirtschaftlicher Macht der Familie haben Vater und

Mutter für alles zu sorgen und können höchstens die mehr oder weniger erwachsenen Kinder zur Hülfsleistung heranziehen. Auf der nächsten Stufe kommt dazu ein sogenanntes „Mädchen für alles" bezw. ein Knecht und eine Magd. Die sogenannten „besseren Familien" bäuerlichen oder bürgerlichen Standes haben dann mehrere, wenn auch noch nicht sozial abgestufte Dienstboten, dagegen sind auf den höhern und höchsten Stufen der sozialen Ordnung, die durch reiche adelige und namentlich durch mächtige Fürstenhäuser vertreten werden, die Dienstleute (Ministerialen) oft außerordentlich zahlreich und im sozialen Ansehen entsprechend mannigfaltig abgestuft. Noch heute zeigt eine einzige fürstliche Familie oft dieselbe soziale Stufenleiter, wie sie sonst nur ein ganzer Stamm, ja ein ganzes Volk aufweist.

Solange noch keine andere gesellschaftliche Organisation bestand, als die der Familien, der Sippen, des Stammes, Volkes, war eine Existenz außerhalb dieser Verbände für den einzelnen schlechterdings unmöglich. Wer hieraus ausgestoßen, „geächtet" wurde, war „ehrlos, rechtlos, friedlos", war dem Verderben preisgegeben, wie ein von der Herde abgekommenes wildes Tier, war schlimmer daran, als der Wolf auf kahler Heide. Darum war das Zugehörigkeitsgefühl zu jenen wie Hülsen ineinander steckenden Verbänden, das „soziale Empfinden", wie wir heute sagen, außerordentlich stark. Eine eigentliche „Selbstsucht" gab es kaum, und wo sie existierte, äußerte sie sich höchstens als Familien-, Sippen-, Stammespartikularismus, war also weniger gemeinschädlich als heutzutage, wo gewisse einzelne sich nahezu vollständig vom Ganzen abgetrennt haben, sich als Atome fühlen und betätigen. Von einem „Patriotismus" im heutigen Sinne als von einer besonderen Tugend zu sprechen, wäre damals lächerlich erschienen, weil ein solches Gefühl und die entsprechende Betätigung vollkommen selbstverständlich waren. Ganz und gar nicht dachte jemand daran, sich mit der ganzen Menschheit als solidarisch zu betrachten, sich „kosmopolitisch" aufzuspielen. Auch so etwas wäre als eine vollkommen inhaltlose, heuchlerische, die Selbstsucht verdeckende Phrase verlacht worden. Wie aber der Mensch oft aus einem Extrem in das andere fällt, so denkt der durch seine Selbstsucht ad absurdum Geführte, auch wenn er es ehrlich meint, heutzutage nicht etwa daran, sich wieder an seine Familie, Sippe, an sein Volk anzuschließen, sondern glaubt die ganze Menschheit umarmen zu müssen.

Die Selbstsucht, der „Individualismus" oder „Liberalismus", wie wir heute beschönigend sagen, fing erst an, für den einzelnen vorteilhaft zu werden, als eine mißverstandene und mißleitete *politische* Organisation die *soziale* Ordnung zu zerstören begann. Letztere war nämlich in früheren Zeiten viel mannigfaltiger abgestuft und dadurch viel fester zusammenhängend als heutzutage. Es gab Fürsten, Adelige, Freie, Halbfreie, Unfreie. Zwischen jeder Hauptstufe war, wenigstens in den frühgermanischen bezw. nordeuropäischen Epochen, ein Uebergang, und das verhinderte den kastenartigen Abschluß und dadurch die Lockerung der sozialen Bande. Auch wurde das Abhängigkeitsverhältnis unter normalen Verhältnissen nicht als Schande, oberhalb der Freien sogar als Ehre empfunden. Ein treuer Lehnsherr hatte gewöhnlich auch treue Lehnsmannen, und diese wieder hatten, falls sie treue Herren waren, auch treue Diener, die unter Umständen

das Leben für ihren Herrn ließen. Das wurde erst anders, als die Selbstsucht an die Stelle des sozialen Empfindens, der absolute Individualismus an die Stelle des relativen, das Unorganische an die Stelle des Organischen trat. Nicht das Individuum, wie jetzt, sondern die Familie hätte das letzte, als relativ selbständig anerkannte Einzelwesen der Gesellschaft sein und bleiben müssen. Darauf beruht die Festigkeit der sozialen Ordnung, mit deren Zerstörung erst das begann, was wir jetzt im engern Sinne „soziale Frage" nennen. Der halb, ja, der ganz Unfreie war unter normalen Umständen früher besser daran, als der heutige Proletarier, wenn er keine Arbeit hat und finden kann. Die jetzige politische und soziale Freiheit des einzelnen ist nur eine heuchlerische Phrase oder ein Danaergeschenk, falls die wirtschaftliche Selbständigkeit fehlt. Diese ist aber nur vorhanden, wenn jeder Hand- und Kopfarbeiter als Oberhaupt einer Familie Eigentümer seiner Produktionsmittel (Grund und Boden, Rohstoffe, Werkzeuge usw.) und wohlhabend genug ist, um sich während der Produktionsdauer selbst erhalten zu können. Würden diese Produktionsmittel verstaatlicht, d. h. zum alleinigen unveräußerlichen Staatseigentum gemacht, so würde der einzelne, anstatt Privatsklave, Staatssklave werden und nicht viel gebessert sein, vorausgesetzt, daß eine solche Ordnung überhaupt verwirklicht werden könnte, was zum mindesten zweifelhaft ist.

Die Zerstörung der sozialen Ordnung und damit die Begünstigung der Selbstsucht vollzog sich mit dem Freihandel in Grund und Boden, und dieser wieder hatte die freie Geldwirtschaft zur Voraussetzung, wenn auch diese nicht überall — in England z. B. nicht — die Mobilisation des Grund und Bodens zur Folge hatte. Die Geldwirtschaft wiederum wurde in dem Maße wünschenswerter, ja notwendiger, als die wirtschaftliche Arbeitsteilung aus der Familie verschwand und sich auf den Stamm, das Volk, ja die ganze zivilisierte Menschheit ausdehnte. Ursprünglich war ja jede Familie oder Sippe eine wirtschaftliche Einheit für sich, die alles, was sie brauchte, größtenteils selbst erzeugte, selbst verzehrte und das Wenige nicht auf eigenem Grund und aus eigener Geschicklichkeit Erzeugbare von außerhalb in derselben Weise eintauschte, wie das noch heute durch den internationalen Handel von Nation zu Nation geschieht. Bei solcher Lebensweise brauchte man wenig bares Geld, hatte also auch wenig Veranlassung, solches besonders zu schätzen und aufzuspeichern. Das wurde erst mit der fortschreitenden gewerblichen Arbeitsteilung, der Zunahme von Handel und Verkehr, der leichteren Käuflichkeit und Verkäuflichkeit von Waren und Leistungen anders. Der Selbstsucht des einzelnen wurde es jetzt immer wünschenswerter, in möglichst großer Menge ein Ding zu besitzen, das man immer bei sich tragen, zum mindesten leicht aufbewahren und für das man doch alles erhalten konnte, was Herz und Sinn begehrte. Der Besitz oder Nichtbesitz dieser merkwürdigen Sache entzweite zuletzt Bruder und Schwester, Oheim und Vetter, Sippe und Stamm, Stamm und Volk, ja mitunter sogar Mann und Weib, Eltern und Kinder.

Es wäre die Aufgabe der politischen Organisation gewesen, dieser verderblichen Zerstörung der sozialen Ordnung beizeiten entgegenzuarbeiten. Das geschah jedoch nur selten, nur unzureichend und meist nur kurz vorübergehend. In der Regel begünstigte sogar

der Staat, der zuerst als Stadtstaat, dann als Stadt und Land verbindender Volksstaat, ja Weltstaat, d. h. nacheinander als Stadtrepublik, dann als Fürstentum, Herzogtum, Königtum, Kaisertum in Erscheinung trat, jene Entwicklung, indem er die soziale Gebundenheit des Grund und Bodens, zuletzt auch die der Person aufhob, den absoluten Freihandel in allem und jedem gestattete und noch dazu das auf diese extrem selbstsüchtige Weise erwucherte Vermögen des einzelnen, wenn es nicht allzu stark gegen die guten Sitten verstieß, durch strenge Gesetze schützte. Wenn man den Bock zum Gärtner gemacht hätte, hätte der „Garten Gottes“, der die Erde sein soll, nicht schlimmer verwüstet werden können. Die Verheerungen, welche die Entfesselung der Selbstsucht, namentlich in der Form von Habgier und Genußsucht und der auf Habgier und Genußsucht fußenden Herrschsucht in der menschlichen Gesellschaft angerichtet hat, sind zu bekannt und in diesen Heften schon zu oft dargestellt worden, als daß es nötig wäre, hierauf näher einzugehen.

Nun hat ja freilich die Entfesselung der Selbstsucht, die Herbeiführung der wirtschaftlichen Anarchie unter dem Schutze der politischen Ordnung auch ihr Gutes. Sie regt zur wirtschaftlichen Arbeitsteilung, zum größten Handelsverkehr und dadurch zur Vermehrung der gewerblichen Produktion an, erzieht auch zur sparsamen Wirtschaft und fortwährenden Verbesserung der Produktionsweise; denn die freigegebene Selbstsucht entfesselt zugleich einen eifrigen Wettbewerb unter den Produzenten und Händlern. All dieses Gute verschwindet aber, und das im Gefolge der Selbstsucht mit eingezogene Böse verschlimmert sich bis zur Unerträglichkeit, wenn die Zahl der Wettbewerber immer mehr abnimmt und zuletzt nur noch wenige ganz große Monopolisten übrig bleiben. Der Staat darf darum das Ende dieser Entwicklung gar nicht erst abwarten; er muß beizeiten, ehe der angerichtete Schaden zu groß, d. h. unheilbar wird, an Stelle der wirtschaftlichen Anarchie eine wirtschaftliche Ordnung setzen. Welcher Art diese Ordnung sein muß, soll später gezeigt werden; hier handelt es sich zunächst nur um das Problem der besten sozialen Ordnung.

Wenn die sozialen Bande, die anfangs in der Familie, der Sippe, dem Stamme so fest verankert waren, einmal zerstört sind, lassen sie sich nicht ohne weiteres wieder anknüpfen. Es muß hier alles der gesunden natürlichen Entwicklung unter gesunden politischen und wirtschaftlichen Bedingungen überlassen werden. Ehe diese hergestellt sind, ist alle sogenannte „Sozialpolitik“ vergeblich. Die „soziale Frage“ wird dadurch nicht nur nicht gelöst, sondern immer verwickelter. Der Staat kann den einzelnen nicht ernähren, wenn er sich nicht selbst ernährt. Versucht das der Staat, so nimmt er eine Last auf sich, unter der er zuletzt finanziell und moralisch zusammenbrechen muß. Er ist dann außerstande, auch nur den Fortbestand der Gesellschaft zu sichern, geschweige denn deren Macht im Innern und nach außen hin zu steigern. Alle Gesetze gegen Ehelosigkeit, gegen Junggesellen- und Dirnentum sind ohnmächtig, wenn die Ehe, das Kindergebären und Auferziehen als eine Last, im besten Falle als ein Luxus empfunden wird. Die allzu einseitige Verteilung der Güter, die bei wirtschaftlicher Anarchie auf die Dauer unvermeidlich ist,

muß, selbst wenn die Gesamtproduktion darunter zunächst nicht leidet, ja gerade dann am meisten, den Luxus und die Genußsucht auf einen Grad steigern, der alle guten Sitten, alles natürliche Empfinden zuletzt zerstören, oft sogar in das Gegenteil (Perverse) verkehren und damit die Gesellschaft selbst vernichten muß. Alle Güterproduktion wird unnütz und muß aufhören, wenn die Produktion lebender Menschen, für die das alles bestimmt ist und die das alles letzten Endes leiten, aufhört. Alle noch so großen technischen Erfindungen und Verbesserungen, selbst wenn die Fähigkeit dazu unvermindert fortbestände, was keineswegs der Fall ist, können dieses todbringende Ende nicht aufhalten.

Gerade indem der Staat durch eine sogenannte „Sozialpolitik" eine Funktion an sich reißt, die von Natur, Sitte und Rechts wegen der sozialen Organisation, der Familie und Sippe zukommt, zerstört er selbst den letzten Rest des etwa noch vorhandenen Familiensinnes. Wenn nämlich der einzelne sich auch außerhalb des Familienverbandes wohl fühlen, Ansehen, Achtung, Bequemlichkeit, Behaglichkeit oder wenigstens einfache Existenz finden kann, wenn er im Falle von Krankheit und Erwerbslosigkeit vom Staate geschützt, gepflegt und ernährt wird, denkt er nur bei ganz besonders glücklicher Veranlagung daran, eine Familie zu gründen und den Sippenverband zu pflegen. Er wird im Falle der Armut ein unnützes, im Falle des Reichtums ein gemeinschädliches, krebsartiges Gewächs im Körper der Gesellschaft, das zerstörend anstatt erhaltend oder gar aufbauend wirkt.

Ein in diesem Sinne kranker Gesellschaftskörper kann also nur geheilt werden, wenn er diejenige politische und wirtschaftliche Ordnung noch herzustellen vermag, welche die sozialen Instinkte und die soziale Organisation wieder anzuregen imstande ist. Wo die natürliche Auslese des Besten im sozialen und wirtschaftlich produktiven Sinne — nicht des Besten im selbstsüchtigen und habgierigen Sinne — verloren gegangen ist, muß der Staat, weit entfernt, die Selbstsucht noch länger zu begünstigen, vielmehr die Auswüchse der Selbstsucht zu beschneiden suchen. Wie der Einzelorganismus gewisse Ausscheidungsorgane (Haut, Lungen, Nieren) hat, muß auch der gesellschaftliche Organismus, wenn er dauernd gesund bleiben will, sich solche Organe anbilden. Er kann freilich nur das Schädliche beseitigen und dem rechtschaffenen Einzelnen die Möglichkeit bieten, sich selbst zu erhalten und gegen wirtschaftliche Vergewaltigung zu behaupten. Wer von dieser Möglichkeit aber keinen Gebrauch machen will oder kann, dem kann er, ja darf er als Staat, d. h. als größere politische Organisation nicht helfen. Höchstens kann die Familie und Sippe in dieser Hinsicht ein übriges tun, aber auch nur bis zur Grenze der Belastungsmöglichkeit. Wo freilich keine Familie und Sippe da ist, hat die Gemeinde, der engere politische Verband, einzutreten, aber ebenfalls nur bis zu jener Grenze. Die Gesunden, Starken und im vollen Maße Produktiven haben ein besseres Recht auf Dasein, als die Kranken, Schwachen, in keinem noch so bescheidenen Sinne Produktiven. Im Konfliktsfalle muß also das Recht der Gesunden und Produktiven entscheidend sein. „Lasset die Toten ihre Toten begraben und folget mir nach", sagte sogar der Stifter der Religion der Nächstenliebe, nicht der allgemeinen unterschiedlosen

Menschenliebe. Wenn dieser Ausspruch nämlich einen Sinn haben soll, so kann er nicht wörtlich, sondern nur so zu verstehen sein, daß im Konfliktsfalle die im leiblichen, geistigen und sittlichen Sinne Gesunden den in diesem Sinne Kranken und Schwachen vorzugehen haben. Wie jede Tugend, so kann auch das Mitleid, das soziale Empfinden, in der Uebertreibung zum gemeinschädlichen Laster werden. Man soll lieber dem Leiden vorbeugen, damit dem Mitleiden keine allzu große Betätigungsmöglichkeit bleibt, namentlich heutzutage, wo sogar das Mitleid kapitalistisch ausgebeutet wird.

Wie bemerkt, ist die natürliche soziale Gliederung und der feste soziale Zusammenhang der Gesellschaft, wenn einmal verschwunden, nur sehr schwer und langsam wieder herzustellen. Es war eine schöne Sitte, als sich jeder sozial höher Stehende für das Wohl seiner Untergebenen verantwortlich fühlte und es nach Kräften zu fördern oder zu wahren suchte: wie andererseits die Untergebenen das Interesse ihres Herrn freiwillig, ohne besonderen Vertrag, im Auge behielten. Jetzt findet sich davon höchstens in der deutschen Armee, in dem Verhältnis zwischen den älteren Offizieren und den Mannschaften, noch eine Spur. Man bemerkt hier nicht selten gegenseitige Achtung und Wohlwollen oder wenigstens nicht Neid und Gehässigkeit. Im bürgerlichen Leben jedoch wird das gegenseitige Wohlwollen meist nicht einmal von den Untergebenen gewünscht, im Gegenteil, die Unzufriedenheit auf jede Weise zu steigern gesucht. Alles läuft hier auf einen in Geld ausgedrückten Vertrag hinaus, und selbst dessen Bruch durch Faulheit, Nachlässigkeit oder gar Streik gilt nicht mehr als Schande, vielmehr als nachahmungswerte Klugheit, falls ein Vorteil dabei herausspringt. Diese soziale Krankheit, die mit der Knochen- und Bändererweichung im Einzelorganismus Aehnlichkeit hat, kann nur durch allmähliche Entgiftung und fortschreitende Kräftigung der gesellschaftlichen Konstitution geheilt werden. Soweit aber noch gewisse Reste der früheren sozialen Ordnung bestehen, sollte man sie — weit entfernt, sie gänzlich zu beseitigen — vielmehr zu erhalten und zu kräftigen suchen. Daß es nur Staat und Staatsbürger in der Gesellschaft geben soll, ist der Gipfel der gesellschaftsbiologischen Unwissenheit und geistig-sittlichen Verwahrlosung.

Soziale Rangstufen sind bei jeder aus ungleichen Elementen bestehenden Gesellschaft ebenso unvermeidlich, wie die politische und wirtschaftliche Arbeitsteilung. Die natürliche Ungleichheit der Individuen schließt die natürliche Ungleichheit gewisser Gruppen ohne weiteres ein. Es muß nur darauf gesehen werden, daß die gesellschaftliche Geltung der einzelnen sich mehr nach der natürlichen und kulturellen, als nach der wirtschaftlichen Ueberlegenheit, die ja meist nur auf größere Selbstsucht und Skrupellosigkeit hinausläuft, bestimmt und nicht zu kastenartiger Absonderung erstarrt. Kasten wirken ähnlich, wie Staaten im Staate; sie beeinträchtigen die harmonische Interessengemeinschaft aller Glieder der Gesellschaft. Andererseits darf der soziale Geist aber auch nicht in völlige Nivellierung ausarten. Das müßte die feste Geschlossenheit der Gesellschaft ebenso ungünstig, wenn auch auf andere Weise, beeinflussen, wie jene kastenartige Absonderung. In dem einen Falle entstehen aus einer Organisation mehrere einander entgegengesetzte

und bekämpfende, im anderen Falle ist eine gesellschaftliche Ordnung, die stets auf williger Unterordnung bezw. Ein- und Ueberordnung aller einzelnen beruht, überhaupt nicht möglich. Das Ideal der sozialen Abstufung sind demnach möglichst harmonische Zahlen- und Größenverhältnisse und möglichst allmähliche Uebergänge. Erstere gleichen die sonst zu schroffen Gegensätze zwischen Hoch und Niedrig aus, und letztere verhindern die kastenartige Absonderung. Extreme zwischen Hoch und Niedrig sind für das Gedeihen eines Kulturvolkes ebenso verhängnisvoll, wie die zwischen Arm und Reich. Es ist auch gar nicht wahr, daß die Mehrzahl des eigentlichen Volkes, namentlich soweit es nicht sozial verhetzt ist, solchen sozialen Abstufungen feindlich gesinnt wäre[1]). Natürliche Feinde derselben sind nur die ausgesprochenen Plutokraten, weil die soziale Geltung ihre wirtschaftliche beeinträchtigt oder doch beeinträchtigen kann. Als politische Partei nennen sie sich „liberale", ja mitunter sogar „soziale" Demokraten, um dadurch sich und ihre ahnungslosen Mitläufer als besonders volksfreundlich hinzustellen. In Wahrheit wollen sie nur Staat und Gesellschaft möglichst unumschränkt beherrschen und ausbeuten. Damit steht es auch nicht in Widerspruch, daß sie die politische Gleichheit, das allgemeine, geheime, gleiche und direkte Wahlrecht, möglichst weit, wohl gar auf die Frauen und Jünglinge ausdehnen möchten. Sie wissen recht wohl, daß diese Gleichheit in der Praxis ohne die wirtschaftliche Gleichheit ungefährlich für sie ist. Wo das Geld, direkt und indirekt, alles beherrscht, läßt sich auch das wirtschaftlich abhängige Volk damit beherrschen. Nur muß man es recht geschickt anfangen, ihm möglichst viel für die Zukunft versprechen, und es sich auch in der Gegenwart etwas Tüchtiges an indirekten Bestechungen der Führer und an sogenannter „Sozialpolitik" kosten lassen. Hat man auf diese Weise ein Volk zugrunde gerichtet, so geht man anderswohin; denn die internationalen Plutokraten sind mit ihrem beweglichen Kapital überall zu Hause, und überall und gleichzeitig bricht ja, so denken sie, die soziale und wirtschaftliche Revolution nicht aus. Was geht auch den internationalen Plutokraten die nationale Gesellschaft an, in der sie zufällig wohnen und deren Schutz sie zufällig genießen. Ihr Ideal ist ja die „Menschheit", und diese geht ja nicht zugrunde, wenn eine Nation zugrunde geht. — —

Bei einem nach Rasse und Sprache einigermaßen einheitlich gearteten Volke gestaltet sich unter gesunden politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen die soziale Abstufung von selbst, durch natürliche Auslese, einigermaßen harmonisch. Es gibt dann eben keine herrschende und beherrschte Rasse, sondern nur innerhalb derselben gewisse natürliche und kulturelle Ungleichheiten, die im allgemeinen in den verschiedenen Berufsarten zum wechselnden Ausdruck gelangen und nicht, wie in dem rassenverschiedenen Indien, zu eigentlichen Kasten erstarren können. Die Berufsklassen und sozialen „Stände"

---

[1]) In Indien ist das Volk sogar dem Gegenteil, der Kastenverwischung und Durchsetzung, feindlich gesinnt. Nach Stephan v. Kotze sollen dort die Eingeborenen-Regimenter den englischen Offizieren den Gehorsam verweigert haben, als sie hörten, daß nur ein ganz geringer Teil der englischen Offiziere in ihrer Heimat einer Kaste entstamme, die nach der Meinung der Eingeborenen allein zum Offizierstand berechtige.

sind hier in fortwährendem Auf- und Absteigen begriffen, und das ist insofern wünschenswert, als es die allzu einseitige Kultivierung gewisser Schichten verhindert und eine Art von Verjüngung der gealterten Schichten wenigstens ermöglicht. Eine solche Gesellschaft gleicht jenem Riesen Antäus, der durch die Berührung mit seiner Mutter Erde — gewissermaßen der Landwirtschaft — immer wieder neue Kräfte schöpfte und darum selbst von einem Herkules nur in der Luft schwebend erwürgt werden konnte[1]).

Wenn in einem rassenhaft einigermaßen gleichartig zusammengesetzten Volke ein durch den Familiennamen besonders gekennzeichneter Adel anerkannt werden soll, so muß er in körperlicher, namentlich aber in geistig-sittlicher Hinsicht eine natürliche Auslese der Besten vorstellen. Im anderen Falle, besonders wenn er sich auf Reichtum allein gründet, hat er jede natürliche Daseinsberechtigung verloren. Darum sollte bei einer Ergänzung des Adels aus dem Volke, die zur gelegentlichen Blutauffrischung unvermeidlich ist, zumeist auf geistig-sittliche, aber auch körperliche Vorzüge gesehen werden. In der Regel werden beiderlei Vorzüge mit einer verhältnismäßigen Reinheit oder nur erst geringen Gemischtheit der Rasse verbunden sein; denn jede besondere Rasse hat ihre eigene Harmonie der leiblichen und geistigen Eigenschaften, die nicht durch Vermischung mit Rassen von entgegengesetzter Züchtungsrichtung gestört werden darf. Jedenfalls darf nicht bloßer Reichtum, und ganz und gar nicht unehrlich oder auch nur unfair erworbener Reichtum bei Verleihung des Adels in Betracht kommen. Der gute Adel sowie auch das Volk sollten sich einer auf letztere Art von „Verdiensten" gegründeten Nobilitierung mit allen Mitteln widersetzen. Es gibt nichts, was stärkere soziale Unzufriedenheit hervorzurufen geeignet wäre. Das Volk muß — weit entfernt, seinen Adel zu hassen — vielmehr auf ihn, als die Blüte seiner eigenen Art, stolz sein. So war es bei unseren germanischen Vorfahren, und so sollte es wieder werden. Nur dann können soziale Abstufungen die politische und wirtschaftliche Organisation stützen und ergänzen.

Alle drei Teilorganisationen der Gesellschaft bilden, ich wiederhole es, ein Ganzes, aus dem man keinen Teil herausnehmen kann, ohne die Existenz des Ganzen auf die Dauer zu gefährden. In der Verkennung dieser Wahrheit besteht der Grundirrtum des radikalen Demokratismus liberalistischer oder sozialistischer Färbung. Die liberalen Demokraten radikaler Art möchten in wirtschaftlicher Hinsicht die „Freiheit", d. h. die Selbstsucht des Einzelnen auf den Thron setzen und den Staat zu ihrem Beschützer erniedrigen. Die radikalen Sozialdemokraten dagegen, die ungeniert von der „freien Liebe" und der „Verstaatlichung der Produktionsmittel" sprechen, möchten die soziale und wirtschaftliche Ordnung gänzlich in der staatlichen aufgehen

---

[1]) Möchte doch unser deutsches Volk in Zukunft noch stärker als jener Riese Antäus werden, so daß es durch den Herkules des modernen Verkehrs und der modernen Großindustrie nicht nur nicht erwürgt zu werden vermöchte, sondern vielmehr diesen niederzwingen und zu seinem Diener, zu einem Mittel seiner Macht und Herrschaft machen könnte! Es würde damit zugleich der dauernde Fortbestand der europäischen Kultur gerettet, denn Deutschland ist der einzige europäische Großstaat, in welchem die Vermischungs- und Zersetzungserscheinungen noch keinen lebensgefährlichen Grad erreicht haben.

lassen. Beiderlei Organisationen oder vielmehr Desorganisationen würden die Gesellschaft über kurz oder lang mit naturgesetzlicher Notwendigkeit zugrunde richten. Die Entfesselung der Selbstsucht zerstörte in den antiken Gesellschaften zuerst die soziale Ordnung und zuletzt auch die politische, indem der Staat zum Diener der Selbstsucht des Einzelnen oder vielmehr einiger Wenigen, der wirtschaftlich Uebermächtigen, herabgewürdigt wurde. Natürlich wurde dadurch der Gesellschaftskörper krank, wenn auch zunächst seine Ernährungsorgane sich außerordentlich hypertrophisch entwickelten und die Gesellschaft an Zahl entsprechend zunahm. Mit der Verschlechterung der körperlichen und seelischen Beschaffenheit der Einzelnen, die eine notwendige Folge dieser Krankheit war, nahm zuletzt aber auch die Zahl ab, und selbst die Ernährungsorgane schrumpften, nachdem der Wettbewerb aller dem Monopolismus einzelner gewichen war, immer mehr zusammen. Das Ende hätte sich noch lange hinziehen können, wenn nicht jugendfrischere, in jeder Beziehung gesundere Völker gewaltsam ein Ende gemacht hätten. Auch die heutigen europäischen Kulturgesellschaften können dem Schicksal der antiken nicht entgehen, wenn sie nicht rechtzeitig der entfesselten Selbstsucht Schranken setzen, d. h. die wirtschaftliche Anarchie durch eine wirtschaftliche Ordnung ablösen. Dabei würde dann auch die soziale Ordnung allmählich wieder emporwachsen.

Nach diesen Erörterungen soll nun gezeigt werden, welche Art von politischer Organisation am besten geeignet sein dürfte, diesen Zustand herbeizuführen und auf die Dauer zu sichern. Da die Wirtschaftsordnung nicht ohne entsprechende politische Ordnung möglich ist, also erst nach dieser eintreten könnte, muß sie auch an späterer Stelle behandelt werden.

---

## Bemerkungen zu Arldts Vortrag über „Die erste Ausbreitung des Menschengeschlechts".

Dr. Ludwig Wilser.

Daß ich, wie schon frühere, so auch die neueste Arbeit (VIII, 2) des obengenannten Gelehrten mit der größten Spannung und Aufmerksamkeit gelesen, daß ich mich über verschiedene Annäherungen an meine Betrachtungsweise, so in der unbedingten Verwerfung der südlichen Halbkugel als Schauplatzes der Menschwerdung, in der Anerkennung der fortschreitenden Abkühlung als eines der wirksamsten Mittel zu weiterem Fortschritt, in der Namengebung u. a., aufrichtig gefreut habe, brauche ich den Lesern dieser Blätter nicht zu versichern. Eigensinn, den man mir manchmal vorgeworfen, liegt mir fern, und ich bin jederzeit bereit, meine durchaus nicht leichtfertig in die Welt geschleuderten, sondern in gewissenhaftester Erwägung aller bekannten Tatsachen und der darüber geäußerten Meinungen aufgestellten Lehrsätze einzuschränken, umzugestalten oder zurückzunehmen, wenn sie mit neueren Entdeckungen oder gesicherten Forschungsergebnissen in Widerspruch geraten oder sich als unvereinbar erweisen. Daß ich dazu nur in seltenen Fällen, und zwar niemals in grundsätzlichen

Fragen, sondern nur in nebensächlichen Einzelheiten genötigt war, gerade das hat mir jenen Vorwurf eingetragen, dessen Berechtigung ich ruhig dem Urteil unbefangener und rechtlich denkender Männer überlassen kann.

In mancher Hinsicht gehen freilich Arldts und meine Anschauungen immer noch recht weit auseinander, und ich möchte mir daher bei der grundlegenden Wichtigkeit dieser Dinge für die Wissenschaft vom Menschen einiges, worin wir nicht übereinstimmen, herauszugreifen und sachlich zu prüfen erlauben. Unseren ältesten, weil sprachbegabt mit Recht als menschlich bezeichneten, Vorfahren nennt der Verfasser „Protanthropus" oder „Affenmensch", was sprachlich gewiß dem Namen Homosimius vorzuziehen ist, ihm aber in der Bedeutung nicht gleichkommt, denn in wörtlicher Uebersetzung heißt es „erster Mensch", während „Affenmensch" dem griechischen Pithecanthropus entspricht. Wenn, wie aus dem Stammbaum auf S. 87 hervorzugehen scheint, der „Erstmensch" zwischen den „Urmenschen" (Homo primigenius) und den „Vormenschen" (Proanthropus nach meiner Bezeichnung) eingeschoben werden soll, so läßt sich dagegen sagen, daß diese Entwicklungsstufe paläontologisch nicht belegt ist und auch noch auf der nächsten, von den europäischen Urmenschen eingenommenen, die „Sprachbefähigung nach ihrer Kinnbildung anscheinend sehr gering war". Diese, d. h. der Neandertaler und seine Artgenossen, werden richtig mit dem Namen Homo primigenius bezeichnet und Klaatschs anscheinend meist nicht sachlichen Beweggründen entstammende Einwendungen als unberechtigt zurückgewiesen. Dagegen ist der Vergleich mit Elephas primigenius kein sehr glücklicher, denn dieser steht auf der „höchsten Entwicklungsstufe" und ist darum der jüngste „unter sämtlichen uns bekannten Elefanten", während H. primigenius wirklich die ältestbekannte, durch Knochenfunde bestätigte Menschenart darstellt. Der von Klaatsch und nach ihm von Schötensack einer noch älteren Entwicklungsstufe zugeschriebene und darum als „präneandertaloid" bezeichnete Unterkiefer von Mauer stimmt, wie ich des öfteren nachgewiesen habe, in allen wesentlichen Merkmalen mit den übrigen ältesten Menschenkiefern, von denen jetzt etwa ein Dutzend bekannt ist, überein und muß darum ebenfalls zu H. primigenius gestellt werden. Die von zufälligen Fundorten abgeleiteten Namen, wie H. neandertalensis, spyensis, krapinensis, heidelbergensis, mousteriensis, capellensis u. dergl., werden sich in der Wissenschaft nicht behaupten können. Manche der sog. Eolithen, in deren Beurteilung ich mit Arldt vollkommen übereinstimme, könnten dagegen sehr wohl von einem bisher nicht bekannten Vorläufer der Menschen gebraucht worden sein. Daß unser Weltteil darum nicht für den Ausgang der Menschheit in Betracht kommen soll, weil hier „die paläolithische Technik erst ziemlich spät auftritt", muß ich bestreiten. Wo in aller Welt gibt es eine ältere Steinzeitkultur als das europäische Paläolithikum? Da nach des Verfassers eigenen Worten „positive" Beweise schwerer wiegen als „negative", kann ich auch keinen zwingenden Grund dafür entdecken, daß Nord- und Mittelasien, wo kein einziger entsprechender Fossilfund gemacht worden ist, als Ursprungsgebiet des Stammvaters der Großaffen und Menschen, Prothylobates nach seiner, Pithecanthropus (weil von ihm ein äffischer und ein

menschlicher Zweig ausging) nach meiner Benennung, zu betrachten sei. Arldt sagt selbst, daß sich „die Entwicklung des Menschen nicht von der der katarrhinen Affen loslösen“ läßt, die „wahrscheinlich in dem nordeuropäischen Kontinente der älteren Tertiärzeit zu suchen ist“. Die für die weitere Entwicklung vorausgesetzte „subtropische Zone“ lag früher allerdings weit „nördlicher“ als jetzt, nach meiner Auffassung zur Zeit der Menschwerdung ungefähr in der Breite des früher mit immergrünen Bäumen bestandenen, heute mit einem Panzer von Inlandeis bedeckten Grönland. Die „Ausbreitung der Rassen“ soll sich von Europa aus „viel schwerer erklären lassen als von Asien her“; ich muß gestehen, daß mir unser eigener Weltteil als Durchgangstor für die Endglieder des Primatenstammes, die zudem hier die Spuren ihrer Wanderung in Gestalt von versteinerten Knochen zurückgelassen haben, viel geeigneter erscheint als das früher wahrscheinlich von Meeresfluten bedeckte, vom Süden durch himmelhohe Gebirge abgesperrte nordasiatische Tiefland. Den Kjökkenmöddingern fehlen allerdings „die Knochen der Renntiere“, doch sind solche, zum Teil sogar bearbeitet, in den jütländischen, dänischen und schonischen Torfmooren und ältesten Wohnplätzen gefunden worden. Mit eigenen Augen habe ich in den Sammlungen von Kopenhagen und Lund Aexte aus Renntierhorn und sonstige zum Gebrauch hergerichtete Geweihstangen gesehen. Dabei ist nach der Ansicht der Paläontologen das Renn der skandinavischen Moore eins und dasselbe mit dem in Westeuropa fossil gefundenen und von dem heutigen der Lappen verschieden. Zahlreiche Fundstätten in Nordfrankreich, den Niederlanden und Norddeutschland geben Kunde von dem den nordwärts sich zurückziehenden Renntierherden folgenden Steinzeitmenschen. Die Penckschе Einteilung der Eiszeiten wird bekanntlich nicht von allen Geologen und Paläontologen anerkannt und bildet darum eine etwas unsichere Grundlage für Theorien über die Ausbreitung der ältesten Menschenhorden. Die „Pampasmenschen“ sind erd- und entwicklungsgeschichtlich bedeutend jünger als der europäische Urmensch; der von Ameghino als „geologisch ältester“ bezeichnete Schädel des „Homo pampaeus“ ist natürlich und künstlich verunstaltet und zeigt außerdem durch seine Kinnbildung dem mit dem Knochenbau der ältesten Menschenart nur einigermaßen Vertrauten auf den ersten Blick, daß er in bezug auf Altertum den Vergleich mit den europäischen Funden nicht aushält. Eine urgeschichtliche Einwanderung von Elefanten, Flußpferden, Nashörnern, Wildpferden und anderen Tieren aus Afrika nach Europa kann ich, als dem allgemeinen Strom des Lebens zuwiderlaufend, nicht zugeben; die fossilen Gebeine ihrer Vorfahren liegen sämtlich in Nordamerika oder Europa. Wohl hat nach der Eiszeit ein Zurückfluten wärmebedürftiger Tiere nach Norden stattgefunden, aber nur in beschränktem Maße, da einesteils Afrika und Europa damals schon durch das Mittelmeer getrennt waren und andernteils die Wärme bei uns nicht mehr so hoch stieg wie früher. Den von Herodot einem pontischen Volke beigelegten Namen „Alarodier“ als Rassenbezeichnung für die kleinasiatischen Rundköpfe anzuwenden, ist ein von Hommel herrührender Mißbrauch. Allerdings spielt jetzt auch bei indogermanischen Völkern die Brachycephalie eine große Rolle, aus einer rundköpfigen Stammrasse können sie aber nicht hervorgegangen sein;

je mehr wir uns örtlich und zeitlich ihrem Ursprung nähern, desto reiner und unverfälschter tritt bei ihnen die langköpfige, lichtfarbige Menschenrasse (H. europaeus) hervor. Stammbäume der Rassen und Völker habe ich schon vor zwei Jahrzehnten entworfen, doch muß man dabei die beiden Begriffe sorgfältig auseinanderhalten. Im Gegensatz zum Verfasser kann ich die dunkelhäutigen Krausköpfe von Afrika und Südasien nicht trennen, sondern vereinige sie unter dem Namen H. niger und betrachte den „type de Grimaldi" als ihren fossilen Vorfahren. Für die nordische und Mittelmeerrasse muß ich, wie gesagt, jeden ursprünglichen Zusammenhang mit Teilen des rundköpfigen Stammes (H. brachycephalus) in Abrede stellen.

Es bestehen, wie man sieht, Verschiedenheiten genug zwischen Arldts und meinen Anschauungen. Ich glaube aber doch der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, daß sie durch die Fortschritte der Forschung, besonders durch die paläontologische Untersuchung der anderen Weltteile, sich mit der Zeit ausgleichen werden. Der genannte Forscher bezeichnet ja selbst seine Lehrmeinung bescheiden nur als „Arbeitshypothese", die sich in der Zukunft entweder bestätigen könne oder abgeändert werden müsse.



## Berichte und Notizen.



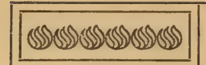
**Beiträge zur Anthropologie der Malaien** lieferte Dr. Kleiweg de Zwaan in einem in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie auf Grund einer von ihm ausgeführten Reise durch Zentral-Sumatra gehaltenen Vortrage. Der Redner führte u. a. aus: Ueber die Stellung des Malaien inmitten der andern, schärfer als gerade sie charakterisierten Rassen gehen die Ansichten der Kenner nachgerade weiter auseinander, als noch vor einigen Jahrzehnten. Man lernt das verstehen als die nächste Wirkung eingehender Studien, die vor tieferem Eindringen außerordentliche Verschiedenheiten ergaben, welche die verschiedensten Abstammungsdeutungen zu rechtfertigen scheinen. Auch die Bewohner von Sumatra machen hiervon keine Ausnahme; von einer Einheitlichkeit der Rasse ist selbst auf diesem verhältnismäßig abgeschlossenen Gebiet nicht die Rede, und man begreift es, wenn Verwandtschaftszusammenhänge und Kreuzungen gesucht werden fast in jeder Richtung der Windrose, mit Malakka, als dem nächstbenachbarten Kontinent, ebenso wie mit Arabien, Indien, selbst Tibet, mit Borneo und Celebes, China und selbst Japan. In diesem Durcheinander ist ein Suchen nach dem Gemeinsamen, das vielleicht den Schlüssel für die Abstammung zu geben vermöchte, also treue, voraussetzungslose Detailforschung, das allein eine Aussicht Eröffnende. In diesem Sinne hat Redner seine Zeit in Sumatra angewandt und es sich nicht verdrießen lassen, sein Augenmerk auch auf scheinbar Geringes zu richten. Er stellte die Hautfarbe fest als zwischen Nr. 18 und 26 der von Professor von Luschan aufgestellten Farbenskala fallend (bei Nr. 1 dieser Skala steht die weiße Farbe des Europäers, bei Nr. 36 das schwärzeste beim Neger beobachtete Schwarz), ermittelte, daß im Widerspruch zu der für das Gegenteil sprechenden Wahrscheinlichkeit die von Kleidung bedeckten Körperteile dunkler gefärbt sind als die unbedeckten, daß die Haut normal sehr weich und nur durch Hautkrankheiten rauh geworden ist, daß bei zumeist ganz schlichtem, schwarzem Haupthaar, das frühzeitig ergraut, Bart- und Haarwuchs auf dem Körper von Natur gering und dieser Mangel keineswegs die Folge sorgfältigen Entfernens der Haare ist, wie behauptet worden ist; daß die Augen niemals ganz schwarz sind, sondern braun oder grünlich-braun mit einem bläulichen Ring um die braune Iris, daß die Gesichter mehr oder weniger viereckig sind, der Nasenrücken fast immer ziemlich breit und hierdurch die Muskulatur der Augenlider beeinflußt ist. Hände und Füße sind groß; bei letzteren fällt ein ungewöhnlicher Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Zehe als Rasseneigentümlichkeit auf, während anderes als durch Gewöhnung erworben zu betrachten ist, z. B. die Umbiegung

der äußeren Zehen nach außen durch die Gewohnheit des Sitzens auf den Fersen. Hierzu ist auch die Beobachtung zu rechnen, daß bei den über zwanzigjährigen Männern die relative Beinlänge kürzer, die relative Armlänge größer ist als bei den jungen Männern unter 20 Jahren. Die Darwinsche Behauptung, daß der Rückgang in der Behaarung des Menschen ein Ausfluß der Zuchtwahl, nämlich des Widerwillens der Frau gegen den behaarten Mann sei, findet Dr. Kleiweg für die Malaien auf Sumatra nicht gültig, weil die Malaiinnen den behaarten Mann bevorzugen. Im übrigen wurden auch nicht unerhebliche, körperliche Unterschiede beobachtet bei Malaien der vornehmen Stände, sowie zwischen den Bewohnern des bis zu 4000 m hohen gebirgigen Innern und den Bewohnern der Küste. Letztere waren wohl in höherem Grade der Vermengung und Kreuzung mit anderen Elementen unterworfen als jene, die mehr autochthonen Charakter besitzen. Auch mögen höhere Kultur und bessere Nahrung bei den Küstenbewohnern zur Entwicklung schlankerer, weniger derber Gestalten beigetragen haben und dauernd beitragen.

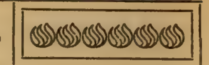
**Das Deutschtum in Kanada** macht, zumal im Gebiete von Winnipeg und der Provinz Saskatchevan, anerkennenswerte Fortschritte. Es zählt dort zurzeit bereits über 20000 Köpfe. Die deutsche Einwanderung nach dort kommt nur zum Teile aus dem Deutschen Reich; sie enthält viele Deutschrussen, Kolonisten aus dem südlichen Rußland, dem Wolgagebiet und Wolhynien, wird aber vor allem durch starken deutschen Zuschuß aus den Vereinigten Staaten gesteigert. Erfreulich ist, daß unter diesen Deutschen das lebhafteste Bestreben hervortritt, durch Schulen, Volksbüchereien und deutsche Zeitungen die deutsche Sprache und Eigenart festzuhalten und die Deutschen zu diesem Zweck national zu organisieren. (D. Kolonialzeitung.)

**Deutsche Wissenschaft in Japan.** Auf einem Festmahl zur Feier des 25jährigen Bestehens der deutschen Schule in Tokio hielt der japanische Gelehrte Okuma eine Rede, in der er den überragenden Einfluß des deutschen Geisteslebens auf die japanische Kultur darlegte. Nach der ‚Deutsch-japanischen Post" führte er u. a. folgendes aus: „Ich habe vor etwa fünfzig Jahren die holländische Sprache studiert und dabei herausgefunden, daß die holländische Wissenschaft nur eine Ableitung der deutschen ist. Deutschland hatte damals keine Gelegenheit, mit Japan in unmittelbaren Verkehr zu treten; seine Wissenschaften wurden daher durch die Holländer in Japan eingeführt. So war Dr. Siebold, der zuerst (1823—1829) japanische Studenten in Nagasaki unterrichtete, ein deutscher Gelehrter. Man kann daher wohl sagen, daß die heutige Zivilisation Japans der Hauptsache nach von Deutschland herstammt. Damals hatte ein großer Staatsmann, Schiralawa Gakus mit Namen, die Zügel der Tokugawa-Regierung in Händen, und das Erlernen von Holländisch wurde in jeder Weise gefördert; auch wurden Medizin, Literatur, Politik und Militärwissenschaften in dieser Sprache gelehrt. Später aber, gegen Ende der Aera Tempo, wurde das Studium der holländischen Wissenschaften wieder verboten, und damit wurde auch der Verbreitung deutscher Wissenschaften ein vorläufiges Ende in Japan bereitet. Als dann in der Periode Ansei das Studium der ausländischen Wissenschaften wieder begann, war Japan inzwischen mit England und Frankreich in Berührung gekommen, und so wurde Englisch und Französisch in erster Linie gelehrt und gelernt, während Deutsch völlig im Hintergrunde stand. Es war im Anfang der Aera Meji (1868), als ich mit Nachdruck dafür eintrat, die medizinische Wissenschaft solle nach dem Vorbild der Deutschen in Japan gelehrt und getrieben werden. Ich stieß damit auf starken Widerspruch beim Heere, denn dieses war ganz nach englischem und französischem Vorbild gebildet. Auch die Militärärzte standen auf der gegnerischen Seite, da sie englisch ausgebildet waren, und ein englischer Arzt in der Armee als Ratgeber angestellt war. Siegreiche Armeen sind nach einem Kriege immer anmaßend, und so war es auch damals nach der Niederwerfung der Revolution. Auch Marquis Katsura stand damals unter den Häuptern der Gegenpartei. Daß er sich meiner Ansicht ergeben hat, ist erst viel später gewesen. Was ist nun aber heute das Ergebnis der Entwicklung? Die deutschen Wissenschaften haben nach und nach große Fortschritte in Japan gemacht. Alle höheren Zweige der Wissenschaft werden heute in deutscher Sprache gelehrt, besonders die Medizin, an der kaiserlichen Universität, in Waseda und anderen Schulen. Die Schule des Vereins für deutsche Wissenschaften kann über diesen Erfolg ihrer Wirksamkeit stolz sein. Japan steht aber immer noch im Kindesalter und muß noch viel lernen. Das wird das Studium der deutschen Sprache und Wissenschaft um so wichtiger in der Zukunft machen."

---



## Bücherbesprechungen.



**Kleinschrod, Dr.**, Die Erhaltung der Lebenskraft, Berlin, Otto Salle, 306 Seiten, Mk. 4,—.

Das eigentümliche Buch zerfällt nach Inhalt, Wesen und Interesse, das es erweckt, in einen spekulativen und einen positiven Teil. Im ersteren entwickelt K. seinen Privatvitalismus. Erfahrungsgemäß sind Spekulationen und Deduktionen viel weniger Verstandesangelegenheit, als Induktion und praktische Arbeit; davon gibt K. ein überzeugendes Beispiel, indem er mit einem Eifer, wie ihn nur unbedingte subjektive Sicherheit einzuflößen vermag, ein kompliziertes System vom „Leben" entwirft. In anderer Form, mit mehr Zurückhaltung würde das Ganze etwas weniger eigenartig anmuten: so aber muß der Leser neben der Lebenskraft noch einen Lebensstoff und ein Lebensprinzip annehmen: etwas viel, wie man zugeben wird. Ausgesprochene „Sätze" gelten ohne weiteres als „Gesetze", damit zugleich als „bewiesen" und wiederum dadurch befähigt, der Ausgangspunkt von weitgehenden Schlüssen zu sein. Neuschöpfungen an „Gesetzen" sind bei K. erstaunlich zahlreich, — recht unglücklich in einer Zeit, wo die Naturwissenschaft grade hier sehr skeptisch geworden ist und werden mußte. Einfacher Dualismus ist nicht mehr ausreichend: neben dem Reich des „Leblosen" besteht das des „Lebens" und das des „Geistes". Sein Hauptsatz ist, „Leben ist das, was das mechanische Geschehen aufhebt". Diese und andere theoretische Ergebnisse werden mindestens in dieser wenig präzisen Form von den meisten Lesern abgelehnt werden.

Doch nun zu dem positiven und wertvolleren Teil des Buches. Umgekehrt wie sonst in der Medizin, neben einer unklar gestalteten Theorie eine ausgezeichnet klare Praxis bietend, macht K. den funktionellen Reiz zum Ausgangspunkt ärztlicher Tätigkeit und untersucht bei allen Organen und Organgruppen, wo er anzusetzen habe. Nicht von außen her, sinnlos und fatalistisch befällt die Krankheit ein Organ, sondern als gesetzmäßiges inneres Ereignis bei dauernder Nichtbeachtung entwicklungsgemäßer Funktion. Damit findet die mechanistische Ernährungsphysiologie (Rubner) ihre Verurteilung, wird die organgemäße ursprüngliche Kost, nämlich Rohkost, als Heilfaktor erkannt und die richtig dosierte Anwendung der Funktion in Muskulatur, Lunge, Herz, Haut, Nerven usw. das einzig erlaubte „Mittel"; denn Krankheit und Heilung sind ihrer Entstehung nach wesensgleich, deshalb ist also ein Mittel „gegen" die Krankheit ein Unsinn, weil es gleichzeitig ein Mittel gegen die Heilung wäre. Das alles zeigt, daß eine begrifflich unrichtig erfaßte Erkenntnis doch praktisch zu völlig richtigen Folgerungen führen kann, wenn ihr Fehler nur in der nicht einwandfreien Denkoperation und nicht in der Erfassung des Wesens besteht. Denn so gut Chemie ganz aufgebaut sein kann auf der Vorstellung des Atoms, als dem einzigen unserem Verständnis adäquaten Begriff des Absolut-Einfachen, kann auch Physiologie auf dem Begriff einer „Lebenskraft" basieren, als dem mit x zu bezeichnenden organischen Zweckgeschehen, auch wenn beides „Atom" und „Lebenskraft" niemals erweisbar sind. Ueber die Wesenheit ihrer Grundbegriffe braucht eine praktische Wissenschaft nicht nachzudenken; das ist Sache der Philosophie.

Es ist dringend zu wünschen, daß K. seine praktisch-unanfechtbare Position als die Grundlage seines weiteren Arbeitens ansieht, die Anwendung funktioneller Reize als Heilfaktoren ausbaut, statt begriffliche Systeme aufzustellen. Dann wird man seinen Veröffentlichungen mit großem Interesse entgegensehen können. Es wäre recht gut, wenn die mehr gesprochene Form seiner „Sätze" (oft ein bis drei Worte lang) dabei eine zusammenhängende würde. Dr. F. Kühner.

---



---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 4. 1909.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.


## Zur Theorie des Geschlechtsverhältnisses der Geborenen.

V. Furlan.

§ 1.

Das Geschlechtsverhältnis der Geborenen für eine nach Zeit und Wohnort abgegrenzte Bevölkerung gewinnt die Bedeutung einer wichtigen Konstanten insbesondere dadurch, daß es, zusammen mit dem Altersaufbau der Geschlechter, die ursprünglichste Differenzierung der menschlichen Gesellschaft zahlenmäßig verfolgen läßt und dadurch ohne weiteres bereits einen tiefen Einblick in die Struktur derselben ermöglicht. Aber auch eine in hohem Maße interessante methodische Bedeutung darf diese Konstante für sich in Anspruch nehmen, seitdem die Grundlagen zu einer Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf das Gebiet des sozialen Lebens von ihrem ursprünglichen Dogmatismus gereinigt worden sind, dies wohl zum ersten Male durch die Lexis'sche Abhandlung über „Das Geschlechtsverhältnis der Geborenen und die Wahrscheinlichkeitsrechnung"[1]. War doch das Geschlechtsverhältnis der Geborenen lange Zeit fast die einzige Massenerscheinung, welche jene ausgezeichneten Merkmale, die das Vorhandensein einer normalen Dispersion charakterisieren, verwirklichte, und sind auch heute noch die Typen von Massenerscheinungen, die jene merkwürdige Analogie mit einem reinen Zufallsspiele bieten, nichts weniger als zahlreich.

Ist es nun andererseits an sich gar nicht merkwürdig, warum für andere Massenerscheinungen die eben erwähnten Merkmale nicht zutreffen, so lag naturgemäß die Frage nahe, welche innere Bedeutung dem Geschlechtsverhältnis der Geborenen aus dieser einen Tatsache zukommt. Um auf diese Frage näher eingehen zu können, sei zunächst eine prinzipielle Bemerkung vorausgeschickt.

§ 2.

Man pflegt unter einer axiomatischen Festlegung eines Begriffes eine Anzahl von geeigneten Aussagen über denselben zu verstehen, denen die Merkmale der Unabhängigkeit, Widerspruchs-

[1]) Erschienen in den Hildebrand-Conradschen Jahrbüchern, Bd. 27, S. 209 ff.

losigkeit und Vollständigkeit zukommen, d. h. vor allem muß jede über den Begriff gemachte Aussage zur Charakterisierung desselben notwendig sein, wie denn andererseits die Gesamtheit der Aussagen den Inhalt desselben erschöpfen soll. Hat man einen Begiff axiomatisch festgelegt und sucht man festzustellen, in welchem Maße ein Ding der Erfahrung sich ihm annähert, so ist dies zunächst dadurch möglich, daß das Maß der Annäherung, mit der das Erfahrungsobjekt die Axiome des Begriffes erfüllt, untersucht wird. Man kann jedoch auch so vorgehen, daß man aus der ursprünglichen Definition des Begriffes andere Aussagen über denselben folgert und an diesen Aussagen das Maß der Annäherung prüft, ein Verfahren, dem volle Strenge nur dann wird zukommen können, wenn die Beziehung zwischen der ursprünglichen Begriffsdefinition und diesen weiteren Aussagen eine umkehrbar-eindeutige ist.

Dem Wahrscheinlichkeitsbegriffe sind zwei axiomatische Festlegungen zugrunde gelegt worden, eine ältere „konstruktive", welche als Wahrscheinlichkeit das Verhältnis aus der Anzahl der günstigen zu der Anzahl der möglichen Fälle definierte, und eine aus der letzten Zeit herrührende „deskriptive" Definition, welche von G. Bohlmann und U. Broggi aufgestellt wurde[1]). Nach diesen Definitionen ist aber die Identifizierung einer Wahrscheinlichkeitsgröße mit einer statistischen Maßzahl im vorhinein ausgeschlossen als auf einen logischen Widerspruch führend, den die Existenz gleich möglicher Fälle in der objektiven Natur in sich birgt[2]), und aus demselben Grunde verliert es einen Sinn, von dem Grade der Annäherung einer statistischen Maßzahl an eine mathematische Wahrscheinlichkeitsgröße zu sprechen.

Eine der wichtigsten Folgerungen aus dem mathematischen Wahrscheinlichkeitsbegriffe ist das Bernoullische Theorem, welches sich, etwas abweichend von dem gewöhnlichen Wortlaute, so aussprechen läßt: „Bei einer großen Anzahl s von Versuchen über das Eintreffen bezw. Nichteintreffen eines Ereignisses E, dem die Wahrscheinlichkeit p zukommt, ist das $\sigma$-malige Eintreten desselben wahrscheinlicher als das $\sigma'$-malige Eintreten desselben; hierbei ist $\sigma$ definiert durch die Beziehung

$$o \leqq p s - \sigma < 1$$

und es ist

$$\sigma' \neq \sigma$$

Scheiden wir die s Versuche in z Serien zu je $z' = \frac{s}{z}$ Versuchen, und ordnen wir die Ergebnisse der einzelnen Versuchsreihen nach ihrer Größe, so wird die Gruppierung (Verteilung nach der relativen Häufigkeit ihres Vorkommens) derselben um den Wert $\mu = z' p$ angenähert nach dem Gaußschen Fehlergesetze $\frac{h}{\sqrt{\pi}} e^{-h^2 x^2}$ mit der Präzision

$$h = \sqrt{\frac{s}{2 p (1 - p)}}$$

[1]) Vergl. G. Bohlmann in „Enzyklop. der math. Wiss.", Bd. I, 1 D. 4, S. 859 und U. Broggi: Inauguraldissertation (Göttingen 1907).

[2]) Vergl. Lexis „Zur Theorie der Massenerscheinungen" (Freiburg 1878), S. 15 und passim.

wahrscheinlicher sein als irgendeine andere Gruppierung derselben." Diese wahrscheinlichste Gruppierung wird nach Lexis als normale Dispersion bezeichnet.

Es kann nicht genug darauf hingewiesen werden, daß dieser Satz keine Aussage über die wirklich eintretende Verteilung macht. So kann bei s Versuchen über das Ein- bezw. Nichteintreffen von E dieses überhaupt alle s Male eintreffen und nicht $\sigma$-mal, ohne daß das s-malige Eintreffen von E im Widerspruche mit dem Bernoullischen Theorem stände, wie denn andererseits die Verteilung der Einzelergebnisse der z Serien um einen Wert $\mu$ nach dem Gaußschen Fehlergesetz mit der Präzision

$$h = z' \sqrt{\frac{s}{2\mu(z' - \mu)}}$$

noch keineswegs die Existenz einer Wahrscheinlichkeit $p = \frac{\mu}{z'}$ zu beweisen vermag. Vielmehr würde diese Verteilung nur besagen: angenommen, daß 1. überhaupt eine Wahrscheinlichkeit $\pi$ für das Eintreffen von E existiert, und daß ferner 2. der denkbar günstigste, d. h. die größte Wahrscheinlichkeit bietende Fall tatsächlich realisiert worden ist, muß

$$\pi = p$$

sein.

Finden wir somit, daß für die Glieder einer aus Durchschnittswerten gebildeten statistischen Reihe normale Dispersion vorhanden ist, so können wir trotzdem die Existenz einer mathematischen Wahrscheinlichkeit nicht annehmen, da — aus einem oben angeführten Grunde — die Bedingung 1. nicht erfüllt ist. Und daraus folgt ein Wichtiges: daß bei einer solchen Massenerscheinung das Vorhandensein normaler Dispersion in jedem einzelnen Falle noch der besonderen Erklärung bedarf.

§ 3.

Man sieht sich somit naturgemäß vor die Frage gestellt, welcher Erkenntniswert uns durch die empirisch gegebene Tatsache der normalen Dispersion im Falle des Geschlechtsverhältnisses der Geborenen vermittelt wird, eine Frage, die in ihrer Beantwortung zunächst auf physiologisches Gebiet führt. Die bisher unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich einer genauen Einsicht in das Wesen der Befruchtung entgegenstellen, einerseits, das Bedürfnis, für diesen Vorgang wenigstens ein mit der Erfahrung nicht im Widerspruch stehendes Bild zu gewinnen, andererseits lassen es begreiflich erscheinen, daß man zu mehr oder minder geschickten Hypothesen seine Zuflucht nahm.

Lexis greift bereits in seiner ersten Abhandlung zu der Vorstellung, die weiblichen Keimzellen seien derart geschlechtlich „prädestiniert" (das Wort im Sinne von „differenziert" verstanden), daß die Reihe der aufeinanderfolgenden Befruchtungen bei einem und demselben weiblichen Individuum sich mit Zügen aus einer Urne mit schwarzen und weißen Kugeln in konstantem Mischungsverhältnisse vergleichen läßt. Die den einzelnen weiblichen Individuen einer größeren Bevölkerung so zugeordneten Mischungsverhältnisse brauchen einander

nicht gleich zu sein, sondern dürfen größere Schwankungen aufweisen, wenn nur ihr Mittel annähernd konstant bleibt und nicht andere als zufällige Abweichungen zeigt. Diese weitere Möglichkeit ist mit Rücksicht darauf offen gelassen, daß für Serien von Ziehungen aus einem so beschaffenen Urnensystem das Bernoullische Theorem seine Gültigkeit bewahrt. Die Tatsache, daß für besondere Kategorien von Geborenen, wie z. B. für uneheliche Geburten, wiederum ein anderes Geschlechtsverhältnis nachgewiesen wurde, bringt Lexis mit seiner Hypothese in der Weise in Einklang, daß er annimmt, in solchen Fällen würde bloß der Prozentsatz der Fehlgeburten verschieden sein, und zwar sowohl für das männliche Geschlecht als auch für das weibliche.

Stellt man diese Hypothese mit der Tatsache zusammen, daß die Gesamtheit der zur normalen Geburt führenden Befruchtungen vollständige Analogie mit Serien von Urnenziehungen normaler Dispersion bietet, so sieht man, daß das Wesen der Lexis'schen Hypothese darin besteht, daß es bereits für die Gesamtheit der Befruchtungen (gleichgültig, ob sie einen regelmäßigen Verlauf zeigen oder nicht) jene Analogie in Anspruch nimmt. Daß diese Annahme heute noch unkontrollierbar ist und vielleicht auf immer der Bestätigung harren wird, bildet gewissermaßen die schwache Seite dieser Theorie. Dagegen ist sie bis jetzt tatsächlich imstande gewesen, das gesamte empirische Material zu bewältigen, ganz im Gegensatze zu den weiteren, sofort zu nennenden Theorien, die sich sämtlich auf ein geringes Beobachtungsmaterial stützen. Unter diesen ragt hervor die Hofacker-Sadlersche Annahme einer Abhängigkeit des Geschlechtsverhältnisses der Geborenen vom Altersunterschied der Eltern. Ferner sind zu nennen die Kollmannsche Hypothese, nach welcher das Geschlechtsverhältnis allein vom Alter des Vaters abhängt, dann die Ploßsche Hypothese, welche von den Ernährungsverhältnissen der Mutter ausgeht, ebenso wie die Thyrysche Hypothese von der größeren oder geringeren Reife des Eies und die Ryharzsche von der „Zeugungsfähigkeit" der Mutter ihren Ausgangspunkt nehmen.

Mit Recht hat Lexis in einem späteren Aufsatz[1]) auf die Unzulänglichkeit aller dieser Theorien hingewiesen, da sie auf ein viel zu geringes Erfahrungsmaterial aufgebaut erscheinen. Der vorliegende Aufsatz, der sich auf ein reiches empirisches Material stützt, das an anderem Orte zur Verwendung gelangen soll, bezweckt einen weiteren Schritt in dieser Richtung; er zeigt, wie auf Grund sehr weitgehender Annahmen über Zustände der menschlichen Gesellschaft die Notwendigkeit der normalen Dispersion des Geschlechtsverhältnisses der Geborenen hervorgeht. Zugleich wird die Theorie auf eine solche Höhe gebracht, daß auf Grund dieser Annahmen ohne weiteres die Berechtigung solcher Theorien, wie es die oben in zweiter Linie angeführten sind, wenigstens für weite Bevölkerungsschichten in Abrede gestellt werden kann.

Soviel ist zunächst klar, daß die Annahmen über das Geschlechtsverhältnis der Geborenen durch folgende zwei Typen erschöpft sind:

---

[1]) Art. Geschlechtsverhältnis der Geborenen und Gestorbenen in Handw. der Staatswiss. Bd. V, 2. Aufl. (Jena 1900).

$\alpha$) Das Geschlechtsverhältnis ist eine universelle, von weiteren Eigenschaften der Eltern, wie Altersunterschied usw. nicht abhängige (physiologische) Konstante normaler Dispersion.

$\beta$) Das Geschlechtsverhältnis der Geborenen[1]) $\varrho$ hängt von einer Anzahl von durch die Eltern bestimmten Parametern

$$\mu_1, \mu_2, \ldots \mu_n$$

in der Weise ab, daß jeder Wertkombination

$$\mu'_1, \mu'_2, \ldots \mu'_n$$

der Parameter ein besonderes Geschlechtsverhältnis $\varrho'$ zukommt.

In diesem letzteren Falle müssen auch die zufälligen Fehler, welche durch die Wirkung einer unendlich großen Anzahl von störenden Ursachen hervorgebracht werden und die bei jedem derartigen Naturgesetz statthaben, berücksichtigt werden. Doch werden die dadurch verursachten Abweichungen nicht ganz willkürlich sein dürfen, sondern werden, da für das Geschlechtsverhältnis normale Dispersion herrscht, eine Bedingung erfüllen müssen. Ist z. B., um die Idee zu fixieren, das Geschlechtsverhältnis $\varrho$ gegeben durch:

$$\varrho = \alpha_0 + \alpha_1 \mu_1 + \alpha_2 \mu_2 + \ldots + \alpha_n \mu_n$$

wo $\alpha_0, \ldots \alpha_n$ konstante Größen bedeuten, und es mögen $\mu_1, \mu_2, \ldots \mu_n$ Abweichungen nach dem Gaußschen Fehlergesetze $\frac{h}{\pi} e^{-h^2(x-a)^2}$ befolgen mit den Präzisionsmaßen $h_1, h_2, \ldots h_n$ und den bzg. Werten von $a: a_1, a_2, \ldots a_n$, dann befolgen die Abweichungen von $\varrho$ das Gesetz

$$\frac{H}{\sqrt{\pi}} a^{-H^2(z-A)^2}$$

wo $\Sigma a_i \alpha_i = A$ und $\Sigma \frac{\alpha_i^2}{h_i^2} = \frac{1}{H^2}$ ist. Andererseits ist, da für $\varrho$ normale Dispersion besteht:

$$\left.\begin{array}{l} A = 0 \\ H = \sqrt{\dfrac{s}{2\varrho(1-\varrho)}} \end{array}\right\} \quad (1)$$

wo jetzt s die Gesamtzahl der in dem der Betrachtung zugrunde gelegten Zeitraum und Wohnort erfolgten Geburten bedeutet. Hier sind also die Gleichungen (1) die betreffenden Bedingungen, die sich weiterhin auf die Systeme von unendlich vielen Ursachen übertragen, wenn man auf den besonderen Zusammenhang der $a_1, \ldots a_n$ und $h_1 \ldots h_n$ mit den unendlich vielen Ursachen eingeht. Doch soll hier einstweilen von diesem Zusammenhang abgesehen werden.

In § 4 dieser Arbeit zeige ich nun, daß, wenn in einer Bevölkerung ein Gesetz vom Typus ($\beta$) herrscht, dann durch Selbstauslese in dieser Bevölkerung ein Zustand vom Typus ($\alpha$) herbeigeführt wird, so daß der Zustand ($\alpha$) in dieser Hinsicht als Gleichgewichtszustand betrachtet werden kann, dem Zustände vom Typus ($\beta$) gewissermaßen zustreben. Berücksichtigt man hierbei, daß ($\beta$) in seiner Art

---

[1]) Unter $\varrho$ kann hier sowohl das Verhältnis der Knabengeburten als auch das der Mädchengeburten zur Gesamtheit der Geborenen verstanden werden.

den allgemeinsten Zustand überhaupt darstellt, so wird man, selbstverständlich bei Erwägung der zugrunde gelegten Annahmen, die Tragweite dieser Ableitung ermessen können. An diese Ableitung selbst wird sich dann in § 5 eine Besprechung der Art dieses Gleichgewichtszustandes sowie der besonderen Natur seiner Voraussetzungen knüpfen.

§ 4.

a) Eine nach ihrem Wohnort abgegrenzte Gesamtheit von in einem Zeitpunkte t gleichzeitig Lebenden soll Gesellschaft genannt und mit G (t) bezeichnet werden, und diese soll im Zeitintervalle von $t_0$ bis T abgeschlossen heißen, wenn das Ausscheiden aus G bloß durch den Tod, das Eintreten in G bloß durch Geburt erfolgt. Die erste Voraussetzung, die wir nun über unsere Bevölkerung machen, ist, daß sie von einem gewissen Zeitpunkte $t_0$ an, der später geeignet normiert werden soll, eine geschlossene Gesellschaft darstellt. Verwirklicht wird dieser Fall z. B. durch die Bevölkerung eines Landes, wenn man von der Ein- und Auswanderung absieht.

b) Es seien g und $\bar{g}$ beliebige, abgeschlossene Teile von G; wir betrachten sie zu verschiedenen aufeinanderfolgenden Zeitpunkten, d. h. wir bilden

$$g(t),\ g(t'),\ g(t''),\ \ldots\ldots$$
$$\bar{g}(t),\ \bar{g}(t'),\ \bar{g}(t''),\ \ldots\ldots$$

Es geht somit g (t') ganz aus g (t) hervor, g (t'') aus g (t') usw., ebenso $\bar{g}$ (t') aus $\bar{g}$ (t), $\bar{g}$(t'') aus $\bar{g}$ (t') usw. Eine weitere Voraussetzung, die wir über G machen, ist, daß für beliebige g, $\bar{g}$ die Sterblichkeit in den einzelnen Altersklassen immer dieselbe sei. Dagegen kann natürlich die Sterblichkeit im Laufe der Zeit beliebig variieren. Aus dieser einfachen Voraussetzung fließt sofort ein Theorem, das als Satz vom Maximum bezeichnet werden möge: Ist ein abgeschlossener Teil g von G so beschaffen, daß im Laufe des betrachteten Zeitintervalles seine Geburtenmenge ein Maximum darstellt gegenüber der Geburtenmenge der anderen Teile g', g'', ... von G, so läßt sich ein Zeitpunkt $\tau$ angeben, so daß für jedes $\tau' > \tau$ der aus g nicht hervorgehende Teil von G jede beliebig klein vorgegebene Größe unterschreitet.

Für das Geschlechtsverhältnis der Geborenen wollen wir die Gültigkeit der auf S. 173 gemachten Voraussetzungen ($\beta$) annehmen. Den einzelnen Teilen von G werden danach verschiedene Geschlechtsverhältnisse zukommen, je nach den verschiedenen Werten der Parameter. Das Verhältnis der Knaben zur Gesamtheit der Geborenen für ein einzelnes g möge mit $\varphi_k$, das der Mädchen mit $\varphi_m$ bezeichnet werden. Dann ist

$$\varphi_k + \varphi_m = 1$$

Jedem g aus G wird ein oder mehrere Werte von $\varphi_k$ entsprechen; das Maximum der $\varphi_k$ in G sei m', das Minimum m''; dann ist für $\varphi_m$ das Maximum 1 — m'' und das Minimum 1 — m'. Entspreche

| | | | |
|---|---|---|---|
| g (t) | ein | Knabenverhältnis | $\varphi_k(t)$ |
| $\bar{g}$ (t) | „ | „ | $\bar{\varphi}_k(t)$ |
| g (t') | „ | „ | $\varphi_k(t')$ |
| $\bar{g}$ (t') | „ | „ | $\bar{\varphi}_k(t')$ |

— — — — — — — — — —

dann machen wir die fernere Voraussetzung, daß für beliebige g, $\overline{g}$ und t, t', t'', ... die Beziehungen statthaben:

$$\varphi_k(t) = \varphi_k(t') = \varphi_k(t'') = \ldots$$
$$\overline{\varphi}_k(t) = \overline{\varphi}_k(t') = \overline{\varphi}_k(t'') = \ldots$$

Die beiden zuletzt gemachten Annahmen, welche, wie man sofort erkennt, voneinander unabhängig sind, mögen als Vererbungshypothese bezeichnet werden. Es kommt ihnen folgende Bedeutung zu: Auf die Veränderung von g im Laufe der Zeit sind bestimmend der Zugang durch Geburt und der Abgang durch den Tod. Diese beiden Faktoren werden zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Stärke wirken, aber es ist anzunehmen, daß sie die einzelnen Teile von G stets in demselben Verhältnis beeinflussen werden. Ebenso erscheint das Geschlechtsverhältnis der Geborenen nach unserer Voraussetzung als Resultat einer ganzen Reihe von wirkenden Ursachen, aber auch hier ist die plausibelste Annahme die, daß die Veränderungen aller dieser Ursachen in ihrer Intensität sich im Laufe der Zeit in den einzelnen Teilen g von G[1]) in demselben Maße wiederholen.

c) Daß der allgemeine Zustand ($\beta$) in einen Zustand ($\alpha$) von selbst übergeht, wird nach dem Satze vom Maximum bewiesen sein, wenn wir noch die Existenz eines Geburtenmaximums für besondere, nach dem Geschlechtsverhältnisse der Geborenen nicht mehr differenzierte g und dann das Vorhandensein normaler Dispersion nachweisen. Zunächst ist für je ein Elternpaar durch physiologische Ursachen eine obere Grenze $\varepsilon'$ der Kinderzahl festgelegt; andererseits sind es wiederum psychologische Motive, in erster Linie ökonomische Erwägungen, welche ihrerseits eine obere Grenze $\varepsilon''$ ergeben. Interessant ist das Verhältnis dieser beiden Größen zueinander. Während in den mittleren Bevölkerungsschichten fast ausnahmslos[2])

$$\frac{\varepsilon'}{\varepsilon''} > 1$$

ist, findet das Umgekehrte, nämlich

$$\frac{\varepsilon'}{\varepsilon''} \leqq 1$$

in den breiten proletarischen Schichten[3]), dann aber auch manchmal in den ökonomisch bestsituierten Kreisen statt. Der kleinere von den beiden Werten $\varepsilon'$, $\varepsilon''$, der seiner Natur nach nur kleiner, ganzzahliger Werte fähig ist, soll mit $\varepsilon$ bezeichnet werden. Doch auch $\varepsilon$ stellt nicht das tatsächlich erreichte Maximum dar, sondern die Sachlage ist in der Tat etwas komplizierter. Nehmen wir zunächst den einfachen Fall, daß die Kinderzeugung allein durch ökonomische Faktoren bedingt wird. Dann ist für sie jene Größe maßgebend, welche man als „subjektiven Nutzen", oder auch nach einer neueren Sprechweise als

---

[1]) Die g werden natürlich, wenn wir mit der Erfahrung in Uebereinstimmung bleiben wollen, nicht allzu klein gewählt sein dürfen.

[2]) Eine Ausnahme findet dort statt, wo wegen geschlechtlicher Unfruchtbarkeit $\varepsilon' = 0$ ist.

[3]) Man beachte die Herkunft des Wortes „Proletarier" vom lat. proles = Nachkommenschaft!

Ophelimität bezeichnet. Die Geburt eines Kindes wird einen Gewinn an Ophelimität bedeuten. Die Ophelimität wird im allgemeinen für eine Knabengeburt und eine Mädchengeburt verschieden ausfallen. Sie wird in erster Linie bedingt werden durch die Produktionskosten der Kinder einerseits und durch die durch diese den Eltern zukommenden Vorteile andererseits, wobei wieder auf die Sterblichkeit Rücksicht genommen werden muß. Sei für ein Elternpaar aus G die Ophelimität einer Knabengeburt $\omega_k$ und die einer Mädchengeburt $\omega_m$, dann wird, Gleichheit der aus der Geburt den Eltern erwachsenden Vorteile und Nachteile angenommen,

$$\omega_k < \omega_m \quad (2)$$

sein, und zwar mit Rücksicht darauf, daß die Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes in den (für die Eltern allein in Betracht kommenden) jüngeren Altersklassen größer ist als die des weiblichen Geschlechtes. Auch die Ungleichheitsbeziehung (2) wollen wir für die Mitglieder von G bedingungslos annehmen.

Mit den aufeinanderfolgenden Geburten wird nach einem Gesetz allgemeinster Gültigkeit im Wirtschaftsleben die Ophelimität der einzelnen Geburt abnehmen, dagegen die Gesamtophelimität, d. h. die gesamte aus den bisherigen Geburten überhaupt erwachsende Ophelimität zunehmen. Daß diese Zunahme sehr bald eine Grenze erfährt, ist durch die Existenz von $\varepsilon$ sichergestellt[1]. Diese größtmögliche Gesamtophelimität $\Omega$ soll für sämtliche Mitglieder von G dieselbe sein.

Akzeptieren wir die bisher gemachten Voraussetzungen, so folgt sofort, daß jenem $g^*$ das Maximum der Geburtenmenge zukommt, für welches $\varphi_k$ selbst ein Maximum ist. Wählen wir nun den Ausgangszeitpunkt $t_0$ sehr weit zurück, indem wir theoretisch

$$t_0 = -\infty$$

setzen, so kann G (t), wo t ein ganz beliebiger, etwa der heutige, Zeitpunkt ist, nur aus $g^*$ hervorgegangen sein und muß somit das Geschlechtsverhältnis der Geborenen von $g^*$ besitzen. Da dieses nicht weiter differenziert ist, so ist damit der Uebergang des Zustandes ($\beta$) in den Zustand ($\alpha$) durch Selbstauslese der Gesellschaft[2] vollständig bis auf die Existenz normaler Dispersion bewiesen.

## § 5.

Auf die Gültigkeit unserer Voraussetzungen werden viele kleine Ursachen störend einwirken. Wir können der Einfachheit halber die Wirkung unendlich vieler Ursachen

$$C_1, C_2, C_3, C_4, \ldots$$

annehmen, die alle von derselben Intensität sind oder wenigstens so beschaffen sind, daß es nicht eine endliche Anzahl unter ihnen gibt,

---

[1]) Es ist diese Annahme nichts anderes als der klassische Satz von Malthus, daß die Bevölkerungszunahme durch die Subsistenzmittel begrenzt ist.

[2]) Diese Selbstauslese erfolgt durch den kleinen Spielraum, welchen dem $\Omega$ gegenüber die Ungleichheit der $\omega_k$, $\omega_m$ läßt, weshalb man diese ganze Theorie als die Theorie des kleinen Spielraums bezeichnen könnte.

deren Wirkung die Wirkung der anderen übertrifft. Die an Intensität stärksten mögen in der Anzahl s′ vorhanden sein, wo

$$\lim s' = \infty$$

ist, und unendlich klein sein von der Ordnung $\frac{1}{s'}$.

Die Ursache $C_r$ sei der Werte fähig

$$(r)_1, (r)_2, .. (r)_{n_r}$$

mit der bzg. relativen Häufigkeit

$$(R)_1, (R)_2, .. (R)_{n_r}$$

Dann ist

$$(r)_1 (R)_1 + (r)_2 (R)_2 + \dots (r)_{n_r} (R)_{n_r} = M_r$$

der Mittelwert der Wirkungen von $C_r$ und

$$r_i - M_r$$

ist die Abweichung eines beliebigen Wertes von $C_r$ vom Mittelwerte. Der einfach gebaute Ausdruck

$$\sum_{\substack{i=1,2,3,\dots n_1\\ k=1,2,3,\dots n_2\\ l=1,2,3,\dots n_3\\ ------}} \{(1)_i + (2)_k + (3)_l + .. - M_1 - M_2 - M_3 - ..\}^2 (1)_i (2)_k (3)_l \dots \quad (3)$$

ist insofern bemerkenswert, als er invariant (ungeändert) bleibt sowohl gegenüber den Permutationen der Werte einer einzelnen Ursache als auch der Ursachen untereinander.

Ueber G machen wir nun die letzte Voraussetzung, daß nämlich dieses, die bisherigen Voraussetzungen störende, System von Ursachen in seiner Wirkung mit der Zeit veränderlich sei, und zwar möge es auf jedes g[1]) aus G so wirken, daß die Gleichungen

$$\sum_{i,\,r} (r)_i (R)_i = 0 \text{ und } \varphi_k = s \cdot \Sigma \quad (4)$$

erfüllt sind, wo s die Gesamtzahl der von $t_o$ ab erfolgten Geburten ist und unter $\Sigma$ die obige Summe (3) verstanden ist. Es genügt, nach dem Vorhergehenden diese Bedingungsgleichung für jenes g zu verfolgen, für welches das Knabenverhältnis ein Maximum ist. Dann ist

$$(1 - \varphi_k) \varphi_k = s \Sigma \quad (5)$$

unter Vernachlässigung von $s^2 \Sigma^2$.

Andererseits lehrt die Fehlertheorie[2]), daß als Resultat eines derartigen Ursachensystems Abweichungen des Geschlechtsverhältnisses nach

[1]) Welches, ebenso wie oben, nach dem Geschlechtsverhältnisse der Geborenen weiter nicht differenziert ist.

[2]) In den bisherigen Beweisen dieses Satzes wurde immer von dem Wahrscheinlichkeitsbegriffe Anwendung gemacht. Wir bedienen uns nur des Begriffes einer „starren" relativen Häufigkeit, die uns aus der Erfahrung durch in regelmäßigen Intervallen aufeinanderfolgende Ereignisse wohl bekannt und gut vorstellbar ist. Demgemäß muß die Beweisanordnung dieses Satzes einigermaßen geändert werden. Vergl. darüber, sowie über allgemeine Betrachtungen ähnlicher Art, wie sie in diesem Aufsatz entwickelt wurden, meinen demnächst im Giornale degli economisti (Roma) erscheinenden Aufsatz: „Sulle applicazioni di un nuovo metodo di interpolazione allo studio dei fenomeni sociali. I fenomeni tipici."

dem Gaußschen Fehlergesetze $\frac{h}{\sqrt{\pi}} e^{-h^2 \times 2}$ mit der Präzision

$$h = \frac{1}{\sqrt{2\Sigma}} = \sqrt{\frac{s}{\varphi_k (1 - \varphi_k)}}$$

auftreten, wodurch das Vorhandensein normaler Dispersion sichergestellt ist und der in Aussicht gestellte Beweis erbracht ist.

Es ist im vorstehenden gezeigt worden, daß unter Voraussetzungen allgemeinster Natur ein Zustand ($\beta$) in einen Zustand ($\alpha$) übergeht, und somit dem Zustand ($\beta$) eine gewisse Elastizität zukommt, vermöge welcher eine Selbstauslese der Bevölkerung nach dem Geschlechtsverhältnis stattfindet. Es fragt sich, welche Folgerungen aus dieser Ableitung gezogen werden können. Zunächst halten wir die Tatsache der Existenz eines Geschlechtsverhältnisses der Geborenen mit dem Merkmale normaler Dispersion fest: daraus folgt zunächst die Möglichkeit unserer Annahmen. Ueber das Maß der Annäherung der Wirklichkeit an diese Annahmen sind freilich gesonderte Betrachtungen anzustellen. Abweichungen unserer Voraussetzungen werden imstande sein, Abweichungen vom Zustande ($\alpha$) zu erklären, und sie mögen daher hier noch kurz angedeutet werden.

Zunächst wird im allgemeinen G nie ganz durch g ausgefüllt werden, vielmehr wird nur die Tendenz einer Annäherung von G an g vorhanden sein; und es bleiben immer noch Reste von g', g'', ... in G erhalten. Springt also im Laufe des Prozesses das Maximum der Geburtenmenge von g auf g' über, so wird g an Bedeutung zurücktreten und g' die Tendenz haben, G auszufüllen. Das Geschlechtsverhältnis $\varphi_k$, $\varphi_m$ von g wird zwar noch eine Zeitlang vorherrschend bleiben, aber neben dem wird das Geschlechtsverhältnis $\varphi'_k$, $\varphi'_m$ von g' an Bedeutung gewinnen. Durch einen abermaligen Sprung des Maximums der Geburten von g' auf g'' wird ein drittes Geschlechtsverhältnis $\varphi''_k$, $\varphi''_m$ auftreten u. s. f. Man sieht somit, daß bei Uebergang des Maximums der Geburtenmenge unser Prozeß eine Umkehrung erleidet. Für diesen Uebergang des Maximums können verschiedene Gründe vorhanden sein.

Ein solcher Fall von Inversion kann durch die Ein- und Auswanderung bedingt sein. Die Auswanderer können als solche Mitglieder von G betrachtet werden, welche sämtlich im Zeitpunkte der Auswanderung sterben, und allgemeiner subsumieren sich Ein- und Auswanderung unter den Fall, in dem die Bedingung gleicher Sterblichkeit gestört ist. Ich unterlasse es, für diesen Fall die ziemlich komplizierten Formeln anzugeben, und beschränke mich darauf, das Resultat anzudeuten, welches darin besteht, daß der Prozeß des Ueberganges von ($\beta$) in ($\alpha$) beschleunigt, verzögert oder auch invertiert wird, je nachdem das Maximum ein stärkeres oder schwächeres wird oder einem anderen Maximum weicht.

Ein weiterer Fall von Inversion kann dann eintreten, wenn wir die Voraussetzung gleicher Gesamtophelimität $\Omega$ für sämtliche Mitglieder von G fallen lassen.

---

# Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanen-Heimat.

Th. Bieder.

## I.

Eine Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanen-Heimat steht bis jetzt noch aus. Die dürftigen Angaben über den geschichtlichen Entwicklungsgang, die sich in den bekannten Werken und Fachschriften finden, können als „Geschichte an sich" nicht angesprochen werden. Zu sehr zerstreut und zusammenhanglos sind die Mitteilungen, die bei ihrer Zusammenfassung ein prachtvolles, und man möchte fast sagen: trotz aller Dissonanzen einheitliches Bild abgeben würden; einheitlich namentlich in dem Sinne, als sie die Wandlungs- und Ausdehnungsfähigkeit des Begriffes „modern" aufs schlagendste beweisen. Die Gegenwart mit ihrem Ringen und Forschen stellt sich eben nicht als ein für sich bestehender autonomer Faktor heraus, sondern als das Produkt der Anschauungen vergangener Zeiten. Auch das Gebiet der Urgeschichtsforschung gehört schließlich — so wenig man sich vielleicht mit diesem Gedanken befreunden wird — zu den exakten Wissensgebieten, die sich durch eine fortschreitende, aber nicht sprunghafte Entwicklung auszeichnen. Manche strittige Frage der Gegenwart gewinnt im Spiegel der Vergangenheit schärfere, ein ruhiges Urteil ermöglichende Beleuchtung. Man verstehe mich recht: ich wünsche nicht den Blick ausschließlich in die Vergangenheit zu richten, um etwa — im Sinne Nietzsches — auch in ein „Rückwärtsdenken" zu verfallen, sondern aus den Meinungen und Parteiungen der Vergangenheit heraus die Gegenwart zu erklären und somit Ausblicke für die Forschung der Zukunft zu eröffnen oder wenigstens dazu beizutragen, ihr eine einheitliche Grundlage zu schaffen. Zu diesem Zwecke stelle ich im folgenden die Ansichten und Erfahrungen einiger Urgeschichtsforscher zusammen, deren Namen und Meinungen in den einschlägigen Werken entweder gar nicht oder doch nur oberflächlich berührt werden.

Die erste Periode urgeschichtlich-germanistischer Arbeit vom Reformationszeitalter an will ich nur kurz streifen, um mich gleich einem der universalsten Geister aller Zeiten zuzuwenden, nämlich

### Gottfried Wilhelm von Leibniz.

„Was man in sich nährt, das wächst." Es ist nicht auffallend, daß das Zeitalter der Renaissance auch das geographische Bild, das immer ein sicherer Gradmesser für die Sehweite einer Nation und eines Zeitalters ist, völlig im Sinne der Antike beeinflußt hat. Auf den Angaben des Alexandriners Ptolemäus erhob sich der Bau der geographischen Wissenschaft. Die erste größere, in Deutschland erschienene Weltchronik (von Hartmann Schedel, Nürnberg 1493) brachte am Schlusse eine Karte von Mitteleuropa, auf der die Nordküsten Deutschlands schon stark verzeichnet sind (z. B. liegen Silandie [Seeland] und Fehmarn gegenüber von Pommern); nun aber erst der Norden! „Schonlandt" (Schonen) ist eine Insel, getreu der Ueberlieferung von der Insel Scandza; „Yslant" liegt hart bei Süd-Norwegen usw. Dänemark

wird „Dacia“ — wie übrigens auch fünf Jahrzehnte später als Nebenbezeichnung in Sebastian Münsters Kosmographie — genannt, eine Entgleisung, die fast an die Verquickung von Wenden und Wandalen durch den Chronisten Alb. Crantz erinnert. Noch 1561 erschien in Venedig eine Ausgabe der alten und modernen Geographie unter dem Titel „la geografia di Tolomeo“, die ebenfalls ein völlig verzerrtes, von Münster nicht sehr abweichendes Bild der skandinavischen Halbinsel brachte.

Bei der Uebereinstimmung, die über das allgemeine geographische Bild vom Norden Deutschlands bis jenseits der Alpen herrschte, konnte eine Anschauung, die überdies schon aus der mit Jubel aufgenommenen taciteischen Germania hervorzugehen schien, weitesten Raum gewinnen, nämlich: Deutschland war das Zentrum des Germanentums. Von ihm aus haben sich die germanischen Völker ergossen, in der Zeit der Völkerwanderung über die südlichen Länder, in frühgeschichtlicher Zeit nach Skandinavien.

Allerdings hatte bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die nordisch-skandinavische Altertumskunde ihr Haupt erhoben und war von Stufe zu Stufe gestiegen, ohne doch wesentlich in das Gesichtsfeld deutscher Forschung zu treten, bis sie in Olaf Rudbeck, Leibnizens Zeitgenossen, einen Repräsentanten in ganz besonderem Sinne fand. Rudbeck nämlich verlegte den ursprünglichen Kern der Germanen und den Ursitz aller Kultur nach Skandinavien, ja, er identifizierte dieses sogar mit der Atlantis Platos (Timaeus). Aus Rudbecks „Atlantica sive Manheim“ zitiert Karl Penka in der „Herkunft der Arier“, S. 163, zwei Sätze, die ihren Verfasser als einen feinen Beobachter anthropologischer Verhältnisse charakterisieren.

Wenn übrigens — bei uns — Deutschland als Zentrum des Germanentums angesprochen wurde, so ist damit noch nicht gesagt, daß man in den Germanen auch immer „indigenae“, Ureinwohner ihres Landes, erblickt hat, wenngleich dies die weitaus verbreitetste Ansicht jener Zeit war. Schon 1498 hatte der „falsche Berosus“ die Anknüpfung des Germanentums an Vorder-Asien herbeizuführen gesucht. Clüver machte 1616 den ersten wissenschaftlichen Versuch, die Herkunft der Germanen aus Asien abzuleiten. Ihm folgte die berühmte Gottfriedsche Chronik.

Auch bei Leibniz muß zwischen dem Primären, dem Zuge der Germanen vom Osten her, und dem Sekundären, dem Sammelpunkt des Germanentums in Deutschland, unterschieden werden. Zwar hat Willy Pastor in einem Artikel „Leibniz und die germanische Weltanschauung“[1]) Leibniz für den germano-indischen (im Gegensatz zum indogermanischen) Gedanken in Anspruch genommen. Leider nicht durchaus mit Recht. Auch Leibniz hat sich nicht durchweg von der biblischen Ueberlieferung frei gemacht. „Ante omnia autem assumo ex Scripturae Sacrae autoritate homines ex Asia in Europam venisse“, schreibt er in einer Dissertation[2]). Den Germanen in ihrer nationalen Prägung und Eigenart weist er dann eine andere Heimstätte an. Er

[1]) Tägliche Rundschau vom 5. Mai 1908.

[2]) De origine Germanorum, seu brevis disquisitio, utros incolarum Germaniae citerioris aut Scandiae ex alteris initio profectos verisimilius sit judicandum. Siehe Ausgabe von Dutens, 1768, IV, S. 199.

bekennt sich gegen Clüver[1]): „Germanos a Dahis et Phrygiis derivatos et per Phrygios ab Ascenace, Gomeris filio, nullo argumento confirmatum video", fügt dann aber gleich darauf hinzu: „Pene omnem Europam multo ante bellum Trojanum haud dubie implebat gens, quae postea Graecis sub Celtarum nomine innotuit, et in Germanos Gallosque divisa fuit. Eam remotissimis temporibus ex Scythia venisse credibile est, paulatimque progressam versus meridiem et occidentem." Scythien nun ist ein weit ausgedehntes Gebiet. „Scythia autem in orientem porrecta includitur ab uno latere Ponto, et ab altero montibus Riphaeis, a tergo Asia et Phasi flumine[2])."

Daß die Germanen aus dem Gebiete der Skythen stammen, war eine weit und lange verbreitete, und, wie es scheint, wesentlich durch Leibniz beeinflußte Meinung[3]).

Für Leibnizens Stellung zur Germanen-Heimat ist noch das erst 1750 erschienene, aber von ihm inspirierte Buch Eccards „de origine Germanorum" heranzuziehen[4]). Der Ursprung des Menschengeschlechtes wird hier nach Armenien verlegt, die Heimat der Germanen und Kelten aber nach Süd-Rußland („circa paludem nempe Maeotidem et sub jugis Caucasi montis"). „Inde excursiones fecere et Asiae Europaeque sunt dominati." Später wird auch der Weg beschrieben, den die Völker eingeschlagen haben: am Rande des Mittelmeeres entlang wandernd, sind sie allmählich in Zentral-Europa eingerückt. Darum seien die nordischen Schriftsteller nicht zu beachten, die da meinten, die Germanen seien via Scythien erst bis zu den Finnen, dann durch das Gebiet der Lappen zu den Schweden gekommen, um dann nach der Fahrt über das Baltische Meer Germanien zu besiedeln. Diese Stelle richtet sich in erster Linie gegen Rudbeck, und es geht auch aus ihr hervor, daß Leibniz unbedingt an der Herkunft der Germanen aus dem Osten festgehalten hat. In ihrer neuen — mitteleuropäischen — Heimat haben dann nach Leibniz die Germanen eine alle anderen Nationen überragende Lebensfülle ausgeströmt.

Hier ist der Punkt, in dem Pastors oben erwähnte Ausführungen in ihr volles Recht treten. Leibniz hat von allen Zeitgenossen wohl am tiefsten in der Altertumskunde gegraben, ist sich auch wie kaum ein anderer seiner germanischen Natur bewußt gewesen, wenn seine Schriften auch zumeist in französischer oder lateinischer Sprache verfaßt sind. Wie weit verzweigt sein Forschungsgebiet war, wie fest er seine historischen Darbietungen im Mutterboden zu verankern trachtete, beweist er wohl am schönsten durch seinen „Entwurf der Welfischen Geschichte"[5]), wo es u. a. heißt:

„Ich fange an von den höchsten Antiquitäten dieser Lande, ehe sie vielleicht von Menschen bewohnt worden, und so alle Historien übersteigen, aber aus den Merkmalen genommen werden, so uns die Natur hinterlassen. Nämlich daß allem Ansehen nach ein großes Teil

---

[1]) Collectanea etymologica, cd. Eccard, 1717, S. 152.

[2]) Justinus, B. 2, c. 2.

[3]) Siehe auch das Zitat aus Eggeling, 1698, in m. Aufsatze „die alldeutsche Frage im Altertum" im Julihefte 1908.

[4]) Ueber den Zusammenhang dieses Werkes mit Leibniz s. Albrecht Wirth, „Vor-Arisches im Deutschen". Freies Wort, April 1908, S. 21.

[5]) Leibnizens geschichtliche Aufsätze, herausgegeben von Georg Heinrich Pertz, Hannover 1847, Bd. IV, S. 240 ff.

dieser Lande .... vom Wasser Veränderung gelitten; und daß diese Lande großenteils unter Meer gewesen, zeigen die Glossopetrae, den Maltesischen gleich, Bernstein und spolia animalium marinorum usw." Diesen Gedanken ist die erst 1749 von Chr. Ludwig Scheid aus Leibnizens Nachlasse herausgegebene „Protogaea" entsprungen. Leibniz schreibt dann in derselben Abhandlung u. a.: „Wie man aus der Harmonie der Sprachen urteilen kann, daß alle Menschen eines Ursprungs." Dies ist nun wohl cum grano salis aufzunehmen, denn gerade auf dem Gebiete der Sprachforschung bekundet Leibniz einen durchaus germanozentrischen Standpunkt. So schreibt er z. B. in § 42 seiner „Unvorgreiflichen Gedanken"[1]: „Es ist ganz klar, und schlechterdings außer allem Zweifel, daß die französische, italiänische und spanische Sprache (ohne von der englischen zu reden, die ganz mit deutschen Worten angefüllt ist) bey jedem Vorfall, bey jeder Untersuchung, die sie über den Ursprung ihrer Mundart anstellen wollten, ihre Zuflucht zu unserer Sprache nehmen müßten. Und folglich würde die Untersuchung der deutschen Sprache nicht nur ganz Deutschland, sondern auch zugleich ganz Europa aufklären. Eine neue Art von Ruhm für unsere Nation!"

Hier möchte ich eine Bemerkung aus Dr. Joh. Jac. Mascovs vortrefflicher „Geschichte der Teutschen", Band 2, 1737, einschieben, die sich in Anmerkung XXVI unter dem Thema „Spuren der Gothischen Sprache in der Spanischen" befindet: „Man darf sich nicht wundern, daß wenig Spuren von der Teutschen Mundart übrig geblieben. Ein spanischer Jurist, Andreas Posa, hat dieselbe bemercket in seinem Tractat de la antigua lingua usw." Es folgen sodann die Beispiele. Für die Geschichte germanischer Sprachwissenschaft dürfte dieses spanische Buch nicht unwichtig sein.

Für die Sprachforschungen Leibnizens verweise ich auf die ziemlich ausführlichen Mitteilungen von R. von Raumers Geschichte der germanischen Philologie, S. 159 ff., kann allerdings nicht umhin, von Raumer in einem Punkte zu widersprechen. „Leibniz", heißt es auf S. 163, „will über die Ableitung des Wortes Welt nicht streiten, »weil diese Dinge ohne genugsame Untersuchung zu keiner völligen Gewißheit zu bringen, und die alten Teutschen Bücher den Ausschlag geben müssen.«" Mir hingegen scheint Leibniz sich seiner Ableitung des Wortes Welt ziemlich sicher zu sein. Ich gebe auch diese (§ 49 der Unvorgreifl. Gedanken) hier wieder, weil sie einen weiteren Beweis dafür liefert, wie ungezwungen Leibniz seine Forschungen auf die Natur zurückzuführen verstand: „Man fragt z. B. Was bedeutet im Deutschen das Wort Welt; man muß bemerken, daß unsere Väter Werelt sagten, so wie man es in den alten Büchern und noch itzt in einigen Ländern findet; es scheint daß dieß nichts anders als der Erdkreis, orbis terrarum, ist, weil wirren, umdrehen, werre, wire bei den Engländern, gyrus bei den Griechen alles das bedeutet, was sich rundherum drehet; es scheint auch, als wenn der Grund in dem Buchstaben W läge, welcher eine starke Bewegung veranlaßt, der beym Weggehen und wiederkommen gebraucht wird, und in den Worten

[1]) Zuerst veröffentlicht in den „Collectanea etymologica", 1717. Die hier zitierten zwei Paragraphen beruhen auf dem Text der Sammlung „Geist des Herrn von Leibnitz", 4. Teil, 1777.

Wehen, Wind, Waage, Wogen, Wellen, Wheel eine gewisse Bewegung ausdrückt, woher nicht nur Wirbel, Gewerrel, oder Querl, welches im alten Deutschen eine Mühle bedeutet, sondern auch Bewegen, Winden, Wenden, ihren Ursprung genommen haben. Usw."

Es geht aus vielen Bemerkungen hervor, daß Leibniz die deutsche Sprache für den Grundstock der europäischen Sprachen betrachtet und die Pflege der deutschen Sprache im Interesse der Erhaltung des Volkstums, das ja mit Rasse untrennbar verbunden ist — wenn auch Rasse den höheren Begriff bildet —, nachdrücklichst gefordert hat. Er trifft in dieser Anschauung mit Prof. Dr. J. M. Leupoldt zusammen, der auf S. 194, Bd. I, seiner Anthropologie[1]) bemerkt: „Deßgleichen ist die germanische Sprache der ursprünglichen Wurzel treu geblieben und hat sich daher auch nicht blos kräftig erhalten, sondern bildet sich auch noch immer reich und lebendig fort. Auf dieses Element müssen daher auch die Haupthoffnungen der ganzen okzidentalischen Rasse gesetzt werden."

Sätze wie diese tun in ihrem kräftigen Stile überaus wohl. Die Gegenwart macht allerdings mit Recht einen Unterschied zwischen „Sprache" und „Rasse", ist aber darüber nur zu leicht geneigt zu vergessen, daß hinter einer geschlossenen Sprache auch eine prägnante geistige Physiognomie steht.

## II.
## 1650—1750.

Prof. Karl Penka erwähnt am Beginn seiner Arbeit „die Heimat der Germanen"[2]), daß der schwedische Reichsantiquar O. Verelius (1618—1682) geraten habe, „daß derjenige, der daran zu zweifeln wagte, daß die Goten, die Rom eroberten, von Schweden ausgegangen seien, gesetzlich bestraft und daß demjenigen, der ihr hohes Alter herabzusetzen sich erdreistet, der Kopf mit Runensteinen eingeschlagen werden sollte".

Ganz so hitzig ist der Kampf um die Bestimmung der Germanen-Heimat zu jener Zeit bei uns in Deutschland nicht geführt worden. Die geistige Atmosphäre des 17. Jahrhunderts war mit wesentlich anderen Ideen angefüllt als diejenige des Reformationszeitalters. Waren die Humanisten dem „Dualismus" verfallen, germanisch zu denken und lateinisch zu schreiben, so vollzog sich ein Jahrhundert später die Synthese in der Weise, daß der antike Geist auch das „Denken" völlig in Anspruch nahm. Die äußerst wertvollen Kräfte und Anläufe in den ersten Jahrzehnten des Humanismus auf deutschem Boden, die bei richtiger Verwendung eine Regeneration des deutschen Geisteslebens auf der ganzen Linie hätten bewirken können, waren für das 17. Jahrhundert so gut wie nicht mehr vorhanden. Die geistige Wandelung — die Erstarrung im philologischen und theologischen

---

[1]) „Die gesammte Anthropologie neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemässe Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft", Erlangen 1834, 2 Bde. Auf dieses wichtige Werk werde ich später zurückkommen.

[2]) Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien, XXIII, 2/3, 1893.

Dogmatismus — darf doch wohl nicht nur dem 30jährigen Kriege zur Last gelegt werden. Vielleicht am deutlichsten spiegelt sich das gelehrte Leben jener Zeit in den seit 1682 herausgegebenen Acta eruditorum wider, wie die Literatur des 19. Jahrhunderts in den vielseitigen Brockhaus'schen Blättern für literarische Unterhaltung. Es ist bezeichnend für den Ausgang des 17. und den Beginn des 18. Jahrhunderts, daß die Acta eruditorum über Schriften, die das germanische Altertum betreffen, am wenigsten zu referieren wissen.

Allerdings würde ja der Hinweis auf den einen Leibniz genügen, um das in den vorhergehenden Sätzen ausgesprochene Urteil zu mildern; ihn habe ich, weil er doch die Summe seines Zeitalters repräsentiert, vorausgenommen. Aber auch neben ihm war doch nicht aller „Trieb zum Vaterlande" erloschen. Noch in Leibnizens Jugendperiode fällt die Reifezeit zweier Männer, die hier nicht übergangen werden dürfen. Von ihnen ist der eine, Hermann Conring, mehr als Rechtsgelehrter, der andere, Joh. Friedr. Gronovius, mehr als Forscher auf dem Gebiete der klassischen Philologie bekannt. Conring war ähnlich vielseitig gebildet wie Leibniz, ohne doch dessen überragende Bedeutung zu erreichen; er vereinigte eigentlich alle vier Fakultäten in sich. Diese Vielseitigkeit, die nicht wenigen zum Schaden gereicht, hat Conring in die Lage versetzt, den Stoff, den er sich gerade vorgenommen hatte, wie von einer höheren Warte aus zu behandeln. Hier kommt in erster Linie seine Schrift „de habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi causis" in Betracht, die mir in der 3. Auflage, 1666, zur Verfügung steht.

Der Verfasser beginnt mit der Untersuchung der Frage, ob den Germanen der frühesten Zeit eine „übermenschliche" Größe zuzusprechen sei. Am Anfange der Kultur ständen nach dem Berichte des Saxo Grammaticus die riesigen Steindenkmale. Saxo schreibt sie den Dänen, Conring aber einem Stamme zu, der vielleicht noch in vorgermanischer Zeit im Norden gelebt habe. „Quantumvis autem Gigantes hic terrarum habitaverint, Germanico tamen sanguine illos fuisse ortos, non certo constat" (S. 10). Conring beweist damit ein treffenderes Urteil als Eccard (de origine Germanorum, 1750), der z. B. die Stonehenge bei Salisbury den Sachsen zuschreibt. Die „gigantea corpora" der Germanen werden von Conring auf das richtige Maß reduziert. So habe z. B. Rolands Grab die Sage, die den Helden Karls des Großen als Riesen bezeichnet habe, Lügen gestraft.

Als Grundlage für sein Thema nimmt Conring natürlich der Hauptsache nach die Angaben des Tacitus und stellt seiner Gegenwart die Germanen vor 1600 Jahren gegenüber.

Nach des Verfassers Meinung verändern Luft (Klima) und Oertlichkeit nicht so sehr das einheitliche Aussehen eines Volksstammes wie die Heiraten zwischen Personen verschiedener Nationalität. „Ut igitur olim ex pari connubio — wie Tacitus berichtet — idem habitus, quidni ex dispari dispar sensim invaluerit?"

Der Hauptgrund für die Veränderung und Schwächung des germanischen Körpers sei aber die völlig veränderte, dem Wachstum und der harmonischen Ausbildung aller Kräfte durchaus nicht förderliche Lebensweise. Conrings Ausführungen berühren sich hier mit den modernsten Schriften über „Rassenverbesserung" und

„Rassenhygiene“, und die Vorkämpfer der Antialkoholbewegung und der Mäßigkeitsbestrebungen auf sexuellem Gebiet (s. Hans Wegener) würden ihre helle Freude an dieser so weit zurückliegenden Schrift haben. Daß aus dem ganzen Zusammenhange die modernen Gedanken einer „präventiven Pädagogik“ (s. Emil Pilz „Bodenständige Pädagogik“, 1903) hervorleuchten, erscheint selbstverständlich.

Wenn wir etwas in Conrings Ausführungen vermissen, so ist es ein Erklärungsversuch dafür, wie denn im Laufe der Zeit eine so total veränderte Anschauung hat Platz greifen können. Durch dieses Verschweigen erweist sich Conring als Kind seiner Zeit und treuer Diener seiner Kirche. Der geistige und, wie man auch wohl mit Recht sagen darf, der körperliche Entwicklungsgang der Germanen ist durch Einführung des Christentums unheilvoll beeinflußt worden. Dadurch daß die Kirche alle menschlichen Interessen vom Diesseits ins Jenseits verlegte, hat sie die Naturentfremdung und die Verachtung des Körpers, dessen Abhärtung und Stählung den Germanen in erster Linie am Herzen lag, mitverschuldet.

In Joh. Friedr. Gronovius hat der Gegner der Clüverschen Lehre, Hugo Grotius, einen, wenn auch nur bescheidenen, Sekundanten gefunden. Eine kleine Schrift „dissertatio de Gothorum sede originaria adversus Philippum Cluverium“ bekundet schon durch ihren Titel ihre Tendenz. „E patria itaque sua haec nomina attulerunt, quae etiamnum Gothia dicitur et vera atque unica Gothia semper fuit, ex qua etiam haud dubie profecti coloni illi, quos Gothones Tacitus dicit, loca ea tenentes, ubi nunc Borussia est: ibique originariam Gothorum sedem perperam collocat Cluverius.“ Diese kleine Abhandlung ist erst von dem Enkel des Verfassers, Abraham Gronovius, 1739 veröffentlicht und dem Sammelbande „Varia geographica“ einverleibt worden.

Im gleichen Sinne wie Gronovius scheint sich Georg Stiernhjelm[1]) geäußert zu haben, während Nicolaus Petrejus[2]) im alten Stile Cimbern und Goten mit dem Stammbaume Noahs unmittelbar in Verbindung bringt und mit — natürlich unbelegbaren — Jahreszahlen arbeitet. Ueberhaupt trieben die outsider-Geschichtsfabrikanten einen gewissen Sport mit der gewaltsamen Konstruktion der Urgeschichte. In Sigmund von Birkens 1677 erschienenem „Chur- und Fürstlicher Sächsischer Helden-Saal“ findet sich z. B. die interessante Notiz: „Die Ankunft der Griechen und Italer von den Teutschen bestätiget zugleich, daß auch jener ihre Sprachen von dieser hergestammet seyen.“ Man würde aber fehlgehen, wenn man darin etwa eine Vorahnung der ersten vom Norden her sich vollziehenden arischen Periode Europas erblicken würde, wie sie Dr. Woltmann auf S. 13 seines Renaissance-Werkes dargestellt hat. Der Verfasser leistet sich nämlich überall so unglaubliche Konjekturen, daß auch der Wert des hier gebrachten Zitats illusorisch wird. Selbst Kalenderschreiber haben das „Problem“ der Vorzeit aufgenommen und so dafür gesorgt, daß die verschrobenen

---

[1]) Georgii Stiernhielmii Anticluverius, sive scriptum breve J. Cluverio Dantisco-Borusso oppositum; gentis Gothicae originem et antiquissimam in Scandia sedem vindicans. Stockholm 1685.

[2]) Nicolaus Petrejus, Cimbrorum et Gothorum origines, migrationes, bella atque coloniae. Leipzig 1695.

Beide Bücher sind mir nur aus Rezensionen der „acta eruditorum“ bekannt.

Ansichten einiger Gelehrter und Hof-Historiographen auch im Volke weiteste Verbreitung fanden. Ergötzlich ist die Genealogie, die Johann Henrich Voigt, „königlich Schwedischer Mathematicus zu Stade", in seiner „Dreyfachen Schwedischen Zeit-Fackel", 1687, für das schwedische Königshaus entworfen hat. Sie beginnt: „Nach Anzeige der Historie des Königreichs Schweden, welches Königreich etwan bey 200 Jahren nach der Sündfluth seinen Anfang genommen, soll Magog (Japhets Sohn) der erste Schwedische Regent gewesen seyn[1])". Natürlich hat derartige Schreiberei mit wissenschaftlicher Forschung nichts zu tun, dennoch ist sie des kulturgeschichtlichen Interesses halber nicht zu unterschätzen, da Voigt schon durch seine langjährige Tätigkeit (er hat für etwa sechs Jahrzehnte Kalender ausgearbeitet) großen Einfluß auf weite Kreise ausgeübt hat.

Gründliche Aufräumungsarbeit besorgte Jacob Carl Spener in seiner 1717 erschienenen Notitia Germaniae antiquae, und so wie er nur geschichtlich beglaubigte Nachrichten verarbeitete, hat er eigentlich die geographische Grundlage für das in den Jahren 1726 und 1737 erschienene, bis zum Ausgange der Merovinger reichende Geschichtswerk von Dr. Johann Jacob Mascov geliefert. In beiden Werken finden sich keine sicheren Schlüsse über Ursprung und früheste Wanderungen germanischer Völker. „Die beste Methode", schreibt Mascov, „ist in der Historie, wie in andern Wissenschaften, daß man den Anfang machet von dem, was deutlich und zu erweisen ist, als worauf sich alle Mutmaßungen gründen müssen, die hernach in andern Stücken den Mangel von Gewißheit ersetzen sollen." Selbst Auseinandersetzungen über die Einteilung der Germanen in Ingävonen, Istävonen, Herminonen und Hillevionen, die sich bei Spener finden, fehlen bei Mascov, was nicht unwesentlich ist, da man früher sicherlich in diesen Namen die Grundpfeiler der germanischen Geschichte zu besitzen glaubte. Aehnlich hat man ja bis in die neueste Zeit das Menschengeschlecht nach den drei Söhnen Noahs eingeteilt — bis mit dem Zweifel an der biblischen Ueberlieferung diese Dreiteilung entwertet wurde.

Ein Gegenstück von Mascov hat Joh. Ehrenfried Zschackwitz in seinem Buche „Erläuterte teutsche Alterthümer, worinnen der Teutschen wahrer Ursprung usw. abgehandelt worden", 1743, geliefert. Der Verfasser bedient sich eines schwerflüssigen, nicht immer verständlichen, zuweilen auch burschikosen Stils („von manchen sind unsere Vorfahren vor nicht viel bessers, als vor wildes Ochsen-Vieh

---

[1]) Dieses weite Zurückdatieren hat noch im 18. Jahrhundert stattgefunden. R. v. Raumer, L. Wilser und Herm. Paul (Geschichte der germanischen Philologie, Grundriß I) berichten, daß Joh. Göransson († 1769) die ältesten Runensteine um 2000 v. Chr. entstanden sein läßt, und Paul fügt hinzu, daß sich darin die phantastische Richtung Rudbecks dokumentiere. Aber schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts war Olaus Magnus zu ähnlichen Schlüssen gekommen, wie folgendes, der „de gentibus septemtrionalibus historia, in epitomen redacta", Ausgabe von 1599, entnommene Zitat bezeugt: „Ab antiquissimo tempore cum essent gigantes in septentrionalibus terris, hoc est, longe ante inventas literas latinas .... habuerunt aquilonaria regna suas literas." Das betr. Kapitel ist überschrieben: Alphabetum gothicum. Zwischen „Gotisch" und „Skandinavisch" hat erst Leibniz die sichere Scheide gezogen (s. Feller, otium hannov., S. 45). Im übrigen vertritt Dr. Wilser (Germanen, S. 358) die Ansicht, daß Göransson „der Wahrheit näher gekommen, als sich die Schulweisheit unserer Zeit träumen ließ".

gehalten worden“). Die Germanen stammen aus Asien, haben aber in Europa sich zur tonangebenden Macht entfaltet. Die Gallier stammen von den Teutschen ab usw. Der Anhang, „warum das Teutsche Reich vor andern Staaten in Europa den Vorrang habe“, wird in seiner Tendenz schon aus diesen Andeutungen ersichtlich. Jedenfalls spricht sich in ihm ein richtiges Empfinden aus. Eine zweite Auflage des Zschackwitzschen Buches erschien 1748, in demselben Jahre, das Montesquieus „esprit des lois“ brachte (siehe „Vorläufer Gobineaus“, Pol.-anthr. Rev., Januar 1908).

Erwähnenswert für diesen Abschnitt ist noch eine Doktor-Dissertation aus dem Jahre 1724 „theses historicae de originibus Germanicis“ von Joh. Georg Münch. Der Verfasser empfiehlt zunächst mit Recht Speners Werk, bringt aber im übrigen die landläufigen Theorien: „Sacra igitur necessario consulenda est historia, ex qua hoc certo constat, omnes nationes, gentes ac populos, adeoque Germanos quoque, a posteris Noachi originem generis trahere. .... Reliqua maximam partem nituntur conjecturis, ex quibus illa imprimis proxima vero videtur esse, quae Germanos a Japheto, unde occidentales descendere populos vetus est traditio, ejusque ex Gomare nepote Askenaze, repetit.“

## III.

## 1750—1806.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollzog sich ein ähnlicher Umschwung im Hinblick auf die Naturwissenschaft und damit auf die allgemeine Weltanschauung, wie im Zeitalter der Reformation. 1543 war das berühmte Werk des Copernicus erschienen, das bestimmt war, der geozentrischen Weltauffassung ein Ende zu bereiten. Allerdings vermochte Copernicus nicht den theologischen Bann zu brechen, kraft dessen der biblische Schöpfungsbericht auch fernerhin unbedingte Autorität beanspruchte. 1755 veröffentlichte Immanuel Kant seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“, in der er seine Ansicht über die natürliche Entwicklung des ganzen Weltenbaues niederlegte. Wenn heute hier und da Zweifel an der völligen Zuverlässigkeit der sog. Kant-Laplaceschen Theorie laut werden: das Verdienst kann niemand Kant absprechen, daß er den Entwicklungsgedanken gleich von vornherein in die ungeheuerste kosmische Perspektive gerückt hat. Welche Entfernung vom altgewohnten Standpunkte bedeutet das treffliche Wort Kants: „Alles, was endlich ist, was einen Anfang und Ursprung hat, hat das Merkmal seiner eingeschränkten Natur in sich; es muß vergehen und ein Ende haben. Die Dauer eines Weltbaues hat, durch die Vortrefflichkeit ihrer Errichtung, eine Beständigkeit in sich, die, unsern Begriffen nach, einer unendlichen Dauer nahe kommt. Vielleicht werden tausend, vielleicht Millionen Jahrhunderte sie nicht vernichten; allein weil die Eitelkeit, die an den endlichen Naturen haftet, beständig an ihrer Zerstörung arbeitet, so wird die Ewigkeit alle möglichen Perioden in sich halten, um durch einen allmählichen Verfall den Zeitpunkt ihres Unterganges doch endlich herbeizuführen. .... Wir dürfen aber den Untergang eines Weltgebäudes nicht als einen wahren Verlust der Natur bedauern. Sie beweiset ihren Reichtum in einer Art von Verschwendung, welche,

indem einige Teile der Vergänglichkeit den Tribut bezahlen, sich durch unzählige neue Zeugungen in dem ganzen Umfange ihrer Vollkommenheit unbeschadet erhält."

Die Entfesselung des Kampfes zwischen Religion und Wissenschaft läßt die Vorrede zu einem 1798 erschienenen Nachdruck des Kantschen Werkes erkennen, an deren Beginn es heißt: „Von der andern Seite droht die Religion mit einer feierlichen Anklage über die Verwegenheit, da man der sich selbst überlassenen Natur solche Folgen beizumessen sich erkühnen darf, darin man mit Recht die unmittelbare Hand des höchsten Wesens gewahr wird. .... Ich empfinde die ganze Stärke der Hindernisse, die sich entgegensetzen, und verzage doch nicht. Ich habe auf eine geringe Vermutung eine gefährliche Reise gewagt, und erblicke schon die Vorgebirge neuer Länder."

Der Widerstand des religiösen Gefühls mag denn auch die Ursache dafür gewesen sein, daß der naheliegende Gedanke, die im Universum allgemein konstatierte Entwicklung auch auf das Menschengeschlecht zu übertragen, sich verhältnismäßig langsam Raum verschafft hat. Selbst Kant scheint aus seiner hochbedeutenden Lehre nicht die letzten natürlichen Schlußfolgerungen gezogen zu haben. Seine Gedanken über „den muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte"[1]) bewegen sich durchaus im Rahmen der biblischen Ueberlieferung: „Ich setze dieses Paar (das erste Menschenpaar) in einen wider den Anfall der Raubtiere gesicherten und mit allen Mitteln der Nahrung von der Natur reichlich versehenen Platz, also gleichsam in einen Garten, unter einem jederzeit milden Himmelsstriche. Und, was noch mehr ist, ich betrachte es nur, nachdem es schon einen mächtigen Schritt in der Geschicklichkeit getan hat, sich seiner Kräfte zu bedienen, und fange also nicht von der gänzlichen Rohigkeit seiner Natur an; denn es könnten der Mutmaßungen für den Leser leicht zu viel, der Wahrscheinlichkeiten aber zu wenig werden, wenn ich diese Lücke, die vermutlich einen großen Zeitraum begreift, auszufüllen unternehmen wollte. Der erste Mensch konnte also stehen und gehen; er konnte sprechen (1. B. Mose, Kap. 2, V. 20) ja reden, d. i. nach zusammenhängenden Begriffen sprechen (V. 23), mithin denken." Kant ist somit auf halbem Wege stehen geblieben.

Bei dieser Auffassuug der Dinge konnte es nicht ausbleiben, daß eine Anschauung Raum gewann, der noch 1836 Wilh. von Humboldt Ausdruck gab: „Wenn es eine Idee gibt, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, .... so ist es die der Menschlichkeit, das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen, nahe verbrüderten Stamm, ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln." Dieser Anschauung lag also der Gedanke zugrunde, daß allen Menschen a priori die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten

[1]) Enthalten in den 1793 zu Neuwied herausgegebenen „Kleinen Schriften".

gegeben sind. Das entsprach dann wiederum der — oft in den anthropologischen Schriften jener Zeit hervorgekehrten — Bibellehre: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, sei er nun ein Germane, ein Eskimo oder ein Feuerländer. Die Rassenunterschiede waren bekannt — schon Leibniz[1]) und Linné hatten sie in den Umrissen bestimmt —, aber diese Unterschiede konnten, wie man zumeist annahm, die innere Gleichheit des Menschengeschlechts nicht aufheben. So äußert sich z. B. Kant in seiner Abhandlung „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace"[2]): „Wenn der Mohr in Zimmern und der Kreole in Europa aufgewachsen ist, so sind beide von den Bewohnern unsers Weltteils nicht zu unterscheiden." Dieser Satz soll nur das Vorstehende illustrieren und nicht für die ganze Abhandlung Kants sprechen, die — wie ebenfalls eine frühere desselben Verfassers „Von den verschiedenen Rassen der Menschen", 1775 — einen bedeutenden Fortschritt über Linné hinaus bekundet. Noch Linné konnte sagen: „Species tot numeramus, quot diversae formae in principio sunt creatae." Kant hingegen in der letztgenannten Abhandlung: „Der Mensch war für alle Klimate und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt; folglich mußten in ihm mancherlei Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich entweder entwickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen würde, und in dem Fortgange der Zeugungen demselben gleichsam angeboren und dafür gemacht zu sein schiene." Kant bekennt sich also hier zum Entwicklungsgedanken, während Linné noch von der „Schöpfung" spricht.

Etwas Moderneres und an Klemm Erinnerndes spielt in jene Zeit hinein. Der Uebersetzer der 3. Auflage von Joh. Friedrich Blumenbachs „de generis humani varietate nativa liber" (erste Auflage erschien 1776, die Uebersetzung 1798) Joh. Gottfr. Gruber, berichtet auf S. 212: „Herr Meiners (Grundriß der Geschiche der Menschheit, 1793) führt alle Völker auf zwei Stämme zurück: 1. von schönen und 2. von häßlichen Völkern; zu jenen rechnet er die weißen, zu diesen die dunkelfarbigen. Zu dem schönen Stamme gehören nach ihm die Celten[3]), Sarmaten und morgenländische Völker. Zu den häßlichen hingegen das übrige menschliche Geschlecht, so weit es verbreitet ist."

Gruber teilt die Menschheit in fünf Rassen ein: 1. Kaukasier, 2. Mongolen, 3. Aethiopier, 4. Amerikaner, 5. Malaien. Die kaukasische Varietät wird von ihm folgendermaßen geschildert: „Diese Raçe erhielt ihren Namen von dem Berge Kaukasus, weil die ihm benachbarten Länder, und zwar vorzüglich der Strich nach Süden, von dem schönsten

---

[1]) Leibnizens Rassetheorie ist uns in Fellers otium hanoveranum (2. Aufl., 1737, S. 158/159) überliefert worden. Leibniz greift dabei auf einen noch früheren Forscher zurück: „Nova terrae divisio per diversas hominum species vel generationes, quas magnus peregrinator misit Domino Abbati della Chambre, Parisino, extat in Diario Eruditorum Parisimo — gemeint ist das Journal des savants — Ao. 1684 d. 24. April."

[2]) Imm. Kants sämtliche Werke, herausgeg. von Karl Rosenkranz und Friedr. Wilh. Schubert, Bd. VI, 1839, S. 335/354.

[3]) Kelten und Germanen wurden schon damals zuweilen als ein Volk angesehen. Der Gipfelpunkt der Verwirrung wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts erreicht.

Menschenstamme, dem georgischen, bewohnt sind; und weil alle physiologischen Gründe darin zusammenkommen, daß man das Vaterland der ersten Menschen nirgends anderswo suchen könnte als hier. Denn erstlich hat dieser Stamm die schönste Schädelform .... dann ist dieser Stamm von weißer Farbe, welche wir ebenfalls für die ursprüngliche, ächte Farbe des Menschengeschlechts halten können."

Wir Modernen würden mit dieser Schilderung zugleich den Gedanken an die geistige Ueberlegenheit der kaukasischen Rasse verbinden. In Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784/91) taucht dieser — völlig auf das Germanentum konzentrierte — Gedanke auf: „Wir können sehr zufrieden sein", heißt es am Ende des 16. Buches, „daß Völker von so starker, schöner, edler Bildung, von so keuschen Sitten, biederm Verstande und redlicher Gemütsart, als die Deutschen waren, nicht etwa Hunnen oder Bulgaren die Römische Welt besetzten; sie aber deswegen für das erwählte Gottesvolk in Europa zu halten, dem seines angeborenen Adels wegen die Welt gehörte, und dem dieses Vorzugs halber andere Völker zur Knechtschaft bestimmt waren, dies wäre der unedle Stolz eines Barbaren. Der Barbar beherrscht; der gebildete Ueberwinder bildet."

Was bedeuten diese Worte anderes als die Feststellung der Ungleichheit der Menschenrassen auch in geistiger Beziehung? Diese Stimme ist deshalb wertvoll, weil sie aus einer Zeit stammt, in der man allgemein nur die soziale Ungleichheit der Menschen anerkannte, — ein Thema, das besonders durch den Ausbruch der französischen Revolution in Fluß kam.

Auch nach der, wenn man so will: entgegengesetzten, animalischen Seite hin erweiterte sich die Forschung. Peter Camper wendet sich in seiner Schrift „Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge im Menschen" (übersetzt von Th. Sömmering 1792) gegen die Philosophen, die da behaupteten, „es sei nicht unmöglich, daß eine Vermischung zwischen weißen Menschen und Orang-Utangs oder Pongos stattgefunden habe, aus welcher die Mohren ursprünglich herkämen; auch wohl, daß diese Ungeheuer allmählich durch Erziehung verbessert, und endlich Menschen geworden sein könnten". Eine außerordentlich interessante Notiz bringt Dr. J. H. F. Kohlbrugge in seiner „Morphologischen Abstammung des Menschen"[1]) auf S. 90, Anm. 8: „Bei der Durchsicht der Korrekturen waren meine historischen Forschungen so weit fortgeschritten, daß ich vom Jahre 1754 an eine ununterbrochene Reihe von vielen Naturforschern nachweisen konnte, die bis auf Darwin für die Abstammung aus Affen eintraten."

Somit hat der auf den Menschen übertragene Entwicklungsgedanke auch damals — allerdings mehr latent — Wurzel gefaßt. Daß seine Vorkämpfer erst der heutigen Generation sich entdecken, ist ein Beweis dafür, wie wenig Geltung sie sich in ihrem eigenen Zeitalter verschaffen konnten.

Die vertiefte Naturerkenntnis, verbunden mit der durch die allmählich zahlreicher werdenden Weltreisen ermöglichten Erweiterung

---

[1]) Stuttgart 1908, Verlag von Strecker & Schröder.

der Völkerkunde, wirkte sozusagen nivellierend auf die Anschauung vom germanischen Altertum zurück. Haarscharfe Kritik sonderte den Mythus von der wissenschaftlich beglaubigten Geschichte und reduzierte selbst die letztere in einem solchen Grade, daß von dem lebensvollen Bilde vergangener Zeiten nur ein kümmerliches Gerippe übrig blieb.

Zwar hat noch 1764 C. V. Grupen in seinen „Origines Germaniae" dem „ältesten Teutschland" einen verhältnismäßig stattlichen Band gewidmet; man würde aber einen Irrtum begehen, wenn man die „Origines" allzu wörtlich auffassen wollte, denn der Verfasser beschränkt sich im wesentlichen auf die Topographie Germaniens.

Wie ein Stern in dunkler Nacht erschien 1780 des Königl. Staatsministers Ewald Friedrich von Herzberg „Abhandlung, worin man die Ursachen der Ueberlegenheit der Teutschen über die Römer zu entwickeln, und zu beweisen sucht, daß der Norden des alten Teutschlands zwischen dem Rhein und der Weichsel und vorzüglich die gegenwärtige Preußische Monarchie das Stammland der heroischen Nationen gewesen sei, welche in der berühmten Völker-Wanderung das Römische Reich zerstört und die Hauptstaaten des heutigen Europa gegründet und bevölkert haben". Ueber diese Abhandlung berichtete ich schon im Januarheft 1908 der Politisch-anthropologischen Revue[1]).

Von Herzbergs Rede dürfte kaum den verdienten Widerhall gefunden haben, denn:

„. . . immer stiller ward's und immer
verlassner auf dem rauhen Steg."

Der diese Worte in seinen „Idealen" aussprach, Schiller, hat selbst unsere Vorfahren mit dem Barbarentume roher Naturvölker auf eine Stufe gestellt und somit der nivellierenden Anschauung Vorschub geleistet. In seiner bekannten akademischen Antrittsrede heißt es nämlich: „Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Not zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unseren Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen. — So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren. .... Zonen und Jahreszeiten hat der Mensch durcheinander gemengt und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauheren Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen." Dieses abfällige Urteil über unsere Vorfahren muß doch ein wenig überraschen, war doch auch der tiefe Gehalt der nordischen Mythologie den Gelehrtenkreisen Deutschlands nicht unbekannt geblieben. Mehr als ein Jahrhundert hindurch scheint allerdings die lateinische Uebersetzung der Edda von Resenius (1665/73) — wenn man von Arnkiels Cimbrischer Heidenreligion absieht — einzige

[1]) Minister von Herzberg hat diesen Vortrag, der sicherlich für die Geburtstagsfeier Friedrichs des Großen bestimmt war, am 27. Januar 1780 in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten und zwar, wie es dem Charakter der Akademie im friderizianischen Zeitalter entsprach, in französischer Sprache.

Autorität gewesen zu sein, die aber, wie J. C. H. Dreyers 1756 erschienener „Versuch einer Abhandlung von dem Nutzen der heidnischen Gottes-Gelahrtheit in Erklärung der Teutschen Rechte“ zeigt, auch praktische Verwendung gefunden hat. Später nahmen sich Herder, Gräter und Schlözer des Stoffes an, der letztgenannte allerdings in stark analysierender Form, und als das Nibelungenlied 1782 wieder bekannt wurde, war der Uebersetzer Homers, Joh. Heinrich Voß nach Mitteilung von J. G. Büsching (der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter, 1817) der erste, der es bald nach seinem Erscheinen in der Schule lesen ließ.

Bei dieser allgemein herrschenden Anschauungsweise, zu deren Repräsentanten Schiller sich hier gemacht hat, ist es wohl nicht zufällig, daß gerade damals, nämlich 1794, die durchaus unberechtigte und das germanische Gefühl verletzende Bezeichnung „Vandalismus“ aufkam[1]).

Einen energischen Gegner seiner Anschauung fand Schiller in Herder, der, wie wir gesehen haben, sich schon in seinen „Ideen“ germanenfreundlich ausgedrückt hat. Wie stark mußte sich Schiller getroffen fühlen, als er Herders Manuskript „Iduna oder der Apfel der Verjüngung“ zur Veröffentlichung in den Horen erhielt, in dem es u. a. hieß: „Die ältesten Nordländer waren die Befreier der Welt, die von einer feigen üppigen Knechtschaft unterjocht war. Das drückende Feudal-System der späteren Normannen war eine Uebereinkunft aus Not, geformt nach den Sitten der Zeit und der Kirche. Und auch diesen Zeitraum hat sein Volk romantisch-glänzender geendigt, als dieses. Was sind die Helden von Theben und Troja gegen jene in der Normandie, in Sizilien, Neapel und Jerusalem? An Heldenmut und Artigkeit waren sie die Blüte des Rittergeistes aller Völker.“

Herders Abhandlung, die den Bruch mit Schiller besiegelte, erschien im 1. Hefte der Horen 1796[2]).

Eine weitere erfreuliche Erscheinung in jenem Zeitabschnitte bietet K. G. Anton in seiner „Geschichte der teutschen Nazion“ (1. Teil: Geschichte der Germanen, 1793) dar. Der Verfasser enthält sich des Urteils über die Herkunft der Germanen, erkennt aber eine Urnation an, „von der Armener und Perser, Gallen und Griechen, Germanen und Slawen ausgingen, denn alle zeigen in ihren Stammwörtern, daß sie ihr die ersten Begriffe verdanken. Verwehet ist die Sprache der Thraken, aber nicht in ihren noch der Nachwelt bekannten Sitten der Verwandtschaft unläugbare Spur“. Damit ist die indogermanische Sprachenfamilie allerdings noch nicht in ihrer Totalität konstruiert. Schon 1786 hatte William Jones den Kreis wesentlich erweitert. „The first stone of the edifice (of Comparative Philology)“, schreibt Isaac Taylor am Beginn seines Werkes „the origin of the Aryans“, 1889, „was laid in 1786, when Sir William Jones made the

[1]) Vergl. W. L. Hertslet, „der Treppenwitz der Weltgeschichte“, 7. Aufl., 1909, S. 189.

[2]) Ueber Herders Verhältnis zu Schiller s. Otto Harnack im Marbacher Schiller-Buche, 1905, S. 72 ff. Uebrigens brachte auch Schillers Thalia 1792/3 einen an Herders Stil gemahnenden, praktische Lebensweisheit predigenden Dialog „Mimer und seine Freunde“.

memorable declaration that the similarities between Sanskrit, Greec, Latin, German, and Celtic could only be explained on the hypothesis that these languages had common parentage."

Auf S. 15 schreibt Anton: „Germanien war schon in Zeiten bevölkert, die Nebel und Dunkelheit decket, unbekannt aber alles, was gegen Norden lag. Zuerst kamen Hyperboräer zum Vorscheine, deren berühmte Opfergeschichte fast auf Kultur schließen läßt." Gemeint sind hier wohl die Jahresgesandtschaften der Hyperboräer nach Delos[1]). Kelten und Germanen, meint Anton, hätten wohl die antiken Geschichtsschreiber nicht immer unterscheiden können. „Brennus überströmte Gräzien mit einem gallischen Heere; wie, wenn es eine germanische Horde gewesen wäre?"

Die von Anton absichtlich vermiedene Untersuchung über den Ursprung der Germanen hat Johann Babor 1798 zum Gegenstande einer kleinen Schrift „Ueber die Abstammung der Deutschen" gemacht. Nach ihm sind die Germanen Skythen, ebenso wie die Perser, und den Hauptzweck der Schrift bildet der Nachweis, „daß die alten Perser und die Germanen zu einem und dem nämlichen Stamme gehörten". Uebereinstimmung in Körpergestalt, Sitten und Sprache bilden die Beweismittel. Schon in Leibnizens Unvorgreiflichen Gedanken (§ 44) findet sich der Hinweis darauf, daß einige deutsche Wörter bis zur persischen Sprache gegangen sind, „ob ich (Leibniz) gleich in der persischen Sprache nicht so viel Deutsch gefunden habe, als es Elichmann und seine Anhänger vorgaben". Und Ernst Moritz Arndt stimmt ebenfalls mit Babor überein, wenn er im ersten Bande des „Geist der Zeit" (1806) schreibt: „Die Perser sind mir keine Orientalen in orientalischer Bedeutung, sie gehören halb dem Occident an. .... Ich halte hoch auf die Perser und ihren Charakter. .... Der Perser war schön von Gestalt und ritterlich, was vom alten Stamm noch übrig ist, gehört auch jetzt noch zum schönsten Menschenschlag."

Leider muß dieses Kapitel mit einer schrillen Dissonanz schließen. Im Jahre 1806 gab der berühmte Sprachforscher Johann Christoph Adelung eine „Aelteste Geschichte der Deutschen" heraus, die R. v. Raumer mit Recht eine „giftige Schmähschrift" nennt. Im Sinne Schillers schreibt Adelung zunächst im Kapitel „Charakter der Deutschen": „Man lese z. B. genaue Beschreibungen von den wilden Stämmen in Canada, so wird man in ihrer unsteten Lebensart, in ihrer unüberwindlichen Scheu vor aller Arbeit, in ihrer Leidenschaft für Krieg und Jagd, in ihrer Neigung zur Trunkenheit, in ihrer Spielsucht, in ihrer Grausamkeit gegen ihre Feinde, und in hundert andern Umständen — welchen denn noch? — Cäsars und Taciti Sueven wieder zu finden glauben." Weit über Schiller hinaus geht er aber auf den folgenden Seiten. Von seinen unglaublich abstrusen Bemerkungen hat R. v. Raumer auf S. 237 seiner Geschichte der germanischen Philologie eine Blütenlese zusammengestellt. So war denn, ganz im Gegensatze zu Herder, der Unterschied der Rassen und Nationen wieder aufgehoben, der Germane auf die unterste Stufe aller Kultur herabgedrückt, und — wenn Adelung der allein maßgebende Germanist seiner Zeit gewesen wäre — könnte man sagen, daß er das deutsche Volk im

---

[1]) S. auch Dr. Ernst Krause, Tuisko-Land, 1891, S. 181.

Jahre des politischen Verfalls auch dem geistigen Bankerott ausgeliefert hätte.

Richard Wagner hat einmal das Volk als die Gemeinschaft derer bezeichnet, die eine gemeinsame nationale Not empfinden. Sicherlich hat er dabei nicht nur an die politische Seite gedacht. So hat denn auch die nationale Not das tiefere Interesse an der Erforschung der deutschen Vorzeit geweckt. Gerade in den letzten Jahrzehnten vor dem politischen Zusammenbruche waren wertvolle Keime — Entwicklungsgedanke, Rassenlehre, indogermanische Sprachforschung — ausgestreut worden, die sich im 19. Jahrhundert zu vollen Blüten entwickeln sollten.

---

# Das Problem der besten Gesellschaftsordnung.

Dr. O. Schmidt-Gibichenfels.

## III.

## Die politische Organisation.

In jener Entwicklungsepoche der nordeuropäischen Rasse, die man zum Unterschiede von Neuzeit und Mittelalter die Urzeit nennen kann, war jeder Vollfreie mit seiner Familie und seinem Gesinde sozusagen ein kleiner König nicht nur innerhalb seines eigenen Hofzaunes, sondern auch des darum liegenden Gebietes, des Gutsbezirkes, wie wir heute sagen. Dieser stellte wirtschaftlich und bis zu einem gewissen Grade auch politisch eine selbständige Einheit, ein Gemeinwesen für sich, vor. Die weitere politische Organisation ergab sich damals unmittelbar aus der sozialen und war natürlich entsprechend einfach, aber sie war immerhin schon vorhanden. Im Frieden freilich mag der politische Verband wohl nur durch gemeinsame Opferstätten, gemeinsame Gerichtsplätze (Gerichtslauben) und durch gelegentliche Geschenke an den König des Volkes oder Fürsten des Stammes gebildet worden sein. Im Kriege dagegen war der politische Zusammenhalt durch den sog. „Heerbann“ schon lebendiger und straffer. Der angestammte oder selbstgewählte Kriegsherr (Fürst, Herzog) genoß während des Krieges sicher ein hohes Ansehen, das sich in dem Maße steigerte, als er im Kriege Erfolg hatte. Zweifelhaft ist es freilich, ob er immer unbedingten Gehorsam fand. Wenn die Zeit dann wieder ruhig und friedlich wurde, mag der Staat, die politische Seele des Ganzen, wohl auch wieder bis auf die erwähnten Regungen eingeschlafen sein. Solche Zeiten werden aber wohl selten lange angedauert haben; denn die germanische bezw. nordeuropäische (arische) Bevölkerung vermehrte sich in der Urzeit unter halbwegs günstigen Umständen sehr stark. Es mußte also von Zeit zu Zeit ein „heiliger Frühling“ (ver sacrum) aus allen Schichten des Volkes ausgesondert werden, und dieser Ausschuß mußte sich in der Fremde eine neue Heimat suchen. Auf diese Weise müssen kriegerische Zusammenstöße mit den Nachbarn oder einem von fern her kommenden Volke in verhältnismäßig kurzen Zwischenzeiten, ein bis zwei Generationen, immer wieder unvermeidlich geworden sein.

Schon dadurch mußte die völkische Organisation mit der Zeit immer fester und straffer werden; denn unter annähernd gleich starken und tapfern Konkurrenten um Dasein und Macht kann eben, wie schon in der Einleitung bemerkt, nur die bessere Organisation und straffere Führung ein gewisses Uebergewicht erlangen. Im äußersten Norden Europas ist die politische Organisation noch heute ziemlich locker, weil der Germane ein möglichst großes Maß von persönlicher und politischer Freiheit liebt. Je weiter jedoch die Nordeuropäer nach Süden vordrangen, und je mehr die bereits im Süden festsitzenden früheren Wellen derselben Rasse von den später ankommenden überflutet zu werden drohten: desto differenzierter und komplizierter mußte die politische Organisation auf beiden Seiten werden, d. h. es mußte ein immer größerer Teil der persönlichen und sonstigen Freiheit den Vorteilen der besseren Zusammenfassung und schnelleren Verwendbarkeit der völkischen Machtmittel zum Opfer fallen.

Wenn in der Urzeit zwei nordeuropäische Völker oder Stämme kriegerisch zusammenstießen und eine Partei völlig besiegt wurde, so blieb von der besiegten gewöhnlich der größte und sozial höchststehende Teil der waffenfähigen Männer auf dem Schlachtfelde. Was sich ergab und nicht, wie die sozial hochstehenden Frauen, Jungfrauen und Kinder, großmütig begnadigt werden konnte, das wurde, wie namentlich das sg. geringe, d. h. mehr oder weniger unfreie Volk, zu Hörigen, bezw. Sklaven gemacht. Brauchte der Sieger kein Neuland für seinen eigenen Völkerüberschuß, so ließ er die Besiegten auf ihren Schollen sitzen und legte ihnen nur einen bestimmten jährlichen Tribut auf. Allmählich ging dann der Rest des besiegten Volkes in dem des Siegers auf, und der beste Teil von ihm erlangte, soweit er nicht schon vorher begnadigt war, mit der Zeit auch seine volle Freiheit wieder. Im innersten Blute und Marke änderte sich durch solch einen Vermischungsprozeß weder das siegreiche noch das besiegte Volk wesentlich, denn beide waren ja eben von ein und derselben Rasse. Die Vermischung konnte hier nur als eine sehr günstige Blutauffrischung wirken, und so dienten die von Zeit zu Zeit ausbrechenden Kriege zwischen Stämmen und Völkern der gleichen Rasse einerseits direkt, durch natürliche Auslese der stärkeren Stämme und Völker, andererseits indirekt, durch Vermeidung zu enger und zu lange fortgesetzter Inzucht, zur Verbesserung der Rasse. Eine Verweichlichung, Versumpfung, Entartung eines Stammes oder Volkes war unter solchen Umständen unmöglich, wäre jedenfalls nicht lange ungerächt geblieben und konnte sich darum gar nicht erst weit ausbreiten.

Auf diese Weise erhielten sich die nachbarlich mehr oder weniger dicht nebeneinander wohnenden Stämme und Völker der nordeuropäischen Rasse wie von selbst gegenseitig gesund und jugendfrisch. Sieg und Niederlage wechselte zwischen ihnen, ohne ihre Rasse, ihre leibliche und seelische Beschaffenheit anders als günstig zu beeinflussen. Auch ihre soziale und politische Organisation konnte dadurch nur straffer und machtvoller werden.

Ganz anders gestaltete sich dagegen das Schicksal der nordeuropäischen Stämme und Völker, die mit fremden, südlich ansässigen Rassen zusammenstießen, mochte nun die Fremdheit durch vorhergegangene Vermischung mit früheren Wellen der Nordeuropäer

gemildert worden sein oder nicht. Ob die ganz fremden, noch gar nicht von Nordeuropäern überfluteten Rassen sich reinblütigen Ariern überhaupt im geordneten Kampfe gestellt haben, erscheint recht zweifelhaft. Wahrscheinlich verhielten sie sich ähnlich, wie sich noch heute in fremden Weltteilen die Ureingeborenen zu den Europäern stellen, d. h. sie flüchteten, sobald sich Nordeuropäer in geschlossenen bewaffneten Haufen zeigten, scheu in ihre Wälder, Berge, Sümpfe oder sonstigen Schlupfwinkel. Man erinnere sich doch an den „terror cimbricus", der bei den Römern sprichwörtlich geworden war, obwohl diese doch sicher stark nordeuropäisch gemischt und damals noch nicht so entartet waren, wie später. Die Römer waren jenen neuen Nordländern nur an militärischer und politischer Organisation über-, sonst aber in jeder Hinsicht unterlegen. Sogar die Bewaffnung der Kimbern und Teutonen, ihre Helme, eisernen Kettenpanzer, Schilde, Schwerter usw. wurden von Plutarch[1]) bekanntlich für teilweise noch besser als selbst die römischen gehalten. Dazu der mächtige Wuchs und die ungestüme Tapferkeit. Wie mag das erst auf unkultivierte, wilde Völker von minderwertiger Rasse gewirkt haben!

Solchen Unterworfenen gegenüber konnten die Nordeuropäer nicht die Achtung empfinden, die sie sonst auch als Sieger den ruhmvoll Unterlegenen von ihrer Art nicht versagten. Sie konnten die südlichen Ureingeborenen also selbst als Unfreie nicht wie die Unfreien von ihres Gleichen behandeln. An eine Freilassung war bei solchen Sklaven überhaupt niemals zu denken. Gar nun eine Vermischung mit solchen wird den reinblütigen Nordeuropäern anfangs sicher im höchsten Grade widerwärtig gewesen sein. Das schloß aber natürlich nicht aus, daß Vermischungen trotzdem, zuerst natürlich nur in den niedern Schichten, vorkamen. Und weil die Mischlinge weniger widerwärtig waren, als die unvermischt Gebliebenen, so werden Vermischungen sekundärer, tertiärer und quartärer Art, gerade wie noch heute in Amerika, Afrika und anderswo, häufig genug vorgekommen sein. Erst als die Vermischungen zu häufig wurden und das Blut der herrschenden Rasse zu überwuchern drohten, mögen jene strengen, kastenartigen Absonderungen und drakonischen Bestrafungen der weiteren Vermischung mit Ureingeborenen eingesetzt haben, wie sie nicht nur in Indien, sondern auch in Süd- und Mitteleuropa vorgekommen sind, trotzdem doch hier nur der „homo mediterraneus" und der „homo alpinus" (mongoloïdes) für die Vermischung in Betracht kamen. Hatten doch sogar die alten Sachsen zeitweilig die Todesstrafe auf die Vermischung der Freien und Unfreien gesetzt.

Natürlich wurden derartige Maßnahmen zur Selbstbehauptung der herrschenden Rasse mit der rücksichtslosesten Schärfe da angewandt, wo sich die Nordeuropäer am weitesten von der ursprünglichen Heimat entfernt hatten, wo ein Nachschub von reiner Rasse am wenigsten zu erwarten war und wo die unterworfene Rasse am tiefsten stand. Es überrascht darum keineswegs, daß die Kasten-Einteilung und -Absonderung am strengsten in Indien, dem entferntesten Außenposten der Nordeuropäer, gehandhabt wurde. Aber alle diese drakonischen Maßregeln, Sitten und Gesetze hinderten hier, wo die

[1]) Leben des Marius.

Nordeuropäer viele Jahrhunderte lang keinen Nachschub erhielten, dennoch nicht, daß zuletzt nur noch in den obersten Kasten, und selbst dort kaum noch, Nordeuropäer in verhältnismäßiger Reinheit vorkamen. Heute zeigen die indischen Fürsten und Brahminen bekanntlich nur noch Spuren der nordeuropäischen Rasse. Wenn ihre Sprache nicht die Abstammung über jeden Zweifel feststellte, würde ein Unbefangener wohl nicht mehr eine Verwandtschaft mit Nordeuropäern vermuten. Immerhin haben jene Sitten und Gesetze wenigstens auf eine stattliche Reihe von Jahrhunderten das völlige Verschwinden des arischen Blutes und der arischen Herrschaft verhindert. Nutzlos waren sie also jedenfalls nicht.

So schroff, wie an diesen entferntesten Außenposten der nordeuropäischen Rasse, gestalteten sich die sozialen und politischen Verhältnisse in den etwas weiter nach Norden und Westen zu gelegenen Gegenden, in Persien, Griechenland, Italien, natürlich nicht. Erstens gelangten hierher öfters mehr oder weniger zahlreiche Nachschübe von Nordwesten und Norden, und dann standen die Ureingeborenen hier kulturell und rassenhaft nicht so tief, wie im äußersten Süden und Südosten. Immerhin war aber der Rassenabstand erheblich genug, um auch hier zuerst die soziale, dann die politische und wirtschaftliche Verfassung der Nordeuropäer nicht wenig zu verändern. Die Eingeborenen mußten auch hier dauernd versklavt werden, und die dadurch in großer Zahl verfügbaren billigen Arbeitskräfte wie auch der günstigere Himmel gestatteten hier eine viel höhere wirtschaftliche und infolgedessen auch höhere politische Entwicklung, als es in Nordeuropa bei der freien Verfassung und zerstreuten Lebensweise möglich war. Die Nordeuropäer wurden darum wohl erst hier in größerem Maßstabe Ackerbauer, Viehzüchter, Industrielle und Händler. Was im mittleren und nördlichen Europa nur zu eigenem Bedarf geschah, wurde hier zu Handelszwecken in einem das unmittelbare Bedürfnis übersteigenden Maße betrieben, da die Freien hier ja nicht die langweiligsten und unangenehmsten Arbeiten mit wenig Hülfskräften selbst zu verrichten brauchten. Was sich in Nord- und Mitteleuropa höchstens die Fürsten und Edlen gestatten konnten, durfte sich hier wohl jeder Freie erlauben, allerdings nur solange, als der verfügbare Boden noch nicht völlig besetzt war. Das muß allerdings ziemlich schnell geschehen sein, denn wir wissen aus der griechischen und römischen Geschichte, daß Männer, die im Staatsleben eine hervorragende Rolle gespielt haben, als Private oft sehr wenig begütert waren. Allerdings war zu dieser Zeit dort auch schon die Selbstsucht, der Kapitalismus entfesselt und die aus Nordeuropa mitgebrachte soziale Verfassung teilweise, ja vielleicht schon ganz zerstört worden. Die Gesellschaftsordnung war also hier zwar in politischer und wirtschaftlicher, aber nicht in sozialer Hinsicht vorgeschritten. Darum wohl kamen gerade die für die Vertretung des Gemeinwohls brauchbarsten Individuen in bezug auf ihr eigenes Wohl häufig zu kurz.

Da die Bevölkerungsdichtigkeit in Griechenland und Italien bald das bei dem damaligen Kulturstande mögliche Maximum erreichte und die Bevölkerungszunahme, bei dem Ueberwiegen der Handelsinteressen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch hier viel mehr zugunsten der unfreien Eingeborenen und Mischlinge als der reinblütigen Freien

erfolgte, so wurden die Nordeuropäer absolut und relativ immer mehr in die Minderheit gedrängt. Wären nicht ab und zu größere Nachschübe vom Norden hinzugekommen, so würde der Verfall der nordeuropäischen Kultur hier im Süden noch viel früher eingesetzt haben. Solche Nachschübe verstärkten aber nicht nur die rassische Widerstandskraft, sondern auch die technischen und organisatorischen Machtmittel.

Diese bestanden hier besonders in festen, mit steinernen Mauern umgebenen Städten, aus denen allmählich mehr oder weniger straff organisierte und wirtschaftlich arbeitsteilige Staaten wurden. Man kann hier sehr deutlich die drei eingangs gekennzeichneten Stadien der Organisation: die Zusammenfassung im Innern, die Abschließung nach außen und die immer weiter fortschreitende Differenzierung, d. h. Arbeitsteilung erkennen. Ohne feste, mit Mauern umgürtete Städte muß ein politischer Verband, wenigstens im Anfangsstadium gesellschaftlicher Organisation, immer locker und unvollkommen bleiben, selbst da, wo die Rasse technisch und kulturell ziemlich hoch steht. Die „Mark", die „Grenze" kann sich mit der Stadtmauer an zusammenfassender und abschließender Kraft nicht messen, und der Hofzaun oder die Burg umfaßt zu wenig Menschen, um eine mannigfaltigere und feinere Differenzierung zu begünstigen. Die Städte wurden so das Vorbild für die eigentlichen Staaten, d. h. die straffer und vollkommener organisierten politischen Verbände. Es ist daher nicht merkwürdig, daß sich das Wort „Politik" von „*πόλις*", „Stadt", herleitet. Die Stadt hat alle Vorteile, freilich auch alle Nachteile des engen Beieinanderwohnens vieler Menschen. Sie ist zwar notwendig, um die staatliche Entwicklung auf eine gewisse Höhe hinaufzuführen; sie darf aber nicht die einzige Form des politischen Verbandes bleiben, wenn dieser nicht in eine zu einseitige Entwicklung gedrängt werden soll. Im Altertum war das fast regelmäßig der Fall. Gerade die größten Städte wurden in jene einseitige Handelspolitik gedrängt, welche die Hauptursache des raschen Aufblühens, aber auch des raschen Verfalls und zuletzt des Untergangs der antiken Gesellschaften wurde.

In Mitteleuropa, in Deutschland, Frankreich, England usw. entwickelte sich die gesellschaftliche Organisation in sozialer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht anfangs ganz anders. Aus der vorwiegend sozialen Ordnung der Urzeit entstand unter dem Einflusse der christlichen Religion jener mittelalterliche Feudalstaat, der ursprünglich, ehe er durch den Kapitalismus zerfressen und allmählich zersetzt wurde, keineswegs so schlecht war, wie ihn der liberalistische Cant unserer Zeit gemacht hat. Die Anzahl der Freien überwog zuerst, und auch zwischen den Freien, Hörigen und ganz Unfreien bestand zuerst dasselbe gegenseitige Solidaritätsverhältnis, wie zwischen den Lehnsherren und Lehnsleuten. Diese staatliche Verfassung ermöglichte zwar, da sie sich von oben bis unten fast nur auf Treu und Glauben, Ehre und Sitte gründete und die ökonomische Gewalt über die Lehnsleute, wegen der Naturalwirtschaft, nicht unmittelbar in der Hand, wenigstens nicht in der obersten Hand behielt, keine straffe Zentralisation der Verwaltung, überhaupt keine straffe Zusammenfassung der Zentralgewalt, aber sie erschwerte auch den Mißbrauch derselben.

Ihre Stärke, freilich auch ihre Schwäche bestand darin, daß sie die soziale Organisation der Gesellschaft und das soziale Empfinden des Einzelnen, freilich auch den Partikularismus der Stämme und Sippen begünstigte. Sie war jedenfalls durchaus antikapitalistisch, und erst mit Anbruch der Neuzeit wurde sie durch die Einführung der Geldwirtschaft und römisch-byzantinischer Rechtsgrundsätze den antiken Wuchererstaaten mehr oder weniger ähnlich. Wenn die mitteleuropäischen Staaten und Gesellschaften an diesem Wuchererrechte nicht so schnell wie die antiken zugrunde gingen, so lag das daran, daß die Nordeuropäer hier in der überwiegenden Mehrheit blieben und daher eine stärkere Widerstandskraft entfalteten. Die Vermischung hat hier erst in der neuesten Zeit einen Grad erreicht, der für das weitere Aufsteigen, ja auch nur unverminderte Fortbestehen der europäischen Gesellschaften und Kulturen gefährlich ist. Wenn hier nicht sehr bald die Grenzen gegen den weiteren Zuzug fremder Rassen geschlossen und der Zurückdrängung der reinblütigen Nordeuropäer nicht sehr bald durch eine bessere, antikapitalistische Gesellschaftsordnung, in der die internationalen Handelsinteressen nicht überwiegen dürfen, Einhalt getan wird, so wird es den heutigen Gesellschaften mit europäischer Kultur genau ebenso ergehen, wie es den antiken ergangen ist. Die völlige Entfesselung der Selbstsucht und die Zerstörung der sozialen Ordnung bis in die letzte Einheit, die Familie hinein, muß hier, falls nicht rechtzeitig Gegenmaßregeln getroffen werden, genau dieselben Folgen haben, die es im Altertum gehabt hat. Es ist das geradeso, als wenn im Einzelorganismus die Zelle und das Zellengewebe in Bakterien zerfällt, bezw. durch giftige Bakterien zerstört wird.

So interessant es wäre und so verlockend es für mich ist, die geschichtliche Betrachtung von dem hier eingenommenen biologischen Standpunkte aus auch für Mitteleuropa und bis in unsere Gegenwart hinein weiter zu führen, so muß ich hier doch, des Raumes wegen, darauf verzichten. Auch aus Gründen der Zweckmäßigkeit für die Bewältigung der hier gestellten Aufgabe empfiehlt es sich, einstweilen von historisch gewordenen und staatsrechtlich bestehenden Verhältnissen ganz abzusehen und rein biologische Bedürfnisse zur Richtschnur zu nehmen. Das Staatsrecht ist in jedem besonderen Falle eine historisch gewordene Tatsache, die auf bestehenden Machtverhältnissen beruht und nur durch innere oder äußere Mächte geändert werden kann. Mit Tatsachen muß der praktische Politiker wohl rechnen, aber er kann sie nicht oder doch nur selten und immer nur bedingungsweise als ein für die Zukunft erstrebenswertes Ziel hinstellen. Auch würde ein unbedingter Rechtsstandpunkt zu außerordentlich verwickelten Fragen führen, während ein gesellschaftsbiologisches Ideal verhältnismäßig einfach sein kann. Erst wenn dieses auf der Grundlage besonderer historisch gewordener Zustände in die Wirklichkeit übergeführt werden sollte, wären historische Anknüpfungen unvermeidlich.

Für rein biologische Bedürfnisse der Gesellschaft und für eine denselben am besten dienende Organisation ist aber die Organisation der Einzelwesen, aus denen die Gesellschaft besteht, das denkbar beste Vorbild. Ich habe das bereits im Märzheft mit dem Aufsatze:

„Gesunder und kranker Gesellschaftskörper“ hinreichend deutlich gekennzeichnet und brauche mich hier wohl nicht zu wiederholen. Der politischen Organisation entsprechen nun im Einzelkörper diejenigen Organe, die der einheitlichen Leitung und dem Schutze des Ganzen gegen innere und äußere Gefahren dienen, also diejenigen Teile des Gehirns und Nervensystems, welche den „Willen“ bilden und zur Durchführung bringen.

Fragen wir uns nun zunächst, wie der Einzelkörper die Bildung und Durchführung eines möglichst vernünftigen, d. h. seinem Gesamtwohle in Gegenwart und Zukunft am besten dienenden Willens zustande bringt.

Die höheren Tiere, vor allen die Menschen, zeigen bekanntlich dem unbewaffneten und bewaffneten Auge ein äußerst verwickelt erscheinendes, aber klar und zweckmäßig geordnetes System von sog. „sensiblen“ und „motorischen“ Nerven, die nach dem Innern zu in sehr vielen kleineren und größeren Zentralstellen (Ganglienzellen) und zuletzt in einer Hauptzentrale (verlängertes Mark, kleine und große Gehirnlappen) zusammenlaufen. An der Peripherie dagegen endigen die „sensiblen“ Nerven bekanntlich in den fünf Sinnesorganen, Auge, Ohr, Gefühl, Geschmack, Geruch, die „motorischen“ in den verschiedensten Muskelgruppen, welche sich wieder an steife Knochen und bewegliche, aber feste Sehnen, Bänder usw. anschließen.

Geht nun innerhalb oder außerhalb des Körpers etwas für diesen nicht ganz Gleichgültiges vor, entsteht eine Berührung, Verletzung, Erschütterung usw., erscheint ein drohender oder lockender oder sonstwie interessierender Gegenstand, so geben zuerst die außerordentlich komplizierten Sinnesorgane des Auges und Ohres, bezw. die einfacheren des Geschmackes, Geruches, Gefühls blitzschnell die entsprechenden Nachrichten an die nächste Zentrale (Ganglienknoten), gleichsam die erste Instanz, und diese schafft, soweit es sich nur um geringe, sehr oft vorkommende Störungen handelt, sofort Ordnung, indem sie die von ihr abhängigen „motorischen“ Nerven und Muskeln entsprechend arbeiten läßt. Reichen deren Mittel nicht aus, so wird die Nachricht an die nächst höher geordnete Zentrale und, falls auch deren Machtvollkommenheit nicht ausreicht, immer weiter gegeben, bis zur Hauptzentrale, dem Gehirn. Dieses macht sich aus den verschiedenen, auch von anderen Zentralen kommenden Nachrichten und aus früheren mehr oder weniger ähnlichen Erfahrungen ein mehr oder weniger vollkommenes, meist durchaus richtiges und wahres Bild von den betreffenden innern oder äußern Vorgängen und trifft dann die entsprechenden Anordnungen, die dann von den zweckmäßig zusammenwirkenden untergeordneten Zentralen sowie den motorischen Nerven und den Muskeln meist auch gut und zweckmäßig ausgeführt werden. Das alles geht natürlich in der Regel viel schneller vor sich, als man es sagen kann, soweit es sich um verhältnismäßig gewöhnliche, alltägliche Dinge handelt. Kommen aber völlig neue Innervationen der verschiedenen Muskelgruppen in Frage, so erfolgt die Ausführung anfangs nicht so gut, wie sie dem obersten Zentralorgan im Bilde vorschwebt, aber mit der Zeit gelingt sie doch. Nicht selten treten an das Zentralsystem freilich auch Aufgaben heran, die es nicht sofort, sondern erst nach längerem Ueberlegen zu bewältigen vermag,

und bisweilen ist die Sache so schwierig, daß sie gar nicht auf einmal einer einzelnen Person, sondern erst einer günstigen Aufeinanderfolge von Generationen gelingt. Mit fortschreitender Kultur werden solche schwierigen, dem Forscher-, Erfinder- und Künstlergeiste gestellten Aufgaben immer häufiger, und daher wurden die Großgehirnlappen des Kulturmenschen immer größer an Masse und immer verwickelter in der Faltung der Oberfläche.

Nachdem wir so am Einzelkörper das Vorbild gewonnen haben, fragen wir uns jetzt: wie löst der Gesellschaftskörper die entsprechenden, mit der fortschreitenden Kultur ebenfalls immer schwieriger werdenden Aufgaben zur Zufriedenheit des Ganzen?

Suchen wir hier nach den Einrichtungen, die den vorher geschilderten Organen des Einzelkörpers analog sind, so finden wir von einer bestimmten staatlichen Entwicklungsstufe ab in der Tat eine Hauptzentralstelle (Regierung), die mit einer entsprechenden Anzahl von untergeordneten Zentralen (Provinzial-, Bezirks-, Kreis- usw. Aemter) normalerweise in ständiger Verbindung ist. Es fehlt auch in gut geordneten Staaten, wie namentlich in unseren deutschen, nicht an der genügenden Zahl und Beschaffenheit von „motorischen" (ausführenden) Organen; nur das „sensible System", das die freudigen, schmerzlichen oder neutralen Nachrichten aus der Peripherie empfängt, entsprechend bewertet, sichtet und an das betreffende Gangliensystem übergibt, scheint bei uns und anderswo schlecht organisiert oder noch gar nicht da zu sein. Sonst würden sich nämlich nicht besondere sensible, teilweise sogar motorische Systeme in vielfach feindlichem Gegensatze zur Hauptzentrale und deren abhängige Instanzen mehr oder weniger gewaltsam durchgesetzt haben.

Ein nicht gewaltsames, sozusagen normales System sensibler Art würde in einem Staate existieren, wenn dessen Haupt- und Nebenzentralen verwaltungstechnisch mit den Häuptern der gleichfalls organisierten gewerblichen Berufsklassen aller Gattungen und Arten in ständiger Verbindung wären, so daß alle Mißstände, Störungen usw., die in den peripherischen (ernährenden) Organen vorkämen, sofort den entsprechenden Zentralstellen der Regierung vertrauensvoll mitgeteilt und von diesen im Einverständnis mit den Häuptern jener peripherischen Organe zu beseitigen versucht würden. Handelte es sich um Konflikte zwischen dem Gemeinwohl und dem Sonderwohl gewisser Berufsklassen, so hätte die Regierung im Sinne des Gemeinwohls zu entscheiden. Damit das immer richtig geschähe, müßte es natürlich auch Organe geben, durch welche die Regierung von der Gesamtheit aller kontrolliert werden könnte.

Auf diese Weise könnte, vorausgesetzt, daß an den verschiedenen Zentralstellen und namentlich an der Hauptzentrale nicht geradezu Dummköpfe oder Willensidioten oder Schurken säßen, stets eine vernünftige, dem Gemeinwohl in Gegenwart und Zukunft nicht bloß dienliche, sondern den Umständen nach am besten dienliche Politik getrieben werden. Wenigstens die Möglichkeit dazu wäre dann, soweit sie von der staatlichen Organisation abhängt, jedenfalls gegeben; das übrige hinge dann allein von der besonderen Beschaffenheit der „Ganglienzellen" (der unteren, mittleren, höheren usw. Beamten) ab.

Von diesem normalen sensiblen System finden sich in den sg. Gewerbekammern, Berufsorganisationen und ähnlichen Einrichtungen gewisser Staaten nur erst schwache, unvollkommene Ansätze. Dagegen haben sich um so üppiger abnorme sensible Systeme erstens in den verschiedenen politischen Parteien, Parteizeitungen, dann in den allgemeinen Volksvertretungen der Gemeinden, Länder und Reiche entwickelt. Letztere, die teilweise auch die Funktion von Ganglienzellen erfüllen, gehen meist aus ganz individuellen, die verschiedensten Berufs-, Konfessions- und sonstigen Interessen durcheinander würfelnden Wahlen hervor und hemmen auf diese Weise eher eine reinliche Scheidung und Klärung zwischen Sonderinteresse und Gemeinwohl, als daß sie eine solche förderten. Aehnlich verhält es sich mit den aus Papier und Druckerschwärze bestehenden Parteiorganen und sg. „parteilosen“ Organen, die oft im schlimmsten Sinne Parteiorgane, nämlich solche internationaler Interessengruppen, sind.

Derartige Vertreter des sensiblen Systems sind teils krankhaft überempfindlich, teils unempfindlich gegen die Schmerzen, unter denen die peripherischen Organe, d. h. die produktiven Zellen des Gesellschaftskörpers, etwa leiden. Das sogen. „Parteiprogramm“, auf das die Abgeordneten und die betreffenden Parteiblätter mehr oder weniger streng verpflichtet werden, ist bekanntlich in der Regel ein unklares, wüstes Durcheinander von sozialen, politischen, wirtschaftlichen, religiösen, kulturellen und sonstigen Meinungen bezw. Interessen. Es muß geradezu als ein Wunder erscheinen, wenn durch einen Mehrheitsbeschluß solcher Parteien ein halbwegs vernünftiger Gesamtwille zustande kommt. Die Regel muß dabei vielmehr eine Hemmung oder ein allzu stürmisches Vorwärtstreiben der natürlichen und kulturellen Entwicklung der Gesellschaft sein.

Hätte sich ein normales System sensibler Art beizeiten angebildet und genügend fortgebildet, oder vielmehr: wäre diese Bildung und Fortbildung nicht aus Unverstand oder durch eigensüchtige Interessengruppen zu gegebener Zeit verhindert worden, so würden sich später keine abnormen sensiblen Systeme mehr oder weniger gewaltsam durchgesetzt haben. Diese abnormen sensiblen Systeme sind aber nun einmal da und können, wie die innern Machtverhältnisse in den meisten Kulturstaaten nun einmal sind, fürs erste nicht beseitigt werden. Sie sind auch solange nicht zu entbehren, als ein normales System noch nicht genügend ausgebildet ist. Man muß also vorläufig mit ihnen rechnen. Vielleicht könnten sie auch nach der Ausbildung des normalen Systems nicht ganz ohne Nutzen für das Gemeinwohl sein; nur müßten sie sich dann ausschließlich als Vertreter der Gesamtinteressen fühlen und entsprechend betätigen. Sie sollen sich zwar auch jetzt als solche fühlen und betätigen; aber da sie meist von gewissen Sonderinteressenten (als Abgeordnete) gewählt bezw. (als Zeitungen) gelesen werden, so müssen sie, wenn sie wieder gewählt bezw. abonniert werden wollen, vorzugsweise Sonderinteressen vertreten. Daraus ergibt sich, wie bemerkt, selbst im besten Falle ein unklares, zweifelhaftes Mittelding zwischen Sondervertretung und Gesamtvertretung. Das Normale wäre, wenn die einzelnen organisierten Berufsgenossenschaften bezw. deren Häupter die Sonderinteressen, dagegen die Regierung und zu deren Kontrolle die öffentliche Meinung

das Gemeinwohl zu vertreten hätten. Selbstverständlich dürfen sich aber nur die gewerblichen Berufsklassen politisch organisieren, und zwar dürfen sie sich dabei nicht in Unternehmer und Arbeiter trennen, sondern es müssen sich beide an jeder Produktionsstätte vereint zusammenschließen. Im anderen Falle muß sich nämlich ein dem Gemeinwohl im höchsten Grade schädlicher Interessengegensatz herausbilden. Aus ähnlichen Gründen dürfen sich auch die unmittelbaren Staatsbeamten nicht politisch organisieren und entsprechend vertreten lassen; denn der Staat darf, wenn er sich selbst erhalten will, keine besonderen Organisationen neben der eignen, keinen Staat im Staate, dulden. So wenig wie die Offiziere dürfen darum auch die unmittelbaren Staatsbeamten aktives und passives Wahlrecht haben.

Der Mangel eines normalen sensiblen Systems der Gesellschaft ist der Hauptgrund, warum der heutige Parlamentarismus noch nicht ganz zugunsten der öffentlichen Meinung, wie sie u. a. besonders durch die streng nationale Presse vertreten wird, abgedankt hat. Diese Art von Vertretung der öffentlichen Meinung ist auch ein sensibles System, aber kein so gewaltsames und abnormes, wie die heutige, aus allgemeinen, gleichen usw. Wahlen hervorgegangene Volksvertretung, die in lächerlich viele, teilweise sogar antinationale Parteien zerspalten ist und durch eine entsprechende Parteipresse für sich öffentliche Meinung zu machen sucht. Solche Organe erweisen sich dem Gemeinwohle, wie bemerkt, eher schädlich, als nützlich; denn jede Partei und jede Parteipresse spielt sich zugleich als Vertretung des Gemeinwohls auf und führt dadurch Verwirrung, anstatt Klärung der besonderen Parteiinteressen herbei. Uebrigens sind die Vertreter dieser Parteien in den verschiedenen Parlamenten neben ihrer Presse eigentlich überflüssig; denn es wird in den Stadtverordneten-Versammlungen, den Land- und Reichstagen kaum etwas besprochen, was nicht schon vorher in der Presse nach allen möglichen Richtungen hin gezerrt, gewendet und breitgetreten worden wäre. Darum glaubte Lord Beaconsfield (Disraeli) schon vor einem halben Jahrhundert voraussagen zu können, daß die periodische Presse den Parlamentarismus, den „rhetorischen Klub der Urgroßväter“, bald verdrängen werde.

In der Tat könnten die heutigen Volksvertretungen als Sinnesapparate für Regierung und Volk entbehrt werden, da sich als solche die Presse hinreichend, ja mehr als hinreichend, geradezu hypertrophisch entwickelt hat. Die Regierungen bedürfen jedoch einer verbindenden und beschwichtigenden Leitung zwischen sich und den peripherischen Organen. Deren wirkliche oder vermeintliche Schmerzen können eben nur von ihren eigenen Abgeordneten beschwichtigt werden; zur Zentralstelle hat man wegen ihrer vielfach recht unvollkommenen Leistungen, an denen aber vielfach die unvollkommene Organisation ihrer selbst und der ganzen Gesellschaft schuld ist, meist das Vertrauen verloren. Dieses Vertrauen würde wiederkehren, sobald die Leistungen der verschiedenen Zentralstellen besser würden, was man daran zu erkennen vermöchte, daß die Schmerzen in den peripherischen Organen, sozusagen die Magen-, Darm- und Herzbeschwerden, das Gliederreißen usw. aufhörten oder auch nur nachließen.

Zu einer besseren politischen Organisation gehören also zunächst bessere sensible Systeme, welche die betreffenden Gangliensysteme, namentlich das Hauptzentralsystem, vor klare und bezüglich des Resultats kontrollierbare Aufgaben stellen. Würde das geschehen, so würden die unzulänglichen, ihrer Aufgabe nicht gewachsenen Ganglienzellen (Beamten) von selbst ausscheiden und durch zulängliche ersetzt werden. Die bloße handwerksmäßig erlernbare Routine könnte dann, zum mindesten an den höchsten Zentralstellen, keine Triumphe mehr feiern. Es würde dann eine scharfe Auslese von Unbrauchbaren und eine lebhafte Nachfrage nach wirklichen Talenten der Verwaltungs- und Regierungskunst entstehen. Der heutige Bureaukratismus, über den so viel geklagt wird, ist nichts weiter als eine infolge mangelhafter Auslese und Nachfrage entstandene Versumpfung oder Verknöcherung gewisser Zellgewebe des Gesellschaftskörpers.

Eine in den Zielen wie in der Ausführung besser geleitete innere Politik würde auch eine vernünftigere und erfolgreichere äußere Politik in die Wege leiten. Gewöhnlich hängen nämlich die schwachen Seiten der äußeren Politik mit denen der inneren zusammen. Eine Nation, die im Innern nicht fest zusammenhält, d. h. nicht in allen ihren Schichten eine vollständige und harmonische Interessengemeinschaft von der in meinem Aufsatze: „Gesunder und kranker Gesellschaftskörper“ angedeuteten und später noch genauer zu kennzeichnenden Art bildet, ist nicht nur in ihrer innern Geschlossenheit und Wirksamkeit nach außen hin gehemmt, sondern erleidet auch oft Störungen, Erschütterungen, Verletzungen von außen. Die äußere Politik bekommt dann immer mehr zu tun und bedarf eines immer reicher und feiner ausgebildeten „sensiblen Systems“, das in den Botschaften, Gesandtschaften, Minister-Residenturen, Konsulaten usw. seine Endapparate hat. Ein „motorisches“ System kann die auswärtige Politik im Frieden natürlich nicht haben; denn motorische Einwirkungen nach außen hin sind ja nur durch Kriegsdrohungen bezw. durch wirkliche Kriege möglich. Diese müssen immer häufiger werden, je mehr die Interessen der Nation nach außen hin verlegt werden. Die Kriege sind, wie unser großer Moltke sagte, „Folgen und Fortsetzungen der äußern Politik“, und diese wieder ist nur zu oft Folge und Fortsetzung der innern. Solange das Gemeinwohl einer Gesellschaft noch allein durch innere Pflege und Vorsorge gesichert werden kann, wäre es frevelhaft, die Interessen außerhalb zu suchen und sich dadurch der Gefahr äußerer Verwickelungen auszusetzen. Wenn aber die materiellen und geistigen Hülfsquellen eines Landes und Volkes nicht mehr ausreichen, um die wachsende Bevölkerung vollständig zu ernähren und leiblich wie sittlich gesund zu erhalten, dürfen auch Kriege als letzte Notwehr nicht gescheut werden. Es ist in jeder Hinsicht besser, vernünftiger, heilsamer, wenn eine unaufhaltsam wachsende Nation sich beizeiten mit oder ohne Gewalt den nötigen Ausdehnungsraum verschafft, als daß sie im Innern allzusehr die äußern (Handels)-Interessen und -Beziehungen überwiegen läßt. Der Krieg wird dadurch, falls in dieser Richtung der Politik ebenbürtige Konkurrenten existieren, nur hinausgeschoben, nicht endgültig vermieden und kann dann leicht zu einer Zeit ausbrechen, wo das Volk — gerade infolge jener unvollständigen und unharmonischen Interessen-

gemeinschaft — schon innerlich zersetzt, ungesund und ohnmächtig nach außen hin geworden ist. Es wäre eine spottschlechte innere und äußere Politik, die es so weit kommen ließe.

An dem auswärtigen System sensibler Art ist eine bessere Organisation, als sie in den Hauptkulturstaaten bereits besteht, wohl kaum noch möglich; denn gegen eine allzu vollkommene Organisation derselben dürften sich die großen mächtigen Nationalstaaten sehr leicht wehren. Wer will sich sein Haus von Fremden allzu genau durchsuchen lassen? Bessere Leistungen können also in der auswärtigen Politik nur von besser geeigneten Persönlichkeiten erwartet werden. Diese werden aber auch da sein, sobald im Innern die Hauptzentrale in ihren Hauptämtern besser vertreten sein wird, was wiederum nur durch bessere Anregung und Kontrolle vermittels besserer sensibler Systeme im Innern möglich ist.

Es fragt sich nun noch, wie weit an der Hauptzentrale die höchste Stelle, die hier durch einen fürstlichen Monarchen, dort durch einen bürgerlichen Präsidenten ausgefüllt wird, die Erfolge der innern und äußern Politik, überhaupt das Gemeinwohl günstig oder ungünstig beeinflussen kann: ob also die Monarchie oder die Republik die bessere Staatsverfassung ist.

Ohne Zweifel ist in den ersten und auch noch in den mittleren Stadien der Gesellschaftsorganisation der Einfluß jener sozial, politisch und wirtschaftlich höchststehenden Persönlichkeit außerordentlich groß, meist fast allein ausschlaggebend, vorausgesetzt natürlich, daß jene Persönlichkeit ihre Stelle wirklich ausfüllt, nicht bloß repräsentiert. Ebenso steht es außer allem Zweifel, daß jene Persönlichkeit in jenen Entwicklungsstadien nur ein erblicher Monarch sein kann. Die natürliche Entwicklung des Staates aus der Familie, Sippe, dem Stamme und Volke bringt es ganz von selbst mit sich, daß das Oberhaupt des Volkes oder Stammes derjenigen Familie angehört, aus der das Volk bezw. der Stamm durch einfache Vermehrung und Angliederung anderer emporgewachsen ist. Es kann aber auch die Familie eines fremden Eroberers oder sonstwie dem Volke von außen aufgezwungenen Herrschers allmählich derart mit dem Volke verwachsen, daß ihr Oberhaupt dasselbe Ansehen, ja dieselbe Liebe und Treue, wie ein angestammter Fürst, genießt. Auch in diesem Falle kann über die Erblichkeit und monarchische Natur des Staatsoberhauptes kein Zweifel sein.

Nicht so über jeden Zweifel erhaben ist es, ob der Monarch in seiner Macht stets durch eine Volksvertretung beschränkt sein muß oder nicht. Meist hat diese Beschränkung mit der fortschreitenden staatlichen Entwicklung eher ab- als zugenommen. Die absolute Monarchie ist gewöhnlich erst aus einer ständisch oder sonstwie beschränkten hervorgegangen und war meist ein notwendiges Durchgangsstadium, um den Staat innerlich zu konsolidieren und namentlich nach außen hin genügend mächtig zu machen. Bei den nordeuropäischen Völkern hat sich jedenfalls die absolute Monarchie nur zeitweilig behaupten können, und die beschränkte war hier die Regel.

Mit der Zerstörung der sozialen Ordnung wurde natürlich auch die Monarchie in der Regel zerstört. Wo es nur Staat und Staatsbürger in der Gesellschaft gibt, darf es natürlich auch nur einen staatsbürgerlichen Präsidenten als Staatsoberhaupt geben. Ebenso selbst-

verständlich ist es, daß da, wo eine soziale Gliederung der Gesellschaft überhaupt nie bestanden hat, wie z. B. in Amerika, sich auch keine Monarchie hat entwickeln oder halten können.

Die Frage, ob Monarchie oder Republik die rechtlich geltende Verfassung sein soll, kann also im besonderen Falle nur durch die geschichtliche Entwicklung und die daraus folgenden Machtverhältnisse im Innern entschieden werden. Diese Frage ist jedoch auf hohen Entwicklungsstufen der Gesellschaft nicht so wichtig, als man in Erinnerung an weit zurückliegende Stufen gewöhnlich glaubt. Auf hoher Entwicklungsstufe des Staates ist nämlich das Staatsoberhaupt nur noch eine begrenzte Partie des Gehirns, ja vielleicht nur noch eine einzige, wenn auch recht große und unter Umständen noch immer recht wichtige Ganglienzelle. Während in früheren Entwicklungsstadien der politischen Organisation geniale Herrschernaturen die verschiedenen Teilgangliensysteme der Hauptzentrale (Reichsämter) erst schaffen, einrichten und einexerzieren mußten, sind diese auf hoher Entwicklungsstufe bereits da, haben ihr eigenes, selbständiges Leben und sind nicht mehr nur dem Staatsoberhaupte, sondern auch dem Volke und seiner Vertretung verantwortlich. Die höchste Stelle hat also auch im besten Falle nur noch einen begrenzten Einfluß auf sie. Der Unbefangene darf darum allzu beweglichen Klagen oder Lobeserhebungen über diesen Einfluß in der Regel mißtrauisch gegenüberstehen.

Immerhin ist es auch auf hoher Entwicklungsstufe der Gesellschaft noch ein großer Unterschied, ob ein gewählter Präsident oder ein erblicher Monarch an der Spitze des Staates steht. Letzterer hat im normalen Falle ein ungleich höheres Ansehen, ist von den Parteien weit unabhängiger und kann darum das Gemeinwohl unter sonst gleichen Umständen besser vertreten, als ersterer. Wo darum eine Monarchie einmal besteht, sollte man sich hüten, sie abzuschaffen; höchstens mag man sie, wenn sie noch rückständig ist, den geschichtlich gewordenen und nicht mehr zu ändernden Verhältnissen entsprechend anpassen. Jedenfalls verbürgt sie durch ihre ununterbrochene Familientradition, trotz alles Wechsels der Persönlichkeiten, eher eine ruhige, gesunde Entwicklung und damit das Gemeinwohl, als ein auch bezüglich der höchsten Stelle beständig auf Wahlen und — Qualen angewiesenes System. Wo es jedoch weniger auf das Gemeinwohl als auf die ununterbrochene Herrschaft einer bestimmten, namentlich plutokratischen Klasse oder Kaste ankommt, da mag die Republik allerdings vorteilhafter sein. Republiken sind nämlich stets Klassenherrschaften, entweder aristokratischer oder demokratischer oder plutokratischer Art, so sorgfältig auch der Anschein der Freiheit und Selbstbestimmung des ganzen Volkes bezw. der ganzen Nation hervorgekehrt wird. Namentlich sollten die mittleren Gesellschaftsschichten, welche die zahlreichsten, wichtigsten, ausschlaggebenden zwar nicht immer sind, aber unter gesunden, normalen Verhältnissen sein müssen, gegen eine republikanische Verfassung das denkbar größte Mißtrauen haben; denn keine andere Staatsverfassung ist so geeignet, Zahl und Einfluß dieser Schichten zu verdrängen, wie gerade die Republik. Andererseits ist die Monarchie zu ihrer Selbstbehauptung gegenüber radikalen Demokraten und Plutokraten geradezu auf eine möglichst harmonische

Abstufung der Gesellschaft angewiesen. Wo diese Abstufung verschwindet, wird die monarchische Verfassung sich der republikanischen nähern oder ganz abdanken müssen.

Unter solchen Umständen herrscht dann nicht mehr das Gemeinwohl, sondern der Eigennutz einer bestimmten Klasse. Der Staat ist dann samt seinem dann völlig bedeutungslosen Oberhaupt ganz in der Hand dieser Klasse. Natürlich ist diese Entwicklung nur durch die Zerstörung der sozialen Ordnung, und diese Zerstörung ist wieder nur durch die unbeschränkte Entfesselung der Selbstsucht auf wirtschaftlichem Gebiete möglich. Die Monarchie darf darum, wenn sie sich selbst erhalten will, das Ende jener Entwicklung gar nicht erst abwarten, sondern muß beizeiten die nötigen Vorkehrungen dagegen treffen.

Die heutzutage am meisten verbreitete Ansicht von der Monarchie ist die, daß sie zwar an sich eine recht gute Einrichtung sei, daß aber die Monarchen nur selten ideale Herrscher seien.

Ja, — meint man denn, daß ideale, geniale Herrscher unter anderen als erblichen Ergänzungsbedingungen häufiger sein könnten? Wer das behauptet, hat keine Ahnung von der besonderen Beschaffenheit und den biologischen Entstehungsbedingungen solcher Naturen. Wenn schon unter den Forschern, Erfindern, Künstlern die Genies verhältnismäßig recht selten sind, so sind geniale, ideale Herrscher noch viel seltener; denn es gehören dazu noch reichere und glücklichere Kombinationen von persönlichen Eigenschaften. Die Kunst des Herrschens, im höchsten, edelsten Sinne verstanden, ist die schwerste und komplizierteste von allen Künsten. Kriegskunst und Staatskunst sind davon nur Abarten, gleichsam Töchter ein und derselben Mutter, die beide mit dem nur ihr eigentümlichen Geiste, mit der nur ihr eigentümlichen Kraft ausgestattet hat. In allen übrigen Künsten und in den Wissenschaften kann es hervorragende Talente ohne gleichwertige Charaktereigenschaften geben, in der Kunst des Herrschens niemals. Eben darum sind die Herrscher in idealer, genialer Vollendung so außerordentlich selten. Wenn es eine Zauberlaterne gäbe, durch die man solche Persönlichkeiten sofort, ohne praktische Erprobung an Aufgaben allerschwerster Art zu erkennen vermöchte, so könnte man ein ganzes großes Volk von oben bis unten ableuchten, und man würde doch wohl nur alle hundert, ja, vielleicht alle tausend Jahre einmal eine wirklich geniale, ideale Herrschernatur auffinden. Glücklicherweise sind aber solche Naturen auch nur alle hundert oder tausend Jahre einmal ihrem Volke wirklich notwendig. Für gewöhnlich genügt schon der Durchschnitt, der geeignete Charakter, auch wenn er nicht mit besonderem Talente verbunden ist. Ein solcher Charakter findet schon die ihn ergänzenden Talente. Nur ausnahmsweise ist der bloße Charakter unzulänglich.

So z. B. wußte in der schwersten Krise, die Schweden jemals durchlebt hat, das ganze Volk, vom höchsten Adel bis zum letzten Bauernknecht herunter, daß, wenn überhaupt jemand, nur Gustav Wasa der Retter aus tiefster Not sein konnte. Es war darum nicht nur Dankbarkeit, sondern auch politische Klugheit, wenn das schwedische Volk diesen Mann, nachdem er vollbracht hatte, woran selbst die

Mutigsten lange Zeit nicht einmal zu denken gewagt hatten, zum erblichen Herrscher erkürte. Auch war es kein Zufall, daß dieser einzigartige Mann der Sproß einer alten Königsfamilie war; denn nur ganz ausnahmsweise erzeugen und entwickeln sich solche Persönlichkeiten in anderen Schichten. Und wenn sich das Blut Gustav Wasas später auch nicht immer glänzend bewährte, so dachte darum das schwedische Volk doch nicht daran, das Königtum überhaupt abzuschaffen, auch in Zeiten, wo es das recht gut gekonnt hätte. Ja, — wenn das so leicht wäre, immer den für die allerhöchste Vertrauensstellung am besten geeigneten Mann zu finden, und wenn dieser Neuling auch immer gleich dasselbe Ansehen und Vertrauen gewinnen könnte, wie ein geborener oder sonst auf natürliche Weise gewordener König oder Kaiser, dann wäre das künstlich gewählte Oberhaupt dem natürlichen allerdings vorzuziehen.

Ein anderer Einwand gegen die Monarchie ist der, daß ein gesetzlich ein für allemal festgelegtes Erbrecht nicht einmal innerhalb der Herrscherfamilie den Würdigsten zur Herrschaft brächte. Diese Fehlerquelle ist jedoch unvermeidlich; denn die monarchische Verfassung müßte sich sonst eines ihrer größten Vorteile, der wahllosen Sicherheit und Kontinuität der obersten Stelle, begeben. Ueberdies kann ja ein mit dem ältesten Sohne etwa gemachter Fehler, wenn er allzu groß ist, innerhalb der Familie selbst, ohne alles Aufsehen, korrigiert werden. Das nominelle Oberhaupt der Familie braucht ja nicht immer das wirkliche zu sein. Ist aber die ganze Herrscherfamilie vertrottelt oder bis auf zwei blöde Augen völlig ausgestorben, so muß es ein sehr verkommenes Volk sein, das sich eine so verkommene Herrscherfamilie lange gefallen läßt. Wenn diese in einem solchen Falle überhaupt noch da ist, so ist sie eben nur der Deckmantel für eine anderweitige Herrschaft, und solche heimlichen Sonderherrschaften darf sich eben ein Volk nicht gefallen lassen. Der Fehler liegt also in diesem Falle am Volke, nicht an der Verfassung. Auch die denkbar beste, vollkommenste Form muß versagen, wenn sie keinen Inhalt mehr hat.

Ist der Monarch kein Genie, aber ein tüchtiger Durchschnittskopf mit gesundem Leibe und gesunder Seele, so ist das für das betreffende Volk unter *normalen* Umständen kein Unglück, oft ein Glück. Mit sogenannten „genialen" Herrschern, deren Genialität sich jedoch auf andere Dinge als den Herrscherberuf bezieht, hat ein Volk nie Glück und oft großes Unglück gehabt. Dagegen haben schlichte, jedoch sonst tüchtige, namentlich im Charakter tüchtige und edle Männer als Herrscher ihrem Volke nicht selten die größten Dienste geleistet. Und die Wahrscheinlichkeit, daß unter den leiblichen Nachfolgern eines Herrschers, der irgend einmal aus eigener Kraft und eigenem Verdienst zur Herrschaft gelangt ist, sich mehrere zur Herrschaft besonders berufene und befähigte Persönlichkeiten befinden, ist immerhin ziemlich groß. Wenn sich auch das Genie selten, wohl niemals vererbt, so vererbt sich doch sehr häufig ein gewisses Talent, d. h. ein gewisser eiserner Bestand von Eigenschaften, die den Träger zu einem bestimmten Berufe mehr befähigen, als beliebige andere Personen, namentlich, wenn die Erziehung und Familientradition der Natur halbwegs entgegenkommen.

Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß alles geschieht, was möglich ist, um eine Herrscherfamilie dauernd gesund und lebenskräftig zu erhalten. In früheren Zeiten ist oft das Gegenteil davon geschehen, weil gewisse innere oder äußere Mächte, die an Stelle der eingeborenen Herrscherfamilie herrschen wollten, ein Interesse daran hatten, daß diese nicht lange gesund und lebenskräftig bliebe. Darum hat eben die öffentliche Meinung, das zur Kontrolle der Regierung bestimmte „sensible System", darüber zu wachen, daß der Herrscher nicht vom Volke abgesperrt wird, und daß namentlich die Erziehung des Thronfolgers nicht in ungesunde, unvernünftige Bahnen gerät. Es ist das nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht jener Organe des Gesellschaftskörpers. Ein Volk kann seinem angestammten Herrscher gegenüber sehr vertrauensvoll sein, denn beide haben ja in Gegenwart und Zukunft genau dieselben Interessen; aber es muß sehr mißtrauisch gegen hermetische Abschließung vom Volke und gegen die ständige Umgebung des Herrschers, namentlich gegen solche Personen sein, die sich an ihn schmeichlerisch herandrängen, um dadurch unverdiente Ehren oder materielle Vorteile zu ergattern. Selbstverständlich gilt das aber nicht nur für das Volk, sondern auch für den Herrscher selbst. Zu den wenigen Wahrheiten in Machiavellis „Buch vom Fürsten", die auch noch heute und auch für überwiegend nordeuropäische Völker gelten, gehört das Kapitel über die Schmeichler. Es heißt dort:

„Es gibt gar kein anderes Mittel, um sich gegen die Schmeichelei zu sichern, als wenn man zeigt, daß man die Wahrheit hören kann, ohne dadurch beleidigt zu werden. Darf aber jeder dir die Wahrheit sagen, so verletzt er die Ehrfurcht. Ein kluger Fürst muß daher einen dritten Weg einschlagen. Er muß gescheite Leute auswählen, diesen allein erlauben, ihm die Wahrheit zu sagen, aber doch nur über die Gegenstände, darüber er sie befragt; er muß sie aber über alles befragen, ihre Meinung hören und dann selbst seine Entschließung fassen. Mit diesen Ratgebern muß er sich so benehmen, daß jeder sieht, er werde desto mehr Gehör finden, je freimütiger er spricht. Außer diesen darf er aber niemand hören, beschlossene Sachen nicht wieder besprechen und von gefaßten Beschlüssen nicht zurücktreten. Wer es anders macht, wird entweder durch die Schmeichler ins Verderben gestürzt, oder wird über der Mannigfaltigkeit der Ansichten, über das öftere Wanken in seinen Entschlüssen verächtlich."

Soweit Machiavelli. Die Art von Klugheit und Charakterstärke, die dazu gehört, um Schmeichler zu verachten und aus seiner Umgebung zu verbannen, muß ein Herrscher haben; in allen anderen Dingen braucht er sich nicht auszuzeichnen. Auch das Volk tut gut, wenn es in bezug auf anderweitige Begabung seiner Herrscher bescheidene Ansprüche macht. In dieser Hinsicht muß es auch über die Erziehung des Thronfolgers und der nächsten Thronberechtigten wachen. Das „Alles - lernen - wollen" ist zum mindesten in schulmäßiger Hinsicht zu verschmähen, wenn es auch in praktischer Hinsicht bis zu einem gewissen Grade nicht zu verachten ist. Wer zu viel lernen will, lernt nichts ordentlich, oder er tritt mit gebrochener Gesundheit und gebrochener Seele ins praktische Leben.

Was nun die besonderen Funktionen des Monarchen anbelangt, so sind diese, wie schon angedeutet, sehr verschieden auf niedriger, mittlerer und hoher Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung. Auf hoher Stufe kann er, ja, muß er in allen früher von ihm meist selbst versehenen Hauptämtern sich durch den Kanzler und die Ressortminister vertreten lassen. Er kann sogar die Wahl und Kontrolle der persönlichen Inhaber dieser Hauptämter mit der öffentlichen Meinung und Volksvertretung, dem gesamten „sensiblen System" getrost teilen; aber der oberste Kriegsherr muß er auf allen Entwicklungsstufen nicht nur dem Namen, sondern auch der Tat nach sein und bleiben. Er darf sich in dieser Hinsicht nicht durch einen obersten Marschall (comes stabuli, connétable, mariskalk) vertreten lassen. Dieses Amt könnte unter Umständen gefährlich für seine Herrschaft werden. Wer die Macht aller Mächte aus der Hand gibt, gibt damit auch die wirkliche Herrschaft aus der Hand. Ein Volksoberhaupt, das nicht die unmittelbare Verfügung über die Kriegsmacht hat, kann wohl als erblicher Präsident einer Republik, aber nicht als wirklicher Monarch angesehen werden. Darum hatte Bismarck nur zu recht, als er die englische Staatsverfassung nicht monarchisch, sondern republikanisch nannte. Genau so war auch das alte Königreich Polen keine Monarchie, sondern eine aristokratische Republik ohne Mittelstand. Das alte sogen. „heilige römische Reich deutscher Nation" kann nur zeitweise als Monarchie, sonst aber muß es als „Fürstenrepublik" bezeichnet werden. Auch von dem neuen Deutschen Reiche könnte man das letztere behaupten, wenn dieser Bundesstaat aus ungefähr gleich großen Staaten bestünde und der führende Einzelstaat darin nicht ein großes Uebergewicht hätte. So aber zeigt sich auch hier die Zweckmäßigkeit harmonischer Größenverhältnisse. Diese Art der Reichsverfassung hindert nicht die feste Geschlossenheit im Innern und die einheitliche Wirkungsfähigkeit nach außen, ermöglicht aber jene Verbindung von Einheit und Mannigfaltigkeit, die für die natürliche und kulturelle Entwicklung eines so großen und so verschieden gearteten Volkes überaus zweckmäßig ist[1]).

Wenn ich vorher sagte, daß ein wirklicher Monarch nicht nur dem Namen, sondern auch der Tat nach oberster Kriegsherr sein müsse, so meinte ich damit natürlich nicht, daß er immer ein großer, genialer Feldherr sein müsse. Ein genialer Feldherr braucht er nicht zu sein, aber ein wirklicher Feldherr, der kriegerische Fähigkeiten und Fertigkeiten sach- und fachgemäß beurteilen kann, muß er sein oder es zu werden sich vornehmen. Es ist das der einzige Fall, wo der Monarch besondere Sach- und Fachkenntnisse besitzen muß. Das ist aber eine Aufgabe, die auch einen guten Kopf reichlich ausfüllen kann. Darum eben darf die Erziehung des Thronfolgers, wie bemerkt, in anderen Zweigen des Wissens und Könnens nicht forciert werden.

[1]) Ohne die deutschen Fürsten und ihre durch eine lange geschichtliche Entwicklung gefestigten Staaten, die im Bundesrate eine ihrer Größe entsprechende Vertretung finden, wäre das neue und als solches naturgemäß locker gefügte Reich allein schon an seinem überdemokratischen Reichstage der Auflösung anheimgefallen. Die Engländer hätten dann mit ihrer Bezeichnung des neuen deutschen Reiches als „Pilzgewächs" (mushroom-empire) recht behalten.

Es wird behauptet, daß ein monarchisch regiertes Volk mit einem obersten Kriegsherrn an der Spitze trotz einer die Rechte des Monarchen beschränkenden Verfassung nicht frei sein könne. Das wäre allerdings der Fall, wenn die Kriegsmacht des Landes aus einem vom Monarchen allein bezahlten Söldnerheere oder aus einer dem Monarchen unbedingt ergebenen Kriegerkaste bestünde. Bei einem aus allgemeiner Wehrpflicht hervorgehenden Volksheere ist es jedoch undenkbar, daß der Monarch die Kriegsmacht gegen das Gemeinwohl und für das Sonderinteresse irgendeiner innern oder äußern Macht gebrauchen könne. Folgt das Volk in diesem Falle dem Rufe des übel beratenen Königs, so bekennt es damit selbst seine Torheit und innere Unfreiheit. Gerade die Republiken, die aristokratischen sowohl wie die demokratischen, die modernen wie die antiken, sind mit ihren Söldnerheeren die idealen Verfassungen für derartige Sonderbestrebungen von innern oder äußern Mächten, denen ihre nationale oder internationale Vorherrschaft höher steht, als das Gesamtinteresse des gemeinsamen Vaterlandes. So z. B. hat sich das englische Söldnerheer und teilweise auch das angeblich freie englische Volk vor kurzem erst für das Sonderinteresse verschwindend weniger Multimillionäre in Afrika schlagen müssen, weil es die von diesen Millionären gemachte öffentliche Meinung so wollte. Wer diese Art von „Freiheit", die im Grunde nichts anderes ist, als die „Freiheit", das Vaterland verkaufen und seine Bewohner leiblich, geistig, sittlich verderben zu können, tatsächlich will, der mag recht haben mit der Behauptung, daß eine plutokratische Republik besser sei, als eine verfassungsgemäß beschränkte Monarchie mit einem obersten Kriegsherrn an der Spitze eines gewaltigen Volksheeres.

Auch die angeblich geringere „Kostspieligkeit" der republikanischen Verfassung ist kein stichhaltiger Einwand gegen die Monarchie. In Wirklichkeit kommt eine Republik, selbst eine demokratische, dem werteschaffenden Volke gewöhnlich teuerer zu stehen, als eine Monarchie mit einem noch so verschwenderischen Monarchen. Die große demokratische Republik jenseits des Ozeans ist dafür mit ihren das Volk ausbeutenden Trustmagnaten geradezu ein Schulbeispiel. Schon ein einzelner dieser Trustmagnaten hat ein größeres Jahreseinkommen, als der König von Preußen, und dabei dient dieses noch dazu nicht zum Verzehren, sondern größtenteils zum Aufstellen neuer Saugpumpen zur Vernichtung des noch selbständigen Mittelstandes, also zur weitern wirtschaftlichen Versklavung des ganzen Volkes. Und wer etwa gar sich in die trostlos beschränkte Ansicht hineinhetzen läßt, daß die Zivilliste des Monarchen dem hungernden Volke abgeknapst wird, anstatt daß sie durch verschiedene Kanäle nach mannigfacher Befruchtung der Produktion wieder in die Hände des Volkes, auch des niedern, gelangt, über den kann ein Unbefangener nur mitleidig die Achseln zucken. Man vergißt dabei gewöhnlich, daß diese Zivilliste nur ein Rest des Einkommens vom früheren fürstlichen Privateigentum ist, welches die Fürsten meist freiwillig dem Staate überlassen haben, obwohl es meist mit besserem Rechte Privateigentum war, als das jener Trustmagnaten. Selbst bei einem über Gebühr verschwenderischen Monarchen liegt für das Volk die Gefahr weniger in der Verschwendung, die ja größtenteils dem Volke wieder zugute kommt, als darin, daß

der Landesherr dabei nur zu leicht von internationalen Geldmächten abhängig und dadurch an der Vertretung der nationalen Interessen gehindert werden kann.

Damit wären wohl so ziemlich alle Einwände gegen die monarchische Staatsverfassung an sich widerlegt. Gewiß hat auch sie, wie alles Menschliche, ihre Unvollkommenheiten; aber soweit überhaupt die politische Organisation zum Wohle der Gesellschaft beitragen kann, vermag es die verfassungsgemäß beschränkte Monarchie am besten. Daß ihre besondere Form der im guten Sinne fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft möglichst genau angepaßt werde und diese Form auch stets den rechten Inhalt habe, ist Sache der Wachsamkeit von Fürst, Volksvertretung, Volk und öffentlicher Meinung. Wachen alle diese Organe über alle hierauf bezüglichen Dinge mit Sorgfalt und lebhaftem Verantwortlichkeitsgefühl, so werden Fürsten und Völker stets miteinander zufrieden und so frei sein, als es mit öffentlicher Ordnung, Sicherheit und dauernder Lebensfähigkeit des Ganzen nur irgend verträglich ist.

Wie schon angedeutet, verliert die höchste Spitze des Zentralorgans einer Gesellschaft immer mehr an unmittelbarem Einfluß auf die Leitung des Ganzen, je reicher und feiner sich der Gesellschaftskörper organisiert. Darum wird aber diese höchste Spitze nicht etwa überflüssig; sie erhält nur eine andere Bedeutung und Funktion. Von einer direkten, persönlichen Regierung wird der Monarch immer mehr ablassen müssen, je größer und verwickelter der ganze Regierungsapparat wird. Die einzelnen Hauptteile desselben (Partien des Gehirns) erhalten dann immer mehr eigenes, selbständiges Leben, auf das wohl anregend, aber nicht bestimmend eingewirkt werden kann. Derartige Einwirkungen können hier oft mehr schaden, als nützen. Auf hoher Entwicklungsstufe der Gesellschaft befindet sich der Monarch diesem Apparate gegenüber in einer ähnlichen Lage, wie das Volk selbst. Wenn dieses die Regierung freilich nur von unten ansehen und deren Fehler mehr am eigenen Leibe fühlen als mit dem Verstande erkennen kann, so ist der Monarch imstande, dieselbe Sache von oben zu betrachten und daher natürlich viel besser zu erkennen. Er sollte aber auch versuchen, die Sache von unten aus, durch direkte Fühlungnahme mit dem Volke, anzusehen; denn von den Organen unmittelbar unter ihm erhält er leider nicht immer richtige Informationen. Wie ein Harun al Raschid sich unter das Volk zu mischen, kann heutzutage, bei den vielen Abbildungen des Volksoberhauptes, ein Monarch freilich nicht mehr. Dafür hat er aber jetzt an den ungleich reicher und feiner ausgebildeten Organen der öffentlichen Meinung mehr als hinreichenden Ersatz.

Wie man die Bäume an ihren Früchten erkennt, so erkennt man die Regierungsorgane an ihren Leistungen. Diese sind am besten, wenn sie in den peripherischen Organen nicht nur keine Schmerzen erregen, sondern vielmehr Schmerzen und andere Unlustgefühle zu beseitigen imstande sind. Die Regierung sollte für alle rechtschaffenen, das Gemeinwohl erhaltenden und befördernden Gesellschaftselemente keine Plage, sondern eine Wohltat sein. Die Bestrebungen zur Verbesserung der Staatsverfassung sollten sich also auch auf hoher Entwicklungsstufe der Gesellschaft nicht sowohl auf die Spitze, als auf

die übrigen Haupt- und Gliederteile des Zentralsystems (Aemter) und auf das gesamte motorische und sensible System, namentlich auch auf die Organe der öffentlichen Meinung, richten. Je besser und zweckmäßiger alle diese Organe funktionieren, desto mehr wird das Gemeinwohl gewahrt und gefördert werden. Je weniger der Monarch hier bestimmend eingreifen kann, desto mehr hat er Zeit, sich der Wachsamkeit über diese Organe und über das Gemeinwohl überhaupt zu widmen. Bei dem außerordentlichen Ansehen, das ein Monarch als Oberhaupt des Staates und der Gesellschaft auch heute noch genießt, und bei der Macht, über die er als oberster Kriegsherr verfügt, wird seine Stimme, wenn er sie zum Wohle des Ganzen erhebt, gewiß nicht ungehört verhallen.

Das Problem der besten Staatsverfassung und besten Regierung wird als gelöst gelten können, wenn die Klagen über die Regierung nur noch von solchen Elementen ausgehen, die dem Gemeinwohl mehr oder weniger schädlich sind. Je mehr diese klagen, desto ruhiger kann das Gewissen der Regierung und Volksvertretung sein. Bedenklich, ja schlimm steht es jedoch mit dem Gemeinwohl, wenn der selbständige gewerbliche Mittelstand gerechten Grund zur Klage hat. Das ist immer das Zeichen, daß gewisse Sonderinteressen einseitige Förderung, wenn auch nur indirekt gefunden haben. Das Wohlergehen des selbständigen gewerblichen Mittelstandes ist der zuverlässigste Gradmesser für die innere Gesundheit, Kraft und Lebensfähigkeit eines Gemeinwesens und der beste Schutz gegen Vergewaltigungen von oben oder von unten. Die Regierung hat also auf diesen Stand das Hauptaugenmerk zu richten, namentlich wenn sie eine monarchische Spitze hat und eine solche behalten will.

Wie dieser Mittelstand am besten zu erhalten und zu vermehren, überhaupt die ganze Wirtschaft, ja die ganze Gesellschaft zu einer vollständigen und harmonischen Interessengemeinschaft gemacht und darin erhalten werden kann, das soll in den folgenden Aufsätzen gezeigt werden.

---

## Bemerkungen zu dem Aufsatz von Otto Ammon „Volksvermehrung und sozialer Fortschritt“.

Dr. W. Hentschel.

Im Maiheft dieser Zeitschrift berichtet Dr. Otto Ammon über bevölkerungstheoretische Untersuchungen Wieth-Knudsens, nicht ohne dem dänischen National-Oekonomen einige Unstimmigkeiten nachzuweisen. Indessen hat Ammon wohl den schwerwiegendsten Irrtum des dänischen Sozialpolitikers übersehen. Knudsen geht von der Annahme aus, der erwachsene Mensch bedürfe zu seiner ausreichenden Ernährung neben gewissen Mengen von Fett und Kohlehydraten ein tägliches Quantum von 112,5 g Eiweiß, und er folgert daraus, daß beispielsweise die Hälfte der Dresdener Bevölkerung an Unterernährung leide, da ihre Einnahme zur Beschaffung dieser Subsistenzmittel nicht ausreiche.

Hätte man dem Vertreter einer solchen absurden Behauptung noch vor zehn Jahren mildernde Umstände zubilligen können, weil die Wissenschaft bis vor kurzem tatsächlich mit diesem (und noch größerem) Eiweißbedarf zu rechnen gewohnt war, so ist das heute kaum noch möglich. Die Physiologen sind Schritt für Schritt von diesem unsinnigen Grundmaß zurückgekommen, und Rubner hat es vor kurzem auf 30—40 g festgesetzt. Er konnte zeigen, daß den älteren Stoffwechsel-Untersuchungen geradezu ungeheuerliche Fehler anhafteten.

Das von Rubner festgestellte Maß stimmt, man muß es der Gerechtigkeit wegen feststellen, mit demjenigen überein, welches die verspotteten Vegetarier seit 50 Jahren vertreten haben; es entspricht beiläufig derjenigen Menge Eiweiß, die in einem Liter Kuhmilch von guter Beschaffenheit enthalten ist.

Auf Grund dieser Rückständigkeit Knudsens in betreff einer sehr wichtigen physiologischen Erkenntnis fällt ein Teil seiner Schlüsse, die Ammon aus richtigem Gefühl in Frage gestellt hat, ins Wasser. Knudsen kann sich auch schwerlich damit entschuldigen, daß ein Nationalökonom und Statistiker doch unmöglich die neuesten Forschungsergebnisse der Physiologie beherrschen könne. Diese unheilvolle Absonderung der einzelnen Disziplinen, die einen Teil alles dessen, was von Spezialisten geschrieben wird, zum Unsinn stempelt, schreit zum Himmel; mindestens sollte man bei der Beurteilung solcher Fälle von allen Milderungsgründen absehen. Die Wissenschaften sind nicht verschlossen: mag sich jeder darum kümmern, wo er seine Kenntnisse her hat, und mag er schweigen, wenn oder wo sie mangelhaft sind. Dieses leichtfertige Aufbauen von Theorien und Schlüssen auf notorisch falsche Annahmen raubt der Gesellschaftswissenschaft den Rest von organischem Gefüge! Oder kann Knudsen es etwa verantworten, wenn die sächsischen Sozialdemokraten, auf seinen „wissenschaftlichen Deduktionen“ fußend, den Himmel und die Hölle zu Zeugen anrufen, daß die herrschenden Klassen die schmählichste Ausbeutungspolitik am Volke üben! Zum mindesten werden die aus solchem „wissenschaftlichen“ Unsinn notwendig entspringenden Uebertreibungen sie zu noch größerer Maßlosigkeit und Unfruchtbarkeit verurteilen.

Sehen wir uns demgegenüber einmal eine Bevölkerung an, die in Wirklichkeit zum wenigsten teil- und zeitweise an Unterernährung leidet, damit wir, ganz abgesehen von den Feststellungen der Physiologen, einen Begriff von dem wirklichen Existenzminimum bekommen. Ein solches Volk ist das russische. Die russische Regierung hat gewiß kein Interesse daran, die landwirtschaftliche Produktivität ihres Landes herabzusetzen; denn auf dieser beruht ihr Kredit, ohne den sie nicht weiter käme. Nun geht aber aus ihren Angaben hervor, daß in Rußland auf den Kopf der Bevölkerung viel weniger Getreide erzeugt wird, als in Deutschland, und dabei ist Rußland ein Getreide ausführendes Land, während wir Getreide importieren. Rußland bezahlt einen nicht unwesentlichen Teil seiner Goldzinsen mit Getreide; selbst wenn die Leute in einigen Gebieten des großen Reiches am Hungertyphus sterben, muß es das Brotkorn in Masse über die Grenze schaffen. Das dürfte Wieth-Knudsen doch bekannt sein; und ebenso leicht hätte er sich in statistischen Tabellen davon überzeugen können,

daß in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung etwa sechs- bis achtmal so viel Vieh geschlachtet und verzehrt wird wie in Rußland! Wenn dann aber bei uns, und zwar in dem reichen Sachsen und obendrein in der Residenzstadt Dresden, das im Bierkonsum die zweite Stadt Deutschlands sein soll, Unterernährung herrscht, was soll man dann zu der russischen Volksernährung sagen? Halten die breiten Schichten des russischen Volkes doch im Jahre 100 Fastentage, und ist es doch bekannt, daß der russische Bauer in manchen Jahren vor der Ernte sehr zufrieden ist, wenn er sein trocken Brot mit einer Zwiebel belegen kann! — Wären die „wissenschaftlichen" Konstruktionen Knudsens richtig, dann müßten jene armen Leute wohl jährlich mindestens einmal aussterben. Aber nichts dergleichen tritt ein; sie gedeihen prächtig, und die Militärtauglichkeit hebt sich in Rußland, während sie bei uns in beängstigendem Absturze ist. Sie beträgt dort 95 pCt., bei uns noch etwas über 50 pCt. Vielleicht hat zu diesem günstigen Resultat in der Tat der Umstand beigetragen, daß eine Anzahl schwächlicher Leute den periodischen Hungersnöten zum Opfer fällt. Ich will es nicht bestreiten, aber ich glaube, daß es dem Volke zugute kommt. Ueberhaupt glaube ich, daß kein Volk bestehen kann, das nicht zum wenigsten in seinen unteren Schichten hungert. Die Menschen waren durch geologische Zeitalter auf Hungerkost gestellt, sie sind dieser aufs beste angepaßt; nun sollen sie sich alle Tage „satt" essen! Das vertragen sie nicht lange; jedenfalls kann man ihnen keinen übleren Dienst erweisen, als wenn man ihnen, so wie es die sozialdemokratischen Volksredner in Verbindung mit einem Teil unserer Gelehrten und Mediziner tun, den Gedanken suggeriert: es muß noch viel mehr gegessen und getrunken werden! Auch Luther hat unserem Volke einen schlechten Dienst erwiesen, als er das Fasten als eitlen Humbug hinstellte; es mochte zu seiner Zeit den rechten Sinn verloren haben; aber der Reformator war von allen guten Geistern verlassen, als er das Beten über das Fasten stellte. —

Nein, — nicht an Unterernährung leidet die deutsche Bevölkerung, vielmehr an ungeheurer Eiweiß-Ueberfütterung; diese bildet einen der Gründe ihres Verfalles! —

Bircher-Benner, ein praktischer Arzt in Zürich, hat ein neues Grundmaß des Eiweißbedarfes festgestellt; es schließt sich den modernen energetischen Wertungen an. Das lag sehr nahe, seitdem Rubner festgestellt hat, daß der erwachsene, tätige Mensch nicht mehr als 6 pCt. seiner Energiezufuhr in Form von stickstoffhaltiger Nahrung bedarf. Wenn die Muttermilch deren neun enthält, so liegt darin kein Widerspruch; er erklärt sich aus dem Umstande, daß der Körper des Säuglings nicht bloß seinen Haushalt zu bestreiten, sondern auch zu erweitern hat; er will wachsen, und dazu braucht er ein Plus von stickstoffhaltigem Material.

Ist das aber festgestellt, so erhellt, daß selbst der deutsche Fabrikarbeiter, der in Sachsen einen tagtäglichen Eiweiß-Kalorien-Gehalt unter 20 pCt. kaum noch als menschenwürdig ansieht, einen übermäßigen Nahrungsluxus betreibt, der sich bei dem wohlhabenden Fleischesser mit etwa 30 pCt. Eiweiß-Kalorien noch wesentlich steigert. Ist der Eiweißkonsum jenes der dreifache, so ist er bei diesem auf das Fünffache des Angemessenen und Bekömmlichen gesteigert. Bedenkt man, daß

die unvollkommen verbrannten, schwerlöslichen Abbaustoffe der Eiweißkörper — vor allem die Harnsäure — sich in den Organen ablagern und zu einer Menge von Stoffwechselkrankheiten (Gicht, Bleichsucht, Neurasthenie, Herzschwäche u. a.) Anlaß geben, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, wenn die Prophezeiung Goethes sachte in Erfüllung geht: „In 100 Jahren wird die halbe Menschheit krank sein und die gesunde Hälfte sich mit der Pflege der Kranken befassen.“

Aeußerungen wie diejenigen Wieth-Knudsens über die Unterernährung der sächsischen Bevölkerung aber sind ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand!



## Berichte und Notizen.



**Zur Ethnologie der Russen, Polen und Ukrainer** liefert Prof. Wladimir Antonowytsch einen Beitrag in der „Ukrainischen Revue“; wir entnehmen seinen Ausführungen folgendes: „Von dem Maße der Empfindlichkeit hängt der Charakter eines Volkes, sein gesellschaftlicher und politischer Zustand und seine Entwicklungsfähigkeit ab. Und so können wir beobachten, daß das Nervensystem bei den Russen nicht besonders empfindlich, also auch die Reaktion auf äußere Eindrücke gering ist. Der Russe ist der Typus eines Phlegmatikers. Einer ganz gegenteiligen Erscheinung begegnen wir bei den Polen. Bei diesen ist das Empfindungsvermögen sehr groß, und der Reflex des Reizes tritt unmittelbar ein; der Pole bildet den reinen Typus eines Sanguinikers. Die Ukrainer sind gegenüber äußeren Eindrücken auch sehr empfindlich, aber die Reaktion tritt bei ihnen erst lange Zeit nach dem Reiz ein; somit bildet der Ukrainer den Typus eines Melancholikers. — Am deutlichsten kommt der Volkscharakter in Sitten und Gebräuchen zum Vorschein. Auf das geringe Empfindungsvermögen des Russen begründen sich sein Starrsinn und seine Grobheit; indem er sein eigenes Maß auf andere Leute anwendet, glaubt er, daß auch diese so wenig wie er für Grobheiten empfindlich sind, und daß zur Beleidigung eines anderen schon eine große Dosis Eindruck gehört. In der polnischen Gesellschaft bildete sich infolge einer großen Nervenempfindlichkeit folgender Charakter heraus: ein jeder Pole trachtet ohne schlechte Absicht, sich im möglichst guten Lichte zu zeigen, also besser zu erscheinen, als er in Wirklichkeit ist, und die Aufmerksamkeit aller auf sich zu lenken; dies Bestreben, sich zu maskieren, und ihr Stolz hängen ganz von dem Bedürfnis ab, ihre Nerven durch unmittelbare Eindrücke zufriedenzustellen. Der Ukrainer kann nicht gleich auf Nervenreize reagieren, dagegen trägt er die ganze Zeit den empfangenen Eindruck in sich. Deswegen beobachtet man in seinem Charakter Ruhe, Humor und Verschlossenheit. Der Humor ist bei ihm Folge des Bestrebens, Unannehmlichkeit von sich ferne zu halten, demzufolge er in unangenehmer Lage sich befleißigt, irgend etwas Lächerliches, ein Spottobjekt zu finden, um so den peinlichen Eindruck zu verringern. — In bezug auf die Familienverhältnisse fällt bei den Russen vor allem die Größe derselben und die absolute, kontrollose Macht des Familienoberhauptes auf. Seine Initiative bedeutet für die anderen Familienmitglieder das Gesetz, wodurch die letzteren, vor allem die Weiber, ihre Individualität verlieren. In der polnischen Familie, in welcher der Mann und die Frau prunken und herrschen wollen, tauchen von allem Anfang an Streitigkeiten auf, bis der eine oder der andere Teil die Oberhand gewinnt. Von den Kindern verlangen sie absoluten Gehorsam. In der Familie eines Ukrainers fällt vor allem auf, daß sie in der Regel sehr klein ist. Bei seiner großen Nervenempfindlichkeit und Eindrucksfähigkeit bietet das tägliche Leben viel Material für Sorgen und Streitigkeiten, weshalb sich bei der nächsten passenden Gelegenheit die Familie teilt Als ganz natürlich gilt, daß der Vater, wenn er seinen Sohn verheiraten will, schon früher dem Sohn ein eigenes Heim vorbereitet. Hinsichtlich des Assoziationsvermögens begegnet man einem solchen sowohl bei den Ukrainern als auch bei den Russen, doch weist es bei beiden Völkern bedeutende Unterschiede auf. Die ukrainische Assoziation (ehemalige bäuerliche Fisch- und Salzhändler in der Krim, Fischfänger, Schafhüter) zeichnet sich durch geringe An-

zahl ihrer Mitglieder und Gleichberechtigung der Kameraden aus. Den gewählten Führern folgen sie gerne, aber nur insoweit sie sich ihm verpflichtet haben. Für größere Sachkenntnis und Führerschaft zollen sie ihm Ehre und Achtung, keineswegs aber einen größeren Gewinnanteil. Das Oberhaupt einer russischen Assoziation verfügt über alle selbständig; der Arbeit geht es aus dem Wege, und für die Führerschaft erhält es den größten Gewinnanteil. Bei den Polen gibt es überhaupt keinen Assoziationsgeist. Noch klarer spiegelt sich der Charakter der Völker in ihren politischen Idealen ab, die sie bei entsprechenden Umständen zu realisieren bestrebt sind. Die Russen gehorchen nur einer Autorität und zwar absolut widerstandslos. Die Ruthenen haben ein anderes Ideal; dies ist die vollständige Gleichberechtigung der Gemeinde. Ein solches Ideal herrschte vor in dem altertümlichen »witsche« (Versammlung) und in dem Kosakenrate, wo alle Mitglieder vollständige Freiheit und Gleichberechtigung besaßen und auch alle sich tatsächlich gleich waren. Die Polen hingegen sind Anhänger des Aristokratismus, und auch die aus ihnen bestehende Gesellschaft war aristokratisch."

**Die neuen turkestanischen Funde und die Heimat der Indogermanen.** Die neuen Funde in Turfan in Ostturkestan, durch die das ehemalige Vorhandensein einer blondhaarigen, blauäugigen Bevölkerung mit westeuropäischer Sprache festgestellt worden ist, haben einigen Philologen einen willkommenen Anlaß geboten, ihre nachgerade überwundene Ansicht von der zentralasiatischen Heimat der Indogermanen in neuer Aufmachung einem staunenden Publikum vorzusetzen. So völlig überraschend konnten die Funde ja freilich nicht sein, denn schon längst haben wir aus der chinesischen Literatur Kenntnis von Völkern mit roten Haaren und grünen oder blauen Augen, die in diesen Gegenden gewohnt haben sollen. Nimmt man nun auf Grund dieser Funde eine Heimat der Indogermanen in Ostturkestan an, so ergeben sich des weiteren zwei Möglichkeiten. Entweder ist der blonde Typ „der" indogermanische, dann muß der Prozeß der Blondwerdung in Turkestan erfolgt sein. Oder aber die Indogermanen waren ursprünglich in Turkestan eine schwarzhaarige Rasse (etwa homo alpinus) und sind dann in ihrer Urheimat durch fremde, blonde und deshalb „nichtindogermanische" Einwanderer in ihrem Rassencharakter verändert worden. Darzutun, in wieviel innere Widersprüche sich diese Annahme verwickeln würde, ist wohl kaum nötig. Aber auch die andere Annahme ist anthropologisch nicht haltbar. In seinem trefflichen Indogermanenbuche hat schon Much nachdrücklich darauf hingewiesen, daß Turkestan nicht das geeignete Klima besitzt, ein so regsames Volk zu erzeugen wie die Indogermanen. Ich möchte hier allein auf die physisch-anthropologische Seite der Frage eingehen. Das äußerlich hervorstechendste Merkmal der urarischen Rasse, durch das sie sich hauptsächlich von verwandten, wie etwa der mediterranen, unterscheidet, ist der Mangel an Pigment in Haar, Auge und Haut. Dieser Zustand kann unmöglich als der ursprüngliche angesehen werden, und wie man sich auch die Entstehung neuer Rassen denken mag, jedenfalls muß die Umwandlung einer langschädelig-brünetten Rasse in die langschädelig-blonde sich unter Bedingungen vollzogen haben, die das Pigment überflüssig machten, d. h. in einem sehr milden, kühlen Klima. Wir sehen ja auch heutzutage, daß die blonde Rasse nur in solchen Gebieten lebensfähig ist. Nicht allein in den Tropen, sogar in dem zwar warmen, aber doch milden mittelländischen Klima können wir beobachten, daß im Laufe der Geschichte die Blonden mehr oder minder schnell einer klimatischen Auslese erliegen. Das beste und klarste Beispiel hierfür bietet ein Vergleich der anthropologischen Zusammensetzung des antiken und modernen Griechenlands. Ein Beweis dafür, daß die Abnahme der blonden Elemente auf klimatische Ursachen zurückzuführen ist, ist die Tatsache, daß in hochgelegenen, kühlen Gebirgsgegenden die Blonden sich recht gut im Gegensatz zum heißeren Flachland erhalten haben. Noch heute sehen wir sogar in Nordafrika bei den Gebirgsberbern in Marokko und Algier einen erheblichen Prozentsatz Blonder und Blauäugiger. Dagegen ist von den blonden Libyern, wie die alten ägyptischen Abbildungen sie deutlich darstellen, keine Spur mehr vorhanden. Auch Ostturkestan bietet für die nordische Rasse keineswegs geeignete Lebensbedingungen, kann also selbstverständlich nicht der Entstehungsort sein. Freilich ist das Jahresmittel der Temperatur nur etwa gleich dem von Südeuropa, aber das extrem kontinentale Klima bewirkt, daß im Winter zwar die Temperatur durchaus nordeuropäisch ist, in den Sommermonaten sich jedoch in bedenklicher Weise der Hitze nähert, die etwa zu derselben Zeit in der Sahara herrscht. Wir sehen ja auch, daß sich die Blonden in diesen Gegenden nicht haben halten können; denn heute gibt es in Ostturkestan keine blonde Bevölkerung mehr. Man könnte nun freilich ein-

wenden, sie sei in ihrer Gesamtheit nach Europa ausgewandert. Ganz abgesehen davon, ob diese Annahme sich im einzelnen halten ließe oder nicht, finden wir ein Verschwinden der Blonden in der Nachbarschaft von Ostturkestan unter ganz ähnlichen Bedingungen, wo diese Erklärung vollkommen ausgeschlossen ist. Auch bei den alten Persern war, wie wir wissen, Blondhaarigkeit besonders bei den Vornehmen vielfach verbreitet; heute jedoch ist davon so gut wie nichts zu bemerken. Nur hier und da trifft man in einigen afghanischen Berggegenden Ueberreste des nordischen Typus. Gerade dieser Umstand zeigt, daß es sich hier um eine klimatische Auslese handelt, der die blonden Elemente zum Opfer fielen, während die brünetten aus der ursprünglichen Mischung übrig geblieben sind. Wie kann nun aber der blonde Typus in einem Klima entstanden sein, in dem er sich, wie historisch nachzuweisen ist, als Rasse nicht halten kann? Nun hat man auch behauptet, daß noch in historischer Zeit eine Klimaverschlechterung in Turkestan stattgefunden habe. Ganz abgesehen davon, daß sich die bedeutendsten Geographen dieser Annahme gegenüber durchaus skeptisch und ablehnend verhalten, handelt es sich auf jeden Fall dabei nur um einige ccm Niederschlag mehr oder minder, nicht um einen Wechsel in dem allgemeinen Charakter des Klimas. Freilich muß ja zur Eiszeit auch in Turkestan eine bedeutend kühlere Temperatur geherrscht haben, aber schon lange vor Beginn der historischen Zeit muß etwa der heutige Zustand erreicht worden sein, so daß die event. autochthonen blonden Elemente in geschichtlicher Zeit schon längst dem Auslese- und Vernichtungsprozeß hätten erlegen sein müssen. Man muß unbedingt den Vorgang so auffassen, daß ein indogermanisches Volk auf der Wanderung von Europa nach Zentralasien verschlagen worden ist und dort im Laufe der frühen Geschichte seinen Rassencharakter eingebüßt hat. Abgesehen von allem anderen muß man schon aus klimatischen Gründen annehmen, daß die nordische Rasse in Westeuropa unter einem Klima entstanden ist, das etwa dem von Skandinavien entsprach. Ausdrücklich bemerke ich, daß ich nicht behaupte: in Skandinavien selbst, denn zur Eiszeit muß auch in Südeuropa ein Klima geherrscht haben wie heutzutage etwa in Nordeuropa, und es scheint mir die Kossinnasche Ansicht durchaus annehmbar, wonach die indogermanische blonde Rasse sich nicht nach der Eiszeit in Skandinavien, sondern in einem wohl noch kühlen Klima in Südfrankreich entwickelt hat und dann erst, wenigstens in ihrer Hauptmasse, nach Skandinavien gewandert ist. — Ulrich Berner.

**Eine neue künstlerische Darstellung des Urmenschen.** Seit meiner vor zwei Jahren erschienenen „Menschwerdung", in der ich alle damals bekannten Versuche, den Vormenschen und Urmenschen malerisch oder bildnerisch zu gestalten, zusammengestellt und beurteilt, für deren Umschlag außerdem auf meine Anregung Fräulein Kilz ein neues farbiges Bild entworfen hatte, ist mir ein derartiges Unternehmen erst wieder vor kurzem in der Pariser Wochenschrift „L'Illustration" (vom 20. Februar; nach ihr auch „The Illustr. London News" am 27. Februar) zu Gesicht gekommen. Der zugleich mit den neugefundenen Schädeln von Chapelle aux Saints und Le Moustier veröffentlichten Zeichnung des böhmisch-französischen Malers Kupka gibt sie folgendes Geleitwort bei: „Jedenfalls konnte es sich „L'Illustration" nicht versagen, ihren Lesern eine wahrscheinliche Darstellung des berühmt gewordenen Menschen vorzulegen, dessen Schädel Frankreich besitzt. Kein Künstler war für diese schwierige Aufgabe mehr geeignet als Herr Kupka, der, ganz besonders bewandert in den Fragen der vorgeschichtlichen Anatomie und Geographie, von Elisée Reclus auserwählt wurde, das letzte Werk dieses berühmten Schriftstellers, „L'homme et la Terre", mit Bildern zu schmücken. Es handelt sich nicht um eine Wiederherstellung. Nur die wenigen Gebeine und Steinwerkzeuge vor Augen habend, die bei all ihrer Dürftigkeit doch ein so bemerkenswertes Denkmal für die Geschichte der Menschheit bilden . . . ., und nur auf die seltenen Tatsachen und Voraussetzungen einer berufenen Wissenschaft sich stützend, hat Herr Kupka mit seinem stets nüchternen und sicheren Kunstgefühl nur versucht, uns in seinem Gemälde den Urmenschen so vor Augen zu führen, wie wir ihn uns vorstellen dürfen." Ist der Versuch gelungen? fragt man sich. Die anthropologische Wissenschaft muß darauf antworten: nur teilweise. Die ganze Gestalt ist entschieden zu affenähnlich, zu sehr an einen Gorilla oder Schimpansen erinnernd, und dabei doch in den wohlentwickelten, schöngebildeten Waden wieder den höheren Menschenrassen zu nahe kommend. Das Gesicht macht ohne Zweifel einen zu wilden und tierischen Eindruck; das Gebiß mit seinem mächtigen Eckzahn, wie z. B. beim Gorilla und Orang, steht im Widerspruch mit der Zahnbildung aller, auch der ältesten menschlichen Funde. Mit ziemlicher Sicherheit dürfen wir annehmen, daß

der Urmensch (Homo primigenius) das Haarkleid seiner tierischen Vorfahren noch nicht verloren hatte, doch wird es schwerlich so lang und borstig gewesen sein, wie auf dem besprochenen Bilde; zudem ist die Haarstellung an den Unterarmen verkehrt angegeben, statt von unten nach oben, von oben nach unten gerichtet. Dieser Tage habe ich in der „Straßburger Post“ (vom 13. März) eine namenlose Zuschrift aus Paris über „Ein interessantes Porträt aus der Ahnengallerie“ gelesen, die ungefähr die gleichen Fehler rügt, trotzdem aber das Ganze „als sehr gelungen“ bezeichnet. Durch Versehen oder Druckfehler ist der Name der oben genannten Malerin unrichtig als Pilz angeführt. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch ein Wort über eine andere Wiederherstellung sagen, nämlich über den von Klaatsch zu dem Unterkiefer von Mauer (sog. Homo Heidelbergensis) angefertigten und kürzlich bei einem Lichtbildervortrag in Heidelberg vorgezeigten Schädel. In der ganzen Gestaltung mit dem echten Schädel des H. primigenius übereinstimmend, hat er doch ein bedeutend flacheres und niedrigeres Dach, um die Behauptung, es handle sich um eine entwicklungsgeschichtlich tieferstehende Menschenart, aufrecht erhalten zu können. Es ließe sich aber auf dem Unterkiefer ebensogut ein Schädel aufbauen, der vollständig dem von Chapelle gleichkommt.

Nachschrift. „The Illustr. London News“ vom 10. April geben ein von dem französischen Bildhauer Emile Serre geschaffenes, im Pariser Salon ausgestelltes Brustbild des Urmenschen wieder. Der Gesichtsausdruck ist ziemlich gut getroffen, das Kopfhaar wohl etwas zu lang und straff. Ludwig Wilser.

**Rasse und Volkstum.** Zu diesem Thema äußert sich Dr. A. Wirth in den Alldeutschen Blättern in seiner temperamentvollen Weise: „Chamberlain, der Kolonialminister, hielt eine Zeitlang ein Bündnis zwischen Amerika, England und Deutschland für möglich. Es war die günstige Gelegenheit für verschiedene pangermanische Sämereien, die dann auch üppig ins Kraut schossen. Der Alldeutsche Verband hat sich wenigstens von solchen Träumereien fern gehalten. Aber sie sind noch keineswegs ganz ausgeträumt. Und angesichts der Gemeinbürgschaft mit den Deutsch-Oesterreichern ist es neuerdings von Nutzen, dies Uebermaß manchen Rassenschwärmers zurückzuweisen. Hat man doch letzthin gesehen, bei den Aeußerungen über die gelbe Gefahr, bei der Vorliebe dilettierender Hofkreise für das Normannentum, welch politischen Schaden solch Uebermaß bringt. Es ist einmal nicht anders: Dichtung und Wissenschaft mag sich mit Rassenfragen beschäftigen — und es gibt kaum ein anziehenderes, dankbareres Gebiet — aber die Staatskunst kann auch hier nur mit Gegebenem rechnen. — Mit Gobineau begann es. Nicht mit dem Wiedererwecken, mit der Rettung eines Deutschen. Mit einem Ausländer. Und andere Ausländer lieferten weitere Waffen. Darwin gab die Lehre von der Zuchtwahl, der Auslese des Besten. Indische Denker, deren Gebeine seit zwei und dritthalb Jahrtausenden modern, streckten eine Mystik vor, die trotz ihres Quietismus als höchste Blüte arischen Geistes gepriesen wurde. Ein ganz Verwegener, Hentschel, der allerdings auch Lichtblicke hat, setzte uns sogar einen polynesischen Stamm als Vorbild. Dann wurde Lapouge gefeiert, wieder ein Ausländer, und Houston Stewart Chamberlain, in dem wir gern einen Eingedeutschten begrüßen dürfen. Aber ist es nicht seltsam, daß wir genau wie in den Tagen von Bonifaz und Barbarossa, von den Herrenmeistern und den Vorfahren von Versailles, wiederum uns vom Ausland ins Schlepptau nehmen lassen? Die Rassenbegeisterung ist eine Mode; die Herrlichkeit der Normannen steht mit der Herrlichkeit Ibsens und Kiellands auf einer Linie. Wie das zu geschehen pflegt, die Herren haben dann übertrieben. An und für sich mag ein Stil gut und trefflich sein; er wirkt erst übel, sobald er überkünstelt und mixiert wird. Chamberlain rühmte auch alle Indogermanen. Er setzte die Kelten, Germanen und Slawen an die Spitze der Menschheit, ohne die Genialität der Griechen und die Charakterfestigkeit der Römer zu verkennen. Nun wurden allmählich die Südrassen ausgeschieden und geschmäht. Der würdige, leichtfertige, unzuverlässige, schwatzsüchtige Grieche! Der brutale, schöpferischer Individualität entbehrende Römer! Dann kamen die Nordrassen an die Reihe. Es wurde ein Sport, sie zu jagen, sie zu verkleinern. Die Slawen — natürlich! Aber auch die Kelten! Man erklärte sie für ein elendes Krämervolk, obwohl Shakespeare viel keltisches Blut gehabt hat, und obwohl die Iren seit jeher England wie Amerika seine besten Generale geliefert haben. Bereits sollen alle Germanen nicht mehr gleichwertig sein und nicht einmal alle deutschen Stämme. Der eine hat für die Franken nichts übrig und sagt ihnen allerlei Unvorteilhaftes nach; andere schelten über die verstockten, erzkatholischen Bayern. Thüringer und Süddeutsche schmähen die Unkultur und den Herdensinn des slawischen Nord-

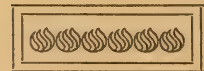
ostens. Wohin soll das führen? Bahr will alles Schlechte bei den Wienern auf ihr Keltentum zurückleiten. Schließlich ist nur noch der ganz besondere Stamm rein und tüchtig und edel, dem der betr. Rassenforscher selbst entstammt. Auf diese Weise wird nichts anderes großgezogen, als ein neuer Partikularismus. Der deutsche Sondergeist will sich ausleben. Da ihm seit Bismarck dies politisch erschwert ist, so wirft er sich auf wissenschaftliche Theoreme. Wie aber steht es denn eigentlich mit der Wissenschaft? Sie sagt, daß Deutschland südlich vom Main und westlich vom Rhein und noch ein Stück zwischen etwa dem Spessart und der Ruhr vor alters von Kelten, daß der Osten von Slawen und der Nordosten von Litauern und Finnen bewohnt war, und daß noch früher Ligurer und Raetier (wovon das Ries bei Memmingen) und Thuosen oder Etrusker und Zwerge — in der Edda rain, nas, nor, wovon vielleicht Noricum — in unsern Marken lebten. Und die Germanen? Ihr Ursitz ist noch keineswegs wissenschaftlich festgestellt. Montelius und Wilser legen ihn nach Skandinavien, Biedenkapp nach dem Nordpol. Erst neulich hat ein gründlicher Kenner der historischen Geographie, Prof. Götz-München, die Heimat der Germanen in den nördlichen Balkan verlegt. Jedenfalls machen die Germanen noch nicht die Hälfte der jetzigen deutschen Bevölkerung aus. Gerade ihr Herrschertalent befähigte eine kleinere Anzahl, über eine größere zu herrschen. Dies war einst auch der Zustand in Nordamerika, auch hier ein von mehreren Rassen bevölkertes Land. Und so wenig jetzt der Yankee mit dem Engländer in einen Topf geworfen sein will, so wenig und weniger haben auch wir mit dem Engländer gemein. So wenig eine panslavistische Bewegung jemals gelungen ist — auch jetzt stehen Polen und Bulgaren gegen die Russen und Bulgaren gegen die Serben —, so wenig Roosevelt von der allangelsächsischen Flöte Joë Chamberlains sich ködern ließ, so wenig haben wir Veranlassung, in ein pangermanisches Horn zu stoßen. Es handelt sich einzig und allein um das Volkstum, einzig um alle die Länder, in denen die deutsche Zunge klingt. Und da gibt es keine Deutsche erster und zweiter Klasse. Wenn man hören kann, daß die Wiener oder überhaupt die Niederösterreicher schon so verslawt seien — oder verkeltet, wie der wunderliche Bahr will, — daß sie gar nicht mehr recht zu uns gehörten, so begreift man, daß eine derartige Mahnung nicht überflüssig ist. Im übrigen stellen oft gerade die Oesterreicher, z. B. die Salzburger, reineres Germanentum dar, als so manche reichsdeutsche Gegend. Jedoch, es ist einfach unnütz und gefährlich, darüber zu streiten. Es muß ein für allemal erkannt werden, daß die Schädelbildung und Haarfarbe für die Betätigung des Deutschtums nicht in Betracht kommt. Für Rassetheorien ist wohl in der Geschichtsphilosophie Raum, nicht aber in der praktischen Politik."

**Die Kastration rückfälliger Verbrecher.** Schon in alter Zeit soll in Schottland ein Gesetz bestanden haben, wonach Epileptische, Irre, Gichtische usw. kastriert wurden, um die weitere Verbreitung dieser Leiden zu bekämpfen. Nachdem bereits in einer großen Anzahl von Abhandlungen amerikanischer Irrenärzte der Gegenstand theoretisch erörtert war, wurde im Jahre 1897 im Staate Michigan eine Bill eingebracht, die die Entmannung für gewisse Verbrecher und für solche, die zum dritten Male gewisse Verbrechen begingen, dann aber auch für die männlichen und weiblichen Schwachsinnigen und epileptischen Insassen der Anstalt Michigan, verlangte. Viele Irrenanstaltsdirektoren hatten sich zustimmend dazu geäußert. Im Jahre 1907 ging im Staate Indiania ein Kastrationsgesetz durch, das bereits in einer großen Anzahl von Fällen angewandt worden ist. Nach diesem soll für eine jede in diesem Staate bestehende Anstalt, die mit der Obhut über unverbesserliche Verbrecher, Blödsinnige, Notzüchter und Schwachsinnige betraut ist, nach dem Urteile eines Sachverständigenkollegiums die Operation obligatorisch sein. Diese soll die Verhütung der Zeugung bezwecken. 1905 hat sich die 36. Jahresversammlung der schweizerischen Irrenärzte ohne Widerspruch für die Wünschbarkeit der Sterilisierung von Geisteskranken und die gesetzliche Regelung der Materie ausgesprochen. Auch in Italien und in Deutschland haben sich vereinzelte Stimmen dafür erklärt. Bei uns ist es vor allem Medizinalrat Näcke in Hubertusburg, der die Kastration am längsten befürwortet und wohl am eingehendsten in der wissenschaftlichen Literatur behandelt hat. Inzwischen ist die Sache bereits in ein praktisches Stadium getreten; die ersten Kastrationen aus sozialen Gründen sind auf europäischem Boden bereits ausgeführt. Es handelt sich um vier Fälle des Kantonal-Asyls in Wil, an welche sich Näcke in einer neuesten Arbeit über dieses Thema im „Neurologischen Centralblatt" anlehnt, und zwar zwei Frauen und zwei Männer. Die eine der Frauen litt an Epilepsie und heftigen Tobsuchtsanfällen, die andere an angeborenem Schwachsinn und zeitweisen Aufregungszuständen. Beide

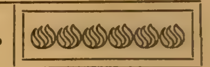
waren nymphomanisch. Um ihre Freiheit aus der Anstalt, in der sie schon Jahre waren, zu erlangen, erklärten sie sich mit der vorgeschlagenen Kastration einverstanden. Die Behörden und Angehörigen stimmten zu, und die Frauen wurden nach Vornahme der Operation entlassen. Der dritte Fall betraf einen von Jugend auf psychisch abnormen Mann von unwiderstehlichem Hang zum Alkoholmißbrauch, der an Satyriasis litt und zahllose Strafen zu bestehen hatte. Der letzte Fall war ein homosexueller Mann, der wegen unsittlicher Handlungen und Unzurechnungsfähigkeit bezüglich der Delikte wiederholt und jahrelang in die Irrenanstalt gekommen war. Beide Männer verlangten die Kastration, welche auch mit Zustimmung der Angehörigen und zuständigen Behörden an ihnen vollzogen wurde. Es besteht schon eine ziemliche Literatur über diesen Gegenstand. Ob bei uns schon die Zeit gekommen ist, wo die gesetzgebenden Körperschaften sich ernstlich mit der Sache befassen, mag dahingestellt bleiben. Bei dem breiten Boden indes, welchen die psychiatrische Beurteilung in forensischen Dingen einzunehmen beginnt, und bei der Bedeutung, welcher man heutzutage der Vererbung der Disposition der Degeneration für individuelle und soziale Gebrechen beimißt, ist wohl zu erwarten, daß auch bei uns in Deutschland die Frage der Kastration als soziales Abwehrmittel über kurz oder lang zur Diskussion gestellt werden wird. — Dr. R. Levi-München.

Nachschrift der Redaktion. Bei der Korrektur dieser Zeilen geht uns ein „The sterilization of criminals and other defectives by vasectomy“ betiteltes, von dem Arzt W. T. Belfield in Chikago verfaßtes und im Namen der Chikagoer Gesellschaft für soziale Hygiene herausgegebenes Merkblatt zu, welches den gegenwärtigen Stand der oben erörterten Frage in den Vereinigten Staaten programmatisch behandelt. Es seien daraus folgende Einzelheiten wiedergegeben: 1. „In den Vereinigten Staaten ist die Zahl der geistig minderwertigen Elemente — geborene Verbrecher, Schwachsinnige, Irre, Epileptische — in den letzten 30 Jahren mehr als doppelt so schnell gewachsen wie die Gesamtbevölkerung. 2. Nur einige wenige Staaten haben ganz geringfügige Anstrengungen gemacht, das Zeugen dieser unzurechnungsfähigen sozialen Parasiten einzuschränken. 3. Personen männlichen Geschlechts können durch eine unbedeutende Operation, die sogen. Vasektomie, zeugungsunfähig gemacht werden, und zwar ohne Schmerz, Gefahr oder Schädigung ihrer Sexualität. Im Gegensatz zur Kastration macht die Vasektomie den Mann nicht geschlechtslos. 4. Die gesetzgebende Körperschaft von Indiana hat dieser Methode vor zwei Jahren Gesetzeskraft verliehen, und seitdem sind in jenem Staate über 800 gewohnheitsmäßige Verbrecher auf diese Weise zeugungsunfähig gemacht worden. Oregon hat kürzlich dieselbe Maßregel zum Gesetz erhoben, und in zwei weiteren gesetzgebenden staatlichen Körperschaften liegen z. Z. ähnliche Anträge zur Beratung vor. 5. Die finanzielle, moralische und soziale Gesundheit jedes Gemeinwesens würde offenbar durch allgemeine Einführung jener Methode gehoben werden. 6. Wahre Philanthropie fordert diese Maßregel als eine Wohltat gegen die noch ungezeugte Nachkommenschaft der minderwertigen Bevölkerungselemente.“ — Zur Begründung des Vorstehenden werden dann noch folgende Daten mitgeteilt: „Die Statistiken des Gesundheitsamtes von Chikago beweisen, daß in dieser Stadt die Zahl der Morde von 28 auf die Million Einwohner im Jahre 1877 sich auf 99 im Jahre 1907 vermehrt hat. Aus den amtlichen Statistiken des Staatswohlfahrtsausschusses für Illinois geht weiter hervor, daß die Durchschnittszahl der irren und schwachsinnigen Insassen der staatlichen Asyle von 1981 im Jahre 1881 auf 11 157 im Jahre 1907, also von etwa 600 pro Million Einwohner auf etwa 2000 angewachsen ist. Ferner zeigen die besten zu Gebote stehenden Statistiken, daß in den Vereinigten Staaten während der achtjährigen Periode 1872—79 annähernd 32 Morde auf eine Million Einwohner kamen; während der achtjährigen Periode 1899—1906 war das Verhältnis auf 75 pro Million gestiegen. In der zehnjährigen Periode 1886—95 entfielen in England 5 Morde auf eine Million Einwohner, in Deutschland ebenfalls 5, in Frankreich 12, in Spanien 45, in Italien 76. Nur Italien wetteifert also mit den Vereinigten Staaten in der Geringschätzung des sozialen Edikts gegen den Mord. (Es ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen, daß, während vor 1880 weniger als 7 pCt. unserer weißen Einwanderer aus Süd- und Osteuropa stammten, seit 1900 über 70 pCt. aus diesen Gegenden gekommen sind.) Unsere Bemühungen, das Verbrechen einzudämmen, sind darauf beschränkt geblieben, Furcht vor Strafe einzuflößen; doch sind unsere Strafgesetzbücher so mittelalterlich, unsere sogenannte Justizmaschinerie so impotent, daß die Strafe selten so prompt, sicher oder streng ist, um heilsame Furcht einzuflößen. Die notorische Unzulänglichkeit unseres Schutzes gegen das Verbrechen, illustriert durch das Vorkommen von 15 Morden in den Vereinigten Staaten

gegenüber einem einzigen in England oder Deutschland, war daher auch der Gegenstand treffender Bemerkungen in der Jahresbotschaft des Präsidenten Roosevelt an den Kongreß im Dezember 1907. — Bei der bestehenden Ordnung der Dinge ernährt die Gesellschaft sorgfältig ihre unglücklichen Unzurechnungsfähigen in teuren, an Zahl stetig zunehmenden Spitälern, damit sie — der Freiheit zurückgegeben — noch mehr ihresgleichen in die Welt setzen, und der Staat bezahlt die Rechnung, indem er seinen würdigeren Bürgern Steuern auferlegt. Abgesehen von dem Verbot der Heirat von Geschwisterkindern ersten Grades und von Personen noch näherer Blutsverwandtschaft haben unsere Gemeinwesen der Erzeugung von Minderwertigen nie das geringste Hindernis entgegengesetzt; nur fünf Staaten (Minnesota, Connektikut, Kansas, Michigan und Ohio) haben schwachsinnigen, epileptischen und irren Frauen unter 45 Jahren die Heirat verboten. Aber da die Heirat nirgends ein wesentliches Erfordernis zur Fortpflanzung ist, am allerwenigsten bei den geistig Minderwertigen, würden solche Gesetze — auch bei rigoroser Durchführung — die Erzeugung von Minderwertigen nicht genügend hintanhalten. Unter den Hunderten von verbrecherischen, schwachsinnigen und sonst minderwertigen Nachkommen der berüchtigten Verbrecherfamilie Jukes z. B. wurden viele außerehelich geboren. — Es ist nun klar, daß eine Maßregel, die tatsächlich der Zeugung durch geistig Minderwertige vorbeugen soll, sich nicht an ihren schwachen Geist, sondern an ihren Leib wenden muß; sie müssen physisch zeugungsunfähig gemacht werden. Der Gedanke ist alt; seine leichte und einwandfreie Verwirklichung aber ist neueren Datums. Es bieten sich hier dreierlei Wege. Den männlichen Verbrecher durch Kastration der Zeugungsfähigkeit zu berauben, wird, obgleich oft erörtert, wahrscheinlich nie Gesetz werden, da diese Operation das Geschlechtsgefühl des Individuums zerstört; sie entmannt den Mann. Denn während verschiedene Männer verschiedene Götter verehren, verehren alle Männer die nämliche Göttin, Venus. — Deportation — die Internierung der geistig Minderwertigen in Kolonien, wo jeder Verkehr mit dem andern Geschlecht unmöglich sein würde — ist schon oft als ein Mittel gegen ihre Vermehrung vorgeschlagen worden, allerdings nur von denen, die niemals die Vasektomie in Erwägung gezogen haben. So verfocht noch kürzlich im Aerzteklub von Chikago ein hervorragendes Mitglied die Deportation, da sie das Erzeugen von menschlichen Wracks verhindere. Als dieser Redner dann auf den Wert der Vasektomie aufmerksam gemacht wurde, bekannte er freimütig: „Ich sehe mich zu dem Zugeständnis genötigt, daß diese Methode, die Erzeugung von Verbrechern zu verhindern, eine der zukünftigen Segnungen für die Menschheit sein wird.“ — Im Gegensatz zu den beiden genannten Methoden macht die Vasektomie den Mann zeugungsunfähig ohne die geringste Schädigung seiner sexuellen Funktionen; sie sperrt lediglich den engen Kanal („Vas“), der von den Hoden ausgeht, und den die befruchtenden Elemente des männlichen Wesens passieren müssen, um die Organe zu erreichen, die die Hauptmasse der Samenflüssigkeit liefern. Dadurch, daß diese Elemente in dieser Flüssigkeit fehlen, wird die Befruchtung verhindert, aber keine Beeinträchtigung der sexuellen Kraft oder des sexuellen Genusses verursacht. Dies wird unwiderleglich erwiesen durch die robuste sexuelle Potenz von Tausenden von Männern, die ohne ihr Wissen durch venerische Krankheiten zeugungsunfähig geworden sind, und die nie auf den Gedanken gekommen wären, daß ihre Zeugungsfunktionen nicht vollkommen normal seien, bis ihre Ehe die Unfruchtbarkeit bewies. Daß die Vasektomie gleichermaßen hinsichtlich der Geschlechtlichkeit harmlos ist, wird durch die Erfahrung jener dargetan, an denen sie vorgenommen ist; unter diesen sind — mir persönlich bekannt — verheiratete Männer, die dieses Mittel lieber wählten als verbrecherischen Abort, um die Uebertragung ihrer eigenen vererbten Krankheitsanlagen, wie Irrsinn und Syphilis, auf die Nachkommenschaft zu verhindern. Denn die Vasektomie ist eine ganz einfache Operation; sie wird in wenigen Minuten schmerzlos unter Cocain-Anaesthesie vermittelst eines halbzölligen Hautschnitts ausgeführt; sie zieht keine Wundkrankheit, kein Bettlägerigsein nach sich; sie ist harmloser, als das Ausziehen eines Zahnes.“ —



## Bücherbesprechungen.



**Schliz, A.,** Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Ur-

geschichte. Mit zwölf Abbildungen und drei Tafeln im Text. Sonderabdruck aus dem Arch. f. Anthropologie N. F. VII 4. Braunschweig 1908, Fr. Vieweg & Sohn.

Gewiß ist es ein sehr berechtigter und zeitgemäßer Versuch, „der prähistorischen Archäologie ein Bild der somatischen Beschaffenheit der Volksstämme an die Seite zu stellen, welche die Träger der einzelnen Kulturformen unserer Urgeschichte waren“, doch muß man dabei von durchaus sicherer Grundlage ausgehen und darf sich nicht allzusehr in Einzelheiten verlieren. Die durchgehenden Hauptmerkmale der großen, wohl gekennzeichneten Rassen sind in erste Reihe zu stellen, einzelne auf Sonderentwicklung, Veränderlichkeit oder Blutmischung beruhende, geringfügige Abweichungen geringer zu bewerten. So sind z. B. Sergis neun Haupttypen mit 44 Unter- und 17 Spielarten entschieden zuviel des Guten; wer ihm folgen will, der sieht vor Bäumen den Wald nicht. Der unermüdliche Verfasser hat sich seine Aufgabe wahrhaftig nicht leicht gemacht, die einzelnen Schädel „teilweise an recht entlegenen Plätzen aufgesucht“ und sich nur im Notfalle mit Nachbildungen oder Abbildungen begnügt. Aufgefallen ist mir, daß neben Schwalbes „Kalottenhöhe“, d. h. „der höchsten Wölbung des Schädeldachs“, noch eine besondere „Scheitelhöhe auf der deutschen Horizontale“ angenommen wird. Als Hauptvertreter der altsteinzeitlichen Arten bezw. Rassen werden angeführt die Schädel vom Neandertal, von Brünn, von Cro-Magnon, Engis und La Truchère, d. h. nach meiner naturwissenschaftlichen Bezeichnung Homo primigenius, H. mediterraneus var. fossilis, H. priscus und H. brachycephalus var. fossilis. Die Schädel von Brünn und Engis zähle ich beide der gleichen Rasse zu, setze aber letzteren auf eine etwas höhere Entwicklungsstufe. Den Lößmenschen von Brünn betrachte ich nicht „als ersten Nachkömmling des Neandertalers“, sondern als späteren Einwanderer. Allerdings spricht sich die ursprüngliche Verwandtschaft beider noch deutlich in der Stirnbildung der ältesten Vertreter dieser höher entwickelten Rasse aus; ihre jetztlebenden Nachkommen bewohnen die Länder ums Mittelmeer (Homo mediterraneus). Unter den Menschen der neueren Steinzeit unterscheide ich nur drei Rassen, selbstverständlich mit zahlreichen Kreuzungen, die letztgenannte, dann die nordeuropäische (Homo europaeus), beide langköpfig, und die sich zwischenschiebende rundköpfige, Homo alpinus. Möglich, daß die in den ältesten Pfahlbauten vorkommenden Rundschädel von Menschen mit gleicher Schädelgestalt aus der alten Steinzeit abstammen; später aber dringen die Rundköpfe von ihrem Ausbreitungszentrum in Asien nach Mitteleuropa vor. Eine Einwanderung von Langköpfen aus Afrika kann ich nicht zugeben. Daß die einzelnen „Kulturkreise wirklich getragen waren von wohlcharakterisierten Volksstämmen von bestimmtem, somatisch-anthropologischem Habitus“, glaube auch ich, doch waren dies in unserem Weltteil meist Spielarten des Homo europaeus oder Mischrassen, in denen er vorwiegt. Eine „Entstehung der nordischen Rasse aus mehreren Wurzeln“ scheint sich mir bei der im allgemeinen großen Gleichartigkeit aller aus dem Schoß dieser Rasse hervorgegangenen Völker aus den Tatsachen nicht zu ergeben. In der ganzen, ungemein fleißigen Arbeit macht sich, meines Erachtens nicht zu ihrem Vorteil, ein starker Einfluß der Gedanken von Sergi bemerklich. Trotz alledem ist der vom Verfasser eingeschlagene Weg zweifellos der richtige, und Anthropologen wie Archäologen können viel aus seinen gründlichen Vorarbeiten lernen. Ludwig Wilser.

**Weinberg, Dr. jur. Siegfried,** Ueber den Einfluß der Geschlechtsfunktionen auf die weibliche Kriminalität. Bd. VI, Heft I der „Juristisch-psychiatrischen Grenzfragen“. Halle a. S., C. Marhold.

Weinberg gehört zu den modernen Juristen, welche warm für eine zeitgemäße Ausgestaltung unseres Strafrechts eintreten. In dieser knappen und lesenswerten Arbeit bespricht er den Einfluß, welchen die normalen organischen Veränderungen an den weiblichen Geschlechtsdrüsen auf die Kriminalität des Weibes ausüben, und behandelt nacheinander die Erscheinungen der Pubertät, Menstruation, Schwangerschaft, des Wochenbetts und der Laktation in dem genannten Sinne, um mit den klimakterischen Vorgängen zu schließen.

Fast jeder der genannten physiologischen Zeitabschnitte zeigt uns da in überraschender Weise eine Bevorzugung ganz bestimmter Vergehen. Das Ueberwuchern der Phantasietätigkeit während der Pubertätszeit führt zu Brandstiftung, Meineid, falscher Anschuldigung. Die typische Straftat der Menstruierenden ist der Diebstahl, insbesondere der Warenhausdiebstahl. Auch ist etwa die Hälfte der Selbstmordfälle beim weiblichen Geschlecht mit den Menstruationsvorgängen in Beziehung

zu bringen. Schwangere neigen zu Diebstahl, Gewalttätigkeit und Kindesmord, während das typische Vergehen des Weibes in der „kritischen“ Zeit der Menopause die Beleidigung ist. Man hat ferner gewisse geistige Störungen mit sexuellen Vorgängen in Verbindung zu bringen gesucht, wenn auch zuzugeben ist, daß gerade hierüber die Akten heute noch keineswegs geschlossen sind.

„Es ist betrübend“, sagt W. zum Schluß, „daß in unserer gegenwärtigen Rechtsprechung die Faktoren, deren Einfluß auf die Kriminalität in dieser Arbeit dargetan worden ist, kaum je Berücksichtigung finden.“ Die Gründe hierfür liegen in der allgemeinen Prüderie in bezug auf alles Geschlechtliche, in der mangelnden psychologischen und psychiatrischen Vorbildung der Juristen und der Ueberlastung unserer Strafgerichte, die ein Eingehen auf den Spezialfall unmöglich macht. Hier wäre Remedur wünschenswert. Gesetzgeberisch fordert W. ferner Berücksichtigung der „verminderten Zurechnungsfähigkeit“ im Strafgesetz und Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Richteramte. Dr. G. Lomer.

**List, G.**, Die Rita der Ario-Germanen. Guido-List-Bücherei Nr. 3. Wien, Verlag der Guido von List-Gesellschaft, in Kommission bei E. E. Steinacker in Leipzig, 1908.

Dem Urteil, das ich in diesen Blättern über die beiden ersten Bändchen der obengenannten Bücherei, das „Geheimnis der Runen“ und die „Armanenschaft der Ario-Germanen“, abgegeben habe, entspricht vollständig dasjenige über das vorliegende dritte. Nach meiner Auffassung fällt die schriftstellerische Tätigkeit des Verfassers nicht in den Bereich der ernsten Wissenschaft. Eine Widerlegung aller Einzelheiten wäre darum verlorene Mühe, und ich beschränke mich auf einige bezeichnende Beispiele. Das griechische Wort Aether ist aus ait-har entstanden und bedeutet „Sonnenhoch“, der nordische Göttername Surtr aus s'ur t'ur, d. h. „von Ur zu Ur“; Tuisko oder, wie List verbessert, Tuiskfo, hat den Sinn „der Zwist ist der Vater aller Dinge“; unser „sittlich“ ist aus vier Bestandteilen, si Sonne, it ist, el Geist und lih Lust entstanden und hat ursprünglich die Bedeutung „wahre Weisheit“, unser „Urteil“ dagegen, aus ur Ur, ti erzeugen und el Feuer, „aus dem Urlicht“. Stuhl ist aus sat-ul, „Sitz des Geistes“, Zollern aus solare, „Sonnenrecht“, zusammengesetzt und Ritter von rita, dem Urrecht, abzuleiten. Wir blöden Toren, die wir bisher geglaubt hatten, Ritter käme vom Reiten her!

Ludwig Wilser.

**Fischer, G.**, Die Herkunft der Rumänen, nach ihrer Sprache beurteilt. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XL 1/2, 1909.

Der seit Jahren in Bukarest lebende Verfasser weist in dieser gehaltvollen Abhandlung nach, daß die Sprache der Rumänen oder Walachen keineswegs rein romanisch ist, sondern außer anderen Beimengungen besonders viele slawische Bestandteile enthält, nämlich 3200 Wörter slawischen auf 3900 lateinischen Ursprungs. Einzelne Beispiele sind zu beanstanden, so wird man virtecap, Halswirbel (vertecaput), und crapan, deutsch Karpfen, nicht für slawisch erklären können. Bei der Umflutung der Rumänen durch slawische Völker hat dies Verhältnis durchaus nichts Auffallendes; wenn aber der Verfasser die Formel aufstellt „Thrakoromanen + Slawen = Vlachen“, so ist dazu zu bemerken, daß, wie der Name Walachen aufs deutlichste zeigt, der Grundstock der Völker nicht aus Thrakern, sondern aus Galliern hervorgegangen ist, die, wie überall, so auch hier wegen der nahen Verwandtschaft der Sprachen besonders leicht zu romanisieren waren. Bemerkenswert ist der Umstand, daß die Gelehrtensprache immer mehr lateinisches Sprachgut aufnimmt, so daß, „wer noch das wahre Rumänentum auffinden will“, es in der „alten Volkssprache“ aufsuchen muß. Ludwig Wilser.

---



---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 5. 1909.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.


## Die soziale Bedeutung des Geburtsstandes.

Alfred Bozi.

Je mehr unter dem Einflusse naturwissenschaftlicher Bildung der Glaube an die Allmacht der Prinzipien schwindet, um so mehr muß sich die Einsicht vertiefen, daß der Mensch eine Herrschaft über die Natur nur in dem Sinne auszuüben vermag, daß er sich ihren Gesetzen anpaßt. Für die Sozialwissenschaft bedeutet dies, daß zwar nicht darauf verzichtet werden kann, die gesellschaftlichen Erscheinungen durch Aufstellung von Gesetzen zu regeln, daß aber diese Gesetze niemals als die materielle Unterlage der Erscheinungen selbst angesehen werden dürfen. Durch ein höheres Entwicklungsgesetz, dem er selbst unterworfen ist, steht der Gesetzgeber vielmehr mit der gesamten Kultur in engstem Zusammenhange, und statt zu wähnen, er sei in der Lage, lebensfähige soziale Erscheinungen willkürlich zu schaffen oder vorhandenen eine ihrer natürlichen Entwicklung widerstreitende Richtungslinie zu geben, müssen die Gesetzessprüche selbst an den höheren Prinzipien der Wissenschaft und des sozialen Lebens fortgesetzt nachgeprüft werden.

Von diesem Standpunkte kann aus den verfassungsmäßigen Bestimmungen über Rechtsgleichheit für die Gegenwart unmöglich die Forderung hergeleitet werden, sämtliche Staatsbürger durch gemeinsame Volksschule, gleiches Wahlrecht und andere Mittel zu nivellieren, sondern man muß sich zunächst darüber klar sein, daß es sich bei jenen Bestimmungen lediglich um den vorläufigen Abschluß eines Prozesses handelt, der in der damaligen Auffassung von der Natur und ihrer Entwicklung seine tieferen Wurzeln hatte. Nur an der Hand desjenigen Entwicklungsganges, welchen die allgemeine Welt- und Naturanschauung genommen hat, können jene Verfassungsbestimmungen für die Gegenwart ausgelegt werden, will man den Menschen nicht in zwei Teile zerreißen und zwischen seinen allgemeinen Lebensanschauungen und seinem sozialen Empfinden eine Scheidewand errichten.

Um dieselbe Zeit nun, als im politischen Leben der Kampf gegen die Prärogativen des Geburtsstandes begann, wurde von der fortgeschrittenen Wissenschaft gegen ein anderes und allgemeineres Dogma

gekämpft, nämlich gegen die Unveränderlichkeit der Arten. Die Arten, die nach der überlieferten, von der Kirche gestützten Lehre in bestimmter Zahl und scharfer Abgrenzung gegeneinander geschaffen worden waren, sollten sich nunmehr unter dem Einflusse ihrer Umgebung und Lebensweise ändern und sich so fortgesetzt erneuern. Wie die Forderung nach der Gleichheit der Geburtsstände, so verbreitete sich bezeichnenderweise auch diese Lehre von Frankreich aus auf die anderen Nationen, bis Darwin um dieselbe Zeit, als auf sozialem Gebiete die Standesgleichheit allgemeine verfassungsmäßige Anerkennung fand, ihre Folgerungen zog und in der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein ein modernes Prinzip der Artbildung formulierte. So besteht zwischen beiden Strömungen ein zeitlicher und örtlicher Zusammenhang; wer sich aber den Gedanken zu eigen gemacht hat, daß Ideen und gesellschaftliche Einrichtungen eine gemeinsame Geschichte haben, der wird weder den Nachweis verlangen, daß die Vorkämpfer der Standesgleichheit sich auf die von der Naturwissenschaft gleichzeitig ausgebildete Lehre von der Artbildung berufen haben, noch, daß diese Lehre ihnen überhaupt bekannt gewesen sei; die Namen Kant und Laplace und zahlreiche gleichzeitige Entdeckungen, zwischen denen ein äußerer Zusammenhang sich überall nicht nachweisen läßt, bezeugen ihnen, daß auch Ideen gewissermaßen in der Luft liegen: an die Stelle äußerer Verknüpfung muß dann die innere Uebereinstimmung treten, so daß es sich nur fragen kann, ob der Forderung nach Gleichstellung der Geburtenstände dieselbe Idee zugrunde liegt, welche auf dem allgemeineren Gebiete der Naturauffassung dazu geführt hat, der Natur an Stelle einer Schöpfung bestimmter und unveränderlicher Arten das Prinzip der Artbildung durch den Kampf ums Dasein zu substituieren; und die Bedeutung einer solchen inneren Einheit für die wechselseitige Bewertung dieser beiden parallel laufenden Prozesse wird nicht dadurch abgeschwächt, daß sie hinter der Bewußtseinsschwelle sich vollzieht.

Dem Prinzip von der natürlichen Auslese durch den Kampf ums Dasein liegt nun im weitesten Sinne die Anschauung zugrunde, daß das gesamte Weltall in ewiger Bewegung und Entwicklung sich befindet. Die Abhängigkeit des Organischen vom Anorganischen und der Organismen untereinander bedeutet für diese eine ständige Gefahr, indem ihnen die bisherigen Lebensbedingungen entzogen oder mit dem Auftreten neuer Konkurrenten ihnen ihre Unterhaltsmittel streitig gemacht werden. In diesem Kampfe, den die Organismen nach beiden Richtungen um ihre Existenz zu führen haben, beruht ihre ganze Stärke auf der Variabilität, die ihnen die Anpassung an die veränderten Verhältnisse ermöglicht. Indem auf diese Weise im Daseinskampfe alle minder veranlagten Individuen rücksichtslos zugrunde gehen und in einem natürlichen Ausleseprozesse immer die Tüchtigsten nach oben gelangen, findet eine selbsttätige Veredelung der Rasse statt. Dieselbe züchtende Wirkung muß aber der Daseinskampf für die Nationen und für die Bürger innerhalb einer und derselben Nation haben. Eine künstliche Zurückhaltung einzelner oder ganzer Gruppen vom allgemeinen Wettbewerbe würde unter diesen Umständen nicht zu entschuldigen sein, da in demselben Maße, in welchem sie die Gewähr für die Züchtung der Tüchtigsten mindert, auch die Rasse verschlechtert werden und damit

die eigene Nation gegenüber besser gezüchteten Nationen im Nachteil sein würde.

Ist somit die verfassungsmäßige Beseitigung der Geburtsstandesvorrechte nur der Niederschlag der damals über das soziale Leben hinaus herrschenden Anschauungen von der selbsttätigen Auslese der Tüchtigsten durch den Kampf ums Dasein, so kann umgekehrt eine Aenderung dieser Anschauungen über die züchtende Wirkung des Daseinskampfes unsere Stellung zur Frage der Standesgleichheit nicht unberührt lassen, zumal, wenn diejenigen Voraussetzungen, unter denen innerhalb der Gesellschaft von einer natürlichen Auslese der Tüchtigsten allein die Rede sein kann, beseitigt sind. Dies ist aber der Fall.

Gegenüber den Aufgaben, welche die Gesellschaft auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge übernommen hat, können die Kranken, Schwachen und Verwahrlosten nicht mehr, wie es das Prinzip der natürlichen Auslese durch den Kampf ums Dasein verlangt, rücksichtslos dem Untergange überlassen bleiben. Diese Zurückgebliebenen sind heute vielmehr die Schutzbedürftigen, die in Kranken- und Erziehungsanstalten auf Kosten der Gesamtheit verpflegt und erzogen werden. Indem auf diese Weise eine Menge erblich belasteter Elemente künstlich erhalten wird, wird der natürlichen Auslese entgegengearbeitet, und es werden deren Wirkungen neutralisiert. Aber nicht nur das: auf dem Boden der Standesgleichheit und des allgemeinen gleichen Wahlrechts gestatten wir diesen Elementen, sich gleichberechtigt mit jedem andern Staatsbürger im öffentlichen Leben zu betätigen. Die unausbleibliche Folge ist, daß das Gesamtniveau der Gesellschaft sinken muß, und daß die herrschende Klasse nunmehr mit allen den minderwertigen Elementen durchsetzt wird, die wir künstlich der auslesenden Wirkung des Daseinskampfes entzogen haben. Mit andern Worten: soll die soziale Fürsorgetätigkeit, deren wir heute nicht entraten können, nicht zum unersetzlichen Schaden des Ganzen ausschlagen, so muß der Einfluß, welchen zahlreiche und künstlich erhaltene minderwertige Elemente im öffentlichen Leben ausüben, zurückgedrängt und dafür Prinzipien Raum gegeben werden, welche die Herrschaft der Tüchtigsten unter den geänderten Verhältnissen in gleicher Weise gewährleisten, wie sie unter der unumschränkten Herrschaft des Daseinskampfes gewährleistet war.

Darwin stellte bekanntermaßen dem Daseinskampfe das Vererbungsprinzip als einen den Fortschritt regulierenden Faktor in dem Sinne gegenüber, daß durch die Uebertragung der elterlichen Eigenschaften auf die Nachkommen deren Variabilität eingeschränkt und damit die Stetigkeit der Artentwicklung gesichert werde. Wer dieses Prinzip für die monistische Familie mit dem Hinweis auf minderwertige Kinder tüchtiger Eltern und andererseits auf bedeutende Männer, die aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen sind, ablehnt, übersieht, daß nicht schon der persönliche Besitz einer bestimmten Eigenschaft deren Uebertragung auf die Nachkommen sichert; daß vielmehr Eigenschaften, um vererbungsfähig zu sein, in der ganzen Reihe der Vorfahren konstant gezüchtet sein müssen. Demungeachtet können auch in solchen Familien Individuen geboren werden, die keine derjenigen Eigenschaften besitzen, durch welche die Vorfahren sich

auszeichneten. Gegen die Fortexistenz der betreffenden Eigenschaften in der Familie beweisen solche Individuen aber nichts, da sie bekanntermaßen, ungeachtet ihrer eigenen Minderwertigkeit, die Fähigkeit behalten, die Eigenschaften ihrer Vorfahren auf die eigenen Nachkommen zu übertragen. Nach der anderen Seite bleiben auch hervorragende Sprößlinge minderwertiger Vorfahren ephemere Erscheinungen: sie können ihre eigenen Vorzüge nicht vererben, und damit fehlt ihnen gerade dasjenige, wodurch sie in der Lage sein würden, zur Veredelung der Nation beizutragen. Von den Tierzüchtern werden diese Grundsätze auch streng befolgt. Wer aber, bevor er einen Jagdhund oder ein Rennpferd erwirbt, sich aufs genaueste nach den väterlichen und mütterlichen Ahnen der ihm angebotenen Tiere erkundigt, während er eine gegen die Abstammung gleichgültige schablonenmäßige Gleichbewertung aller menschlichen Individuen fordert, der nimmt für den Menschen gegenüber dem Tierreich eine biologische Sonderstellung ein, mit der er sich ganz und gar auf den Boden mittelalterlicher Weltanschauung stellt.

Es würde zu weit führen, wollte man den Einfluß der Vererbung auf die persönlichen Eigenschaften in Einzelheiten verfolgen; eine Eigenschaft aber muß in dieser Verbindung besonders hervorgehoben werden, die Herrscherfähigkeit. Es handelt sich dabei nicht darum, der erblichen Herrscherwürde eine neue und moderne Unterlage zu geben, sondern um die in einem intensiven und verwickelten Gesellschaftsleben unentbehrliche Fähigkeit, andere Personen zu leiten. Die Mängel nach dieser Richtung sind augenfällig. Neben unzweifelhafter fachlicher Veranlagung ist der allgemeine Gesichtskreis oft unglaublich beschränkt, und statt von hoher Warte selbständig zu disponieren, zeigen beispielsweise im Beamtentum die leitenden Personen Selbständigkeit vielfach nur gegenüber Untergebenen, und hier auch nur in der Weise, daß sie auf die sorgsamste Beachtung aller Vorschriften achten und sich dabei in allen möglichen Kleinkram hineinmischen. In Industrie und Handel arbeiten derartige Persönlichkeiten auf Augenblickserfolge hin, während ihnen der Blick für den Zusammenhang mit dem großen Ganzen fehlt. Daß in einer Zeit, wo einseitige Veranlagung in Verbindung mit günstigen Konjunkturen ausreicht, um in kürzester Spanne Zeit von unten nach oben geworfen zu werden, und daß in einer Umgebung, die den Blick für das Parvenuentum ungefähr verloren hat, solche Persönlichkeiten häufige Erscheinungen sind, liegt auf der Hand. Was hier aber als die negative Folge unzureichender Zucht erscheint, das wird auf der anderen Seite positiv durch Beispiele von Angehörigen hervorragend gezüchteter Familien bestätigt, die vielfach, ohne im Eigenbesitz ungewöhnlicher Fachkenntnisse zu sein, gerade vermöge ihrer Fähigkeit, mit Untergebenen als selbständigen Organen zu arbeiten, große Unternehmungen und große Beamtenkörper hervorragend zu leiten verstehen.

Allerdings ist mit den Abstammungsvorrechten vielfach der gröbste Mißbrauch getrieben worden. Statt daß die natürliche Ueberlegenheit sich in erster Linie in einem gesteigerten Bewußtsein von den Pflichten gegenüber der Allgemeinheit zeigen sollte, hat man Vorrechte der Geburt benutzt, um ganze Volksklassen zu unterdrücken und wirtschaftlich auszusaugen. Vor allem aber hat man sich daran gewöhnt, von der materiellen Unterlage einer solchen Ueberlegenheit ganz und

gar abzusehen, und man hat dadurch, daß man dasjenige, was seiner Natur nach nur das Kennzeichen des materiellen Zustandes sein sollte, zum eigentlichen Rechtstitel gemacht hat, die ganze Einrichtung untergraben und in Mißkredit gebracht. So wird denn nicht in erster Linie danach gefragt, was jemand ist, sondern wie er heißt, und mancher, der durch irgendeine zufällige Verbindung den Namen eines angesehenen und verdienten Geschlechts erworben hat, glaubt damit auch die Eigenschaften seiner formellen Ahnen zu besitzen. Dazu kommt der unglaubliche Unfug, der mit dem Berufstitel getrieben wird. Wäre dieser Titel ein streng persönlicher, und bliebe insbesondere der Amtstitel, wie in England, auf den Amtsverkehr beschränkt, so wäre die Gefahr geringer. So aber verschafft der Staat durch seine Freigebigkeit in der Verleihung von allerlei Titeln ganzen Familien einen Einfluß auf das öffentliche Leben, der ihnen nach ihrer natürlichen Veranlagung gar nicht zukommt. Die Folge dieser künstlichen Züchtung von Parvenus ist, daß das Gesamtniveau noch schneller sinkt, und daß der Staat, der in den titulierten Persönlichkeiten seine besondere Stütze erblickt, mit Riesenschritten seiner Proletarisierung entgegengeht.

Der Gedanke, daß die Gesellschaft unter diesen Umständen auf die Züchtung tüchtiger Persönlichkeiten bedacht sein muß, kommt bereits in zahlreichen Vorschlägen zum Ausdruck, welche darauf abzielen, Kranken und gewerbsmäßigen Verbrechern die Eheschließung gesetzmäßig zu versagen. Solche Vorschläge sind aber zurzeit ebensowenig durchführbar, wie es andererseits innerhalb der heutigen Moral möglich sein würde, nach Art der Tierzucht die zur Fortpflanzung zuzulassenden Personen besonders auszuwählen. Dagegen liegt beispielsweise den bekannten Ausführungen des Prof. von Ehrenfels im IV. Bande dieser Zeitschrift der richtige Gedanke zugrunde, daß auch eine künstliche Zuchtwahl selbsttätig funktionieren muß, und daß der Gesellschaft nur die Aufgabe bleibt, durch Mittel, welche die selbständige Entschließung der Beteiligten nicht hindern, den Prozeß in bestimmte Bahnen zu leiten.

Die öffentliche Meinung würde heute kein Verständnis dafür haben, wollte jemand, der eine Ehe zu schließen beabsichtigt, nicht nur nach den persönlichen Eigenschaften des anderen Teils, seinen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, sondern auch nach seinen weiteren Vorfahren forschen. Für denjenigen aber, der darüber unterrichtet wäre, in welcher Weise die Eigenschaften der Vorfahren auf die Nachkommen vererbt werden und der sich gleichzeitig bewußt wäre, daß er nicht berechtigt ist, durch Erzeugung minderwertiger Nachkommen die Nation zu verschlechtern, wäre jene Frage die wichtigste. Denn mit ihrer sorgsamen Prüfung und Beantwortung würden die künftigen Ehegatten nicht nur vor Enttäuschungen hinsichtlich der Veranlagung ihrer Kinder, ja sogar ihrer eigenen mit zunehmendem Alter hervortretenden Eigenschaften bewahrt bleiben, sondern, zur Regel gemacht, würde sie auch den Einfluß tüchtiger und hervorragend veranlagter Familien auf die Fortpflanzung erhöhen. Die erste Aufgabe besteht also darin, daß nach dieser Richtung die heranwachsende Jugend aufgeklärt und daß an Stelle einer Anschauung, welche eine eheliche Verbindung für um so ehrenhafter erachtet, je

ausschließlicher sie auf die höchstpersönlichen Eigenschaften der Beteiligten gegründet ist, das öffentliche Gewissen für die Pflichten geschärft werde, die der Staatsbürger mit der Erzeugung von Nachkommen gegenüber der Gesamtheit übernimmt.

Dem Staate stehen aber noch weitere Mittel zur Verfügung, um die Züchtung besonders veranlagter Individuen zu fördern, und nach dieser Richtung darf die Bedeutung des Adelsprädikats nicht unterschätzt werden, unter der Voraussetzung allerdings, daß von ihm ein vernünftiger Gebrauch gemacht wird. In diesem Falle kann nämlich eben der Familientitel den Familienangehörigen ihre Verpflichtung, bestimmte Familieneigenschaften zu kultivieren, zum Bewußtsein bringen. Hiermit würde scheinbar auch für Ebenbürtigkeit, Ahnennachweis und ähnliche Forderungen adeliger Familien ein innerer Rechtfertigungsgrund gegeben sein. Allein derartige Einrichtungen nähern sich bereits der erwähnten Zwangszucht, wie ja auch tatsächlich viele tüchtige Familien unter solchem Zwange der Inzucht verfallen und damit zugrunde gegangen sind. Eine selbsttätige Züchtung wird sich hier daher mit dem Einflusse begnügen müssen, den der Besitz des Familienprädikates durch Erhöhung des Familienbewußtseins mittelbar auf die Gattenwahl ausübt. Dabei darf man nicht übersehen, daß vereinzelte „Mißheiraten“ den Familiencharakter als solchen nicht zu ändern vermögen, sondern daß sie umgekehrt die Gefahren zu weit gehender Inzucht paralysieren.

Soll aber der Familientitel nach dieser Richtung züchtend wirken, so darf er nur verliehen werden, wo der Besitz besonderer dem Gesamtwohl förderlicher Eigenschaften soweit nachgewiesen ist, daß ihre Vererbung bei zweckentsprechender Gattenwahl gesichert ist; insbesondere sollte an das persönliche Verdienst niemals eine Ehrung geknüpft werden, welche die ganze Familie heraushebt. Sodann aber gehen auch eingewurzelte Familieneigenschaften unter, wenn die Verhältnisse auf die Dauer nicht gestatten, sie zu kultivieren. So lange also der Familientitel auf die sämtlichen Nachkommen sich vererbt, muß nicht nur die Zahl der herausgehobenen Persönlichkeiten sich ins Ungemessene vermehren, sondern diese werden schließlich auch nicht mehr in der Lage sein, die Gattenwahl nach den Familienprinzipien zu treffen. Das Mißverhältnis, welches dann zwischen vorausgesetzten Eigenschaften der Nachkommen und den Eigenschaften, welche sie tatsächlich besitzen, hervortritt, bringt dann das Institut von neuem in Mißkredit, während es tatsächlich nur die Folge seiner fehlerhaften Anwendung ist.

Innerhalb einer Kultur, die auf dem Zusammenwirken der verschiedensten Berufsarten beruht, ist natürlich kein Raum für eine Züchtung, die sich etwa in der einseitigen Richtung eines Landadels, eines Militäradels oder eines Beamtenadels bewegt. Die Grundbesitzer bilden das stabilste Element im Staate, und hervorragende militärische Führer sind notwendig, solange der Wettbewerb der Völker noch ein bewaffneter ist; aber jede Nation sollte auch in Wissenschaft und Kunst, in Technik und Handel nach dem ersten Platze streben. So bedauerlich es also vom Standpunkte des Ganzen ist, wenn der Staat nicht schnell genug bei der Hand sein kann, persönliche Erfolge, die, bei Licht besehen, vielleicht auf eine geschickte Ausnutzung der

Konjunktur oder auf die Ausbeutung eines fremden Gedankens hinauslaufen, oder gar generöse Darlehnsgeber durch allerlei Titel zu ehren, so unumgänglich notwendig ist es, daß der Staat der Züchtung hervorragender Familien des Gelehrten-, Handels- und Gewerbestandes sein Augenmerk zuwende.

Indem so unter der Herrschaft des Züchtungsprinzipes an die Stelle eines Gemenges aus allen Staatsbürgern allmählich eine Differenzierung nach sozialen Elementen treten würde, würden allerdings die Geburtsstände in moderner Form wieder aufleben; aber damit wäre nur der natürliche Entwicklungsgang eingehalten, den wir auch an anderen Stellen, wie beispielsweise in den modernen Innungen und Standesgerichten, verfolgen. Der Fortschritt liegt dann darin, daß die neuen Stände nicht auf Aeußerlichkeiten beruhen, sondern daß ihnen materielle und rassige Unterscheidungen zugrunde liegen, zu denen der Titel in demselben Verhältnisse steht, wie etwa ein renommiertes Warenzeichen zu der Ware. Zunächst vermutet man, daß die Ware gut und brauchbar ist; aber, wenn die Erfahrung lehrt, daß man sich getäuscht hat, dann wirft man sie beiseite. Soll diese Standesdifferenzierung nicht in die überwundene Privilegierung einzelner Stände ausarten, dann darf das Züchtungsprinzip allerdings nicht selbst wieder als das Privileg einzelner Stände vorweg genommen, sondern es muß, wie gesagt, allgemein anerkannt und geachtet werden, wo es sich um die Erhaltung und Steigerung notwendiger und nützlicher Eigenschaften handelt. Innerhalb einer so natürlich differenzierten Gesellschaft muß dem gehobenen Selbstbewußtsein in dem einen Stande dann auch die Achtung vor der konstant gezüchteten Persönlichkeit anderer Stände parallel gehen, und zwar um so mehr, als sich die Einsicht in die wechselseitige Abhängigkeit aller sozialen Elemente vertieft. Wenn damit gleichzeitig dem wilden Zudrange in die sogen. höheren Berufsstände durch das Streben ein Maß gesetzt wäre, zunächst innerhalb des ererbten Berufsstandes Tüchtiges und Hervorragendes zu leisten, so würde die Gesamtheit davon einen großen und nachhaltigen Gewinn haben.

---

# Zucht, — eine Lebensfrage für die weiße Rasse.

Dr. W. Hentschel.

Diese Zeitschrift hat sich nach dem Entwurfe ihres Begründers (Jahrg. I, S. 1) die Aufgabe der folgerichtigen Anwendung der biologischen Grundwahrheiten auf die konstitutive, soziale und geistige Entwicklung der Völker gestellt. Das Wesen und die Entwicklung der Völker wird aber, wie wir heute wissen, durch die Auslese bestimmt, sei es, daß sie im natürlichen Kampfe der Einzelnen, der Völker und Staaten oder in gesetzlichen Normierungen ihren Ausdruck findet.

Unter diesen Normierungen ist eine, und zwar gerade die wesentlichste, bis zum heutigen Tage übersehen worden — nämlich die bewußte rassische Zücht; und viele meinen, daß sie überhaupt nicht auf den Menschen anwendbar sei.

Nun ist aber leicht zu zeigen, daß es eine solche zum mindesten in der älteren Geschichte der Menschheit gegeben hat, wie sie sich denn bei manchen Naturvölkern bis auf unsere Tage erhalten hat, — z. B. bei den Massai, die züchterische Grundsätze unterschiedslos auf Haustiere und Menschen anwenden. Ja, der züchterische Gedanke bildet in der ältesten historischen und wahrscheinlich auch prähistorischen Zeit den Kernpunkt der Religion. Das kann auch nicht anders sein, wenn wir unter Religion die Fürsorge für ein künftiges Leben erblicken; dieses erscheint dem naiven Bewußtsein im Bilde einer ununterbrochenen Geschlechterreihe. Eine Religion, die sich nicht mit der Auslese, diese als das maßgebliche Gestaltungsprinzip der Geschlechterfolge gedacht, auseinandersetzt, verlöre den Boden unter den Füßen. Wenn diese Schlußfolgerung dem Anscheine nach im Hinblick auf das Christentum versagt, so ist in Betracht zu ziehen, daß dieses das Ziel seiner Heilsbewegung nicht in der diesseitigen, sondern in einer imaginären jenseitigen Welt erkennt, in der die biologischen Gesetzmäßigkeiten ihre Bedeutung verloren haben. Die meisten anderen uns bekannten religiösen Gesetzgebungen aber lassen das erwähnte züchterische Element erkennen; sie laufen in wesentlichen Stücken auf zielbewußte Normierungen der Auslese hinaus. Wenn der Germanengott Odhin alle Feiglinge im Sumpfe ersticken heißt, so sucht er die Seinen durch diese drastische Auslesemaßregel einem Zuchtideale anzupassen, das sich in seiner eigenen Person verkörpert; er formt die Menschen, so wie das jede andere Gottheit tut, „nach seinem Ebenbilde“.

Diese Feststellungen ließen sich in mehr als einer Hinsicht aus den Jahrgängen dieser Zeitschrift ergänzen (vergl. z. B. Gernandt, Bd. III, S. 364 f.: „Aus dem Hindu-Gesetzbuch des Manu“); aber schon dies Wenige wird erkennen lassen, daß diejenigen im Irrtum sind, die die Anwendung rassischer Zucht auf menschliche Formenkreise für unmöglich halten; sie übersehen die wesentlichsten ethnologischen, historischen und sozialpolitischen Gegebenheiten; läuft doch am Ende unsere Strafgesetzgebung, wenn man von den Straftheorien der Rechtsphilosophen absieht, biologisch auf nichts anderes als auf Lebenshemmungen der Abartenden, also auf ein verschleiertes Ausleseverfahren hinaus. Ist das Prinzip aber einmal anerkannt, maßen wir uns das Recht an, Menschen wegen ihres abweichenden Wesens ihrer Freiheit, d. h. der Betätigung ihres Erwerbs- und Fortpflanzungsstrebens zu berauben, so ist es keine Prinzipienfrage mehr, wie weit wir in der Anwendung dieses Rechtes gehen: gehen wir weit genug, stützen wir unsere Maßnahmen auf biologische Erkenntnis, so erschließt sich uns ein weites Reich züchterischer Möglichkeiten.

Wenn die Rechtsphilosophie in historischen Verstrickungen vor dieser Aufgabe versagt hat, so sind wir die Leidtragenden, und wenn die religiöse Frage heute alle ernsten Gemüter beschäftigt, so erkennen wir den Grund in dem erwachenden Streben, den schweren Mängeln abzuhelfen, die aus ihrem Versagen entsprungen sind. Soll das Ringen der Geister aber zu einem guten Ziele führen, so kann das nur geschehen, wenn man sich zu rassenhygienischen und züchterischen Grundsätzen bekennt; denn alle Religion, solange sie festen Boden unter den Füßen hat, beruht, ich betone es nochmals, auf der Pflege menschlicher Geschlechterreihen, deren Verlauf, Charakter und Wesen-

heit vom Walten der Auslese abhängt. Das bekannte auch Paul de Lagarde, das letzte religiöse Genie, das Deutschland hervorgebracht hat, wenn er in seinen „Deutschen Schriften" gelegentlich das religiöse Empfinden mit dem befreienden Gefühle des Gedeihens unter dem Schutze wohltätiger Mächte gleichsetzt. Im Grunde genommen konnte sich ja auch das Christentum dieser Schlußfolgerung nicht völlig entziehen; es suchte dem Ziele, von dem es durch seine Voraussetzung abgetrennt war, auf dem Umwege sozialhygienischer und moralischer Normierungen näher zu kommen. Als solche kann man z. B. die Forderung der Armut ansehen; gibt es doch keinen zweiten gleich gut bewiesenen Grundsatz der Sozialhygiene, als daß Reichtum die Geschlechterfolgen zerstöre, Armut sie aber erhalte — eine Erkenntnis, in der sich die moderne Wissenschaft mit den Grundsätzen der ältesten Christengemeinden wie der scholastischen Denker des Mittelalters berührt; — wie auch Wolfram von Eschenbach den lebenverjüngenden „Gral" Lapis exilis — Stein der Dürftigkeit — nennt.

Indessen hat die Erfahrung gelehrt, daß wir mit solchem Beiwerk nicht auskommen, und daß auch das Christentum es nicht verstanden hat, die Völker gegen den vorzeitigen Untergang zu schützen. Nach wie vor waltet das mehr als tragische Geschick über ihnen, daß sie, kaum zur kulturellen Blüte gelangt, auch schon wieder verwelken.

Die Geschichte der christlichen Völker beruht in gleicher Weise wie die der vorchristlichen auf der Auslösung in der Vorzeit erzüchteter rassischer Energien; sind diese erschöpft, so verlischt das historische Leben, wie das Feuer erlischt, wenn das Holz, das es unterhalten hat, verbrannt ist. Infolge eines solchen Erschöpfungsprozesses steht die weiße Rasse heute vor dem Untergange, mit ihr die europäische Kultur. Es könnte sich im Rahmen geschichtsmäßigen Geschehens allenfalls um eine wenig belangreiche Nachlese handeln, die mit der kulturellen Erschließung der Slawen zustande kommen dürfte; auf das endliche Schicksal der weißen Rasse hätte das aber keinen Einfluß mehr, dieses ist nach menschlichem Ermessen und wenn ihr keine neuen Hülfen kommen, entschieden. Christian von Ehrenfels hat es in dem kürzlich im Hoftheater zu Dessau zur Aufführung gelangten Chordrama „Sängerweihe" in der Todesfahrt der Königin vorgezeichnet; er steht auf dem Standpunkte, die weiße Rasse sei zu gut für diese Welt; aber auch er wird nicht müde, zur Einkehr zu mahnen[1]) und immer wieder auszusprechen, daß wir entschlossen nach neuen außerhistorischen und außerchristlichen Hülfen ausblicken müssen, nachdem die historischen und christlichen ihre Ohnmacht erwiesen haben: sie müssen dem modernen Schöpfergeiste entspringen. Das ist bisher leider noch sehr wenig begriffen worden. Ich will das an einem Beispiele, an dem von Wilser im 5. Jahrg. dieser Ztschr., S. 45 f., besprochenen Koßmannschen Buche „Züchtungspolitik" (1905) erweisen. Wenngleich Koßmann den Kernpunkt aller Politik und Staatskunst in der Züchtungspolitik erblickt, kommt er S. 88 ff. seines Buches doch zu der widersprechenden Erklärung, daß von züchterischer Auslese im Umkreise menschlicher Geschlechter gar nicht die Rede sein könne, was schon daraus hervor-

[1]) Vergleiche seine verschiedenen jüngsten Abhandlungen in der Zeitschrift „Mutterschutz", sowie das selbständige Werk: „Sexualethik".

gehe, daß noch niemand während der vielen Jahrhunderte, die seit Plato verflossen sind, auch nur den Versuch unternommen habe, dessen züchterische Ideen zu verwirklichen. Ein solcher Versuch müßte nämlich sofort an der Frage scheitern: wer die Auswahl der zur Paarung zuzulassenden Individuen „und die der zu tötenden Kinder treffen, und nach welchen Gesichtspunkten dies geschehen sollte“.

Diese Fragestellung ist aber irreführend. In Wirklichkeit hat keiner der Neueren, soweit sie sich mit dem züchterischen Problem befaßt haben, an Kindermord auch nur gedacht; dazu liegt ebensowenig Anlaß vor wie zur Bestimmung einzelner Individuen zur Paarung. Diese Fragestellungen lassen einen bedauerlichen Mangel an Treffsicherheit durchblicken; ich für meine Person hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn man sie durch den schlichten Hinweis auf das Strafgesetzbuch für erledigt ansähe, wenngleich auch mir kürzlich von Lapouge in diesen Blättern[1]) eine ähnliche Entgleisung zugemutet worden ist. Demgegenüber betone ich wieder, daß ich bei meinen züchterischen Absichten noch niemals an Individual-, sondern immer nur an Gruppen-Auslese gedacht habe. Kein vernünftiger Mensch und keine Behörde könnte aber etwas dagegen einzuwenden haben, wenn sich heute etwa im Osten Deutschlands eine Siedelungs-Genossenschaft auftun wollte, die erklärten würde, nur solche Bewerber in ihren Kreis aufnehmen zu wollen, die bestimmten körperlichen Anforderungen, etwa denjenigen entsprächen, die die Militärbehörde bei der Rekrutenaushebung zu stellen für gut befindet. Selbst wenn sie darüber hinaus noch Charakteransprüche stellen wollte, etwa so wie ein Offizierkorps oder eine Ressource, so könnte man ihr auch daraus keinen Vorwurf machen; ja, selbst wenn sie soweit ginge, die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Rassentypus bei ihren Mitgliedern vorauszusetzen, wäre das Urteil über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer solchen Bestimmung füglich ihr selbst zu überlassen, denn es handelte sich um die häusliche Angelegenheit einer geschlossenen Gesellschaft, in die sich kein einzelner und keine Behörde hineinzumischen brauchte.

Wäre aber ein geschlossener Kreis von Menschen beiderlei Geschlechtes auf solcher Grundlage (durch Gruppen-Auslese) zustande gekommen, so läge für den Züchter im Hinblick auf die gemeinsame konstitutiv wertvolle Erbmasse gar kein Anlaß vor, sich innerhalb dieses Zuchtkreises mit der Auslese einzelner Paare zur Eheschließung zu befassen; es ist gar nicht einzusehen, was in unserem Falle mit einer solchen nachträglichen Einzelauslese noch weiter bezweckt werden sollte.

Wohl sind mir die erstaunlichen Erfolge bekannt, die neuerdings in Svalöv bei der Zucht landwirtschaftlicher Kulturpflanzen durch Individualauslese erzielt worden sind; aber dort handelt es sich um die Isolierung individueller Varianten, ihre Reinzucht und Vermehrung: d. h. bestimmte, dem Landwirte Nutzen versprechende Eigenschaften, die nur einzelnen Sämlingen eigen sind, sollen einheitlich auf ganze Massen derselben übertragen werden. Das wäre natürlich unmöglich, wenn man von einer Gruppe im einzelnen verschieden gearteter Sämlinge ausginge. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der mensch-

[1]) Jahrg. 7, S. 408.

lichen Rassenzucht; hier kommt es ja nicht darauf an, daß lauter Handarbeiter oder lauter Poeten heranwachsen, vielmehr gerade auf ein Konglomerat sehr verschiedener Anlagen kommt es an. Wollte man aber trotzdem neben einem feineren durchgeistigten Typus einen gröberen Typus von Feld- und Industriearbeitern oder Soldaten züchten, so würde nichts im Wege stehen, auch hierauf schon gelegentlich der Gruppenwahl Rücksicht zu nehmen (ich komme auf diese Frage in anderem Zusammenhange nochmals zurück): der Züchter aber könnte mit gutem Gewissen, ohne von seiner züchterischen Absicht zurückzukommen, auf die von Koßmann ganz ohne Grund vorangestellte Einzelauslese verzichten und diese dem Empfinden der Liebenden überlassen. Dieses freilich wird aus Gründen, für die uns das Auge fehlt, noch eine feinere Auslese treffen und damit wahrscheinlich zur Bildung harmonischer Keimanlagen viel beitragen; behauptet doch schon Plato, daß die Liebe auf Harmonien beruhe, und daß nur aus Harmonischem das Harmonische geboren werde. Auch kann man unmöglich annehmen, daß die Natur das individuelle Liebesempfinden geschaffen hätte, ohne das wir uns den seelisch entwickelten Menschen ja gar nicht mehr denken können, wenn sie nicht noch einen bestimmten Zweck damit verfolgt hätte, — wir dürfen vermuten — einen spezifisch menschlichen Zweck.

Indem nun Koßmann, und mit ihm alle anderen, die über menschliche Rassenzucht geschrieben haben, diese Umstände übersehen, gelangen sie aus angeblich moralischen Gründen zu einer glatten Ablehnung der unmittelbaren züchterischen Auslese; was bleibt, ist ein System staatlicher Ehebeschränkungen für Degenerierte, Schwindsüchtige, Syphilitiker, Trinker und Idioten, und daneben staatliche Unterstützung und Prämiierung generativ wertvoller Individuen, um dieselben zu früher Eheschließung und zu ergiebiger Vermehrung zu veranlassen — nicht ohne Beförderung möglichst aller Talente zwecks intensivster Schürung des Kulturfeuers. Um neben Koßmann noch einen weiteren Namen zu nennen, verweise ich auf A. Bartels, der in seinem Buche „Rasse“[1]) den gleichen Weg staatlicher Eingriffe als den einzig gangbaren bezeichnet. Wenn er in gleichem Atem auf die „Erhaltung der Stände“ als eine Bedingung für solche Unternehmungen hinweist, so kann man sich dabei zwar nicht viel denken, es blickt aber doch die Erkenntnis durch, daß Rassenpflege nicht ohne Gruppenbildung möglich sei. Der züchterische Kultbund der Erriois z. B., der z. Z. der Erschließung der Südsee auf zahlreichen Inseln angetroffen wurde, hatte die strengste Absonderung seiner Genossen von der Masse der Inselbewohner durchgeführt, er bildete eine Adelsschicht; wie denn jeder Adel, insofern er mehr als bloß dekorative Zwecke verfolgt, auf einem geschlossenen Zuchtkreise beruht. Ist dem aber so, dann sollte man nicht, so wie Bartels, mit einer geringschätzenden Bemerkung an den Bestrebungen des Mittgartbundes vorübergehen, um dafür einige unbestimmte, an den Staat gerichtete fromme Wünsche in Umlauf zu setzen. Der Staat kann seinem Wesen nach keine Aufgaben kennen, die über seine Nasenlänge hinausgehen; er ist ein Freund der Routine und zugleich der Trägheit, nicht aber des organischen Schöpferwillens,

---

[1]) S. auch d. Ztschr. Jahrg. 7, S. 629 f.

und es ist etwas Wahres an dem Ausspruche Augustins, daß er auf die Sünde gestellt sei. Natürlich könnte man sich nur freuen, wenn er sich endlich dazu aufraffen wollte, dem Grauenvollen zu steuern, das in der Preisgabe gesunder Weiber an hitzige Syphilitiker und Deliranten liegt. Dergleichen stempelt Staat, Gesellschaft und Kirche zu Verbrechern, wie ich es denn in Niederschlesien erlebt habe, daß die Kirche die Ehe eines Idioten mit einem gesunden Weibe segnete und sogar dafür gesorgt hatte, daß am Altare eine Nebenperson erschienen war, die für den zum Sprechen unfähigen Bräutigam das „Ja" zu sagen hatte. Was Koßmann in dieser Richtung vorbringt — und es betrifft fast den ganzen Inhalt seines Buches —, ist alles wohl durchdacht und wertvoll, weshalb ich seine „Züchtungspolitik" auch für ein sehr lesenswertes Buch halte; nur erschöpft es unser Thema nicht; es versagt vielmehr an der entscheidenden Stelle. S. 88 f. sucht Koßmann auch noch die technische Unmöglichkeit der Anwendung rassischer Zucht auf den Menschen nachzuweisen, weil hier von einem einheitlichen Zuchtziele nicht die Rede sein könne; demgegenüber betone ich nochmals, daß es sich nicht, wie Koßmann vorgibt, um die Zucht ganz verschieden spezialisierter Menschentypen handelt, vielmehr um den leiblich und geistig gesunden und tatkräftigen Mann, um das arbeitsfrohe, gebärfähige Weib von rassischem Werte. Was dann die fortschreitende Kultur mit zunehmender Arbeitsteilung an Einzeltypen benötigt, dafür sorgt die Variabilität, die es der sozialen Auslese ermöglicht, für jedes auftauchende Bedürfnis einen geborenen Menschen aufzufinden, und soweit die angeborenen Fähigkeiten nicht zureichen, das Fehlende durch Schule, Uebung und Familientradition zu ergänzen. Koßmann verlangt mehr vom Züchter, als er zu leisten vermag; dafür leistet er ihm auch das nicht, was er bei bescheideneren Ansprüchen gut und gerne geleistet hätte. Was veranlaßt uns denn, entgegen den Aspirationen einer mehrtausendjährigen Geschichte heute die Aufmerksamkeit auf Züchtungspolitik hinzulenken? Gewiß doch die Wahrnehmung, daß wir im Kampfe mit den anderen ins Hintertreffen kommen, indem sich gezeigt hat, daß uns mehr und mehr die körperliche und geistige Frische, Unbefangenheit, Genügsamkeit, Arbeitsfreudigkeit und Tatkraft abgehen, Eigenschaften, die sehr nötig wären, wenn wir unsere Position in Mitteleuropa auch in Zukunft behaupten wollten. Diejenigen aber, die sich anschicken, unsere Wohnplätze zu beziehen, stechen uns wahrlich nicht durch bessere Arbeitsteilung aus, auf die nach Koßmann alles ankommen soll, vielmehr gerade durch die oben gekennzeichneten Eigenschaften. Wollte man also in unserer Mitte einen Typus entstehen lassen, dem die Aufgabe gestellt wäre, der slawischen Völkerwoge entgegenzutreten, so könnte man kein anderes Zuchtziel aufstellen, als den Menschen mit gesunden Sinnen und frischem Körper. Der Koßmannsche Einwand, menschliche Zucht müßte an dem Chaos der sozialen Differenzierung scheitern — ist gar nicht stichhaltig; unser gedachter Abwehrtypus würde sehr bald mit den Völkern des Ostens fertig werden; denn wenn er ihnen im wirtschaftlichen Kampfe gewachsen wäre, wenn er sich gern und freudig an der beschwerlichen Arbeit auf Feld und Wiese, im Schacht und in der Hütte beteiligte, so käme ihm doch auch der Vorteil der gesteigerten Kulturbehelfe zustatten, wie sie nur in Geschichtsprozessen

entstehen: er würde die Slawen mit derselben Gelassenheit in ihre östlichen Schranken zurückweisen, wie das der noch ungebrochene fränkische und niederdeutsche Bauer vor 800 Jahren getan hat.

Uebrigens sagt Koßmann selbst S. 59 seines Buches ganz verständig: „Was der Staat nun auch sonst noch sei, er ist jedenfalls eine Summe menschlicher Einzelwesen. Seine Gesundheit, seine Kraft, seine Wahrhaftigkeit, seine geistige Leistungsfähigkeit kann immer nur in der Gesundheit, in der Kraft, in der Wahrhaftigkeit der in ihm vereinigten Individuen bestehen, sein Reichtum immer nur aus dem Erwerbsfleiß seiner Bürger fließen“ — und Wilser fügt dem in seiner Besprechung des Koßmannschen Buches (loc. cit.) hinzu: „Daher ist die Aufzucht eines leiblich, geistig und sittlich gesunden Nachwuchses für jeden Staat eine Lebensfrage. ... Wo dieser Urquell der Volkskraft versagt, da muß auch, wie die Geschichte lehrt, das besteingerichtete Staatswesen zusammenbrechen.“

Vor diesem Zusammenbruche stehen wir heute, darüber können uns keine staatliche Routine und keine technischen Erfolge hinweghelfen; der gewappnete Römerstaat kapitulierte vor den nackten Leibern der Germanen, und wir sind im Begriffe, vor slawischen Analphabeten das Feld zu räumen. Somit gibt es für uns nur einen Weg: rassische Erneuerung durch das Mittel bewußter züchterischer Auslese. Alles, was dagegen vorgebracht wird, beruht z. T. auf Mißverständnis und verdorbenen Instinkten, z. T. sicher auch auf üblem Willen. Uns hingegen erscheint die bewußte rassische Zucht als die schöpferische Resultante des modernen Bewußtseins, die uns eine zwar sehr schwierige, aber große und dankbare Aufgabe stellt.

Angesichts dieser Aufgabe sind alle nationalen, technischen, wissenschaftlichen, religiösen und künstlerischen Probleme von sekundärer Bedeutung und müssen für eine Zeitlang zurückgestellt werden, weil sie uns lediglich die Augen blenden und die Unseren zerstreuen, während doch zum Sammeln geblasen wird: alle diese Probleme werden im Rahmen der Möglichkeit ihre angemessene, dem völkischen Ethos entsprechende Lösung finden, wenn es uns gelungen sein wird, erst einmal die Hauptaufgabe zu lösen: unsere Rasse, oder wenn man lieber will, unser Volkstum mit neuer Triebkraft, weil mit frischem Blute zu versehen, während im entgegengesetzten Falle kein künstliches Belebungsmittel imstande ist, jene sekundären Aufgaben zu lösen; denn sie alle haben den arbeitsfrohen, tatkräftigen, schöpferischen Menschen aus gesundem Stamme zur Voraussetzung. Wie über den Stätten alter Kultur, in Mesopotamien, Syrien und Griechenland der Wüstenhauch eingezogen ist, als die hochgezüchteten Geschlechter, die Träger jener Kulturen, im geschichtlichen Treiben zerrieben waren, so muß die Kultur, so müssen Künste und Wissenschaften auch von denjenigen Stätten weichen, wo sie heute noch gepflegt werden, wenn die rassischen Triebkräfte der weißen Rasse auch hier verschwinden. Daran läßt sich weder durch fromme Wünsche noch wohlfeile Ermahnungen etwas abändern.

Indessen wäre alles das ein müßiges Wortgefecht, wenn Koßmann mit Plato zu der Annahme berechtigt wäre, daß der Züchter zugleich Massenmörder sein müsse; diese Konzession würde uns das moderne Bewußtsein niemals erteilen. Ich wenigstens würde meine Sache für

gänzlich aussichtslos halten, wenn dem so wäre; ich wüßte dann keinen anderen Rat, als die weiße Rasse ihrem Schicksale zu überlassen und den Versuch etwa bei den Neuseeländern zu wagen. Indessen hat es damit gute Weile.

Tatsache ist, daß Zucht auf der Zurückdrängung vieler Ueberzähliger beruht; soll gezüchtet werden, so muß man eine Auswahl treffen und den Rest entweder vernichten oder zum wenigsten sterilisieren. Diese Dezimierung erfolgt im Naturzustande unter allerhand Erscheinungen von Mangel, Krankheit, Hunger, Kindersterben, Verdrängung, Mord und Krieg, wie sie der Kampf der Einzelnen und der Gemeinschaften um den Lebensraum und der Kampf der Männer um die Weiber zur Folge hat; bei der künstlichen Zucht aber greift der Züchter als schöpferischer Künstler in seine Bestände ein; er überliefert das Nichtgewollte, Abartende dem Messer. Im Reiche des Menschen bildeten sich Sitten, Bräuche und Gesetze, die, soweit sie einen rationellen Sinn haben, auf das Gleiche hinauslaufen, und die in vergangenen Zeiten vielfach — ich habe schon darauf hingewiesen — unter göttlicher Sanktion gestanden haben. Als ein solches Lebensgesetz haben wir das Institut der Blutrache anzusehen, die bei allen indogermanischen Völkern unter Schonung der Weiber die überzähligen, schwächeren Männer dezimierte, soweit sie nicht zu Sklaven tauglich waren. Wenn man die kürzlich von A. Bonus herausgegebenen Bändchen Isländischer Novellen in die Hand nimmt, — vielleicht das Kostbarste, was uns der Büchermarkt des letzten Jahrzehntes gebracht hat — so findet man zu seiner Ueberraschung, daß diese älteste nordische Prosa sich fast ausschließlich mit Mord und Totschlag befaßt. Man erhält den Eindruck, als ob das gesellschaftliche Leben jener Nordländer auf die systematische Abschlachtung einer Mehrheit aller Männer zugeschnitten gewesen sei. Daß diese Novellen trotzdem auch mit der Lupe keine Spur polygyner Sexualordnung erkennen lassen, ist eine Ironie, die auf Kosten der mönchischen Schreiber zu setzen ist, eine Ironie, die übrigens dem Herausgeber, nach seiner Einleitung zu urteilen, entgangen ist. Daß die Weiber bei jenen Schlachtfesten gelassen beiseite stehen — meistens sogar ohne ein Zeichen der Erregung —, trägt viel zum Verständnis der Situation bei; man muß sich klar darüber sein, daß dieses von unserem Standpunkte aus selbstmörderische Verfahren eines ganzen Volkes züchterisch aufs beste gerechtfertigt ist, da es dem Leben die stärkste biologische Hülfe gewährt — die geschlechtliche Zuchtwahl, ohne die die Rasse sich niemals zu einem heroischen Typus aufgeschwungen hätte. Wir werden sehen, daß auch wir, wollen wir Ernst mit unserer Absicht machen, nicht ohne diese Hülfe auskommen. Ich habe schon im 7. Bde. d. Z., S. 72 f., gelegentlich einer Erwiderung auf Angriffe, die seitens des Dr. v. Gerhardt erfolgten, darauf hingewiesen, daß die Polygynie, entgegen der uns beigebrachten Schulmeinung und der Beteuerung des Tacitus, im Anfange bei den Germanen wie bei allen anderen heroischen Völkern das Verhältnis von Mann und Weib bestimmt habe; und Christian von Ehrenfels[1]) hat gezeigt, daß ein züchterisches Programm ohne

[1]) Jahrg. 1 d. Zeitschr. S. 611, 689; Jahrg. 2 S. 45, 214, 456, 706, 970; Jahrg. 3 S. 325; Jahrg. 4 S. 425, 633.

dieselbe lediglich auf dem Papiere stehen würde. Aber nicht das ist es, worauf ich hier hinweisen will, es soll festgestellt werden, daß rassische Zucht schlechterdings ohne Vernichtung zahlreicher einzelner, vor allem männlicher Linien undenkbar sei; es muß Platz geschaffen werden; und wenn das bei einem erobernden Volke auch eine Zeitlang durch Auswanderung (ver sacrum, heiliger Frühling) geschehen könnte, so würde das doch keine endgültige Lösung der Aufgabe bedeuten.

Diesem Bedenken begegne ich, indem ich auf die Kultur in ihrer Rolle als Massenmörderin hinweise und ihr damit zugleich einen neuen Sinn verleihe. Ihre Leistung als solche entspricht auch den stärksten Anforderungen des Züchters; wir müssen sie noch im Zaume halten, wenn sie uns nicht das ganze Volk mit Stumpf und Stiel abschlachten soll. Als Auslesefaktor übertrifft sie bei weitem alles, was jemals an menschenmörderischen Einrichtungen dagewesen ist, und dabei fällt noch ins Gewicht, daß alle die Millionen, über die die Kultur das Todesurteil fällt, es gar nicht einmal als solches empfinden, daß sie sich im Gegenteil zu einem besseren Leben berufen fühlen als zuvor. Es trifft buchstäblich auf die gesamte Menschheit zu, was die Maeterlingksche Heldin Mona Vanna ihrem Tölpel von Gatten zuraunt: gibt man euch das Leben, so glaubt ihr sterben zu sollen; stellt man euch aber vor den Tod, so meint ihr, euch sei hundertfaches Leben beschieden.

Wenn ich hier von Kultur im allgemeinen geredet habe, so kann ich mich zu besserer Verständigung einschränken und von Stadtkultur sprechen. Wir alle kennen die Städte als die Kirchhöfe der Nationen. Nach O. Ammon überdauern die städtischen Familien im allgemeinen nur drei Generationen; das gilt von den mittelgroßen süddeutschen Städten. In den modernen Großstädten würden die Ergebnisse, wenn ihre Bürgermeister ein Interesse daran hätten, sie feststellen zu lassen, keine besseren sein (man spricht nicht gern von solchen Dingen). Die städtische Bevölkerung muß also periodisch durch frischen Zuzug vom Lande erneuert werden. Diese Gesetzmäßigkeit besteht, solange es Städte gibt. Drei Generationen bedeuten 100 Jahre, und Curtius hat gezeigt, daß die attischen Geschlechternamen immer gerade 100 Jahre ausdauerten; nur in Sparta, das keine Stadtmauern kannte, und wo Reste züchterischer Praxis in historische Zeiten hineinragten, mögen die Geschlechter etwas langlebiger gewesen sein. Wir verdanken die Einsicht in diesen Erscheinungskomplex G. Hansen („Die drei Bevölkerungsstufen"); die Geschichtsforscher hätten allen Grund, sich nach dieser Entdeckung neu einzurichten. Uebrigens war die Sache auch Goethe bekannt: „Unser Landvolk hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfalle und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und erfrischen" — wenngleich damit schon zu viel gesagt ist, indem dieses Depot, wie jeder andere irdische Vorrat, nicht unerschöpflich ist. Uns interessiert das hier aber nur beiläufig, wo zu zeigen war, daß wir in der Stadtkultur den ergänzenden Faktor für unseren Züchtungsplan besitzen;

wir brauchen ihn bloß unseren Zwecken dienstbar zu machen. Zurzeit entnehmen die Städte dem Lande die Blüte seiner Bevölkerung und lassen den Ausschuß zurück. Was nottut, ist ein umgekehrtes Verhältnis: die Städte müssen sich mit dem Ausschuß begnügen, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß dieser, wenn erst einmal gezüchtet wird, die jetzige Auslese in gemessener Frist an Güte übertreffen wird.

So leicht und einfach, wie sich manche Leute die „Erhaltung unserer ländlichen Reserven" denken, ist die Sache nun freilich nicht; was bisher in dieser Richtung vorgebracht worden ist, lief fast immer auf Kindereien hinaus; die Gedanken müssen erst durch die Idee der Rassenzucht ergänzt und vertieft werden, ehe sie Bedeutung gewinnen. Wenn es so leicht wäre, dann wäre das Problem doch wohl schon im Laufe der historischen Jahrtausende gelöst worden. Deshalb ist es auch begreiflich, daß der endlich auftauchende Gedanke unverstanden bleibt oder mißverstanden und mißdeutet wird; um so klarer und entschlossener will er vertreten sein. Vielleicht ist es gut, wenn ich ihn hier noch in ein anderes Gewand einkleide. Es gilt die Schaffung eines gesellschaftlichen Organes der Regeneration oder, um mit Bartels zu reden, einer ständischen Gliederung. Wenn das Volk von einem Nähr-, Lehr- und Wehrstande spricht, die in Zeitaltern der Emanzipation durch einen vierten Stand — den Zehrstand überwuchert werden (die Römer sprachen von Voluntarismus, was etwa mit unserem Begriffe „Manchestertum" zusammenfällt), so besteht die Aufgabe, das gestörte gesellschaftliche Gleichgewicht durch Schaffung eines fünften Standes wiederherzustellen, — den ich den Mehrstand nennen will. Es ist ein Vorurteil, daß ein Volk mit den erstgenannten drei Ständen auskommen könne; selbst wenn es unter besonderer Gunst historischer Umstände vor der kulturellen Auszehrung durch „voluntaristische Evolutionen" bewahrt bliebe, wäre sein Schicksal dennoch besiegelt, denn ihm fehlte das lebenerneuernde Element. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß sich die Staaten nur mit denjenigen Mitteln erhalten lassen, durch die sie geschaffen wurden; dieses gilt von jeglichem organischen Gebilde. Die historischen Völker sind aus einer Hochzucht hervorgegangen; nur durch Zucht lassen sie sich erhalten. Wenn diese aufhört, mögen sie sich wohl noch eine Zeitlang auf Grund des Beharrungsvermögens auf ihrer Höhe erhalten, ihr endliches Schicksal aber ist besiegelt; wie man einen Stein nur durch Kraftleistung am steilen Berghange vor dem Absturze bewahren kann, so muß auch das in biologischem Sinne zuchtlos gewordene historische Volk ins Sinken geraten. Dem Nähr-, Lehr- und Wehrstande ist das Element der Minderung, der zehrende Faktor mit auf den Weg gegeben; der Mechanismus, der dieses bedingt, liegt klar zutage; ich kann ihn hier nur andeuten. Wer die obenerwähnten „Isländischen Novellen" zur Hand nimmt, der wird dort in primitiver nordischer Umgebung einer Figur — dem „Hühnerthorir" — begegnen, die sich rein gar nicht von einem modernen Halsabschneider und Krawattenfabrikanten unterscheidet. Schon wegen dieser einen Geschichte ist die Sammlung von höchstem Interesse; sie zerstört Berge von Illusionen und bestätigt das, was manche Leute noch immer nicht begreifen wollen, daß der Semitismus der weißen Rasse als Kuckucksei in die Wiege gelegt worden ist.

Das hier geforderte Regenerationsorgan ist in gleicher Weise im organischen Leben vorgezeichnet; schon auf der untersten Organisationsstufe, in der lebenden Zelle finden wir es. In jeder Zelle hat sich aus der lebentragenden Substanz, dem Protoplasma, ein Kerngebilde abgesondert, welches, den Beanspruchungen und Insulten der Außenwelt entrückt, die Aufgabe hat, die überkommene Erbmasse zu erhalten, der Fortpflanzung und Regeneration vorzustehen. Diesen grundsätzlichen organischen Fortschritt läßt die menschliche Gesellschaft, von einigen Anläufen abgesehen, vermissen. Wir glauben Handwerke, Künste und Wissenschaften betreiben, Kultur schaffen und ganz beiläufig auch noch das Menschengeschlecht fortpflanzen zu können; das ist ein Irrtum; es geht, solange es geht, erfahrungsmäßig aber nur für eine kurze Zeitspanne, dann endet es mit Schrecken. Wie sich manche Tiere nicht in zoologischen Gärten fortzupflanzen vermögen, so der Mensch an den Kulturstätten. Der Nachwuchs jedes Volkes steht seiner Menge und Beschaffenheit nach im umgekehrten Verhältnis zu seiner Kulturhöhe: das kulturell rückständige Rußland hat die höchsten Geburtenziffern und zugleich die meisten Militärtauglichen; in dem kulturell verfeinerten Frankreich sinken beide in bedenklichster Weise.

Unter solchen Umständen gehört nicht viel Ueberlegung dazu, um die Ehrenfels'schen Reform-Vorschläge, wie sie in den ersten Jahrgängen dieser Zeitschrift vorgetragen worden sind, abzulehnen. Wenn schon die zunehmende Lebensklugheit die Städter an einigen Orten, z. B. in Paris dazu geführt hat, ihre Kinder bald nach der Geburt auf das Land zu schicken, weil man mit Sicherheit voraussagen kann, daß sie in der Stadt verderben würden, und wenn man, nachdem die Frage ein Jahrhundert lang besprochen worden ist, in unseren Tagen dazu gelangte, „Landerziehungsheime" zu errichten, so sind das Fingerzeige, die darauf hinweisen, daß wir die geplanten Mehrstätten nicht mit unseren Städten in Verbindung bringen, sie vielmehr auf das Land verlegen sollen. Was der Züchter der Stadt zumuten kann, das ist lediglich eine pflegsame Behandlung der städtischen Bevölkerung zwecks Herstellung eines rassenökonomischen Gleichgewichtes zwischen Stadt und Land; denn am Ende wäre auch der ergiebigste Mehrstand nicht imstande, die Lücken zu schließen, die eine toll gewordene Stadtkultur in den Volkskörper reißt. In dieser Hinsicht sind der Stadthygiene sehr dankbare Aufgaben gestellt, der sie sich, man muß es durchaus anerkennen, mit Ernst und Erfolg angenommen hat; wohingegen man dasjenige nicht von den Städten verlangen soll, was sie nicht zu leisten vermögen: die Fortzeugung der Geschlechter. Das erhellt noch besonders aus einem Widerspruch, der zwischen den Interessen der Stadt und der Mehrstätte besteht. Rassische Zucht ist mit monogamer Geschlechtsordnung schlechterdings unverträglich; die Stadt aber kann, will sie nicht aus Rand und Band geraten, schwerlich auf die Einehe verzichten, sie kann der aus dieser erwachsenden hygienischen und disziplinarischen Hülfen nicht entraten. Die Geschlechtskrankheiten allein würden sich bei Aufhebung der christlichen Ehe verdoppeln und den Bestand der Gesellschaft in Frage stellen. Ehrenfels ist sich solcher Gefahren und Bedenken durchaus bewußt; er hat selbst darauf hingewiesen und hat deshalb auch die Verwirklichung seiner Pläne in eine ferne Zukunft verlegt —

wenn sich die menschliche Natur in wesentlichen Stücken geändert haben würde. Hier ist indessen der Moralphilosoph mit dem Historiker durchgegangen. Die Menschennatur ist eine Konstante; sie ist heute die gleiche, wie im Zeitalter Isdubars, und es wäre schlimm, wenn wir warten sollten, bis sie eine andere geworden ist.

Im übrigen verweise ich nochmals auf das, was ich schon früher gesagt habe: Wir haben bis zu gewissem Grade ein Interesse an dem zehrenden Charakter der Stadtkultur; wir brauchen sie als den feindlichen Pol, womit freilich auch gesagt ist, daß wir uns einen freundlichen schaffen müssen, wenn wir bestehen wollen. Alles in allem kann es nicht unsere Aufgabe sein, den natürlichen Umständen Gewalt anzutun, vielmehr sollen wir sie klug nützen und unseren Zwecken dienstbar machen.

Damit sind wir vor der Pforte angelangt, über die ich vor einer Reihe von Jahren das Wort: „Mittgart“ geschrieben habe. Ich verstehe darunter eine ländliche Siedelung, die nicht in erster Linie wirtschaftliche Interessen verfolgt, vielmehr die Aufgabe hat, die nunmehr genugsam aufgedeckte Lücke im System der kulturellen Lebensbehelfe auszufüllen: sie dient der Fortpflanzung und Höherzüchtung des Volkes, der Rasse. In der den Lesern dieser Zeitschrift zur Verfügung gestellten Schrift: „Mittgart, ein Weg zur Erneuerung der germanischen Rasse“[1]), habe ich es versucht, einen Begriff von der Gestalt einer solchen Siedelung zu geben. Ich habe damit viel Widerspruch erregt. A. Ploetz erschien es verkehrt, wenn ich — „das Fortschreiten der Menschen durch ihr Zurückführen auf überwundene altertümliche Zustände unterstützen wolle“; wer mir aber gefolgt ist, wird begreifen, daß dieser Vorwurf unbegründet ist. Was ich erstrebe, ist kein Requisit versunkener Jahrhunderte, sondern etwas durchaus Neues, was weder Griechen noch Römer, noch auch die ältesten Völker besaßen, eine Stätte rassischer Zucht, genealogischer Materialsammlung und weiser Anleitung des Lebens, durch die es vor endgültiger Verödung bewahrt werden soll. Auch unsere Sportsleute kehren, wenn sie in einer ganz auf Geschäftigkeit gestellten Umwelt ihre Muskeln spielen lassen, zu überwundenen Formen des Lebens zurück, ingleichen alle diejenigen, welche dem städtischen Treiben für eine Zeit den Rücken kehren und auf dem Lande, in See- oder Luftbädern sich in der Rolle von Naturmenschen gefallen; sie suchen Erholung: soll man diese nicht auch dem Leben als solchem gönnen, das vor Ueberlastung schier zusammenbricht?! —

Ein anderer meiner Gegner hat in langatmiger Abhandlung nachgewiesen, daß die für die geplante Siedelung in Aussicht genommene Grundfläche bei eintausend weiblichen und einhundert männlichen Genossen mit Rücksicht auf den zu erwartenden Kindersegen zu klein bemessen sei!

Zwischen diesen beiden Extremen, der kahlen Doktrin und der rechnenden Kurzsichtigkeit, fanden sich noch zahlreiche andere Stimmen, die sich gegen meine Absicht erhoben; die meisten beschränkten sich freilich, auf Polizei und Büttel zu verweisen; ich bekam den Eindruck, daß bei uns Gedanke und Wille nicht mehr dem Erfassen des Wesent-

[1]) Unentgeltlich von mir zu beziehen (Adr.: Lößnitzgrund bei Kötzschenbroda).

lichen und der Erfüllung des Notwendigen dienen, sondern nur noch dazu, die spärlichen Ansätze organischen Heilsstrebens zu unterdrücken! Kann man unter solchen Umständen noch etwas von der Zukunft erwarten?

Allerdings, — wenn ich mich auf den Standpunkt der Gegenwart und der Nüchternheit stelle, muß ich diesen Einwand gelten lassen; indessen, ich vertraue auf eine Zeit, wo neue Möglichkeiten, aus der Not geboren, den Menschen vor die Augen treten werden, wo die erstarrten Gemüter zu neuem Empfinden erwachen. Es gab eine Zeit, wo sich zarte Jungfrauen um einer religiösen Idee willen von wilden Tieren fressen ließen; zu anderen Zeiten strömten Scharen — Männer und Frauen — in Klöster, um sich in asketischer Selbstbeschränkung ihr zukünftiges Heil zu sichern. Ich wage zu hoffen, daß eine Zeit kommen wird, wo Menschen in neuerwachter Sorge um ihre bedrohte Zukunft den Weg eines menschheitserneuernden Heilspfades wandeln werden, an dessen Ende ihnen zwar keine himmlischen Entzückungen, dafür aber helle Freude an neu aufsteigenden, blühenden Geschlechtern winkt.

Sollte dieser Glaube nur in der Einbildung bestehen? Wenn es so wäre — dann hätten wir doch wenigstens unsere Pflicht getan, dann wäre das Volk aber auch reif für den großen Müllhaufen der Weltgeschichte ...

„Siehe, ich nehme heute den Himmel und die Erde zu Zeugen, daß ich vor dich gestellt habe Leben und Tod, Segen und Fluch. So wähle denn das Leben, auf daß du lebest, du und deine Nachkommenschaft. (Deuter. XXX, 19.)

---

Gemäß einer früheren Ankündigung hatte ich den Wunsch, das Thema der rassischen Zucht hier in größerer Ausführlichkeit vorzutragen. Diese Absicht ist aber am Raummangel und an der Rücksicht auf die anderen Mitarbeiter dieser Zeitschrift gescheitert. Mein Wunsch ist, es möge, einmal in den Vordergrund gerückt, im Bewußtsein der Leser nicht wieder ausgelöscht werden, denn es betrifft weitaus die wichtigste und brennendste Frage unserer Tage — ja aller Zeiten.

---

# Das Problem der besten Gesellschaftsordnung.

Dr. O. Schmidt-Gibichenfels.

## IV.

### Die wirtschaftliche Ordnung.

Eine wirtschaftliche, wie überhaupt eine Ordnung ist innerhalb einer Kulturgesellschaft nur soweit möglich, als deren politische Macht reicht. Es kann also immer nur von einer staatswirtschaftlichen und niemals von einer weltwirtschaftlichen Ordnung die Rede sein. Letztere wäre jedenfalls nur denkbar, wenn die ganze Welt in ein einziges, straff organisiertes Staatswesen verwandelt werden könnte. Ein solches Staatswesen (Weltreich) könnte aber wiederum nur von einem einzigen Gesichtspunkte aus wirtschaftlich geordnet werden; denn wo zwei oder mehrere Ordnungsprinzipien miteinander in Konflikt geraten, muß Unterordnung oder — Unordnung, Zwie-

spalt, Anarchie entstehen. Einheitliche Unterordnung aber wäre in der ganzen Welt ohne die rücksichtsloseste Vergewaltigung wieder nur unter der Voraussetzung ungefähr gleicher Rasse und Kultur möglich. Solange diese Voraussetzung nicht erfüllt ist — und sie wird wohl niemals erfüllt werden — ist auch kein einheitlicher Weltstaat möglich. Der vollkommene Einheitsstaat hat schon in einem ungefähr gleich gearteten Lande und Volke seine nicht geringen Schwierigkeiten; unüberwindlich würden diese in der ganzen, nach Klima, Bodenbeschaffenheit, Rasse, Kultur usw. so unendlich verschiedenen Welt. Der Weltstaat ist auch nicht einmal wünschenswert, denn wirklicher Kulturfortschritt — nicht oberflächliche Zivilisation — ist ohne fortschreitende Differenzierung der Individuen, Klassen, Rassen nicht denkbar. Nur die allgemeine Dekadenz könnte die Unterschiede und Gegensätze in der Welt ausgleichen, der Fortschritt nach oben muß sie vergrößern.

Da also ein die ganze Welt umfassendes, hinreichend straff organisiertes Staatswesen weder möglich noch wünschenswert ist, so müssen sich, wenn das Leben der Menschen auf diesem Planeten nicht ein wüster Kampf aller gegen alle werden soll, die hinreichend einheitlich gearteten Länder und Völker einzeln zu möglichst vollständigen und harmonischen Interessengemeinschaften zusammenschließen. Der Kampf um Dasein und Macht hört darum zwischen diesen, am besten nach großen, gleichsprachigen Nationen sich gliedernden Interessengemeinschaften und in milderer Form sogar innerhalb der Nationen und Länder nicht auf. Das ist aber kein Nachteil; im Gegenteil, es ist sogar im Interesse des allgemeinen Fortschritts und der dauernden Gesunderhaltung der Menschheit wünschenswert, daß der Kampf, bezw. der Wettbewerb fortbesteht; aber er muß dann von Nation zu Nation und noch mehr innerhalb derselben in geordneter und ritterlicher Weise geführt werden, was wiederum, wie sich später zeigen wird, nur unter der Bedingung vollständiger und harmonischer Interessengemeinschaften möglich ist. Auch kann nur unter *diesen* Bedingungen der Kampf in des Wortes verwegenster Bedeutung, der Krieg, auf ein Minimum der Häufigkeit und Gemeinschädlichkeit beschränkt werden; denn im Falle unvollständiger und unharmonischer Interessengemeinschaften sind die Ursachen für innere und äußere Konflikte *fortwährend* vorhanden. Ein dauernder Friede im Innern, wie ihn eine möglichst vollständige und harmonische Interessengemeinschaft in sichere Aussicht stellt, ist dem dauernden Unfrieden im Innern und einem nicht einmal in sicherer Aussicht stehenden Weltfrieden unbedingt vorzuziehen; denn selbst wenn *äußere* Kriege durch eine weltwirtschaftliche Ordnung vermieden werden könnten, würden die *innern* Kriege von Berufsklasse zu Berufsklasse dann nur um so häufiger und heftiger werden, und überdies würden die Menschen, wie später deutlich gezeigt werden wird, ohne jede Rücksicht auf Rasse, Lebensgewohnheit und Kulturstufe in der wüstesten Weise durcheinander gewürfelt werden. Die eine Art von Nationen müßte sich dann weit überwiegend mit Industrie und Handel, die andere mit Landwirtschaft abgeben. Dabei würde die letztere Art von Nationen immer arm und ohnmächtig bleiben und ihren Bevölkerungsüberschuß ohne jede Rücksicht auf Rasse, Lebensgewohnheit und Kulturstufe an

die erstere Art abgeben müssen. Das würde aber selbst den Industrie- und Handelsnationen auf die Dauer keinen Vorteil bringen; denn sie würden sich durch Ueberreichtum, Genußsucht, übermäßige Rassenmischung und allzu einseitige Beanspruchung der wirtschaftlichen, geistigen, leiblichen Kräfte körperlich und seelisch zugrunde richten. Es würde also für keine Nation das Ideal eines wahrhaft natur- und kulturgemäßen Lebens erreicht werden.

Angesichts dieser für jeden halbwegs Kundigen und Ehrlichen auf der Hand liegenden Nachteile der übertriebenen Weltwirtschaft drängt sich die Frage auf, wie es denn überhaupt kommt, daß gewisse Menschen eine so merkwürdige, oft geradezu fanatische Vorliebe für Weltbürgertum und Weltwirtschaft, anstatt für Staatsbürgertum und Nationalwirtschaft an den Tag legen.

Der Grund davon ist der, daß es eine namentlich in heutiger Zeit überaus mächtige und einflußreiche Klasse von Menschen gibt, die ein wohlverstandenes Interesse an einer möglichst weitgehenden weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung und einer möglichst großen Abhängigkeit der Nationen voneinander haben. Es sind das die internationalen Geld- und Warengroßhändler, die den Geld- und Warenaustausch zwischen den verschiedenen Nationen vermitteln. Je mehr dabei die eine Nation von der andern abhängig wird, je weniger jede für sich allein existieren kann, desto größer wird die Macht und die Bereicherungsmöglichkeit dieser Vermittler. Wenn nun gar die einander wirtschaftlich ergänzenden Nationen recht weit voneinander entfernt sitzen, so können diese Vermittler der einen Nation z. B. die Rohprodukte, der anderen die Fabrikate sperren, ohne daß beide Nationen dagegen irgend etwas tun können. Selbst ein Krieg würde für beide ziemlich aussichtslos sein, da es in solchem Falle sowohl der einen wie der andern Nation an dem dazu Nötigsten gebricht. Das ganze Wohl und Wehe solcher Nationen liegt dann vollständig in den Händen der internationalen Händler, und diese nutzen ihre Macht natürlich entsprechend für sich aus, so daß man sich nicht wundern kann, wenn ihr Reichtum und damit ihre Macht von Jahr zu Jahr immer mehr, geradezu lawinenartig anwächst, während das werteschaffende Volk immer abhängiger und ohnmächtiger wird.

Die Gefährlichkeit dieser internationalen Mächte wird von den nationalen Machthabern (Regierungen und Volksvertretungen) noch immer nahezu völlig verkannt, ja, scheint überhaupt erst recht wenigen national interessierten Politikern genauer bekannt zu sein. Sagte doch sogar Fürst Bülow in seiner Rede zur Begründung der Reichsfinanzreform vor kurzem erst, daß es wünschenswert wäre, wenn die internationalen Beziehungen immer mehr zunähmen. Es ist darum notwendig, das eigentliche Wesen dieser Mächte hier besonders zu kennzeichnen.

Jede Macht und Herrschaft beruht auf bestimmten Machtmitteln. Die der „goldenen Internationale" bestehen ausschließlich in sog. „mobilem" Kapital, d. h. in barem Gelde und in börsenfähigen Werten: Staatspapieren, Stadtpapieren, dann Hypotheken und Obligationen industrieller Gesellschaften, namentlich aber in den sog. „Aktien" von Industrie-, Bergwerks-, Bank-, Schiffahrts- usw. Unternehmungen, die, obwohl sie von jedem halbwegs natürlichen und wahrhaft kulturellen

Rechtsstandpunkte aus nur Schuldtitel sein sollten, nach dem heute bestehenden, auf römisch-byzantinischen Wuchereranschauungen fußenden Rechte als Eigentumsanteile gelten. Es wird später noch von diesen „Aktien“ die Rede sein.

Die Beweglichkeit dieser papiernen Machtmittel bringt es mit sich, daß deren Inhaber bezüglich der Seßhaftigkeit an kein bestimmtes Land und Volk gebunden sind. Sie können ihre Zinsen und Dividenden überall einziehen und verzehren. Wenn es ihnen in dem einen Lande nicht mehr paßt, können sie in ein anderes Land ziehen; nur muß dieses, wenn das Leben darin für sie nicht unbequem sein soll, an die internationale Herrschaft des beweglichen Kapitals angeschlossen sein, d. h. es muß Banken und Börsen haben und durch den Mißbrauch dieser Institute einen bestimmten (möglichst großen) Teil seines produktiven Vermögens (Grundstücke, Fabriken, Bergwerke, Kaufhäuser, Eisenbahnen, Frachtschiffe usw. in papierne, für jedermann an der Börse käufliche und verkäufliche Werte verwandelt haben. Erfüllt ein Land diese Bedingungen, so kann es für den internationalen Geldmachthaber Vaterland sein; es liegt sogar in seinem Interesse, für keins dieser Länder besonders zu schwärmen, sich an keins von ihnen mit Herz und Gemüt fest anzuschließen; denn das würde ihn nur hindern, nötigenfalls ein Land gegen das andere auszuspielen und alle mit gleicher Lust und Liebe auszubeuten. Zu einer solchen rein wucherischen, d. h. parasitären Lebensweise zwischen Völkern, Klassen und Individuen eignen sich von allen Rassen und Klassen am besten die Juden, erstens, weil sie schon seit fast zwei Jahrtausenden kein eigentliches Vaterland mehr haben, und zweitens, weil sie in der wucherischen Erwerbsweise die sicherste Findigkeit, die ältesten Erberinnerungen haben. Es wäre jedoch ungerecht, diese (übrigens sehr mannigfach gemischte) Rasse oder Klasse für die Schäden des internationalen Kapitalismus allein verantwortlich zu machen. Der Wucher ist für alle unproduktiven und dabei habgierigen, genußsüchtigen Individuen nur zu verführerisch; denn er gestattet, ohne jede angestrengte und schöpferische Arbeit bequem, ja üppig zu leben. Es gibt aber in allen Rassen und Klassen mehr oder weniger derartige Individuen, und man kann sogar behaupten, daß die kühnsten, gemeingefährlichsten Völkerräuber indirekter Art, wie z. B. verschiedene der amerikanischen Trustmagnaten, gewöhnlich keine Juden sind. Diese Rasse oder Klasse ist durch entsetzliche, allerdings bei uns schon recht weit zurückliegende Erfahrungen am eigenen Leibe ziemlich ängstlich geworden und hütet sich vor jeder allzu gefährlichen Ueberspannung der kapitalistischen Erwerbsart. Sie unternimmt selbst weniger gefährliche Sachen nicht mehr gern allein und läßt lieber national eingebürgerte Geldleute oder sonstige nationale Machthaber am Gewinn teilnehmen, als daß sie allein den ganzen Gewinn, aber auch das ganze Odium sich aufladet. Nicht selten wissen die dazu als Mitschuldige Herangezogenen nicht einmal, zu welchen verdammenswerten Handlungen ihr guter, oft vornehmer Name gemißbraucht wird. Das Empfinden für Ehre, Sitte, Recht, das früher in gewissen Klassen außerordentlich fein war und mangelnde Einsicht in gewisse Dinge ersetzen konnte, ist in letzter Zeit, unter der Einwirkung einer in Verdrehungskünsten überaus geschickten Presse, recht bedauerlich stumpf

geworden. Es war darum zwar nicht unrichtig, aber politisch höchst unklug, die nationalen Abwehrmaßregeln gegen den internationalen Kapitalismus mit dem sog. „Antisemitismus“ zu verquicken. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf allerlei verhältnismäßige Nebensächlichkeiten abgelenkt.

Die Hauptsache ist nämlich, daß die Besitzer des beweglichen und die des seßhaften Kapitals — soweit man die eigentlichen Produktionsmittel: Grund und Boden, Rohstoffe, Forscher-, Erfinder-, Künstlergeist, Arbeitskraft, Ordnungssinn, Wehrfähigkeit usw. als „Kapital“ bezeichnen will — ganz verschiedene, meist geradezu entgegengesetzte Interessen haben und entsprechend entgegengesetzte Interessengemeinschaften bilden. Die Interessen des seßhaften oder des unübertragbaren (persönlichen) Kapitals sind stets nationaler, die des beweglichen oder des unpersönlichen, leicht übertragbaren Kapitals meist internationaler Art, gleichviel welcher Rasse die entsprechenden Vertreter angehören. Die nationalen Machthaber und der die eigentlichen Werte schaffende Teil jeder Nation haben ein Interesse daran, daß Kapital und Arbeit, Produktionsmittel und Produktionskraft soviel als irgend möglich in derselben Hand bleiben und daß das ganze Nationalvermögen zwar nicht gleichmäßig, aber doch möglichst nach harmonischen Größen- und Zahlenverhältnissen verteilt wird. Nur dann gedeiht die Nation in sittlicher, geistiger und leiblicher Hinsicht am besten. Auch bleiben dann die Rassen, Lebensgewohnheiten und Kulturstufen einigermaßen beisammen, werden jedenfalls nicht wüst durcheinandergewürfelt. Das Gedeihen, d. h. die Vermehrung des beweglichen Kapitals ist aber an genau entgegengesetzte Bedingungen geknüpft. Seine Inhaber finden ihre Rechnung am besten und bequemsten, wenn Kapital und Arbeit möglichst getrennt werden, wenn also an Stelle des schuldenfreien Besitzes der Produktionsmittel die Kreditwirtschaft oder, am besten, die Aktiengesellschaften treten, die ihrerseits wieder, je besser sie florieren, um so mehr die Tendenz haben, die Besitztitel in immer wenigeren Händen zu konzentrieren und die Betriebe immer mehr zu vergrößern, auch wenn das weder aus technischen, noch ökonomischen, noch irgendwelchen andern ehrlichen Gründen wünschenswert erscheint. Wenn z. B. irgendwo ein Unternehmen irgendwelcher Art gut rentiert und in eine Aktiengesellschaft und damit der persönliche, unbewegliche Besitz in einen unpersönlichen, beweglichen verwandelt wird, so wird oft das Unternehmen derart über jedes vernünftige Bedürfnis hinaus vergrößert, daß es bald aufhört, gut zu rentieren. Dann werden die Aktien, nachdem sie an der Börse möglichst in die Höhe getrieben worden sind, an das größere, uneingeweihte Publikum abgestoßen, dem sie dann oft wieder, wenn sie nahezu wertlos geworden sind, von den Eingeweihten abgekauft werden. Nunmehr fangen die vorher, infolge der Ueberproduktion, schlecht rentierenden Gesellschaften nach und nach wieder zu rentieren an, weil inzwischen verschiedene Unternehmungen desselben Produktionszweiges zugrunde gegangen sind.

Unter solchen wirtschaftlichen Zuständen, die immer mehr auf arbeitslosen Besitz und besitzlose Arbeit, also auf Enteignung der wirklich werteschaffenden oder ehrlich sparenden Hände und Köpfe

hindrängen, kann selbst die lebenskräftigste und innerlich geschlossenste Nation nicht lange gedeihen. Solche anarchischen Zustände erzeugen im Innern einer Nation Gegensätze, wie sie sonst nur zwischen feindlichen Nationen möglich sind. Gewöhnlich erkennen das aber die für das allseitige Gedeihen der Nation Verantwortlichen, die nationalen Machthaber, erst zu spät. Sie lassen sich durch allerlei eitles Blendwerk täuschen oder verwechseln gar die Interessen der internationalen Wucherer mit denen der Nation. An diesem Gegensatze zwischen Selbstsucht und Gemeinsinn sind die antiken Gesellschaften zugrunde gegangen und werden auch die modernen zugrunde gehen, wenn sie nicht rechtzeitig die wirtschaftliche Anarchie durch eine wirtschaftliche Ordnung ersetzen.

Hieraus dürfte wohl zur Genüge klar geworden sein, daß für Nationen und Rassen, die sich selbst erhalten wollen, eine Zunahme der internationalen Beziehungen und der Mobilisation des Besitzes über einen gewissen Grad hinaus nicht wünschenswert ist. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sich die Nationen gegeneinander hermetisch abschließen müßten. In geistiger Hinsicht ist das überhaupt zu verwerfen, und auch in wirtschaftlicher Beziehung braucht der Abschluß nicht vollständig zu sein. Für Dinge, die ein Land und Volk aus klimatischen und anderen unabänderlichen Ursachen nicht selbst erzeugen kann, ist ein internationaler Handel selbstverständlich nicht zu vermeiden. Auch solche Waren, die ein Land nicht so wohlfeil wie ein anderes hervorbringen kann, wird und darf es gegen andere Waren, die es besonders wohlfeil erzeugt, international austauschen; nur darf dadurch die Vollständigkeit und Harmonie seiner eigenen Wirtschaft nicht erheblich gestört werden, d. h. die internationalen Beziehungen dürfen nicht über eine gewisse, die politische Unabhängigkeit gefährdende Grenze hinauswachsen. Auch dürfen es nur mehr oder weniger entbehrliche Dinge sein, die für den internationalen Handel in Frage kommen können. In bezug auf absolut unentbehrliche Nahrungsmittel jedoch, wie Getreide und alle daraus erzeugbaren Produkte, zu denen auch Fleisch gehört, muß ein Land und Volk absolut selbständig bleiben, wenn es nicht seine Existenz unberechenbaren Zufällen und Gefahren aussetzen will. Die Landwirtschaft muß darum die unantastbare Grundlage jeder auf annähernde Vollständigkeit und Harmonie Anspruch machenden Interessengemeinschaft sein und bleiben. Wie jeder selbständige Organismus einen Magen haben muß und nicht auf die Dauer künstlich, mittels eines Zuleitungsschlauches, ernährt werden kann, so muß jedes Land und Volk soviel absolut unentbehrliche Nahrungsmittel selbst erzeugen, daß die eigene Produktion bei mittleren Ernten ausreicht, und nicht eine unsichere, etwa gar über Länder und Meere reichende Zuleitung notwendig wird. Aber auch die bei übermittleren Ernten gewonnenen Ueberschüsse dürfen nicht ausgeführt, sondern müssen aufgespeichert werden, damit bei untermittleren Ernten der eigene Bedarf gedeckt ist.

Das alles ist nicht nur aus Gründen der möglichst vollständigen und harmonischen Interessengemeinschaft, sondern überhaupt schon wegen der dauernden Gesundheit und Lebensfähigkeit, der ungefährdeten

Zukunft einer Gesellschaft absolut notwendig. Selbst wenn man sich auf den utopistischen Standpunkt stellt, daß Kriege und Boykott die Brotversorgung eines Landes niemals auf die Dauer in Frage stellen können, weil diese Mittel ein für allemal abgeschafft werden könnten, so bleiben für ein landwirtschaftlich von außen abhängiges Land doch noch genug schwere Gefahren übrig. Eine sozusagen künstliche Ernährung ist nämlich nur solange für das betroffene Land möglich, als es überwiegend agrarische Länder gibt, die geneigt sind, überflüssige Nahrungsmittel gegen Industrieerzeugnisse einzutauschen. Dabei bleibt aber ein Land, auch wenn es fruchtbar ist, vergleichsweise ohnmächtig, weil arm und schwach bevölkert. Es wird also danach streben, sich seine unentbehrlichen Industrieartikel selbst zu erzeugen, um seine wachsende Bevölkerung im Lande behalten und seinen Reichtum, überhaupt seine Macht steigern zu können. Hat es auf diese Weise einen gewissen Sättigungszustand erreicht, so ist es nicht mehr imstande, Nahrungsmittel abzugeben. Denkt man sich diese Entwicklung für alle noch überwiegend agrarischen Länder vollendet, so ist die Existenz der überwiegend industrialisierten schlechterdings unmöglich geworden. Die im Lande nicht mehr ernährbare Bevölkerung wird verhungern oder auswandern müssen, ohne daß die übrigen, jetzt ja selbst gesättigten Länder imstande wären, sie aufzunehmen. Man müßte sich also mit kriegerischer Gewalt den Zutritt erzwingen, was den durch Ueberindustrialisierung verweichlichten und in ihrer leiblichen wie gesellschaftlichen Konstitution geschwächten Völkern ganz unmöglich ist. Vielmehr müssen sie den agrarisch und industriell unabhängigen, in jeder Hinsicht kräftigeren Völkern zur Beute fallen. Die übermäßige Industrialisierung eines Landes ist also selbst dann zu verwerfen, wenn sie nach Maßgabe der Zustände in andern Ländern vorläufig noch möglich erscheint. Auf eine vorläufige Möglichkeit kann wohl ein einzelner sterblicher Mensch, aber kein Volk, das dauernd existieren will, seine Existenz gründen.

Natürlich wird auch bei den agrarisch und industriell im Gleichgewicht befindlichen Völkern irgend einmal der Zeitpunkt eintreten, wo die überschüssige Bevölkerung im eigenen Lande nicht mehr ernährt werden kann, ohne daß in anderen Ländern für sie noch Raum ist. Es muß dann in irgendeiner Weise Luft und Ausdehnungsraum geschaffen werden. Und wenn sich nicht alle Völker zum Zweikindersystem bequemen wollen, werden kriegerische Verwickelungen nicht ausbleiben. Der (geordnete und ritterlich geführte) Krieg wird also stets ein Glied der besseren Weltordnung bleiben müssen. Jedenfalls könnte er nur durch den ungeordneten Krieg von Mann zu Mann, von Gruppe zu Gruppe ersetzt werden. Und selbst wenn es durch internationale Abmachungen möglich wäre, äußere Kriege zu vermeiden, so würden die innern Kriege, solange die Menschheit an Leib und Seele noch nicht völlig verkrüppelt wäre, nur um so heftiger und häufiger werden. Während sonst nur zeitweise und auf geordnete, ritterliche Manier Krieg geführt würde, im übrigen aber meist Frieden in und zwischen den Nationen wäre, würde dann im Innern fast immer Krieg oder mindestens Unfriede zwischen den einzelnen Klassen sein. Es kann also wohl nicht zweifelhaft erscheinen, welches von den beiden unvermeidlichen Uebeln das kleinere ist.

Damit nun aber ein Volk stets imstande sei, den bei Uebervölkerung nicht mehr gut vermeidlichen Krieg zu führen, muß die möglichst hohe Steigerung oder Hocherhaltung der Wehrkraft der zweite Hauptgesichtspunkt sein, der nächst der dauernd gesicherten Ernährung für die Ordnung der menschlichen Gesellschaften in Betracht kommt. Ein Organisationsprinzip, welches diese beiden Grundlagen jeder besseren Gesellschaftsordnung ausschlösse, müßte von vornherein als utopistisch, unsinnig angesehen werden. Die Sicherheit des einzelnen wie der Gesellschaft beruht darauf und nur darauf; alles Weitere ist Aufbau und Ausbau. Ein Land und Volk wäre nicht nur äußeren, sondern auch inneren Feinden preisgegeben, wenn es auf diese Grundlagen seiner Existenz verzichten wollte. Es muß demnach als geradezu verbrecherisch, landesverräterisch bezeichnet werden, einer Nation diese beiden Grundlagen ihrer dauernden Existenz untergraben zu wollen.

Was bei jener, für den festen Zusammenhalt einer Gesellschaft notwendigen Interessengemeinschaft unter der Vollständigkeit zu verstehen ist, dürfte nach dem Vorausgegangenen, sowie aus dem Aufsatz: „Gesunder und kranker Gesellschaftskörper" nicht mehr zweifelhaft sein. Um es noch einmal ganz kurz anzudeuten: es müssen sich die verschiedenen gewerblichen Berufsklassen möglichst restlos ergänzen. Alle müssen aufeinander und nicht auf die unsichern, unkontrollierbaren Verhältnisse im Auslande angewiesen sein.

Es fragt sich nun noch, was man sich unter einer harmonischen Interessengemeinschaft vorzustellen hat. Das bezieht sich auf die Größe und Anzahl der für Urproduktion, Fabrikation und Verteilung erforderlichen selbständigen Betriebe, d. h. es müssen dabei Verhältnisse maßgebend sein, die eine gewisse Aehnlichkeit mit den materiellen Grundlagen harmonischer Töne haben. Es muß also dafür gesorgt werden, daß große, mittlere, kleinere und kleine Betriebe ohne gegenseitige Störung nebeneinander bestehen können. Die Gründe dafür sind mannigfaltiger Art und sollen im folgenden erörtert werden.

Die Großbetriebe sind zwar in gewissen Fällen unvermeidlich, werden aber dem Gemeinwohl sowie den einzelnen, die daran in leitender oder untergeordneter Stellung beteiligt sind, immer schädlicher, je mehr sie sich zu Riesenbetrieben auswachsen. Diese können sich wegen ihrer geringen Anzahl leicht untereinander verständigen und eine Art Monopolstellung erringen, die jeden gesunden Wettbewerb ausschließt und daher selbst den technischen Fortschritt, den man ihnen sonst gern zuschreibt, auf die Dauer hemmen. Dann machen sie eine zu große Anzahl Menschen zu abhängigen Gehalts- und Lohnsklaven und eine ganz geringe Zahl überreich und übermächtig. Auch wird durch sie, infolge zu weitgehender Arbeitsteilung, die Arbeit einseitig, langweilig, ungesund an Leib und Seele. Selbst noch so vollkommene hygienische Einrichtungen können wohl die schlechte physische, aber nicht die schlechte moralische Luft der Fabriksäle, auch nicht die Eintönigkeit und Langweiligkeit der Arbeit beseitigen. Das Schlimmste eben ist, daß der industrielle und händlerische Großbetrieb zu viel junge Menschen auf engem Raum konzentrieren und allen schädlichen Einflüssen sittlicher Art ohne

genügende Ueberwachungsmöglichkeit preisgeben muß. Auch das allzu wasserkopfartige Anwachsen der Großstädte auf Kosten der kleinen Städte und des Landes hängt mit dem überhandnehmenden Großbetriebe in Industrie und Handel zusammen. Trotz dieser mannigfachen Gemeinschädlichkeit wird man, wie schon bemerkt, auf den Großbetrieb in einigen Fällen aus technischen und ökonomischen Gründen nicht verzichten können. Große Seeschiffe, Lokomotiven und andere schwere Maschinen kann man im mittleren Betriebe nicht zu bauen unternehmen; ebenso sind Kanonengießerei, Reederei und namentlich Bergbau nur in großem Betriebe gut möglich. Auch gewisse häufige Gebrauchsgegenstände lassen sich nur in weitgehend arbeitsteiligem Großbetriebe wohlfeil genug herstellen. Indessen darf eine nur etwas größere Wohlfeilheit kein Grund sein, um die Ausdehnung der Betriebe über eine gewisse Grenze hinaus zu begünstigen. Die mannigfachen und schweren Nachteile eines zu weit ausgedehnten Großbetriebes können durch kleine Vorteile nicht aufgewogen werden.

Bei wirtschaftlicher Anarchie hat übrigens der Großbetrieb meist gar nicht den Zweck, die Produkte besser oder wohlfeiler zu liefern, sondern dient gewöhnlich nur dazu, um die weniger kapitalkräftigen Mitbewerber zu erwürgen, bezw. zum Anschluß an einen Trust zu nötigen. Die leichte Kapitalsbeschaffung durch sog. „Aktien" und die wie ein Wettspiel wirkende Börse erleichtert diese Abschlachtung der Kleinen und Angliederung der Größeren nicht wenig. Hat man auf diese Weise, nicht selten unter großen Verlusten, eine Monopolstellung in einem Produktions- oder Verteilungszweige erlangt, so ist man gezwungen, die Konsumenten durch hohe Preise zu schröpfen, um nicht nur den vorausgegangenen Verlust wieder herauszuholen, sondern auch noch bedeutende Gewinne zu machen. Ein derartiger Großbetrieb hat nicht nur keine Daseinsberechtigung, sondern ist im höchsten Grade schädlich. Großbetrieb ist also nur da zu begünstigen bezw. nicht zu hemmen, wo ungewöhnliche Vorteile technischer oder ökonomischer Art in Frage stehen. In den meisten Fällen leisten jedoch gut geleitete Betriebe mittlerer, ja oft selbst kleinerer Ausdehnung technisch und ökonomisch dasselbe, mitunter sogar noch besseres, als Großbetriebe, namentlich, wenn diese nicht unter selbstverantwortlicher Leitung des Besitzers und Schöpfers stehen, sondern im Auftrage und unter immerhin unvollkommener Aufsicht von Kapitalisten geleitet werden.

Ganz uneingeschränkt gilt das alles jedenfalls für die Land- und besonders Gartenwirtschaft. Hier sind die kleineren Betriebe oft sogar schon den mittleren an zweckmäßiger Ausnutzung zwar nicht des Bodens, aber der Arbeitskraft überlegen. Darum sind jedoch die großen und mittleren Betriebe selbst hier keineswegs überflüssig oder für das Gemeinwohl entbehrlich. Wenn es hier nur kleine Betriebe gäbe, würde nicht nur die landwirtschaftliche Technik bald zurückgehen, sondern es wäre auch nicht möglich, die städtische Bevölkerung genügend zu ernähren und zu ergänzen.

Fragt man nun, wie sich der ländliche Besitz aus sozialen, politischen und wirtschaftlichen Rücksichten am besten zu verteilen hätte, so könnten bei einer Feldmark und Dorfgemeinde von 3000 bis

4000 Morgen (800—1000 ha) etwa folgende Verhältnisse in fruchtbaren Gegenden maßgebend sein. Ein Rittergut von etwa 1000 Morgen (250 ha) für den sozialen, politischen, technischen und geistigen Führer der Gemeinde. Dann, um den Uebergang herzustellen, zwei bis drei Großbauerngüter von 100—200 Morgen; weiter fünf bis sechs Mittelbauerngüter von 40—80 Morgen. Der Rest der Feldmark könnte sich auf Kleinbesitz von 5—20 Morgen verteilen. In diesem Falle würden der große, sowie die mittleren uud kleineren Betriebe sich in einer Weise ergänzen, die dem Gemeinwohl, dem allgemeinen Kulturfortschritt, dem sozialen Frieden, dem Bedürfnis des Staates und der Gesellschaft nach Ernährung und nach der entsprechenden Anzahl von Hand- und Kopfarbeitern am besten dienen würde. Auf der einen Seite würde es nicht an gelernten Arbeitern, auf der andern nicht an Arbeit, an Sicherheit und verhältnismäßiger Annehmlichkeit der Existenz fehlen. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß die Inhaber der für eine selbständige Existenz zu kleinen Betriebe sich entweder durch Nebenbeschäftigung auf den größeren oder durch handwerksmäßige Tätigkeit als Schmied, Stellmacher, Schuhmacher, Schneider, Krämer, Gastwirt, Bäcker, Fleischer usw. den Erwerb vervollständigen. Allein auf Handwerk oder sonstige Nebenarbeit könnte sich in einer rein agrarischen Dorfgemeinde wohl keine Familie mit genügender Sicherheit für das ganze Jahr stützen; ein gewisser Grundbesitz dürfte also auch für diese Berufsarten hier unentbehrlich sein.

Obige Besitzverteilung ist natürlich nur ein ungefähres Schema, das sich in einer besonders fruchtbaren Gegend entsprechend verengern, in einer weniger fruchtbaren und bevölkerten Gegend entsprechend erweitern oder sonstwie ändern könnte. Im allgemeinen dürfte es aber dem Bedürfnis nach einer vollständigen und harmonischen Interessengemeinschaft unter ländlichen Durchschnittsverhältnissen genügen. Auch besteht es ja bereits vielfach in der Praxis, und die Erfahrung lehrt, daß unter solchen Bedingungen die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in rein agrarischen Gegenden am gesundesten sind.

Unter solchen gesunden Verhältnissen vermehrt sich die ländliche Bevölkerung gewöhnlich stark. Es wird deshalb auf dem Lande ein gewisser Ueberschuß an Arbeitern der Hand und des Kopfes auch bei einer entsprechenden Steigerung der Intensität der Wirtschaft verfügbar sein. Das ist aber solange kein Uebelstand, vielmehr ein Vorteil, als die Städte, namentlich die Großstädte, durch eigene Vermehrung sich nicht auf der Höhe erhalten oder gar vergrößern können. In den letzten Jahrzehnten und besonders jetzt war und ist sogar das Bedürfnis der Großstädte und Industriezentren nach neuem, frischem Menschenmaterial größer, als der Ueberschuß des Landes, so daß dieses teilweise sogar Mangel an Arbeitskräften hatte und solche aus dem Auslande, also von anderer Rasse und Kultur beziehen mußte und muß. Das ist ein sehr bedenklicher Uebelstand, der vermieden werden muß und in einer harmonisch geordneten Volkswirtschaft auch vermieden werden kann. Er war ja auch nur durch die kapitalistische Raubwirtschaft der letzten Jahrzehnte und die damit im Zusammenhange stehende Ueberindustrialisierung überhaupt möglich. Unter gesunden, normalen Verhältnissen kann die städtische Entwick-

lung in Industrie und Handel nicht schneller zunehmen, als die Gesamtheit der dafür im Lande verfügbaren Arbeitskräfte zunimmt. Es ist eben volkswirtschaftlicher Raubbau, wenn diese Entwicklung durch kapitalistische Mittel treibhausartig beschleunigt und in exzentrische Bahnen getrieben wird. Raubbau rächt sich stets, wenn nicht in der Gegenwart, so doch sicher in der Zukunft. Die Geschichte lehrt, daß alle Gesellschaften, die solche Raubwirtschaft zuließen, daran zugrunde gegangen sind. Auch die modernen Gesellschaften stehen in dieser Hinsicht nicht über den Naturgesetzen. Der Untergang muß hier sogar, der schnelleren Ueberentwicklung entsprechend, noch schneller vor sich gehen. Er könnte auch dann nicht aufgehalten, ja nur beschleunigt werden, wenn diese unharmonische, einseitige Entwicklung, anstatt unter kapitalistischer, unter einer sozialistischen Aera etwa marxistischer Art erfolgte. Das Uebel liegt eben in der Unvollständigkeit und Disharmonie der Interessengemeinschaft; der Kapitalismus verschlimmert es nur, bringt es auch zuerst hervor und lenkt dadurch die Gegenbewegung, den internationalen Sozialismus der Proletarier, in eine falsche, ja, im Vergleich mit der kapitalistischen, noch verderblichere Richtung. Die Extreme sowohl des kapitalistischen Sozialismus der Plutokraten wie des antikapitalistischen Sozialismus der Proletarier müssen zuletzt auf unterschiedlosen Kommunismus hinauslaufen. An Stelle des „Kommunismus des Mammons“, der sich zuletzt in wenigen überreichen Trustmagnaten nahezu gleichmäßig konzentriert, müßte der ungefähr ebenso gleichmäßige Kommunismus der Armut folgen, wenn dieser überhaupt jemals vor dem völligen Zerfall und Untergang der Gesellschaften eintreten könnte.

Der moderne, mehr mechanische als organische Sozialismus von Marx und Genossen — der sog. „Revisionismus“ scheint nur ein verkappter Kapitalismus zu sein — ist, wie Prof. G. Ruhland (System der politischen Oekonomie, Band I, S. 139) ganz richtig sagt, von den Mißständen in der englischen Fabrik ausgegangen und darin stecken geblieben. Marx kennt als Objekte kapitalistischer Ausbeutung im wesentlichen nur die groben Muskelarbeiter, die Fabrikproletarier. Von den kapitalistisch mindestens ebenso ungerecht ausgebeuteten Gehirnarbeitern oder gar von deren höchster Stufe, den Forschern, Erfindern, Künstlern, scheint er keine Ahnung zu haben. Auch hört man bei ihm nichts davon, daß die Fabrik als Produktionsstätte schlechtweg zu verwerfen und möglichst durch etwas Besseres, Freieres, Schöneres zu ersetzen sei. Er bleibt eben, trotz aller Freiheitsphrasen, in der Fabrik, d. h. in der wirtschaftlichen Sklaverei stecken.

Die Fabrik, überhaupt der industrielle und händlerische Großbetrieb, mag zwar für gewisse Zweige der Produktion und Verteilung, wie bemerkt, ein notwendiges Uebel sein, ist aber jedenfalls ein Uebel und keinesfalls das Ideal einer gesunden, Leib und Seele stärkenden und befriedigenden Arbeitsstätte und Arbeitsweise. Die Fabrik macht die Arbeit für nahezu alle Beteiligten unfrei, unkünstlerisch, öde, langweilig. Aus dem selbständigen Handwerksmeister und dessen Gehülfen, die gewöhnlich nicht bloß zur Werkstatt, sondern mehr oder weniger auch zur Familie des Meisters gehören und dadurch gewissen ethischen und ästhetischen Beeinflussungen zugänglich werden, kann sich unter halbwegs günstigen Voraussetzungen der

Kunsthandwerker, ja der Künstler entwickeln, aus dem Fabrikarbeiter niemals. Das Wort „Meister“ wird als Ehrentitel auch für die höchsten Künstler gebraucht, aber das Wort „Fabrikarbeiter“ hat sowohl in bezug auf den Wert des Arbeitsproduktes wie auf das Lebensgeschick des Arbeiters eine mehr oder weniger verächtliche Bedeutung erhalten. Das würde auch unter sozialistischer Ordnung marxistischer Art nicht wesentlich anders werden, falls sich nicht die Fabrik als solche soviel als irgend möglich auflöst. Sie ist allenfalls das Ideal für menschenunwürdige Versklavung und Ausbeutung der Arbeiter, aber nicht für die Arbeit überhaupt. Diese muß einen ethischen und ästhetischen Wert haben, muß soviel als irgend möglich selbständig, frei, individuell sein. Sie muß, wenn auch nicht immer ein Vergnügen, so doch mindestens keine unerträgliche, geisttötende Last sein. Das ist aber nur möglich, wenn die Arbeit nicht zu einseitig und abwechselungslos ist, wenn der Arbeiter das fertige Produkt seiner Arbeit zu sehen bekommt und sich daran erfreuen kann. Für eine derartige mehr oder weniger künstlerische Arbeitsweise ist aber eben die Werkstätte des selbständigen Handwerksmeisters und dessen Familienkreis weit günstiger, als der Fabriksaal und die Schlafstelle in der überfüllten großstädtischen Mietskaserne. Fabriken sind überhaupt wie Kasernen, nur daß darin nicht dieselbe Zucht und Ordnung herrscht und man darin die ganze Lebenszeit, nicht bloß ein paar Jahre zubringen muß.

Aus der englischen Fabrik, von der die sozialdemokratische Bewegung ausgegangen und in der sie im wesentlichen stecken geblieben ist, erklärt sich auch zur Genüge das Fabrik-, Kasernen- und Gefängnisartige des sozialdemokratischen Zukunftsstaates, soweit man diesen auszumalen überhaupt der Mühe wert gefunden hat. Man scheint sich diesen „Zukunftsstaat“ nicht anders als wie ein großes Staatsfabrikwesen mit entsprechend großen Riesenstädten und Riesengroßbetrieben vorstellen zu können. Ein solches Gesellschaftswesen ist trotz aller geflissentlichen Betonung des „Sozialen“ so unsozial wie möglich, weil darin für die Familie — bekanntlich die Grundlage jeder sozialen Ordnung — noch weniger Raum übrig bleibt, als im heutigen kapitalistischen Staate. Man will die soziale und wirtschaftliche Organisation völlig in der politischen, die Gesellschaft also völlig im Staate aufgehen lassen, was, wie schon vorher bemerkt, der Gipfel der geistigen Beschränktheit und sittlichen Verwahrlosung ist. Nur wer von allen gesunden Instinkten natürlicher und wahrhaft kultureller Richtung verlassen ist, kann ein solches Gesellschaftsideal aufstellen. Durch die sog. „freie Liebe“, die an Stelle der mono- oder polygamen Familie treten soll, würde man vielleicht das Dirnentum gröbster, gemeinster Art vorläufig zurückdrängen, dagegen würde ein feineres Dirnentum nur um so üppiger in die Halme schießen. Welche von diesen beiden Arten des Dirnentums für eine wahrhaft natur- und kulturgemäße Fortpflanzung, ja für die Fortpflanzung überhaupt verderblicher wäre, kann zweifelhaft erscheinen, verderblich sind sie aber beide. Es handelt sich ja bei der Fortpflanzung des Menschengeschlechts nicht bloß darum, den Geschlechtstrieb zu befriedigen, sondern auch um das Kindergebären und Auferziehen. Das erstere ist sehr leicht und angenehm, das letztere sehr schwer und oft unangenehm. Dieses bedarf darum der stärksten sittlichen Antriebe

und festesten gesetzlichen Stützen. Das Gesetzliche könnte der Staat allenfalls garantieren, das Sittliche dagegen kann nur durch die soziale Ordnung, die sich auf der Familie aufbaut, gewährleistet werden. Das feinere Dirnentum, worauf, wie bemerkt, die „freie Liebe" ohne heuchlerische Phrase hinausläuft, müßte sich übrigens, bei fortschreitender Entwicklung, doch wieder entweder nach oben, in die geordnete Familie, oder nach unten, in das gemeine Dirnentum entwickeln, falls überhaupt der betroffenen Gesellschaft Zeit zur Entwicklung bliebe und sie nicht schon vorher an Erschöpfung der Vermehrung zugrunde ginge. Es ist ja das alles schon einmal dagewesen, und die betroffenen Gesellschaften sind regelmäßig verdorben und gestorben.

Um die Lebenskraft und Lebensfähigkeit der Gesellschaft, die schon unter der jetzigen kapitalistischen Unordnung nicht wenig gesunken ist und unter der sozialdemokratischen noch tiefer sinken würde, wieder zu heben, muß also die Familiengründung auf jede Weise gefördert werden. Das ist aber wiederum nur durch Vermehrung der wirtschaftlich selbständigen Existenzen möglich. Die Schwächung der Familieninstinkte, die Lockerung der sozialen und dadurch indirekt auch der politischen Bande hatte zur Hauptursache die Zerstörung der selbständigen Existenzen mittlerer und kleinerer Art; denn der wirtschaftlich Abhängige hat in der Regel weder Bedürfnis noch Neigung zur Gründung einer Familie. Sie ist ihm mehr eine Last, als eine Hülfe. Er findet eine halbe oder ganze Dirne bequemer und, falls er keine Ansprüche auf Schönheit macht, auch billiger. Wenn wirtschaftlich unselbständige und zugleich besitzlose junge Leute überhaupt noch heiraten, so geschieht es meist nur der Mitgift halber, ausnahmsweise wohl auch auf Grund gesunder, unter früheren, gesunderen Lebensbedingungen entwickelter und von gesunden Vorfahren ererbter Instinkte. Von solchen Ausnahmen kann aber keine Gesellschaft auf die Dauer bestehen, namentlich wenn sie mit der Zeit immer seltener werden. Eine sehr verständige Frau, Lucia Dora Frost, sagte neulich in einem „Frauenbildung" überschriebenen Artikel der Hardenschen „Zukunft": „Mittel und Wege, wie die Frauen den Anforderungen der Zeit entsprechen können? Das ist durchaus schief gedacht. Nicht wie wir der Zeit, sondern wie die Zeit den Forderungen der Frau entsprechen kann (die im Grunde ewig dieselben bleiben): dazu müssen Mittel und Wege gesucht werden. Die Natur will uns eigensinnig und nicht entwicklungsfähig. Darum sind wir der feste Punkt. Um uns dreht sich die Weltgeschichte. Und wenn sie sich nicht mehr um uns dreht, dann hört sie auf, sich zu drehen. Nicht die männermordenden Kriege entscheiden auf die Dauer über das Schicksal eines Volkes, sondern seine Frauenpolitik. Eine Politik, die nicht mehr erlaubte, in Frauenfragen konservativ zu sein, ist damit verurteilt. Und ein Staat, der hierin Fehler macht, gleicht dem Ungeheuer Katablapas, das seine eigenen Füße frißt."

Das Problem der Vermehrung der wirtschaftlich selbständigen Existenzen und der Wiedervereinigung von Kapital und Arbeit, von Produktionsmitteln und Produktionskraft müßte also gelöst werden, auch wenn das noch so schwierig wäre. Glücklicherweise ist das aber gar nicht der Fall. Selbst ökonomisch würden

heutzutage, wo die elektrische Kraft für die unentbehrlichen Hülfsmaschinen mit Leichtigkeit in jede Werkstätte, auch auf weite Entfernungen, übertragen werden kann, die mittleren, kleineren, ja, selbst die kleinsten Betriebe mit einem Meister, zwei bis drei Gesellen und einem Lehrjungen recht wohl neben den großen bestehen können, wenn nur erst der kapitalistischen Raub- und Würgewirtschaft ein Ziel gesetzt wäre. Es handelt sich ja, wie bemerkt, bei dieser Kraftprobe zwischen Groß und Klein meist gar nicht so sehr um technische oder ökonomische, als um rein kapitalistische Ueberlegenheit.

Ueberdies könnten die großen und größeren Betriebe ohne die kleinen auf die Dauer gar nicht bestehen. Nur letztere können die Arbeiter in den Produktionszweigen, wo eine besondere Geschicklichkeit erforderlich ist, von klein auf anlernen und einigermaßen vollständig ausbilden. Auch ist eine Ueberwachung der unerfahrenen Jugend in kleinen und kleineren Betrieben viel eher möglich, als in großen. Man denke auch ja nicht, daß alle kleinen und mittleren Handwerksmeister technisch und geistig immer rückständig sein müßten. Viele praktische Erfindungen, die später im Großbetriebe angewandt wurden und diesen zur kapitalistischen Ueberlegenheit über den kleinen verhalfen, sind von schlichten Handwerksmeistern gemacht worden. Auch ist eine ziemliche Anzahl davon zu technischen Leitern größerer und großer Betriebe aufgerückt. Das moderne Großgewerbe würde bald am Ende seines vielgerühmten Fortschritts stehen, wenn das Kleingewerbe ganz von der Bildfläche verschwände und nur verhältnismäßig wenige Riesenbetriebe unter kapitalistischer oder sozialistischer Regie übrig blieben.

Es ist also selbst vom rein technischen und ökonomischen Standpunkte aus gar nicht einzusehen, warum nicht auch in Industrie und Handel an Stelle extremer Gleichheit und Gleichartigkeit ein möglichst harmonisch abgestuftes Nebeneinander von Groß-, Mittel- und Kleinbetrieb, ähnlich wie bei der Landwirtschaft, treten sollte. Freilich wird sich für Industrie und Handel ein ungefähres Schema nicht so leicht wie für die Landwirtschaft aufstellen lassen. Die Verhältnisse sind einmal in Stadt und Land überhaupt und dann in kleineren, mittleren und großen Städten nicht wenig verschieden. Besonders spielt die Lage der Städte an Seehäfen, großen Wasserstraßen, Eisenbahnknotenpunkten, Bergwerken usw. eine wichtige Rolle. Ich wage es darum nicht, die Größen- und Zahlenverhältnisse der Betriebe hier auch nur halbwegs annähernd festzustellen. Sicher werden aber auch hier möglichst harmonische Abstufungen am zweckmäßigsten und dem Gemeinwohl am zuträglichsten sein. Man kann diese Abstufung hier ruhig der natürlichen Entwicklung überlassen, falls nur dafür gesorgt wird, daß die wirtschaftlichen Lebensbedingungen für Groß-, Mittel- und Kleinbetrieb ungefähr gleich sind und die freie Konkurrenz nicht durch kapitalistische Uebermacht ausgeschaltet werden kann.

Auf welche Weise, durch welche Mittel beides am besten erreicht werden kann, soll in einem folgenden Aufsatz, der das Ganze abschließen wird, gezeigt werden.

---

# Neue Bahnen im Kampf gegen das Verbrechen.

Stabsarzt Dr. Lobedank, Hann.-Münden.

Wie auf so manchen Gebieten des Lebens sich heute zwei Weltanschauungen gegenüberstehen, die alte, auf überlieferten Ideen fußende und die neue, auf der naturwissenschaftlichen Denkungs- und Forschungsweise aufgebaute, so auch im Rechtsleben. Auf der einen Seite stehen hier die Vertreter der sogenannten klassischen Richtung, für welche die Formel, die Unterbringung jeder unsozialen Handlung unter die Formel und ihre Ahndung nach der Formel die oberste Richtschnur bilden. Auf der anderen stehen die Anhänger der naturwissenschaftlichen Richtung, welche für den Kampf gegen das Verbrechen die Erkenntnis der Wesensart des Verbrechers und die der Wesensart angepaßte Behandlung als unerläßlich ansehen.

Daß die zuletzt Genannten einst den Sieg davontragen werden, unterliegt für mich keinem Zweifel, wenn auch zurzeit unter den Juristen die Vertreter der klassischen Richtung noch das Uebergewicht zu haben scheinen. Zwar ist eine gewaltsame Revolution in der Rechtsordnung weder zu erwarten, noch wünschenswert. Das erstrebte Ziel wird nur langsam erreicht werden, und manches Zugeständnis an die überlieferten Formen und Ideen wird von den Neuerern gewährt werden müssen. Vor allem anderen aber ist zunächst eine Forderung immer wieder zu betonen, nämlich die, daß alle, die von Berufs wegen mit den Verletzern der Rechtsordnung zu tun haben, die bis jetzt gewonnenen Kenntnisse vom Wesen dieser Menschen beherrschen müssen.

Hiermit sind wir in die Erörterung der Frage eingetreten, ob die Grundlagen der bestehenden Strafrechtsordnung noch der Wirklichkeit der Dinge entsprechen. Diese Grundlagen sind im wesentlichen durch die oben stehenden Worte über die klassische Richtung in der Rechtspflege gekennzeichnet. Ich möchte übrigens nicht mißverstanden werden. Selbstverständlich glaube ich keineswegs, daß etwa alle Strafrichter verknöcherte Formelmenschen sind, die kein Auge für die Erscheinungen des Lebens haben. Ich behaupte nur, daß die Beherrschung der Form zurzeit die wichtigste Grundlage ihrer Berufstätigkeit ist. Tatsache ist, daß die Beherrschung der Form vom angehenden Richter im Examen nachgewiesen werden muß, während es seinem guten Willen, seiner Begabung und seiner Einsicht überlassen bleibt, sich die Kenntnis vom Menschen, insbesondere die Kenntnis vom Wesen des verbrecherischen Menschen anzueignen. Tatsache ist ferner, daß es Strafrichter gibt, die diese Kenntnis niemals in genügendem Maße erwerben, die also mit anderen Worten vom Wesen des Objekts ihrer Berufstätigkeit kein ausreichendes Wissen haben. Unter ihnen mögen manche sein, die in scharfsinnigen Auslegungen Meister sind, deren juristische Darlegungen dem Zuhörer wegen ihrer logischen Schärfe und ihrer vollendeten Form einen hohen intellektuellen Genuß bereiten. Und Tatsache ist es schließlich, daß die Strafrichter, denen die Kenntnis des Objekts ihrer Tätigkeit nicht fehlt, sehr oft gar nicht in der Lage sind, dieser Kenntnis eine für die Gesellschaft und die Rechtsverletzer nützliche Folge zu geben, weil

sie durch den Formalismus des Gesetzes gebunden sind. Das Strafgesetz geht von der Fiktion aus, daß alle Menschen in gewisser Beziehung von gleicher Wesensart seien. Diese Fiktion ist in den Motiven zum Entwurf eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund zum Ausdruck gebracht. Es heißt dort, daß „der gereifte und geistig gesunde Mensch ausreichende Willenskraft habe, um die Antriebe zu strafbaren Handlungen niederzuhalten und dem allgemeinen Rechtsbewußtsein gemäß zu handeln". Das heutige Strafrechtssystem nimmt diesen durch tausendfältige Erfahrung als falsch erwiesenen Satz als vollgültige Wahrheit und bedarf daher nur einer Summe von Paragraphen, die für jeden Fall die Sühne festsetzen, in dem es dem „gereiften und geistig gesunden Menschen" nicht beliebt hat, „dem allgemeinen Rechtsbewußtsein gemäß zu handeln". Bei solchem Standpunkt braucht der Strafrichter allerdings nichts zu kennen als das Gesetz, nach dem er „ohne Ansehen der Person" jedes Verbrechen bemißt. Wenn auf ein Verbrechen die Reaktion in der Weise erfolgt, daß die Strafe nicht deshalb unterbleibt, weil der Täter zufällig hohen Rang bekleidet, so sind die Worte: „ohne Ansehen der Person" am Platze. Im übrigen aber sind sie eine unberechtigte Phrase, die mit der Menschennatur unvereinbar ist. Eine Phrase allerdings, die den Standpunkt des heutigen, alle Menschen unter dem gleichen Gesichtspunkt betrachtenden Strafrechts zum Ausdruck bringt.

Vielleicht wird eingewendet, daß der Strafrichter unter der geltenden Rechtsordnung wohl in der Lage sei, der Eigenart der Rechtsverletzer Rechnung zu tragen. Denn es beständen ja Bestimmungen über „mildernde Umstände", über die Strafverschärfung beim Rückfall, über weitgehendes richterliches Ermessen bei Festsetzung der Strafhöhe usw. Nun ja, die Bedeutung dieser Bestimmungen ist gewiß nicht unwesentlich. Ihre nützliche Anwendung setzt aber Kenntnisse voraus, die sich wohl mancher dem praktischen Leben nicht entfremdete Jurist im Laufe der Zeit erwerben mag, die er aber von Berufs wegen nicht zu besitzen braucht. Ueberdies genügen sie nicht für alle Fälle. Im großen und ganzen können sie nichts an der Tatsache ändern, daß für den heutigen Strafrichter die Kenntnis des Objekts seiner Tätigkeit keine unerläßliche Bedingung zu dieser ist.

Dieser Tatsache gegenüber ist es nicht von erheblicher Bedeutung, daß an einigen Universitäten den Juristen Gelegenheit geboten wird, kriminalpsychologische Studien zu treiben. Von dieser Gelegenheit machen leider nicht alle Gebrauch. Denn im Examen wird „so etwas" nicht verlangt. Und der ganze Studienplan des Juristen ist nicht dazu angetan, ihm die ungeheuere Bedeutung kriminalpsychologischer Kenntnisse vor Augen zu führen. Wenn er sich im Examen nur über formales abstraktes Wissen ausweisen soll und in den Vorlesungen seiner Fachlehrer nur juristische Begriffsgelehrsamkeit hört, so wird er kaum die Ansicht gewinnen, daß die vom Psychiater, also von einem „Laien", vorgetragene Kriminalpsychologie für ihn sehr wichtig sei. Schließlich ist sie ja für ihn auch insofern nicht wichtig, als er zur Anstellung gelangen kann, ohne sich mit ihr vertraut gemacht zu haben. Unter diesen Umständen ist es allerdings nicht wunderbar, daß er später seinen Beruf manchmal lediglich der Form genügend ausübt, daß er die Objekte seiner Tätigkeit, seien es nun

Angeklagte, über die er zu richten, oder seien es Zeugen, deren Aussagen er zu bewerten hat, alle unter dem gleichen Gesichtswinkel betrachtet, daß er kein Verständnis dafür zeigt, wie sehr die Aussagen vor Gericht von der Wesensart des Aussagenden beeinflußt werden, wie in dieser Beziehung Lebensalter, Geschlecht, krankhafte Zustände, erbliche Anlage, Erziehung, Milieu, Volkscharakter usw. wirken. Ist es doch mehr als einmal vorgekommen, daß ehrenwerte Männer zu entehrenden Freiheitsstrafen verurteilt wurden auf die Aussagen halbwüchsiger Kinder, die sich später als Ergebnisse krankhafter Phantasie herausstellten. Und zwar von Richtern, die gewiß makellos dastanden und peinlich genau das formale Recht anwandten, aber von der Psyche der vernommenen Zeugen keine Kenntnis hatten. Spricht nicht schon ein einziger derartiger Fall Bände? Sollte er nicht mit eherner Stimme daran mahnen, daß es ein Unding ist, für die Befähigung zum Richteramt nur den Nachweis der formalen Rechtskenntnis zu verlangen? — Ich brauche wohl nicht immer wieder zu betonen, daß es mir nicht unbekannt ist, wie große Menschenkenntnis sich manche Richter im Laufe der Jahre erwerben. Um wie viel ersprießlicher noch würde die Tätigkeit dieser Begabten werden können, wenn sie die Wissenschaft von der Menschenseele methodisch pflegten, und zwar schon während der Lernjahre. Manche traurige Erfahrungen könnten ihnen erspart werden.

Wenn heute noch so viele Strafrichter sich gegen Kriminalpsychologie ablehnend verhalten, so liegt das nicht nur an der Tatsache, daß diese Wissenschaft in ihrem Studienplan fehlte, sondern auch am Geist des herrschenden Strafrechts. Dieser Geist zwingt die Richter manchmal zu Urteilen, die gewiß ihrem gesunden menschlichen Rechtsgefühl nicht entsprechen. Einen charakteristischen Fall solcher Art zitiert Rechtsanwalt Fuchs in seinem temperamentvollen Buch: „Schreibjustiz und Richterkönigtum" (Teutonia-Verlag, Leipzig) aus der Juristischen Wochenschrift 1894, Nr. 14, S. 219:

„Der Angeklagte hatte an S. eine Lohnforderung von 19,27 Mk. Diesen Betrag hatte S., abgesondert auf dem Tisch, worauf sich noch ein Haufen ihm gehöriger Geldstücke befand, aufgezählt, er verweigerte aber, seine Hand darüber haltend, die Auszahlung mit der Aufforderung, der Angeklagte möge zuvor seine Altersversorgungsquittungskarte wegen des Einklebens der Marken herholen. Statt dem nachzukommen, griff der Angeklagte in den Haufen mit Goldstücken, nahm davon ein Zwanzigmarkstück weg und entfernte sich damit in eine nahe Restauration, wo er bald darauf infolge Antrags des S. polizeilich festgenommen wurde. Der Angeklagte hat lediglich die Absicht der rechtswidrigen Zueignung des Zwanzigmarkstücks mit dem Einwande bestritten, er habe geglaubt, eine den Betrag von 20 Mk. übersteigende Lohnforderung an S. zu haben, und jedenfalls habe er beabsichtigt, nach Umwechslung des Goldstücks die überschießenden 73 Pf. alsbald dem S. zurückzubringen. Die Revision des wegen Diebstahls verurteilten Angeklagten wurde verworfen. Zum Tatbestand des Diebstahls ist eine gewinnsüchtige Absicht auf seiten des Besitzergreifenden im Sinne einer wirklichen Bereicherung seines Vermögens nicht erforderlich. Die neuere Doktrin und Gesetzgebung weicht in dieser Beziehung von der früheren gemeinrechtlichen Auffassung ab. Hier-

nach stehen die Einwände des Angeklagten, die Bewahrheitung der betreffenden Behauptung vorausgesetzt, der Annahme einer rechtswidrigen Zueignung des Zwanzigmarkstücks nicht entgegen. Denn der Glaube an ein Forderungsrecht in Höhe von mindestens 20 Mk. berechtigte ihn ebensowenig wie das Feststehen eines Anspruchs von 19,27 Mk. in Verbindung mit der Absicht, 73 Pf. an S. zurückzugeben, dazu, diesem das in seinem Eigentum stehende Zwanzigmarkstück zu entziehen. Er durfte auch nicht unterstellen, die konkreten Geldstücke kämen als solche für den Besitzenden nicht in Betracht. Auch gebricht es an Anhalt dafür, daß etwa der Angeklagte aus Irrtum über zivilrechtliche Grundsätze oder aus sonst einem nach § 59 St.-G.-B. zu beachtenden tatsächlichen Irrtum sich zur Wegnahme des fraglichen Geldstücks für berechtigt gehalten hätte. Der Angeklagte wußte, das Zwanzigmarkstück befinde sich im Eigentum des S. und er handle gegen dessen Willen, indem er es ihm wegnahm. Das Bewußtsein in Verbindung mit dem Vorsatz, dem Eigentümer das Geldstück, sei es dadurch, daß er (der Angeklagte) es selbst behielt, sei es dadurch, daß er es umwechselte, ganz zu entziehen, läßt das gesetzliche Erfordernis der rechtswidrigen Zueignungsabsicht gedeckt erscheinen."

Nach ungelehrtem Rechtsgefühl hat der Angeklagte eine Unverschämtheit begangen, für die ihm eine Strafe gewiß gebührte, jedoch keinen Diebstahl. Wir dürfen aber wohl annehmen, daß die Richter nach dem Gesetz nicht anders urteilen konnten als sie getan, und deshalb das mitgeteilte Urteil als Beweis dafür ansehen, daß das heutige Strafrecht von einem Geist beherrscht wird, dem die Erfüllung der Form Hauptsache ist. Man beachte unter anderem den Schlußsatz der zitierten Ausführungen: „. . . ., läßt das gesetzliche Erfordernis der rechtswidrigen Zueignungsabsicht gedeckt erscheinen." Dieses „gedeckt erscheinen" ist bezeichnend. Es hört sich an, als ob die Urteilenden im innersten Herzen auch nicht an den Diebstahl glauben, aber sich gezwungen fühlten, die „rechtswidrige Zueignungsabsicht" dem Gesetz gehorchend zu bejahen. Zweifellos ist der mitgeteilte Fall juristisch interessant. Auch für den Nichtjuristen ist es in gewissem Sinne ein Genuß, den scharfsinnigen Ausführungen zu folgen, die mit glänzender Dialektik aus einer einfachen Rüpelei einen Diebstahl konstruieren. Dem Betroffenen aber hat das Urteil gewiß weniger Genuß bereitet als Erbitterung. Seinem naiven Gefühl wird es nimmermehr eingeleuchtet haben, daß er wegen seiner Gewalttätigkeit als Dieb gebrandmarkt werden mußte.

Die angeführte Schrift des Rechtsanwalts Fuchs bietet noch manchen Beleg zur Unterstützung der Ansicht, daß zurzeit die Berufsausbildung des Richters zu abstrakt-formal sei. Als Nichtjurist erlaube ich mir selbstverständlich kein Urteil über den Wert des Buches. Es mag sein, daß den lebhaften warmherzigen Ausführungen des Verfassers von kundiger Seite manches zur Entkräftung entgegengehalten werden kann. Wenn ich trotzdem noch einiges aus dem Buch anführe, so tue ich es, um zu zeigen, daß nicht nur Mediziner an der heutigen Methode der Bekämpfung des Verbrechens manches auszusetzen haben.

Da lesen wir über den Studiengang des Juristen auf S. 33: „Später wird dann in zwei bis drei Semestern von einem »Einpauker«

das Nötige eingetrichtert. Ein schlimmerer Hohn auf einen Wissenschaftsbetrieb, als daß ein »Einpauken möglich« ist, läßt sich nicht denken. Kann man auch das für den Arzt, den Architekten, den Ingenieur, den Schuster oder Schneider nötige Wissen und Können einpauken?" —

S. 47: „Statt Kriminalpsychologie und, wenn ich das Wort bilden darf, Zivilpsychologie zu üben und im Anschluß daran zu »studieren« werden unsere Studenten mit den feinsten Distinktionen über ideale, reale und Gesetzeskonkurrenz, über die Grenzunterschiede zwischen Diebstahl durch Einsteigen und Einbrechen oder zwischen Dienstvertrag, Werkvertrag und Werklieferungsvertrag, mit den verschiedenen Definitionen von Grundschuld und Eigentümerhypothek, mit den zehnerlei Begründungen der Ansichten darüber, ob der Erbe grundsätzlich beschränkt oder unbeschränkt für die Erbschaftsschulden haftet, und mit hundert ähnlichen Dingen gestopft." —

Doch genug der Zitate! Man mag über manche Einzelheiten und über den Ton der Ausführungen mit dem Verfasser streiten können. Der Grundgedanke seiner ganzen Schrift, daß der Berufsbildung des Richters ein wesentlicher Bestandteil, nämlich Menschenkenntnis, fehle, ist unwiderlegbar. Die Tatsache ist sozusagen „gerichtskundig", daß jemand Richter sein kann, ohne kriminalpsychologische Kenntnisse zu haben.

Man mache sich die Merkwürdigkeit dieser Tatsache doch einmal klar. Also die Männer, deren Lebensaufgabe darin besteht, die Gesellschaft vor unsozialen Menschen zu beschützen, sind nicht verpflichtet, methodisch die Wissenschaft vom Menschen zu pflegen. Sie brauchen dienstlich gar nicht zu wissen, welche inneren und äußeren Einflüsse manche Individuen zum Verbrechen disponieren, wie in dieser Beziehung Abstammung, Volkssitten, Rasse, Religion, ferner Alkohol und andere Genußmittel, Erziehung, gewisse physiologische und krankhafte Zustände usw. wirken, welche Schlüsse sich aus der Abstammung und dem Lebenslauf gewisser Verbrecher für deren weiteres Schicksal ziehen lassen, welche geistigen und körperlichen Eigenschaften man in besonderer Häufigkeit bei Verbrechern findet usw. Von allem diesen lernen sie im Lauf der Zeit nach dem Grad ihrer Begabung und Einsicht mehr oder weniger kennen. Zur Berufsbildung gehört aber nichts davon. Von methodischer Schulung in diesen Dingen ist keine Rede. Für unsere Richter handelt es sich immer nur um die inkriminierte Handlung und um deren Bewertung nach Paragraph so und so des Strafgesetzbuchs, um die „präzise, ziffernmäßige Darstellung der Schwere jedes einzelnen Reates in Mark, Gefängnismonaten, Zuchthausjahren" (Kraepelin). Wenn diese „ziffernmäßige Darstellung" gelungen ist, ist der Fall für die Richter erledigt. Der Angeklagte kommt für sie nur soweit in Betracht, als er die Handlung verübt hat, um die der ganze Apparat von Formeln in Bewegung gesetzt wird. Höchstens, daß gelegentlich besondere Eigenschaften des Angeklagten strafverschärfend oder strafmildernd wirken.

Daß man in weiten Kreisen noch gar nicht zum klaren Bewußtsein der Eigentümlichkeit gekommen ist, die darin liegt, daß ein so wichtiger Berufsstand wie der der Strafrichter die Wissenschaft

vom Objekt seiner Tätigkeit „offiziell" nicht zu beherrschen braucht, das ist nur zu erklären durch die ungeheuere Macht altererbter Vorurteile. Weil seit Jahrhunderten abstrakte Rechtsgelehrsamkeit einziges offizielles Erfordernis für den Richterberuf gewesen ist, ist für viele Gehirne der Gedanke unfaßbar, daß es anders sein müßte. Man ist geneigt, an körperlich bedingte ererbte Ideenassoziationen zu denken, um die ganze Zähigkeit solcher Vorurteile zu verstehen. Das soll uns aber nicht hindern, sie zu bekämpfen. Gab es doch auch eine Zeit — sie liegt noch nicht allzuweit hinter uns —, in der die gebildetsten und erleuchtetsten Köpfe keinen Anstoß daran nahmen, daß man die armen Geisteskranken wie wilde Tiere hinter Gittern einsperrte und dem Publikum zur Belustigung zeigte. Zu jener Zeit galten die als Eigenbrödler und Halbnarren, welche sich darüber entrüsteten; und nur unter zum Teil heftigem Widerstand konnten einsichtsvolle Aerzte der Auffassung zum Sieg verhelfen, daß die Geistesgestörten gleich anderen Kranken in human geleiteten Pflegeanstalten unterzubringen seien. Heute ist diese Auffassung selbstverständliches Gemeingut geworden. Mit demselben Recht dürfen wir daher fordern, daß die gesetzlichen Maßnahmen gegen die Verbrecher in die Hände von kriminalpsychologisch oder — besser — kriminalbiologisch gebildeten Richtern gelegt werden.

Beim Arzt hält man es mit Recht für selbstverständlich, daß er nicht nur die Technik der Behandlungsmethoden kennt, sondern auch das umfassendste Wissen vom Menschen hat, der behandelt werden muß. Welch ein Stümper würde der Arzt sein, der nur die Behandlungsmethoden kennte und diese etwa mit Hülfe eines Buches anwenden wollte, das eine fein säuberlich nach Paragraphen geordnete Aufzählung von Krankheitssymptomen enthält und für jedes Symptom eine bestimmte Behandlung vorschreibt! Mit dem Wesen eines solchen Arztes läßt sich in gewissem Sinne die heutige Art des Kampfes gegen das Verbrechen vergleichen. Für jedes äußere Symptom des Verbrechertums, d. h. für jede Art unsozialer Handlungen, gibt es bestimmte Paragraphen des Strafgesetzbuches, welche die Behandlung dieser Symptome angeben. Die Gruppierung der Symptome erfolgt zum Teil nach rein äußerlichen Gesichtspunkten. So gehören z. B. Notzuchtsdelikte und Kuppelei zu einer Gruppe, zu den (unter dem 13. Abschnitt zusammengefaßten) „Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit". Gemeinsam ist beiden doch nur das äußerliche Merkmal der Verletzung der Moral. Psychologisch sind sie voneinander sehr weit verschieden. Kuppelei entspringt der ekelhaftesten Form gemeiner Gewinnsucht und wird mit sorgfältiger Ueberlegung ausgeführt. Notzuchtsdelikte dagegen sind Augenblickshandlungen, die durch einen physiologischen, ungenügend gehemmten Trieb brutaler Menschen hervorgerufen werden. — Wie verschiedenartig sind ferner die inneren Ursachen der im 26. Abschnitt unter der gemeinsamen Bezeichnung „Sachbeschädigung" aufgeführten Delikte! Im einen Fall geht ein pervers veranlagter dunkler Ehrenmann nachts hin und zerstört an einem Kunstwerk Teile, durch die sein in die schmutzigste Verirrung geleitetes „Sittlichkeitsgefühl" bedrängt wird. Im andern Fall zerschlägt ein betrunkener Nachtschwärmer, der sonst vielleicht ein braver Mensch ist, eine Fensterscheibe. Für das Strafgesetzbuch

gehören beide Rechtsverletzer zu der einen Gruppe der Sachbeschädiger, obwohl die Seelen beider durch eine Welt getrennt sein können.

Selbstverständlich bestreite ich nicht, daß vernünftige Richter die verschiedenen psychologischen Ursachen äußerlich gleichartiger Verfehlungen gebührend abwägen können. Die angeführten Beispiele, denen sich noch manche ähnlicher Art hinzufügen ließen, beweisen darum aber nicht minder, daß das heutige Strafgesetzbuch zu sehr mit formalen Begriffen arbeitet.

Hierfür noch ein eklatanter Beweis! Die Beihülfe zu einem Verbrechen, dessen Verüber wegen Geisteskrankheit außer Verfolgung gesetzt wurde, wird nicht bestraft, auch wenn der die Beihülfe Leistende geistig gesund ist. Danach kann also der straflos ausgehen, der einem geisteskranken Mörder Vorschub geleistet hat. Gegen die formale Logik dieser Praxis läßt sich nichts einwenden. Denn nach § 51 St.-G.-B. ist eine strafbare Handlung „nicht vorhanden, wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war". Also wenn eine strafbare Handlung „nicht vorhanden" ist, kann selbstverständlich von einer Beihülfe zu ihr auch nicht die Rede sein. Eine Beihülfe zu dem gar nicht Existierenden gibt es eben nicht. Ich habe, als mir dies zum erstenmal bekannt wurde, nicht daran geglaubt, erhielt aber von einem befreundeten Richter die schriftliche Bestätigung, daß sich die Sache so verhielte. Es besteht also die Tatsache, daß jemand unter Umständen die niederträchtigste Verbrechergesinnung offensichtlich bekundet haben und dennoch straflos bleiben kann, ohne daß die Logik des Strafgesetzes verletzt wird. Schlagender kann die Herrschaft der Form nicht bewiesen werden. Ich kann mir daher weitere Beispiele ersparen, obwohl an ihnen kein Mangel wäre. Für solche Leser aber, die dem Mediziner das Recht abzusprechen geneigt sind, über den Formalismus im Strafrecht zu urteilen, will ich noch zwei Aussprüche von Juristen anführen, deren Namen guten Klang haben. Der eine rührt von Wach und lautet: „Ungesundester Formalismus in der Frage der Strafbarkeit und weitgehendstes richterliches Ermessen in der Strafhöhe stehen sich widerspruchsvoll gegenüber." Den anderen finden wir bei von Lißt: „Ich erblicke den tiefsten Grund für gar manchen Mangel unserer heutigen Zustände in der rein juristischen Ausbildung unserer theoretischen und praktischen Kriminalisten. Es kommt mir nicht in den Sinn, von dem Kriminalisten anthropologische oder statistische Untersuchungen zu verlangen; aber ich fordere von ihm, daß er mit den Ergebnissen der Kriminalbiologie ebenso vertraut ist wie mit den Bestimmungen des Strafgesetzbuches und den Entscheidungen des Reichsgerichtes."

* * *

Es gebührt sich, daß der Tadelnde Verbesserungsvorschläge macht. Ausführlich habe ich dies getan in meinem Buch: „Rechtsschutz und Verbrecherbehandlung" (erschienen in der Sammlung: Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. J. F. Bergmann, Wiesbaden 1906). An dieser Stelle möchte ich mich mit kürzer gefaßten

Hinweisen begnügen. Wenn ich mit den Vorschlägen über die Berufsbildung der Strafrichter beginne, so möge der Leser von neuem wieder Kenntnis davon nehmen, daß ich etwas ganz anderes im Auge habe als den Strafrichter von heute. Dieser ist Jurist und nichts als solcher. Der Strafrichter der Zukunft muß natürlich auch Rechtskenntnisse haben. Zum mindesten aber auf gleicher Höhe soll sein kriminalbiologisches Können stehen. Er wird eben etwas ganz anderes sein als der jetzige Jurist. In ihm wird sozusagen eine ganz neue Berufsart verkörpert sein, die eines juristisch gebildeten Kriminalbiologen. Kriminalbiologe wird er aber nicht dadurch, daß er etwa aus gemeinverständlich geschriebenen Büchern das gesammelte Wissen über Kriminalbiologie sozusagen in fertiger Form in sich aufzunehmen sucht. Derartige Bücher gibt es schon jetzt. So mundgerecht sie auch zum Teil für den außerhalb der naturwissenschaftlichen Denkungsweise Stehenden zu sein scheinen, so haben sie dennoch verhältnismäßig geringe Wirkung. Das liegt daran, daß der gebildete Laie sie im besten Fall doch nur rein intellektuell versteht, aber nicht mit dem Herzen. Er versteht sie so, wie er etwa die Schilderung einer fremden, seiner Wesensart durchaus fernen Kultur zur Kenntnis nimmt, für deren Aeußerungen ihm jegliches Gefühlsinteresse fehlt. Zum völligen Verständnis alles dessen, was unter der Bezeichnung Kriminalbiologie zusammengefaßt wird, zu einem Verständnis, welches in das Innerste des Stoffs eindringt, zu dessen Beherrschung führt und im gegebenen Fall zu richtigen Urteilen befähigt, gehört mehr als das Wissen der letzten Ergebnisse. Hierzu gehört vor allem die Fähigkeit, naturwissenschaftlich zu denken. Diese Fähigkeit kann nur durch das methodische Studium der Hilfswissenschaften erworben werden, ohne die überhaupt das oben gekennzeichnete Verständnis unmöglich ist. Der zukünftige Strafrichter wird also nicht umhin können, sich mit Anatomie, Physiologie, Psychologie und Psychiatrie ernsthaft zu beschäftigen. Wer solche Forderungen zu weitgehend findet, möge bedenken, daß Psychologie und Psychiatrie ohne anatomische und physiologische Kenntnisse gar nicht begriffen werden können. Wer ohne anatomische und physiologische Grundlagen Psychologie und Psychiatrie betreiben will, bleibt immer Dilettant. Die Spekulationspsychologie gewisser Philosophen, die der Anatomie und der Physiologie entraten zu können glaubt, verdient nicht ernst genommen zu werden und trägt zur Kenntnis vom Menschen, so wie er wirklich leibt und lebt, jedenfalls nichts bei.

Ich höre den Einwand, daß doch der Jurist nicht gleichzeitig Mediziner sein könne, und muß deshalb immer wieder daran erinnern, daß es sich bei der angestrebten Umgestaltung gar nicht um den Juristen des heutigen Systems handelt. Wenn man einst allgemein begriffen haben wird, daß für den Strafrichter, den beruflich zum Kampf gegen das Verbrechen angestellten Staatsbeamten, eingehendes Wissen von der Menschennatur unerläßlich ist, wird man durchaus nicht mehr das Gefühl haben, die genannten Hilfswissenschaften seien eigentlich fremdem Gebiet entlehnt. Sie sind dann selbstverständliches Erfordernis für den — heute noch nicht bestehenden — Beruf. Wie die Medizin gleichsam eine Zusammenfassung verschiedener Zweige der Naturwissenschaften ist, so auch die Kriminalbiologie.

Es besteht kein vernünftiger Grund dafür, daß nur der Arzt von menschlicher Lebenskunde etwas verstehe. Wenn es anerkannt sein wird, daß diese auch für einen anderen Berufsstand als den des Krankenheilers notwendig ist, wird sie eben aufhören, Spezialgut des Arztes zu sein.

Selbstverständlich wird der zukünftige Strafrichter zu seinen psychologischen, kriminalpsychologischen und psychiatrischen Studien die Anatomie und die Physiologie nicht in dem Umfang als Vorstudium heranzuziehen brauchen wie der Arzt. Es wird nicht allzuschwer sein, das Gebiet soweit abzugrenzen, wie es angemessen erscheint. Der Kriminalbiologe braucht die menschliche Anatomie und die Physiologie nicht zu beherrschen. Er bedarf von diesen Fächern nur soviel, wie nötig ist, um die so engen und so unendlich mannigfaltigen Beziehungen zwischen geistigem und körperlichem Geschehen zu verstehen. Hierauf kann allerdings nicht verzichtet werden. Woher kommt es denn, daß trotz der vorhandenen ausgezeichneten, angeblich gemeinverständlichen Lehrbücher über Kriminalpsychologie und gerichtliche Psychiatrie, die auch von den Juristen gelesen werden, und trotz der Vorlesungen über diese Gebiete vor Juristen die heutigen Richter oft eine so große Verständnislosigkeit gegenüber offensichtlichen Abnormitäten des Geisteslebens zeigen? Daß sie den klarsten und wohlbegründetsten Gutachten der Sachverständigen ihre laienhaften Kriterien über das Vorhandensein geistiger Defekte als maßgebend gegenüberstellen? Woher kommt es, daß nicht selten ein geistig defekter Mensch jahrelang die Gerichte beschäftigt, ehe endlich den Richtern der Gedanke kommt, es mit den Aeußerungen eines abnormen Gehirns zu tun zu haben? Nach meiner Ansicht liegt dies eben daran, daß heute dem Richter die Grundlagen völlig fehlen, die ihm das wissenschaftliche Verständnis für die Menschennatur ermöglichen. Die einseitig formalistische Ausbildung, die er genossen hat, diese auf scharfsinnige, abstrakte, formale Distinktionen und Auslegungen hingerichtete Ausbildung hat in ihm die Fähigkeit beeinträchtigt, Natur und Leben in ihrer Wirklichkeit unbefangen zu würdigen. Deshalb genügt es nicht, ihm eine Anzahl psychologischer und psychiatrischer Tatsachen vorzutragen. Vielmehr muß man ihn zunächst vermittels der zugrunde liegenden Hilfswissenschaften zu naturwissenschaftlicher Denkungsweise erziehen und gleichzeitig in den Stand setzen, psychologische und psychiatrische Endergebnisse selbst zu entwickeln. Daß hierzu außer der Anatomie und der Physiologie noch ein Ueberblick über einige andere Wissenszweige erforderlich ist, darf kein Hindernis für die erstrebte Reform sein. So wird man nicht umhin können, den zukünftigen Kriminalbiologen auch in die wesentlichsten allgemeinen Grundbegriffe der Pathologie, der Krankheitslehre, einzuführen, da ihre Kenntnis für das Verständnis mancher psychologischer und psychiatrischer Probleme unentbehrlich ist. Ferner wird der Kriminalbiologe mit den wichtigsten Tatsachen aus der Entwicklungsgeschichte vertraut sein müssen, da er ohne sie kaum imstande sein wird, die Beziehungen zwischen dem Verbrechen und mannigfaltigen inneren und äußeren Faktoren genügend zu würdigen. Entwicklungsgeschichtliche Kenntnisse im Verein mit der Psychologie und der Psychiatrie erhöhen das Einsichtsvermögen für den Zu-

sammenhang zwischen sozialer und wirtschaftlicher Lage, Beruf, Alkoholismus, Prostitution, Volkssitten, Abstammung, Rasse usw. einerseits und dem Zustandekommen verbrecherischer Gehirnbeschaffenheit andererseits.

Wenn man erwägt, daß auch der einzelne Arzt im allgemeinen von den genannten Disziplinen nur einen Bruchteil beherrscht, so wird man zugeben müssen, daß es sich ermöglichen läßt, den Wissensstoff auf das für die Erfordernisse des Kriminalbiologen Notwendige zu beschränken. Nicht darauf kommt es ja an, daß er von der Materie in seinem Gedächtnis eine große Menge zu jeder Zeit birgt, sondern nur darauf, daß er sich zurechtzufinden vermag und die Grundbegriffe zu eigen hat. Wenn der Unterrichtsstoff von diesen Gesichtspunkten aus ausgewählt wird, wird es an der nötigen Zeit für die Ausbildung um so weniger fehlen, da man nach der Ansicht erfahrener Juristen unbeschadet des selbstverständlich nicht zu vernachlässigenden juristischen Teils des Studiums auf einen beträchtlichen Teil des heutigen rein formalen Stoffs verzichten darf. Aber selbst wenn letzteres nicht allgemein anerkannt werden sollte — als Nichtjurist erlaube ich mir kein Urteil darüber —, wird die von der Vernunft diktierte Forderung, daß der Strafrichter gleichzeitig Kriminalbiologe sein müsse, mit allen Folgerungen maßgebend sein.

Selbstverständlich sollen den zukünftigen „Rechtsbeflissenen" nicht nur theoretische Vorlesungen gehalten werden. In den psychiatrischen Kliniken sollen außer den gewöhnlichen Krankenvorstellungen, an denen die angehenden Strafrichter zusammen mit den Medizinern teilnehmen werden, noch besondere Demonstrationen kriminalpsychologischer „Fälle" stattfinden. Das Material der Gefangenenanstalten, der Erziehungshäuser für Schwachsinnige, Verwahrloste usw. ist nach Möglichkeit zu Studienzwecken heranzuziehen. Die Vorträge über Psychologie sind durch praktische Versuche an Menschen verschiedenster Art zu ergänzen, z. B. durch Versuche, die sich auf das Wahrnehmungsvermögen, auf das Gedächtnis, auf die Art der Aussagen, auf die Beeinflussung der letzteren durch äußere und innere Einwirkungen usw. beziehen. Der Ausbau derartiger Einrichtungen wird durch die Erfahrungen im Laufe der Zeit immer vollkommener werden, wenn nur erst einmal das Grundprinzip zugestanden sein wird.

Die Frage ist nicht überflüssig, wie weit die so ausgebildeten Strafrichter noch der psychiatrischen Sachverständigen bedürfen werden, wenn die geistige Beschaffenheit eines Angeklagten zweifelhaft ist. Nun, ich glaube, daß sie des Psychiaters auch in Zukunft nicht entraten können. Denn es wird immer zahlreiche Fälle geben, in denen die Beurteilung so schwierig ist, daß nur die eingehende spezialistische Sachkenntnis des Irrenarztes der Aufgabe gewachsen ist. Wenn auch vom zukünftigen Strafrichter ein umfassender Ueberblick über das Gebiet der Psychiatrie und psychiatrisches Denkvermögen verlangt werden wird, so kann man ihm, der noch so viele andere Aufgaben zu erfüllen haben wird, füglich nicht zumuten, daß er alle psychiatrischen Details vollkommen beherrscht. Wenn also auch in Zukunft der Beistand des psychiatrisch gebildeten Arztes dem Strafrichter nicht fehlen darf, so ist darum für diesen die Ausbildung in der Psychiatrie doch nicht überflüssig. Erst ein gewisses Maß von psychiatrischem

Wissen ermöglicht psychologisches Können, und für den zukünftigen Strafrichter wird letzteres bedeutend wichtiger sein als für den heutigen etwa das römische Recht. Ueberdies ist psychiatrisches Wissen auch deshalb für den Strafrichter erwünscht, damit er imstande ist, den Gedankengängen des begutachtenden Irrenarztes zu folgen und dessen Gutachten richtig zu würdigen. Heute ist ein Teil der Richter hierzu nicht fähig, weil sie in einer ganz anderen Gedankenwelt leben, weil eine tiefe trennende Kluft zwischen ihrer Weltanschauung und der des Irrenarztes gähnt.

Der Kriminalstatistik wird der zukünftige Strafrichter ganz besondere Aufmerksamkeit widmen müssen. Einer Kriminalstatistik allerdings, die sich nicht nur mit der Registrierung der Delikte begnügt, sondern alle Eigenschaften der Täter und alle sonstigen Momente in Betracht zieht, die vielleicht, wenn es sich um große Zahlen handelt, einen tieferen Einblick in die Ursachen des Verbrechens gestatten. Also z. B. Rasse, Abstammung, Religion, Beruf, Lebensalter, Alkoholismus, Geschlecht usw. Ferner wird er, wie schon oben angedeutet wurde, neben der allgemeinen Psychologie und Psychiatrie die Psychologie und Psychiatrie des Verbrechertums besonders sorgfältig studieren müssen. Zwar ist es nicht möglich, die Verbrecher als besondere Menschenklasse durch nur ihnen eigentümliche Merkmale von den übrigen Menschen abzusondern, andererseits aber bieten die Gewohnheitsverbrecher doch zu einem großen Teil gewisse geistige und körperliche Eigentümlichkeiten dar, die durchaus der Beachtung wert und für die Vorbeugung und Bekämpfung des Verbrechens von größter Bedeutung sind.

* * *

Wir kommen jetzt zu den weiteren organisatorischen und gesetzlichen Maßnahmen, die in Zukunft neben der ganz anders als heute gestalteten Berufsbildung des Strafrichters gegen das Verbrechen angewendet werden sollen und sich aus den gleichen Gesichtspunkten ergeben, aus denen für den Strafrichter neben der juristischen Ausbildung die naturwissenschaftliche gefordert wird.

Daß es sich selbstverständlich nicht bei sämtlichen Rechtsverletzern um psychologische Beurteilung ihrer Person und ihrer Verfehlungen handelt, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Manche Strafandrohungen müssen eben vorhanden sein, um Recht und Ordnung möglichst zu gewährleisten, und wer sie ignoriert, hat, wie heute, einfach nach dem Paragraphen des Strafgesetzbuches die Folgen zu tragen. Ich erwähne dies nur, um dem etwaigen geistreichen Vorwurf vorzubeugen, daß ich für jede Uebertretung einer Polizeivorschrift eine psychologische Begutachtung des Täters forderte.

Die Gruppierung der Rechtsverletzungen im zukünftigen Strafgesetzbuch wird möglichst nach psychologischen Gesichtspunkten erfolgen müssen. Bestimmte Vorschläge würden an dieser Stelle zu weit führen.

Eine der wichtigsten Neuerungen wird darin bestehen, daß nach dem Vorschlage Kraepelins das heutige Strafmaß abgeschafft, und die Dauer der Strafzeit von der Entscheidung der Strafanstaltsbeamten abhängig gemacht wird.

Selbstverständlich werden die höheren Strafanstaltsbeamten, denen solche Verantwortung auferlegt werden soll, die gleiche Ausbildung erhalten wie die Strafrichter. Ihnen werden bei weitem höhere Aufgaben zufallen als den heutigen Strafanstaltsbeamten, die lediglich Verwaltungstechniker sind und ihre Pflicht erfüllen, wenn sie für Ordnung und Zucht sorgen. Strafrichter und höhere Strafanstaltsbeamte werden in Zukunft zu einer Beamtenkategorie gehören, da ihnen die gemeinsame Aufgabe obliegen wird, die Verletzer der Rechtsordnung in geeignete Behandlung zu nehmen. Man wird Sorge tragen müssen, daß die Strafrichter vor Eintritt in ihr Amt einige Jahre Dienst in den Strafanstalten tun. Auch wird es den Vertretern beider Dienstzweige ermöglicht werden müssen, aus dem einen in den anderen überzutreten.

Um nun aber nach Abschaffung des heutigen Strafmaßes Willkür auszuschließen und andererseits den Strafandrohungen die vorbeugende und erziehliche Wirkung auf jeden Fall zu sichern, werden die zunächst entscheidenden Richter an der Hand der gesetzlichen Bestimmungen eine Minimal- sowie Maximaldauer der Strafzeit festsetzen. Auf Grund dieser Festsetzung werden die Strafanstaltsleitungen verpflichtet sein, den ihnen übergebenen Gefangenen bis zum Ende der Minimalzeit zu behalten, und berechtigt, ihn erst nach Ablauf der Maximalzeit zu entlassen, wenn sie aus der Beobachtung seiner Persönlichkeit die Ueberzeugung gewinnen, daß die längere Haftzeit im Interesse der Gesellschaft notwendig ist.

Wer vorstehende Vorschläge für unausführbar hält, möge sich klar machen, wie denn eigentlich heute das Verfahren ist. Heute entscheidet der nur juristisch gebildete Richter, der vielleicht die psychologischen Ursachen des Verbrechens gar nicht zu würdigen versteht, über die Dauer der Strafhaft. Selbstverständlich nach dem Gesetz, das ihm aber ungeheuer weiten Spielraum hinsichtlich der Strafzeit läßt. Diese Entscheidung wird innerhalb ganz kurzer Zeit getroffen, von Augenblickserwägungen beeinflußt. Und nun ist das Schicksal des Verurteilten unter Umständen für Jahre bestimmt. Mag der Richter die Strafe zu hoch oder zu niedrig bemessen haben, eine Aenderung ist nicht mehr möglich, wenn die letzte Instanz gesprochen hat. Wie der Reumütigste nicht vor Ablauf der einmal festgesetzten Zeit in Freiheit gesetzt werden darf — es sei denn durch die Gnade des Landesherrn —, so muß das gemeingefährlichste Individuum pünktlich auf die Minute wieder auf die Menschheit losgelassen werden, so sehr auch die Strafanstaltsbeamten überzeugt sein mögen, daß ihm bald wieder ein Opfer fallen wird.

Was bedeuten demgegenüber die obigen Vorschläge? Richter, die nicht nur formale, sondern auch kriminalbiologische Berufsbildung genossen haben, sollen nach dem Gesetz eine Mindest- und eine Höchstdauer der Strafe festsetzen, und Strafanstaltsleiter, die über das gleiche juristische und kriminalbiologische Wissen verfügen wie die Richter, sollen auf Grund ihrer eingehenden und auf längere Zeit sich erstreckenden Beobachtungen der Persönlichkeit des Verurteilten innerhalb der Mindest- und Höchstzeit über die Dauer der Strafhaft entscheiden.

Wo mag wohl die Möglichkeit einer irrtümlichen oder unzweckmäßigen Strafbestimmung größer sein? Bei der heutigen Lage der

Dinge oder bei der etwaigen Verwirklichung der angeführten Vorschläge? Ich meine, die Antwort auf diese Fragen ergibt sich aus der Vernunft von selbst. —

Während heute die Sühne für den geschehenen Rechtsbruch das herrschende Prinzip bei der Behandlung des Rechtsverletzers bildet, wird man in Zukunft gegen ihn die Maßregeln ergreifen, die mit Rücksicht auf das Wohl der Allgemeinheit einerseits und seine körperlich-geistige Konstitution andererseits am zweckmäßigsten sind. Man wird daher erstmalige Verfehlungen milde ahnden dürfen, wenn der Täter in einem Augenblick des Leichtsinns gehandelt hat und im übrigen nach Abstammung und Vorleben einige Gewähr dafür zu bieten scheint, daß er nicht rückfällig werden wird. Insbesondere wird man die Rechtsverletzer in solchen Fällen vor der Strafanstalt bewahren und sich mit Auferlegung der Friedensbürgschaft begnügen. Durch die Friedensbürgschaft verpflichtet sich der Täter, eine Reihe von Jahren rechtlich zu leben, widrigenfalls ihm eine Freiheitsstrafe noch nachträglich auferlegt wird. Unbeschadet der Friedensbürgschaft wird man aber soweit wie irgend möglich den Rechtsverletzer zum Schadenersatz zwingen.

Auf der anderen Seite aber wird man gegen die Unverbesserlichen viel strenger sein als heute. Man wird es endlich begreifen, daß es Menschen gibt, die infolge ihrer psychophysischen Konstitution stets wieder die Rechtssicherheit gefährden, gleichviel ob diese Konstitution krankhaft ist oder nicht. Erkennt man sie als krankhaft im klinischen Sinne, so wird man solche Verbrecher in besonders für sie eingerichtete Anstalten überweisen, im anderen Fall in die gewöhnlichen Strafanstalten. Man wird sich nicht scheuen, die Unverbesserlichen dort für Lebenszeit zu belassen, auch wenn ihre einzelnen Delikte an und für sich nach der heutigen Sühnetheorie nicht lebenslängliche Internierung zur Folge hätten.

Wer gegen solche Forderung einwendet, ihre Verwirklichung berge die Gefahr, daß infolge irrtümlicher Beurteilung auch harmlosere Menschen lebenslänglich der Freiheit beraubt würden, mag sich beruhigen. Die vorgeschlagenen drakonischen Maßregeln sollen nur gegen die angewendet werden, die ihre Unverbesserlichkeit über allen Zweifel durch ihre Taten dargetan haben. Ueberdies wird die sachverständige Beobachtung in der Strafanstalt nötigenfalls dazu führen, eine etwaige irrige Beurteilung richtig zu stellen. Jedenfalls aber wird man es nicht mehr dulden, daß gewisse Verbrecher immer und immer wieder die Freiheit erlangen, die sie doch nur dazu benutzen, Leben, Gesundheit und Besitztum ihrer Mitmenschen zu gefährden.

Eine besondere Berücksichtigung wird man jenen Rechtsverletzern zuteil werden lassen, die zwar nicht als geisteskrank, aber auch nicht als geistig völlig normal zu bezeichnen sind. Diese „geistig Minderwertigen" müssen etwaige Freiheitsstrafen in besonderen Anstalten verbüßen, in denen sie ihrer Eigenart gemäß behandelt werden. Eingehendere Vorschläge hierüber finden sich in meinem oben genannten Buch. Ebendaselbst ist auch der zukünftige Strafvollzug ausführlich behandelt. Es wird geschildert, wie es möglich sein wird, hohe Arbeitsleistungen von den Gefangenen zu erwirken, welche Disziplinarmittel sich aus der deterministischen Auffassung vom Wesen des Ver-

brechens ergeben, wie man den üblen Einfluß der tiefer stehenden Gefangenen auf die besseren Elemente möglichst ausschalten wird, wie man auf das Gemütsleben der Gefangenen einwirken kann usw.

Wie die Einzelheiten des zukünftigen Systems sich gestalten mögen, läßt sich selbstverständlich nicht voraussehen. Eins aber steht fest: die Sühnetheorie von heute, nach der die Strafe im Grunde nichts anderes ist als die staatlich organisierte Rache, wird dem Grundsatz Platz machen, daß die Maßnahmen gegen die Rechtsverletzer einmal der psychophysischen Konstitution dieser Menschen anzupassen sind und außerdem von der Rücksicht auf das Wohl der Gesamtheit geleitet werden müssen.



## Berichte und Notizen.



**Künstliche Beeinflussung des Geschlechts bei Fischbruten.** In Anlehnung an die von Prof. Hertwig in München durchgeführten Sexualitätsbestimmungen bei Fischen hat J. Thumm nach der „Oesterreichischen Fischereizeitung" es unternommen, durch bestimmte Zuchtversuche von Fischen aus der Klasse der karpfenartigen Fische einen Einfluß auf das Geschlecht der Nachkommenschaft auszuüben. Es wurde z. B. ein ausgewachsenes, starkes, dreijähriges Weibchen mit einem einjährigen Männchen gepaart, und das Resultat war: 800 Fischchen, darunter nicht 50 Weibchen. Im nächsten Jahre wurde dasselbe Männchen mit einem einjährigen Weibchen gepaart. Das Ergebnis war: 400 Fischchen, darunter über 300 Weibchen. Der gleiche Erfolg, der hier durch Paarung verschiedenaltriger Tiere erzielt wurde, wurde auch bei Paarung gleichalteriger, aber eine verschiedene Größe aufweisender Tiere erreicht: fünf große Weibchen und halbgroßes Männchen = 85 pCt. Männchen; fünf große Weibchen und übergroßes, spätreifes Männchen = 76 pCt. Weibchen; fünf mittelgroße Weibchen und übergroßes, spätreifes Männchen = 92 pCt. Weibchen; fünf mittelgroße Weibchen und mittelgroßes, spätreifes Männchen = 55 pCt. Männchen. Aus diesen Versuchen geht zweifellos hervor, daß sich vorwiegend das Geschlecht des schwächeren der beiden Elterntiere vererbt.

**Folgen der Inzucht.** In der Biologischen Gesellschaft in Washington berichtete Chapman über ein ungewöhnliches Zuchtergebnis eines Landwirts im Staate Newyork. Von 500 Kücken, die im vorigen Sommer von dem betreffenden Züchter durch den Brutapparat zur Welt gebracht wurden, schienen sich zunächst alle ganz normal zu entwickeln. Bei ungefähr 50 aber wurde bald das Ausbleiben der Befiederung bemerkbar. Noch nach vier Monaten waren die jungen Hühner vollständig nackt, als ihre gleichartigen Geschwister schon ihr volles Federkleid erworben hatten. Die Sterblichkeit unter den federlosen Hühnern war begreiflicherweise groß; bei Eintritt der kalten Jahreszeit gingen auch die letzten zugrunde. Eine Erklärung für diese eigenartige Entwicklung könnte nur darin gefunden werden, daß die Eltern der Kücken vier Jahre lang fortgesetzt in Inzucht gelebt hatten, so daß eine Entartung herbeigeführt wurde. Diese Erscheinung ist gelegentlich schon früher beobachtet worden, aber nie bei einem so großen Teil der Nachkommenschaft wie in diesem Fall.

**Die verschiedenen Größenverhältnisse der Menschen und ihre Ursachen.** „Wenn in erster Linie die Rasse und mit ihr die Vererbung im allgemeinen von einschneidendem Einfluß auf die Körpergröße einer Person sind, so gibt es außerdem noch einige Faktoren, die daneben in gleicher Weise, unter Umständen selbst in ganz bedeutendem Grad auf dieselbe, wie überhaupt auf die Körperentwicklung einwirken können. Man hat behauptet, daß Aufenthalt in den Bergen auf das Längenwachstum hemmend einwirke, und dabei u. a. auf das Beispiel der Savoyarden hingewiesen. Indessen läßt sich ebensogut für das Gegenteil der Beweis antreten. So z. B. stellen die Bewohner der schottischen Hochlande die größten Leute der Erde. Zum Teil erklärt sich die Kleinheit der Gebirgsbewohner durch den ethnischen Typus, mit anderen Worten gesagt, durch die Rasse. Die Savoyarden, wie überhaupt alle kleinen Bewohner des Hochplateaus Mittel-

frankreichs, desgleichen die einzelner Gebirgsgegenden Norwegens und der Alpen sind gleichzeitig klein, kurzköpfig und von dunkler Hautkomplexion; dieser Umstand weist darauf hin, daß sie der sog. alpinen Rasse angehören, d. h. die Nachkommen jener kleinwüchsigen Asiaten vorstellen, die in der Vorzeit von Osten her Europa überfluteten, aber später vor der Einwanderung der nach Süden vordringenden Vertreter der nordeuropäischen hochgewachsenen Rasse in die schwer zugänglichen, höher gelegenen Teile des Landes flüchteten. — Nicht minder aber mögen auch ungünstige soziale Bedingungen der Gebirgsbewohner, wie spärliche Nahrung, rauhe Witterung und sonstige Schwierigkeiten im Kampf ums Dasein, zu ihrer geringen Körperhöhe beitragen. Denn, wie Livi feststellen konnte, drückt die Höhenlage die Körpergröße von Leuten, die in einer gewissen Wohlhabenheit aufwachsen, nicht herab, und wo ausgedehnte Weideplätze im Gebirge sich finden, die Bewohner also reichlich mit Milch und Fleisch versorgt sind, da gedeihen auch große Menschen. — Geographische Lage soll ebenfalls auf die Entwicklung der Körpergröße von Einfluß sein. In der Tat finden wir, daß, wenigstens in Europa, im allgemeinen die Körperlänge von Norden nach Süden hin abnimmt. Diese Erscheinung ist ohne Zweifel wiederum der Rasse zuzuschreiben, denn wie wir weiter unten noch erfahren werden, nimmt der nordeuropäische Typus, der sich durch hohen Wuchs auszeichnet, von Norden nach Süden ab und macht allmählich der schon erwähnten alpinen Rasse, bezw. weiter südlich der mittelländischen Rasse — für die beiden letzteren ist kleiner Wuchs charakteristisch — Platz. Ueberdies leben Norweger und Lappen doch auf demselben Breitengrad, ebenso Pygmäen und aufgeschossene Neger, und besitzen doch so grundverschiedene Körpergröße. Klimatische und geographische Verhältnisse sind somit wohl kaum oder wenigstens nur ganz unbedeutend imstande, die Körperentwicklung zu beeinflussen. Dagegen spielen die hygienischen und alimentären Bedingungen, ebenso der Beruf eine große Rolle. Not und Armut halten die Körperentwicklung auf, bringen somit kleine Menschen hervor, Wohlhabenheit und Reichtum dagegen begünstigen sie, lassen also Menschen von höherer Statur entstehen. Kinder besser situierter Familien eilen in der ganzen Körperentwicklung, also auch in der Körperlänge, gleichalterigen Kindern aus Arbeiterkreisen voraus; dies ist übereinstimmend in England (Roberts, Cowel), Schweden (Key), Dänemark (Hertel, Rambusch), Rußland (Kosmowski), Berlin (Rietz), Sachsen (Geißler und Uhlitzsch), Schweiz (Hösch-Ernst), Italien (Pagliani), Nordamerika (Bowditch) und anderwärts festgestellt worden. Der günstige Einfluß guter Ernährung während der Kindheit macht sich auch noch in späteren Jahren bemerkbar. Wehrpflichtige aus reichen und gesunden Bezirken erreichen eine höhere Körperlänge als Wehrpflichtige aus ärmeren und dicht bevölkerten Bezirken; diese Erfahrung machte bereits Villemé im Jahre 1816 an Rekruten aus dem Pariser Stadtkreis. Aus diesem Grunde sind auch die englischen Juden, die sich einer gewissen Wohlhabenheit und unbeschränkter Freiheit erfreuen, viel größer (1,70 m) als ihre Glaubensgenossen in Galizien (1,623 m) und Warschau (1,61 m), wo sie in Ghettos eingepfercht unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen ihr Dasein fristen. Unter den Juden Londons wieder sind die im vornehmen Westend wohnenden größer (1,714 m) als die im elenden Whitechapel wohnenden (1,641 m). — Verbesserung der hygienischen und alimentären Verhältnisse vermögen dieses Minus an Körpergröße wieder auszugleichen, natürlich nur bis zu einem gewissen Grade. Die mit 17 Jahren in die Militärvorbereitungsschulen zu Montreuil und Saint-Hippolyte aufgenommenen Zöglinge waren im Durchschnitt um 1,9 cm kleiner als diejenigen gleichalterigen Schüler, die bereits vor einigen Jahren hier aufgenommen und unter dem gesundheitszuträglichen Schulregime aufgewachsen waren (Calier). In verschiedenen Staaten hat man bei Vergleich der Körpergröße der Gestellungspflichtigen zur gegenwärtigen Zeit mit der vor Jahren feststellen können, daß die durchschnittliche Körperlänge der Bevölkerung zugenommen hat, was allgemein mit der Hebung der allgemeinen sozialen Lage, der Entwicklung des Handels und der Aufbesserung der Lebensbedingungen in Verbindung gebracht wird. So hat man in Schweden seit 1866 eine merkliche Zunahme der durchschnittlichen Länge (Arbo), desgleichen in Dänemark seit 50 Jahren um $3^2/_3$ cm (Mackeprang), in Baden seit 40 Jahren um 1,2 cm, in einzelnen Bezirken sogar mehr (Ammon), in Prag ebenso für einzelne Stadtviertel seit 8 Jahren (Matiegka), in Savoyen seit dem ersten Kaiserreiche bis zu 11 cm (Carret, Hovelacque) und dementsprechend eine Abnahme der kleinen Leute konstatiert. — Bei Kindern genügen unter Umständen schon kürzere Zeiträume, wie z. B. ein mehrwöchiger Aufenthalt in den Ferienkolonien, um bemerkenswerte Zunahme in der Entwicklung zu erzielen. Umgekehrt wachsen Kinder während der Schulzeit etwas

weniger als in den Ferien. — Auch das Tierexperiment zeigt deutlich, daß gute Ernährung und sorgsame Pflege dem Längenwachstum günstig sind. Junge Giraffen, die man zu Paris in den Jardin d'acclimatisation gebracht hatte, waren um 5 cm kleiner als die gleichalterigen Tiere, die hier geboren und aufgezogen worden waren (Ménard). Ein noch mehr in die Augen springendes Beispiel bieten die kleinen Ponys auf den Shetlands-Inseln einerseits und die kräftigen Pferde aus Léon an der Küste der Bretagne andererseits. Beide Formen stammen zwar von derselben Rasse ab; jene sind indessen auf spärliche Nahrung, zumeist auf Flechten, schon seit Generationen angewiesen, diese haben auf saftigen Triften und Weideplätzen reichlich Nahrung zur Verfügung (Sanson). — Ueber den Einfluß von Stadt und Land auf die Körpergröße sind die Ansichten geteilt. Während Quetelet für Belgien, v. Hölder für Württemberg, Ammon für Baden, Meißner für Schleswig-Holstein, Chatelant für die Schweiz, Lapouge für Frankreich und Ljima für Japan die Beobachtung zu verzeichnen haben, daß die Städter im Durchschnitt größer als die gleichalterigen Landbewohner sind, wollen Beddoe für England, Ranke für Bayern, Anutschin für Rußland das Gegenteil gefunden haben, wenigstens daß in großen Städten die Körpergröße hinter dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung der betreffenden Länder zurückbleibt." (Dr. med. G. Buschan, Menschenkunde. Stuttgart 1909, Strecker & Schröder.)

**Zunahme der Körpergröße in Preußen.** In der „Deutschen militärischen Zeitschrift" wird der Beweis erbracht, daß 1894—1903 innerhalb des preußischen Kontingents (also des Deutschen Reiches ohne Bayern, Sachsen und Württemberg) die Zahl der kleinen Leute abgenommen, die der großen zugenommen hat, während die Zahl der mittelgroßen Leute gleich geblieben ist. Bezeichnet man die Militärpflichtigen von einer Größe von 160 cm als „kleine", von 160—170 cm als „mittelgroße" und von über 170 cm als „große" Leute, so erhält man folgendes Bild: Es kommen auf 1000 Militärpflichtige 1894—1898 kleine 151, mittelgroße 570, große Leute 281, 1899—1903 kleine 140, mittelgroße 564, große Leute 296. Unterschied: kleine — 19, mittelgroße — 6, große Leute + 15.

**Zunahme der Körpergröße in den Vereinigten Staaten.** Nach den Ergebnissen der jetzt veröffentlichten neuen Statistiken über die Größe der amerikanischen Studenten scheint es, daß der Typus des Amerikaners sich im starken Wachstum befindet. Die heutigen Studenten haben ein ungleich größeres Durchschnittsmaß als ihre Väter und ihre Großväter. Im Yale-Gymnasium ist die durchschnittliche Körpergröße der Studenten in den letzten fünf Jahren um nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ Zoll gewachsen. Zugleich verschwindet der hagere Typus von früher und weicht einer volleren Körperentfaltung; das Durchschnittsgewicht ist 27 Pfund höher als früher. Die Sportsbegeisterung der amerikanischen Studenten hat auf die Lunge stärkend eingewirkt; die Fassungskraft hat in den Jahren 1903—1908 um 72 Kubikzoll zugenommen. Auch an der Harvard-Universität hat man eine Erhöhung der Durchschnittskörpermaße festgestellt, die das gleiche Wachstum des Typus illustrieren. Hand in Hand damit geht die Erhöhung der Körperkräfte, die in den letzten 28 Jahren um 30—50 pCt. gewachsen ist. Dabei ist die Veränderung in der Entwicklung des allgemeinen Muskelsystems merkwürdig gering, nur der Brustumfang hat durchschnittlich um drei Zoll zugenommen. Die Taille, der Nacken und die Oberschenkel sind größer als früher. Auch die statistischen Zahlen für die Körperverhältnisse der amerikanischen Frau werden veröffentlicht. Sie zeigen, daß das amerikanische Mädchen sich immer mehr zu einem stämmigen untersetzten Typus entwickelt; die Körperhöhe zeigt eher die Neigung zur Abnahme als zum Wachsen.

**Der vorgeschichtliche Mensch in Brasilien.** In dem Organ der Pariser Gesellschaft für Anthropologie berichtet Dr. Rivet über die Ergebnisse der Untersuchungen, die sich an die Funde vorgeschichtlicher Menschenreste in Brasilien geknüpft haben. Der Zeitpunkt ihrer Entdeckung liegt freilich schon sehr weit zurück, nämlich im Jahre 1843. Die Reste sind aber so bedeutsam, daß sie die Gelehrten bis auf den heutigen Tag lebhaft beschäftigt haben und daß Dr. Rivet erst jetzt unternimmt, ein abschließendes Urteil zu fällen. Der Fundort liegt in der Nähe von Lagoa Santa, im Innern des brasilianischen Staates Minas Geraes. Es waren 18 Schädel, von denen die meisten zunächst nach Kopenhagen gelangten. Das Alter, dem ihre einstigen Besitzer zuzurechnen sind, ist leider nicht mit voller Sicherheit festzustellen, fällt aber, nach den begleitenden Tierresten zu schließen, entweder in den letzten Abschnitt der Tertiärzeit oder in die unmittelbar darauf

folgende Epoche. Die Reste sind also jedenfalls sehr alt. Die Form der Schädel ist im allgemeinen länglich (dolichocephal). Rivet hält sie für Ueberbleibsel der Urbewohner von Süd- und Mittelamerika, die sich allmählich bis Brasilien, Patagonien und Chile einerseits und nach Kalifornien anderseits verbreiteten. Leider ist bis auf diesen Fund die Kenntnis des vorgeschichtlichen Menschen aus keinem Erdgebiet so mangelhaft und wäre dabei so wichtig, wie in Mittel- und Südamerika.

**Mischehen zwischen Weißen und Farbigen.** Mit der zunehmenden Besiedelung unserer Schutzgebiete hat die Frage nach dem Rechtscharakter der Mischehen, d. h. der Ehen zwischen Farbigen und Weißen, immer größere Bedeutung gewonnen. Einen bemerkenswerten Beitrag zu dieser Angelegenheit veröffentlicht der Landgerichtsrat und Privatdozent Dr. Friedrich in Gießen unter dem Titel „Die rechtliche Beurteilung der Mischehen nach deutschem Kolonialrecht“ im Juniheft der „Kolonialen Rundschau“; er gelangt auf Grund eingehender Untersuchungen zu folgenden Thesen: 1. Alle in Deutschland oder in den deutschen Kolonien nach deutschem Recht standesamtlich geschlossenen Mischehen sind nichtig, rechtsungültig, sind Konkubinate; ihre Deszendenz ist wie Eingeborene zu behandeln. 2. Es ist sehr zweifelhaft, ob in freiester Analogie auf diese Mischehen die Rehabilitierungsgründe des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs (zehnjähriges Zusammenleben der Eheschließenden usw.) angewendet werden können. 3. Der Kampf gegen die Mischehen und Mischlinge, der aus rassetheoretischen und nationalen Gründen geführt werden muß, hat einzusetzen bei der Erschwerung der Naturalisation. Die vorhandenen Mischlinge sind in Fürsorgeerziehung zu nehmen, wenn ihre spätere Naturalisation beabsichtigt wird, anderenfalls sind sie wie Eingeborene zu behandeln. Ebenso sind erwachsene Mischlinge nur nach langer Beobachtung — etwa in niederen Stellen in Heer und Marine oder der Zivilverwaltung — zu naturalisieren. Die außereheliche Verbindung zwischen Farbigen und Weißen ist für strafbar zu erklären. — Die Tendenz dieser Thesen entspricht durchaus einer gesunden Rassenpolitik. Die weiße Rasse wird im schwarzen Erdteil nur dann die führende Rolle behaupten, wenn sie sich als Herrenvolk fühlt und sich von der Vermischung mit farbigen Elementen frei hält; jede dauernde Verbindung zwischen Weißen und Farbigen führt mehr oder minder zur „Verkafferung“ des Weißen. In dieser Beziehung können uns die Engländer als Beispiel dienen, die auf Grund ihrer reichen kolonialpolitischen Erfahrung ganz entschieden gegen jede Rassenvermischung sind. (Schles. Ztg.)

**Die Gefahren der zunehmenden Industrialisierung Deutschlands.** Wie nicht anders zu erwarten war, haben auch die kürzlich veröffentlichten vorläufigen Hauptergebnisse der Berufszählung vom 12. Juni 1907 für Preußen wiederum den ziffernmäßigen Beweis dafür erbracht, daß das Schwergewicht des deutschen Erwerbslebens sich immer mehr von der landwirtschaftlichen nach der industriellen Seite hin verschiebt. Während im Jahre 1895 die landwirtschaftliche Bevölkerung noch 36 pCt. der Gesamtbevölkerung ausmachte, ist diese Verhältniszahl im Jahre 1907 auf 29 pCt. zurückgegangen; entsprechend ist auch in Sachsen die Anteilzahl der Landwirtschaft an der Gesamtbevölkerung von 15 auf 11 pCt. gesunken. — „Diese Zahlen“, bemerkt die Deutsche Tageszeitung, „reden deutlich genug. Sie künden, daß der verhältnismäßige Rückgang der landwirtschaftlichen Bevölkerung nicht zum Stillstand gekommen, sondern bedenklicher und bedrohlicher geworden ist. Selbstverständlich ist die landwirtschaftsfeindliche Presse sofort auf dem Plane. Sie schließt aus diesen Zahlen, daß die Landwirtschaft keinen Anspruch auf besondere Berücksichtigung habe, daß wir uns immer mehr in den Industriestaat hinein entwickelten, und daß die allgemeine Staats- und Wirtschaftspolitik auf diese Entwicklung die gebührende Rücksicht nehmen müsse. Für diese Politik des rücksichtslosen Egoismus, für dieses offene und unverfrorene Bekenntnis zum Vorrechte des Stärkeren haben wir kein Verständnis. Nur dann würde ein derartiger Standpunkt möglich sein, wenn Deutschland und Preußen schließlich die Landwirtschaft entbehren könnten. Der Rückgang der Landwirtschaft bedeutet aber tatsächlich einen Rückgang des Gesamtvolkes, des Reiches, des Staates, der Volksgesundheit, der Volksseele. Längst hat man überall, wo man noch zu denken und zu schauen vermag, erkannt, daß das Wort: »navigare est necesse« nur eine bedingte Wahrheit ist, während das andere Wort: »arare maxime est necesse« unbedingt für alle Zeiten und besonders für das deutsche Volk gilt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in diesem Zusammenhange die Notwendigkeit der Landwirtschaft für das Gesamtvolk eingehend und ausführlich zu beweisen. Für unsere Leser und für alle klugen

Politiker ist ein solcher Beweis auch überflüssig. Nur einige Fragen möchten wir an die Verkünder und Vertreter des Industriestaates richten: Glauben die Herren, daß unsere Industrie sich allein oder in der Hauptsache auf den Auslandsmarkt stützen kann? Wird unsere Industrie nicht ihrer besten Stütze beraubt, wenn der landwirtschaftliche Inlandsmarkt aufnahmeunfähig wird? Hat nicht die Landwirtschaft bewirkt, daß die neuerliche industrielle Krise verhältnismäßig leichter war als frühere, bei denen die Landwirtschaft selbst in bedenklicher Notlage war? Werden bei einem weiteren Rückgange der Landwirtschaft nicht die Krisen immer schärfer, immer gefährlicher werden müssen? Glaubt die industrielle Bevölkerung des Zuströmens frischen Blutes vom Lande her entraten zu können? Wird sie nicht in wenigen Generationen verkümmern und siech werden, wenn dieses Zuströmen matter und matter wird und schließlich ganz aufhört? Wer soll denn die uns bevorstehenden Kämpfe führen? Wo findet dann das Volk seinen Kraftquell, seinen Jungbrunnen, seinen Quickborn, wenn der Acker verödet? Dauert der Rückgang, der verhältnismäßige Rückgang der landwirtschaftlichen Bevölkerung fort, dann steht für das Gesamtvolk alles auf dem Spiele. Es waren nicht nur Agrarier, die immer wieder darauf hinwiesen, daß das Volk, das städtische Volk, insbesondere die Großstadtbevölkerung, des im Bauerntume liegenden starken Kraftreservoirs bedürfe. Wir erinnern nur an Goethe, an Riehl, an Hansen, an Ernst Moritz Arndt, an Chamberlain usw. Die Aussprüche dieser und vieler anderer Männer, die zu den Wegfindern und Pfadweisern des Volkes gehören, über die unbedingte Notwendigkeit des Bauerntums und die unabweisbare Pflicht seiner Erhaltung sind genügend bekannt. Was die Volkswehr durch das allmähliche Schwinden des Bauerntums einbüßt, das ist erst neulich von wissenschaftlicher Seite beleuchtet und hervorgehoben worden. Von Kennern der deutschen Volksseele ist die große Gefahr gezeichnet worden, die darin besteht, daß die Quellen seelischer Verjüngung, die draußen auf dem Felde entspringen, allmählich ärmer und schwächer werden. Unsere Rassenforscher haben mit erfreulicher Entschiedenheit betont, daß ohne das Bauerntum die Erhaltung, Verjüngung und Aufwärtsbewegung unserer Rasse unmöglich sei.“

**Deutsche Rassepolitik und die Erziehung zu nationalem Ehrgefühl.** „Unter diesem Titel hat der sächsische Hauptmann a. D. Eberhard Meinhold eine geschichtsphilosophische und völkerpsychologische Studie veröffentlicht, die man jedem als Waffe empfehlen kann, der aus dem stolzen Bewußtsein heraus, einem großen Volke anzugehören, das keinem andern an Verdiensten um das Wohl der Menschheit nachsteht, gegen Internationalismus und seine Geschwister Sozialismus und Kommunismus ankämpft. Der Verfasser ist ein Mann von völlig unabhängiger Stellung und Charakter, der seine Zeit, Kraft und Mittel in selbstlosester Weise ganz in den Dienst des deutschen Volkes stellt. Er hat nicht nur, wie diese Arbeit zeigt, vielseitige gründliche Studien über diese schicksalsschweren Fragen gemacht, er hat auch auf großen Reisen Erfahrungen gesammelt und seinen Blick erweitert, wie beispielsweise in Süd-Amerika, wo er ein halbes Jahr in den deutschen Bauernansiedelungen Süd-Brasiliens gelebt hat. Er legt zunächst die Grundlagen klar, auf denen wir Deutschen in früheren Jahrhunderten so große kolonisatorische Erfolge erzielt haben. Vor allem beleuchtet er die gesetzlichen Schutzmaßregeln, welche die Rassereinheit des deutschen Herrenvolkes verbürgte. Der natürliche Instinkt unserer Vorfahren sträubte sich gegen Rassenmischung. Die Knechte, Angehörige unterworfener Rassen, waren scharf von den Freien geschieden. Nur Freie konnten untereinander heiraten. Nach J. v. Sybel — der Verfasser belegt alle seine Behauptungen mit den verläßlichsten Autoritäten — stand sogar bei den Sachsen um 531 die Todesstrafe auf Heiraten zwischen Freien und Unfreien. Noch im 18. Jahrhundert bestand bei den Zünften die Ahnenprobe. — Auch von Meinhold wird die Theorie von der deutsch-slawischen Mischrasse, die Preußen groß gemacht habe, als durchaus irrig erwiesen und gezeigt, daß alle großen Männer Preußens rein deutschen Geblüts gewesen sind, während den Slawen von jeher, wie heute kein Sachkundiger leugnet, der staatenbildende Genius, der politische Sinn, gefehlt habe. Wenn wir heute bei vielen unserer Adelsfamilien oder Gliedern des Adels, am auffälligsten beim österreichischen, die Standesinteressen, die nationalen, die Interessen des ganzen Volkes überwuchern sehen, wenn wir bei ihnen, und so in der sich lediglich aus dem Adel ergänzenden auswärtigen Vertretung des Deutschen Reiches, häufig das Verständnis für die unwägbaren Aeußerungen der deutschen Volksseele oft schmerzlich vermissen, so erklärt sich das aus den je höher je häufiger vorkommenden, so energisch von Bismarck bei unseren Diplomaten bekämpften

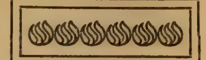
Ehen mit fremdrassigen Frauen, die völlig im eigenen Volkstum aufgehen zu machen, die Willensstärke, ja vielleicht der Wille und das Verständnis selbst fehlt. Demütigung und Schande und, setzen wir hinzu, Verlust des in einer Zeit, wo man Geld höher bewertete als Ehre und Gesinnung, aufgehäuften Mammons an Kriegskontributionen ausschreibende französische Generäle brach über ganz Deutschland herein, als das nationale Ehrgefühl im Volk und Fürsten schlief und der Schlaftrunk des Friedens um jeden Preis, wie heute, dem deutschen Volke von allen Seiten gereicht wurde. Besonders anziehend ist der Abschnitt über die Eindeutschung des Landes zwischen Elbe—Saale und Oder und die Klarlegung der Vorgänge, welche im Bereiche des heutigen Königreichs Sachsen eine große Beimischung slawischen Blutes bedingen. Wenn man gewisse Erscheinungen bei breiten Schichten der Bevölkerung der deutschen Weltstädte Berlin und Wien sich zu erklären sucht, so muß man dem Verfasser beipflichten, daß das Merkmal einer Mischrasse die Charakterlosigkeit ist. An vielen Beispielen zeigt der Verfasser, daß alle einst blühenden Völker am Emporkommen einer Mischrasse und ihrer Gesinnung zugrunde gegangen sind. Und wenn man sieht, daß die Masse des deutschen Volkes noch immer es gleichgültig mit ansieht, daß roher Gewalt tiefer stehender Rassen überantwortete Bruchteile unseres Volkes von diesen als Kulturdünger zum Aufbau des eigenen Volkstums eingestampft werden, so ist man erstaunt, hier festgestellt zu sehen, daß bis in das vorige Jahrhundert, solange wir unaufhaltsam im Osten vorrückten, sich das deutsche Volk, hoch und niedrig, als Herrenvolk fühlte und sich von Beimischung geringeren Blutes frei hielt. Wie weit scheint uns heute die Zeit entschwunden, wo die Völker über den unerträglichen Nationalstolz der Deutschen klagten! — Von den Forderungen, in welche die Studie ausklingt, mögen nur drei hervorgehoben werden: Das nationale Ehrgefühl muß unserem Volke erhalten bleiben oder ihm wieder anerzogen werden. Nationale Ehre muß höher gelten als materielle Werte. In dem deutschen Bauerntum und in bäuerlicher Kolonisation ist der Bestand des Deutschen Reichs sicher verankert, nicht in dem schwankenden Wettbewerb und der Spekulation auf dem Weltmarkte.“ (Alldeutsche Blätter.)

**„Kinderland.“** Zweifellos wird in unserer Zeit vieles getan für die dem Kampf ums Dasein nicht gewachsenen Menschen, sowohl für Kranke und Alte als auch für die Jugend; das beweisen die vielen Kranken-, Armen- und sonstigen Anstalten dieser Art einerseits, wie auch anderseits die zahlreichen Findelhäuser, Waisenhäuser, Blinden- und Taubstummenanstalten usw. So sehr man sich aber insbesondere für die Jugend heutzutage interessiert, — einen Punkt scheint man doch allzuwenig noch dabei beachtet zu haben. Bei den Kindern gibt es oftmals noch eine andere Not als das augenblickliche Leid, die Not nämlich, daß sie sich nicht entwickeln können, wie es ihrer Natur entspricht. Daß unter dieser Tatsache gesunde Kinder noch mehr zu leiden haben als kranke, dürfte einleuchten. Um so mehr muß man sich darüber wundern, daß von einem systematischen Vorgehen in dieser Hinsicht kaum etwas zu sehen ist. Da muß man es denn mit großem Dank begrüßen, daß neuerdings die Verwirklichung jenes Gedankens von privater Seite versucht worden ist. Die Gründung, die vorläufig in einer frei und sonnig gelegenen, von großem Garten umgebenen Villa in Bonn-Endenich ihren Platz gefunden hat, hat den Namen „Kinderland“ erhalten, der zugleich eine schöne Verherrlichung Friedr. Nietzsches in sich schließt. Hier finden Kinder beiderlei Geschlechts und aller Konfessionen, auch konfessionslose, im Alter von 1½ bis 3 Jahren Aufnahme. Sie müssen gut veranlagt und körperlich und geistig ganz gesund sein. Hauptsächlich sollen mittellose uneheliche Kinder aus gebildeten Ständen aufgenommen werden; sie sollen bis zum erwerbsfähigen Alter im Hause verbleiben. Die Erziehung geht darauf aus, alle guten Anlagen der Kinder sich gleichmäßig entwickeln zu lassen, wodurch diese zu Menschen herangebildet werden sollen, die nicht nur frei und sicher ihren Platz im Lebenskampf einnehmen, sondern auch das Leben lieben und ihre höchste Aufgabe in der Förderung edlen Menschentums erblicken. Daß zur Erreichung dieses Zieles sowohl die Pflege des Körpers wie die Bildung des Geistes sehr sorgfältig und pädagogisch gehandhabt wird, bedarf kaum der Erwähnung. Nach alledem erscheint die junge Einrichtung wert, finanziell tatkräftig unterstützt zu werden. Für die in Aussicht genommene, sehr notwendig gewordene Vergrößerung der Anstalt reichen die Mittel der edlen Gründerinnen bald nicht mehr aus. Deshalb wäre hier eine Unterstützung von seiten kapitalkräftiger Mitmenschen wohl am Platze. — Dr. Walter Jesinghaus-Bonn.

---



# Bücherbesprechungen.



**von Hartmann, Eduard,** Grundriß der ethischen Prinzipienlehre. Bad Sachsa im Harz 1909, Hermann Haacke. 217 S., 9,50 M.

In diesem Grundriß, welcher als Band VI des „Systems der Philosophie im Grundriß" posthum erschienen ist, hat v. Hartmann eine gedrängte Darstellung seiner ethischen Anschauungen gegeben. Denjenigen, welche die Hauptwerke des großen Philosophen kennen, wird der „Grundriß" kaum viel Neues bringen; denn fast alles hier Gesagte findet sich schon in der „Philosophie des Unbewußten" und besonders in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins". Sehr zu empfehlen ist diese Darstellung dagegen zur Einführung in die Hartmannsche Ethik, zumal denjenigen, welche der theoretischen Philosophie ferner stehen. Als Anregung zum Lesen des Buches möge im folgenden eine Andeutung seiner Hauptgedanken versucht werden.

Im Mittelpunkt der Ethik v. Hartmanns steht das „Moralprinzip des Zweckes", wie mir scheint, mit gutem Recht. S. 146 sagt er: „Es dürfte nun wohl einleuchten, daß meine Ethik sich vor allem auf die Teleologie als ihr eigentliches positives Prinzip stützt, während der Pessimismus von ihr nur als ein negatives Hülfsmittel zur praktischen Ueberwindung des Haupthindernisses der Sittlichkeit, nämlich des Egoismus, benutzt wird." Demgemäß lesen wir S. 138: „Der Zweck ist es, der das Mittel versittlicht." So muß es einen letzten Zweck geben, der allen „Mittelzwecken" ihre Bedeutung gibt; aber: „welches die objektiven Zwecke sind, darf nicht deduktiv aus irgendeinem vorausgesetzten, absoluten Zweck abgeleitet, sondern muß induktiv aus der Erfahrung mit Hülfe des sie überschreitenden spekulativen Denkens ermittelt werden." S. 143: Dadurch erhalten außer dem absoluten Zweck viele „subjektive und objektive Moralprinzipien", die alle der Reihe nach besprochen werden, eine relative Bedeutung, z. B. das Mitgefühl, die Treue, das Pflichtgefühl in der Gefühlsmoral, die Wahrheit, die Gerechtigkeit usw. in der Vernunftmoral. Zugleich aber, scheint mir, wird durch die induktive Ableitung der Mittelzwecke, die alle dem absoluten Zweck dienen, die Möglichkeit, das Böse zu erklären, unterbunden, obwohl v. Hartmann sich S. 179 und 181 verzweifelt bemüht, dem Bösen eine Stelle in seinem System anzuweisen.

Das radikal Böse sieht Hartmann in dem „antimoralischen, selbstherrlichen Individualismus". Hatte Nietzsche manche bissige und schwer treffende Bemerkung gegen die Metaphysik Hartmanns gemacht, so erfährt hier die Ethik Zarathustras eine kurze, aber vernichtende Kritik. Hartmann weist mit zwingenden Gründen nach, daß der Individualismus Nietzsches nicht gerechtfertigt oder begründet ist; doch scheint mir die andere Seite der Lehre Nietzsches, welche Opferung für ein überindividuelles Ideal verlangt, nicht genügend gewürdigt zu werden. „Mich selber bringe ich meiner Liebe dar", sagt Zarathustra. Auf S. 134 und 135 wird die ganze Unklarheit, mit der in populärphilosophischen Schriften von der „harmonischen Ausbildung der sittlichen Persönlichkeit" gefaselt wird, aufgedeckt und der „ethische Personalismus" schlagend widerlegt. Auch die andere Art des Individualismus, der christliche oder Rousseau-Kantsche, welcher nicht nur die eigene Person, sondern jedes Individuum als „Selbstzweck" achtet, kann der Hartmannschen Kritik nicht standhalten. Im bewußten Gegensatz zu Kant sagt er: „Jeder darf sich und andere nur soweit als relative Zwecke behandeln, wie er und sie Mittel im Reich der Zwecke sind." (S. 132.) „Nur durch einen Taschenspielerstreich ist von der Selbstzwecklichkeit des Individuums aus zu einer Moral zu gelangen." (S. 133.)

In Hartmanns Kritik des Sozialeudämonismus hat sich ein Fehler eingeschlichen. Auf S. 153 nämlich glaubt er mittels einer mathematischen Untersuchung beweisen zu können, daß das sozialeudämonistische Prinzip des „größtmöglichen Glücks der größtmöglichen Zahl" „volle Gleichheit der Güterverteilung" erfordere. „Nennt man den Durchschnittsbesitz eines Volksmitgliedes an Gütern a, wählt man ferner zwei Individuen mit dem Besitz $a + n$ und $a - n$ aus und versteht unter k eine Konstante", .... so, findet er, ist der „Ueberschuß der Unlust des Aermeren über die Lust des Reicheren $\frac{2kn^2}{(a+n)(a-n)}$". „Diese Größe drückt zugleich den Betrag aus, um welchen die Summe der beiden Glückseligkeiten bei ungleicher Güter-

verteilung kleiner ist, als sie bei gleicher Güterverteilung sein würde." (S. 153.) In diesem Satze liegt der Fehler; denn a ist in dem Falle keine Konstante, sondern es ist so gut wie sicher, daß der Durchschnittsbesitz eines Volksmitgliedes an Gütern (a) bei gleicher Güterverteilung ein anderer ist als bei ungleicher, daß er nämlich im zweiten Falle größer sein wird.

Aber auch wenn nicht Gütergleichheit aus dem sozialeudämonistischen Prinzip folgt, wie es in Wahrheit sein dürfte, so behält Hartmann mit seiner Kritik gegenüber dem Sozialeudämonismus immer noch recht. Er weist nach, daß der Sozialeudämonismus eine „umgekehrte Zuchtwahl durch Aussterben der Intelligenteren, Sittlicheren und sich selbst Beherrschenden" bewirke (S. 168) und zum „chronischen Selbstmord" der Rasse führe. Die Rassenfrage wird an mehreren Stellen berührt. Es heißt z. B., „daß die Liebe und Ehe nicht um der lebenden Generation willen da ist, sondern um der noch ungeborenen willen". (S. 170.) Seine Würdigung der Selektion zeigt, daß er kein so einseitiger Vitalist ist, wie leider heute manche Biologen. „Die physiologischen Vorgänge im Gehirn, die unbewußt psychischen Tätigkeiten und die bewußt psychischen Phänomene folgen sämtlich strenger Gesetzmäßigkeit". (S. 178.) Der stärkste Einwand gegen den Sozialeudämonismus ist ihm, daß „die Glückseligkeit in einem umgekehrten Verhältnis zur Kulturstufe" steht (S. 156), der konsequente Sozialeudämonismus also kulturfeindlich sein müßte. Der Widerstreit zwischen Kulturentwicklung und Eudämonie wird also stark betont, der zwischen Kulturentwicklung und Rassenentwicklung dagegen kaum berührt.

Hartmann will den Kulturfortschritt um jeden Preis, auch wenn er den Menschen das größte Leiden bringt. Wie bei Nietzsche wird das Leiden selbst als ein Gut gewertet; denn: „Der Mensch muß irgendwelche Not leiden, um vorwärts und aufwärts zu streben." (S. 171.) Warum aber gerade die Kulturentwicklung? werden wir fragen. Hartmanns Antwort wäre: Weil die Entwicklung der letzte uns „aus Natur und Geschichte" erkennbare objektive Zweck des Weltgeschehens ist. Das evolutionistische Moralprinzip steht ihm direkt im Dienste des absoluten Zweckes.

Welches aber ist dieser absolute Zweck? welches also das letzte Prinzip der Ethik? Dieser Untersuchung ist der letzte Teil des Buches gewidmet, und hier werden die Ausführungen Hartmanns mystisch und unklar. Sein Endziel ist das „negativ-eudämonistische Moralprinzip" der Erlösung des Unbewußten vom „Gottesschmerz". Die Erkenntnis der Wesensidentität des Menschen mit dem leidenden Absoluten soll zugleich der Grund der Verbindlichkeit der Ethik sein. Aber wie alle Metaphysik, so dürfte auch die Hartmannsche unhaltbar sein. Das tut jedoch dem großen Werte des Buches wenig Eintrag. Die kritischen Untersuchungen Hartmanns, welche hier nur eben angedeutet werden konnten, sind wertvoller als seine positiven Schöpfungen. Ein letztes Ziel der Ethik hat auch er nicht zu geben vermocht. Das aber ist, was uns vor allem not tut, an dessen Mangel unsere Zeit leidet. Er selbst sagt im Vorwort: „Die moderne Kultur wird nicht eher wieder ein einheitliches Antlitz aufweisen, als bis es uns gelungen ist, uns über die ethische Prinzipienlehre zu verständigen." Falls überhaupt die theoretische Begründung eines Inhalts der Ethik möglich ist, so besitzen wir sie bis heute jedenfalls nicht.
F. Lenz.

**Jäger, Hermann,** Die gemeinsame Wurzel der Kunst, Moral und Wissenschaft. Berlin, Alexander Duncker Verlag. 3,50 M.

Der Verfasser, Geh. Schulrat, nimmt die „innere Betrachtungsweise" zur Grundlage seiner klaren und gut vorgetragenen Ausführungen. Er betont die Bedeutung der inneren Entwicklungsfaktoren und zeigt, wie auch die höchsten Aeußerungen menschlichen Geistes, als Ausfluß seiner „wesenhaften Betätigung", denselben festen Gesetzen unterliegen, wie alles organische Geschehen.

Mag man auch in einzelnen Punkten nicht die Anschauungen des Verfassers teilen, so ist die gediegene Arbeit doch nur empfehlenswert und durch ihr überall rückhaltloses Bekennen des Entwicklungsgedankens sympathisch. G. Weiß.

**Francé, R. H.,** Pflanzenpsychologie. Stuttgart 1909, Franckhsche Verlagshandlung. 108 S., 26 Abbildungen.

Die Einleitung zeigt die wachsende Neigung führender Botaniker, sich entweder direkt, wenn auch mit Einschränkungen, einer psychistischen Anschauung

der Vorgänge des Pflanzenlebens hinzugeben oder den umfangreichen Erklärungsrest, der keine mechanische Auffassung duldet, formal unter vitalistische Gesichtspunkte zu bringen, d. h. sprachlich mit psychischen Grundbegriffen zu arbeiten. Dann wird untersucht, wieweit die Annahme psychischer Reaktionen der Pflanze als Arbeitshypothese (eine vorsichtige Einschränkung, die der Gegner anerkennen sollte) feste Grundlagen hat, und aus der schon sehr umfangreichen Literatur, z. T. aus eigener Arbeit, zusammengestellt, was an auffälligen Regulationen und Zweckhandlungen in einem kurzen Abriß besonders wirksam ist. Der Gegensatz zu „dem landläufigen Mechanismus, der sich auf deskriptive Analogien zwischen lebendem und physikalischem Geschehen beschränkt" (S. 79), wird mit großem Geschick im Gefühl des Lesers wach gehalten; ebenso die Uebereinstimmung, die in punkto Kausalität zwischen Mechanist und Theist besteht, welche beide an den Anfang des betr. Vorganges eine äußere, nicht untersuchbare, also metaphysische causa stellen: diese Metaphysik bekämpft der exakte Vitalist. Die Regulationen verraten „Urteil", aber beschränktes und vielfach irrendes; gibt man menschlicher Intelligenz das Recht auf Irrtum, so kann man es keiner tieferstehenden absprechen; man wird sogar „häufig krasse Unzulänglichkeiten der Pflanze" (S. 59) beobachten.

Sprachlich ist das kleine Werk mit der Meisterschaft abgefaßt, die man bei Francé kennt, und allgemein genug gehalten, um als Einführung warm empfohlen werden zu können. Dr. F. Kühner.

**Schoetensack, O.,** Der Unterkiefer des Homo heidelbergensis aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg. Ein Beitrag zur Paläontologie des Menschen. Mit 13 Tafeln, davon 10 in Lichtdruck. Leipzig 1908, W. Engelmann.

Jedes Ueberbleibsel des Menschen ist, schon wegen des Verbreitungsgebietes, von der größten wissenschaftlichen Bedeutung, und darum dürfen alle, die sich um Entdeckung, Erhaltung und Beschreibung des am 21. Oktober 1907 in einer Sandgrube bei Mauer im Elsenztal gefundenen Unterkiefers verdient gemacht haben, Grubenbesitzer, Verleger und Verfasser, den Dank der Wissenschaft beanspruchen. Für jeden Anthropologen, der das Fundstück nicht selbst untersuchen kann, ist darum die schön ausgestattete Veröffentlichung mit dem ausführlichen Fundbericht, den genauen Maßangaben und den naturgetreuen Abbildungen von großem Wert. Der Herausgeber hat von verschiedenen Seiten Rat und Hülfe erbeten und erhalten, insbesondere von Klaatsch Der schon vor Jahresfrist in einem öffentlichen Vortrag in Heidelberg ausgesprochenen Ansicht dieses Anthropologen, der erwähnte Unterkiefer stelle das älteste Ueberbleibsel des Menschen dar, hat sich Schoetensack rückhaltlos angeschlossen. Sehen wir zu, ob diese Annahme durch die Tatsachen gerechtfertigt wird. Was zunächst das erdgeschichtliche Alter anlangt, so läßt sich dies aus der Fundschicht mit Sicherheit nicht bestimmen, da das Fundstück zwar ziemlich tief, 24 m unter dem heutigen Erdboden, aber doch nicht in seiner ursprünglichen Einbettung, sondern in Sand- und Geröllmassen lag, die durch die ungeheuren Wasserfluten des abschmelzenden Eises in einem Seitental des Neckars, entweder von einer Schleife oder einem Nebenfluß desselben, angeschwemmt und abgelagert wurden. Dabei können die mitgeführten Tierknochen vollständig durcheinandergeworfen, möglicherweise gerade die jüngsten in die tiefsten Schichten geraten sein. Uebrigens sind die meisten der in der Sandgrube von Mauer gefundenen Tiere, wie Wildschwein, Edelhirsch, Wisent, nicht älter, zum Teil sogar jünger als Homo primigenius. Nur Rhinoceros etruscus und vielleicht eine nur durch einzelne Zähne vertretene Pferdeart gehören einer etwas älteren Tierwelt an, beweisen aber aus den angeführten Gründen, ebenso wie das zufällige Fehlen von Elephas primigenius, für das Alter des Unterkiefers nichts. Wie steht es dagegen mit den aus seiner Gestalt sich ergebenden Schlußfolgerungen? Jedem vorurteilsfreien, mit der Osteologie der fossilen Menschenrassen vertrauten Anthropologen muß auf den ersten Blick die große Aehnlichkeit mit den anderen Unterkiefern des Urmenschen, von denen wir jetzt etwa ein Dutzend kennen, auffallen. Gewisse Unterschiede, am Gebiß wie am Knochen selbst, sind ja vorhanden, erklären sich aber leicht durch verschiedenes Lebensalter und Geschlecht, durch höheren oder kleineren Wuchs, durch eine bei der Zerstreuung der ältesten Menschenhorden begreifliche Sonderentwicklung und rechtfertigen vorläufig keineswegs die Zerspaltung der durch ihre Hauptmerkmale wohl gekennzeichneten Art Homo primigenius in zahlreiche, fast für jeden einzelnen Fundort angenommene Spielarten: H. neandertalensis, spyensis, krapinensis, heidelbergensis, mousteriensis, capellensis oder dergl. Die größte Aehnlichkeit hat der Unterkiefer von Mauer mit dem von Spy I, er ist

nur etwas größer und dicker, weil er vermutlich einem starken, vollentwickelten Mann angehört hat, während bekanntlich bei dem Spyschädel die Anthropologen anfänglich im Zweifel waren, ob sie ihn für männlich oder weiblich erklären sollten. Was die Stärke des Knochens anlangt, wird der leider nur in Bruchstücken vorhandene Unterkiefer von Spy II, „plus haute, plus massive, plus robuste“, dem unserigen ähnlicher gewesen sein. Niemand aber, selbst Klaatsch nicht, ist es eingefallen, für den zweiten Spyschädel eine besondere Abart aufzustellen. Es ist darum, besonders da weder Schädel- noch Gesichtsknochen bekannt sind, wissenschaftlich durchaus nicht angezeigt, im Träger des Kiefers von Mauer „ein Vorfahrenstadium“ des Urmenschen von Spy zu erblicken. Homo primigenius hat anscheinend während ungezählter Jahrtausende in unserem Weltteil gelebt; welche seiner Ueberbleibsel aber älter, welche jünger sind, das zu entscheiden ist die Wissenschaft zurzeit noch nicht imstande. Ganz unbegreiflich ist es mir, wie man nicht nur von einem „präneandertaloiden“ (diese Bezeichnung wurde von Klaatsch geprägt!), sondern sogar von einem „präanthropoiden“ Zustand sprechen kann. Soll das wirklich heißen, daß der „Mensch“ von Mauer (so nennt ihn der Verfasser selbst) entwicklungsgeschichtlich älter ist als die aus der nahen anatomischen und physiologischen Verwandtschaft mit Sicherheit zu erschließenden gemeinsamen Vorfahren von Großaffen und Menschen? Zwischen diesen und den richtigen Menschen steht ja noch der Vormensch von Java, den Klaatsch allerdings früher immer für einen „Affen“ erklärt hat. Daß die von ihm vertretenen Anschauungen „über die Beziehungen des Menschen zu den Anthropoiden“ sich „immer mehr Bahn brechen“ sollen, ist eine starke Verdrehung der Tatsachen. Klaatsch hat früher — jetzt scheint er auch hierin seine Ansicht geändert zu haben — immer behauptet, dem Menschen müsse eine gesonderte Abstammung „von eocänen Säugetieren“ zugeschrieben werden, und die Aehnlichkeit mit den Großaffen beruhe hauptsächlich auf „Konvergenz“; andere Anthropologen waren aber stets abweichender Meinung. „Würde ein geologisch noch älterer Unterkiefer aus der Vorfahrenlinie des Menschen gefunden“, schreibt der Verfasser, so „kämen wir zu dem gemeinsamen Ahnen sämtlicher Primaten.“ Das ist eine Behauptung, die man nur mit Lächeln und Kopfschütteln lesen kann, denn die Stammform der Primaten, Haeckels hypothetischer „Archiprimas“, hat im frühesten Tertiär gelebt und sicherlich, von der Größe ganz abgesehen, noch sehr wenig Menschenähnliches an sich gehabt. Bei der reichen Ausstattung des Buches mit Abbildungen wären auch solche anderer fossiler Unterkiefer erwünscht gewesen, damit der Leser sich durch eigenen Vergleich ein Urteil hätte bilden können. Das meinige fasse ich in die Worte zusammen: der Unterkiefer von Mauer ist nicht mehr und nicht weniger als ein weiteres Belegstück für die seit 1856 bekannte älteste Menschenart (H. primigenius), deren Knochengerüst seitdem durch stets sich mehrende Funde fast bis zur Vollständigkeit ergänzt worden ist. Ludwig Wilser.

**Oetteking, Br.,** Kraniologische Studien an Altägyptern. Mit 14 eingedruckten Abbildungen und vier Tafeln. Braunschweig 1909, Fr. Vieweg & Sohn.

Der Verfasser, Schüler von Martin und Assistent am K. anthropologischen Museum zu Dresden, hat die mühevolle, aber dankenswerte Arbeit unternommen, 182 Mumienköpfe und Schädel der Züricher Sammlung zu untersuchen und nach ihrer Rasse zu bestimmen. Das Endergebnis ist: „Der Altägypter ist dolicho- bis mesokephal“. Das Vorkommen der Brachykephalie ist sehr gering (6,90 pCt.). Ein feinerer und gröberer Typus läßt sich unterscheiden. „Ob negroide Beeinflussung der altägyptischen Schädelform besteht“, bleibt vorerst noch eine offene Frage, ebenso, „inwieweit grober Typus und negroid beeinflußte Mischform sich decken“. Die durchschnittliche Schädellänge beträgt 181,5 (165—201), die Breite 136,2 (125—149), demnach Index 75,1 (67,8—88,1). Bei der Mehrzahl der Schädel schwankt das Längen-Breitenverhältnis zwischen 71 und 78. Im dritten Abschnitt über die Rassenfrage tritt eine gewisse, wohl auf dem Bildungsgang des Verfassers beruhende Unsicherheit in der Rassenbezeichnung zutage. „Für die Zusammensetzung kommen in Betracht: Buschmänner, Neger, Libyer, Hamito-Semiten.“ Eine naturwissenschaftliche Bezeichnung der Rassen wäre hier vorzuziehen gewesen, d. h. Homo niger, H. mediterraneus, H. europaeus. „Der Durchschnittstypus des Altägypters ist dem hamito-semitischen am ähnlichsten“, d. h. der Grundstock des Volkes bestand aus der Mittelmeerrasse, Homo mediterraneus, mit geringen, aber doch sich bemerkbar machenden Beimengungen der schwarzen (H. niger), der rundköpfigen

(H. brachycephalus) und der nordeuropäischen Rasse (H. europaeus). Das entspricht vollkommen dem, was nach der Lage und Geschichte des Landes zu erwarten war. Tabellen, Kurven, Abbildungen und Literaturverzeichnis erhöhen die Brauchbarkeit der wertvollen Arbeit und bestätigen die Wahrheit des an die Spitze gestellten Spruches: Crania etiamnunc loquuntur. Ludwig Wilser.

**Schliz, A.,** Beiträge zur Kulturbewegung der Bronze- und Hallstattzeit in Württemberg. Aus den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, N. F. XVII, 1908.

Wieder eine der gründlichen und sorgfältigen Untersuchungen des um die Erforschung der Vorgeschichte seiner schwäbischen Heimat hochverdienten Verfassers. Daß wir die „Wellenbewegungen im Strom der Vor- und Frühgeschichte“ meist mit einem „Wechsel in der Völkerbewegung“ in Verbindung zu bringen haben, ist auch meine Meinung, ebenso, daß diese nicht „immer wieder die gleichen Wege“ eingeschlagen hat und der östliche „der Donau und dem Neckar“ folgte, der nordwestliche „aus dem Wesergebiet durch das Maintal zum Rhein“ führte; den dritten, südwestlichen dagegen, von der Rhone „zu Bodensee und Oberrhein“, kann ich in dieser Richtung nur als Handelsstraße gelten lassen. Auch halte ich, wie schon früher ausgeführt, die Bezeichnungen „Hallstatt- und La-Tène-Kultur“ bei unseren erweiterten Kenntnissen nicht mehr für zeitgemäß und habe sie längst, nach den Völkern, die sie geschaffen und verbreitet haben, durch die Ausdrücke „norischer und keltischer Stil“ ersetzt. Eine auffallende Erscheinung unserer Vorgeschichte ist der wiederholte Wechsel der Bestattungsart, bald Leichenbrand, bald Beerdigung. Da der erstere Brauch im Norden früher begonnen und länger gedauert hat, dürfen wir annehmen, daß er durch nordische Einwanderer zu uns gebracht wurde. Im Anfang der Hallstattzeit hört in Württemberg die Leichenverbrennung auf, kommt aber gegen Ende derselben von neuem in Gebrauch. Wir sehen jetzt das Land „in seiner ganzen Ausdehnung von einer friedlichen, reich mit Kunsterzeugnissen verfeinerter Kultur versehenen Bevölkerung besetzt, mit reichem, aber geschmackvoll ausgeführtem und maßvoll am Körper verteiltem Schmuck“. Das Volk, dem der Verfasser keinen Namen gibt, waren die auf der einen Seite mit den Norikern, auf der anderen mit den Etruskern oder Rasenern im Zusammenhang stehenden Rhäter, näher mit den Griechen als mit den Römern verwandt und lebhafte Handelsverbindungen mit dem Süden unterhaltend. Die keltische Eroberung des Landes, etwa im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, warf ihre Schatten voraus, da schon früher in den Grabhügeln Schmucksachen und Gerätschaften westlicher Herkunft, besonders Wagen und Pferdegeschirr, auftraten. Von den kriegerischen, eisenklirrenden Heerscharen der Gallier wurde die friedliche Bevölkerung in die Alpentäler zurückgedrängt. Die Wohnhäuser waren, wie es der Holzbau mit sich bringt, schon in der Steinzeit rechteckig gewesen, doch sind für die Bronzezeit auch leichtere, runde Hütten festgestellt. Ich möchte aber daraus nicht mit dem Verfasser schließen, daß in dieser Zeit vorzugsweise „Weidewirtschaft geherrscht“ habe, sondern nur, daß zufällig eben gerade solche Hirtenhütten gefunden worden sind, neben denen es zweifellos auch fester gebaute, rechteckige Häuser gab. So halte ich z. B. auch die auf römischen Bildwerken dargestellten germanischen Rundbauten nur für Lagerhütten wandernder Völker. Eingehend werden die Hochäcker besprochen, die ohne Zweifel angelegt waren, um auch schlechteren Boden für Getreide ertragsfähiger zu machen. Der Verfasser versetzt sie mit Recht in die spätere Hallstattzeit und meint, damals sei das leicht „zu bebauende Lößgebiet“ für diese Stämme verloren gewesen; ich halte die Erklärung für näherliegend, daß sie in diesem überhaupt nicht nötig waren. Sicherlich haben im heutigen Königreich von der Steinzeit bis zur Römerzeit die mannigfaltigsten Völkerbewegungen und Kulturströmungen stattgefunden, von denen uns geschichtlich die Namen der Rhäter und der Kelter oder Gallier überliefert sind. Auch wer nicht in allen Einzelheiten mit dem Verfasser einverstanden ist, wird in seiner von gründlichster Sach- und Ortskenntnis zeugenden Abhandlung eine Menge wichtigen und wertvollen Stoffes finden. Ludwig Wilser.

---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 6. — 1909.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.


## J. G. Vogt und die Rassenanthropologie.

Dr. Otto Ammon.

Den Rassenanthropologen und besonders den deutschen hat kürzlich J. G. Vogt in einer Abhandlung[1]) den Text gelesen, die nur den einen Fehler hat, daß sie bei ihrem Tadel falsche Voraussetzungen macht und bei ihren Vorschlägen über Unmöglichkeiten hinwegsieht. Nach Vogt leidet die Rassenanthropologie unter dem Unstern der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit der Empirie, d. h. sie steht ausschließlich unter der Herrschaft der äußeren Merkmale. Im nächsten Satz wird aber schon zugegeben, daß die moderne Rassenanthropologie zum Leitstern die Kulturfähigkeit der Rassen gemacht hat. Letzteres ist in gewissem Sinne richtig, nur mit der Erweiterung, daß nicht bloß die Kulturfähigkeit, sondern die Rassenpsychologie im weitesten Umfang als erstrebenswertes Ziel der Arbeit gilt. Freilich, die Erforschung der inneren Merkmale ist weit schwieriger als die der äußeren, und, was noch störender ist, viel mehr der willkürlichen Schätzung unterworfen, weil man eben nur aus den Aeußerungen und Taten der Völker auf ihre Gedanken, von diesen auf ihre Gehirnorganisation und von den Völkern auf die Rassen zurückschließen kann, aus denen die Völker bestehen. Hier ist also eine Aufgabe gestellt, die nicht mit einem Schlage gelöst werden kann, sondern nur durch das mühsame Zusammentragen einzelner Bausteine aus der Völkerkunde. Bis wir eine wirkliche Rassenpsychologie bekommen, wird noch mancher Tropfen Wasser den Rhein hinunterfließen. Aber an der Arbeit sind wir.

Vogt ärgert sich darüber, daß die Germanen, die unter dem neuen Leitstern am fleißigsten Rassenanthropologie treiben, an die Spitze der Begabungen sich selbst stellen; das findet Vogt chauvinistisch und unvereinbar mit einer voraussetzungslosen Wissenschaft. Er hätte recht, wenn dabei nach vorgefaßten Meinungen verfahren worden wäre, aber dies ist nicht der Fall. Die hohe Wertung der Befähigung des Homo europaeus (so, nicht „Germanen", muß es in der Verallgemeinerung heißen) ist aber das Ergebnis mühevoller, durch

---

[1]) „Rassenanthropologie" von J. G. Vogt. „Pol.-anthr. Revue", VIII, 1.

Jahrzehnte fortgesetzter Studien vieler Forscher, die in den Ergebnissen nicht bloß durch Zufall übereingekommen sein können. „An energischen Protesten", fährt der Verfasser fort, „fehlt es besonders von italienischer Seite nicht; diese kümmern indessen den germanischen Rassenanthropologen wenig, für ihn bleibt die germanische Rasse nach wie vor obenauf." Wer hat denn Vogt verraten, daß die Proteste berechtigt sind? Es wäre doch gewiß richtiger, diese Proteste auf das Konto des nationalen Chauvinismus der Protestierenden zu setzen, als die eigenen Landsleute zu beschuldigen, denn diese haben Spezialstudien gemacht, jene nicht, wenigstens nicht in diesem Umfang und mit so klaren, unzweideutigen Ergebnissen. Aber J. G. Vogt gehört leider zu denen, die dem Deutschen immer gleich Unrecht geben, wenn er mit andern in Widerstreit gerät.

Wer den Aufsatz Vogts aufmerksam liest, wird leicht erkennen, daß der Verfasser viel zu wenig von dem weiß, was auf dem Gebiet der Rassenanthropologie bis jetzt geschehen ist. Er hat sich in seinem Kopfe zwei Systeme ausgedacht, eines wie die Sache ist und eines, wie sie sein sollte, aber keines dieser beiden Systeme paßt zu der Wirklichkeit. Staunen muß man über die Schärfe, mit der Vogt gegen das selbstgeschaffene Phantom vorgeht und Lufthiebe austeilt. Denn Lufthiebe sind es bloß, die man unerwidert lassen könnte, wenn der Aufsatz nicht in einer deutschen anthropologischen Zeitschrift veröffentlicht worden wäre. Da die Rassenanthropologie noch eine Menge von Gegnern hat, von ehrlichen und unehrlichen, die der jungen Wissenschaft je bälder, je lieber den Hals umdrehen würden, so muß man sich darauf gefaßt machen, daß die temperamentvollen Ergüsse und Sentenzen Vogts da und dort gegen die Rassenanthropologie ausgeschlachtet werden. Da wird es heißen: „Einer der gewiegtesten Kenner, J. G. Vogt in London, hat den Rassenanthropologen den Spiegel vorgehalten. Er verspottet sie durch die Frage: »Wenn z. B. Langköpfigkeit ein Merkmal höherer Intelligenz sein soll, warum gibt es trotzdem unzählige stupide Langköpfe und unzählige intelligente Kurzköpfe?« Auf solche Fragen bleiben die Rassenanthropologen die Antwort schuldig, weil sie keine geben können." Nein, so ist es nicht; und deswegen ist es nötig, der Weiterverbreitung der Vogtschen Irrtümer so gut wie möglich vorzubeugen. Manche unserer Gegner werden sich freilich durch nichts überzeugen lassen, daß ihre Schadenfreude grundlos ist.

Wo mag Vogt gelesen haben, daß die deutschen Rassenanthropologen die Langköpfigkeit für ein Merkmal höherer Intelligenz halten? Wie dumm müßten sie sein, wenn ihnen das Argument mit den langköpfigen Polynesiern entgangen wäre, denen die Engländer an Intelligenz jedenfalls über sind! Man könnte auch noch die Neger und selbst die mittelländische Rasse (Homo meridionalis) beifügen, die langköpfig sind und doch an Fähigkeit weit unter der nordeuropäischen Rasse stehen. Wie verhält es sich denn in Wirklichkeit mit der Wertung der Langköpfigkeit? Nicht als Merkmal der Intelligenz, sondern als Rassenmerkmal wurde sie von den Anthropologen angesehen, und einen Schluß auf den überlegenen Geist, den die langen Schädel beherbergten, hat man nur gezogen, wenn die näheren Umstände des Fundes oder die Vergesellschaftung mit anderen Merk-

malen das Vorhandensein des nordeuropäischen Menschen überzeugend dartaten. J. G. Vogt wird schwerlich bestreiten können, daß die Langköpfe unserer germanischen Reihengräber oder der südrussischen Kurgane keine Papuas oder Neger waren, oder daß die blonde, hochgewachsene langköpfige Rasse, die Skandinavien bewohnt, direkt von einem Volke der nordeuropäischen Rasse abstammen muß. Es ist darum auch in keiner Weise richtig, daß die Rassenanthropologie einzig und allein mit der Schädelform operiert hat, sondern sie hat soviel wie möglich auch die übrigen Merkmale zu erforschen gesucht, wozu bei der nordischen Rasse, soweit es sich um Funde aus vergangenen Zeiten handelt, sich meist nur die große Körperhöhe darbietet, bei lebenden Menschen noch eine ganze Reihe anderer Merkmale, wie blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut, die Form des Gesichtes, der Nase und noch anderes. Wer von alledem keine blasse Ahnung hat, sollte sich nicht berufen fühlen, über diese Fragen zu urteilen, am wenigsten in dem absprechenden Tone, ohne den J. G. Vogt keinen Eindruck machen zu können glaubt.

Auf die Kulturfähigkeit soll bis jetzt keine Rücksicht genommen worden sein! Da hört wirklich verschiedenes auf. Ist es doch geradezu der Satz, daß die nordeuropäische Rasse nicht nur die kulturfähigste, sondern diejenige Rasse ist, die überall da, wo sie auftritt, die fortschreitende Kultur geschaffen hat, der den Aerger Vogts hervorruft. Freilich ist die Feststellung der Kulturfähigkeit einer Rasse von den Rassenanthropologen nicht so leicht genommen worden, wie von Vogt. Bei den vor- und frühgeschichtlichen Rassen unseres Weltteils ist man auf den indirekten Weg angewiesen, indem man aus den Höhlenzeichnungen, den Werkzeugen, den Grabbeigaben Schlüsse auf die erlangte Kulturstufe zieht, was nicht wenig mühsam ist, und wobei man das Endurteil meist nicht auf einen einzigen Fund stützen kann. Bei den lebenden Rassen hat man sich nicht an die Gesamtkultur allein gehalten, sondern man hat die einzelnen sozialen Schichten, die in sehr verschiedenem Grade als Träger der Kultur anzusprechen sind, einer sorgfältigen Analyse unterzogen. Eine ganze Reihe von Forschern, englische, französische und vorwiegend deutsche, hat keine noch so umfassende Arbeit gescheut, um über diese wichtigen Beziehungen Aufklärung zu schaffen. Ich nenne nur den jüngsten und fleißigsten Arbeiter auf diesem Gebiet, Dr. C. Röse, dessen über mindestens 70000 Individuen verschiedener deutscher und fremder Länder sich erstreckende Riesenuntersuchung mit ihren stupenden Ergebnissen in dem „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ von 1905 (5. und 6. Heft) und 1906 (1. Heft) erschienen ist, und neben der ich meine eigenen Arbeiten gar nicht nennen mag. Ist denn Röses Standard-Work Vogt ganz unbekannt geblieben?

Sehen wir einmal zu, welchen Vorschlag Vogt macht, um der Frage nach der Kulturfähigkeit der Rassen erfolgreicher zu Leib zu gehen. Er sagt: „Man nehme doch einmal drei germanische, drei jüdische und drei chinesische Kinder von gleichem, unmündigem Alter, aus gesunden Familien, und lasse je ein germanisches, ein jüdisches, ein chinesisches Kind zusammen in Berlin, drei andere zusammen in Jerusalem und drei andere zusammen in Peking aufziehen. Die drei Rassentypen befinden sich im selben Milieu, man behandle sie absolut

gleich, man gebe ihnen denselben jeweiligen Unterricht in Religion, Wissen und Kunst, und vorausgesetzt, ihre natürliche Veranlagung sei eine durchschnittliche (weder idiotisch noch genial), so hätten wir in einem solchen Versuch sicherlich eine gute Grundlage für ein vergleichendes Studium der Rassentypen. Das Ergebnis müßte ein höchst interessantes sein; allein ein solches Experiment ist nicht durchführbar, weil es zuviel Geld und Geduld erfordert, zwei Dinge, die sich nie zusammenfinden. Ich denke hier natürlich an reine Rassentypen, wie ich sie in diesem Aufsatz ausschließlich im Auge habe; von allen Mischungen und Mischtypen sehe ich ab, um unnötige Komplikationen zu vermeiden." Bewundernd und wie auf den Kopf geschlagen steht der Fachmann vor einem solchen, durch keinerlei Blässe des Gedankens angekränkelten Vorschlag! Aber wenn man sich aus der Betäubung erholt hat, so erkennt man, daß man nur einen sausenden Wind, nichts Greifbares vor sich hat. Geld und Geduld würden niemals hinreichen, um ein solches Rezept auszuführen; die Schwierigkeiten liegen anderswo, und es ist wunderlich, daß ein so scharfsinniger Schriftsteller wie J. G. Vogt sie völlig übersehen konnte. Ein paar Fragen mögen dies erweisen:

Wo gibt es heutzutage noch reine germanische Rassentypen? Nirgends! Zur Auswahl der drei „germanischen Kinder" wäre J. G. Vogt lediglich auf die von ihm verworfenen äußeren Merkmale angewiesen, blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut, langer Schädel, schmale Nase usw., und dann — wäre erst nichts erreicht! Denn diese Merkmale können nach dem Gesetz der mosaikartigen Vererbung auch zufällig zusammentreffen, wenn die Voreltern des Kindes verschiedenen Rassen angehörten. Und das Kind kann in germanischer Hülle einen fremden Charakter verbergen, so daß die Durchführung des Versuches ein falsches Resultat ergäbe. Man müßte den ganzen Stammbaum des Kindes erforschen, und dabei würde man schon sehr bald auf die Tatsache der Mischung stoßen, die Vogt mit einem Federzuge ausschließt. Und nebenbei bemerkt: Wer sollte die Kinder auswählen, und welche Eltern würden ihre Kinder zu einem für die Kinder selbst gewagten und gefährlichen, für die Wissenschaft nutzlosen Experiment hergeben? Das allein sind schon Schwierigkeiten, die für „germanische" Kinder die des Geldes und der Geduld weit übersteigen. Ferner: „Nach welchen Merkmalen sollten die „jüdischen" und „chinesischen Kinder" ausgewählt werden? Auch die Juden sind eine Mischrasse, die schon in Palästina Blut der nordeuropäischen Rasse in sich aufgenommen hat, außerdem aber noch Beimengungen mehrerer fremder Rassen enthält, obwohl ihr Hauptbestandteil der semitische, wahrscheinlich eine Lokalvarietät des (langköpfigen) Homo meridionalis ist. Welche dieser Rassen sollte bei der Auswahl entscheidend sein? Und dann noch die Tatsache, die bis jetzt der Erklärung harrt, daß die Juden überall durch ihre Wirtsvölker mehr oder weniger beeinflußt werden, so daß zwei sehr verschiedene Varietäten zu unterscheiden sind: die Sephardim, die aus Spanien nach den Niederlanden und von da auch nach England und Deutschland gekommen sind, deren Grundstock mehr semitisch (also langköpfig) ist, und die Aschkenazim, die aus Rußland und Polen bei uns einwandernden (mehr rundköpfigen) Juden, die sich psychisch in mancher

Hinsicht als Gegensätze der Sephardim ausweisen und von diesen ebensowenig geliebt werden, wie von den deutschen Antisemiten. Der Unterschied ist ungefähr verkörpert in der Gegenüberstellung des holländischen jüdischen Großhandelsherrn und des aus dem Osten stammenden Berliner Schnorrers. Von welcher dieser Varietäten sollen die drei Kinder für Vogt genommen werden? Nicht viel anders verhält es sich bei der Auswahl der drei chinesischen Kinder. Kennt Vogt nicht den Unterschied zwischen Nord- und Südchinesen, abgesehen von der schmalgesichtigen Rasse, die in China, wie in Japan vorkommt, und von der weiter unten noch zu reden sein wird? Auch hier gibt es keine rassereinen Individuen mehr, und der „Typus" des Chinesen existiert nicht. Ueberall gibt es nur Mischlinge verschiedenen Grades. Es wäre sehr schwer zu sagen, welcher Art die drei Kinder sein müßten, um den „typischen" Chinesen zu repräsentieren, der gar nicht existiert. Welche Merkmale müßten nach Vogts Meinung vorherrschen? Und wenn man über alle diese Fragen wegsehen und sich damit begnügen wollte, daß es drei in China geborene Kinder von möglichst gleicher Beschaffenheit sein müßten, wo findet man denn drei Kinder, die einander völlig ähnlich sind? Nicht einmal bei der Beschränkung auf die äußeren Merkmale würde man drei gleiche Kinder finden, weder bei den Chinesen, noch bei den Juden, noch bei den „Germanen", und wenn man sich auch noch darüber hinweggesetzt, wenn man annimmt, daß wirklich drei solcher Kinder gefunden wären, wie verhält es sich dann mit den geistigen und Charakteranlagen? Wie will man die unentwickelten Anlagen von Kindern beurteilen? Welchen Maßstab will man anlegen, welche Kennzeichen entscheiden lassen? Gibt es denn zwischen idiotisch und genial nicht eine Unmenge von Zwischenstufen?

Soviel nur über die Vorbereitungen! Aber erst die Ausführung! Wer soll die Erziehung in Berlin, Jerusalem und Peking leiten? Das müßten doch drei verschiedene Pädagogen sein. Wer würde dafür Gewähr leisten, daß jeder seine drei Kinder ebenso behandelte, wie der andere? Und wie sollte es möglich sein, für die ganze Dauer der Entwicklung der Kinder die gleiche Umwelt zu erhalten? Geld und Geduld können ganz ausscheiden, denn es gibt Ursachen genug, die auf ein Kind anders einwirken als auf das andere, und die Umwelt ändert sich nicht für jedes in demselben Sinne. Nicht einmal bei Geschwistern im Schoße ihrer Familie ist es durchführbar, jedem die gleiche Umwelt zu geben, sie in demselben sozialen Milieu zu erhalten; die Unterschiede treten unabwendbar ein und üben wieder auf jedes Kind eine andere Wirkung. Wäre aber schließlich trotz alledem das Erziehungswerk durchgeführt, so fehlt wieder jeder allgemein gültige Maßstab, um den Erfolg zu bestimmen. Wäre es eine Prüfung? Oder die Stellung, die die Experimentalmenschen im Leben erringen? Hier scheitert unerbittlich jede Vergleichung. Man hätte Geld, Zeit, Mühe und Geduld, und alles, was sonst noch dazu gehört, ganz umsonst aufgewendet, das Ergebnis wäre eine Seifenblase. Schon wegen der erzwungenen Umgebung, in die die Kinder hineinversetzt würden, die ihnen eine Entwicklung ihrer Rassenanlagen von innen heraus verkümmern würde. Da ist es doch weit besser, die Rassen- oder Rassenmischlinge, aus denen die heutigen Völker bestehen, in ihrer

natürlichen Umgebung zu studieren, und dies ist gerade der Weg, den die moderne Rassenpsychologie eingeschlagen hat, der aber auch etwas erfordert, was Vogt nicht hat: Geduld! Man kann unmöglich fordern, daß eine kaum begründete Wissenschaft, die zu ihrem Ausbau mindestens ein Menschenalter erfordert, sogleich unanfechtbare Resultate liefern soll. Die Schlußfolgerungen müssen selbstverständlich auf einem großen Material beruhen, dazu sind nicht nur unzählige körperliche Untersuchungen nötig, sondern auch Studien der Literatur, der Kunst, des gesamten „Folklore" der Völker und „Rassen"; das Experiment mit den drei einzelnen Kindern würde gar nichts beweisen, sondern den Rassenanthropologen, die mit Ernst ihre Aufgabe verfolgen, höchstens ein Lächeln entlocken. Die Erörterung ist aber doch nicht als überflüssig anzusehen, weil sie Gelegenheit bot, verschiedene Probleme der Rassenkunde wenigstens darzulegen und Vogts Fragestellung zu berichtigen.

Es ist eine Eigentümlichkeit Vogts, kühne Behauptungen aufzustellen, die sich bei näherem Zusehen als unrichtig erweisen. Dies hat sich auch schon in seiner Schrift „Der Realmonismus" (Leipzig 1908) gezeigt, deren interessante und berechtigtes Aufsehen erregende Ausführungen durch eine Reihe der bedauerlichsten Oberflächlichkeiten getrübt werden. Darin sagt er u. a., nachdem er die deutschen Kolonialskandale verurteilt und die englische kolonisierende Manneskraft hervorgehoben hat: „Clive, ein einfacher Handelskommis, hat sich auf eigene Faust zum Eroberer Indiens emporgeschwungen!" Kein Beispiel konnte schlechter gewählt sein, um den deutschen Kolonialskandalen als leuchtendes Beispiel gegenübergestellt zu werden, denn die Eroberung Indiens ist der größte Kolonialskandal der Weltgeschichte, mit dem von anderen Völkern nur die Schandtaten der spanischen Konquistadoren in Mexiko und Peru verglichen werden können, neben dem aber die deutschen Missetaten unbedeutende Dummejungenstreiche sind. Der gerühmte Clive, geb. 1725, war zu Hause ein Tunichtgut, der mit 18 Jahren von seiner Familie nach Madras abgeschoben wurde, als sich noch Engländer und Franzosen um den Besitz von Indien stritten. Clive, ein intelligenter und skrupelloser Kopf, schlug als Kommis seinen Handelsherren vor, eine bewaffnete Schar anzuwerben und die fast wehrlos daliegenden Schätze der indischen Nabobs zu rauben: einfach zu rauben! Clive selbst leitete die Unternehmungen mit bestem Erfolg, und er selbst kam nicht zu kurz dabei. Was nach der „Schlacht" von Plassey (1757) an Metzeleien, Plünderungen, Erpressungen, an Aussaugung ganzer Provinzen geleistet wurde, kann in der englischen Kolonialgeschichte höchstens noch den Taten von Warren Hastings, Clives Nachfolger, an die Seite gestellt werden. Und was sagte das moralische England dazu? Clive wurde ins Unterhaus gewählt, dann zum Peer ernannt, und als er wegen der himmelschreienden Verbrechen endlich angeklagt wurde, verzögerte man die Verhandlung, so daß es nie zum Urteilsspruch kam. Der koloniale Mustermensch starb durch eigene Hand in einem Anfall von Verzweiflung. Wer eine solche Persönlichkeit als Beispiel edler Männlichkeit dem Publikum vorführt, ohne daß dieses in der Lage ist, den Tatbestand aufzuklären, erregt Mißtrauen, das niemand für unberechtigt erklären kann. So ist es auch in Vogts

neuester Schrift. Von den Kulturfortschritten der Japaner sagt er z. B. frischweg: „Man war ja früher gewohnt, unter den Kulturrassen das mongolische Gehirn kurzweg für das niedrigste zu halten. Durch dieses Dogma haben die Japaner plötzlich einen Strich gemacht. Man ist natürlich mit einer Korrektur wieder schnell bei der Hand. Ein langköpfiger Typus, den man über Nacht entdeckt haben will, ist der Träger der überraschenden Kulturtaten (die in europäischem Lichte nach den Leistungen im Totschlagen bewertet werden), also wieder ein äußeres Merkmal. Ob aber tatsächlich der langköpfige Typus die japanischen Kulturarbeiten verrichtet hat, darüber besitzen wir nicht die geringsten Anhaltspunkte. Die Leiter und Führer des russisch-japanischen Krieges auf japanischer Seite sind alle echt mongolische Typen, ausgesprochene Kurzköpfe." Vogt scheint in der Geschichte und Anthropologie Japans nicht besser bewandert zu sein, als in der Geschichte Indiens. Daß in Japan zwei verschiedene Rassentypen wohnen, die sich in verschiedenem Grade an der sozialen Arbeitsleistung beteiligen, hat man nicht erst nach dem russisch-japanischen Krieg entdeckt, sondern das haben deutsche Forscher schon lange vorher, sogar noch lange vor dem japanisch-chinesischen Krieg herausstudiert und durch zahllose tatsächliche Angaben fest begründet. Vogt hat wohl niemals die „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" zu Gesicht bekommen, die 1873 begründet wurden. Sie enthalten eine Fülle von Aufklärungen, die eigentlich jeder kennen müßte, der über Ostasien schreibt oder es anführt. Im Jahre 1893 habe ich aus einem besonderen Anlaß die Bände 1873 bis 1892 von der Universität Straßburg entliehen; sie füllten eine ansehnliche Kiste. Beim Durchsehen fand ich, daß Prof. Dr. Doenitz in Tokio der erste war, der auf die Verschiedenheit der beiden japanischen Typen aufmerksam machte. Das geschah in einem Vortrag in der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, der in Tokio am 30. Dezember 1876 stattfand. Es ist also eine sehr unzutreffende Verdächtigung, als habe man nachträglich, infolge des russisch-japanischen Krieges und „über Nacht" erst diese Entdeckung gemacht. Der Vortrag von Doenitz ist in den „Mitteilungen" vom Mai 1877 abgedruckt. Er bezieht sich auf die Sammlung japanischer Schädel im Museum der Universität Tokio, unter denen Doenitz mehrere langgesichtige fand, im Gegensatz zu der großen Menge der kurzgesichtigen. Damals schon betonte der Vortragende, daß das lange, schön ovale Gesicht unter den Lebenden am häufigsten in den besseren Ständen gefunden werde, das kurze Gesicht unter den niederen Volksklassen. An der Stelle von Doenitz, der die Sache nicht weiter verfolgte, aber den Anspruch der Priorität zu haben scheint, hat später Prof. Dr. Baelz, der berühmte Japanforscher, die beiden Rassetypen näher untersucht, und da er es an Lebenden tat, war er in der Lage, den sozialen Rang der Typen zu bestimmen. Baelz unterscheidet den „plumpen" Typus und den „feinen", die er auch in Abbildungen einander gegenüberstellt. Der feine Typus hat folgende Merkmale: Die Leute sind etwas größer als die des anderen Typus und dabei schlanker gebaut. Der Kopf neigt zur Dolichocephalie. Die Gesichter sind auffallend lang und schmal, ebenso die Nasen, die außerdem vorstehend und konvex gebogen sind; sie bilden den

schärfsten Gegensatz zu den konkaven Nasen des „plumpen" Typus, die namentlich zwischen den Augen kaum einen Rücken erkennen lassen. Das strähnige schwarze Haar und die sonstigen Eigentümlichkeiten sind bei beiden Typen gleich. Was die Geistesanlagen betrifft, so hebt Baelz bei dem feinen Typus vor allen Dingen den Wissensdurst hervor, der oft dahin führt, daß die Studenten sich durch vieles Sitzen krank machen und man sie förmlich vom Studiertisch wegjagen muß. Die Regierung hat sich veranlaßt gesehen, körperliche Uebungen vorzuschreiben, um die Entartung zu verhindern. In dieser Klasse hat aber auch der mutige, kriegerische Sinn seine Heimat, der nicht etwa, wie Vogt trivial genug sagt, aufs Totschlagen ausgeht, sondern in der Verteidigung des Vaterlandes und in der Sicherstellung der Erhaltung seines Volkszuwachses eine ideale Pflicht erkennt, die höchste, die es gibt, und mittels der Basutolehre die Betätigung ritterlichen, patriotischen Sinnes auf die ganze Nation überträgt. Das alles beruht auf Beobachtung. Ich übergehe die Vermutungen von Baelz über den Ursprung des feinen Typus und will nur noch mit starker Betonung anführen, daß Baelz behauptet, der feine Typus sei vorzugsweise in den höheren Ständen anzutreffen, unter den Studenten, den Beamten, dem Hof- und Kriegsadel. Auch die Mitglieder des kaiserlichen Hauses werden ihm zugezählt. Ja, Baelz identifiziert völlig die vornehmen Stände mit dem feinen Typus, so daß er oft von diesem spricht und jene meint oder umgekehrt. Und das alles nennt Vogt in seinem unergründlichen Besserwissen eine Erfindung, nach dem russisch-japanischen Krieg gemacht, um als Ausrede zu dienen! An jeder größeren europäischen Hochschule kann man sich durch die Beobachtung japanischer Studenten überzeugen, daß der größergewachsene, langgesichtige Typus überwiegt. Die kleinen rundgesichtigen Leute machen den Eindruck von solchen, die man eben zugelassen hat, um nicht unbillig zu sein, womit ich aber keineswegs geleugnet haben will, daß es in der Skala der individuellen Befähigungen auch bei den Rundgesichtern solche geben kann, die wohl verdienen, an eine Universität geschickt zu werden. In der Anthropologie rechnet man nicht mit ganz oder gar nicht, sondern immer mit Verhältniszahlen. Es genügt, daß der feine Typus in den höheren Ständen stärker vertreten ist; daß er in ihnen ausschließlich herrsche, hat kein Mensch behauptet, und das ist auch nicht notwendig. Falsch ist hingegen, daß die Leiter und Führer im letzten Krieg auf japanischer Seite alle echt mongolische Typen waren. Nach ihren Bildnissen in den illustrierten Zeitungen habe ich mir damals ein Urteil zu bilden gesucht, und es war mir auffallend, daß die meisten sehr schmale, lange Gesichter hatten. Da man den Kopf nicht sieht, konnte die Lang- oder Kurzköpfigkeit nicht beurteilt werden, aber zwischen dem langen Gesicht und dem langen Schädel besteht fast allgemein eine Wechselbeziehung, somit kann man dies auch in unserem Fall annehmen. Was mag Vogt unter „echt mongolischen Typen" verstehen? Baelz versteht darunter jedenfalls nur die Rundgesichter mit den breiten, eingedrückten Nasen. Auch solche Porträts, die sich dem mongolischen Typus nähern, aber keine ganz „echten", sondern jedenfalls Mischlinge des feinen und des groben Typus sind, bemerkt man einzeln unter den japanischen Militärs und Staatsmännern von höherem Rang.

Wenn dies alles Vogt nicht genügen sollte, so sei noch daran erinnert, daß Frhr. v. Richthofen, gewiß ein zuverlässiger Forscher, lange, lange vor den beiden ostasiatischen Kriegen die beiden Typen auch in Korea unterschied, und sie kommen ferner in China vor, wo die Schmalgesichter jedoch keine führende Rolle spielen, so wenig wie in Japan vor der Staatsumwälzung von 1867, die den feinen Typus obenauf brachte und damit die ganze, seitdem die Welt in Staunen setzende Kulturentwicklung des östlichen Inselreiches einleitete. Die Vorgänge lassen sich nur verstehen auf Grund der Anthropologie Japans, ausgenommen wenn man die besondere Fähigkeit besitzt, Tatsachen zu erraten, wobei man aber leicht falsch raten kann.

Da wir nun gerade an Ostasien sind, können wir gleich noch einen andern Irrtum Vogts erörtern. Er hält die Bewohner unterschiedslos für Mongolen und sagt von diesen: „Zum abstrakten Denken ist der Mongole überhaupt unfähig, wenigstens zum schöpferischen abstrakten Denken. Die Mathematik, obgleich eine durchaus mechanische Wissenschaft, ist ihrem innersten Wesen nach abstrakter Natur. Sie ist dem Mongolen nur schwer geläufig. Der Chinese kann die einfachsten Additionen nicht ohne Rechenmaschine vollziehen. Versagen in der Differential- und Integralrechnung auf zehn arische Schüler neun, so versagen sie in China alle zehn.“ An dieser Auslassung ist das einzige Erfreuliche, daß Vogt doch schon Bescheid weiß über die Geistesverfassung der Mongolen, ehe sein Erziehungsexperiment in Peking gemacht ist. Was aber die Unfähigkeit der Mongolen zur Mathematik betrifft, so ist dieser Ausspruch doch mit einiger Einschränkung zu versehen. Schon die Erfindung der Rechenmaschine, die gar nicht so einfach ist, darf man nicht geringschätzig ansehen, denn sie erfolgte jedenfalls in grauer Vorzeit. Nach Moritz Cantor, Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik (Band I, Leipzig 1898, S. 566—589), wurde die Maschine erfunden von Cheòu ly, einem Minister des Kaisers Huâng ti ums Jahr 2637 v. Chr., ist also schon rund 4000 Jahre im Gebrauch. Auch sonst hatten die Chinesen mancherlei Kenntnisse sehr früh; so benutzten sie das pythagoräische Dreieck mit den Seiten 3, 4, 5 um Christi Geburt, und wenn ihnen auch die Quadratur des Kreises zu lösen nicht gelang, da bei ihnen die Ludolphische Zahl $\pi = 3$ ist, so kannten sie dafür die Länge des Jahres gleich $365^1/_4$ Tagen, was sie auf die Idee brachte, den Kreis statt in 360 Grade in $365^1/_4$ Grade einzuteilen, damit jeder Grad einem Tagesbogen gleich sein sollte. Cantor vermutet assyrische Einflüsse und berichtet noch einiges andere, was hier nicht wiederholt werden kann. Von den japanischen Mathematikern, die es in ihrer Wissenschaft viel weiter gebracht haben, wußte Cantor bei der Abfassung des I. Bandes noch nicht viel, da hierüber erst in den letzten Jahren Näheres bekannt geworden ist; in seinem III. Band (Leipzig 1898) bezieht er sich aber doch schon auf Seki, den eigentlichen Vater der japanischen Mathematik, der 1642 bis 1708 lebte, also ein Zeitgenosse von Newton (1643—1727) und Leibniz (1646—1716) war. Seki löste nicht nur quadratische Gleichungen mittels unendlicher konvergierender Reihen, sondern er berechnete auch mittels solcher Reihen die Ludolphische Zahl durch ein ähnliches Verfahren, wie es Archimedes anwendete, der bekannt-

lich den Umfang der ein- und umschriebenen Vielecke als Grenzwerte feststellte und, soweit sie übereinstimmten, dem Kreisbogen gleich setzte. Seki leitete eine Formel ab für die Beziehungen der sogenannten Pfeilhöhe zum Bogen und entwickelte daraus eine konvergierende Reihe[1]), durch die er den Wert von $\pi = 3{,}1415926532\ldots$ auf 9 Dezimalstellen richtig herausbrachte. (Die zehnte Ziffer sollte 5 heißen.) Schon früher (1625) hatte Yoshida Mitsuyoshi $\pi = \frac{79}{25} = 3{,}16$ berechnet, etwas zu groß. Shigekiyo Matsumara hatte schon 1663 den Wert auf 6 Dezimalen richtig mit $\pi = 3{,}1415926$, spätere, wie Yoshihide Matsunaga (1739) kamen bis auf 51 richtige Dezimalstellen! Ein Nachfolger Sekis, Naomaru Ajima (etwa 1737—1797, also ein Zeitgenosse Eulers) behandelte in ähnlicher Weise die Ellipse, Enzo Wada am Anfange des 19. Jahrhunderts die Kettenlinie und die Cycloide. Alle diese Dinge waren bis vor wenigen Jahren in Europa unbekannt, aber wer eine Meinung äußern wollte, konnte sich doch schon in der Literatur Rats erholen[2]). Für Deutschland diente dazu am besten die Festrede des Kieler Professors Dr. Paul Harzer (Kiel 1905), der mit Hülfe eines japanischen Gelehrten, Dr. med. Kinichi Naka, als Uebersetzer eine Anzahl japanischer Werke über Mathematik studierte, die sonst in japanischen Bibliotheken ein verborgenes Dasein führen. Liegen doch in der kaiserlichen Bibliothek in Tokio mehr als 2000 geschriebene und gedruckte mathematische Werke, die bis zum Jahr 1595 zurückgehen! Harzer verweist auf einige fremdsprachige Abhandlungen und Werke, so z. B. von Dairoku Kikuchi: „A Series for $\pi$, obtained by the old Japanese Mathematicians“ und „Sekis Method of finding the length of an arc of a circle“ in der „Zeitschrift der mathematisch-physikalischen Gesellschaft in Tokio“ (1895/96), von Tsuruichi Hyashi: „A brief history of the Japanese Mathematics“, erschienen in „Nieuw Archief voor wiskunde“, tweede reks, del VI, derde stuk (Amsterdam 1904) und „The values of $\pi$ used by Japanese Mathematicians of the 17th and 18th centuries“ in „Bibliotheca mathematica“, 3. Folge, III, S. 273—275 (Leipzig 1902). Ferner sind erschienen von Ventura Reyes y Prosper „La obra cientifica de Seki y sus discipulos“ in „Rivista“ der spanischen Akademie der Wissenschaften (Madrid 1904). Mehrere japanisch geschriebene Bücher, wie des obengenannten Tsuruichi Hayashi Verzeichnis japanischer mathematischer Bücher (Tokio 1890) und Toshida Endos Geschichte der japanischen Mathematik sind freilich für Europäer ohne sprachkundigen Beistand unlesbar.

---

[1]) Die Reihe Sekis kommt im wesentlichen auf diejenige hinaus, die Newton im Jahre 1666 ableitete:

$$\frac{\pi}{2} = 1 + \frac{1}{2}\cdot\frac{1}{3} + \frac{1\cdot 3}{2\cdot 4}\cdot\frac{1}{5} + \frac{1\cdot 3\cdot 5}{2\cdot 4\cdot 6}\cdot\frac{1}{7} + \frac{1\cdot 3\cdot 5\cdot 7}{2\cdot 4\cdot 6\cdot 8}\cdot\frac{1}{9} + \text{usw.}$$

Die Reihe konvergiert sehr langsam, und man muß viele Glieder berechnen, um den Wert auf einige Dezimalen zu bekommen.

[2]) Am 23. März 1906 hielt der Direktor des Karlsruher Reformgymnasiums, Prof. P. Treutlein, im naturwissenschaftlichen Verein einen Vortrag „über die Mathematik der Japaner“; leider findet sich in den Verhandlungsberichten (19. Bd., Karlsruhe 1906, S. 24 f.) nur eine sehr kurze Mitteilung ohne Eingehen auf den Inhalt des Vortrages.

Nach alledem dürfen wir mit Harzer „der japanischen Versicherung Glauben schenken, daß Seki und seine Schüler den allgemeinen binomischen Lehrsatz, Theoreme aus der Zahlentheorie, die Lehre vom Maximum und Minimum, die Determinanten und ihre Verwendung zur Auflösung linearer Gleichungen, die ebene und sphärische Trigonometrie, die Differentialrechnung, die analytische Geometrie und ähnliche Dinge mehr gekannt haben, die man im fernen Osten und in so früher Zeit nicht suchen würde". Jedenfalls sind die Japaner nahe an die Infinitesimalrechnung herangekommen, und dies nicht viel später als die Entdeckung im Abendlande durch Newton (1665) und Leibniz (1683) geschah.

Unter anderm ist aus Harzers Schrift zu entnehmen, daß die Japaner den Wert für $\pi = \frac{355}{113}$, der im Abendlande eine große Verbreitung erlangt hat, ebenfalls schon sehr frühe kannten, und daß auch sie denselben nur empirisch gefunden hatten. Sie ermittelten später einige andere Näherungen in Form von gemeinen Brüchen, so z. B. $\frac{5419351}{1725033}$, und zwar bedienten sie sich zur Auffindung abgekürzter Werte aus vielstelligen Brüchen oder unendlichen Dezimalbrüchen, ganz wie wir der Kettenbruchrechnung! Harzer nennt eine große Anzahl japanischer Mathematiker, die sich mit verschiedenen Fragen analytisch beschäftigt haben, doch möge das Gesagte genügen, um darzutun, wie sehr Vogt mit seiner Annahme im Irrtum war. Die Aehnlichkeit der Mathematik von Japan und Westeuropa ist oft so groß, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, erstere sei von uns entlehnt, und Harzer stellt darum eingehende Untersuchungen an, ob dies möglich sei, kommt aber zu einem Nein. Schon die früheren Verkehrsverhältnisse schließen die Mitteilung in so kurzer Zeit aus. Erst vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts glaubt Harzer an das Eindringen europäischer Mathematik in Japan. Auch von den Chinesen haben die Japaner wahrscheinlich nichts oder nicht viel entlehnt. Zwar schickten sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts einen Gelehrten, Mori Shigeyoshi, nach China, damit er dort Mathematik studiere, aber die schlauen Zopfträger behielten ihre Wissenschaft für sich und gaben vor, daß Moris Rang für seine Mission zu niedrig befunden worden sei. Die auffallende Uebereinstimmung von Methoden und Ergebnissen der europäischen und der japanischen Mathematik erklärt Harzer aus der Natur dieser Wissenschaft, die bei verschiedenen Völkern aus den gleichen Betrachtungen hervorgehe und daher mit Notwendigkeit ähnliche oder gleiche Wege einschlagen, auch zu den gleichen Zielen hinführen müsse. Sind doch auch in Europa gewisse Erfindungen durch zwei voneinander unabhängige Forscher an verschiedenen Orten fast gleichzeitig gemacht worden, so gerade die Infinitesimalrechnung durch Newton und Leibniz.

Vogt wird in der Erkenntnis der Wirklichkeit sehr behindert durch den Begriff des „Artmodells", den er sich zurechtgemacht hat. Ihm fällt in der freien Natur besonders die Gleichartigkeit der Individuen auf, er gesteht jedoch zu, daß es keine absolute Gleichheit gibt. Ihm zufolge trachtet die Natur danach, das „Artmodell" in seiner ganzen Vollkommenheit zu erreichen, und daran ist gewiß auch etwas Wahres,

insofern, als die zweigeschlechtige Fortpflanzung auf die Erzeugung von Individuen mittlerer, man könnte sagen „typischer" Beschaffenheit hinwirkt. Aber das ist nicht die einzige Wirkung der zweigeschlechtigen Fortpflanzung; eine ebenso wichtige ist die Herstellung immer neuer Kombinationen elterlicher Anlagen in den Kindern, also die Erleichterung der Anpassung an wechselnde Lebensbedingungen durch Vergrößerung der Variabilität. Diese verwickelte Sache habe ich 1896 in einer Abhandlung: „Der Abänderungsspielraum" eingehend erörtert, der zuerst in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" Nr. 12—14 und nachher auch im Buchhandel (Berlin 1896) erschienen ist. Ich verweise darauf und gehe hier so kurz wie möglich über die Sache hinweg, nur noch bemerkend, daß Vogt sich durch den Begriff seines Artmodells mit der ganzen Entwicklungslehre in Widerspruch setzt, wie er sich denn auch gelegentlich als Antidarwinisten bekennt. Die Individuen sind verschieden, und die Verschiedenheit ist von wesentlicher Bedeutung. Nach ihrer mehr oder weniger vollkommenen Beschaffenheit verteilen sie sich über den von der natürlichen Auslese verschonten Abänderungsspielraum nach dem Gaußschen Wahrscheinlichkeitsgesetz, d. h. die große Mehrzahl ist von mittlerer Beschaffenheit, und diese fallen daher am meisten auf, während die vom Typus abweichenden Individuen um so seltener werden, je größer ihre Abweichung ist[1]). Zeichnet man eine Häufigkeitskurve, so wird diese identisch mit der Wahrscheinlichkeitskurve von Gauß. Das gilt allgemein, z. B. beim Menschen von der Körpergröße, der Kopfform usw., und wie Francis Galton in seinem Werk „Hereditary Genius" (London 1896) und seinen folgenden Werken dargetan hat, auch von dem Grade geistiger Anlagen. Vogt vertritt demgegenüber die Ansicht, daß die Natur die Tendenz habe, alle ihre Geschöpfe in der höchsten Vollendung gleich zu machen, also den mutigsten Löwen, das schnellste Pferd, den begabtesten Menschen ohne Abstufung herzustellen. Das ist ganz falsch, und der Irrtum erklärt sich nur dadurch, daß die wenigsten Menschen nach Funktionen, „funktionell", d. h. gegenständlich denken lernen. In unseren Schulen und Bildungsanstalten werden die jungen Leute viel zu sehr mit Grammatik beschäftigt, die schon wegen der vielen Ausnahmen keine so wohltätige Turnanstalt für den menschlichen Geist ist, wie man immer noch glaubt. Es wäre eine unendliche Förderung unserer Erkenntnisfähigkeit, wenn wir von Jugend auf „funktionell" denken lernten und wenn wir vornehmlich das Bild der Gaußschen Wahrscheinlichkeitskurve tief und unvergeßlich eingeprägt bekämen, so daß wir in der Lage wären, die Wahrscheinlichkeitsfunktion auf alle möglichen Fälle anzuwenden, auf die sie paßt. Und sie paßt auf ungemein viele Fälle, so z. B., wie vorhin gesagt, auf die Verteilung der äußeren Merkmale und der Begabungen innerhalb einer großen Zahl von Individuen einer Art, so daß nicht allein Vogts Begriff des Artmodells,

---

[1]) Die Gaußsche Wahrscheinlichkeitsformel hat folgende Gestalt:

$$y = Ye^{-h^2 x^2}$$

worin $Y$ die Häufigkeit des mittleren Typus (die mittlere Ordinate) bezeichnet, $y$ die Häufigkeit eines Typus (eine Ordinate), der (die) um den Betrag $x$ (die Abszisse) von der Mitte abweicht. Der Buchstabe $e$ bedeutet die Basis der natürlichen Logarithmen, $h$ eine Konstante.

sondern auch die politische Phrase von der Gleichheit aller Menschen hinfällig und durch richtigere Begriffe ersetzt würden. Sie bietet auch die Erklärung, warum es „stupide Langköpfe“ und „intelligente Kurzköpfe“ gibt. Endlich paßt sie auf die Beurteilung der Wirkung der zweigeschlechtigen Fortpflanzung und lehrt den anscheinenden Widerspruch begreifen, daß diese Natureinrichtung gleichzeitig den Reichtum an Anlagenkombinationen, also die Variabilität vermehrt und doch auf die Herausarbeitung eines mittleren Typus hinarbeitet, also, wie ich mich anderwärts ausgedrückt habe, gleichzeitig fortschrittlich und konservativ ist.

Hiermit will ich meine Widersprüche gegen Vogts Ausführungen schließen und nun auch hervorheben, daß der größte Teil seiner Abhandlung der nochmaligen ausführlichen Darstellung seiner Theorie der Emotionszentren im Gehirn gewidmet ist. Diese hat sehr viel Bestechendes für sich, aber wenn ich auch gerne glaube, daß sie im wesentlichen zutrifft, so kann ich sie doch weder gutheißen noch ablehnen, weil die Nachprüfung nur dem Spezialisten in der Anatomie und Physiologie des Gehirns möglich ist. Gerne überlasse ich diesen Berufenen die Würdigung der Vogtschen Theorie. Zum guten Schluß kommt aber noch eine Reihe von Bemerkungen Vogts, denen ich vollinhaltlich zustimmen kann, da er sich auf den letzten Seiten gerade zu den Anschauungen über die Rassenhierarchie bekennt, die er vorher so heftig bekämpft hat. Ich zitiere wörtlich: „Weder die Mongolen noch die Slawen und alle mit ihnen verwandten Völker haben irgendwelche Genies in unserem Sinne aufzuweisen.“ Sehr richtig: Die fremde Rasse, die sich mit einem kleinen, unzureichenden Teil der nordeuropäischen vermischt hat, hat genügt, um die besonderen Fähigkeiten der letzteren Rasse zu unterdrücken. Auch darin muß man Vogt recht geben, daß es besser wäre, statt von einer „germanischen“ Rasse umfassender von einer „arischen“ zu reden. Die deutschen und französischen Rassenanthropologen gehen noch weiter: sie haben seit längerer Zeit erkannt, daß die ethnologischen Rassenbezeichnungen leicht zu Irrungen und Mißverständnissen führen und sind bemüht gewesen, diese ganz auszuschalten und durch rein zoologische Namen zu ersetzen, wie Homo europæus, alpinus, meridionalis, die klipp und klar Rassen, keine Völker bedeuten, während die Völker heutzutage nur noch das Bild fortgeschrittener Rassenmischung darbieten, und zwar verschiedener Rassen in verschiedenen Mengeverhältnissen. „Wenn es auf die rein schöpferischen Faktoren ankommt, dann stehen Griechen und Lateiner hoch über den Germanen, so hoch, wie wir Europäer über den Japanern, die sich trotz ihrer unerwarteten, erstaunlichen Leistungsfähigkeit doch nur auf dem Gebiete der Nachahmung und keineswegs der schöpferischen Tätigkeit bewegen.“ Griechen und Lateiner (ebenso Indogermanen in Indien) bestanden ursprünglich aus einer eingewanderten nordeuropäischen Herrenrasse, die unter einem milden Himmelsstrich ihre Gaben aufs höchste entfaltete, wie eine Blume, die man in Gartenerde versetzt, zu einer reicheren Varietät aufblüht. Als das eingewanderte nordeuropäische Element, allmählich durch Kriege und Rassenmischung dezimiert, die Oberhand verlor, war es mit der schöpferischen (und kriegerischen) Tüchtigkeit zu Ende. Aber ganz richtig ist, daß wir

Europäer trotz unserer seit Jahrhunderten wirksamen Vermischung immer noch hoch über den begabtesten asiatischen Völkern stehen, wobei nur ein Vorbehalt für die Japaner zu machen ist, weil wir es bei ihnen nicht mit bloßen Mongolen zu tun haben, sondern mit einer hochbegabten Herrenrasse unbekannter Herkunft, der allein die staunenswerte Kulturentwicklung des merkwürdigen Volkes zu danken ist. „Die Griechen sind ja verschwunden; es fließt in Hellas kein Tropfen echten griechischen Blutes mehr. Die Lateiner anderseits sind der Erschöpfung nahe, und die Germanen stehen heute unstreitig am Steuer des modernen arischen Kulturschiffes." Nach dem soeben Gesagten kann ich mich auf die Worte: „Sehr richtig" beschränken. Und ich lasse Vogt fortfahren: „Allerdings im großen und ganzen genommen ist die englische Rasse die weitaus schönste aller lebenden Rassen, und man könnte verleitet werden, die hohe Intelligenz der Engländer mit dieser Schönheit in Verbindung zu bringen. Die deutschen Rassenanthropologen werden dagegen entschieden protestieren, weshalb ich mich hier auf diese schüchterne Andeutung beschränken will." O nein! Vogt braucht nicht auf einmal seine Natur so umzukrempeln, daß er sogar „schüchtern" wird. Obwohl ich keinen Auftrag habe, im Namen der deutschen Rassenanthropologen zu reden, so befürchte ich doch keinen Widerspruch, wenn ich erkläre: Ja, die Engländer sind wirklich die schönsten Menschen, und in ihrer Geistesverfassung haben sie den Charakter der nordeuropäischen Rasse relativ am besten erhalten! Wir deutschen Rassenanthropologen haben uns auch bemüht, den Grund hiervon zu erforschen. Wahrscheinlich liegt er darin, daß in England hauptsächlich nur zwei langköpfige Rassen, die des Homo europæus (Angelsachsen, Dänen, Normannen usw.) und die des Homo meridionalis (ältere Einwohner) sich gekreuzt haben, und zwar ungefähr in dem Verhältnis von 3 zu 1. Diese Rassen konnten sich leichter miteinander verschmelzen als z. B. die nordeuropäische und die alpine, wie es in Deutschland der Fall war. Dort waren in den Kopfformen nur geringe Unterschiede, und auch die langen, ovalen Gesichter ergaben bei der Kreuzung keine unvereinbaren Widersprüche, während wir in Deutschland Mischlinge mit Kurzköpfen und langen Gesichtern, aber vorstehenden Jochbeinen, Langköpfe mit breiten Nasen und bald zu weit, bald zu wenig voneinander abstehenden Augen bekamen, nebst einer unendlichen Reihe sonstiger Mißverhältnisse, die die Natur nicht überwinden konnte. Hier wurde die ursprüngliche Harmonie aller Teile durch das Gesetz der mosaikartigen Vererbung für immer gestört, und wirklich schöne, wohlproportionierte Gesichter, d. h. solche, in denen alle Teile zusammenpassen, sind bei uns viel seltener als in England, wo alle Formen harmonisch erhalten blieben und nur die Abstufung der Augen- und Haarfarben von hellblau bis zu dunkelbraun, von flachsfarben und rötlich bis zu schwarz das Vorhandensein einer Rassenmischung verrät, die auch hier ungefähr im Verhältnis von 3 zu 1 angenommen werden kann. Die gleiche Disharmonie entstand bei uns in den geistigen Anlagen. Wir haben tatendurstige und tapfere Männer bis herunter zu den die Ruhe über alles liebenden geborenen Sklaven, und dazwischen alle erdenklichen Mischungen unzusammenhängender Charakterzüge, so daß wir oft wollen und doch nicht wollen, ein Höchstes erstreben

und doch vor dem weiten dornenvollen Weg zurückschrecken. Auch der Engländer hat zwei Rassenseelen in seiner Brust, aber keine einander aufhebenden, sondern zwei in gleicher Richtung drängende, so daß z. B. die Hochherzigkeit des Homo europæus durch die grausame Rücksichtslosigkeit des Homo meridionalis (des Mannes der Gladiatorenkämpfe, Stiergefechte, der Autodafés und des Meuchelmordes) „gemildert" erscheint, während die wagemutige Tapferkeit und Kühnheit verstärkt wurden. An anderer Stelle habe ich das Gleichnis gebraucht: Der Engländer ist versinnlicht durch eine Mischung von drei Viertel Rheinwein und einem Viertel Whisky, der Deutsche durch drei Viertel Rheinwein mit einem Viertel Wasser, und wenn man sich dies in seiner Tragweite klar macht, so hat man den Schlüssel für die Unterschiede der englischen und deutschen Entwicklung, der englischen und deutschen Gegenwartspolitik und ihrer Erfolge. Es gehört zu den merkwürdigsten Problemen der Rassenanthropologie, daß die rundköpfige alpine Rasse niemals festen Fuß auf den englischen Inseln fassen konnte. Zweimal ist sie eingedrungen, das erstemal schon in der Bronzezeit, aus der die sogenannten Round Barrows stammen, und das zweitemal mit den Normannen, die zur Zeit der Invasion schon stark mit einem rundköpfigen Element durchsetzt waren; beidemal findet man eine Zeitlang Rundschädel in den englischen Gräbern, aber sie verschwinden bald wieder unter dem Einfluß der beiden langköpfigen Rassen, während in Frankreich und Deutschland die zur Rundköpfigkeit neigenden Mischlinge stetig und sicher die Oberhand erlangen. Die Tatsachen für England sind durch John Beddoe festgestellt, eine Erklärung steht noch aus; hier könnte sich J. G. Vogt durch eine Spezialforschung größere Verdienste um die Förderung der Rassenanthropologie erwerben, als er durch seine Abhandlung getan hat.

Ganz zuletzt sagt Vogt: „Die äußeren Merkmale sind lediglich ein äußeres Erkennungszeichen für eine und dieselbe Art, eine und dieselbe Rasse." Nichts Treffenderes konnte gesagt werden! In diesem einzig richtigen Sinne hat die deutsche Rassenanthropologie die äußeren Merkmale verwendet, und nie ist es ihr eingefallen, die Langköpfigkeit an sich als eine Bedingung höherer Intelligenz anzusprechen. Darüber ist im Eingang schon alles Nötige vorgetragen worden. Vogt steht mit diesem Ausspruch im Kampf mit seinen eigenen Angriffen auf die Rassenanthropologen. Warum konnte er nicht gleich das Richtige sagen, warum tut er es erst auf der letzten Seite seiner Abhandlung? Vogt wäre mit seinen vielseitigen Kenntnissen recht wohl imstande, etwas Besseres zu liefern, als seine aggressive Abhandlung, und wenn er wirklich Gediegenes zustande brächte, woran kaum zu zweifeln, so würde er überall und vornehmlich bei den deutschen Rassenanthropologen aufrichtigen Dank ernten, denn diese sind froh um jede gutgemeinte Mitarbeit an ihrer kaum gegründeten und so viel verketzerten Wissenschaft!

---

In Erwiderung auf die vorstehenden Ausführungen schreibt uns Herr Prof. Vogt, er sei kein Rassenforscher von Fach und lasse die Ammonschen Einwände zu einem großen Teile bereitwillig gelten; auch sei er jeder Belehrung gern zugänglich, wenn sie ihm auch in einer weniger schroffen Form willkommener gewesen wäre. Im

vorliegenden Falle könne er sich aber von einer Fortsetzung der Diskussion nichts versprechen, da Ammons Kritik sich wieder wesentlich an die äußeren Rassenmerkmale halte, während er in seinem Aufsatze, von einem rein philosophischen Standpunkte aus, den inneren Merkmalen, bez. der inneren Organisation die entscheidende Bedeutung beigemessen habe. — Red.

---

# Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanen-Heimat.

Th. Bieder.

## IV.

## 1806—1836.

Die Signatur des anbrechenden 19. Jahrhunderts wird nicht so sehr durch den Weimarer Musenhof bestimmt. Schiller hatte das Volk durch seine geschichtlichen Dramen für sich gewonnen, und Goethe starb fast als Einsamer. Eine andere Stimmung herrschte vor, die sich z. B. in dem Worte Hölderlins in dem Hyperion-Fragment (Schillers Thalia, 1793) aussprach: „Wir sind nichts; was wir suchen, ist Alles.“ Und Schiller hatte für das neue Jahrhundert das Geleitwort gegeben:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.“

Mithin: ein Zug der Resignation, wie er wohl zu dem Zeitalter der Romantik paßte, dessen Vertreter bei aller Lebensfülle doch nach fernen unbekannten Horizonten strebten und sich dadurch nicht selten selber verloren. Aeußere Befriedigung stand unmittelbar neben innerlichem Unbefriedigtsein. Ueber die geistigen und politischen Wandlungen und Schwankungen jener Zeit orientiert vorzüglich Friedrich Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat“ (München 1908).

Auf einem so präparierten geistigen Boden konnte die Indologie — deren Anregungen von England (William Jones) herüberkamen — festen Fuß fassen. Das führende Werk in Deutschland wurde Friedrich Schlegels 1808 erschienene Schrift über die Sprache und Weisheit der Inder. Die Folge war, daß man mit der Anerkennung des Sanskrit als Muttersprache des Indogermanischen einen neuen Beweis — außer dem durch die Bibel gegebenen — für den asiatischen Ursprung der zusammengehörenden Völker in den Händen zu haben glaubte. Wäre die Rangordnung der Sprachen gleich erkannt worden, so würde man sich vielleicht bald für eine Völkerbewegung in entgegengesetzter Richtung entschieden haben. Schon im Jahre 1817 erschien in Joh. Georg Büschings Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte usw. ein Aufsatz „Ueber den Ursprung alter Volksglauben der Deutschen“, in welchem auf die innige Verwandtschaft zwischen den Mythen der Edda und der Vedas hingewiesen wurde. Wie leicht hätte schon damals eine Meinung Platz greifen können, wie sie Dr. Georg Biedenkapp in seiner 1906 erschienenen Schrift „Der Nordpol als Völkerheimat“ unter Benutzung der Forschungen Tilaks vertritt, der in den Veden die Erinnerung an die einstige nordische Heimat der Inder festgestellt hat! So gewann die Anschauung von der asiatischen Herkunft der Indogermanen Raum und blieb auch

maßgebend, als das Sanskrit längst als Schwestersprache des Griechischen, Lateinischen usw. erkannt war. Noch heutigen Tages ist die Vorherrschaft Indiens nicht völlig überwunden; Theosophen und abendländische „Buddhisten“ stützen sie, und ein Strom indischer Metaphysik mündet auch in Houston Stewart Chamberlain, der, wenn er nur den eigengermanischen Gedanken tiefer erfaßt hätte, das germanische Buch des 19. Jahrhunderts hätte schreiben können. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust — die eine will sich von der andern trennen. Wie sehr Chamberlain sich selbst verliert, zeigt S. 27 seiner „Arischen Weltanschauung“, wo es heißt: „Jeder denkende, edelgesinnte Mensch wird hin und her geworfen zwischen der Sehnsucht nach einer gestaltenden, leitenden, das Leben verklärenden religiösen Weltanschauung und der Unfähigkeit, sich resolut loszureißen aus tief unbefriedigenden kirchlichen Vorstellungen. Hierzu uns anzueifern und uns die Wege zu weisen, ist nun das indoarische Denken vorzüglich geeignet.“ Man erinnert sich des Faust-Wortes:

„Erquickung hast du nicht gewonnen,
wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.“

Wie wunderbar aber stimmt die sich hier offenbarende Anschauung Chamberlains mit dem oben zitierten Worte Hölderlins überein! Nunmehr ist es auch nicht mehr befremdend, daß unsere Zeit, die einen Chamberlain hat formen können, in mancher Beziehung der Romantik Hölderlins, Schellings[1]), der Brüder Schlegel usw. so nahe steht. — Ohne selbst in der „indischen Frage“ das Schlußwort sprechen zu wollen, glaube ich, daß es sich bei der indischen Philosophie um einen ähnlichen Ursprung handelt wie bei der italienischen Renaissance, und verweise besonders auf den Schluß des Artikels von Dr. Woltmann „Die Bedeutung des Milieus für die Rassenentfaltung“ in dem Januar-Hefte 1906 der Polit.-anthrop. Revue. Ein ähnlicher Vorgang biologischer Art, der die Renaissance aus der Synthese des Germanentums mit antikem Schönheitssinne hervorgehen ließ, konnte in Indien die Blüte einer religiösen Weltanschauung zeitigen. Daß wir aber, um zu einer befreienden Weltanschauung zu gelangen, uns erst im indoarischen Denken unterrichten lassen müßten, wird im Ernste niemand von uns verlangen können.

Man würde aber fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß das deutsche Geistesleben sich jemals ausschließlich in so einseitiger romantischer Form, die nur ein hervorstechender Charakterzug ist, entwickelt hätte. Selbst die romantische Stimmung suchte eine Brücke zur germanistischen zu schlagen. Wie ein Symbol wirkt es, daß Friedrich de la Motte-Fouqué die erste dramatische Bearbeitung des Nibelungen-Stoffes (Sigurd der Drachentöter, 1808) Fichte gewidmet hat, dessen Reden an die deutsche Nation wohl unmittelbar vorher erschienen waren. Dieser Synthese (Romantik — Germanistik) verdankt auch wohl die Tätigkeit der Brüder Grimm, die allgemein als

[1]) Für Schellings Ansicht, soweit sie unser Thema betrifft, ist ein Satz charakteristisch, den Victor Hehn seinem Werke „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa“ als Geleitwort vorangestellt hat: „Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden mußte?“

Begründer der Germanistik angesprochen werden, ihren Ursprung. Jedenfalls ist das Bestreben, den Sagen und Märchen nachzugehen, eine Frucht der Romantik, mögen daneben auch nordische Einflüsse, namentlich dänischer Gelehrter, mitgespielt haben.

Nicht nur in politischer Beziehung fruchtbar wirkten die Befreiungskriege 1813/15, die Männer wie Arndt und Jahn veranlaßten, bis zum Urgrund unserer Geschichte und Rasse vorzudringen. Die politische Stagnation, die nach dem Wiener Kongresse eintrat, hielt dann die feineren Köpfe der Nation auch fernerhin in Spannung.

Es ist hier wohl am Platze, auf Friedr. Ludw. Jahns bedeutendes Werk „Deutsches Volkstum" (1810) hinzuweisen, das namentlich auch in einer Geschichte der Rassenforschung nicht übergangen werden darf. Zwar hat sich Jahn wohl kaum wissenschaftlich mit Rassenfragen beschäftigt, aber seine im Lapidarstile verfaßten Sätze, wie „Wer die Edelvölker der Erde in eine einzige Herde zu bringen trachtet, ist in Gefahr, bald über den verächtlichsten Auskehricht des Menschengeschlechts zu herrschen" und „Je reiner ein Volk, je besser; je vermischter, je bandenmäßiger ... Der Gründungstag der Universalmonarchie ist der letzte Augenblick der Menschheit" legen für die innere Verarbeitung der damaligen Forschungen und sein gesundes Urteil das beste Zeugnis ab. Leider ist dieses berühmte Werk noch immer nicht in einer ansprechenden Ausstattung erschienen, ein Umstand, der sicherlich an der verhältnismäßig geringen Verbreitung Jahnscher Ideen Schuld trägt. Im übrigen kann man den Turnern vor 100 Jahren die Anerkennung nicht versagen, daß sie aus den politischen und den durch das Bekanntwerden der Edda-Lieder hervorgerufenen geistigen Wandlungen die letzten Schlußfolgerungen gezogen haben, indem sie auf die Wiederherstellung der ursprünglichen deutschen Volkheit mit den angestammten Ueberlieferungen drangen. Noch Jahn sagte: „Nur der germanische Geist war zum Wiederauffassen des Urchristentums geschickt; kein anderes Volkstum war dazu menschheitlich genug." Eine Steigerung findet sich in H. E. Katterfelds kleiner Schrift über die Asalehre (1819): „Das Heidentum unserer Vorfahren ist demnach nicht als ein wüster Irrgarten, als ein trauriger Abweg des Verstandes, sondern als die Vorschule des Christentums darzustellen, die Taufe nicht als ein Bekehren ... sondern vielmehr als ein geistiges Mündigwerden, als die Wehrhaftmachung des Geistes. Der Grund zu dieser Ansicht liegt gleichfalls wieder in der Edda." Die Vollendung aber hat erst Ernst Trautvetter ausgesprochen in folgenden (in C. Ad. Menzels durchaus reaktionärer Schrift „Die Undeutschheit des neuen Deutschtums", 1818, mitgeteilten) Sätzen: „Den großen Gedanken, der eigentlich die Seele und der Gewinn des letzten Krieges war, hat man verkannt oder verdunkeln wollen, den nämlich, daß Volksartigkeit das Weltgesetz ist in geistlichen und weltlichen Dingen. ... Von selbst hat der Deutsche den rechten Weg schon betreten, indem er zu seinem heiligen Altertum sich in Liebe hinwendet. ... Für das Heilige und alles, was seine Wurzel aus demselben hat, ist für den Deutschen zunächst weiter nichts zu tun, als auf die Edda hinzuweisen." Wäre diese feine, freie Bewegung, wie sie von Turner- und Studenten-Kreisen ausging, nicht von der Reaktion — als deren Fortsetzung sich im gewissen Sinne immer

wieder unser Kultusministerium herausgestellt hat — im Keime unterdrückt worden, so wären wir längst in unserer Gesamtheit zur natürlichen Auffassung alles Werdens und Geschehens, zur rassenmäßigen Auffassung unseres Volkstums im Jahnschen Sinne zurückgekehrt. Somit haben die genannten Kreise eine Stimmung geweckt, die für den deutschen Volksorganismus weit wohltuender war als es irgendein wissenschaftliches Werk hätte sein können, das von ihnen ausgegangen wäre. Als ein solches könnte man wohl das von Guts Muths und Jacobi gemeinschaftlich herausgegebene „Deutsches Land und deutsches Volk“ (Gotha 1820 u. f.) bezeichnen; jedoch ist der für unser Thema hauptsächlich in Betracht kommende, von Jacobi bearbeitete Teil „deutsches Volk“ in einem so schwülstigen Stile geschrieben, daß ihn heute wohl niemand mit Freude lesen wird, und somit dürfte er auch für die Wissenschaft so gut wie nicht existieren. Von bleibendem Werte waren dagegen die 1819 geplanten, aber erst einige Jahre später beginnenden Monumenta Germaniae historica, mit deren Entstehungsgeschichte der Name des Freiherrn von Stein eng verknüpft ist[1]).

Zu gleicher Zeit lenkte Karl Ritter durch seine berühmten geographischen Untersuchungen das wissenschaftliche Interesse wieder nach Asien als dem Urquell des Völkerlebens. Von sekundärer Bedeutung waren Karl Türks 1829—30 erschienene „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte“, der u. a. die Ansichten des erfindungsreichen Trithemius aufgewärmt und die Franken mit den Trojanern in Verbindung gebracht hat. Vollends wurde aber die Theorie von der asiatischen Herkunft der europäischen Völker besiegelt durch Franz Bopps 1833 beginnende „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend usw.“

Natürlich wäre es verkehrt, die vergleichende Sprachforschung etwa zu gering einzuschätzen, nur weil sie dem Glauben an die asiatische Herkunft der Germanen Autorität verschaffte. Zunächst war sie doch ein Zurückgreifen auf die Natur, was damals genügend betont wurde und auch heute rückhaltlos anerkannt werden muß. Sodann bedeutete sie eine Erweiterung des historischen Gesichtsfeldes, indem der germanische Sprachen- — und damit in weiterer Folge Kultur- — Kreis in den größeren des indogermanischen eingefügt wurde.

Nachdem so die mehr realen Gebiete den Schwerpunkt urgeschichtlicher Forschung nach Asien verlegt hatten, blieb als Gegenpol eigentlich nur die nordische Mythologie übrig, die wohl von manchen Schlacken gereinigt, im großen ganzen aber doch ihrem alten Charakter treu geblieben war. „Skandinavien wäre also in den älteren Wanderungssagen das Stammland so vieler Völkerschaften, insofern es der Hauptsitz einer weitverbreiteten Gottesverehrung war“, zitiert F. v. Warnstedt nach dem schwedischen Geschichtsschreiber Erik Gustav Geijer in seiner 1835 erschienenen Ansprache „Ueber Altertums-Gegenstände“.

---

[1]) Vergl. den schönen Aufsatz Ernst Dümmlers „Ueber die Entstehung der Monumenta Germaniae“ im „Neuen Reich“, 1876, und die Mitteilungen in Wattenbachs „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“, 6. Aufl., 1893, Bd. I, S. 17 ff.

In großzügiger Form hat diese Anschauung schon früher (1822 und 1823) Franz Joseph Mone vertreten in seiner „Geschichte des nordischen Heidentums“, die als Fortsetzung der zweiten Auflage von Creuzers Symbolik und Mythologie der alten Völker erschien. Hermann Paul hat in seiner Geschichte der germanischen Philologie eigentlich nur Absprechendes über Mone geäußert. Ohne dem bedeutenden Germanisten zu nahe treten zu wollen, muß ich doch bekennen, daß es sehr leicht ist, einen Menschen im allgemeinen, einen Forscher im besonderen, zu verurteilen, wenn man sich nicht die Mühe macht, den leitenden Gedanken des Werkes nachzugehen und es in seiner Totalität zu erfassen. Wenn ich hier nun Mone und seiner Mythologie neue Freunde werben will, so gelingt mir das vielleicht am ehesten, wenn ich einige Punkte aus seinen Forschungsergebnissen (Band II, S. 273 ff.) hervorhebe:

„Die alte teutsche Sprache ist in ihren Biegungen weit gebildeter als die neue, daraus folgt, daß der Gedankengang des Volkes reiner, d. h. nicht durch fremdartige Bildung getrübt war, wie jetzt. Man dachte nationaler, dem ursprünglichen Volksgeiste und seiner Bildung gemäßer. Zugleich hat die alte Sprache für geistige Begriffe eine Menge Wurzelwörter, die noch überdies vielbedeutsam sind. Wir müssen also eine eigentümliche geistige Bildung im teutschen Heidentum anerkennen. ... Die Glaubenslehren über Schöpfung, Leben und Ende der Welt hatten die südlichen Teutschen in den Hauptsachen mit den Skandinaviern gemein. Sie sind vielseitig, tief und großartig. ... Der Naturdienst setzt Zeit und Himmelskunde voraus, diese finden wir bei allen Teutschen, vorzüglich bei den Angelsachsen und Schwaben.“

„Die Stammsagen der drei südteutschen Völkerschaften reden alle von einer Ankunft über Meer, die fränkische hat sich darin mit der keltischen vermischt. Von Süden und Westen her ist kein teutsches Volk gekommen, von Osten ist nur ein Landweg, es bleibt allein der Norden übrig. Daher kommen alle teutschen Völker, nämlich aus Skandinavien, und zwar die gothischen aus Schweden, wie ihre Stammsage richtig angibt, die fränkischen aus Dänemark, was ich aus dem eddischen und fränkischen Heldenbuch schließe, wonach für die Sachsen als ursprüngliche Heimat Norwegen bleibt. Mit dieser Annahme stimmen auch die frühesten Wohnsitze dieser Völker an der Ostsee überein.“

Bei dieser mit der modernen Auffassung in den Grundzügen übereinstimmenden Anschauung ist es nur tief zu bedauern, daß Mone später in der Keltomanie untergegangen ist. (S. Celtische Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas, 1857.)

Zur Ergänzung der Moneschen Ausführungen möge hier noch ein weiteres Zitat aus der vorhin erwähnten Schrift v. Warnstedts folgen: „Die Vorstellung von Skandinavien als »eine Werkstatt und Wiege der Nationen« (Jordanes) läßt sich dergestalt Jahrhunderte hindurch wahrnehmen und gewinnt durch die Streifzüge der Normänner fernere Bestätigung. Von den Normännerzügen wird erzählt, es habe wegen der überflüssigen Volksmenge ein alter Gebrauch oder altes Gesetz im Norden gegolten, daß das jüngere Volk, durchs Los genötigt, sein Glück in fremden Ländern suchen mußte; auch soll der

Vater gewöhnlich seine erwachsenen Söhne sämtlich vertrieben haben, einen ausgenommen, der ihn zu Hause beerben sollte. Die schweizerische Wanderungssage, wonach die Einwohner des Haslithals noch jetzt auf ihre schwedische Abstammung bestehen, enthält die nämliche Angabe; die longobardische stimmt damit überein, und die der Goten weicht nicht davon ab."

Daß diese Vorstellung von Skandinavien als Urheimat der Germanen sich Jahrhunderte hindurch wahrnehmen läßt, ist charakteristisch, ebenso daß sie, wie das Beispiel Geijer-Warnstedt zeigt, im Norden wohl nie völlig untergegangen ist. Eine echt wissenschaftliche Prägung erhielt diese Lehre hier aber erst durch den Amrumer Friesen Knut Jungbohn Clement[1]), dessen Erstlingsschrift „Ueber den Ursprung der Theudisken", 1836, hier völlig abgedruckt zu werden verdiente. „Daß uns die Mönche nicht mehr irre führen! Die Natur will erforscht werden und der Mensch", schreibt er im heiligen Zorn gegen eine von einer fremdartigen Weltanschauung abhängige Geschichtsschreibung. Ohne in die tiefste Urzeit hinabzusteigen, unterscheidet er in der Frühzeit menschlicher Kultur drei Hauptvölker: Inder, Hellenen und Germanen. „Jedes ist durch ihm eigentümliche Tugenden ausgezeichnet gewesen, jedes hat am Meer gewohnt, aus dem alles geboren. Von ihm stammen die wunderbaren Mythen der indischen Welt, von ihm der Germanen Kern und Kraft." Ueber die Urheimat der Germanen schreibt Clement: „Das Urland der Germanen ist ungewiß. Wer Asien annimmt, hat nichts gewonnen, weil er den Beweis nicht führen kann. Auch die Sprache beweiset für eine Abkunft aus Asien nichts, noch gefundene Aehnlichkeiten mit den Persern. Denn wer will leugnen, daß auch gen Morgen Völker einst gewandert sind, wenn die Geschichte es lehrt, Livius von den Kelten, Jordan von den Gothen. Nur aber läßt sich auch die Ursache jener Aehnlichkeit in der gothischen Wanderung finden, und nichts steht dieser Meinung im Wege. ... Nirgends in Asien hat man je germanisch gesprochen. Asiens Wandervölker hätten auch Asiens Sprachen mitgebracht und Asiens Körperbildung ... Darum möchte ich die Germanen für Urgeborene ihres Landes halten (auch Mannert[2]) ist dieser Meinung. Vergl. seine Gesch. d. alt. Deutschen, S. 4), denn sie sind ein eigentümliches, reines und unvermischtes, und nur sich selbst ähnliches Volk gewesen. Also brauchen wir sie nicht aus dem Orient zu holen. Auch die jüdischen Sagen binden den Forscher

[1]) S. m. Artikel über Clement in den Zeitfragen vom 1. Januar 1909.

[2]) Von Mannert ist mir nur die Geschichte Bayerns, 1826, bekannt, aus der ich hier ein Urteil über eine wichtige ethnographische Frage mitteile: „Es bleibt dem denkenden Forscher nichts übrig, als zur Angabe der Geschichte zurückzukehren, welche uns Rugier, Heruler usw. in dem Innern des Noricum zeigt, sie plötzlich für immer verschwinden läßt, und statt derselben auf der nämlichen Stelle, in der nämlichen Zeit, die Bajoarier kennt. ... Von Bojoarii hört man erst sprechen seit der Annahme der Bojischen Abstammung", mit der Mannert also im Gegensatze zu Buchners gleichzeitigem Werke über Bayerns Geschichte nicht einverstanden ist, und die neuere Forschung hat ihm darin recht gegeben. Jüngst hat jedoch die Annahme, daß „Baiern" mit den „Bojern" zusammenhänge, wiederum einen Vertreter erhalten in Prof. Hermann Fischer, dessen „Deutsche Altertumskunde" (Verlag Quelle & Meyer) vielfach mit Freuden aufgenommen, von mir jedoch wegen ihrer nach meinem Dafürhalten flüchtigen und von vielfach falschen Voraussetzungen geleiteten Bearbeitung in den Zeitfragen vom 11. April 1909 angegriffen wurde.

nicht.“ Das bedeutet nichts mehr und nichts weniger als eine Absage an die heilig gehaltene biblische Ueberlieferung. Der christlichen, namentlich katholischen Anschauung, die unsere Geschichtsschreibung unheilvoll beeinflußt hat, stellt Clement seine geschichtlich begründete streng germanische gegenüber. Wohin die Römer kamen, haben sie die Völker „durchseucht“, in geistiger Beziehung, indem sie Träger der katholischen Lehre waren, „welche dem echt germanischen Geist am allerwenigsten geziemt“, aber auch in anthropologischer Beziehung: „Wer durch die Rheinlande und Baden reiset, der denke an die Zehntländer, wo einst die Römer so gewaltig hausten, und das blonde Haar färbten, und die großen Leiber verkümmerten, und die Augen schwärzten, und an die 45 römischen Burgen mitten unter Germanen.“

Auch sonst tritt die anthropologische Anschauung in völliger Reinheit ans Licht: „Es tut mir leid, daß auch Herr Lappenberg von Nationalverschiedenheit germanischer Stämme in Brittenland spricht (Geschichte Englands, Bd. I, S. 102). Dialekts- und Rechtsverschiedenheiten beweisen nichts. Auch auf den einzelnen nordfriesischen Inseln sind Verschiedenheiten in Mundart und Gebräuchen. Wales war nicht aus der Welt gegangen nach Brittanniens Eroberung, und die Normannen waren romanisch geworden, als die Schlacht bei Hastings fiel. Daher lieber die Gegensätze in England in Körperbildung, Haar und Augenfarbe.“

Diese wenigen Auszüge genügen wohl, um zu zeigen, daß Clement in dieser Schrift eine Parallelerscheinung zu mancher modernen Veröffentlichung geliefert hat, und daß es sich wohl lohnt, sie neu herauszugeben, wenn einmal ein literarisches Unternehmen eine Zusammenstellung unserer wertvollsten Germanisten und Urgeschichtsforscher planen sollte. In bedeutend erweiterter Form hat Clement seine Forschungen 1840 in der „Nordgermanischen Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge niedergelegt“, über die ich bereits im Januar-Heft 1908 der Polit.-anthrop. Revue berichtet habe.

Was Clement für das Germanentum ablehnt, nämlich Herkunft aus Asien und innige Verwandtschaft mit Indern und Persern, findet sich durchweg vertreten bei Wolfgang Menzel[1]), dessen Persönlichkeit uns aber in anderer Beziehung im höchsten Grade interessieren muß, hat er doch als einer der ersten, vor Klemm und Gobineau, den geistigen und kulturellen Unterschied der Menschenrassen klargelegt.

Menzel hatte sich zuerst bekannt gemacht durch seine 1823 erschienenen „Streckverse“, eine Aphorismen-Sammlung meist ästhetischen und philosophischen Inhalts, in der aber schon ein in voller Klarheit erst ein Jahrzehnt später gewonnener geschichtsphilosophischer Standpunkt zutage tritt, wie folgender Aphorismus (S. 146) beweist: „Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß nicht, wenn erst die Geschichte um einige tausend Jahre älter sein wird, das lange, schmächtige Amerika der Hauptsitz des Verstandes werden, die runde, dicke, alte Welt aber der Hauptsitz des Gemüts für die Menschheit bleiben werde, und daß ferner nicht dann jenes Amerika ein Hebel werden könne, stark genug, den alten Weltklumpen zu rütteln und zu heben.“

---

[1]) Geschichte der Deutschen. 2. Aufl., 1834.

Die Schrift nun, in der Menzel seine rassenphilosophischen Theorien niedergelegt hat, ist der 1835 erschienene „Geist der Geschichte“, ein Werk, das trotz seines gediegenen Inhalts der heutigen Welt ebenso unbekannt zu sein scheint wie Clements „Ursprung der Theudisken“. Der Titel der Schrift erinnert ein wenig an Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, und in der Tat beginnt Menzel, ebenso wie Herder, mit dem „astronomischen Problem“, doch lassen sich weder im Stile noch in der Ausführung Beeinflussungen durch Herder konstatieren. Die Geschichtsbetrachtung vom kosmischen Standpunkte aus ist für diese Schrift Menzels charakteristisch. In dem für uns wichtigsten Kapitel „genealogisches Problem“ heißt es (S. 73): „Streng genommen gibt es nur zwei einander absolut entgegengesetzte Menschenrassen, die schwarze und die weiße. Die Weißen aber sind offenbar Kinder des Nordens unter dem Einfluß des großen Fixsternhimmels, unter dem Gesetz einer höheren Weltordnung, begabt mit einem Geist und Streben, die über das gemeine Naturgesetz hinausgehen, und die, weit entfernt, sich der rohen Naturgewalt zu unterwerfen, vielmehr die ganze Geschichte hindurch die Befreiung von dieser Gewalt bezweckt haben.“ Was bedeuten diese Worte anderes als den Hinweis auf die Ueberwindung des mechanischen Prinzips durch das geistige, wie es in unseren Tagen Dr. Kleinschrod[1]) auseinandergesetzt hat?! „Die Schwarzen dagegen“, fährt Menzel fort, „sind Kinder des Südens unter dem Einfluß der Sonne, gebannt in den Tierkreis, der die Erde umgürtet, und ewig befangen in dem tierischen Bedürfnis, ohne freies Selbstbewußtsein, ohne historische Erinnerung, ohne ein Ziel des Strebens, nur dem nächsten Tage lebend.“ Welch einen Fortschritt über die allgemeine ethnographische Anschauung des 18. Jahrhunderts hinaus bedeuten diese Ausführungen Menzels! Er selbst hat den Kontrast empfunden, wenn er schreibt: „Daß Unterthanen Ludwigs XIV. und XV. den chinesischen Staat wegen seiner geregelten Tyrannei der damals noch ungeregelten französischen noch vorziehen konnten, war natürlich; daß man neuerdings, den republikanischen und konstitutionellen Tendenzen gegenüber, die unumschränkte Autokratie des chinesischen Kaisers preist, ist auch nicht zu verwundern; doch hat Rousseau mit ebenso gutem Grunde die nackten Otaheiter wegen ihrer Natürlichkeit den in dicke Allongeperücken begrabenen Genfern seiner Zeit vorgezogen. Solche Urteile fällt man im Unwillen, sie hindern aber nicht, daß nicht dennoch die weiße Menschenrasse mit ihrer im Kampf fortschreitenden Entwicklung weit edler ist und höher steht, als jene gelben Völkergreise in China und diese etwas schmutzigen Naturkinder im Weltmeer.“

Auch bei Mischung der Rassen schreibt Menzel der weißen Rasse die eigentlich kulturfördernde Kraft zu, die sich aufs höchste steigerte, als in der Zeit der Völkerwanderung die Kulturen des Nordens und des Südens zusammenstießen: „Indem der südliche und nördliche Völkerstamm sich zur Zeit der Völker-Wanderung mischte, und die Kultur der Griechen und Römer sich mit der kräftigen und

[1]) „Die Erhaltung der Lebenskraft.“ Berlin 1909, ein Buch, das übrigens mit Vorsicht zu lesen ist.

reinen Natur der Deutschen verband, wurde Europa der Sitz der höchsten humanen Bildung und zugleich der Herrschaft über die Erde.“ Menzel verkennt nicht, daß im allgemeinen eine Tendenz zur Ausgleichung der Unterschiede herrscht, die durch das Christentum begünstigt wird, aber doch „scheint auf eine geistige Weise allein der in der physischen Natur begründete Unterschied nicht überwältigt werden zu können“. „Es fragt sich nun“, heißt es später, „ob künftig ... eine allgemeine Vermischung, wie in Amerika, entstehen wird? oder ob in diesen drei Weltteilen[1]) eine Reaktion der farbigen Urvölker gegen die weißen Kolonisten eintreten wird? und ob im letztern Fall jene farbigen Rassen wie bisher in ihrer Verstockung verharren, oder ob sie aus freien Stücken das Christentum und die europäische Zivilisation annehmen werden? Es wäre ein ungeheueres Phänomen in der Welt-Geschichte, wenn die starre Rinde jener alten Völker plötzlich auftaute, und wenn sie, die sich seit sechs Jahrtausenden gleich geblieben, plötzlich wie durch einen Zauberstab mit dem Geist der weißen Rasse beseelt würden.“

Bei diesen Zitaten hat man zu berücksichtigen, daß Menzel das Christentum zwar in innige Verbindung mit dem Germanentume bringt, daß aber Christentum und Kirchentum für ihn zwei durchaus inkongruente Begriffe sind.

Zur Riesenhöhe erhebt sich Menzel am Schlusse seines Buches, um auch hier wieder Zeugnis für seinen germanischen Charakter abzulegen. Ich bringe hier auch aus dem Schlusse einige Sätze, weil mir daran liegt, möglichst viele Leser für Menzel zu gewinnen und so den Bann zu brechen, der noch immer auf seinem Schaffen ruht:

„Sollte nicht jenes alte Sonnen-Prinzip, das die farbigen Rassen und die heidnische Welt beherrscht, und aus dem das kosmische Prinzip in der weißen Rasse und im Christentum siegreich sich befreite, zuletzt wieder auf der Erde das herrschende werden, weil doch aus den Banden dieser dunkeln Planetenwelt keine wahre und ewige Erlösung möglich ist, als durch den Tod? Sollte nicht die Geschichte mit einer allgemeinen Verwilderung enden? ... Wer ist uns Bürge, daß auch die schöne Blüte der heutigen Bildung nicht enden werde wie die griechische, und die politische Kraft des heutigen Europa wie die römische Kraft, von der uns so große Wunder berichtet sind? Der Schoß der zivilisierten Gesellschaft geht mit Ungeheuern schwanger, die denen des mythischen Altertums nicht unähnlich sind, und die daher der Prophet von Pathmos in sein schauriges Gemälde der letzten Zeiten zu versetzen, nur zu triftige Gründe hatte. — Die Bewohner unseres Planeten sind ein wildes, kühnes Geschlecht, von Anbeginn zum Kriege geneigt und bestimmt. In Waffen geboren, werden die Menschen in Waffen endigen. Das Ende kann kein anderes sein, als wie es unsere Väter schon geahnet in der Nibelungen Not und in dem allgemeinen Vertilgungskampfe der Götter, den die alte Edda weissagt. Dieses Heldengeschlecht kann sich nur selbst zerstören im Kampf aller gegen alle. Nur dies ist ein würdiger Schluß des großen Helden-

[1]) Asien, Afrika und Australien.

gedichts unserer Erde. Wohl mag er aber zusammenfallen mit der Zerstörung der Natur, und in der letzten Schlacht der Menschen mögen die Elemente mitkämpfen, und die Erde auf dem Grabe ihrer Kinder sich selbst opfern."

* *
*

Von einer anderen Seite als Wolfgang Menzel, nämlich von der medizinischen aus, nahm zur selben Zeit der Erlanger Professor Joh. Mich. Leupoldt in seinem Werke „die gesammte Anthropologie neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medizin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft" (2 Bde., Erlangen 1834) das Rassenproblem in Angriff. Mit Recht schreibt das „neue eleganteste Konversationslexikon" von Professor O. L. B. Wolff, 1836, daß sich Leupoldt „durch seine Behauptung, daß der praktische Arzt am Kranken nicht den leidenden Organismus, sondern den ganzen Menschen beachten, und folglich anthropologisch und psychologisch zu Werke gehen müsse, einen beachteten Namen erworben habe". Große Wirkungswellen scheint jedoch „der beachtete Name" nicht verursacht zu haben. Die einzige größere Notiz über ihn, die mir zur Verfügung steht, befindet sich im „Grand dictionnaire universel du XIX siècle von Pierre Larousse, woselbst es heißt: „M. Leupoldt est un idéaliste scientifique qui a subordonné dans ses œuvres la science expérimentale à la philosophie universitaire, la recherche patente et sincère de la vérité à la parole du maître. Néanmoins les nombreux ouvrages qu'il a consacrés à défendre le spiritualisme scientifique et à combattre le matérialisme méritent d'être consultés même par ses adversaires." „A combattre le matérialisme" — leider war Leupoldt trotz seiner in ihrem weiteren Verlaufe völlig modern wirkenden Rassenideen so sehr von der Anschauung seines Zeitalters abhängig, daß er mit dem Materialismus auch alle jene Bestrebungen bekämpfte, die zur Auflösung der offiziellen Religion hätten führen können. So sind ihm die Engländer Hobbes, Hume, Locke, die Franzosen Voltaire, Diderot, J. J. Rousseau usw. durchaus unsympathisch, und „leider", fügt er hinzu, „fehlte es auch in Deutschland nicht an Anklang". So sehr galt ihm die Bibel als Autorität und Grundlage für seine Forschungen, daß er die „ursprüngliche Zentralrasse" mit dem jüdischen Volke in Verbindung bringt. „Als Hauptvolk der ursprünglichen Zentralrasse stellt sich aber das jüdische auch schon insofern dar, als seine Geschichte sich unmittelbarer an Ursprung und Urgeschichte der Menschheit anknüpft und als direktere Fortsetzung derselben erscheint, als die irgendeines anderen Volkes." (S. 201.) 40 Seiten vorher nennt er aber als Zentralrasse die kaukasische und verlegt ihre Heimat dahin, „wo die Menschheit nach der Sündflut sich zuerst wieder angesiedelt hat". Aber sollen wir etwa wegen dieser Ansicht, die den wahren Standpunkt zu verrücken scheint, mit Leupoldt rechten? Vergessen wir doch nicht, daß derjenige, der — bevor Klemm bekannt wurde — als Begründer der Rassenlehre galt, Gobineau, in ähnlichen Irrtümern befangen war[1]).

---

[1]) Vergl. Dr. Ludwig Wilser „Gobineau und seine Rassenlehre", Polit.-anthr. Revue I, Nr. 8, 1902.

Bei der Differenzierung der Rassen hilft sich Leupoldt mit dem wohl der Schellingschen Schule entnommenen Polaritätsgesetze, obgleich dies — besonders für die Erklärung der Rassenbildungen — völlig unzulänglich ist.

Den Boden moderner Forschung betreten wir bei Leupoldt, wo er von den Wirkungen der kaukasischen Rasse und ihrer Fortsetzung in der „okzidentalischen" spricht: „Das weibliche Geschlecht dieser Rasse ist den der Vielweiberei ergebenen Orientalen gar willkommen, hat aber wohl auch durch seine Nachkommenschaft gar viel dazu beigetragen, daß ein bedeutender Teil der übrigen verweichlichten und schwelgerischen Asiaten nicht schon viel weiter herabgekommen ist. Dadurch hat sich zugleich die Ur-, Stamm- oder Zentral-Rasse eben auch als Mutter und Lebenskraft für einen Teil der anderen bewiesen. ... In der Erdgegend, welche die Rasse inne hat, lebte daher das Volk, welches durch das ganze Altertum unter allen Völkern die reinste und kräftigste Religion bewahrte, die Hebräer; aus ihr, besonders nördlicher her, kamen die weißen und weisen ersten Erzieher und Bildner roher und zugleich dunkel gefärbter Völker verschiedener anderer Erdgegenden. ... Es hat sich also auch in dieser edleren Beziehung diese Rasse als Lebenskraft des Menschheitsorganismus erwiesen."

Die okzidentalische Rasse zerfällt nach Leupoldt in vier Teile:

a) die ursprüngliche Einheit im thrako-pelasgischen Stamm,
b) der nordwestliche idealere Stamm mit den Slawen als Kernvolk,
c) der südwestliche reale äthiopische Stamm, „den man ebenfalls häufig als Rasse ansieht".

Die unter b und c genannten sind „polarisch entgegengesetzte Stämme".

Unter d heißt es dann:

„Als Resultat der höheren Einheit der okzidentalischen Rasse, als Krone, Haupt und Geist derselben, ist wohl nur der kelto-germanische Stamm zu bezeichnen. Man spricht zwar von einem keltischen und einem germanischen Stamme, Kelten und Germanen sind aber wohl richtiger nur als zwei Hauptelemente eines Stammes zu betrachten, die Kelten als das mehr reale, die Germanen als das mehr ideale Element des einen gemeinschaftlichen Stammes. ... Das keltische Element ist übrigens charakterisiert: durch größere Breite des Kopfes und Gesichts, kleinere Statur und dunkleren Teint und Haar; dazu ist von ihm von alters her als charakteristisch bekannt schnell und stark aufbrausendes Ungestüm bei minder ausdauernder Kraft, weswegen dann die Kelten im allgemeinen fremder Gewalt eher und dauernder unterlagen und selbst ihre Sprache bis auf geringe Ueberreste (gälisch) verloren. ... Von alle dem findet sich bei dem germanischen Elemente verhältnismäßig ebenfalls das Gegenteil."

Damit wäre denn doch auch wieder ein Rassengegensatz zwischen Kelten und Germanen konstruiert, und somit würden diejenigen Forscher der Neuzeit, die in den Kelten Repräsentanten der alpinen Rasse erblicken, in Leupoldt ihren Vorläufer haben. Ueberhaupt darf

nicht verkannt werden, daß in Leupoldts Buche manche Probleme angedeutet sind, die noch heute zu den heißumstrittenen gehören. So dürfte folgende Auffassung in Heinrich Driesmans münden: „Die Größe, Kraft und Schönheit des Menschenschlags, der aus der Vermischung Weißer und Farbiger in Amerika hervorgeht, verhält sich ganz analog einem aus der Vereinigung eines kräftigen Wildlings mit edlen Pfropfreisern hervorgegangenen Baume und tut im großen dar, daß geschlechtliche Vereinigung sehr heterogener Elemente der Fortpflanzung des Menschengeschlechts ebenso vorteilhaft ist, als das Gegenteil nachteilig." Die von Driesmans vertretene Auffassung, daß eine Kultur aus Mischung gleichwertiger Rassen entstehe, hat zwar vielfach berechtigten Widerspruch gefunden, doch dürften die Akten über dieses Problem noch lange nicht geschlossen sein.

Nicht anders verhält es sich mit der Frage, ob die Sprache ein Rassenbestandteil[1]) ist oder nicht. Leupoldt äußert sich sehr bestimmt: „Die Sprache ist die unmittelbarste Aeußerungsweise der geistigen Eigentümlichkeit einzelner Abteilungen des Menschengeschlechts; Verschiedenheiten hierin zeigen daher auch besonders treffend die wesentlicheren Rassenunterschiede an, zu deren Feststellung nicht bloß eine gewisse äußere sinnlich wahrnehmbare Verschiedenheit im Körperbaue, sondern alles in Betracht gezogen werden muß, was die innere wesentliche Eigentümlichkeit der einzelnen Abteilungen des Menschengeschlechts verraten kann." Die Sprachforschung ist ja gerade darum bei der Urgeschichtsforschung ein wenig in Mißkredit geraten, weil sie die nordische Herkunft der Germanen und Indogermanen nicht anerkennen wollte oder konnte und sich nicht selten das Recht der alleinigen Entscheidung in dieser Frage vorbehielt. Vielleicht bringen Werke wie D. C. Täubers „Ortsnamen und Sprachwissenschaft" (Zürich 1908) eine Versöhnung zwischen Sprach- und Urgeschichte zustande.

Der von Leupoldt schon in den Titel seines Werkes aufgenommene Name „Biosophie" als Bezeichnung einer höheren Art der Philosophie ist 1907 von dem Hamburger Edda-Forscher Willy Schlüter — unabhängig von Leupoldt — neu geprägt worden. Folgende Sätze Leupoldts (S. 8) könnten wörtlich von Schlüter geschrieben sein: „Der Ausdruck Biosophie wird übrigens auch darum lieber gewählt als Biologie, weil erstere Endung nach ursprünglichem und späterem Sprachgebrauche eine vielseitigere Erkenntnis bezeichnet, in welcher, außer eigentlichem Wissen, auch Ahnung und Glauben begriffen sind, wohingegen die letztere Endung gewöhnlicher nur vom Wissen als einem zwar bestimmteren, aber auch beschränkteren Erkennen gebraucht wird. Der Gegenstand der allgemeinen Biosophie ist aber wohl der Art, daß sich in Beziehung auf ihn alle Stufen und Arten der Erkenntnis zu vereinigen haben." Sollte einmal der „Biosophie" eine Zukunft erblühen, so vergesse man zwar nicht, daß schon vor zwei Menschenaltern Leupoldt Namen und Inhalt angedeutet hat, lasse aber auch nicht außer acht, daß Schlüter in völliger Unabhängigkeit von Leupoldt den gleichen Namen gewählt und die Form natürlich mit modernerem Gehalte erfüllt hat, als es Leupoldt möglich war.

---

[1]) Siehe auch den Schluß des ersten Teiles dieser Arbeit.

Wenige Jahre nach den Veröffentlichungen Clements, Leupoldts und Menzels, die allseitige Anerkennung verdient hätten, statt dessen aber, wie es scheint, ohne jede Spur einer Wirkung vorübergegangen sind, traten Klemm und Gobineau auf den Plan, von denen namentlich der letztere — allerdings erst seit der Uebersetzung seines Rassenwerks ins Deutsche — sich eines solchen Einflusses erfreute, daß er bis vor wenigen Jahren als Begründer der Rassenlehre angesehen wurde. Wenn auch diese beiden, Klemm und Gobineau, ihre gewiß nicht unwichtigen Vorläufer nicht namhaft machen, so dürfen wir doch nicht von ihnen annehmen, daß sie sie etwa haben verschweigen wollen, sie haben einfach keine Kenntnis von ihnen gehabt. Hier, wie auch in dem Verhältnisse Leupoldt-Schlüter, bestätigt sich das treffliche Wort Goethes: „Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere, schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freudig durch die Lüfte wogt."

---

# Das Problem der besten Gesellschaftsordnung.

Dr. O. Schmidt-Gibichenfels.

## V.

### Schluß.

Die innere Gesundheit und dauernde Lebensfähigkeit, namentlich aber die feste Geschlossenheit jeder Gesellschaft beruht, abgesehen von der Gleichheit der Abstammung, Sprache und Geschichte, auf der möglichst vollständigen Ergänzung all ihrer materiellen wie geistigen Interessen, sowie auf der möglichst harmonischen Gliederung im ganzen und in den Teilen. Wie schon an anderer Stelle bemerkt, müssen dieselben Kennzeichen der Gesundheit, Kraft und Schönheit, die für den Einzelorganismus gelten, auch für den Gesellschaftsorganismus maß- und zielgebend sein. Es darf also kein Organ, keine wichtige Interessengruppe zugunsten einer andern verkümmern oder gar ein inländisches Interesse durch ein ausländisches ersetzt werden. Alle sozialen, politischen, wirtschaftlichen Stände und Berufsklassen müssen materiell oder geistig aufeinander angewiesen sein; keins dieser einander zu einem Organismus ergänzenden Organe darf fehlen oder überflüssig sein. Für die Vertreter des Lehr- und Wehrberufes gilt das auch heutzutage wohl überall für selbstverständlich, nicht so leider für die Vertreter des nährenden, nur materielle Werte schaffenden und erhaltenden Berufes.

Dieser Beruf zerfällt (wie schon in dem Aufsatz: „Gesunder und kranker Gesellschaftskörper" ausgeführt wurde, hier aber zur Bequemlichkeit des Lesers wiederholt werden mag) in drei sich wieder mannigfach verzweigende Stämme: die Urproduktion (Land-, Garten-, Forstwirtschaft, Bergbau usw.), dann die Fabrikation (Handwerk, Industrie usw.) und schließlich die Verteilung (Verkehrswesen, Handel usw.). Die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Hauptkulturländer war nun innerhalb der europäischen Zivilisation

bisher derart, daß zuerst die Urproduktion, dann die Fabrikation und zuletzt der Handel überwog. Die Arbeitsteilung des Nährberufes vollzog sich also nicht innerhalb jedes nach Rasse und Sprache, Kultur usw. einigermaßen einheitlich gearteten Landes und Volkes, sondern innerhalb der verschiedenen, räumlich und zeitlich auseinander liegenden Rassen, Sprachen, Kulturen, Länder usw. Die Gesellschaften bildeten sich darum nicht zu vollständigen, sondern nur zu Teilorganismen aus, die natürlich nur unter ganz besonderen äußeren, nicht immer von ihnen selbst bestimmbaren Bedingungen vorübergehend bestehen konnten, anderenfalls aber zugrunde gehen mußten, wie das im genannten Aufsatze näher begründet wurde.

Auf der Basis dieser sich oft wiederholenden geschichtlichen Erfahrungen, deren Ursachen man nicht tiefer nachging, ist nun innerhalb der europäischen Zivilisation der Aberglaube entstanden, als müsse jede Kulturgesellschaft, genau so wie der Einzelkörper, nach einer gewissen Blütezeit immer mehr oder weniger rasch dem Tode verfallen. Man meinte, es war immer so, also muß es wohl immer so sein. Daß die chinesische Kulturgesellschaft trotz ihrer schlechten politischen Organisation, die so oft fremden Eroberern nicht zu widerstehen vermochte, jahrtausendelang im wesentlichen unverändert auf Grund ihrer gesunden sozialen und wirtschaftlichen Verfassung bestanden hat, wußte oder beachtete man dabei nicht. Das ist jedoch nicht der einzige und eigentliche Grund, warum sich jener Irrtum in Europa so lange und so hartnäckig erhalten konnte. Es war eben auch hier das selbstsüchtige Interesse, welches der Erkenntnis der Wahrheit im Wege stand, und es war wieder jene schon im vorigen Aufsatze näher gekennzeichnete Menschenklasse, welche jenen Irrtum in der von ihr abhängigen periodischen und nicht periodischen Presse mit allen Mitteln aufrecht erhielt. Diese Menschenklasse in Verbindung mit einer ahnungslosen oder pflichtvergessenen Regierung war und ist noch jetzt daran schuld, daß ein ungefähres Gleichgewicht zwischen jenen drei Hauptstämmen des Nährberufes innerhalb einer sozial und politisch einheitlich organisierten Gesellschaft niemals zustande gekommen ist, sich jedenfalls niemals lange erhalten hat. Infolge davon hat sich auch niemals lange die Möglichkeit erhalten, abgenutzte Bevölkerungselemente gleichwertig zu ersetzen, wenigstens nicht aus derselben einheitlich organisierten Gesellschaft, und daher mußten solche Gesellschaften notwendig zugrunde gehen. Das ist die tiefere, vorher absichtlich oder unabsichtlich nicht eingesehene Ursache jener so oft wiederholten geschichtlichen Erfahrungen. Sie ist also kein unabwendbares Naturgesetz, sondern eine krankhafte Erscheinung, die bei rechtzeitigen Vorkehrungen recht wohl zu vermeiden ist.

Die Störung des wirtschaftlichen und damit auch des naturellen und kulturellen Gleichgewichts innerhalb einer Gesellschaft erfolgte immer auf direkte oder indirekte Veranlassung der Handelsinteressenten und zwar deshalb, weil ihnen der Handel für gewisse wichtige Waren (Getreide, Metalle usw.), namentlich aber für die Ware der Waren, „Geld“, sowie für Grund und Boden nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Nationen (national und international) völlig frei gegeben wurde. Der absolute Freihandel läßt sich in seiner

Ausartung mit einem Bazillus vergleichen, der zuerst einzelne Zellen und Zellengruppen, dann das ganze Zellgewebe des nationalen Organismus zerstört. Gewisse Organe, Teile desselben gelangen dadurch auf Kosten anderer wichtiger Organe rasch zu einer überaus üppigen, aber kurzen und fruchtlosen Scheinblüte, die den Zerfall des Ganzen nur noch beschleunigt.

Wie kommt aber, so wird man fragen, gerade der Handel dazu? Könnte der Bazillus der Zerstörung des Ganzen sich nicht auch auf einem andern Stamme, Aste oder Zweige des Nährberufes erzeugen? Gewiß, er kann auch auf dem industriellen Stamme, ja sogar auf dem landwirtschaftlichen (als Latifundienwesen) entstehen und sich vernichtend ausbreiten; aber er bedarf dazu stets des Freihandels oder der Freibeuterei als Vermittler, denn nur dadurch ist die wirtschaftliche Aussaugung und schließliche Aufsaugung vieler durch wenige möglich. Ob dabei eigentliche oder ökonomische Gewalt angewandt wird, kommt in der Schlußwirkung auf dasselbe heraus. Dieser Verlauf ist jedoch die Ausnahme; in der Regel ist es, wie sich im folgenden zeigen wird, der Handel, der diesen Bazillus unter Umständen erzeugt und zur raschen Vermehrung bringt.

Der Handel (selbstverständlich als Großhandel, als Kleinhandel kommt er dabei nur in Betracht, wenn er die Keimzelle des internationalen Großhandels werden kann) war eben und ist auch noch jetzt am meisten in der Lage, bewegliches Kapital (Geld und gewisse leicht vertretbare, „fungible" Waren) in größerer Menge anzusammeln und dadurch, besonders in kritischen Zeiten, eine gewisse wirtschaftliche Uebermacht zu erlangen. Diese ermöglicht ihm eine überall hin ausgedehnte Beleihung (Kreditierung), die wieder einen bestimmenden Einfluß sowohl auf die Urproduktion wie auf die Fabrikation auszuüben vermag. Es liegt dabei in seinem Interesse, jene Hauptstämme der Produktion auf möglichst weit auseinander liegende Länder und Völker, also örtlich und zeitlich möglichst ungleich zu verteilen, so daß die Urproduzenten einerseits und die Fabrikanten andererseits gar nicht in die Lage kommen, ihre Produkte direkt gegeneinander auszutauschen. Könnten sie das, so wäre ja der internationale Zwischenhandel überflüssig oder müßte sich auf solche Produkte beschränken, die aus klimatischen oder sonstigen unabänderlichen Ursachen im Inlande nicht erzeugt werden können. Das will aber der internationale Großzwischenhandel natürlich nicht; er will im Gegenteil möglichst freie Hand und möglichst große Gewinnchancen behalten. An das Wohl seiner Kunden oder gar an das Gemeinwohl aller denkt er dabei nicht. Er hatte und hat auch jetzt noch dazu keine Veranlassung; denn er war und ist meist auch jetzt noch als große Handelsstadt ein Staatswesen für sich, das nur seine eigenen Sonderinteressen wahrnimmt, jedenfalls keine Verpflichtung fühlt, auf das Wohl anderer Staaten und Völker Rücksicht zu nehmen. Er begünstigt darum gern in dem einen Lande die Urproduktion, in dem andern die Fabrikation, tauscht Fabrikate gegen Urprodukte oder Rohstoffe gegen Fabrikate — alles natürlich unter Vermittelung des Geldes — aus und macht dabei auf beiden Seiten gute Geschäfte, so daß sein Reichtum an beweglichem Kapital und damit sein Einfluß auf alle, die solches für ihre Produktion nötig haben, immer größer

wird. Nur die von ihm abhängigen werteschaffenden Berufsklassen bleiben trotz aller Gesamtsteigerung der Produktion und des Verkehrs verhältnismäßig arm. Einige von ihnen und zwar gerade die für den festen Zusammenhalt und dauernden Fortbestand der Gesellschaft wichtigsten Gruppen, die kleinen und mittelgroßen selbständigen Gewerbetreibenden in Stadt und Land, kommen sogar, trotz aller noch so angestrengten und geschickten Arbeit, immer mehr zurück und verschwinden zuletzt ganz aus der Gesellschaft. Sie müssen eben alle Ueberschüsse ihrer Arbeitskraft, ihres Grund und Bodens und ihrer natürlichen Vermehrung in Form von Zinsen, Dividenden und Auswanderern an das internationale Kapital abgeben, können also unter solchen Umständen trotz aller Anstrengung nicht mit der rapiden Vermehrung anderer Klassen, besonders der Fabrik- und Schreibstuben-Proletarier, Schritt halten. Von den Nichtkapitalisten sind höchstens gewisse Luxusproduzenten, sowie das Dirnentum und andere leicht Verkäufliche mit dieser Entwicklung zufrieden und preisen sie als höchsten Fortschritt der Menschheit bis in den Himmel. Daß dieser „Fortschritt" in einen Abgrund oder Sumpf führt, erkennt die Mehrheit gewöhnlich erst zu spät, und darum gingen eben alle Gesellschaften dieser Art zugrunde.

Aus dem erfolgreichen Warengroßhändler entwickelt sich mit der Zeit der Geldgroßhändler (Bankier), und jetzt vollzieht sich, wie schon in dem Aufsatz: „Gesunder und kranker Gesellschaftskörper" angedeutet, der Uebergang aus einem wenigstens teilweise produktiven Gewebe des Gesellschaftskörpers in ein rein wucherisches, krebsartiges Gewächs.

Wenn sich mehrere solcher Geldgroßhändler mittels sog. „Aktien" zu einer Großbank oder gar mehrere Großbanken zu einem Riesenbankunternehmen zusammenschließen, so können sie ein ganzes großes Volk, ja einen ganzen Zivilisationskreis, natürlich unter Voraussetzung absoluten Freihandels innerhalb dieses Gebietes, wirtschaftlich, politisch, geistig ganz nach ihrem Willen beeinflussen. Die Nationen werden von diesen Mächten, gleichviel ob sie wollen oder nicht, in den unbegrenzten Welthandel, in die unbegrenzte Weltwirtschaft hineingerissen, weil sie für sich allein aus Mangel an wirtschaftlichem Gleichgewicht, an vollständiger wirtschaftlicher Organisation, nicht bestehen können. Je mehr dabei das wirtschaftliche Gleichgewicht in den verschiedenen Ländern nach der einen oder andern, nach der agrarischen oder industriellen, Seite gestört ist, desto stärker und fester ist die Abhängigkeit vom internationalen Kapital, und desto härter müssen die werteschaffenden Berufsklassen der betroffenen Länder und Völker diesem Kapital fronden. Dabei werden aber nicht bloß die Waren, sondern auch die Menschen durcheinander geworfen, gegeneinander ausgetauscht, so daß die einzelnen Nationen und Berufsklassen niemals zu sozialer Zufriedenheit, innerer Geschlossenheit und politischer Selbständigkeit gelangen können. Auch in leiblicher, geistiger, sittlicher Hinsicht ist auf diese Weise keine eigene, echte, auf eine besondere Rasse gegründete Kultur, sondern höchstens eine zerlassene und verwaschene Allerweltszivilisation möglich. An Stelle der absterbenden oder abwandernden einheimischen Bevölkerungselemente müssen dann Fremde treten,

die oft von ganz anderer Rasse, Sprache und Kultur sind und sich daher nur schwer oder gar nicht mit der einheimischen Bevölkerung vertragen.

Will ein Volk diesen verhängnisvollen Entwicklungsbedingungen, die geradezu auf seinen Untergang hindrängen, entgehen, so muß die erste Sorge seiner innern und äußern Politik die sein, sich wirtschaftlich einigermaßen selbständig zu machen, d. h. seine wirtschaftliche Organisation zu vervollständigen und möglichst harmonisch abzustimmen.

Am leichtesten wird das einem Lande und Volke, in dem die Urproduktion noch überwiegt. Es braucht sich dann nur eine eigene Industrie zu schaffen oder, wenn sie schon vorhanden ist, sie durch Schutzzölle soweit erstarken zu lassen, bis der eigene Bedarf des Landes in den unentbehrlichen Artikeln vollständig gedeckt werden kann. Nun muß es sich aber hüten, diese Entwicklung derart zu begünstigen, daß die überschüssigen Nahrungsmittel und die überschüssige, vorher zur Auswanderung gezwunge Volkszahl nicht mehr ausreichen, um die immer höher steigenden, auf den Export hin arbeitenden Bedürfnisse seiner Industrie zu befriedigen. Dadurch würde ja das wirtschaftliche Gleichgewicht wiederum, aber nach der entgegengesetzten Seite hin, gestört, und dieselben Uebelstände, denen man vorher entgehen wollte, würden jetzt wieder, nur noch stärker und mannigfaltiger, eintreten. Die Vollständigkeit der Interessen und der Organisation der Gesellschaft wäre dann wieder nicht vorhanden, und zwar ist die Herstellung des Gleichgewichts jetzt viel schwerer, als im anderen Falle, wo man nur die einheimische Industrie zu entwickeln brauchte. Das Gleichgewicht kann jetzt ohne starke innere Erschütterungen nur durch entsprechende Vermehrung der landwirtschaftlichen Bevölkerung, entweder durch intensiveren Betrieb oder durch Erweiterung der Scholle wieder hergestellt werden. Selbstverständlich darf aber während dessen die Industrialisierung nicht noch weiter ausgedehnt, sondern höchstens auf der erreichten Höhe erhalten werden.

Eine solche Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichts ist natürlich nur bei völlig freier, d. h. steuerloser Wirtschaftspolitik möglich; denn es ist ein Aberglaube, daß sich eine nationale oder gar eine Weltwirtschaft selbst steuert. Auch dieser so oft ad absurdum geführte Aberglaube wird von der vorher gekennzeichneten Menschenklasse geflissentlich gestützt, und man braucht sich darüber nicht zu wundern. Ganz unverständlich ist es dagegen, wenn angeblich unabhängige Gelehrte diesen Irrtum nicht einsehen wollen. Oder meinen sie etwa, daß jene unfreiwilligen, gewaltsamen Steuerungen der Wirtschaft, die sog. „Krisen", etwas Notwendiges, Unvermeidliches sind? Dann könnte man auch sagen, daß die Maschinen sich selbst steuern und das Schwungrad dabei ganz überflüssig ist.

Da also eine Wirtschaft sich nicht von selbst steuern kann, so muß sie gesteuert werden, und dazu ist die politische Organisation der Gesellschaft da. Diese, die sog. „Regierung" soll als Regulator, als Schwungrad dienen, soll die Interessen aller, sowie den dauernden Fortbestand der Gesellschaft wahren und schützen. Sie wird das am besten zu tun vermögen, wenn sie ohne Not keine Weltpolitik treibt.

Ist sie aber dazu genötigt, so muß sie die Weltpolitik so treiben, daß diese zur Gesundung, nicht zur noch stärkeren Erkrankung des Gesellschaftskörpers führt. Der Ausdehnungsdrang einer Nation muß aus der Sehnsucht nach Neuland und sonstiger ehrlicher Arbeitsgelegenheit entstehen, darf aber nicht in Zins- und Dividendengier seine letzte Ursache haben.

In welchem Falle und auf welche Weise hat nun die Weltpolitik einzusetzen?

Ein Volk, das vollständig und harmonisch organisiert ist, bei dem also innere Interessengegensätze lebensgefährlicher Art nicht bestehen, wird, falls seine Rassenbeschaffenheit nicht allzu schlecht, allzu „gemischt" ist, nach jeder Richtung hin gut gedeihen. Die natürliche Folge davon ist eine starke Vermehrung, nicht nur an Zahl und Wohlstand, sondern auch an leiblicher, geistiger, sittlicher Macht. Es entstehen dann überall Ueberschüsse, nicht nur in den Staats-, Kommunal- und Privatkassen, sondern auch in den Armen und Köpfen der Einzelnen. Zunächst können diese Ueberschüsse zur Steigerung und Vermehrung nicht nur der Urproduktion, sondern auch der Fabrikation und des notwendigen Binnenhandels Verwendung finden. Schließlich muß aber doch einmal der Zeitpunkt eintreten, von dem ab die Grenzen des Landes dem Volke zu eng werden, weil eine Steigerung und Vermehrung der natürlichen und kulturellen Hülfsmittel nicht mehr gut, d. h. ohne Schaden für das Ganze möglich ist. Das Volk kommt dann in die Lage, entweder durch übermäßige Industrialisierung, d. h. durch Exportindustrie die Bevölkerungskapazität des Landes zu erhöhen, oder auszuwandern, oder — das Zweikindersystem einzuführen. Was ist nun von diesen drei Dingen das Beste?

Nach allseitigen Erwägungen zweifellos die Auswanderung. Denn wenn ein Volk in seinem innersten Lebenszentrum, an Leib und Seele dauernd gesund und mächtig bleiben will, darf es in diesem Falle nicht Waren, sondern muß Menschen exportieren oder im Innern besser verteilen, d. h. äußere oder innere Kolonisation treiben. Leider ist das bei uns in Deutschland zu gegebener Zeit nicht genügend beachtet worden. Das deutsche Volk ist damals schlecht beraten gewesen, aber immerhin noch nicht so schlecht, wie im gleichen Falle andere Länder und Völker, z. B. England. Deutschland hat dem Freihandel wenigstens nicht alle Tore geöffnet. Es hat für die Landwirtschaft einen gewissen Schutzzoll bestehen lassen und ihn später wieder verstärkt, so daß dieser wichtigste Erwerbszweig wenigstens nicht vollständig, wie jetzt in England und früher in Athen, Rom, Spanien, Portugal usw. zugrunde gerichtet worden ist.

Immerhin war und ist dieser Schutzzoll nur ein Notbehelf, der nur vorläufig gewirkt hat und sich in Zukunft, wenn die wirtschaftlichen Zustände, so wie sie jetzt sind, fortbestehen, als unzulänglich erweisen muß. Auf die Dauer nützt es nichts, wenn man den Freihandel für die Produkte des Bodens aufhebt, aber ihn für den Boden selbst ruhig fortbestehen läßt; denn unter dieser Voraussetzung muß jede Steigerung der Produktenpreise bei jedem Besitzwechsel eine entsprechende Steigerung der Bodenpreise nach sich ziehen und so für den spätern Besitzer den früheren Vorteil wieder aufheben. Der Grund und Boden darf darum keine der Handels-

spekulation unterworfene Ware sein, deren Preis sich allein durch Angebot und Nachfrage in freier Konkurrenz bestimmt, denn er ist nicht, wie eine Ware, unbegrenzt vermehrbar. Er darf darum nicht in Hände gelangen können, die ihn seiner natürlichen Bestimmung als Produktionsmittel und Grundlage der Existenz aller auf ihm Wohnenden zeitweise oder gar dauernd entziehen. Er darf darum nur unter Kontrolle der Gesamtheit bezw. der die Gesamtheit vertretenden Regierungsorgane aus einer Hand in die andere übergehen. Der Grund und Boden ist Volk und Vaterland gewissermaßen selbst; er ist also etwas Heiliges, das nicht einmal in unwürdige, geschweige denn in schmutzige Spekulantenhände geraten darf. Viele meinen, daß der Grund und Boden verstaatlicht werden müßte. Das ist, meiner Ansicht nach, nicht nötig, nicht einmal wünschenswert; es genügt, wenn er nur unter Kontrolle und Zulassung der Gesamtheit aus einer Hand in die andere übergehen und im Interesse des Gemeinwohls jederzeit enteignet werden darf, also dem Freihandel und damit der wucherischen Spekulation in Stadt und Land entzogen ist.

Der wirklich freie, nicht von kapitalistischer Uebermacht beschränkte Wettbewerb ist für die eigentliche Produktion (Urproduktion und Fabrikation) durchaus nützlich, d. h. dem Wohle des rechtschaffenen Einzelnen wie der Gesamtheit förderlich. Und wenn dabei die größere Intelligenz und Tatkraft, das höhere technische Geschick und die sparsamere Wirtschaft den einzelnen mehr bereichert, als andere in dieser Hinsicht weniger Ausgezeichnete, so ist das nur in der Ordnung. Der größeren Produktionskraft gebührt eben auch ein größerer Anteil an den Gütern des Lebens. Wäre es nicht so, so würde der Antrieb zur größeren Produktion fehlen, und die Gesellschaft bliebe wirtschaftlich und damit auch in anderer Hinsicht zurück. Ebenso ist eine gewisse Spekulation, die in der Annahme eines zukünftigen Mehr- oder Wenigerbedarfs die Produktion entsprechend erweitert oder einschränkt, hier durchaus am Platze, ja, eigentlich selbstverständlich. So gesund und nützlich überhaupt die Freiheit des Einzelnen, der Individualismus, für die eigentliche Produktion ist, so ungesund und gemeinschädlich ist diese Freiheit für die Verteilung, den Handel. Auch das gilt freilich nicht uneingeschränkt. Für fast alle Fertigfabrikate, namentlich Luxusartikel und alle mehr oder weniger entbehrlichen Gebrauchsgegenstände, zu denen auch Bücher, Kunstwerke und dergleichen gehören, mag der Handel durchaus frei sein. Der Vertrieb gehört hier viel mehr als anderswo zur Produktion, bestimmt sogar hier oft den bei weitem größten Teil des Preises der Produkte. Solche fertigen Artikel sind ja solange eigentlich wertlos, als man sie noch nicht an den Konsumenten gebracht hat. Das ist aber für solche mehr oder weniger entbehrlichen Artikel nicht selten recht schwierig, erfordert viel Geschick und mancherlei Kenntnisse, die nicht jeder ohne weiteres hat. Der Handel leistet für solche Artikel im hohen Maße produktive Arbeit; es wäre also unvorteilhaft und unwürdig, ihn in dieser Art von Tätigkeit irgendwie zu kontrollieren.

Etwas ganz, ganz Anderes ist das jedoch für den Handel mit gewissen für die Fertigfabrikation und Ernährung absolut unentbehrlichen Rohstoffen und Halbfabrikaten, wie Getreide, Mehl, Kohlen, Salze, Metalle, namentlich Eisen, dann Holz, Baumwolle, tierische

Wolle, Häute, Petroleum, Spiritus, überhaupt alle Artikel, die an der Börse täglich notiert werden, ganz besonders auch bares Geld und Wertpapiere. Vom Grund und Boden, der mehr als alles andere in diese Kategorie gehört, ist schon die Rede gewesen.

Von dem Preise solcher Rohstoffe und unpersönlichen Produktionsmittel hängt der Preis der Ganzfabrikate und persönlichen Produkte (Arbeitsleistungen) zu einem großen Teile ab, ja, er ist vielfach geradezu die Grundlage für diesen Preis. Wer also den Preis jener börsenfähigen Werte in seinem Interesse kontrolliert, kontrolliert damit den ganzen Wirtschaftsorganismus einer Nation, ja, bei völligem Freihandel, den ganzen Zivilisationskreis, innerhalb dessen der Freihandel besteht, in seinem Interesse. Die Preisbestimmung jener für alle Produktion unentbehrlichen Produktionsmittel der privaten Spekulation zu überlassen, grenzt nicht nur an Leichtsinn, sondern geradezu an Wahnsinn. Diese Spekulanten müßten Engel in Menschengestalt, absolut selbstlose Wesen sein, wenn sie diese im höchsten Maße verantwortungsvolle Funktion zur Zufriedenheit aller versehen wollten. Es ist darum schwer, an die bona fides bei Volkswirten zu glauben, die nichts dagegen haben oder gar empfehlen, daß diese volkswirtschaftliche Funktion der bekanntlich als „Börse“ organisierten Privatspekulation überlassen bleibt. Der freie Wettbewerb der eigentlichen Produzenten wird dadurch vielfach ganz illusorisch gemacht. Es liegt dann größtenteils in den Händen der internationalen Geld- und Warenhändler, diesen oder jenen Produktionszweig in einer Nation zu fördern, zu hindern oder völlig von der Bildfläche verschwinden zu lassen, ganz wie es der Vorteil dieser Menschenklasse erheischt.

Die Verdrängung der kleinen und mittleren selbständigen Gewerbetreibenden in Industrie und Handel sowie die Kontrolle über das Geld, die Rohstoffe und Halbfabrikate genügte aber dem internationalen Großkapital und seinem Organ, der Börse, noch nicht. Man ging auf die Eroberung, Enteignung des gesamten Erwerbslebens aus. Zu diesem Zwecke mußten auch die Fertig-Fabrikate in irgendeine Beziehung zum kapitalistischen Enteignungsinstitut, der Börse, gebracht werden. Auf direkte Weise ging das freilich nicht. Man konnte doch nicht Dampfschiffe, Lokomotiven, Nähmaschinen, Fahrräder, Automobile jeden Tag an der Börse ausbieten lassen. Da hätten sich doch wohl keine eifrigen Ueber- und Unterbieter gefunden. Man mußte also einen indirekten Weg dazu finden. Das wirkliche, unteilbare, unbewegliche Eigentum, wie es eine Produktions- oder Vertriebsstätte für Fertigfabrikate darstellt, mußte in ein papiernes, teilbares, bewegliches Scheineigentum, d. h. in ein „Aktienunternehmen“ verwandelt werden. Auf diese Weise konnte man zwar nicht die Produkte, aber gleich die ganze Produktions- oder Vertriebsstätte bezw. einen beliebigen Teil derselben an die Börse bringen, also jeden Tag versteigern lassen. Man konnte nicht nur den wirklichen, gegenwärtigen, auch den möglichen, zukünftigen Wert börsegemäß „eskomptieren“. Dabei konnte noch mancherlei so schön vertuscht oder aufgebauscht werden! Es eröffneten sich also durch solche „Aktien“ nahezu unbegrenzte Wuchermöglichkeiten, die man sich nicht scheute, selbst ehrenwerten Industriellen oder Kaufleuten anzubieten. Wo z. B. irgend-

ein größeres oder großes Unternehmen gut rentierte oder als gut rentierend galt, suchte man den Besitzer zu überreden, es an eine Aktiengesellschaft abzutreten. Daß dadurch der wirkliche, persönliche Besitz wie durch Zauberei in einen papiernen, unpersönlichen, beständig wechselnden Scheinbesitz verwandelt wurde, sowie der hohe, dem wirklichen Werte oft gar nicht entsprechende Verkaufspreis machte zwar manchen Ehrenwerten stutzig; aber die gebotenen Vorteile waren doch zu groß, um der Versuchung lange zu widerstehen, namentlich wenn eine Erbteilung unter mehrere Kinder in Frage kommen mußte. Die meisten freilich werden bei einem derartigen Verkaufe ihres Besitzes kaum Gewissensskrupel empfunden haben. Das heutige Rechtsempfinden ist ja durch die jahrhundertelange Gewöhnung an das römisch-byzantinische Wuchererrecht und die dazu gehörigen Advokatenkniffe so abgestumpft, daß sich selbst der nicht am geschickt maskierten Unrecht stößt, der zum Schutze des Rechts berufen ist. Manche Besitzer wieder werden die Sache nur zu gut verstanden haben. Sie sahen die in der Ferne winkende Möglichkeit, durch die spätere Kurstreiberei an der Börse die in Zahlung genommenen Aktien mit großem Gewinn zu veräußern und so das unsichere Aktienpapier in mündelsichere Staatspapiere zu verwandeln.

Mit dieser Kurstreiberei in Aktien ist es nun eine eigenartige Sache. Selbst wenn hier nichts willkürlich, wenn hier alles nach wirtschaftlichen Gesetzen zuginge, würde darum aus einem Unrechte noch kein Recht. Bekanntlich bestimmt sich der Börsenkurs einer Aktie im wesentlichen nach der Höhe der jährlichen Dividende, d. h. nach dem wirklichen oder angeblichen Reinertrage des Unternehmens. Bei 5—6 pCt. Dividende steht der Kurs etwa auf 100, bei 10—12 pCt. auf etwa 200, bei 15—20 pCt. auf etwa 300 usw., wie sich jeder Laie leicht durch das Studium des Kurszettels überzeugen kann. Obwohl ein solches Unternehmen nicht dieselbe Sicherheit für Kapital und Zins hat, wie z. B. ein von der gesamten Steuerkraft eines großen und reichen Volkes garantiertes Staatspapier oder eine erststellige Hypothek auf gutem, rationell bewirtschaftetem Boden: so steht doch der Kaufwert der betreffenden Aktien viel höher, als der letzterer Art von Wertpapieren. Man wird sagen, weil der Kapitalgewinn, die Dividende viel höher steht. Gewiß, aber warum kann hier der reine Kapitalzins viel höher sein? Weil man die „Aktie“ vor dem Gesetz nicht als das, was sie von jedem halbwegs gerechten Standpunkte aus sein müßte, nämlich als Schuldtitel, sondern als Eigentumsanteil an einer bestimmten Werkstätte der Produktion oder Verteilung betrachtet. Ja — aber, wird man einwenden, die Aktionäre haben doch das Unternehmen entweder mit ihrem eigenen Kapital begründet, oder es von dem frühern Eigentümer rechtmäßig erworben, also ist es doch wohl ihr Eigentum. Gewiß, nur müßte dann dieses Eigentum auf die Personen der Teilhaber eingeschrieben werden, und der Geldwert des Unternehmens dürfte sich bei Kauf und Verkauf nicht nach dem jährlichen Reinertrage, sondern nur nach dem Anschaffungswerte (Buchwerte) der betreffenden Grundstücke, Häuser, Maschinen, Geräte usw., vermehrt um das sonst noch dabei fruchtbringend angelegte Geld, bestimmen. Diesen Wert müßte es bei jedem Besitzwechsel im wesentlichen beibehalten, denn der

5—6 pCt. übersteigende Ertrag — es kann wegen der geringeren Sicherheit hier eine höhere Verzinsung als bei ganz sichern Anlagen bewilligt werden — ist reiner Arbeitsverdienst, gehörte also von Rechts wegen der persönlichen Arbeit der Hand und des Kopfes, welche die 6 pCt. übersteigende Dividende verdient, nicht dem unpersönlichen, am Schaffen gar nicht beteiligten Anlagekapital, wie das nach dem jetzt geltenden Rechte oder vielmehr Unrechte der Fall ist. Das unpersönliche Anlagekapital kann immer nur als angemessen verzinsbarer Schuldtitel, nicht aber als persönlicher Eigentumsanteil angesehen werden. Ein unpersönliches, an der Börse namenlos von Hand zu Hand gehendes Eigentum ist ein Widerspruch in sich selbst, ein Unding, eine Lächerlichkeit. Es kann also hier nur von Schuldforderungen, nicht von Eigentumsanteilen rechtmäßigerweise die Rede sein. Schulden müssen aber von jedem halbwegs soliden Unternehmen möglichst schnell abgezahlt werden, um die Zinsen zu ersparen. Die jetzt als Eigentumsanteile geltenden Schuldtitel, die „Aktien", müßten also allmählich abgezahlt und dadurch, etwa wie bei einer in Amortisation befindlichen Staatsschuld, immer geringer an Zahl und immer niedriger im Gesamtbetrage werden, so daß das Unternehmen, je besser es florierte, um so schneller schuldenfrei werden müßte. Nun ist es aber bei den florierenden, den sog. „soliden" Aktienunternehmungen gerade umgekehrt. Durch die Preistreiberei an der Börse wird der Wert der Aktien, also in Wirklichkeit die Schuld an das Anlagekapital, immer größer, je besser das Unternehmen floriert. Kann es etwas Absurderes geben? Zeigt sich hier nicht so recht die Börse als Wucherinstitut und die Aktie als Wucherinstrument? Darf man sich dann wundern, wenn die (vorher listig enteigneten) werteschaffenden Arbeiter der Hand und noch mehr die des Kopfes trotz aller Anstrengungen und technischen Fortschritte nicht wesentlich reicher, eher verhältnismäßig ärmer werden, während die Kapitalisten, die solche Aktien- und anderen Wuchergeschäfte betreiben, ohne besondere Anstrengungen Geld auf Geld, Forderungen auf Forderungen häufen? Man begreift jetzt wohl, warum man heutzutage so große Neigung zeigt, jedes halbwegs gut florierende oder auch nicht florierende individuelle Unternehmen in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln und es durch Emission neuer Aktien immer mehr zu vergrößern. Es handelt sich eben hier um eine listige Enteignung der werteschaffenden Arbeit, namentlich der geistig schöpferischen Arbeit, zugunsten unproduktiver, aber schlauer Müßiggänger. Schließlich muß auf diese Weise das ganze materielle Vermögen, müssen sämtliche Produktionsmittel einer Nation, ja aller Nationen von der schaffenden Arbeit getrennt, mobilisiert, d. h. in papierne, für jedermann an der Börse käufliche und verkäufliche Werte verwandelt werden. Die ländlichen Besitzer hat man nicht nötig zu enteignen, denn diese hält man durch die Kontrolle über die von ihnen gelieferten Produkte, deren Preissteigerung immer wieder den Boden steigert, und durch die sich in demselben Maße vermehrenden Grundhypotheken am Strick. Unter solchen Umständen sind die landwirtschaftlichen Betriebe im Durchschnitt so wenig rentabel, daß es sich gar nicht lohnt, ihren Besitzern den Besitz mittels Aktien abzuschwindeln. Es genügt also, wenn man Industrie und Handel mittels solcher Instrumente

enteignet, d. h. vom Grund und Boden abhebt. So muß denn mit der Zeit die gesamte werteschaffende Arbeit direkt oder indirekt dem internationalen Großkapitale tributpflichtig und der Staat zum Geschäftsführer und Büttel dieses Kapitals werden, falls nicht die Gesellschaft, schon ehe dieses glorreiche Ziel ganz erreicht wird, zugrunde geht. Die Ursache davon ist ja vorher deutlich gezeigt worden. Die Gesellschaften bestehen durch die Gemeinsamkeit und vergehen durch die Gegensätzlichkeit der innern Interessen. Diese Gegensätzlichkeit wird aber, wie vorher gezeigt, durch das wuchernde internationale Kapital hervorgerufen.

Sehen wir uns nun, nachdem wir das wirksamste Wucherinstrument, die Aktie, kennen gelernt haben, das dazu gehörige Wucherinstitut, die Börse, genauer an.

Während die Urproduktion und Fabrikation, überhaupt das Gemeinwohl ein Interesse daran hat, daß die Preise für die wichtigsten Rohstoffe und sonstigen Produktionsmittel möglichst wenig und möglichst langsam um eine gewisse mittlere Lage herum (bezw. überhaupt nicht) schwanken, liegt es im Interesse der Börsenspekulanten, daß dieses Schwanken sich möglichst oft und in möglichst weiten Grenzen vollzieht; denn von jedem Schwanken profitiert entweder die eine oder die andere Partei der Börsenspekulanten. Beide nähren sich, ja, mästen sich ganz allein davon, und es wird darum alles versucht, um dieses Schwanken möglichst ausgiebig in Gang zu bringen. Das ist — was man auch sonst darüber sagen mag — die eigentliche und alleinige, aber von den Interessenten sorgfältig verheimlichte Bestimmung der Börse, so wie sie sich unter der heutigen wirtschaftlichen Anarchie entwickelt hat. Angeblich soll dieses Institut den Zweck haben, die Preise für jene volkswirtschaftlich wichtigsten Werte in freier Konkurrenz von Angebot und Nachfrage — wie bei einer Auktion — zu bestimmen; aber die Auguren in jenen prächtigen Tempeln des Gottes Mammon würden einander anlächeln, wenn ihnen jemand den Glauben an dieses Dogma ernsthaft zumuten wollte. Gewiß können selbst die geschicktesten Auguren der Börse nicht auf die Dauer jene wirtschaftlichen Naturgesetze abändern, die darin bestehen, daß die Preise der Produktionsmittel und Wertpapiere im großen, ganzen, durchschnittlichen niemals unter die Beschaffungskosten herabsinken können. Sonst wäre ja die Beschaffung auf die Dauer unmöglich. Aber innerhalb bestimmter, kurz oder lang bemessener Zeiträume können die Geldmächtigen mittels der Börse die wirtschaftlichen Naturgesetze recht wohl und in recht unheilvoller Weise hemmen, und das genügt für ihre Zwecke vollständig. Einen abnormen Tiefstand oder Hochstand der Preise können sie jedenfalls, wenn sie wollen, wenigstens solange hinziehen, daß sie ihre Taschen füllen und die der eigentlichen Produzenten und der ehrlichen Sparer leeren können. Auch kann während dieser Zeit ein Produzent oder Effektivhändler, der nicht allzuviel zuzusetzen hat, schon zugrunde gehen. Man sieht also, was ein erhebliches Schwanken der Preise der Produktionsmittel für die Produzenten und Effektivhändler bedeutet, namentlich, wenn dieses Schwanken, wie oft, ganz willkürlich, durch falsche Nachrichten usw. hervorgerufen wird.

Aber selbst wenn dieses Schwanken niemals willkürlich, stets gesetzmäßig vor sich ginge, so wäre es doch kein geringerer Nachteil für alle, die an möglichst festen, mittleren Preisen ein Interesse haben. Das ist aber der bei weitem größte Teil der Gesellschaft, jedenfalls sind es alle mit Hand oder Kopf ehrlich Schaffenden. Einen Produzenten- und Konsumentenstandpunkt gibt es hier wohl im einzelnen, aber nicht im ganzen, durchschnittlichen; denn jeder ist hier zugleich Produzent und Konsument. Was er also auf der einen Seite vielleicht billiger einkauft, muß er auf der andern Seite billiger verkaufen. Gewinn und Verlust gleichen sich also für alle Teilnehmer einer vollständigen Interessengemeinschaft im großen, ganzen, durchschnittlichen aus. Ein gerechter, mittler, weder zu hoher noch zu niedriger Preis ist also für alle mit Hand oder Kopf redlich Schaffenden, auch für jene vorher gekennzeichnete Art von Händlern, auf die Dauer, im Durchschnitt, das beste, vorteilhafteste. Es gilt das für alle Waren und Leistungen, am meisten aber für jene an der Börse gehandelten Werte.

Durch die Preistreiberei an der Börse müssen aber alle Konsumenten börsenfähiger Werte und in weiterer Folge alle Glieder der Gesellschaft bald zu viel, bald zu wenig für ihre Bedürfnisse bezahlen, nur ausnahmsweise aber so viel, als im Interesse aller recht und billig ist. Nur solche Preise verbürgen aber einen ruhigen, krisenlosen Gang der Geschäfte und eine heilsame Entwicklung der gesamten Wirtschaft. Wie es bei der Maschine am besten ist, wenn Kraft und Last sich im Gleichgewicht befinden und Erschütterungen vermieden werden, so befindet sich auch die Volkswirtschaft und das Volk am besten, wenn die Preise für die wichtigsten Werte möglichst wenig und möglichst langsam, am besten gar nicht schwanken. Das ist aber gerade das, was die Börse nicht will. Ein Organ also, das dieses verderbliche Auf- und Abschwanken der Preise direkt veranlaßt, zum mindesten begünstigt, kann nicht als ein nützliches Gewebe des Gesellschaftskörpers angesehen werden. Es ist auch nicht einmal ein unnützes, gleichgültiges Luxusgewebe, sondern ein direkt schädliches, wucherisches Krebsgewächs. Die Börse in ihrer heutigen Gestalt ist gewissermaßen das Organ, durch welches die wichtigsten materiellen Werte jeder an die internationale Kapitalsherrschaft angeschlossenen Nation jeden Tag sozusagen unter den Hammer kommen. Daß dabei diese Nationen selbst über kurz oder lang unter den Hammer kommen müssen, liegt für jeden halbwegs Kundigen und Ehrlichen auf der Hand. Wenn die Gesellschaft eines besonderen Organes für die Preisbildung der wichtigsten Werte bedarf, so muß es sich gerade umgekehrt, wie die jetzige Börse verhalten. Es muß wie ein Schwungrad oder Akkumulator oder Sammelbecken wirken, d. h. es muß das Schwanken der Preise möglichst zu hintertreiben suchen. Das kann natürlich nur dadurch geschehen, daß Angebot und Nachfrage angemessen geregelt, d. h. eben die Wirtschaft gesteuert wird.

Eine Wirtschaft ist aber nicht nur steuerlos, sondern geradezu einer Falschsteuerung unterworfen, wenn der Freihandel in jenen vorher besonders gekennzeichneten Werten gestattet ist; denn die Börse, die gewöhnlich als der „Giftbaum" bezeichnet wird, ist nur

die natürliche Konsequenz, das natürliche Organ jenes Freihandels. Wer darum die Börse beseitigen oder staatlich kontrollieren will, ohne den Freihandel in den sog. börsenfähigen Werten zu beseitigen oder staatlich zu kontrollieren, gleicht dem Arzte, der ein Krebsgewächs ausschneidet, aber die Bedingungen, unter denen die Krebskrankheit im Körper entstand, ruhig fortbestehen läßt. Die Krankheit wird dann nur an anderer Stelle, vielleicht auch in anderer Gestalt, wieder hervorbrechen und der Kranke dennoch zugrunde gehen. Mit der Beseitigung der Ursachen würden dagegen die Folgen von selbst verschwinden.

Wie sind nun aber diese Ursachen zu beseitigen?

Prof. Dr. Gustav Ruhland schlägt dazu in seinem „System der politischen Oekonomie“ (Band III) folgende Maßregeln vor:

a) Für alle Verträge, bei welchen Leistung und Gegenleistung einander nicht entsprechen (nicht verhältnismäßig gleich sind), ist Klage auf Herausgabe des Mehrwerts zulässig.

b) Zur allgemeinen Ermittelung des gesellschaftlichen Kostenwertes (Aequivalenzwertes) muß auch allgemein der Buchführungszwang mit Deklarationspflicht an die zuständige Stelle eingeführt werden.

c) Die allgemeine Organisation der Märkte auf der Basis des gesellschaftlichen Kostenwertes hat die Syndikatsbildung auf der ganzen Linie des Erwerbslebens zur Voraussetzung.

d) Zum rechten Ausbau der Syndikate ist ein Syndikatsgesetz ebenso notwendig, wie für die verschiedenen Formen der Genossenschaften Genossenschaftsgesetze nötig waren. Dieses Gesetz soll folgende Bestimmungen haben:

*a)* Das Syndikat wird als wichtiges Organ der Gesellschaft auf ewige Zeiten gegründet.

*b)* Der Syndikatspreis ist immer gleich dem gesellschaftlichen Kostenwert. Wo die Gestehungskosten des Einzelbetriebes wesentlich billiger sind, wird vom Syndikat ein entsprechender Betrag bei der Abrechnung zurückbehalten und aus diesem Fonds dort zugelegt, wo Einzelbetriebe unter weniger günstigen Verhältnissen höhere Unkosten haben.

*c)* Der Kontingentierungsvertrag hat von dem bestehenden volkswirtschaftlichen Bedarf auszugehen. Die Produktion soll sich dem Bedarf anpassen. Daneben sind Vorräte zu halten, groß genug, um eine möglichst stetige, mittlere Preispolitik zu sichern. Das Kontingent des einzelnen bestimmt sich nach seiner bisherigen Teilnahme an der Deckung des volkswirtschaftlichen Bedarfs.

*d)* Die Neuverteilung der Bedarfsveränderung soll nach folgenden Grundsätzen geschehen: Der Großbetrieb ist bis heute in der Regel bereits genug entwickelt. Von jetzt ab soll für eine möglichste Ausbreitung mittlerer und kleiner selbständiger Existenzen Sorge getragen werden. Nur wo die bereits bestehende Produktionsfähigkeit in einem unökonomischen Mißverhältnis zum überwiesenen Kontingent steht, soll sie weiter berücksichtigt werden. Eine Verschmelzung bisher bestehender Einzelbetriebe ist nur in besonderen Ausnahmefällen zulässig.

*e)* Die direkte Zugehörigkeit zum Syndikat hat mindestens eine gewisse mittlere Betriebsgröße zur Voraussetzung. Kleinere Betriebe sollen sich zu Genossenschaften zusammenschließen und als solche indirekten Anschluß an das Syndikat suchen. Sobald die einfache Mehrheit der direkt syndikatsfähigen Betriebe der Gründung eines Syndikats zustimmt, ist die Minderheit gezwungen, sich diesem Syndikate anzuschließen. Die Effektivhändler werden, soweit es die rationelle Organisation von Bezug und Absatz gestattet, in das Syndikat aufgenommen.

e) Um die Gründung von Syndikaten auf der ganzen Linie des Erwerbslebens vorzubereiten, die bestehenden Syndikate fortlaufend zu kontrollieren und die harmonische Fortentwicklung aller Berufsstände zu überwachen, wird in Parallele zum Reichsgericht ein Reichsvolkswirtschaftsrat geschaffen.

f) Zur sozialen Erziehung des Volkes ist eine weitgehende Dezentralisation der staatlichen Organe erforderlich, so daß der letzte Beamte jeden einzelnen seines Bezirks als Person zu kennen, zu beobachten und zu behandeln in der Lage ist.

g) Die Regelung des Güterverkehrs nach dem Kostenwerte (Aequivalenzwerte), wie die Sicherung einer harmonischen Entwicklung aller Glieder des Volkskörpers hat die Beteiligung des Privatkredits mit der Privatversicherung und die Vereinigung aller Geldinstitute zu einem nationalen Syndikat der deutschen Banken zur unerläßlichen Voraussetzung.

Soweit Ruhland. Ich habe die Vorschläge dieses verdienstvollen Nationalökonomen hier so ausführlich hingestellt, weil manches daran in der Tat erwägungswert ist. Im großen und ganzen und im Prinzip bin ich jedoch nicht mit diesen Vorschlägen einverstanden. Sie sind allerdings geeignet, den Freihandel und damit auch die Börse in der

heutigen Gestalt zu beseitigen. Sie sind aber auch geeignet, die ganze Urproduktion und Fabrikation sowie den unschädlichen Handel in starre Fesseln zu schlagen. Die gesamte Produktion müßte dadurch, namentlich wenn jene Syndikate, wie ausdrücklich gesagt, auf ewige Zeiten gegründet würden, nach und nach völlig verknöchern, versimpeln, vergreisen, könnte sich jedenfalls nicht lange jugendfrisch und fortbildungsfähig erhalten. Zwar hat Ruhland gewisse Einrichtungen vorgeschlagen, welche den Geist der Erfindung, Vervollkommnung, überhaupt des praktischen Geschicks öffentlich anregen sollen. Ich halte jedoch alle künstlichen, von Staats wegen nach dieser Richtung ausgehenden Maßregeln in der nützlichen Wirkung für mindestens zweifelhaft. Der freie Wettbewerb scheint mir für die eigentliche Produktion unersetzlich zu sein. Jedenfalls darf eine Fesselung derselben, meiner Ansicht nach, nur zeitweise, nicht für alle Zeiten verfügt werden. Jene Syndikate sind, wie früher die Zünfte, nur zu sehr geeignet, aus Bequemlichkeitsrücksichten das Alte beizubehalten und sich dem Neuen feindlich gegenüber zu stellen. Gewiß mögen sich die Berufsgenossen zusammenschließen, aber nicht zwangsgemäß zu Syndikaten, sondern zu freien, rein sozialen und politischen Parteien, die ihre gemeinsamen Sonderinteressen gegenüber der für das Gemeinwohl verantwortlichen Regierung vertreten wollen, ganz wie es unter III. näher ausgeführt worden ist.

Jene Syndikate, wie überhaupt die meisten jener vorher angeführten Vorschläge halte ich auch für überaus künstlich und schwer realisierbar. Das „omne perfectum simplex“, das Ruhland dafür in Anspruch nimmt, scheint mir dafür ganz und gar nicht zuzutreffen. Meiner Ansicht nach läßt sich das von Ruhland durchaus richtig erkannte Ziel der Wirtschaftssteuerung nach einer vollständigen und harmonischen Interessengemeinschaft hin auch ohne Fesselung der Produktion erreichen. Es braucht nur der Freihandel in allen jetzt börsenfähigen Werten aufgehoben zu werden. Die erste Verteilung und Preisbestimmung der wichtigsten Produktionsmittel darf eben nicht der Privatspekulation überlassen bleiben. Aber an Stelle jener vielen Zwangssyndikate für alle Zweige der Produktion und Verteilung, denen man ja doch gewisse politische Rechte und Funktionen zuerteilen müßte, wäre es doch viel einfacher, wenn der Staat selbst die erste, für die ganze Nationalwirtschaft grundlegende Verteilung und Preisbestimmung jener Produktionsmittel in die Hand nähme. Natürlich dürften die dafür in Betracht kommenden staatlichen Organe keine auf der bureaukratischen Stufenleiter emporgekommenen Bureaubeamten, sondern müßten Männer der Praxis sein. Man hat ja auch jetzt schon Staatsminister, nicht zum Schaden der Gesamtheit, dem praktischen Leben entnommen.

Wer ein Vorurteil gegen Zwischenhandelsmonopole überhaupt, auch gegen die vom Staate verwalteten, hat, für den sei darauf hingewiesen, daß schon jetzt jene erste für alle Produktion grundlegende Verteilung der Produktionsmittel tatsächlich ein Monopol des internationalen Großkapitals ist, jedenfalls immer mehr wird. Es kann sich also nur darum handeln, ob gewisse Einzelne, oder ob die ganze Gesellschaft bezw. deren öffentliche, kontrollierbare Organe jenes überaus wichtige Monopol verwalten. Unter solchen Umständen ist es

doch wohl das kleinere Uebel — nehmen wir an, daß es ein Uebel wäre, was nach meiner Ansicht keineswegs der Fall ist —, wenn jenes Monopol in die Hände des Staates übergeht. Monopole haben nur dann einen Sinn und Wert, wenn sie nicht im Interesse einzelner, sondern, wie die Eisenbahnen, Posten usw. zum Wohle und unter Kontrolle der Gesamtheit verwaltet werden. Wie schon vorher bemerkt, kontrolliert diejenige Macht den gesamten Wirtschaftsorganismus in ihrem Interesse, welche die Preise und die erste Verteilung jener wichtigsten Produktionsmittel unter Kontrolle hat. Genau so, wie jetzt das internationale Großkapital ein Interesse daran hat, die nationalen Wirtschaften möglichst unvollständig und unharmonisch zu gestalten, hätte dann der Staat ein Interesse daran, die Wirtschaft der Nation, für deren Wohl er verantwortlich ist, möglichst vollständig und harmonisch zu machen, d. h. anstatt falsch, richtig zu steuern. Dadurch, daß jetzt das internationale Großkapital z. B. den großen Geldhandel, d. h. die große Kreditgabe vielfach monopolisiert hat, ist es imstande, das Großgewerbe und zwar einseitig das industrielle und händlerische Großgewerbe zu begünstigen. Das ist, wie schon unter IV. angedeutet, der Hauptgrund für das Ueberwiegen von Industrie und Handel im allgemeinen und von Großindustrie und Großhandel im besonderen, viel weniger die technische und kaufmännische Rückständigkeit der mittleren und kleineren Betriebe. Hätten diese ebensoleicht Kredit, wie die großen, so würden sie sich in einem nicht viel geringeren, jedenfalls in einem zu ihrem Bestehen hinreichenden Grade technisch und ökonomisch entwickelt haben. Nur die jetzige Raub- und Würgewirtschaft des Großkapitals hat sie so sehr in Nachteil und Rückstand, wenn nicht gar zum Verschwinden gebracht. Das würde ganz anders werden, wenn der Staat das Monopol des Geldhandels, der Kreditgabe hat und dabei von der Oeffentlichkeit scharf im Interesse der Vollständigkeit und Harmonie der Wirtschaft kontrolliert wird. Neben dem Realkredit könnte dann auch der persönliche Kredit viel weiter als jetzt ausgedehnt werden, vorausgesetzt natürlich, daß die Verwaltung möglichst dezentralisiert wird, so daß der letzte Beamte, das letzte peripherische Ganglion, jeden Gewerbetreibenden seines Bezirks, wie Ruhland meint, persönlich zu kennen und zu beobachten imstande ist. Unter dieser Voraussetzung könnte dem starken Arme, dem anschlägigen Kopfe, dem erfinderischen Geiste, dem sparsamen Wirtschafter usw. vom Staate aus billiger Kredit, soviel er nur haben will und zureichend begründen kann, gewährt werden. Es wäre dann für alle rechtschaffenen, ehrlichen, fleißigen und tüchtigen Leute eine Lust, zu leben, zu schaffen, zu arbeiten. Die sog. „soziale Frage“ würde dann mit der jetzt wieder möglichen Vermehrung der kleinen und mittleren selbständigen Existenzen den größten Teil ihres gehässigen Charakters verlieren und bald ganz von selbst verschwinden; denn der Staat würde ja dann jetzt vielfach auch als ein Wohltäter, nicht so wie jetzt meist, nur als Polizeibüttel, als Anschnauzer für die Kleinen und gehorsamer Diener für die Großen empfunden und angesehen werden. Diese Art von Unzufriedenheit ergibt die meisten staatsfeindlichen, sozialdemokratischen Stimmen und ist insofern auch berechtigt, als ja der Staat für das Wohl aller Rechtschaffenen, nicht etwa aller Wucherer, verantwortlich ist.

Mancher wird vielleicht einwenden, daß der Staat, der jetzt dem internationalen Wuchererkapital nahezu ohnmächtig, hülflos gegenübersteht, dann vielleicht allzu mächtig werden und seine Macht, geradeso wie es jetzt das private Großkapital vermag, mißbrauchen könnte. Das wäre nur dann möglich, wenn der Staat, wie in früheren Zeiten, keine Volksvertretung und öffentliche Meinung zu fürchten hätte. Tun jedoch diese Organe ihre Pflicht auch nur in dem Maße, wie jetzt die Presse des internationalen Großkapitals dessen Interessen gegenüber dem nationalen Staate und Volke wahrnimmt, so ist ein Mißbrauch der Staatsmacht völlig ausgeschlossen. Ueberdies sind ja die Interessen des Nationalstaates und der Nation völlig dieselben. Es wäre also merkwürdig, wenn er sie nicht ehrlich vertreten wollte.

Die furchtbare Macht des internationalen Großkapitals zu brechen, den Frieden im Innern, die Eintracht aller Häupter und Glieder der nationalen Gesellschaft wieder herzustellen, wäre zwar an und für sich schon des Schweißes der Edlen wert. Was aber einer so reformierten Gesellschaft eine unabsehbare Ueberlegenheit gegenüber der heutigen und auch der von Ruhland vorgeschlagenen Ordnung verschaffen würde, wäre eine außerordentliche Vereinfachung und Milderung der notwendigen Abgaben an den Staat, der Steuern.

Der Staat als erster Verteiler und Preisbestimmer der wichtigsten Produktionsmittel, besonders des Geldes und des Grundes und Bodens, könnte sich dann selbst die für seine Erhaltung und für die Durchführung seiner Funktionen notwendigen Mittel sozusagen verdienen. Der Staat könnte, ohne daß es von den Einzelnen irgendwie lästig oder geschäftsstörend empfunden wird, sich das, was er braucht und haben muß, von dem durch seine Hände gehenden Gelde einfach abziehen. Selbstverständlich nicht ohne Zulassung und Kontrolle der Gesamtheit. So z. B. könnte das Deutsche Reich an die Bundesstaaten dann nicht nur die aus den jetzigen indirekten Steuern ihnen zukommenden Anteile, sondern vielleicht alle, auch die zur Erfüllung ihrer Kulturaufgaben erforderlichen Mittel überweisen, so daß direkte Steuern vielleicht ganz wegfielen. Wenn man bedenkt, daß sich das internationale Großkapital allein von den werteschaffenden Berufsklassen des Deutschen Reiches, wie Ruhland (System der politischen Oekonomie, Band III, S. 316) schätzt, jetzt neun Milliarden Mehrwert jährlich aneignet: so begreift man, auch wenn diese Schätzung etwas übertrieben wäre, sehr wohl, daß das Deutsche Reich zu jenen Ueberweisungen schon jetzt recht gut imstande wäre. Dabei muß aber das werteschaffende deutsche Volk außer diesen indirekten Steuern an das internationale Großkapital jetzt auch noch seine direkten Kommunal-, Staats- und Reichssteuern bezahlen. Diese würden dann wegfallen, und auch von dem, was sich jetzt das internationale Großkapital indirekt aneignet, brauchte der Staat nur einen Teil für seine Bedürfnisse in Anspruch zu nehmen. Ebenso würden alle Zinsen für Grundhypotheken dann an die Staaten und Gemeinden, nicht so, wie jetzt zumeist, an das internationale Privatkapital gezahlt werden. Und bei alledem könnten die Staats- bezw. Reichsorgane in ihrer öffentlichen Tätigkeit als Ordner, Kontroller und Steuerer der Wirtschaft von der Gesamtheit wieder kontrolliert werden, während

das jetzt diese Funktion ausübende spekulative Großkapital nationaler und internationaler Herkunft sich wohlweislich nicht in die Karten sehen läßt. Das ist ein ungeheurer Vorteil, der nur vom internationalen Großkapital selbst verkannt werden kann.

Ja — so wird man vielleicht denken — das wäre ja wunderschön, wenn der ganze moderne Wucher, samt dem Aktienschwindel und der diesem Schwindel dienenden Börse sich wie eine Sphinx, deren Rätsel man gelöst hat, in den Abgrund stürzen müßte; aber wie soll der Uebergang aus der alten Unordnung in die neue Ordnung vollzogen werden?

Nichts leichter als das, sobald Bundesrats- und Reichstagsmehrheit einig wären. Der Freihandel in Geld, Grund und gewissen wichtigen Waren wäre von dem Augenblick an aufgehoben, wo der Staat den von ihm nicht konzessionierten privaten Geschäften in jenen Dingen den Rechtsschutz versagte. Kein Privatmann würde dann mehr realen oder persönlichen Kredit geben, kein Urproduzent seine Produkte anderswohin, als an den Staat, bezw. das Reichswirtschaftsamt oder an eine seiner Filialen verkaufen, kein Fabrikant seine Rohstoffe anders woher, als vom Staate, d. h. von der Zentrale oder einer der Filialen beziehen. Täte er es dennoch, so wäre es sein eigener Schade, auch wenn er es ohne jeden Rechtsschutz wagen wollte; denn die Preise, die der Staat im Einvernehmen mit allen berufsmäßig organisierten Interessenten zum Wohle der Gesamtheit auf lange Fristen würde festsetzen können — er hätte ja als Zentralorgan die beste Uebersicht über alle Erzeugnisse und Bedürfnisse — wären derart, wie sie jetzt kein Spekulant, der rasch reich werden will, auf gleiche Fristen bewilligen könnte. Alle wichtigen Rohstoffe, Urprodukte, Halbfabrikate, alle Hypotheken, alles flüssige, der Anlage bedürftige Geld müßten dann von selbst dem Staate zur ersten Verteilung oder angemessenen Verzinsung anvertraut werden, und dieser könnte das alles wiederum gegen einen geringen Preis- bezw. Zinsaufschlag an Produzenten und Detailhändler verkaufen bezw. verleihen. Der Staat, das Reich, d. h. das „Reichswirtschaftsamt“ würde also gar nicht nötig haben, seine Anleihen und Schatzscheine so, wie jetzt, an der Börse aufzulegen und deren „Wohlwollen“ zu empfehlen. Der Staat würde nicht nur reichlicher als jetzt die Mittel zur Verfügung haben, die er zum Unterhalt seiner Beamten und zur Aufrechterhaltung seiner Funktion bedarf, sondern er würde auch noch reichliche, mit der Zeit wahrscheinlich sehr reichliche Mittel zur Befruchtung der Produktion in einer dem Gemeinwohle am besten förderlichen Art übrig behalten.

Aber würden die Kapitalisten dann nicht einem solchen Staate, der ihnen nicht den geringsten Wucher gestattet, den Rücken kehren?

Das könnten sie ruhig tun. Ihre Grundstücke, Häuser, Fabriken, Rohstoffe usw. könnten sie ja doch nicht mitnehmen. Auch Gold, Silber und andere materiellen Werte müßten sie zurücklassen, denn deren Aus- und Einfuhr würde ja dann vom Staate im Interesse der Gesamtheit scharf kontrolliert. Sie könnten also nur ihre Maitressen und ihre Wertpapiere mitnehmen. Diesem Gesindel, wie auch ihrer werten Person würde man keine Thräne nachweinen, und ihre Wertpapiere könnte ihnen der Staat, wenn er will, zu einem angemessenen Preise zurückkaufen oder — falls er dazu nicht imstande wäre — zu einem angemessenen

Zinsfuße, nicht zu Wucherersätzen, verzinsen. Er würde aber sehr bald in die Lage kommen, alle ihn verpflichtenden Papiere aus der Fremde zurückzukaufen; denn alles Geld und alle sonstigen wichtigen Produktionsmittel strömen ja jetzt ihm, als erstem Zwischenhändler in die Hände, wie er andererseits diese Mittel wieder zu seinem und der ganzen Gesellschaft Vorteil, natürlich unter Kontrolle der öffentlichen Meinung, verkaufen oder verleihen kann. Er müßte dadurch in einem so großen, reichen, schaffenslustigen und dabei außerordentlich wehrfähigen Lande, wie Deutschland, sehr bald mächtiger werden, als der mächtigste Großkapitalistenkonzern jemals gewesen ist. Staat und Volk würden ja dann — weit entfernt, einander feindlich gegenüber zu stehen — sich vielmehr freiwillig, ja mit Begeisterung als solidarisch betrachten und fühlen. Kein äußerer Feind könnte die Ehre und innersten Lebensinteressen eines solchen Landes und Volkes anzutasten wagen.

Dabei könnte, was die eigentliche Produktion (Urproduktion und Fabrikation) sowie den produktiven Handel anbelangt, im wesentlichen alles so bleiben, wie es — abgesehen natürlich von der unvollständigen und unharmonischen Interessengemeinschaft — jetzt ist. Alles wirklich Gute der heutigen Zeit, ja alles nicht direkt Schädliche könnte erhalten bleiben. Der große Unterschied wäre aber der, daß die werteschaffenden Köpfe und Hände keine direkten und nur geringe indirekte Steuern zu zahlen hätten, keinen Wucherern mehr zu fronden brauchten, und daß der Besitz sich dann weit gerechter und dem Gemeinwohl dienlicher verteilen würde.

Die Aufhebung des Freihandels und die Einführung des Staatsmonopols für den Großhandel in Geld, Grundstücken und gewissen wichtigen Waren löst den Widerspruch zwischen Freiheit und Ordnung in einer dem Wohle des rechtschaffenen Einzelnen wie der Gesamtheit gleichmäßig und gleichzeitig dienenden Weise. Es bleibt dadurch der freie Wettbewerb da, wo er am Platze, d. h. dem technischen, ethischen und ästhetischen Fortschritte nützlich ist, bestehen; aber durch die Herstellung und Erhaltung einer vollständigen und harmonischen Interessengemeinschaft für alle Glieder einer Nation, für alle durch genügend einheitliche Rasse, Sprache, Kultur verbundenen Menschen wird ein unsinniger, selbstmörderischer Daseinskampf unter ihnen vermieden. Der Einzelne braucht dabei nicht auf die individuelle Freiheit zugunsten einer feigen Bequemlichkeit des Daseins für alle, auch für die Faulen und Dummen, zu verzichten. Man braucht dabei aber auch nicht das Gemeinwohl zugunsten einer üppigen Lebensweise weniger — und nicht einmal der in ethischer und ästhetischer Hinsicht besten — hintanzustellen.

Was den Wettbewerb an sich anbelangt, so wäre danach zu streben, daß er in möglichst lauterer, ritterlicher Weise geführt würde. Um das durchzusetzen, dürfte aber der Staat nur im äußersten Falle als Büttel in Anspruch genommen werden. Was im gewerblichen Wettkampfe ehrlich oder unehrlich, lauter oder unlauter sein soll, müßten die ehrenhaften Vertreter jeder Berufsorganisation unter sich abmachen können. Sie müßten aber das Recht haben, diejenigen Berufsgenossen, welche sich nach wiederholten Ermahnungen und Geldstrafen immer wieder gegen die Grundsätze der Lauterkeit und Rechtlichkeit ver-

gehen, mit Schimpf und Schande aus ihrer Organisation und damit aus dem Gewerbe überhaupt auszustoßen. Da die hier Ausgestoßenen dann anderweitig weder Kredit noch Verdienst erhalten könnten, so wären sie dann auch aus der Gesellschaft ausgestoßen. Die Berufsorganisationen würden gewiß nicht oft zu diesen Maßregeln Veranlassung haben. Es würde überraschend schnell wieder die alte deutsche Ehrlichkeit und Redlichkeit auch unter den jetzt als mehr oder weniger anrüchig geltenden Gewerben Platz greifen. Alle betrügerischen Machenschaften, aller Reklame- und sonstige Schwindel würden sehr bald nur noch historische Bedeutung haben, weil eben nicht mehr, so wie jetzt, indirekt eine Art von Prämie darauf gesetzt wäre. Die Unehrlichkeit würde sich dann eben nicht mehr so glänzend „rentieren“, wie unter der heutigen, anarchischen Wirtschaftsweise.

Zum Schlusse noch eine Verwahrung. Es ist zwar nach all dem Vorhergegangenen für den objektiven Beurteiler nicht möglich, die Gesellschaftsordnung, die hier natürlich nur in großen Zügen hingezeichnet worden ist, mit dem von den heutigen Sozialdemokraten an die Wand gemalten „Zukunftsstaate“ zu verwechseln. Es gibt aber bekanntlich Menschen, die absichtlich mißverstehen, wenn es in ihrem Interesse liegt. Uebelwollende, interessierte Beurteiler könnten also versuchen, jenen trübseligen „Zukunftsstaat“ hier unehrlicherweise unterzuschieben. Darum bemerke ich nochmals, daß hier ganz und gar nicht von einer Verstaatlichung der Produktionsmittel, sondern nur von einer Verstaatlichung des ersten Zwischenhandels mit Produktionsmitteln die Rede ist. Der kleine Zwischenhandel kann sogar in Geld und Rohstoffen, aber nicht in Grundstücken, privatim gestattet werden. Die kleinen und mittleren Geldhändler (Bankiers) können, soweit sie rechtschaffen tätig sind, ruhig bestehen bleiben. Ich denke, wie vorher wiederholt und genugsam angedeutet, ganz und gar nicht daran, die Gesellschaft im Staate völlig aufgehen zu lassen. Ich bin sogar dafür, daß die Verstaatlichung der Produktion, soweit sie bereits besteht, möglichst wieder rückgängig gemacht wird, um den Staat nicht unnötiger- und unzweckmäßigerweise mit Aufgaben zu belasten, die gar nicht seines Amtes sind. Der Staat soll kein eigentlicher, direkter Produzent, sondern nur Ordner, Kontroller, Steuerer, Beschützer der gesamten Gesellschaft sein. Dazu ist aber das Monopol der ersten Verteilung und Preisbestimmung für gewisse wichtige Werte absolut unentbehrlich, genau so, wie der Staat im Interesse des Gemeinwohls das große Verkehrswesen, die Posten, Telegraphen, Eisenbahnen, inländischen Wasserstraßen usw. in seiner Hand haben muß. Großhandel und Großverkehr gehören eben zusammen, sind Aeste und Zweige des großen Berufsstammes der Verteilung. Diese Verteilung muß aber gerecht sein, wenn sie dem Gemeinwohl nicht schädlich werden soll, und darum gehört sie in die Hände des Staates. Was man sonst dem Staate alles aufhalsen möchte und vielfach schon aufgehalst hat, kommt teils der sozialen, teils der wirtschaftlichen Organisation zu.

Hinsichtlich der Ueberführung der neuen Ordnung in die Praxis bemerke ich noch, daß Vorstehendes ein Ideal sein soll, das zwar vollständig zu verwirklichen ist, das aber nach Maßgabe der Umstände erst allmählich, stufenweise verwirklicht werden kann. Zunächst wäre

es schon ein großer Fortschritt, wenn das staatliche Großhandelsmonopol nur für einzelne, ganz besonders wichtige Urprodukte und Halbfabrikate, etwa für Getreide, Kohlen, Eisen, Baumwolle, Kali eingeführt würde. Für Grundstücke würde eine bloße Kontrolle des Besitzwechsels schon von weittragenden Folgen sein. Auch das Geldhandelsmonopol brauchte nur erst allmählich, im Anschluß an gewisse bereits bestehende staatliche oder kommunale Organe vervollständigt zu werden. Die Großbanken müßten allerdings so bald wie möglich verstaatlicht oder unter staatliche Kontrolle gestellt werden, dagegen könnten, wie bemerkt, die kleineren und mittleren Banken als private Kreditinstitute vorläufig, vielleicht sogar für immer, bestehen bleiben, da sie dann kaum etwas schaden und vielfach nützen könnten. Private Institute dieser Art müßten für den Kleinverkehr schon deshalb vorläufig bestehen bleiben, weil die betreffenden staatlichen Organe, selbst wenn Männer der Praxis mit dieser Funktion beauftragt würden, sich erst allmählich in ihre Stellung hineinfinden müßten. Das Steuern der Wirtschaft besteht auch hier in der ruhigen, krisenlosen Ueberführung alter Zustände in neue, und dazu ist natürlich Zeit erforderlich.

Viel Zeit bleibt freilich den heutigen Gesellschaften europäischer Art zur gründlichen Ordnung ihrer heillos verfahrenen Verhältnisse nicht mehr, schon aus finanzpolitischen Gründen nicht. Man sieht ja jetzt schon z. B. in Deutschland, wie schwer es den Gemeinden, Staaten und dem Reiche wird, selbst für die notwendigsten Aufgaben sich die erforderlichen Mittel zu verschaffen. Diese Finanznöte haben aber erst angefangen und müssen, wenn die Dinge so weiter gehen, wie bisher, immer häufiger und schwieriger werden. In dem Maße, als der selbständige Mittelstand an Zahl und Wohlhabenheit verschwindet, sinkt auch die Steuerkraft der Gesellschaften. Die wenigen Ueberreichen und die Unmenge der nicht immer ausreichend beschäftigten Proletarier können weder direkt noch indirekt viel steuern, und die Besteuerung der produktiven Klassen hat ihre Grenze in der Möglichkeit der Weiterentwicklung oder auch nur des Fortbestehens der Produktion überhaupt. Eine zu hohe Besteuerung wirkt im Gesellschaftskörper wie eine zu starke Blutentziehung im eigentlichen Organismus: sie macht den Körper und damit die Seele schwach und unternehmungsunlustig. Die Besteuerung zu einem zu hohen Prozentsatze wirft darum zuletzt noch weniger ab, als die frühere Besteuerung zu einem niedrigeren.

Selbst wenn also die unter dem Einflusse des internationalen Großkapitals stehenden Staaten und Gesellschaften nicht wollten, sie würden doch, aus Gründen der Selbsterhaltung, gezwungen sein, das vorher gekennzeichnete Handelsmonopol zu erstreben.

Was die internationalen Beziehungen anbelangt, so würden Zollschranken bei vollständiger Einführung jener Monopole vollkommen unnötig sein, da es ja dann für die Waren, für welche Zölle unter Umständen nötig und zweckmäßig sind, überhaupt keinen andern Abnehmer als den Staat gibt. Solange die nationale Interessengemeinschaft im Innern noch nicht vollständig ist, werden natürlich diese äußern, internationalen Beziehungen oft Ursache zu besonderer Aufmerksamkeit und Vorsicht geben.

Endlich noch ein Wort über die voraussichtliche Aufnahme meines Vorschlages in der Oeffentlichkeit. „Es gibt zweierlei Dinge“ — so pflegte ein alter, humoristischer Professor der Mathematik seinen Zuhörern gegenüber zu bemerken —, „die Sie, meine Herren, nur schwer und langsam verstehen: die zu einfachen und die zu komplizierten.“ Ich fürchte, daß mein Vorschlag zu — einfach ist, um von einer hinreichend großen Menge sofort bis in alle Konsequenzen begriffen zu werden. Auch wird die vom internationalen Großkapital abhängige Presse natürlich alles Mögliche versuchen, um die Sache totzuschweigen, und wenn das nicht möglich, um sie mißzuverstehen und lächerlich zu machen. Möchte es wenigstens nicht ein halbes Jahrhundert dauern, bis mein Vorschlag begriffen und nicht ein weiteres halbes Jahrhundert, bis er verwirklicht wird. Solange hätten nämlich die europäischen Kulturgesellschaften nicht mehr Zeit. Sie würden schon vorher an den heutigen Mißständen zugrunde gehen müssen.



## Berichte und Notizen.



**Die Diagnose von Geisteskrankheiten durch biologische Reaktion.** Der Leiter der Abteilung für experimentelle Therapie des Eppendorfer Krankenhauses, Dr. Much, hat eine Serumreaktion bei Geisteskranken gefunden, die darin besteht, daß das Serum von Kranken, die an Dementia praecox oder an manisch depressivem Irresein leiden, oder die mit diesen Affektionen hereditär belastet sind, die menschenblutkörperchen-lösende Wirkung des Kobragiftes hemmt, während das Serum normaler Menschen diese Eigenschaft nicht hat. Die Reaktion hat bisher in allen von Much untersuchten, sicher diagnostizierten Fällen ein positives Resultat ergeben, sie verspricht daher nicht nur für die Diagnose, sondern besonders für das Verständnis vom Wesen dieser in ihrer Pathogenese bisher völlig dunklen Krankheitsformen von Bedeutung zu werden. (M. M. W.)

**Die Vererbung der Haarfarbe.** Die Beziehungen der Haarfarbe zur Rasse und der Grad ihrer Vererbung sind von verschiedenen Anthropologen zum Gegenstande ausgedehnter Untersuchungen gemacht worden, ohne daß dadurch das Problem der verschiedenen Haarfärbungen beim Menschen eine erschöpfende Lösung erfahren hätte. Vielmehr bleibt der Mutmaßung immer noch einiger Spielraum. Gertrud und Charles Davenport haben nun im „American Naturalist“ eine neue Theorie veröffentlicht, wonach zwei Grundtypen der menschlichen Haarfarbe zu unterscheiden wären: ein rötlich-blonder, dessen augenfälligste Verkörperung die eigentlich Rothaarigen sind, und ein sepiabrauner, der sich durch mancherlei Spielarten von Schwarz und Dunkelbraun bis zum Blond abstuft. Das Studium der Haarfarbe hat stets die Augenfärbung, die ja auch für den Blick des Laien nahe Zusammenhänge damit aufweist, zu berücksichtigen. Die Beobachtungen der Davenports führen zu dem Schlusse, daß Eltern, die beide hellblaue Augen und hochblondes Haar besitzen, nur Kinder von ganz gleichem Typus bekommen, gleichviel wie Augen und Haar bei den Großeltern beschaffen waren. Schwarz- oder dunkelhaarige Eltern zeugen gleichfalls Kinder von demselben Typus, wobei aber hellere Variationen vorkommen. Die Nuancen sollen sich dabei aus den Farben bei den unmittelbaren Aszendenten vorhersagen lassen.

**Ueber anthropologische Untersuchungen an Chinesen und Mandschuren** berichtete in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Stabsarzt Dr. Gaupp, der bis vor kurzem in Peking eine Poliklinik geleitet hat. Nach seinen Messungen fand er bei den Chinesen eine Durchschnittskörpergröße von 167,5 cm, wobei für die Nordchinesen sich eine größere Körperhöhe ergab, als für die Bewohner der Südprovinzen. In Zentralchina, in den Provinzen Hongan und Schantung wurden die größten Leute angetroffen. Dieser Umstand in Verbindung mit der Tatsache, daß die Chinesen von Westen her in ihre Wohnsitze eingewandert sind,

läßt den Schluß zu, daß sie ursprünglich eine höhere Körpergröße als Rasse aufweisen, eine Annahme, die noch dadurch gestützt wird, daß die Bevölkerung Zentralchinas sich ziemlich rein erhalten hat. Die Mandschuren haben eine Körpergröße von durchschnittlich 175 bis 176 cm, während bei den Mongolen, d. h. hier bei den Bewohnern der „Mongolei", die Maße schwankend sind. Es gibt neben breitschultrigen kleinen Individuen auch größere, ja bisweilen solche von 180 bis 193 cm Körperlänge. Bei den Chinesen tritt vornehmlich Mesocephalie auf, Mandschuren und Mongolen dagegen sind vorwiegend als brachycephal zu bezeichnen. Die Gesichtsform ist bei den Nordchinesen groß und langgezogen, die langen, ovalen Gesichter der Mandschuren fallen vornehmlich bei ihren Frauen auf, die einen wenig ausdrücklich mongoloiden Typ darstellen. Dagegen gibt das eckige Gesicht der Bewohner der Mongolei durch den Einfluß der starken Jochbeine und der Lidfalte fast den Eindruck eines Dreiecks, da das Kinn ziemlich spitz verläuft. Die Form der Adlernase, die bei allen drei Rassen auftritt, verleiht den Gesichtern den Ausdruck der Intelligenz. Die Mandschufrauen sind die schönsten Frauen Pekings. Man beobachtet ferner bei den Chinesen eine Ueberlänge der oberen und eine Unterlänge der unteren Gliedmaßen. Die Mandschuren bieten einen mehr Europäern ähnlichen Typus. Im allgemeinen ist das 14. bis 16. Lebensjahr als Endpunkt des Wachstums bei diesen mongoloiden Rassen anzusehen, und die sekundären Geschlechtsunterschiede treten bei ihnen weniger deutlich hervor als bei den Europäern. Was die Fruchtbarkeit angeht, so fand der Referent, daß bei 100 Frauen auf jede im Durchschnitt 6 bis 7 Geburten kommen. Von den Geburten sind 53 pCt. Knaben und 47 pCt. Mädchen; die Fruchtbarkeit kann mithin als groß bezeichnet werden, und zwar ist sie dies auch bei den höheren Ständen, nicht nur bei den niederen Klassen, ein Umstand, der beweist, daß nicht notwendig, wie es bisweilen für Europa der Fall zu sein scheint, der Kultur eine Kinderarmut folgen muß. Allerdings übt die religiöse Vorstellung, wonach jeder nach männlichen Nachkommen zu streben angeregt wird, Einfluß auf diese Verhältnisse. Der hohen Geburtenzahl steht eine hohe Mortalität bis zu 50 pCt. gegenüber, und die Sterblichkeit ist bei den Mädchen noch um 5 pCt. höher als bei den Knaben; auch kommen trotz der dagegen erlassenen strengen Verbote noch heute Aussetzungen weiblicher Neugeborener vor.

**Rassenschmach in den Vereinigten Staaten.** Die Ermordung einer den besseren Ständen angehörigen Newyorker Dame durch einen Chinesen und die durch dieses Vorkommnis aufgedeckte bedenkliche Verbreitung der „gelben Liebe" gibt einem Berichterstatter der Kreuzzeitung Veranlassung zu folgenden Ausführungen: „Ich habe schon Hunderte von Deutschen und anderen Europäern getroffen, die nach einigem Aufenthalt in Amerika erklärten, es sei ihnen schier unbegreiflich, wie die Amerikaner, auch gut christliche Amerikaner, so herzlos und brutal gegen die Farbigen sein könnten. Man kann sich das auch gar nicht erklären, wenn man nicht weiß, daß diesem Rassengegensatz ein sexuelles Problem zugrunde liegt: die Verachtung der Farbigen ist eine Theorie, die von den Männern gemacht ist und von ihnen aufrecht erhalten wird. Die Erfahrung hat nämlich ergeben, daß viele — natürlich keineswegs alle — Frauen und Mädchen, wenn sie mit farbigen Männern bekannt werden, einem gewissen magischen Einfluß erliegen, den die fremde Rasse auf sie ausübt. Da die Farbigen meist ganz ungebildete, vielfach sogar schmutzige und übelriechende Menschen sind, so könnte dies unerklärlich erscheinen, aber es ist so. Die Männer aber glauben, ihre Frauen und Töchter gegen diesen geheimnisvollen Einfluß nur immun machen zu können, indem sie die Farbigen behandeln, als ob sie auf einer Mittelstufe zwischen Mensch und Tier ständen. Hieraus geht aber auch hervor, daß das Rassenproblem in den Vereinigten Staaten niemals gelöst werden wird. Weltfremde Theoretiker glauben freilich, wenn die Schwarzen und Gelben sich erst mehr zivilisiert hätten, würden die Weißen ihnen schließlich volle Gleichberechtigung zugestehen. Aus dem von mir angeführten Grunde ist daran niemals zu denken. Es gibt freilich auch in Amerika solche Theoretiker. So hat hier kürzlich eine „Negerkonferenz" stattgefunden, an der sich zwar hauptsächlich Farbige, aber auch angesehene Weiße beteiligten, und die der vollen Gleichberechtigung der Farbigen das Wort redete, ja sogar eine völlige Vermischung der beiden Rassen auf dem Wege der Ehe forderte. Dagegen wendet sich nun aber nahezu die ganze Presse, zum Teil mit flammender Leidenschaftlichkeit. Das fehlte noch, liest man, aus dem amerikanischen Volke eine Nation von Mulatten zu machen. Mit diesem Volke, das in Afrika als wild eingefangen und nach Amerika als Sklaven verkauft sei,

wolle kein Amerikaner etwas zu tun haben. — Aber denselben Standpunkt nimmt man auch gegenüber den „Gelben“, den Chinesen, Japanern und Hindus ein. Gegen die ostasiatische Einwanderung an sich würde man noch so viel nicht einzuwenden haben, wenn die Gelben nur unter sich blieben und sich darauf beschränkten, als einfache „Kulis“ im Dienste der Amerikaner grobe Arbeiten zu verrichten. Aber die Chinesen und noch mehr die Japaner kommen — zum Unterschiede von den Negern — wirtschaftlich schnell höher. Mancher ist im Verlaufe von noch nicht 20 Jahren ein reicher Fabrikant, Handwerksmeister und Gutsbesitzer geworden und späht dann nach einer weißen Frau aus. Dieser Gedanke ist jedem Amerikaner unerträglich. So ist auch die furchtbare Entrüstung über die getötete Elsie Siegl und die anderen weißen Damen, die mit Chinesen Liebesverhältnisse eingegangen sind, zu verstehen. Die ganze Presse verlangt, daß die Frauen-Missionen unter Chinesen und Japanern bei schwerer Strafe verboten werden sollen. — Ergänzt werden diese Ausführungen noch durch folgende Bemerkungen eines Korrespondenten der M. N. N.: „An dem fahlen, indifferenten, Alter, Leidenschaften und Laster verbergenden Aeußern des Chinesen, an seinem verborgenen Haß gegen die Weißen, an seiner tiefinneren Ueberzeugung vielfacher Ueberlegenheit über die amerikanischen Emporkömmlinge scheitern alle Bemühungen, den Chinesen, dessen Vernichtung oder bleibende Herabdrückung nicht wie bei der roten und schwarzen Rasse möglich war, wirklich zu amerikanisieren. Der Kampf bleibt also auf vielen Gebieten unausgefochten, unentschieden. Daher der beispiellose Haß und die ungeheuere Mißachtung des weißen Amerikaners, der hier zum erstenmal keinen Rassensieg erringen kann. Wiederholt hat die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten auf diesen Zug von Haß gegen die chinesische Rassenimmunität Rücksicht genommen. Aber es ging doch nicht an, ein Gebiet, das auf ein Zuströmen aus allen Weltgegenden angewiesen ist, gerade dem arbeitswilligsten Volke zu verschließen. Gewiß enthält das chinesische Einwanderungskontingent nicht die besseren Elemente aus dem Reich der Mitte, dessen Uebervölkerung sich durch Auswanderung auszugleichen sucht. Nun hat in neuerer Zeit gerade diese Hartnäckigkeit gegen jedwede Assimilierung bei den amerikanischen Frauen die Lust geweckt, den Schwierigkeiten der Bekehrung zu trotzen und Missionsarbeit in den verrufenen Chinesenvierteln der amerikanischen Riesenstädte zu tun. Damit halten wir bei einem Anzeichen der beginnenden Dekadenz des modernen Amerikanertums. Denn es läßt sich nach den Enthüllungen, die der Mord an Elsie Siegl durch einen Chinesen in Newyork ans Tageslicht brachte, kaum mehr bezweifeln, daß die dortige Emanzipation und Sensationslust der Frauen und Mädchen weißer Rasse, welche die Missionartätigkeit als Berufung oder Sport auffaßten, zu großem Teil aus ungesunder Neugierde und aus erotischen Trieben angeblasen wurde. Welche Gelegenheit, die verderbten und aufpeitschenden Ausschreitungen der Chinesen näher kennen zu lernen! Das nervöse Leben der Amerikaner, das alle Lebensenergien der Männer auf der wilden Erwerbsjagd verbraucht, hat schon längst Verhältnisse zwischen den beiden Geschlechtern in Amerika geschaffen, die der Frau zwar vollständige Aktionsfreiheit gewähren, sie aber fast außer Kontakt mit der Männerwelt brachten. Und nun entstand bei den Amerikanerinnen, den unverstandenen, vernachlässigten, unbefriedigten Weibern, der Zug, sich gerade dort, wohin sich der ganze Haß und die Mißachtung der Männer konzentrierte, einen Ersatz für die Gelüste zu schaffen. Es entstand die chinesische Liebe. — Die Enthüllungen, die der Mordfall an Elsie Siegl, welche von ihrem Geliebten, einem Chinesen, getötet wurde, den sie als Missionarin bekehren wollte, der aber sie zur chinesischen Liebe verführt hatte, an den Tag gebracht hat, ergaben, daß Hunderte von Frauen und Mädchen der besseren Klassen des heutigen weißen Amerikanertums Liebesverhältnisse mit gelben Männern unterhalten, an den Orgien der Chinesenviertel der Großstädte teilnehmen, dem Opiumgenuß huldigen, und daß der Missionartitel nur den Vorwand abgab, sich Ausschweifungen mit den bei der weißen Männerwelt so verachteten, verhaßten Ostasiaten hinzugeben. Diese Aufdeckungen, die noch lange nicht ihren Abschluß gefunden haben, bedeuten einen schweren Schlag für die männlichen Amerikaner. Der Fall Siegl an sich, die Mordtat eines eifersüchtigen Liebhabers, verschwindet ganz gegen die Tragweite des Dekadenzbeweises der amerikanischen Frauen. Ein schwerer Schlagschatten fällt damit auf das ganze soziale Leben der Amerikaner von heute. Die Männer in ihrer maßlosen, sie völlig absorbierenden Erwerbssucht, in ihrer Rassenüberhebung, ihrem Siegesbewußtsein über alles Nichtamerikanische, wurden durch ihre eigenen Frauen und Mädchen in erschreckender Art daran erinnert, daß der Kampf gegen die Gelben, gegen die soziale gelbe Gefahr bisher durchaus kein siegreicher war. Immer noch haben in der Geschichte der

Völker die Frauen die ersten krassen Anzeichen der Dekadenz und Entartung geliefert. Die gelbe Liebe ist — nach amerikanischer Anschauung — als ein solches Vorzeichen anzusprechen."

**Eine Revision der Negerpolitik in den Vereinigten Staaten** ist durch den Präsidenten Taft vorgenommen worden. Während dessen Vorgänger Roosevelt sich den Wünschen der farbigen Bevölkerung mehr geneigt zeigte, als es den in Rassefragen so empfindlichen Amerikanern angebracht erschien, hat Taft von den unter Roosevelt im Bundesdienst angestellten schwarzen Beamten bereits etwa 150 kurzerhand entlassen und die Entlassung aller übrigen, speziell in den Südstaaten fungierenden beamteten Neger in sichere Aussicht gestellt.

**Die Begründung des „Vlamenbundes" in Belgien** ist ein neues Symptom der zunehmenden Verschärfung der Rassengegensätze. Ueber der Frage, ob die Bürgerwehr in Antwerpen auf vlämisch oder auf französisch zu kommandieren sei, ist es zu einem akuten Konflikt gekommen, der auch in die Kammerverhandlungen hineinspielte, ohne jedoch hier seine Lösung zu finden. Vielmehr schritten die vlämischen Elemente zur Gründung des obengenannten Bundes, und es ist bezeichnend, daß demselben die politisch und konfessionell heterogensten Elemente beigetreten sind, einzig unter dem einigenden Gedanken der Rettung des bedrohten Volkstums. Die Vlamen wollen von nun an mit aller Energie für ihre berechtigten Forderungen eintreten und gegen das weitere Vordringen des Franzosentums Front machen. „Vlamland den Vlamländern" lautet ihr Wahlspruch. Der erste Sieg ist inzwischen schon errungen worden; denn ein Ministererlaß hat bestimmt, daß die Bürgerwehren der vlämischen Provinzen vlämisch zu kommandieren sind. — Vier Millionen Vlamen wurden bisher von drei Millionen Wallonen beherrscht, weil die Vlamen politisch untätig waren. Nun hört man wieder germanische Laute von Leuten sprechen, die bisher nur französisch redeten. Die Presse ermahnt ihre Leser, überall nur vlämisch zu sprechen. Ueberall soll der Wallone merken, daß Vlamland den Vlamländern gehört!

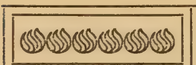
**Die Judenfrage als Wanderungsproblem** behandelt Maxim Anin in den Sozialistischen Monatsheften (1909, Heft 13). Ausgehend von der fundamentalen, aber meist ignorierten Forderung, daß man bei der Beurteilung des Schicksals einer Nation vor allem die innere Logik ihrer Geschichte erfassen muss, verwirft er die zur Lösung der Judenfrage erhobenen landläufigen Fragen „Wohin mit den Juden?" und „Was mit den Juden beginnen?", um an deren Stelle die logischere Frage zu setzen: Wohin führen die Entwicklungstendenzen der jüdischen Nation, und welche Strömungen und Kräfte machen sich im jüdischen Leben geltend? Die Antwort darauf gibt er mit folgenden Sätzen: „Ueberblickt man die jüdische Geschichte vom Gesichtspunkt ihrer inneren Triebfedern und Tendenzen aus, so erscheint sie gewissermaßen als eine fast ununterbrochene Kette von Wanderungen, die besonders intensiv und rasch seit dem Mittelalter aufeinander folgen. Seit dieser Zeit wandern die Juden als Träger der Geldwirtschaft unaufhörlich innerhalb der naturalwirtschaftlichen Welt. Ein Werkzeug der finanziellen Ausbeutung der breiten Volksmassen in den Händen des herrschenden Feudaladels, werden die Juden von den ersteren gehaßt, von den letzteren verachtet, von allen jedoch verfolgt und mißhandelt. Nur solange man ihrer finanziellen und vermittelnden Tätigkeit bedarf, werden sie geduldet. Kaum aber ist das heranwachsende Bürgertum reif, die volkswirtschaftlichen Funktionen der Juden auf sich zu nehmen, so werden sie brutal aus dem Lande gejagt. Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß gerade in diesen Perioden die Scheiterhaufen der heiligen Inquisition lichterloh brannten, die ungeheure Tragik des jüdischen Schicksals beleuchtend. Spanien, England, Frankreich, Deutschland, Polen, Rußland: das ist der dornenvolle Weg, den die Juden gleichzeitig mit der Bewegung des Kapitalismus vom Westen nach Osten als seine Träger durchgemacht haben. Rußland war die Endstation dieser Wanderung der Juden. Weiter konnte der Strom in dieser Richtung nicht fließen. Hier stauten sich seine Fluten in einem Sumpf sozialökonomischer Impotenz, bürgerlich politischer Rechtlosigkeit und nationalkultureller Sterilität. Erst nach einer jahrhundertelangen Periode der Stagnation beginnt in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts innerhalb der bisher in sozialer Beziehung fast homogenen oder richtiger amorphen Masse des osteuropäischen Judentums der Prozeß der sozialen Differenzierung. Der Kapitalismus dringt endlich in die jüdische Nation selbst ein und ruft in ihren verschiedenen Schichten das mächtige Streben und Bedürfnis des Uebergangs zu höheren Formen der sozialen Betätigung hervor. Die moderne Judenfrage ist daher ihrem Wesen

nach nicht ein Problem der Degeneration, wie das oft behauptet wird, sondern in erster Linie der Regeneration, der wachsenden Produktivkräfte, die jedoch keine freie Entfaltungsmöglichkeit finden. Allerdings erzeugen diese Hemmnisse im jüdischen Volk verschiedenartige Degenerationserscheinungen, diese sind aber zum bedeutenden Teil eben nur Begleiterscheinungen des gehemmten inneren Wuchses, die nach der Ueberwindung der historischen Krisis, die das Judentum jetzt durchmacht, verschwinden werden. — In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt nun eine Massenauswanderung der Juden gleichzeitig aus Rußland und Galizien. Es ist aber nicht mehr die mittelalterliche und frühkapitalistische handelsvermittlerische Auswanderung, die zum Zweck der Handelsvermittelung nach den ökonomisch rückständigen Ländern ging, sondern zum größten Teil eine Arbeiter- und Handwerkeremigration, die in den hochentwickelten Industriestaaten, wie den Vereinigten Staaten und England, Absatz für ihre Arbeitskraft sucht. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts bewegt sich die jährliche Zahl der jüdischen Immigranten in Amerika zwischen 20- und 40000; von diesem Zeitpunkt beginnt ihre Zunahme in raschem Tempo. In den letzten 10 Jahren nimmt diese Bewegung den Charakter einer wahren Volkswanderung an und wird immer mehr zur Kardinalfrage des jüdischen Lebens. Daß dieses rasche Wachsen der Auswanderung nicht schlechthin auf die politische und nationale Rechtlosigkeit der osteuropäischen Juden zurückzuführen ist — wie das viele annehmen —, liegt auf der Hand: eine statische Erscheinung, wie es die Rechtlosigkeit der Juden ist, kann unmöglich als Ursache der systematischen Zunahme der jüdischen Auswanderung angesehen werden." Nachdem der Verfasser dann noch die Abwehrmaßregeln der von der jüdischen Einwanderung betroffenen Länder behandelt hat, schließt er: „All diese Momente führen mich zu dem Ergebnis, daß die bisherige jüdische Wanderung die Judenfrage nicht gelöst, sondern vielmehr vervielfältigt hat, da sie durch jene auch in den Immigrationsländern aufgerollt wird. Und darin besteht eben der tragische innere Widerspruch der neuesten Periode der jüdischen Wanderungen: einerseits wächst im steigenden Maße das Emigrationsbedürfnis in den unteren Schichten des osteuropäischen Judentums, andererseits aber wird die Immigrationsmöglichkeit in die bisherigen jüdischen Einwanderungszentren immer beschränkter. Der große jüdische Wanderungsstrom stößt immer härter an eine stets höher werdende Mauer von ökonomischen, rechtlichen und sozialen Hemmnissen. Das Problem wird immer zugespitzter und brennender. Wo ist ein Ausweg aus dieser Sackgasse? Welches ist die Linie des kleinsten Widerstandes für die fernere Richtung der jüdischen Wanderung? Welche Tendenzen machen sich in ihr selbst bemerkbar? Alle diese Fragen bilden augenblicklich den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses innerhalb des osteuropäischen und des amerikanischen Judentums, und sie stehen auch in erster Reihe auf der Tagesordnung sämtlicher jüdischer Parteien und Gruppen. Eins steht jedoch außer Zweifel: es handelt sich hier um eine Frage, von deren Lösung das Schicksal der nationalen Entwicklung der Juden in ganz bedeutendem Maße abhängt."

**Die Beziehungen zwischen Kleidung und Rasse** werden von Professor A. Harpf in einem Aufsatz in der Ostdeutschen Rundschau (Wien) 1909, Nr. 88 behandelt, dem wir folgende Ausführungen entnehmen: „Daß die menschliche Kleidung von der Rasse, oder besser gesagt, von dem Geschmack der Rasse, also von der kulturellen Höhe derselben abhängig ist, weiß jeder, welcher fremde Rassen zu sehen Gelegenheit gehabt hat. Ja, nicht bloß unter den Rassen, auch unter den verschiedenen Völkern machen sich hier oft große Unterschiede bemerkbar. So z. B. ist es bekannt, daß die slawischen Bäuerinnen bunte Farben, oft in greller Zusammenstellung, bevorzugen, was man von deutschen Bäuerinnen lange nicht im gleichen Maße behaupten kann. Sozial höher stehende Frauen kleiden sich viel weniger bunt und auffallend als sozial niedriger stehende; das liegt eben auch im Rassenunterschied! Die sozial höher stehenden Menschen sind, auch innerhalb eines und desselben Volkes — gewöhnlich — höherrassig als diejenigen, welche in der sozialen Stufenleiter unten geblieben sind. Parvenüfrauen sind gewöhnlich bedeutend auffallender gekleidet als wirklich feine Frauen; sie haben trotz des erworbenen Reichtums einen schlechteren Geschmack. Das Schönheitsideal des Europäers ist bekanntlich und ganz zweifellos der rein arische Rassenmensch, der „Blondling", wie ich ihn kurz auf deutsch nennen möchte. Gibt es doch keine schönere und zartere Farbenzusammenstellung als blondes Haar, weiße Stirn, blaue Augen, rosige Wangen und purpurrote Lippen! Kommt dazu der Langschädel, das längliche Gesicht mit den feinen, ebenmäßigen Zügen, die große und schlanke Gestalt, schmale,

kleine Hände und Füße, so ist unser Schönheitsideal in großen Zügen vollendet. In der Kleidung können wir nun, da die schönen Menschen groß und schlank sind, das deutliche Bestreben sehen, nach Möglichkeit eine große und schlanke Gestalt zu erzeugen oder dieselbe, wenn sie schon vorhanden ist, noch größer und noch schlanker zu machen. Diesem Bestreben verdankt das Mieder (das Korsett) der Frauen seine Entstehung. Die Frauen, welche immer mehr auf Kleidung gegeben haben und geben werden als die Männer, brauchen das Mieder, um schlank zu erscheinen, sie benötigen die Stöckelschuhe, um größer zu sein und so dem rassenhaften Schönheitsideal näher zu kommen. Es ist also ein ganz folgerichtiger rassenmäßiger Gedanke für die Frauen, Mieder zu tragen, und daher wird diese Mode trotz aller Einwendungen der Aerzte und vernünftiger Kleidungsreformer niemals auszurotten sein, solange es — von Natur aus — große und schlanke Menschen geben wird. Der Geradehalter und die modernen Frauenkleider mit den langfaltigen Röcken und den der Länge nach verlaufenden Verzierungen dienen demselben Zwecke. Aber auch Männer, welche viel auf das Aeußere zu geben gewohnt sind, wie insbesondere junge Offiziere, tragen bekanntlich Mieder oder wenigstens miederähnliche Fischbeineinlagen in ihren Waffenröcken. Die Wattierung der Waffenröcke auf den Schultern gehört auch in dieses Gebiet. Und daß ein so geschmackloses Kleidungsstück wie der Zylinderhut sich immer noch erhalten kann, läßt sich wohl auch nicht anders erklären, als dadurch, daß der Träger desselben eben durch den Zylinder in die Länge gezogen erscheint; hier wird die Nachahmung des Schönheitsideales nachgerade zur Karikatur! Auch in alten Zeiten herrschte der gleiche Gedanke: die Sucht, größer zu erscheinen. Die altgriechischen Schauspieler trugen, wenn sie Götter und Helden darstellen wollten, den Kothurn, d. h. Schuhe mit hohen Holzklötzchen als Absätze; ebenso die römischen Damen. Die oströmischen Kaiser trugen Sandalen mit dicken Sohlen und hohen Absätzen, um über ihre Untertanen hervorzuragen. — Gehen wir nun einen Schritt weiter und betrachten die natürlichen Farben des arischen Rassenmenschen. Schon oben habe ich erwähnt, daß man sich wohl keine schönere Farbenzusammenstellung in einem menschlichen Antlitze denken könne, als sie der reine Arier zeigt. Auch hier sehen wir nun deutlich, wie die schönheitsdurstige Weiblichkeit das arische Farbenideal zu schätzen weiß und es, falls sie es nicht besitzt, so weit als tunlich nachzuahmen strebt. Schon die Bewohnerin des kaiserlichen Rom im Altertum färbte ihr Haar gelb oder rötlich und schmückte sich mit dem abgeschnittenen Haar gefangener Germaninnen. Auch in der Gegenwart gibt es bekanntlich Frauen, die sich bemühen, ihr Haar blond zu färben. — Die Augenfarbe kann man nicht ändern oder fälschen, also muß sie jeder und jede lassen, wie sie ist. Die Gesichtsfarbe hingegen kann man bekanntermaßen sehr bedeutend ändern. Von Schauspielern abgesehen, hat wohl noch nie ein Weib versucht, sich anders zu schminken, als weiß und rot. In früheren Jahrhunderten, vor der französischen Revolution, gehörte es — in Frankreich — zum guten Ton der Damen, geschminkt zu sein. Aber auch Rassenfremde, echte Mongolen oder, besser gesagt, Mongolinnen schminken sich weiß und rot, also mit den Farben des Weißen, des Blondlings. Die Mädchen auf den chinesischen Blumenbooten und die japanischen Geishas sollen sich in den genannten Farben kräftig schminken. — Die Sage vom blauen Blut der Adeligen soll aus Spanien stammen. Dort war der Hochadel im Mittelalter noch rein germanischer, westgotischer Abstammung; er hatte weiße Haut und blondes Haar im Gegensatz zur nichtadeligen, negroiden Urbevölkerung, welche braune Haut und schwarzes Haar ihr eigen nannte. Beim Hochadel sah man die Blutgefäße an den Schläfen und auf den Händen blau durchschimmern, daher hieß es, der Hochadel habe blaues Blut. Aber auch bei unseren Blondlingen kann man dies, sofern sie eine feine, weiße Haut haben, noch öfters beobachten, und es soll Damen geben, die sich solche blaue Aederchen an den Schläfen und auf den Händen künstlich anmalen, um dem Schönheitsideal des Ariers näher zu kommen. — Rote Wangen sind überhaupt ein Zeichen arischer Abstammung, denn die Haut derselben ist dünn und zart und farblos genug, um das Blut durchschimmern zu lassen. Wer solche — auch in gesunden Tagen — nicht hat, zeigt, auch wenn er noch so weiß im Gesicht ist, fremde Abstammung, denn seine Haut ist zwar durch Rassenmischung und Stubenhocken gebleicht, aber immer noch zu dick, um das Blut durchscheinen zu lassen. Bei genauer Betrachtung ist solch ein weißes Gesicht übrigens meistens gelblich. — Der Arier hat ferner eine gerade scharfe Nase mit unsichtbaren, wagrecht stehenden Nasenlöchern. Die Mongolen und viele Halbmongolen, z. B. besonders Slawen, haben oft eingedrückte sogenannte Sattelnasen und manchmal sogar nach vorn offenstehende Nasenlöcher. Heute versteht man die Sattelnase zu reparieren,

indem man unter die Haut auf dem Nasenrücken Paraffin einspritzt und so den geraden Nasenrücken, der unter der Stirne schon beginnt, vortäuscht. — All dies beweist, wie die Menschheit sowohl in alten Zeiten als auch heutigen Tages das Aeußere des arischen Rassenmenschen, des Blondlings, zu schätzen wußte und zu schätzen weiß. Wenn sie nur auch das Innere, den Rasseninhalt desselben, entsprechend zu schätzen wüßte! Denn mit allen diesen Verschönerungen ist natürlich nichts erreicht, als höchstens das Aeußere des Menschen arisiert oder aroid gestaltet. Aber bei der heutigen Rassenmischuug in Europa gibt es Menschen, die dem Aeußern nach schöne Blondlinge sind, die jedoch im Innern oft so jämmerlich beschaffen sind, wie der gewöhnlichste gelbhäutige und sattelnasige slawo-mongolische Mischling. Andere wieder entfernen sich in ihrem Aeußern mehr oder weniger vom reinen Rassenarier, haben aber doch in ihrem Denken und Fühlen, in ihrem ganzen Charakter viel Germanisch-Arisches. Es dürfte eben im wesentlichen auf das Gehirn ankommen, dessen Funktionieren die Taten eines Menschen bestimmt. Aus diesen Taten erst können wir auf das Denken und Fühlen eines Menschen zurückschließen, auf das Denken und Fühlen, welches in der Gehirnkapsel vor sich geht, und deren Inhalt wohl noch nicht genügend erforscht ist.



## Bücherbesprechungen.



**Plate, L.,** Der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag und zugleich ein Wort gegen Joh. Reinke. Mit 14 Textfiguren. Leipzig 1909, B. G. Teubner.

Diese vor einem Jahr in der Berliner Ortsgruppe des Deutschen Monistenbundes gehaltene Rede ist darum beachtenswert, weil sie das wissenschaftliche Glaubensbekenntnis des Nachfolgers Haeckels auf dem Lehrstuhl in Jena enthält: „wir sind nur ein Glied in dieser gewaltigen Kette des Lebendigen, und dieselben Gesetze des Lebens und des Todes beherrschen uns wie die Tiere und Pflanzen". Der Redner, ein ebenso tüchtiger wie maßvoller Forscher, führt sieben verschiedene Beweise für die Richtigkeit der Abstammungslehre, d. h. der Entwicklung des Verwickelten aus dem Einfachen, auf, den naturphilosophischen, systematischen, paläontologischen, anatomischen, embryologischen, geographischen und den der Veränderlichkeit, und bekämpft mit triftigen, sachlichen Gründen deren ganze und halbe Gegner, wie Fleischmann, Reinke, Wasmann u. a. In dem neuerdings lebhaft entbrannten Streit zwischen Vitalismus, Lamarckismus und Darwinismus im engeren Sinn nimmt er eine vermittelnde Stellung ein, und sein Geständnis, daß sich in der Streitfrage, ob sich erworbene Eigenschaften vererben können, „das Zünglein der Wage zugunsten Lamarcks" neigt, ist sehr bemerkenswert. Es „gibt Tatsachen, die ohne diese Voraussetzung (daß sich Neuerwerbungen vererben) völlig unverständlich blieben". Nach meiner eigenen Anschauung legt Plate immer noch etwas zuviel Gewicht auf die Mitwirkung der Auslese bei der Artenbildung. Um seine Ansichten kurz zusammenzufassen, führe ich am besten die Schlußsätze seines inhalt- und gedankenreichen Vortrags an:

„Das Darwinsche Selektionsprinzip (bietet) bis jetzt die einzige Möglichkeit zur Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit. . . .

Die Vererbung von Gebrauchswirkungen kann mit guten Gründen wahrscheinlich gemacht werden, falls diese Wirkungen sich über viele Generationen erstrecken.

Die De Vriessche Mutationstheorie bietet nichts prinzipiell Neues, sondern ist nur eine eingeengte Selektionstheorie, weil De Vries sich an Weismann in der Ablehnung einer Vererbung erworbener Eigenschaften anlehnt. Die Mutationen sind weiter nichts als erbliche Variationen. . . ."

Für den Anthropologen im besonderen sei hervorgehoben, daß auch der Verfasser die Bezeichnung Homo primigenius für die älteste Menschenart angenommen hat, daß er den javanischen Vormenschen (Pithecanthropus erectus Dubois) für einen ausgestorbenen Seitenast hält, der aber trotz verhältnismäßig geringem geologischem Alter seine Bedeutung als „Zwischenform" behält, daß endlich die jetzt lebenden Großaffen unsere „Vettern", nicht unsere Vorfahren sind. Es entspricht dies durchaus der von mir seit vielen Jahren vertretenen Auffassung.

Ludwig Wilser.

**Bericht** über die Prähistoriker-Versammlung am 23.—31. Juli 1907 zur Eröffnung des Anthropologischen Museums in Köln. Herausgegeben von der Kölner Anthropologischen Gesellschaft. Mit 193 Abbildungen im Text und 5 Tafeln. Köln 1908, Druck von A. Dauer.

Aus dem reichen Inhalt dieses Verhandlungsberichtes greife ich nur einiges heraus, das mir für die Vorgeschichte des Menschengeschlechts besonders wichtig erscheint. In einem Vortrag über „Schwedische Kunst und Industrie während der Steinzeit und Bronzezeit" entwickelt Montelius seine bekannte, von mir nicht geteilte Ansicht, daß der Norden fast alles „dem Einflusse aus dem Süden und Westen Europas zu verdanken" hat. Kollmann weist „die Neandertal-Spy-Gruppe" dem „rezenten Menschen" zu, eine Ansicht, die einer Widerlegung kaum bedarf. Rutot, Hahne, Verworn u. A. verbreiten sich über die Eolithenfrage mit dem Endergebnis, daß tatsächlich tertiäre Steinwerkzeuge anzunehmen seien. Ganz geklärt scheint mir die Frage noch nicht. Bächler berichtet über die wichtigen paläolithischen Fundstätten in der „Wildkirchli-Ebenalphöhle". Die Ausführungen Steinmanns über „das Alter des Menschen in Argentinien" richten sich gegen Ameghino. Wüst und Hahne besprechen die Funde von „Weimar, Ehringsdorf und Taubach", wo sich Spuren und Ueberbleibsel des H. primigenius gleichzeitig mit Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii gezeigt haben. Aus Hausers Mitteilungen über „Neue Grabungen und Funde in La Micoque" geht hervor, daß letztere zwischen Moustérien und Solutréen ungefähr in der Mitte stehen. Die „Kinnbildung des H. primigenius" behandelt Gorjanovic-Kramberger und kommt zu dem Schluß, daß das Kinn „ein bloß aus mechanischen Ursachen erfolgtes Gebilde" ist, aus zurückgegangener Prognathie und Lageveränderung der Vorderzähne „als eine entsprechende Verstärkung der vorderen Kinnplatte entstanden". Reinhardts „Chronologie vom Miocän bis zum Ende der Eiszeit", die dem Menschengeschlecht eine Entwicklungszeit von drei Millionen Jahren zuschreibt, wird man nur als ungefähre, nicht als zuverlässige Schätzung gelten lassen können. Nach Nüesch, „das Schichtenprofil des Schweizerbildes", sind seit der dortigen Ansiedelung des Menschen nicht hunderttausende, sondern nur etwa 24000 Jahre verflossen. Von Wichtigkeit ist Rutots Vergleichung der belgischen und der skandinavischen Steinzeit. Nach seiner Ansicht entspricht das Tardenoisien der Zeit von Maglemose, das Campignien der der Kjökkenmöddinger. Die Vermutungen Försters über „die Hautfarbe des Menschen in der frühen Nacheiszeit" sind zum mindesten als sehr unsicher zu betrachten. Ludwig Wilser.

**Schirmeisen, K.,** Die arischen Göttergestalten. Allgemein verständliche Untersuchungen über ihre Abstammung und Entstehungszeit. Brünn 1909, C. Winiker.

Schon an einer früheren Veröffentlichung des Verfassers habe ich gezeigt (VIII, 2), wie die von ihm eingeschlagene Bahn auf Abwege führen kann. Das gilt auch für sein neuestes, viel umfangreicheres, eine Fülle von Arbeit einschließendes Werk. Ganz gewiß haben die Arier im engeren Sinne, d. h. die Perser und Inder, bei ihrer west-östlichen Wanderung aus ihrer europäischen Urheimat neben anderen Kulturgütern auch schon eine ausgebildete Götterlehre mitgebracht. Aber die Entstehung der einzelnen Göttergestalten in die verschiedenen Abschnitte unserer Steinzeit zurückführen zu wollen, ist ein reines Spiel der Einbildungskraft und wissenschaftlicher Beweisführung nicht zugänglich. Aus jenen weit entfernten Zeiten sind uns ja nicht einmal Völkernamen bekannt, sondern nur an den bestatteten Gerippen sich ausprägende Rassenmerkmale. Auch die Ausdehnung des erst kurz vor Cäsars gallischem Krieg entstandenen Germanennamens auf das indogermanische Urvolk ist ein Mißbrauch. Gewisse Götternamen gehen ja zweifellos von Nordwesteuropa bis nach Indien durch, so z. B. Tius (Tyr, Ziu) — Jupiter — Zeus — Dyaus, Ostara — Aurora — Eos — Ushas u. a., aber dabei haben doch mancherlei Verschiebungen stattgefunden; so ist beispielsweise Tyr — Ziu bei den geschichtlichen Germanen nicht mehr oberster Himmelsherr, sondern Kriegsgott. Allzuweit möchte ich den Leser nicht in den Irrgarten der altindischen Göttersagen einführen, nur einiges darf ich vielleicht herausgreifen. Die Asvin oder „Roßherren" (skr. açva, lat. equus, gr. hippos, got. aihva, ahd. ehu) werden ganz richtig mit den griechischen Dioskuren, den lugisch-germanischen Zwillingsbrüdern in Verbindung gebracht und von ihrem „Heimatland" an den „Ostseeküsten" hergeleitet. Sie wurden ja auch als Doppelgestirn (lucida sidera bei Horaz) verehrt, und darum ist ihr germanischer Name Alken (nach Schirmeisen „bisher nicht genügend erklärt") leicht verständ-

lich, nämlich aus der „Glanz“ bedeutenden, in zahlreichen griechischen (Alkmene = „glänzender Mond“) und germanischen (Alkuin = „herrlicher Freund“) Eigennamen und in den griechischen (elektron) und angelsächsischen (eolcsand = „glänzender Sand“) Bezeichnungen für Bernstein enthaltenen Wurzel alk. — Die Einleitung ist nicht erschöpfend und enthält mancherlei Irrtümer. So ist z. B. die älteste Menschenart (Homo primigenius) in unserm Weltteil, „dem Sammelplatz der besten menschlichen Auslese“, keineswegs aus Afrika, über frühere „Länderbrücken“ eingewandert, sondern der Strom des Lebens, dem auch der Mensch angehört, hatte gerade eine umgekehrte Richtung; das aus 16 Zeichen bestehende Futhork ist nicht die „älteste“, sondern im Gegenteil die jüngste Gestalt der Runenschrift usw. — Immerhin darf das sehr viel lehrreichen Stoff enthaltende Buch als wertvolles Glied in der Kette der Beweise für die europäische Abstammung der Indogermanen willkommen geheißen werden. Ludwig Wilser.

**Rheinhard, Dr. W.,** Der Mensch als Tierrasse und seine Triebe. Beiträge zu Darwin und Nietzsche. Leipzig, Verlag von Theod. Thomas. 234 S., 3,60 M.

Verf. ist überzeugter Monist und gibt hier ein anschauliches, auf monistischer Basis ruhendes Bild von der Entwicklung der anorganischen und organischen Welt, um sodann speziell zum Menschen überzugehen.

„Was wirklich ist, immer war und nie vergeht, sind zwei Faktoren: ein meist sichtbarer, die Materie, ein unsichtbarer, die Triebe. Letztere sind eine Vereinigung von Kraft und Willen, im Grunde eine Einheit, gehen aber nach Wirkungsart und Richtung auseinander, daher man vier Triebe unterscheiden kann (die physikalischen Triebe, anzuziehen und abzustoßen, die chemischen Triebe anzuziehen und abzustoßen). Beides, Materie und Triebe, kommen nie ohne einander vor, keines ist früher oder später da als das andere, und keines kann etwa nur als Eigenschaft oder Produkt des anderen bezeichnet werden.“ Und weiter: „Materie und Triebe wirken stets auf- und gegeneinander. Form und Produkt dieses Gegeneinanderwirkens von Materie und Trieb sind Bewegung, Wärme, Licht, Schall usw. Die verschiedenen Wirkungsarten der Triebe ergeben sodann ein beständiges Sichanziehen und Sichabstoßen der Materie, eine beständige Formveränderung derselben, kurz, die Entwicklung der Elemente, Elementverbindungen und der anorganischen und organischen Welt. Diese Entwicklung und Formveränderung ist ein beständiges, ruheloses, zweckloses Anderswerden, Andersscheinen, aber nie ein absoluter Fortschritt.“

Unter dem Gesichtswinkel der letzteren Bemerkung faßt R. auch das Heraufkommen der höheren Säuger, insbesondere die Entwicklung des Menschen auf. In „Anpassung, Vereinseitigung, Veränderung, aber keinem Vollkommenerwerden“ sieht er den „Sinn der Lehre Darwins“. So nötigt ihm auch der komplizierte Organismus des Menschen zwar Bewunderung, doch nicht die Ueberzeugung ab, daß er an sich etwas Vollkommeneres sei als etwa die Monere.

„Wenn wir all das Gesagte zusammenfassen“, so heißt es da, „sehen wir, daß wir als einzelne durch die Kultur zwar an Intelligenz gewonnen haben, aber deshalb doch weder weiser, noch besser, noch glücklicher geworden sind, daß wir ferner nur um soviel Grade mehr Herr über die Natur geworden sind, als wir mehr Sklaven der Natur wie auch unserer Mitmenschen — also wieder der Natur — geworden sind, und daß wir, was wir geistig gewonnen, körperlich verloren haben. Unter diesen Umständen aber wird man nicht behaupten können, daß wir ein absoluter Fortschritt, etwas Vollkommeneres dem Wilden gegenüber sind.“

Das ganze Buch hält sich in diesem wenig zukunftsfreudigen Tone und ist ein gehöriger, der größenwahnsinnigen Kulturmenschheit aufgesetzter Dämpfer. Ich glaube jedoch nicht, daß es den Beifall weiterer Kreise finden wird. Denn abgesehen von allerhand Widersprüchen, an denen es im einzelnen leidet, gilt auch für einen Teil der wissenschaftlichen Welt noch heute der Satz, daß die Welt getäuscht sein will. Im letzten Grunde sind ja Optimismus wie Pessimismus in wissenschaftlichen Theorien weniger Sache der Erkenntnis, als vielmehr der Konstitution, und jeder Magen bedarf eben der Kost, welche er verdauen kann.

Dr. G. Lomer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische
VIII. 7. Revue 1909.
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

# Beiträge zur Rassenphysiologie und Rassenpathologie.

Dr. L. Sofer.

I.

Nicht minder wichtig als die Erforschung der geistigen Arbeit einer Rasse ist das Studium ihrer körperlichen Lebensprozesse, sowohl unter normalen Bedingungen (Rassenphysiologie), als auch unter abnormalen (Rassenpathologie).

Hier kommt vor allem die Vererbung in Betracht, deren letzte und wichtigste Grundlage die Chromosomen sind. Bei der Befruchtung vereinigt sich der Kern der (männlichen) Samenzelle mit dem Kerne der (weiblichen) Eizelle, wodurch beide Elternteile an der Entwicklung des neuen Lebewesens sich beteiligen. Dabei bilden sich in beiden Kernen scharf begrenzte, bandförmige Körperchen, eben die Chromosomen, die beim Menschen in der Viereranzahl vorhanden sind. Beim Zusammentritt der männlichen und weiblichen Keimzelle findet aber keine Verdoppelung der Chromosomen statt, die stets eine konstante Zahl darstellen, sondern vor der Befruchtung wird sowohl in der männlichen wie in der weiblichen Keimzelle die Anzahl der Chromosomen auf die Hälfte reduziert. Dabei findet nicht nur eine Reduktion, sondern auch eine Kombination der Chromosomen statt. Bezeichnen wir die vier Chromosomen mit A, B, C, D, so sind die möglichen Kombinationen AB, AC, AD, BC, BD, CD. Die einzelnen reifen Keimzellen enthalten je zwei von diesen Kombinationen. Damit ist neben der regulierenden Macht der Vererbung auch dem Spiel der Variation Raum gewährt. Da nämlich bei der Erzeugung jedes neuen Individuums jedesmal eine andere Kombination zur Verwendung kommen kann, so erklärt sich die Verschiedenartigkeit der Vererbung bei Kindern derselben Eltern.

Beim Vererbungsmoment als solchem unterscheiden wir ein allgemeines, alle Glieder einer Art umfassendes, also rassenmäßiges, und ein spezielles, individuelles. Durch die Vererbung können sowohl das Leben fördernde, als auch — bei fehlerhafter Keimesanlage — das Leben schädigende Eigenschaften übertragen werden. Die unmittelbare Vererbung bestimmter Krankheiten ist aber die Aus-

nahme; sie ist bei Tuberkulose und Syphilis beobachtet worden. Die Regel ist, daß eine mehr allgemeine Körperschwäche, die je nach der Lage der einzelnen belasteten Person, je nach den äußeren oder inneren Einflüssen, die auf sie während des Lebens einwirken, bald in einer, bald in einer anderen Krankheit oder Mißbildung sich äußert, übertragen wird. Und zwar kommen hier in Betracht: Farbenblindheit (Daltonismus), Gesichts- resp. Gaumenspalten, Hämophilie (Bluterkrankheit), dann Gicht, Diabetes (Zuckerkrankheit), Fettleibigkeit, Geistes- und Nervenkrankheiten jeglicher Art, Tuberkulose, Skrophulose, Kropf und Basedowsche Krankheit, ferner Schiefhals, Fingerverwachsung und überzählige Finger oder Zehen. Unter den inneren Einflüssen, die die schlummernde Anlage der Krankheit erwecken, spielt der Alkoholismus seine bekannte, verderbliche Rolle.

Natürlich werden auch günstige Eigenschaften vererbt; unter ihnen erweckt besonders die Giftfestigkeit (Immunität) unser Interesse. Daniel Konradi hat nach dem „Centralbl. f. Bakteriologie", Bd. 46, H. 1 u. 2, über die Vererbbarkeit der Immunität Versuche an Hunden angestellt; dieselben wurden mit dem Gifte der Tollwut infiziert. K. kommt zum Schlusse, daß die künstlich erworbene, aktive Immunität von kürzerer Dauer ist, als die ererbte der Jungen. Die Nachkommen können solche Eigenschaften erwerben, die die Eltern eine geraume Zeit vor der Begattung sich erworben haben. Die Vererbung kann aber nicht als allgemeine Regel betrachtet werden, da Jungen ein- und desselben Wurfes ungleiches Verhalten zeigen.

Von den vererbten Eigenschaften müssen wir die angeborenen trennen. Mit dem Befruchtungsakt erschöpft sich das Vererbungsmoment; von da an rechnen wir die angeborenen Eigenschaften.

Bereits 1892 hat Ehrlich Untersuchungen angestellt, um zu erklären, weshalb eine ganze Reihe von infektiösen Krankheiten (Mumps, Scharlach, Masern usw.) den Säugling im ersten Lebensjahr sehr selten befallen. Er hat daraufhin angenommen, daß die Immunität nur von mütterlicher Seite auf die Nachkommenschaft übergeht. Dieses Gesetz wurde zwar von Charrin und Gley, Tizzoni und Centani bestritten, indessen auf Grund nicht stichhaltiger Experimente, wie dies Metschnikoff betont. Dagegen haben Vaillard und Wernicke das Resultat Ehrlichs bestätigt. Bei einer ganzen Reihe von Intoxikationen (Ricin, Abrin, Tetanustoxin, Diphtherietoxin, Milzbrand, Vibrio Metschnikowii, Cholera) war der Vater durchaus nicht imstande, seine Immunität auf die Kinder zu übertragen. Nach Ehrlich sind die Nachkommen immuner Mütter nur deswegen immun, weil sie fertige Antikörper (Alexine) aus der Blutflüssigkeit des mütterlichen Organismus mit der Milch entnehmen. Diese Immunität gehört in die Kategorie der passiven Immunität (da der betreffende Organismus nicht erst selbst die Antikörper zu bilden braucht = aktive Immunität, sondern sie fertig bekommt). Ehrlich und Brieger haben an Mäusen, die nicht von immunen Mäusen stammten, aber von immunen Weibchen gesäugt wurden, nachgewiesen, daß die Jungen dadurch gegen Gifte, wie Rizin und Abrin, und gegen Tetanus(Starrkrampf)toxin immunisiert wurden. Bei der Säugung wird also dem Kinde eine hohe und wachsende Immunität verliehen. Sie dauert nach Aufhören des Stillens noch eine gewisse Zeit an, bis die Antikörper durch Ausscheidung aus dem

Organismus wieder verschwinden. Diese merkwürdige Erscheinung, daß die Antikörper vom Verdauungskanal des Säuglings resorbiert werden, während es nicht gelang, durch Verfütterung von Organteilen immuner Tiere an andere die Immunisierung zu bewirken, bringt Ehrlich in Zusammenhang mit der von Bunge nachgewiesenen äußerst genauen, sozusagen qualitativen Anpassung der Muttermilch an die Bedürfnisse des kindlichen Organismus. Die Milchdrüse übt offenbar die Tätigkeit aus, durch Auswahl aus den Säften die Schutzkörper (Alexine) in die Milch überzuführen. Moro meint, daß diese Antikörper in der Milch nicht nachweisbar sind, sondern erst durch die Verdauung frei gemacht werden, während v. Poehl annimmt, daß die Milch nicht nur solche Antikörper gegen bestimmte Krankheiten (Scharlach, Masern usw.) enthält, sondern Schutzkörper im allgemeinen Sinne, die die Widerstandskraft des kindlichen Organismus erhöhen.[1])

Ich will jedoch hier keine Propaganda zugunsten des Stillens der Säuglinge treiben, so notwendig sie ist, sondern hauptsächlich die Rückschlüsse auf das Leben der Rasse im Auge behalten. Die geringe Mortalität der Säuglinge in einigen südlichen Bezirken Italiens, wo eine mangelhafte Hygiene der Wohnungen in Gemeinschaft mit sozialem Elend menschenunwürdige Zustände erzeugt hat, wo aber das Selbststillen der Mutter usuell ist, ist ein Dokument des Stillens. Im Orient bekommen die Kinder der Türken und einiger Kaukasusvölker ganz allgemein Muttermilch, in der Regel zwei Jahre lang. Der mohammedanische Brauch schreibt den Müttern vor, ihre Kinder 30 Monate lang zu nähren: 10 Monate im Mutterleibe, 30 Monate an der Brust. Können die eigenen Mütter ihre Kinder nicht stillen, so nimmt eine Verwandte oder Nachbarin das Kind an ihre Brust und stillt es zugleich mit dem ihrigen. Ein Kind, das auf solche Weise die Milch einer anderen Mutter getrunken hat, tritt in ein neues Verwandtschaftsverhältnis ein und darf später weder vom Milchbruder, resp. der Schwester, noch von ihren Geschwistern geheiratet werden. Die Milchverwandtschaft führt also zur Blutverwandtschaft. In Europa säugen heute noch die Esthen, Schweden, Norweger und Steiermärker 2 bis 3 Jahre hindurch. In Süditalien, besonders bei den Neopolitanern, wird das Stillen bis zum 4., bei den Serben bis zum 5., bei den Griechen sogar bis zum 6. Jahre fortgesetzt. Die Eskimomütter säugen ihre Kinder allgemein 14 bis 15 Jahre lang, wenn auch längst andere Nahrung daneben gereicht wird, wobei der sinnliche Genuß, den die Mutter vom Säugen hat, auch eine Rolle spielt. Die südamerikanischen Indianerinnen dehnen das Säuggeschäft bis zum 5., die nordamerikanischen gar bis zum 12. Lebensjahre aus. In China und Japan trifft man sehr häufig noch auf zehnjährige Säuglinge. Die Frauen Australiens und Neuseelands, der Sandwichinseln, wie Samoas stillen bis zum Ende des 6. Lebensjahres.

---

[1]) Bucura (Wien) hat den Uebergang von Arzneimitteln aus der Milch säugender Mütter auf den Säugling studiert. Von 40 verschiedenen Medikamenten konnte er nur bei fünf mit Sicherheit ihre Anwesenheit in der Milch nachweisen, und zwar bei Aspirin, Jod, Kalomel, Arsen und Brom. Auffallend ist, daß Quecksilber nur bei der innerlichen Darreichung in Form von Kalomel sich in der Milch zeigte, während Quecksilbereinreibungen kein Quecksilber in die Milch übergehen ließen.

Nur kurz will ich bemerken, daß beim Stillen nicht nur biologische Vorteile, sondern auch — wenn die Mutter krank ist — Nachteile auf das Kind übertragen werden können.

II.

Prüfen wir nun den Einfluß der Rasse auf die Widerstandsfähigkeit gegenüber Krankheiten, so müssen wir den Satz vorausschicken, daß die etwaigen Immunitäten, die die eine Rasse besitzt und die andere Rassen entbehren, in der Regel stets sekundärer Natur sind, d. h. sie sind im Kampfe ums Dasein erworben und auf einem der genannten Wege vererbt oder übertragen, nicht an und für sich in dem betreffenden Organismus bedingt. So sehen wir, daß die Juden im Mittelalter der Pest erfolgreichen Widerstand leisteten, dagegen von der Cholera, als einer ihnen unbekannten Seuche, noch stärker hinweggerafft wurden, als die übrige Bevölkerung. „Wie man im Mittelalter die Juden wegen ihrer Immunisierung gegen die Pest verbrannt hatte, so vertrieb man sie jetzt als Träger der Cholera aus mehreren Städten." Stievenard berichtet im Journal de Bruxelles Nr. 14, 1908, daß der Scharlach seit einigen Jahren in Brüssel endemisch ist, dafür aber sehr von seiner Giftigkeit und Bösartigkeit eingebüßt hat. Die Komplikationen sind seltener und die Anzahl der Todesfälle beträchtlich geringer geworden, als dem bei früheren Epidemien beobachteten Durchschnitt entspricht.

Die Rassen sind also a priori gleich im Kampfe gegen die Seuchen; sie erwerben erst a posteriori durch das Ueberstehen der Seuchen eine gewisse Widerstandskraft. Allerdings muß der Satz in gewissem Grade eingeschränkt werden. Erstens verändert die Verschiedenheit des Klimas und des Bodens, die stärkere oder schwächere Ausbreitung des Alkoholismus das sonst gleichmäßige Bild der Rassenpathologie, und zweitens muß man in gewissem Sinne eine spezifische Rassenpathologie gelten lassen.

So stelle ich den Satz auf: der Habitus phthisicus (paralyticus) ist das pathologische Spiegelbild der nordischen Rasse, der habitus apoplecticus das pathologische Spiegelbild der alpinen, brachycephalen Rasse.

Das heißt natürlich nicht, daß die Phthise ein — trauriges — Privilegium der nordischen Rasse, und die Neigung zum Schlagfluß ein solches der alpinen Rasse ist. Beide pathologische Erscheinungen können bei beiden Rassen vorkommen, aber die nordische ist schon durch ihren Körperbau, durch ihre Organisation sozusagen prädestiniert für die Tuberkulose, ihr daher in höherem Grade ausgesetzt, ebenso wie die alpine den mit dem apoplektischen Habitus zusammenhängenden Krankheiten.

Der schmächtige Brustkorb beeinträchtigt die Entwicklung der Lunge, besonders der Spitzen, die eine Lieblingsstelle zur Ansiedelung der Tuberkelbazillen sind; einem schmächtigen Thorax entspricht aber auch ein schmächtiges Herz, das gerade für die Tuberkulose prognostisch ungünstig wirkt. Je länger die Extremitäten, um so größer ist ferner die Arbeit des Herzens. Da aber das Herz an und für sich hier schwächer ist, so kann es der größeren Arbeit um so weniger genügen; um so blutärmer werden die Lungen sein, um so rascher sich der

Krankheitsprozeß entwickeln. Dies gilt für die nordische Rasse. Die alpine Rasse mit ihrem breiten Brustkasten, gut entwickelten Herzen, kürzeren Extremitäten bietet einen ungünstigen Boden für die Tuberkulose. So erklärt sich auch die verhältnismäßige Seltenheit dieser Krankheit bei den Juden, als Angehörigen der alpinen Rasse.

Der apoplektische Habitus andererseits ist gekennzeichnet durch mittlere Größe, Fettansatz, breite Brust, kurzen, gedrungenen Hals, rundes Gesicht; er geht oft Hand in Hand mit Lungenblähung und Herzvergrößerung, ist also gleichsam eine Verzerrung des alpinen Typus. Die Neigung zu Gehirnblutungen rührt davon her, daß die massive Gehirnentwicklung eine reiche Gefäßverteilung mit sich bringt, die wiederum eine breite Angriffsfläche für Schädlichkeiten aller Art darstellt. Damit vergesellschaftet sind auch Verdauungsstörungen, die mit der Neigung dieser Rasse zum Fettansatz zusammenhängen.

Damit ist die spezifische Rassenpathologie nicht erschöpft. Die brünette Komplexion resp. die dunkle Hautfarbe bedeutet sicher in den Tropen einen biologischen Vorteil sowohl in bezug auf die Arbeitsfähigkeit, als auch die Fortpflanzung, wenn auch über seine Größe die Meinungen auseinandergehen. Darwin schreibt: „Dr. Sharpe bemerkt auch, daß die Tropensonne, die eine weiße Haut versengt und Blasen auf ihr hervorbringt, einer schwarzen überhaupt nicht schädlich sei; das rühre nicht von der Gewohnheit her, denn oft werden Kinder von 6—8 Monaten nackt umhergetragen, ohne daß sie angegriffen werden. Ein Arzt versicherte mir, daß bis vor einigen Jahren seine Hände während des Sommers, aber nicht während des Winters, hellbraune Flecken bekamen, ähnlich den Sommersprossen, jedoch größer, und daß diese Flecken von der Sonnenglut nicht angegriffen würden, während die weißen Hautstellen häufig entzündet waren und sich mit Blasen bedeckten. Auch bei niedrigeren Tieren besteht ein konstitutioneller Unterschied in der Empfindlichkeit für die Wirkung der Sonne zwischen denjenigen Teilen der Haut, die mit weißen Haaren bedeckt sind, und anderen Teilen."

Die biologische Wichtigkeit des Farbstoffes können wir an solchen Individuen, die gar keinen Farbstoff haben (Albinos), studieren. Die Albinos gehen mit geschlossenen Augen einher und zeigen in ihrem ganzen Verhalten, daß sie nicht funktionstüchtig, nicht akkommodationsfähig sind. Jene Rassen sind gegen physikalische und chemische Agentien akkommodationsfähig, die Farbstoff aufweisen. Die Sonnenstrahlen rufen Entzündungen in der Haut hervor, und dagegen schützt sich die Haut durch Bräunung; das ist auch den wilden Völkerschaften bekannt, die sich, bevor sie in der Sonnenhitze eine Bootfahrt unternehmen, mit schwarzer Farbe bestreichen.

Ob die auffallend geringe Widerstandsfähigkeit der Neger gegenüber der Tuberkulose eine spezifische Rasseneigentümlichkeit darstellt oder aber ihre Ursache hat in den schlechten hygienischen Verhältnissen, unter denen sie leben, lasse ich dahingestellt. Für die erstere Annahme spricht die Beobachtung Dr. Ibrahim Paschas, daß in Aegypten Neger und Einwanderer aus heißen Gegenden in geradezu mörderischer Weise von der Tuberkulose heimgesucht werden. 80 pCt. aller Todesfälle der Neger sind dadurch bedingt. Je dunkler die Haut, um so bösartiger die Tuberkulose. (Wiener klin. Wochenschr. 1903, Nr. 3.)

Jedenfalls besteht keine Rassen-Immunität der Neger gegenüber der Malaria oder dem gelben Fieber. In den Vereinigten Staaten sind die farbigen Rassen (hauptsächlich Neger) viel mehr der Malaria ausgesetzt als die europäischen. So entfielen im Jahre 1900 bei den Farbigen 60 Malariasterbefälle auf 100000 Einwohner, bei den Europäern aber nur 6,5. Wenn man auch dabei in Betracht ziehen muß, daß die Neger hauptsächlich die Malariadistrikte bewohnen, und in den ländlichen Bezirken der Nordoststaaten die Sterblichkeitsrate an Malaria bei allen Rassen gleich ist, so beweist die Statistik jedenfalls, daß eine Immunität der Neger gegen die Malaria nicht besteht.

Ebenso hat sich die Immunität der Franzosen und Araber gegen das Mittelmeer- (Malta-) Fieber als nicht vorhanden erwiesen. Chathoire beobachtete nach der „Revue de médecine, Mai 1906" bei Soldaten dieser Rassen diese Krankheit, die 3 pCt. der Garnison von Malta befällt und in Tunis bis jetzt nur Malteser und Juden ergriffen hatte.

III.

Die vergleichende Rassenpathologie, wenn wir so das Studium der verschiedenen oder gleichen Reaktion der Rassen auf bestimmte Krankheiten nennen wollen, harrt noch im allgemeinen ihrer Bearbeitung. Verhältnismäßig am besten sind wir über die Rolle der Syphilis bei verschiedenen Rassen unterrichtet.

E. Rothschuh spricht sich neuerdings im Sinne Blochs aus, daß die Syphilis amerikanischen Ursprungs ist. (Archiv f. Schiffs- und Tropenhygiene XII, 1908.) Hierfür spricht das überaus milde Auftreten der Krankheit bei den Indianern, das auf eine Durchseuchung durch viele Generationen hinweist. Bei den zentralamerikanischen Völkern verläuft die Syphilis um so leichter, je mehr Indianerblut vorhanden, am leichtesten bei der fast rein indianischen Bevölkerung Mexikos, sowie in den Indianerbezirken von Nicaragua, Guatemala, bei den stark mit indianischer Rasse gemischten Einwohnern von Honduras, und in dem Mestizenhafen Puntarenas in Costa Rica: die Syphilis der Indianer kann durch die gebräuchlichen Abkochungen von Sarsaparilla und Guajakholz (also durch sehr milde Mittel) zur Abheilung gebracht werden. Die Indianer besitzen also eine gewisse erworbene Immunität. Schwerer verläuft die Syphilis bei den Mischlingen und am schwersten bei den Vollbluteuropäern.

Die Syphilisfrage hat aber noch eine andere Seite. Ganz unabhängig davon, ob die Krankheit milde oder heftig auftritt, beobachten wir in Europa als Nachkrankheit die Gehirnerweichung (Paralysis progressiva) und die Rückenmarkdarre (Tabes). Anderseits wird von mehreren Autoren berichtet, daß die Syphilis in den exotischen Gegenden, in denen sie geradezu endemisch ist, selten oder nie diese gefürchteten Nachkrankheiten, die erst den wahren Schrecken der Syphilis ausmachen, nach sich zieht. Dieser Unterschied ist um so wichtiger, als der Zusammenhang zwischen Syphilis und der Paralyse, der früher nicht unbestritten war, heute zweifellos feststeht, ebenso (wenn auch hier mit einer verminderten Sicherheit) der Zusammenhang zwischen Syphilis und der Tabes.

Hans Ziemann schreibt über diesen Punkt in der Deutsch. med. Wochenschrift 1907, 52: „Ich habe in den Küstengegenden Afrikas,

wo Syphilis viel erheblicher verbreitet ist, als man früher annehmen konnte, in jahrelanger, ausgedehnter Praxis noch keinen einzigen Fall von progressiver Paralyse bei der farbigen Rasse gesehen, wobei ich speziell die zum Teil recht intelligenten Neger Oberguineas im Auge habe[1]); ja, sie scheint sich auch auffallend selten bei den Europäern in den Tropen zu entwickeln, bei denen die Syphilis wahrlich nicht selten ist. Noch viel auffallender ist die Seltenheit der progressiven Paralyse in Westindien.“ Ziemann hat Gelegenheit gehabt, die sehr großen Eingeborenenspitäler und Irrenhäuser Trinidads und Jamaikas zu besuchen; auch da hat er keinen sicheren und ausgesprochenen Fall von Paralyse bei Eingeborenen ausfindig machen können. Die englischen Aerzte bestätigten die ungemeine Seltenheit der Paralyse in jenen Gegenden bei der europäischen Rasse. In Venezuela besteht die Bevölkerung nur zum kleinen Teil aus reinen Spaniern. Sie ist hauptsächlich eine Mischbevölkerung von Indianern und Spaniern, der in der Küstengegend auch Negerblut beigemischt ist. Dort hat die Syphilis eine geradezu ungeheuere Verbreitung gewonnen; die Aerzte in Caracas und Valencia erklärten, daß wohl 50 pCt. der Bevölkerung syphilitisch infiziert seien. Trotzdem fand Ziemann keinen Fall von progressiver Paralyse. Dagegen berichten amerikanische Aerzte, daß diese Folgekrankheit in den Vereinigten Staaten, wo die Syphilis häufig vorkommt, bei den Negern ziemlich verbreitet ist.

In Japan ist nach B a e l z die Syphilis ebenfalls zu Hause; trotzdem war die Paralyse bisher äußerst selten. Erst nach dem rapiden Aufschwung in den letzten Jahren hätten sowohl er, wie seine japanischen Kollegen ein schnelles Häufigerwerden der Paralyse bemerkt. Auch im Südosten Europas, wo die Syphilis in manchen Gegenden endemisch ist (so die Skerlievo-Krankheit in Dalmatien), ist die Paralyse selten. Aus alledem zieht Ziemann den Schluß, daß außer der Syphilis noch andere, allgemeine ätiologische Momente beim Zustandekommen der progressiven Paralyse zu berücksichtigen sind. Dabei spielt der Kampf ums Dasein, der speziell in der gemäßigten Zone zu führen ist, und dem die schwächeren Gehirne erliegen, die Hauptrolle.

Die Theorie Ziemanns ist nicht neu. Schon Krafft-Ebing forderte für die Paralyse: Syphilisation u n d Z i v i l i s a t i o n. Ferner berührt sie sich mit der A u f b r a u c h s t h e o r i e L. E d i n g e r s.

Ich füge hinzu, daß man auch das gehäufte Auftreten der Paralyse bei den Juden, die nicht häufiger (vielleicht seltener) an Syphilis erkranken, als die übrige Bevölkerung, aber prozentual öfters an Paralyse erkranken, mit dem schärferen Kampf ums Dasein, den sie zu bestehen haben, ungezwungen erklären kann. Edinger führt noch die Beobachtung Rabows an, daß die Paralyse bei der in der Schweiz lebenden Bevölkerung selten, bei den aus der Fremde Zurückkehrenden relativ häufig ist. (Med. Klinik, 1908, Nr. 28.)

J e a n s e l m e sprach in der Pariser Societé de Dermatologie et Syphiligraphie über die Syphilis bei der g e l b e n R a s s e. Die Syphilis des Nervensystems ist bei ihr viel seltener als in Europa, nimmt aber im Verhältnis des Fortschritts der Zivilisation zu. Die europäischen

---

[1]) S c h e u b e nimmt sogar eine gewisse Immunität der afrikanischen Neger gegen Syphilis an.

Aerzte in China und Tonking erklären einstimmig, daß die Nervensyphilis nur bei hochkultivierten Eingeborenen und bei Weißen vorkommt. Neisser erklärt, daß auf Java die Syphilis des Nervensystems selten sei.

Damit steht nicht im Widerspruch, daß Le Marie die Legende von der Immunität der syphilitischen Araber gegen die allgemeine Paralyse zerstört (Revue de médecine, Mai 1906). Die Araber sind eben ein Volk mit alter Kultur, wenn sie auch heute im Vergleiche mit den europäischen Völkern niedrig stehen. Daher leiden sie auch unter den Schattenseiten der Kultur. Le Marie stützt seine Ueberzeugung auf die Statistik des Asyls Abassieh zu Kairo, das im Verlaufe von 10 Jahren (1894—1904) etwa 3600 Zugänge hatte, worunter die Eingeborenen das Hauptkontingent ($^4/_5$) bildeten. 6 pCt. der jährlich neu Aufgenommenen leiden an allgemeiner Paralyse, die allerdings in den Pariser Irrenanstalten 12 pCt. ausmacht. Die Araber partizipieren an jenen Fällen mit 75 pCt., d. h. im Mittel beträgt der Prozentsatz der eintretenden Araber, die an allgemeiner Paralyse leiden, 4,5 pCt. Die Form der allgemeinen Paralyse schien eine speziell konstante zu sein, nämlich die einfache mit Dementia und ohne charakteristische Delirien. Uebereinstimmend berichtet Dr. Wolff aus Syrien, daß 6—8 pCt. der Irren an progressiver Paralyse leiden.

---

## Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanen-Heimat.

Th. Bieder.

### V.

### 1836—1860.

Im Jahre 1835 gab Dr. K. Halling eine „Geschichte der Skythen" als ersten Band einer Geschichte der Deutschen heraus, deren Entwicklungsgang sich durch Hallings Worte ergibt: „Der erste Band soll die Geschichte der Skythen in Asien bis zu ihrer Wanderung nach Europa enthalten, und hier ist die skythische Geschichte mit der des baktrischen Sonnenlandes fast identisch, da beinahe alle über dieses Reich erhaltenen Berichte die Skythen mit betreffen. Der zweite Band soll die Geschichte des Skythenvolkes in Europa bis zur dritten vorchristlichen Völkerwanderung, d. i. der Einwanderung der Allanen-Massageten nach Osteuropa und dem durch dieses Ereignis veranlaßten Einbruch der Sarmaten in das östliche Deutschland und der Kimbern in Italien, enthalten. Der dritte Band soll mit dem Beweise, daß jene skythischen Allanen-Massageten und die älteren Skythen unter Geten und Ostgoten sich verlieren, und sodann mit der Geschichte der deutschen Völker beginnen, und diese beabsichtigen wir in vier Bänden zu liefern."

So wenig wir uns mit diesem Gedankengange werden befreunden können, so ist doch Hallings Werk als Zeiterscheinung — dem Inhalt wie der Form nach — bedeutend. Gerade um jene Zeit, die mit 1835 beginnt, läßt sich ein vertieftes Interesse an der Urgeschichte der

Menschheit im allgemeinen, der europäischen Menschheit im besonderen, konstatieren, und es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Jahre 1835—1837 besonders reich sind an literarischen Erzeugnissen, die wir noch heute und vielleicht für alle Zeiten als hochbedeutend ansprechen müssen. Dahin gehören außer den schon besprochenen Schriften Menzels und Clements die von Heeren und Ukert herausgegebene Sammlung „Geschichte der europäischen Staaten", Jacob Grimms deutsche Mythologie (1835), Wilhelm von Humboldts Werk „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts" (1836), Dr. Gustav Klemms „Handbuch der germanischen Altertumskunde" (1836), Kaspar Zeuß' „Die Deutschen und die Nachbarstämme" (1837), ein Buch, das nach Müllenhoffs Zeugnis (Deutsche Altertumskunde IV) auch die ferneren sprachgeschichtlichen Arbeiten Jacob Grimms beeinflußt hat, und Thomsens Leitfaden zur nordischen Altertumskunde (1837)[1]).

Außerdem wurden die Interessen für die deutschen Altertümer durch Zusammenschluß in den rasch aufblühenden Altertumsvereinen zentralisiert. In der Hauptversammlung des Historischen Vereins zu Darmstadt 1845 wurde festgestellt, daß es etwa 60 deutsche Altertumsvereine gäbe mit etwa 9000 Mitgliedern. Es war somit genügend Gelegenheit vorhanden, belebend auf die Anschauung von der germanischen Vorzeit und — was in enger Verbindung damit steht, wie sich immer klarer herausstellte — von der Weltstellung des Germanentums einzuwirken. Der Gedanke eines „germanischen Europas" (Titel einer 1836 datierten, aber schon im Herbst 1835 erschienenen Schrift G. B. Mendelssohns) konnte an Ausbreitung gewinnen. Auf besondere Beispiele dafür hinzuweisen, wird noch des öfteren Gelegenheit sein. Daneben zeigte sich aber schon eine Strömung — deren Ursprung sich bis ins 18. Jahrhundert hinein verfolgen läßt — die das keltische Element auf Kosten des germanischen bevorzugte. Die Germanen wurden bei ihr zu einem „keltischen Volksstamme". So drückt sich das bekannte latein. Wörterbuch von Georges aus (zwei Stichproben aus den Auflagen von 1838 und 1861). Diese sog. Keltomanie hielt namentlich um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts die Fachgelehrten in Spannung; für ihren letzten Ausläufer halte ich Dr. Rieckes 1872 erschienene Schrift „Die Schichtung der Völker und Sprachen in Deutschland".

Die vorhin genannten Werke aus den Jahren 1835—37 stehen nun zwar mit derartigen Kämpfen und Verirrungen in keinerlei Verbindung; wenn jedoch eines unter ihnen manche Angriffspunkte bot, die in der Natur des Gegenstandes lagen, so war es Klemms Handbuch der germanischen Altertumskunde. Wer in ihm die Grundideen der als Vorläuferin Gobineaus angesprochenen „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" (1843 beginnend) wiederzufinden hofft, wird enttäuscht sein. Unter Berufung auf J. G. Hauptmanns „comparatio brevior Germanorum antiquorum et hodiernarum Americae borealis

[1]) Ueber einige Vorläufer Thomsens auf deutschem Boden, s. L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, 1889, Einleitung, besonders S. 30 u. 47.

gentium“ (1760) hält Klemm die Gleichstellung der Germanen in dem Zeitalter bis zur Völkerwanderung und zur Einführung der christlichen Religion, was „die Stufe der moralischen Bildung“ betrifft, mit einigen Stämmen der gegenwärtigen nordamerikanischen Indianer für berechtigt. Diese Gleichstellung würde jedoch — für uns — sofort hinfällig, wenn sie nur (s. S. 154) mit den gleichartigen Steinarbeiten begründet werden sollte. Je weiter die Forschungen vorschritten, desto weiter rückte die nordeuropäische Steinzeit in die graue Vorzeit zurück, die Jahrtausende von der Zeit der Völkerwanderung trennen.

Klemm weiß sehr wohl zwischen germanischen, wälischen, römischen und slawischen Altertümern zu unterscheiden. „Es ist hohe Zeit“, ruft er aus, „den Mut zu fassen, das germanische von dem slawischen zu trennen“, was auch besonders für seinen engeren Wirkungskreis, Sachsen, keine leichte Aufgabe gewesen ist. Von dem römischen Altertum aber sagt er, daß es dem germanischen gegenüberstehe, „wie die Sonne dem Monde“. So kommt also gleich in dem ersten Buche, das die deutschen Altertümer in zusammenfassender Weise behandelt, eine Anschauung zum Ausdruck, wie sie jahrzehntelang von der Mehrheit der Archäologen vertreten wurde. Alle erdenklichen Völker wurden unter ihrer Aegide zu Lehrmeistern der Germanen: Römer, Etrusker, Phönizier, Kelten, Griechen und Orientalen. Auf jedes der genannten Völker könnten die Ausführungen Lindenschmits über die Keltomanie angewandt werden: „In einem musterhaften circulus vitiosus wurde der keltische Ursprung der Grabhügel aus Beigaben von Bronzen und umgekehrt wieder der keltische Ursprung der Bronzen aus ihrem Funde in Keltengräbern nachgewiesen. Außerdem kam es nicht einmal darauf an, ob man Bronze fand oder nicht. Alles war und blieb nichtsdestoweniger keltisch; denn für Gräber von weniger bedeutendem Inhalt hatte man neben den Kulturkelten immer noch einige rohere Urkelten im Rückhalt. ... Daß hiernach nur das Allerroheste, Einfachste und Dürftigste der alten Grabesausstattung den Germanen überlassen wurde, kann uns weniger wundern, als daß überhaupt in der alten Germania noch Raum für germanische Gräber blieb.“ Die germanische Archäologie bietet also zunächst ein Bild der Entfernung zwischen Kultur und Volk. Dann allmähliche Annäherung bis zur völligen Zentrierung des Bildes.

Klemm gegenüber darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß er eine ungeheuere Arbeit leisten mußte, um das große Material zu sichten und zu ordnen, eine Arbeit, die man würdigt, wenn man aus den Bibliographien, die den einzelnen Teilen des Buches beigegeben sind, ersieht, ein wie großer Zeitraum den Verfasser von früheren Bearbeitern des gleichen Gegenstandes trennt.

Von der Hypothese, daß die Germanen aus Asien nach Europa gewandert sind, hat Klemm — ebenso wie Jacob Grimm — sich nicht frei gemacht. In dem Handbuche der germanischen Altertumskunde kommt dieser Standpunkt zum Ausdruck bei der Abhandlung über „Sprache und Namen“: „Die Sprache der Germanen mag im Zeitalter der Römer noch ziemlich unausgebildet und formenarm gewesen sein und noch mehr Spuren ihres asiatischen Ursprungs an sich getragen haben.“ Noch präziser heißt es am Beginne der „Kulturgeschichte des christlichen Europa“ (Bd. I, 1851): „Die Germanen,

Mitglieder der aktiven kaukasischen Rasse, waren in einer durch Jahreszahlen kaum zu bezeichnenden Zeit von Asien aus dem Don und der Wolga entgegengegangen und so an die Küsten der Ostsee gelangt, die sie allgemach besetzt hatten."

Gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes der großen „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" scheint Klemm als erster die Anregung zur Gründung eines Museums für die Kulturgeschichte der Menschheit gegeben zu haben, welches u. a. „eine anthropologische Sammlung für die Verschiedenheit der Menschen nach Geschlecht und Alter, nach der passiven und aktiven Rasse, nach dem Klima usw."[1]) enthalten sollte.

Im Jahre 1839 tauchte gleichzeitig mit Zachariae[2]) der Gedanke einer „politischen Anthropologie" auf in Dr. Friedr. Schmitthenners „Zwölf Büchern vom Staate". Nach Dr. Woltmanns Mitteilungen kommt aber Zachariae den modernen Entwicklungsgedanken weit näher als Schmitthenner, der mit Woltmanns Werke nicht viel mehr als die Kapitel-Ueberschrift gemeinsam hat.

Zwei der Zeit nach folgende, für unser Thema in Betracht kommende Werke sind mir nur aus Referaten bekannt geworden. Von ihnen ist das eine von P. Victor unter dem Titel „Coup d'œil sur les antiquités scandinaves ou aperçu général des diverses sortes des monuments archéologiques de la Suède, du Danmarck et de la Norvège" verfaßt und wahrscheinlich 1840 — in Paris — herausgegeben worden. Am 12. April 1841 brachten die „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle" zu Hamburg einen Aufsatz „Norwegische Altertümer" mit der Bemerkung „aus dem kürzlich erschienenen Werk von P. Victor usw.", so daß es sich hier wohl um die Uebersetzung eines besonders interessanten Teiles desselben handelt, welcher zeigt, wie hoch der Verfasser den vom Norden her sich ausbreitenden Einfluß der Germanen auf Kunst und Kultur Europas einschätzt.

Es heißt darin bei Besprechung der religiösen Denkmale, der alten hölzernen Tempel von Burgund, Hillerdal und Urnäs: „Wenn die Einteilung, die Behauung des Holzes und mehreres andere der lateinischen und byzantinischen Architektur angehört, so trägt doch der Entwurf des ganzen Gebäudes und die Art der Ausführung im Détail einen wesentlich davon verschiedenen Charakter an sich. Die Verzierungen der Kapitäler, der Türen und Vorhallen sind in einem dem Norden ausschließlich eigenen Stile ausgeführt. Ein Volk, das eine geregelte schöne Sprache, eine erhabene und glänzende Poesie hatte, konnte wohl auch eine eigene Architektur und plastische Kunst besitzen. ... Man kann sich bei Betrachtung dieser merkwürdigen Bauart, der pyramidalischen Dächer, der staffelförmigen Giebel, des Gedankens nicht erwehren, daß die Völker des Nordens großen Anteil daran gehabt haben, der romanischen Architektur die Modifikationen des byzantinischen und gotischen Stiles einzuimpfen." Die Bezeichnung „gotisch" sei ursprünglich nur ver-

---

[1]) S. den Bericht in der Neuen Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung vom 8. Januar 1844.

[2]) S. Dr. Woltmann, Vorläufer Gobineaus, Pol.-anthr. Revue III, Heft 1.

ächtlicherweise gegeben; „wollte man diese Gattung der Architektur nach einem Volksnamen bezeichnen, so würde keiner passender sein als der normännische Stil, normännisch in der Bedeutung von nordisch genommen und Skandinavien und Germanien in sich begreifend“. Wie modern sich P. Victor hier ausgesprochen hat, zeigen die Worte Dr. Wilsers in der Besprechung der Hessischen Holzbauten Hanftmanns (Pol.-anthr. Rev. VII, Heft 4): „Auch ich bin stets der Ansicht gewesen, daß eine kommende Art Kunstbeschreibung und -wertung sich von den uns unumgänglich scheinenden Unterscheidungswörtern romanisch und gotisch befreien wird, und habe schon vor Jahren gezeigt, daß die Eigenart des Holzbaues nach Fügung und Zierwerk mit geringer äußerlicher Anpassung durch alle Stilgattungen durchgeht, und für die obigen Kunstausdrücke die zutreffenderen Bezeichnungen »fränkisch« und »normannisch« vorgeschlagen.“

Victor bespricht darauf die Schiffsbaukunst der Germanen und bemerkt dazu: „Die Seefahrten der alten Völker des Nordens, welche das Signal zu den großen Entdeckungsreisen der neueren Zeiten gegeben haben, beweisen, daß ihre Seemacht von einiger Bedeutung gewesen ist.“ Die gleiche Betrachtungsweise findet sich in Clements gleichzeitig erschienenem Werke „Die nordgermanische Welt“. Derartige gleichzeitige Parallelen sind sehr interessant und stehen, wie auch das Beispiel Zachariae-Schmitthenner beweist, durchaus nicht vereinzelt da. Jedenfalls scheint sich Victor bei seiner Schilderung nordgermanischer Verhältnisse ebensowenig wie Clement von römischen und griechischen Schriftstellern abhängig gemacht zu haben, sondern er hat das Volk, dem seine Beschreibung galt, selbst in den Mittelpunkt seiner Darstellung gerückt.

Das andere hierher gehörende Werk ist der 1841 zu Mailand erschienene „Atlante linguistico d'Europa“ von B. Biondelli. Lorenz Diefenbach widmete diesem Werke in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Juni 1842, eine ausführliche Besprechung, die mit folgenden Worten beginnt: „Freudig begrüßten wir in den Naturforscherversammlungen Italiens, und eben auch in den gegen sie ergangenen Verboten, Zeichen eines neuen Bundes des überalpischen Südens mit dem germanischen Norden. Ein ähnliches erblicken wir in dem vorliegenden Buche, dessen Gegenstand dem feinsten und geistigsten Gebiete der Naturgeschichte angehört, der der Sprachen- und Völkerstämme (Linguistik und Ethnographie).“ Daß Biondelli ein ursprüngliches germanisches Leben in Nordeuropa anerkennt, scheint aus einigen Widersprüchen des Referenten hervorzugehen, von denen zwei mitgeteilt seien: „Die altertümliche Reinheit der isländischen Sprache und noch mehr die der (lebenden) friesischen überschätzt der Verf. denn doch etwas“, und: „Bei der großen Belesenheit und eignen Einsicht befremdet um so mehr seine, freilich noch unlängst in Deutschland häufige, Verwechselung der Goten mit den schwedischen Gotländern; falsche historische Folgerungen knüpfen sich natürlich daran.“ Leider hat Diefenbach diese vielleicht sehr interessanten historischen Folgerungen nicht verraten.

Zu gleicher Zeit nannte Chr. Friedrich Stälin in seiner „Wirtembergischen Geschichte“ den äußersten Norden „die eigentliche Heimat

der Germanen". Von ihr sei die Völkerbewegung ausgegangen, deren Vorboten die Kimbern und Teutonen waren.

In dasselbe Jahr (1841) fällt eine für unser Thema hochbedeutende Erscheinung, „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft" von Theodor Rohmer. Das Buch ist in der Schweiz (Zürich und Winterthur) erschienen, die in jener politisch schwülen Zeit den auch im literarischen Gewande auftretenden „politischen Flüchtlingen" eine Zufluchtsstätte bot. Auf den Bergen herrschte noch immer die von Schiller gerühmte Freiheit. Weit eher als das oben erwähnte Kapitel in Schmitthenners Buche verdiente die Schrift Rohmers den Titel einer „politischen Anthropologie". „Entstehen, Blühen und Vergehen", so beginnt Rohmer, „ist das allgemeine Gesetz, dem jede organische Existenz unterliegt, nach dem die Geschichte der Menschheit, wie das Leben des Einzelnen sich regelt. ... Allein seit Herder in seinen »Ideen« es ausgesprochen, daß die ganze Menschheit in ihrer Entwicklung nur das Leben des Einzelnen abspiegle, seit er die Grundlagen erforscht hat, auf denen die Geschichte sich entwickelt, seitdem hat niemand die inneren Gesetze gefunden, worauf die Organisation und das Wachstum des Menschen beruht, wonach, nur in vergrößertem Maßstab, das Leben der Menschheit sich abspinnt. Ehe nicht das Räderwerk der Seele zerlegt, nicht der Gang des Uhrwerks von der Stunde der Geburt an bis zu der des Todes enthüllt ist, gibt es zwar eine allgemeine Uebersicht mit vielen Wahrheiten, aber keine Philosophie der Geschichte." Im folgenden lernen wir den Verfasser als vollgültigen Vorläufer Gobineaus kennen: „So viel zeigt uns alle Geschichte, daß das Volk an sich vergänglich, veränderlich ist, während die Race, der Typus unwandelbar und ewig dauert. Araber, Juden, Mongolen, Neger haben bestanden und werden bestehen, solang es Geschichte gibt; Römer, Griechen, Franzosen, Russen, Deutsche fallen dem Untergang anheim, um so schneller, je weniger sie den Typus ihrer ganzen Race, um so langsamer, je mehr sie ihn darstellen. Hier ist also ein ewiger Wechsel gegeben; die Deutschen, als die ersten Träger des germanischen Typus unter den jetzigen Völkern, können diesen Typus an andere Völker abgeben; sowie die germanischen Völker überhaupt als Erstlinge des kaukasischen Typus ihn wiederum einem anderen Volksstamme überlassen können. Was folgt daraus? ... Einmal: dem deutschen Volke ist keine Wahl gegeben, als entweder in erster Linie den germanischen Charakter auszudrücken oder sich selbst zu verleugnen. Weiter aber: diese Erstlingsschaft kann sich nicht nach innen allein, sie muß sich auch nach außen ausprägen, das Haupt der germanischen Welt ist nach der Natur Europas zugleich der Mittelpunkt der kaukasischen. ... Die neue Zeit hat eine Verbindung der Völker geschaffen, welche ganz Europa mit demselben Bande verknüpft, das ehedem die griechischen Republiken umschlang; so zwar, daß jeder innere Nachlaß, wie alles innere Wachstum einer Nation zugleich nach außen eine Rückwirkung in ganz Europa hervorruft, welche um so lebhafter ist, je höher die Nation selbst an Bedeutung steht. Eben deshalb kann das erste germanische Volk nur herrschen, es sei geistig oder leiblich — oder untergehn."

S. 68: „Die neueste Zeit hat überhaupt erst den Begriff der Nationalitäten zum Bewußtsein erhoben. Jene Harmonie, obwohl in

unseren Tagen erst durchschimmernd, lag doch schon vor Jahrtausenden schon im Keime in der Gestaltung Europas, gerade wie im Embryo alle Bedingungen des vollkommenen Körpers gegeben sind. ... Gleich wie der Mensch die gesamte Natur beherrscht, weil er als Mikrokosmus den Makrokosmus in sich trägt, so ist Europa der Mittelpunkt der Erde, weil ihre Organisation, die Stellung ihrer großen Racen, weil das ganze All in seinem kleinen Raume sich abspiegelt. Wiederum, wenn es ein Land gäbe, in welchem Europa ebensosehr sich wiederfände, als die Welt in Europa, so würde dieses das Haupt des Weltteils sein. »Das Volk, sagt Johann von Müller, welches die Eigenschaften, denen Europa seine Uebermacht schuldig ist, in vorzüglichem Grade besitzt, wird in Europa selber das erste sein.«"

Es kann darüber kein Zweifel bestehen, welches Volk damit gemeint ist. Durch das ganze Buch Rohmers zieht sich der Gedanke, daß das deutsche Prinzip zu einem europäischen erstarken kann, wenn das Volk seine natürlichen Kräfte zur Ausreife gelangen läßt. Darüber jedoch nachzudenken, wie wenig dieser Gedanke im politischen Sinne in Erfüllung gegangen war, bot 1843 die 1000jährige Erinnerung an den Vertrag zu Verdun Gelegenheit. Wer den bisherigen Verlauf deutscher Geschichte überblickte, mußte zugeben, daß die politischen Erfolge weit hinter den kulturellen zurückgeblieben waren, und es war gewissermaßen ein Ausdruck der ganzen Zeit, wenn Droysen klagte: „Wir haben Alles und sind nichts" — obgleich der Zollverein, der die nationale Einheit anbahnte, doch schon bestand. Hoffnungsfreudiger ist die Gedenkschrift von Hans Ferdinand Maßmann „Deutsch und Welsch, oder der Wettkampf der Germanen und Romanen" ausgefallen, die in kurzen Zügen ein packendes Bild von der germanischen Urzeit entwirft und namentlich durch die zahlreichen Belegstellen aus antiken Schriftstellern wertvoll ist.

Mit gespannter Erwartung blickte man allgemein auf die erste Germanisten-Versammlung zu Frankfurt a. M. im Jahre 1846. Von ihr, so dachte man, würde eine tiefdringende Befruchtung des äußeren Lebens, auch des politischen, ausgehen, wie denn auch wohl die Versammlung in ihrer Zusammensetzung ein Bild der nationalen Einheit im kleinen repräsentierte. Auf dieser Versammlung war es, wo Wilhelm Lindenschmit, Bruder des uns bekannteren Ludwig L., Jacob Grimm eine wertvolle Schrift überreichte: „Die Rätsel der Vorwelt, oder sind die Deutschen eingewandert?" (Mainz 1846). Wilhelm Lindenschmit war von Beruf Maler und ist wohl durch das Studium der Gesichtszüge der Anthropologie und Urgeschichte zugeführt worden. Aehnlich verdankt der in Wiesbaden lebende Kunstgewerbeschuldirektor a. D. Friedrich Fischbach die Anregung zu seinen mythologischen Untersuchungen[1]) dem Studium der Ornamentik der Gewebe aller Zeiten. Ein drittes Beispiel wird später besprochen werden.

Die erwähnte Schrift ist ein wundervolles Beispiel für das Handinhandarbeiten zweier Brüder. Ludwig Lindenschmit hat vollendet, was sein Bruder mit den Worten andeutete: „Bei Betrachtung der

[1]) Friedrich Fischbach hat sich namentlich durch sein Werk „Asgart und Mittgart" (1902) bekannt gemacht, in welchem der Nachweis für die Deutschheit der Edda-Lieder erbracht wird. Die Heimat derselben wird nach dem Niederrhein (zwischen Sieg und Wupper) verlegt.

hinterlassenen Denkmale der Vorzeit haben uns unsere künstlerischen Studien auf Ergebnisse geführt, die wir mit Nächstem als »Untersuchungen über den Körperbau und den Stil der Denkmale verschiedener Menschenrassen wie auch der deutschen Ausgrabungen« veröffentlichen werden. Man könnte fragen, warum wir das, worüber wir am kompetentesten sprechen durften, nicht zuerst ausführten; aber wir handeln hierin wie ein General, der seine zuverlässigsten Truppen in der Reserve behält und die leichteren Waffengattungen vor der eigentlichen Schlachtordnung hergehen läßt." Man denkt unwillkürlich an die Bedeutung der modernen germanischen Archäologie (Much, Kossinna usw.). Die Herausgabe dieses weiteren Werkes scheint durch Wilhelm Lindenschmits frühen Tod (1848) vereitelt worden zu sein.

Lindenschmits Schrift muß als ein ungeheures Wagnis bezeichnet werden, nahm sie doch ihren Weg in eine Versammlung, von der man erwarten konnte, daß sie den darin enthaltenen Resultaten von vornherein gänzlich ablehnend gegenüberstehen würde. Vor allen Dingen mußte Lindenschmit, wo es galt, dem Germanismus einen sicheren Boden in der Geschichte zu schaffen, gegen die Keltomanen Front machen. Er führt seinen Angriff auch schneidig aus und behandelt mit feiner Ironie alle diejenigen Forscher, die die etwa im deutschen Sinne ausfallenden Ergebnisse (namentlich auf archäologischem und linguistischem Gebiete) auf das Konto der „patriotischen Befangenheit" setzen. Im Gegensatze zu diesen „Modernen" nennt er die Schriftsteller des Altertums: „Wird es wohl möglich sein, einen Livius, Plinius, Agrippa und Mela der Deutschtümelei, oder des »deutscheren als deutschen Feuereifers« zu verdächtigen? Oder wie will man es anfangen, diesen Alten das anzudichten, was die Keltomanen »deutsch patriotische Befangenheit« nennen, wodurch sie auf wohlfeile Art von vornherein alles zu entkräften meinen, was in deutschem Sinne spricht?" Unter Anschluß an Livius legt Lindenschmit um die von der Donau bis nach Skandinavien hinauf reichende „Germania magna" einen Gürtel der „Semigermanen", der die „engere" Heimat der Germanen abschließt, denn nach dem Verfasser war die weiße germanische Rasse ursprünglich über ganz Europa verbreitet und wurde durch den Zuzug fremder Rassen „immer weiter nach der Mitte des nördlichen Europa gedrängt". Der Kern der Anschauung Lindenschmits ist eben der, daß die Heimat der Germanen nach Europa und nicht nach Asien zu verlegen ist, und an Clement erinnern uns die Worte, die der Verfasser in der Widmung an Grimm schreibt: „Meine künstlerischen Studien in der Archäologie und Körperkenntnis zeigten mir stets die asiatische Abstammung unseres Volkes als unerwiesen, ja als unmöglich. ... Aus der von Tacitus sorgfältig beschriebenen Gleichartigkeit der Stämme schließe ich nun, daß das hier zusammengeschobene Volk nur Trümmer eines großen Ganzen vorstellt, welches einst den Weltteil ungestört besaß, und sowie es zur Macht gelangte, auch strahlenförmig wieder auseinander eilte, um die alten Sitze einzunehmen, deren Erinnerung es erweislich keineswegs verloren hatte." Ich bitte, jedes einzelne Wort zu beachten und die auf Dr. Ernst Krause (Carus Sterne) und Woltmann hinzielende Tendenz des Ganzen. Diese tritt

auch zutage bei Behandlung der Frage, wie denn die Kluft zwischen Theorie und Praxis — namentlich in politischer Beziehung — bei den Germanen zu erklären sei, zumal sie doch „eine Anzahl der wichtigsten Güter der Jetztwelt als ihren Einstand in die Weltgeschichte mitbrachten, und zwar nicht etwa unter Anleitung der überkommenen Kultur wie andere Völker, sondern als ein freies, angeborenes Geschenk ihres Naturells". Die Antwort lautet: „Wir sind trotz aller unserer Taten, unserer Leiden, unserer Entwicklungen — ein unentwickeltes Volk, das nur deswegen Halt und Stellung nach innen und außen entbehrt, weil es sein inneres Gleichgewicht noch nicht gefunden, weil es die Jahrtausende seiner Lernzeit noch nicht überstanden hat." Auch dieser Gedanke, dessen Neuheit überrascht, hat, wie bald gezeigt werden wird, einen gleichzeitigen Verwandten. Ein autochthones Volk bedarf nach Lindenschmit einer weit längeren Zeit zum Wachsen und Ausreifen als versprengte Teile desselben in einem anderen Milieu. So ließe sich die rasche Blüte Griechenlands und Roms erklären, so die Fortschritte im modernen Amerika.

Wie wunderbar stimmt diese Anschauung mit derjenigen überein, die Dr. Woltmann in dem bereits im vorigen Abschnitt erwähnten Aufsatze[1]) über die Entwicklungsgeschwindigkeiten der Rassen geäußert hat!

Im März 1845 übernahmen die Hamburgischen Literarischen und kritischen Blätter aus dem ostfriesischen Lokalblatte „Frisia" einen längeren von Dr. Eduard Krüger in Emden verfaßten und dann von Dr. Ludolph Wienbarg in Hamburg nicht sehr glücklich kommentierten Artikel „Politische Anläufe", aus welchem folgende Sätze als hierher gehörig hervorgehoben seien:

„Wann ist ein Volk groß, wann steht es in Blüte, wann ist es in der Weltgeschichte bedeutend? Wenn seine Sternenstunde gekommen. Wenn es so im Zenith der Lebenskraft steht, dann ist es Muster, Lehrer, Beglücker, Lebensblut und Lebensgenuß für sich und die Menschheit; wenn sie vorbei, dann ist die Jugend verrauscht, und die alternden Nachkommen zehren am Ruhme der Väter. — Die Sternenstunde eines Volkes ist der Augenblick, wo das eingeborene Prinzip desselben eben ein Bedürfnis der Menschheit, ein Entwicklungsknoten in der allgemeinen Bildung des Menschengeschlechts ist. Dazu ist noch ein zweites unentbehrlich, daß das fragliche oder bedürftige Prinzip nämlich dem betreffenden Volke wirklich eingeboren sei und es sich dessen auch bewußt werde." Nachdem der Verfasser sich über die „Prinzipien" des Altertums verbreitet hat, fährt er fort: „Das deutsche Prinzip ist umfassender, gewichtiger und schwieriger als alle früheren, es ist inhaltsreicher, in sich mannigfaltiger, als daß es in wenigen Jahrhunderten erschöpft werden oder allseitig in die Erscheinung treten und der Menschheit eingeimpft werden könnte, — und zwar dies Alles eben, weil es die höchsten Aufgaben der Menschheit in sich faßt. Deshalb hat es sich seit 2000 Jahren mannigfach gegliedert und ist zur Erscheinung gekommen anfangs als Völkersturm gegen die morsche Heidenwelt,

---

[1]) S. auch „Die Germanen in Frankreich", S. 144.

dann als Glaubenskampf gegen das alte Morgenland und das neue Rom, dann als Wissenschafts-, Entdeckungs-, Gedanken- und Kunsttrieb, später endlich als Grundtrieb neuerer Staatenbildung. Daß die letztere noch lange nicht vollendet ist, werden Sie ... sicherlich zugeben. Und so wäre, obgleich wir ein Heranschimmern derselben schon mehrmals überträumt haben, unsere letzte Sternenstunde noch nicht vorbei, sondern bevorstehend, von uns allen, samt Kindern und Enkeln mit zu erwerben."

1848 schien diese Sternenstunde gekommen zu sein. Wieder wie zur Zeit der Befreiungskriege ging ein Zug des Aufsichselbstbesinnens und der Verjüngung durch die Nation und ließ auch die Wissenschaft und namentlich die Germanistik nicht unberührt. Aus den zahlreichen Erscheinungen, die das Jahr 1848 — nicht ohne Einwirkung der politischen Verhältnisse — gezeitigt hat, seien hervorgehoben:

1. Ein Aufsatz von Georg Waitz in der „Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte" über „Das germanische Element in der Geschichte des neueren Europa", in welchem der Verfasser den Standpunkt vertritt, „daß es, der Gibbonschen Geschichte des sinkenden römischen Reiches gegenüber, eine größere und schönere Aufgabe wäre, nachzuweisen, wie auf den Trümmern des gefallenen Römerreiches sich das neue germanische Reich auferbaute."

2. Germania, Archiv zur Kenntnis des deutschen Elements in allen Ländern der Erde, herausgegeben von Dr. Wilhelm Stricker, Frankfurt a. M. 1848. Es ist doch beachtenswert, daß schon 1848 ein Organ existierte mit den gleichen Tendenzen, wie sie die seit 1902 von Prof. Langhans in Gotha herausgegebene „Deutsche Erde" verfolgt. 1849 hat Dr. Stricker die zweite Auflage von Bernhardis auch für das deutsche Altertum wichtiger „Sprachkarte von Deutschland" den Mitgliedern der verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. gewidmet.

3. Im Zusammenhang damit steht vielleicht eine statistische Uebersicht „Verbreitung der Deutschen über die Erde", die der erste Band des Brockhausschen Unternehmens „Die Gegenwart" brachte[1]).

Als Nr. 4 sei eine kleine Notiz erwähnt, die die „Blätter für literarische Unterhaltung" vom 7. Dezember 1848 enthielten: „In dem Gesange der Edda, welcher vom Untergange der Götter handelt, wird erzählt, daß nach ihrem Sturze drei Hähne singen: ein roter, ein schwarzer, ein goldener. Ist das die älteste Spur der deutschen Farben?" So kurz diese Notiz auch ist, so interessant ist sie doch und zugleich charakteristisch für das Sehnen der Zeit, über die fremdartigen Einflüsse und Konventionen hinweg wieder in engere Fühlung mit der lichtvollen Vergangenheit zu treten.

* * *

Doch wir sind, als wir die rassentheoretisch-germanistische Literatur unter dem Einflusse der politischen Verhältnisse darstellten,

---

[1]) Vielleicht interessiert das Resultat: „Es ergibt sich eine Gesamtsumme von mehr als 50000000 ansässiger und beisammenwohnender deutscher Bevölkerung, die in nahe an 100 Staaten verteilt ist." Davon wohnten $1^1/_2$ Mill. Deutsche in Amerika und Australien.

der allgemeinen Entwicklung dieser Literatur ein wenig vorausgeeilt und müssen wieder auf das Jahr 1843 zurückgreifen, das durch das Erscheinen des ersten Bandes der Kulturgeschichte von Klemm schon sowieso einen Markstein bildet. 1843 erschien außerdem: E. M. Arndts Versuch in vergleichender Völkergeschichte[1]) und eine nicht uninteressante „Germanische Mythologie mit einer kurzen Abhandlung über die sonstigen deutschen Altertümer" von August Schrader. Recht vielversprechend ist das Vorwort ausgefallen: „Ich studierte zu dem Zwecke einer Geschichte der Baukunst die Religionen anderer Völker, und war darin bis zu dem noch immer dunkelsten griechischen Mythus gekommen, als es mir, nach Rat suchend, einfiel, daß doch auch meine Vorfahren eine Mythologie gehabt haben mußten, und die Liebe zu meinem Vaterlande mich antrieb, sogleich die Quellen selbst aufzusuchen, welche mir darüber Auskunft geben konnten. Was fand ich? Ich fand nicht nur ein vollständig ausgebildetes Mythensystem, vollständiger, als wir es bis jetzt von irgendeinem anderen Volke kennen, sondern auch — wahrscheinlich — den besten Schlüssel zu all den anderen Systemen." Danach sollte man meinen, der Verfasser würde für ein ursprüngliches Leben der Germanen in den jetzt noch von ihnen bewohnten Ländern eintreten. Leider ist dem nicht so. Schrader entscheidet sich auch für die Einwanderung, setzt sogar kaukasisch = tatarisch — wie denn auch das Volk der Slawen „namentlich in den Physiognomien der niederen Volksklasse die sehr unverkennbaren Spuren seines mongolischen Ursprungs zurückläßt". Trotz alledem wird man Schrader als Mythologen anerkennen und als Vorläufer Fischbachs schätzen müssen.

Im folgenden Jahre (1844) gab Prof. Hermann Müller ein Werk heraus, in welchem Dichtung und Wahrheit in wunderlicher Mischung vereinigt sind: „Das nordische Griechentum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europa." Das Grundthema darin ist, daß die Völkerbewegungen sich nicht von Osten nach Westen, sondern in umgekehrter Richtung vollzogen haben. Wie Rudbeck anderthalb Jahrhunderte früher das Paradies nach Schweden verlegte, so weist Müller ihm einen Platz in Britannien an. Hier sei die Heimat der Juden, Perser, Meder, Armenier, Skythen, Kimmerier (= Kimbern), Aethiopen, Aegypter, Libyer usw., Tyrrhener, Phrygier, Trojaner, Hellenen. Die Germanen sind ursprünglich Griechen am Rhein — der übrigens der das Paradies bewässernde vierfache Strom ist — mit den Deutschen gar nicht, aber mit den Trojanern urverwandt. London ist das älteste Troja, die trojische Stadt in Klein-Asien das jüngste! Die Urreligion spricht sich am reinsten im irischen Druidentume aus.

Echt wissenschaftlichen Boden betreten wir wieder in Dr. Ernst Kapps Werke „Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens nach ihrem inneren Zusammenhang" (2 Bde., Braunschweig 1845). Zwar vertritt Kapp die landläufige Ansicht, daß Asien

---

[1]) S. m. Aufsatz „Der Rassenforscher Arndt und sein französischer Gegner", Pol.-anthr. Revue 1908, Heft 6.

die Heimat der Menschheit und Europa von ihm aus besiedelt sei, doch finden sich in seinem Werke die uns sehr interessierenden Sätze (Bd. I, S. 126/127): „In China und Indien reichten die ungeheuren in sich abgeschlossenen Räume vollkommen zur Gestaltung eigener abgeschlossener Welten aus. China bleibt von Indien, Indien von China unberührt, jedes hat für sich genug. Anders in Vorderasien, wo alles, Hochland, Tiefland, Küste, Flüsse, Stufen- und Gebirgsländer näher aneinander gedrängt, eines auf das andere übergreifen, eines vom andern bestimmt werden mußte, während gleichzeitig die allgemeinen Beziehungen — teils der materielle Zug zurück nach dem reichen Osten, teils der geistige vorwärts nach dem alle Entwicklungsbedingungen vereinigenden europäischen Westen — eine Unruhe erzeugt und in die vorderasiatischen Massen bringt, welche, zeige sie sich als Blüte oder als Absterben, als Anbau oder Verheerung, als Handel oder Krieg, als Staatentrennung, als Verbindung oder Auflösung, lebendig gegen die vegetativen ostasiatischen Kolosse, die nicht leben und nicht sterben können, absticht. Nicht minder kräftig gestaltend wirkt hier aber auch der Rassenunterschied. Die kaukasische Rasse ist vor den übrigen, deren Einseitigkeiten in ihr harmonisch sich ausgleichen, so bevorzugt, daß sie allein bis auf den heutigen Tag die geschichtsfähige gewesen ist. Der Kern der vorderasiatischen Völkerschaften ist kaukasischer, der der hinterasiatischen mongolischer Abkunft."

Die asiatische Herkunft der Germanen verteidigt zwar auch Joseph Bender (Die deutschen Ortsnamen, 1846), doch scheint sie seiner Anschauung mehr im Wege zu stehen als sich mit ihr zu vertragen. Er schreibt: „Wenn die Hypothese, daß die Bevölkerung von Süddeutschland aus Asien durch Klein-Asien, Thrakien usw. eingewandert sei, zu verwerfen ist, d. h. wenn die Aehnlichkeit der Namen nur allgemeine Verwandtschaft persischer, phrygischer, thrakischer und germanischer Stämme dartut: so scheint doch das gewiß, daß die Urbevölkerung im Süden der Donau germanisch war, und daß sie vom hohen Norden gen Süden zog. So wie ja der Zug der Kimbern und Teutonen historisch ist, so konnte lange Zeit vorher eine ähnliche Wanderung stattgefunden haben." Interessant sind dann Benders Ausführungen über den Ursprung der Etrusker, die er mit dem skandinavischen Norden in Verbindung bringt. Ueber diese Frage ist, wie bekannt, ausgiebig, und bis jetzt wohl mit negativem Erfolge debattiert worden.

Als höchst bedeutender Vorläufer der Woltmannschen Rassenschriften muß dann das 1844—1846 in drei Bänden erschienene Werk Eduard Arnds „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat", bezeichnet werden. Arnd entwickelt seine Darstellung von einer breiten Basis aus, um sie dann ebenfalls im breiten Flusse dahinfließen zu lassen. Dieser Umstand wirkt zwar dank des schönen, klassischen Stils, dessen sich der Verfasser bedient, bei der Lektüre durchaus nicht etwa ermüdend, doch erschwert er das Herausgreifen von Zitaten. Für Arnds Grundanschauung sei zunächst ein Beleg aus dem 2. Bande (S. 131) gebracht:

„Wenn Deutschland mit Recht für das Herz Europas gilt, dessen Blut einst alle übrigen Glieder des europäischen Körpers belebt hat und in dessen lebenswarmer Tiefe es noch heute am reinsten strömt, so kann man England und Frankreich als die beiden Augen Europas betrachten, deren keins ohne Gefahr für die Kraft und Schönheit der ganzen Gestalt ausgerissen werden dürfte."

Von den Germanen des Altertums heißt es (Bd. I, S. 144): „Einzelne dunkle Sagen deuten ihren Uebergang aus Asien an. Da sie aber nicht, wie Griechen und Römer, aus einer Vermischung und Umbildung verschiedener Stämme entstanden sind, da ihr Dasein von einem vom Leben jener Völker wesentlich verschiedenen Prinzip bestimmt wird, in welchem fast keine Spur vom Geiste des Orients und des Altertums gefunden wird, so scheinen sie aus der Hand der schaffenden Natur als ein in sich geschlossenes, mit der umfassendsten Geistesanlage und der unzerstörbarsten Kraft ausgerüstetes Geschlecht hervorgegangen zu sein, und dies kann für keine Uebertreibung gelten, wenn man bedenkt, daß der Orient und das Altertum entweder in sich selbst zerfallen oder vollkommen verschwunden sind, die germanische Welt sich aber im Laufe so langer Zeiten nicht nur erhalten, sondern in einzelnen großen Epochen sich selbst verjüngt und eine unerschöpfliche Fülle inneren Lebens und äußerer Tatkraft bewiesen hat, wie keine andere Menschennatur."

Demgegenüber fällt die Charakteristik der Kelten minder günstig aus: „Die keltische Nationalität ist in der französischen von neuem aufgelebt, dem beweglichsten und um sich greifendsten Elemente der Gegenwart, sowie die germanische sich im deutschen Volke erhalten hat, als der festesten und beharrlichsten Grundlage der modernen Gesittung." (Bd. I, S. 70.)

Dieser rassenhaft bedingte Unterschied kommt denn auch in der Zusammensetzung Frankreichs zum Ausdruck: „Die gaskonischen und poitevingischen Hofleute der Plantagenets, namentlich unter Heinrich III., waren den englischen Baronen verhaßt. Der Leichtsinn, der Witz, die Eitelkeit, der Hang zur Satire, die Liebe zum Wechsel, die Neigung, eine persönliche Ueberlegenheit für sich in Anspruch zu nehmen, ohne die Berechtigung dazu durch hervorragende Eigenschaften nachzuweisen, alles noch heute mehr Fehler des Südens als des Nordens, waren den ernsten Burgherren an der Seine und Marne und den einsamen und strengen Klerikern der waldigen und morastigen Ile de France unerträglich. Der innere Grund dieser Verschiedenheit, denn sie war nicht zufällig, beschränkte sich nicht auf einzelne Fälle und besondere Gelegenheiten, sondern war allgemein, langdauernd und ist nicht ohne Einfluß auf die Geschichte geblieben, lag ohne Zweifel darin, daß der germanische Charakter, obgleich in der Sprache untergegangen, in der Sinnesart, dem Gemüt, der Lebensweise, den Sitten der Nordfranzosen noch überwog, während er im Süden, wo er nie tiefe Wurzeln geschlagen, längst spurlos verschwunden war. Der Norden Frankreichs hat später den Süden erobert und ihm seine Sprache und seine Einrichtungen aufgedrungen, der Süden dagegen über den Genius des Nordens einen moralischen Sieg davongetragen und in das Innere desselben seine besondere Stimmung und Natur eingeführt." (Bd. I,

S. 482/483.) Die gleiche Anschauung findet sich noch mehrfach im Werke ausgesprochen, so im Bd. II, der auf S. 104—108 eine Charakteristik der Nord- und Südfranzosen enthält: „In den Teilen der römischen Welt, welche die germanischen Eroberer nur vorübergehend betraten, oder auf die sie mehr ihre äußeren Einrichtungen als ihre Gesinnungen übertrugen, blieb diese, jetzt nicht nur jedes höheren Zieles entbehrende, sondern auch von aller Wahrheit und Wirklichkeit getrennte Richtung, die Form über den Gehalt, den Schein über das Wesen zu stellen, lebendig und wurde sogar der unterscheidende Charakter der Völker lateinischen und germanischen Ursprungs. ... Noch heute liegt die wahre Kraft Frankreichs mehr im Norden als im Süden. In der Bretagne, der Normandie, in Lothringen und Champagne ist mehr Kraft und Tüchtigkeit als in der Gascogne, Languedoc und der Provence zu finden.“

Auf französischer Seite hat man diese Anschauungen im großen ganzen nicht geteilt. Auf Guizots Stellungnahme zur Frage des germanischen Einflusses in Frankreich hat Arnd bereits hingewiesen. Außerdem kommen in jener Zeit an einschlägigen französischen Werken in Betracht: das 1846 anonym veröffentlichte „Des Allemands“ und Henri Martins 1847 in Paris erschienenes Buch „De la France, de son génie, de ses destinées“, der zwar Frankreich die Blüte aller Zivilisation zuspricht, aber doch der Meinung ist, daß eine geistige Verbindung mit Deutschland die Menschheit höheren Zielen zuzuführen vermöge[1]). Im Osten hatte schon vorher ein sich eines großen Einflusses erfreuendes, 1844 in deutscher Uebersetzung erschienenes Werk (Schaffariks slawische Altertümer) die eigentlich schon damals wissenschaftlich nicht mehr zu widerlegende Lehre vom germanischen Kultureinflusse einzudämmen versucht.

Trotz aller geleisteten Vorarbeit traf Gobineaus Werk, das 1853 bis 1855 erschien, die Zeitgenossen so ziemlich unvorbereitet. Die Idee, daß für das Wachsen und Gedeihen der Völker weniger das Verdienst der Regierungen, das Christentum usw. ausschlaggebend seien, daß umgekehrt auch Luxus, Sittenlosigkeit, Irreligiosität nicht unbedingt den Untergang eines Volkes herbeiführen müßten, sondern daß die Geschichte eines Volkes im wesentlichen durch seine ihm angeborene Natur, die mehr oder minder hervortretende Reinheit seines Blutes bedingt ist, war so ungeheuerlich, daß es mehrerer Jahrzehnte bedurfte, um den Einklang mit ihr zu finden. Zu sehr hatte sich der Doktrinarismus vom natürlichen Leben entfernt. Aber „wo der Staatsmann verzweifelt, der Politiker die Hände sinken läßt, der Sozialist mit fruchtlosen Systemen sich plagt, ja selbst der Philosoph nur noch deuten, nicht aber vorausverkünden kann, ... da ist es der Künstler, der mit klarem Auge Gestalten ersehen kann, wie sie der Sehnsucht sich zeigen, die nach dem einzig Wahren — dem Menschen — verlangt“. (Richard Wagner.)

Wenn sich irgendwo in jener Zeit das „natürliche Leben“ offenbarte, so war es in den großen Künstlern: Friedrich Hebbel als dem

[1]) Wolfgang Menzel macht in seiner Schrift „Unsere Grenzen“ (1868) auf Gérard (1849) aufmerksam, der die Franzosen an die Worte Montesquieus erinnert habe, daß alles, was Frankreich an Ehre, Recht und Freiheit besitze, von den Franken und aus den deutschen Wäldern herstamme.

bedeutendsten Dramatiker, Richard Wagner als dem bedeutendsten Komponisten, und es ist wohl kein Zufall, daß gerade sie beide — jeder auf seine besondere Art — zu den Nibelungen als einem Urquell deutschen Lebens zurückgekehrt sind. In beiden gewannen die tiefsten Fragen der Zeit Blut und Leben. In dem im Revolutionsjahr 1848 gedichteten Drama „Herodes und Mariamne“ läßt Hebbel Titus von Mariamne sagen:

„Sie hat so viel gelitten und verzieh'n,
Als sie zu leiden, zu verzeih'n vermochte:
Ich habe in ihr Innerstes geschaut.
Wer mehr verlangt, der hadre nicht mit ihr,
Er hadre einzig mit den Elementen,
Die sich nun einmal so in ihr gemischt,
Daß sie nicht weiter konnte.“

Und von Richard Wagner kennen wir das schöne Wort, das den Gedanken des oben zitierten Satzes fortspinnt: „Ich hatte diesen Menschen in der Geschichte aufgesucht. Hier boten sich mir Verhältnisse, und nichts als Verhältnisse; den Menschen sah ich aber nur insoweit, als ihn die Verhältnisse bestimmten, nicht aber wie er sie zu bestimmen vermocht hätte. Meine Studien trugen mich durch die Dichtungen des Mittelalters hindurch bis auf den Grund des alten urdeutschen Mythos; ein Gewand nach dem andern, das ihm die spätere Dichtung entstellend umgeworfen hatte, vermochte ich von ihm abzulösen, um ihn so endlich in seiner keuschesten Schönheit zu erblicken. Was ich hier ersah, war nicht mehr die historisch konventionelle Figur, an der uns das Gewand mehr als die wirkliche Gestalt interessieren muß; sondern der wirkliche nackte Mensch, an dem ich jede Wallung des Blutes, jedes Zucken der kräftigen Muskeln, in uneingeengter, freiester Bewegung erkennen durfte: der wahre Mensch überhaupt.“

Ich habe diesen kleinen Exkurs für angebracht gehalten, weil es heute nicht mehr angeht, Künstler und Dichter, die in erster Linie — und auch wohl nicht ohne Einwirkung der trotz Gobineau nicht mehr neuen Rassenideen — einer höheren, auf natürlichen Grundlagen sich aufbauenden Lebensanschauung vorgearbeitet haben, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu ignorieren.

In einem Schriftsteller, dessen Tätigkeit gerade 1853 mit einer kleinen Schrift „Die Deutschen“ beginnt, haben sich Wissenschaft und künstlerische Auffassung zu reiner Harmonie vereinigt: Alexander von Peez[1]). Für unser Thema kommt besonders der im Jahrgange

[1]) Dem verdienstvollen Forscher, der im Januar d. J. sein 80. Lebensjahr vollendet hat, zum Gruße sei hier mitgeteilt, was Dr. Langbehn, Verfasser des „Rembrandt als Erzieher“ über ihn geschrieben hat: „Alexander Peez ... hat Europa »aus der Vogelperspektive« betrachtet; er hat dadurch höchst erfreulicherweise einen der jetzt fast ausschließlich herrschenden »dokumentarischen« Geschichtsforschung ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Er hat die Grundlinien von demjenigen gegeben, was Rankes Weltgeschichte hätte sein sollen: eine Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, insbesondere ihres europäischen Zweiges, auf Grund von rein tatsächlichen, aber doch für die bisherige Geschichtsforschung neuen Faktoren des äußeren wie inneren Lebens der Völker. ... Peez schreibt zwar noch nicht, aber er skizziert doch anthropologische und mithin — makroskopische Geschichte. Wirklich ist es die höchste Zeit, daß man neben und sogar vor den papiernen die gewachsenen Dokumente: die Haar- und Schädelformationen, den

1856 des von Rob. Prutz herausgegebenen Deutschen Museums in vier Abteilungen erschienene Aufsatz „Ueber den deutschen Menschenschlag" in Betracht. Des Verfassers Standpunkt kennzeichnet sich in den schönen Worten: „Die Rolle, welche die Germanen in der Weltgeschichte gespielt haben, läßt sich nicht groß genug auffassen. Eine spätere Geschichtsforschung wird nachzuweisen haben, daß sie stets das Zentrum und die Urquelle aller großen Bewegungen waren, die in Europa vorfielen." Genau 50 Jahre später schrieb Willy Pastor die wie eine Bestätigung dieses prophetischen Ausspruchs klingenden Sätze in seinem „Zug vom Norden": „Germanien war das Sammelbecken der von Norden unablässig zuquellenden germanischen Rasse. In ihm haben wir den wirklichen Mittelpunkt der Menschengeschichte. Nicht blinde Heimatliebe, sondern kühle Forschung hat das einsehen gelehrt, und diese Einsicht, heute endlich stark genug für jeden Angriff, hat am heißesten verteidigt werden müssen gerade gegen deutsche Gelehrsamkeit." Zwischen Prophetie und Bestätigung lag, was schon in diesen Worten ausgedrückt ist, ein langer Weg voll heißer Kämpfe, die darzustellen außerhalb des Bereiches dieses Themas liegt.

Peez erklärt in der genannten Arbeit das von der Schilderung des Tacitus so sehr abweichende äußere Bild der Germanen aus dem Umstande, daß letztere sich in der Frühzeit über slawische Urbevölkerung ergossen haben, so zwar, daß die Germanen den Kriegsadel, die Slawen die auf den Feldern zurückbleibenden Hörigen bildeten. „Weil zu der Zeit, wo die gegenwärtigen Völkergrenzen sich feststellten, die Deutschen das angesehenste und mächtigste Volk Europas gewesen sind, gelang es uns, die Fremdlinge unter uns zu nationalisieren, und wenn wir auch physisch unvermögend waren, die dunklen Haare des Römers oder die hervorstehenden Backenknochen des Slawen hinwegzunehmen — denn die ursprünglichen Rassentypen verfügen über fast unverwischbare Dauerhaftigkeit —, so machten wir sie doch an Sprache, Sitte und Denkungsart zu Angehörigen des deutschen Wesens." So repräsentieren denn in manchen Teilen Deutschlands die Bewohner nicht mehr den ursprünglichen Rassentypus, und da nach Peez bei Rassenmischungen zwischen dunkel- und hellfarbigen Völkern die letzteren in der Regel unterliegen, so kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß dereinst romanische Form (als die dunkelfarbige), aber germanischer Geist herrschen würde.

Aus dem sonstigen Inhalt der Arbeit seien einige Zitate zusammengestellt, die den modernen Standpunkt des Verfassers ins rechte Licht rücken:

„Unsere Sprache selber scheint es auszusprechen, daß im Haar das echte arische Stammzeichen lag. Der Flachs, dessen Aussehen in einem gewissen Stadium seiner Zubereitung stets ein bezeichnendes Bild für unsere Haarfarbe gegeben hat, heißt noch immer bei den

---

Wuchs und die Farbe, kurz die äußere sinnliche Erscheinung der Völker wie ihrer Angehörigen zur maßgebenden Grundlage der gesamten Geschichtsforschung macht. Eine blonde Locke kann unter Umständen ganze Folianten umwerfen."

Die erste Schrift „Die Deutschen", 1853, kann noch jetzt vom Verleger (Deuerlich, Göttingen) bezogen werden. Das lesenswerteste Werk von ihm scheint mir aber seine in drei Abteilungen erschienene Sammlung „Erlebt — erwandert" (Wien, Konegen, 1899—1902) zu sein.

Bayern in den Alpen »Haar«; und sollte vielleicht das Sanskritwort hari für »gelb« mit unserem »Haar« zusammenhängen? Es wäre dies ein Beweis mehr für die Ansicht Krugers (Urgeschichte des indogermanischen Volksstammes), daß alle Indogermanen ursprünglich jene Stammzeichen besaßen, die jetzt nur noch bei einzelnen Stämmen der Germanen und Slawen überwiegen. ... Die Goldhaarigen scheinen in einem gewissen Verhältnis zum Sonnendienst gestanden zu haben; so schreiben auch die Griechen ihrem Apollo gelbe Haare zu. (Man vergleiche dies mit Krauses Tuisko-Land!) ... Ich glaube diejenigen Meinungen einschränken zu sollen, welche dem Klima, dem Wohnort und der veränderten Nahrungsweise die ganze Leiblichkeit des Menschen zuschreiben. ... Sollte der Mensch ein Rohr sein, welches dem Windstrich sich beugt oder ein Gefäß, welches sich färbt je nach der hineingegossenen Flüssigkeit? Ich glaube, wir sollten aus den konventionellen Traditionen diese Vorurteile entfernen, welche mit der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise der Gegenwart durchaus unverträglich sind. ... So sehr wir uns aus manchen Gründen sträuben mögen, so gewiß ist es doch, daß die Rasse in allen diesen Dingen das erstentscheidende Prinzip ist."

Alexander von Peez hat sich in dieser Arbeit nicht zur nordischen Herkunft der Germanen bekannt. Dafür besitzen wir aus jener Zeit (1853) einen Ersatz in der kleinen Schrift Joh. Nep. Obermayrs „Teuton, oder die gemeinsame Abstammung der germanischen, gallischen und gotischen Völker von dem Urstamme Skandinaviens, aus den Quellen nachgewiesen", deren ausführlicher Titel eine weitere Besprechung der Schrift überflüssig macht. Einen „Platz an der Sonne" scheint sich Obermayr aber damit nicht erobert zu haben; widersprach doch seine Ansicht der offiziellen Anschauung von der asiatischen Heimat der zusammengehörenden Völker, der in demselben Jahre noch Gobineau Ausdruck gegeben hatte.

* * *

Die Sprachwissenschaft hatte einst geglaubt, die Frage nach der Heimat der Germanen und der Indogermanen für sich allein lösen zu können, wo sie doch anfänglich in der Mythologie einen trefflichen Sekundanten hätte finden können. Dann trat die Archäologie auf den Plan mit der Feststellung der Kulturperioden und ihrer Entwicklung. Endlich erweiterte die Geologie den Blick in die Vorzeit ins Unermeßliche. „Wir streifen", sagt Lorenz Diefenbach in den „Origines Europaeae", 1861, „an allen diesen Rätseln (der Vorzeit) für jetzt nur leise her, auch an den Fragen nach der Oertlichkeit und nach der Zahl der Paradiese, der ersten Brutstätten der Menschheit, sowie der Stätten ihrer Wiedergeburt nach dem ersten großen Verderben. So auch an den Präadamiten, den Mittlern zwischen Affe und Menschen, deren Reste im Diluvium neuestens vielleicht mit stärkerem Grunde behauptet werden, als zu Scheuchzers Zeit. Gewiß ist die Geologie die rückwärts schauende Seherin, von welcher wir noch am ersten mehr als Sage von der Urzeit und den ersten Heimaten der Menschheit und ihrer einzelnen Rassen zu erwarten haben." Gleichzeitig beschäftigte sich Charles Lyell mit der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts — unter dem Widerspruche von Rougemont,

der dem Menschengeschlechte nur ein Alter der bibelgemäßen 6000 Jahre zuschrieb. M. J. Schleiden nahm die Forschungen Lyells in einem Vortrage über das Alter des Menschengeschlechts auf (1863), in welchem er zu dem Schlusse kam, daß „man die Anwesenheit des Menschen auf der Erde schon gegenwärtig auf weit über 100 000 Jahre zurückdatieren kann, und doch stehen wir jedenfalls erst im allerersten Anfang und keineswegs am Ende der Entdeckungen“. Auf S. 20 heißt es dann weiter, daß Cuviers Vermutung, daß in den tertiären Formationen fossile Affen angetroffen werden müßten, 1837, fünf Jahre nach seinem Tode, bestätigt worden sei. „Es ist nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern im Gegenteil fast mit Gewißheit vorauszusagen, daß über kurz oder lang auch Menschenformen, vielleicht von den bis jetzt gefundenen in manchen Punkten abweichend, in den tertiären Schichten entdeckt werden, und dann dürften wir mit der Annahme von 300 000 Jahren kaum das Zeitalter ihres Lebens erreichen.“ Schließlich bekennt sich Schleiden — unter Berufung auf Ami Boué — zu der Ansicht, daß „die seltsame Trennung der Hauptrassen (der indoatlantischen in Europa, Vorder-Asien und Nord-Afrika[1]), der schwarzen im südlichen Afrika, und der mongolischen) nicht durch die gegenwärtigen Meere, sondern durch die Meere der Tertiärzeit einen starken Wahrscheinlichkeitsgrund dafür gibt, daß diese drei Rassen schon in der Tertiärzeit existiert haben.“

Mit diesem Ausblicke auf eine Entwicklung ad infinitum, die natürlich auch die Frage nach Heimat und Wanderungen der Germanen in eine neue Beleuchtung rücken mußte, können unsere Betrachtungen geschlossen werden. Die Leistungen nach 1860 sind der einschlägigen Forschung bekannt. Daß es aber darüber nicht hinausging, namentlich was die Theorie der Germanen-Heimat anbetrifft[2]), kann nicht genug bedauert werden, da jedenfalls sehr wertvolle Kräfte für Gegen-

---

[1]) Wobei denn zweifellos das Schwergewicht der „indoatlantischen Rasse“ in Europa zu suchen ist.

[2]) So stellen sowohl „Gebhardts Handbuch der Deutschen Geschichte“, 3. Aufl., 1906, als auch Hermann Hirt (Indogermanen, 2. Bd., 1907) fest, daß R. G. Latham in den „Elements of comparative philology“, London 1862, „zuerst mit wirklichen Gründen für Europa eingetreten sei“.

Zur Vervollständigung des Bildes teile ich noch einige Sätze mit aus dem 1886 in Celle gedruckt erschienenen Vortrage von A. Westrum „Die Longobarden und ihre Herzöge“: „Daß diese hohe Kulturstufe (der Lombardei) nicht etwa wesentlich dem romanischen Teile der Bevölkerung Oberitaliens zu danken war, geht daraus hervor, daß sie in den rein romanischen Teilen nicht erreicht wurde. Wenn man z. B. mit Recht die unübertroffene Malkunst der Italiener rühmt, so möge man bedenken, daß von den fünf Malschulen Italiens . . . vier der Lombardei bezw. solchen Gebieten angehören, welche wie Venedig, Florenz und Bologna unmittelbar an die Lombardei angrenzten, ja zeitweilig Teile derselben bildeten. Und wenn der unbefangene Besucher der Museen, der nicht gerade als Kunstkenner die Werke altdeutscher Meister verehrt, sich von den eckigen, harten Frauengestalten deutscher Maler zu denen der Italiener wendet, so möge er nicht glauben, daß es nur Romaninnen sind, welche er von diesen abgebildet sieht. Wie erst kürzlich von kunstverständiger Seite hervorgehoben wurde, kann man bei vielen gerade der liebreizendsten Frauengestalten deutlich erkennen, daß in ihnen der blühende Leib von rosigen Frauen germanischen Blutes verherrlicht wurde, nicht aber von der morbidezza angekränkelte Venetianerinnen oder brünette Römerinnen zu ihnen Modell gestanden haben.“ Und weiterhin schreibt derselbe Verfasser: „Auch die Italiener haben . . . ihre heutige Stellung unter den Großmächten dem Zusatze germanischen Blutes zu verdanken.“

wart und jüngste Vergangenheit ausgeschaltet wurden. Vielleicht ist gerade darum Dr. Woltmanns Lebenswerk noch so mancherlei Anfechtungen ausgesetzt, die sich bis auf das jüngst erschienene Werk von Prof. Dr. Ludwig Schmidt „Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts" (München und Berlin 1909, R. Oldenbourg) fortgeerbt haben. Genannter Verfasser erklärt in einer Anmerkung auf S. 16 unter Berufung auf Dr. Hans Witte (Deutsche Erde, 1907, S. 172 ff.) die Arbeiten Woltmanns für „ganz verfehlt". Ich leite dieses harte Urteil namentlich auch aus der Unkenntnis der wissenschaftlich-literarischen Entwicklung her.

So dürfte denn mein Versuch, die Vorläufer der modernen Rassenforschung, wie sie durch Dr. Woltmann, Prof. Penka, Dr. Wilser usw. repräsentiert wird, zusammenzustellen, nicht unzeitgemäß sein. Ein „Versuch" mußte es bleiben, weil es ungeheuer schwer ist, alle in Betracht kommenden Erscheinungen im Handel oder in Bibliotheken aufzutreiben, und es oft nur ein glücklicher Zufall ist, wenn sich eine Lücke nach der anderen schließt. Aber schon das hier zusammengebrachte Material genügt vielleicht, um die Stellung der Woltmannschen Rassenforschung ein wenig zu festigen, denn ein jeder, der letztere nicht bestehen lassen will, hat sich nunmehr mit der ganzen mehrere Menschenalter füllenden literarischen Entwicklung auseinanderzusetzen. Auch auf Dr. Woltmanns Forschungen trifft das Wort Wilh. von Humboldts zu: „Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läßt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen", womit denn zugleich gesagt ist, daß die geleistete Vorarbeit nicht unter allen Umständen zur Kenntnis des betreffenden Forschers gelangen muß, und daß darum dem Streite um die „Priorität" immer etwas Mißliches anhaftet.

* * *

Als Resultat der Untersuchungen über Heimat und Wanderungen der Indogermanen hat sich herausgestellt, daß das landläufige Bild von der asiatischen Herkunft der Indogermanen, wobei durch den von Süden nach Norden wandernden Kulturstrom „zufällig" Germanien entdeckt wurde, einer vollständigen Umkehrung bedurfte. Noch jetzt lassen die meisten Lehrbücher die germanische Geschichte erst mit dem Augenblicke beginnen, wo unsere Vorfahren in das Gesichtsfeld der Griechen und Römer traten.

Nicht in Asien, sondern in Europa stand die Wiege der arischen Menschheit, und als Repräsentant des indogermanischen Urvolkes stellte sich das Germanentum selbst heraus. (Vergl. Karl Schirmeisen, die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten, 1904, S. 9.)

Aus der geistigen Revolution, die eine solche Veränderung des geschichtlichen Bildes mit sich brachte, ging die Morgenröte einer neuen deutschen Lebensanschauung hervor. Eine solche bekundet sich in den vielseitigen „Reform"-Bestrebungen, die eigentlich nichts anderes bedeuten als Rückkehr zu u n s e r e r Natur und zu einem Leben, das uns durch fremde Einflüsse verkümmert worden ist. —

Es lag im Thema selbst begründet, wenn ich nicht immer zwischen Wissenschaft und Leben die strenge Grenze einhalten konnte, hat doch die Forschung selbst, wie aus den Beispielen von 1813 und 1848 hervorgeht, durch das allgemeinste Leben die wichtigsten Impulse erhalten. Freilich darf man die Gefährlichkeit für die sichere Forschung nicht verkennen, wenn der Germanismus „a priori" als Anschauung gelten soll, der doch vielleicht erst, soweit die Wissenschaft in Frage kommt, das Resultat ist. Aber schließlich wäre es doch für die Allgemeinheit vergebliche Liebesmühe, wenn die Wissenschaftswerte nicht unmittelbar in Lebenswerte umgesetzt werden können. So müßte es jetzt, nachdem 1813, 1848 und 1870/71 — allerdings noch nicht vollständige — politische Arbeit verrichtet haben, die heiligste Aufgabe der Wissenschaft sein, dem deutschen Volke die innere geistige Harmonie wiederzugeben, die ihm seit den Zeiten geraubt ist, da man den Schwerpunkt seiner Bildung nach Palästina, Griechenland und Rom verlegte. Statt Bodenständigkeit herrschte Exzentrizität. Herrschte? Wie weit sind wir noch von der „praktischen" Zentrierung unseres Lebens entfernt, wo uns doch jeder Fortschritt auf germanistischem Gebiete daran erinnert, daß wir nicht des Umweges über die südlichen Kulturen und Religionen bedürfen, um uns als vollwertiges Glied der Menschheit einschätzen zu dürfen! Nunmehr wird offenbar, daß in der Aufhellung germanischer Vorzeit durchaus kein rückschauend-rückschrittliches Bestreben lag, daß es sich vielmehr um das Erkennen und die Herausarbeitung unserer Eigenart handelte, an deren Verschüttung fremde Anschauungen wie Ultramontanismus und Kosmopolitismus nach Kräften gearbeitet haben, ohne sie doch vernichten zu können.

„Das Tiefzuunterst, Höchstzuoben,
Ureins ist es in dir verwoben." (Otto Köhn.)

Das gilt von den Jahrtausenden, die die germanische, die weiße Rasse auf ihrem Lebenswege zurückgelegt hat, das gilt auch für die Zukunft, der die Gegenwart die Wege bereiten und die reichsten Entwicklungsmöglichkeiten erschließen soll.

---

# Der 40. Deutsche Anthropologen-Kongreß.

Georg Stamper.

Auf der 40. Wanderversammlung der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", die vom 2. bis zum 4. August d. Js. in Posen tagte, um den Osten unseres Vaterlandes einmal wieder zu besuchen, waren die weitaus meisten und wissenschaftlich wichtigsten Mitteilungen dem Gebiete der somatischen Anthropologie gewidmet, während die Ethnologie und die Urgeschichte etwas weniger behandelt wurden, als dies sonst auf den Kongressen der Fall zu sein pflegt. Die Behörden begrüßten den Kongreß auf das wärmste und die wissenschaftlichen Gesellschaften Posens widmeten ihm Publikationen über Geologie Posens, über antike Münzfunde in seinem Gebiet und einen vortrefflichen, mit historischem Ueberblick versehenen „Führer"

durch die Stadt und deren Umgebung. Das „Kaiser Friedrich-Museum“ hatte aus Anlaß des Kongresses eine sehr beachtenswerte, wertvolle prähistorische Ausstellung veranstaltet und ihr einen Spezialkatalog beigegeben.

Gleich der Eröffnungsvortrag des derzeitigen Vorsitzenden der Gesellschaft, Hofrats Dr. Schlitz, Heilbronn, besprach denn auch die Bedeutung der somatischen Anthropologie für die Urgeschichtsforschung.

Nachdem der Redner einleitend hervorgehoben hatte, es gelte für die anthropologische Wissenschaft in der Ostmark in einen Geistes- und Wissensaustausch zu treten mit den Männern, die hier die gleichen Ziele verfolgen, d. h. die Probleme voraussetzungsloser positiver Wissenschaft, konnte er im einzelnen dartun, wie die Gesellschaft, die Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte pflegt, weder durch Rücksichten auf Volk noch auf Rasse beschränkt sein, und wie keine dieser drei Disziplinen die anderen entbehren könne, auf die Gefahr hin, selbst zu verkümmern, denn es schwebe ihnen allen als Ziel vor, die Wissenschaft vom Menschen zu fördern. In ihrem Zusammenwirken konnte bisher sich ihre Stärke offenbaren und ein Versuch, wie er jüngst von den Systematikern unter den Urgeschichtsforschern unternommen worden ist, von der Verbindung mit der Anthropologie sich loszumachen, weil sie in deren Gemeinschaft nicht genügende Würdigung ihrer Spezialarbeit fänden, trägt die Gefahr in sich, die Urgeschichte in eine reine „Formenlehre“ zu verwandeln, deren Berechtigung selbst von seiten der Kunstgeschichte noch kaum anerkannt wird. Wenn es nun anthropologische Probleme gibt, deren Lösung allein vom genauen Verständnis der Formen der kulturellen Reste her erst möglich wird, so ist doch andererseits die Bedeutung keinesfalls zu unterschätzen, die der somatischen Anthropologie zukommt, eben für die Urgeschichtsforschung. Für jene weit entlegenen Zeiten, bei deren Aufhellung der Paläontologe das erste Wort zu sprechen hat, wo es gilt, die Eolithe (die ältesten menschlichen Werkzeuge) und die Archäolithe, die nur wenig jüngeren steinernen Werkzeuge nach ihrer Form und nach den Methoden ihrer Bearbeitung in ein System zu bringen, da mag der reine Urgeschichtsforscher für sich den Vortritt fordern; sobald indessen die Frage erörtert wird: welchen Geschöpfen haben wir die Herstellung dieser Werkzeuge aus Stein zu danken; wenn wir zusammen mit ihnen Spuren von Geräten und Skeletten finden, dann erwächst hier, also unmittelbar im Beginn der Urgeschichte der Menschheit, der Anthropologie eine spezifische Aufgabe, und man wird ihre Antwort auf die schwebenden Fragen als die entscheidende betrachten müssen. In früherer Zeit hatte man nun versucht, aus den Funden „Kulturkreise“ zusammenzustellen; heute sieht die Forschung sich vor die Aufgabe gestellt, die Völkerströme zu suchen, die die Träger für diese „Kulturkreise“ waren. Es erhebt sich die Frage: was ist in den Kulturprodukten, vornehmlich in den Werken der Töpferei, die in den zahlreichen Grabfunden in allen Gebieten Europas zutage treten, etwa als Einfluß eines älteren Kulturkreises auf einen jüngeren anzusehen, und was ist dem spezifischen Formensinne eines bestimmten Volkes zu danken? Hier kann die Archäologie dann nur mit Hilfe der Anthropologie Leben in diese „Kulturkreise“ bringen. Die Erfolge

der deutschen Urgeschichtsforscher in den einzelnen Gebieten Deutschlands sind wertvoll, sie sind zumeist auf Grund der Scheidung der einzelnen Kulturkreise erfolgt, für die die Formen der Töpferei den Maßstab abgaben, sowie es gelungen ist, die Steinzeit abzugrenzen. — Dr. Schlitz legte nunmehr die Ergebnisse seiner Untersuchungen vor, die dahin gehen, bei der Fixierung dieser „Kulturkreise“ die Untersuchung der Schädel, die für die einzelnen in Betracht kommen, für die vorgeschichtliche Völkerkunde dienstbar zu machen. Er stellte die Frage: waren die Menschen, deren Produkte der Töpferei wir in verschiedene Kulturkreise scheiden, direkte Vorfahren der heutigen Rassen, oder waren es Fremde, oder gehören sie körperlich einer ganz anderen Rasse an? Er fand bei seinen Untersuchungen bestimmte Körpereigenschaften in regelmäßiger Verbindung mit bestimmten Formen der Kulturerzeugnisse. Auch auf die Fragen: was ist durch eine Völkerbewegung, was durch eine Wanderung der kulturellen Formen zu erklären? fand er die Antwort. Wir wollen erkennen, ob bestimmte Formen primitiver Kunst, wie etwa die sogenannte Bandverzierung der Tongefäße, geistiges Eigentum bestimmter Rassen ist, und darüber vermag allein die somatische Anthropologie uns Aufschluß zu geben. Nun ist es gelungen, zu erkennen, daß die Linearverzierung und der sogenannte Hinkelsteintypus innerhalb der Bandkeramik einer östlichen, der sogenannte Rössenertypus in der Provinz Sachsen einer nördlicher wohnenden Bevölkerung eigentümlich ist, und somit ergab sich, daß zur Zeit, als diese Bandverzierung in der Töpferei überwog, Mittel- und Südwestdeutschland von derselben Bevölkerung bewohnt war; außerdem ergab die Untersuchung der Schädel, die zusammen mit den sogenannten „Zonenbechern“ gefunden worden sind, für Mitteleuropa eine einheitliche Bevölkerung während dieser Kulturperiode. Es konnte in dieser Art gelingen, bis in die Bronzezeit hinein, bis in die La Tène-Periode aus der Form der Schädel die Völker körperlich genauer zu bestimmen, die für die einzelnen Kulturkreise das ethnische Substrat bieten, und für die späteren Perioden auch nachzuweisen, woher die betreffenden Völkerstämme gekommen sind. Der Vortragende wies nunmehr im einzelnen mittels der Vorführung von Lichtbildern nach, wie allmählich die Modellierung des Schädels vom Neandertalerschädel der ältesten Zeit über die Schädel der frühen Nacheiszeit, von Brünn und von Engis, und dann über die der späten Nacheiszeit vom Cro Magnon und Grenelle sich verfeinert, so daß diese letzteren sich schon als eine längere Entwicklung abschließend darstellen. Es liegt nicht außerhalb der Möglichkeit, wenn man annimmt, daß vielleicht der Einschlag einer anderen Rasse, der sogenannten „Mittelmeerrasse“ zur Entwicklung und zur Verfeinerung dieser Schädel nicht unwesentlich beigetragen habe. Schlitz ist es im Verlauf als das Ergebnis seiner Untersuchungen schließlich gelungen, in der Entwicklung der prähistorischen Schädeltypen die Charaktere ethnologischer Unterscheidungen zu erkennen. In mehr als 48 Schädeln konnte er im Lichtbilde Repräsentanten der verschiedenen vorgeschichtlichen Volkselemente vorführen, vom Moustierschädel und dem Greisenschädel von Sainte Chapellean bis zum homo alpinus, der in früher Zeit schon, dann nach langer Pause erst wieder im Mittelalter in Südwestdeutschland auftritt, und

die einzelnen in ihren typischen Formelementen erläutern. Bei den Schädeln, die dem südlicheren Kulturkreise der Bandkeramik entstammen, fällt das harmonische Verhältnis des Gesichtsschädels zum Hirnschädel besonders auf; diese Schädel offenbaren in ihrem Grundriß die sogenannte „Coconform“. Die „Bandkeramiker“ und „Schnurkeramiker“ zeichnen sich durch Hochschädel aus, wogegen die Kurzschädel für den Kulturkreis der „Zonenbecher“ charakteristisch sind. Diese „Kurzschädel“ kann man als eine Völkerwelle ansehen, die von Westfrankreich aus bis nach Böhmen und nach Ungarn hin vorgedrungen ist, ähnlich den späteren Reiterscharen der Hunnen, die nur in entgegengesetzter Richtung ihre Wanderung ausgeführt haben. Aus eben jener Bewegung her mag die am Rhein und in Südwestdeutschland ansässige kurzköpfige Bevölkerung mit den Langgesichtern ihren Ursprung haben. Damit ist nach Schlitz die Kurzköpfigkeit als ein „Volkselement“ in Deutschland eingezogen. Die Nachkommen eben jener Kurzköpfe finden wir in der Bronzezeit am Rhein. Diese Form hat sich dann wiederum mit den Hochschädeln vermischt, die wir in den Megalith(Steinkisten)gräbern finden, und die durch ein rundes Hinterhaupt charakterisiert sind. Selbst in der La Tène-Zeit hat sich dann eine gleiche Völkerwanderung nachweisen lassen, die der der „Zonenbecherbevölkerung“ analog läuft. Auch diese konnte Schlitz gleichfalls in ihrem Typus festlegen.

Ein weiteres Thema aus der somatischen Anthropologie behandelte Prof. E. Fischer-Freiburg i. B., in seinen Beobachtungen am Bastardvolke in Deutsch-Südwestafrika. Von Rassenkreuzung, die so oft erwähnt zu werden pflegt, wissen wir wissenschaftlich noch so gut wie nichts, obwohl zoologische und botanische Untersuchungen in jüngster Zeit Licht in diese schwierige Materie zu bringen versucht haben. Die Vermehrung unseres anthropologischen Materials für die Lösung dieses Problems zu fördern, war der Zweck der genaueren anthropologischen Untersuchung, die Prof. E. Fischer jüngst den Abkömmlingen von Buren und Hottentotten in Deutsch-Südwestafrika widmen konnte.

Da die ersten Nachkommen von Holländern und Hottentottenfrauen von ihren pietistischen Vätern verachtet wurden, so heirateten diese selbst dann wieder Bastardmädchen, wurden indessen von den reinen Buren stark ökonomisch beeinträchtigt, bis sie, etwa 90 Familien stark, 1868 auswanderten und sich im Gebiete von Rehobot in Deutsch-Südwest ansiedelten. Dort vermehrten sie sich durch Inzucht, wobei sie einen starken Familiensinn entwickelten. Von einem Viertel dieser gegenwärtig 2500 Seelen zählenden „Bastards“ konnte nun Prof. Fischer Stammbäume aufstellen und etwa den achten Teil von ihnen messen. Sie sind gesunde, kräftige Leute, ihre Ehen sind kinderreich. Obwohl jedes Individuum für sich selbst ein Problem darstellt, scheint sich hier doch ein schlanker, übermittelgroßer Typus gebildet zu haben, bei dem sich mehrfach europäische Merkmale zeigen. Die Haare sind zumeist spiralig bis wellig und stellen eine Mittelstufe zwischen Europäern und Hottentotten dar; ihre Farbe ist braun, selbst schwarz, obwohl sie bei Kindern von hellerer Färbung bis zu blond vorkommen. Das später auftretende Nachdunkeln der Haare scheint ein

Ergebnis der Rassenmischung zu sein. Die Hautfarbe am Körper der Bastards ist heller als die Gesichtsfarbe, ähnlich wie es bei Südeuropäern der Fall ist; die Augenfarbe ist meist dunkel; nur eins der untersuchten Individuen war blauäugig. Obwohl sich in den Bastards einzelne Merkmale beider Rassen miteinander kombinieren, so ist doch keine neue Rasse entstanden. Es fehlt diesen „Bastards“ keineswegs an Intelligenz; sie sprechen Kapholländisch und Nama und betätigen sich in kunstfertigen Arbeiten; die Kinder werden heute von den Missionslehrern im Deutschen unterrichtet. In. sozialer Beziehung kann man in dieser Bevölkerung zwei Schichten scheiden, die wohlhabenderen, die 1904 auf deutscher Seite standen, und die ärmeren, die mehr für die Eingeborenen Partei ergriffen. Der Vortragende wünscht anthropologisch genauere Untersuchungen innerhalb des deutschen Kolonialbesitzes. — Die speziellen Erscheinungen von Akromegalie und Progenie besprach Prof. von Luschan-Berlin. Beides sind pathologische Zustände, ersteres ist die plötzlich entstehende Vergrößerung der Hände, Füße, Ohren usw. bei einem bis dahin normalen Individuum, die mit dem sogenannten Riesenwuchs ursächlich nicht zusammenhängt, aber bisweilen mit ihm verbunden auftritt. Mit Progenie oder Caput progenaeum bezeichnet man das übermäßige Hervorstehen des knöchernen Unterkieferteils über den Oberkiefer. Es mag sein, daß die Akromegalie ursächlich mit dem abnormen Wachstum und mit einer Schwellung des Hirnansatzes (Hypophysis) in Zusammenhang steht, da man sie vielfach als mit dieser Erscheinung in Verbindung beobachten könnte. Neuerdings hat man sogar versucht, dieser Schwellung der Hypophysis chirurgisch beizukommen, wenngleich ohne großen Erfolg, indessen, man hat auch versucht, den Kranken Hypophysis-Substanz als Nahrung zu verabreichen, um dadurch die Erscheinungen der Akromegalie zu einem Stillstand in der Entwicklung zu bringen. Das Caput progenaeum erscheint auf das deutlichste in einer Büste des Kaisers Maximinus (Thrax), die vor kurzer Zeit vom Berliner Museum erworben wurde. Hier haben wir deutlich eine solche Vergrößerung des Unterkiefers, die denn auch durch Münzen des betreffenden Herrschers bestätigt wird. Diese Büste hat einen Wert nur als ein pathologischer Ausdruck der Kopfform, keineswegs als eine Darstellung eines besonderen Rasseschädels; die Angaben, wonach Kaiser Maximinus der Sohn eines Goten und einer Alanin gewesen sein soll, sind nicht recht glaubwürdig und nicht einwandsfrei belegt. Diese Vergrößerung der Unterlippe ist auch bei einem Sohn des Kaisers Maximinus, dem Kaiser Maximus, durch eine Münze auch dieses Herrschers bezeugt. Bekannt ist diese Erscheinung, die man fälschlich als „Habsburger Lippe“ bezeichnet, bei fast einem Drittel der Angehörigen dieses Fürstenhauses und bei deren Halbblut, so namentlich bei Kaiser Karl V., auf dessen Bild von Amberger sie deutlich genug dargestellt ist, und dieses Bild fand den Beifall des Kaisers; ebenso bei Leopold I. und sonst. Die Progenie hat in dem sogenannten „Mopsgesicht“ eine Analogie; und das „Mopsgesicht“ bei Fischen künstlich zu erzeugen, ist vor kurzer Zeit einem Berliner Forscher gelungen, indem er die Fischeier mit einer Zuckerlösung behandelte. Oft tritt in Zusammenhang mit Progenie auch Epilepsie und Wasserkopf auf.

In seiner Mitteilung über neuholländische Typen, die Prof. von Luschan ebenso wie seine voraufgehenden Darlegungen reichlich durch Lichtbilder illustrierte, betonte er, soweit moderner malaiischer Einfluß nicht stattfindet, daß diese Rasse als einheitlich zu bezeichnen ist, und erklärte, sie erscheine ihm der Neandertalrasse nicht allzu fern zu stehen. Der Typus der Wedda auf Ceylon, der Tualla auf Celebes klingt an den der Neuholländer an, und Ausgrabungen dürften uns mit Uebergangsformen zwischen Neandertalrasse und Neuholländern bekannt machen. Im Anschluß daran konnte auch Prof. Hermann Klaatsch-Breslau, die Australierschädel als durchaus primitiv in der Form bezeichnen, besonders solche aus dem Nordwesten, denen dann die Melanesierschädel sehr nahe verwandt sind.

Prof. Klaatsch selbst sprach sodann über die fossilen Menschenrassen und ihre Beziehungen zu den rezenten. Ehemals begnügten sich die Anthropologen mit der Messung der Schädeldurchmesser und teilten danach die Menschheit, auf Grund der Proportionen der größten Längs- und Querdurchmesser zueinander in Langschädel und Kurzschädel. Obwohl von einer Begründung der Auffassung, wonach alle Lang- und alle Kurzschädel miteinander verwandt sein müßten, keine Rede war, so wurden doch von Laien und anthropologischen Dilettanten weitgehende Schlüsse aus solchen Meinungen gezogen. Man ging selbst bis zur Annahme, die Menschheit bestehe aus zwei verschiedenen Typen, und alle Mittelköpfe, deren Abgrenzung in zahlenmäßiger Weise gegen Lang- und Kurzschädel stets problematisch bleibt, seien aus der Verminderung der Extreme entstanden. Die Möglichkeit, wonach sich ähnliche Schädelformen an verschiedenen Stellen der Erde aus einer gemeinsamen Urform entwickelt haben könnten, erwog man gar nicht; aber schon die Tatsachen mußten dazu drängen, die Langschädeligkeit eines Südseeinsulaners mit der eines alten Germanen nicht als gleichwertig einzuschätzen.

Eine wissenschaftliche Analyse der Variationen der menschlichen Schädelform wird erst in der Gegenwart möglich durch die Ausbildung exakter Untersuchungsmethoden, die von einem vergleichend-anatomischen Gesichtspunkte aus die verschiedenen Zustände der heutigen Menschheit als Entwicklungsbahnen aus einer gemeinsamen Urform erkennen lassen. Für diese Studien zur Entwicklung der menschlichen Schädelformen liefern die fossilen Reste, die der Boden Europas geliefert hat, und das diesen in mancher Hinsicht auffallend ähnliche, vielfach diskutierte Schädeldach des Pithekanthropus, den Eugen Dubois 1891 auf Java ausgrub, wichtige Beiträge. Sie zeigen uns, daß der Schädel der Urmenschheit, als diese sich über die Erde ausbreitete, sich bezüglich der Wölbung seiner Stirn- und Scheitelregion noch auf einem niederen Niveau befand, daher keinesfalls einer der jetzigen Schädelformen entsprach. Diese haben sich also erst entwickelt bei der Ausbreitung der Menschheit, indem der gleiche Vorgang, nämlich die Größenzunahme des Großhirns in seinen Stirn-, Schläfen- und Seitenwandlappen, unabhängig voneinander, immer wieder dasselbe Resultat einer Größenzunahme und stärkerer Wölbung der Stirn- und Seitenwandbeine der Schädelkapsel bedingte. Es fehlte bisher gänzlich an allen Methoden, um diesen Vorgang allgemein verständlich zur

Anschauung zu bringen und so die alten Begriffe der Langschädeligkeit (Dolichocephalie) und der Kurzschädeligkeit (Brachycephalie) einer wissenschaftlichen Analyse zu unterwerfen. Prof. Klaatsch hat nun eine solche Methode auf geometrischem Wege gefunden und zwar durch konsequente Verfolgung und Weiterbildung der diagraphischen Methode der Schädelbildung, die schon manche Erfolge gezeitigt hat. Mit Hülfe des Diagraphen, wie ihn Lissauer und andere angegeben, und wie ihn Klaatsch selbst verbessert hat, ist es möglich, geometrische Projektionen der Schädelumrisse auf das Papier zu bringen. Klaatsch wurde beim Studium solcher Schädelkurven, die in horizontaler Richtung durch die Gehirnkapsel genommen werden, auf eine wichtige Verschiedenheit dieser Kurven aufmerksam, je nach der Ebene, die dafür gewählt wurde. Daß ein Schädelumriß in der Betrachtung von oben ebenso wie eine dementsprechend genommene Umrißkurve Aehnlichkeit mit einer Ellipse, einem Kreise, einem Ei zeigt, ist schon vielfach bemerkt worden und in der Nomenklatur der verschiedenen Schädelformen, die der italienische Anthropologe G. Sergi vorgenommen hat, spielt diese Aehnlichkeit eine wichtige Rolle. Neuerdings hat auch Hofrat Schlitz bei diagraphischen Studien über vorgeschichtliche Schädel aus dem Horizontalumriß der Gehirnkapsel wichtige Anhaltspunkte für Verwandtschaftsbeziehungen gewonnen. Es ist das Verdienst des Vortragenden, einen rationellen Modus eines Horizonts für diese Schädelkurven gefunden zu haben. Dies gelang ihm durch den Nachweis, den er auf der Anthropologen-Versammlung in Frankfurt a. M. 1908 führen konnte, daß eine Ebene am Schädel durch den am meisten vorragenden Punkt der Stirnwölbung in der Ueberaugenregion (Glabella) und den höchsten Punkt der Hinterhauptschuppe (Lambda) gelegt, den idealen Schädelhorizont darstellt. Eine vorzügliche Bestätigung dieser Erkenntnis war die überraschende Wahrnehmung, daß Schädelkurven, die diesem Horizont parallel gelegt werden, in sehr einfacher Weise sich geometrisch analysieren lassen, indem sie sich auf Teilstücke von Kreisen beziehen lassen, was bei anderer Legung der Kurven nicht der Fall ist. Dieser Unterschied kann leicht durch eine Vergleichung mit einem Kegel verständlich gemacht werden, dessen Durchschnitte nur dann Kreise darstellen, wenn sie senkrecht zur Kugelachse gelegt sind. Solcher Kugelachse vergleichbar ist am Schädel die Höhenlinie, die den Scheitelpunkt zwischen Stirn- und Seitenwandbein, das Bregma, mit der Schädelbasis, dem Basion, d. h. dem vorderen Punkt der Hinterhauptachse verbindet, eine Linie, die, wie der Vortragende gezeigt hat, genau oder nahezu senkrecht steht auf dem Glabella—Lambda-Horizont. Die Schädelumrisse stimmen mit den Teilen von Kreisen soweit überein, als man es überhaupt von peripherischen Gebilden erwarten kann. Die mancherlei Unregelmäßigkeiten aufweisende Ungleichheit vieler Schädelhälften ist eine längst bekannte und selbstverständlich an den Kurven sich zeigende Tatsache, die aber, anstatt störend zu wirken, nur instruktiv und bedeutungsvoll ist, da sie Anhaltspunkte für die andere Entfaltung einer Hälfte zeigt, nämlich der, die bisher als im Zusammenhang mit dem links sitzenden Sprachzentrum stehend galt. Der Vortragende konnte durch Lichtbilder die mittels Kreisen analysierten Schädelkurven vorführen, eine Cyklographie der Gehirnkapsel.

Die Schädelkurven sind von Klaatsch in systematischer Weise in verschiedenen Höhen und Abständen von der Glabella genommen, und zwar in Lineardistanzen von 10, 20, 30, 40, 50 mm von dem Glabellapunkte. Die Aufzeichnung dieser Kurven nun, die man den Isohypsen der Gebirgskarten vergleichen kann, ergibt schon an sich ein sehr anschauliches Bild von der Konfiguration des Schädels. Die einzelnen Kurven für sich genommen, gestatten die Zerlegung in das Teilstück eines vorderen und eines hinteren Kreises, des frontalen (Stirn-) Kreises und des parietalen (Seitenwand-) Kreises.

Die verschiedene Größe der Radien dieser beiden Kreise sowie der Abstand von deren Mittelpunkten voneinander bestimmt die Eigenart der betreffenden Schädelkapsel. Die einzelnen Befunde sind nun zu begreifen als verschiedene Stadien von Entwicklungs- und Verschiebungszuständen, die durch Vergrößerung und durch Verkleinerung der Kreise sowie durch Näherung der Mittelpunkte oder durch deren Entfernung voneinander sich kundgeben.

Der gesetzmäßige Ablauf dieser Veränderungen in verschiedenen Entwicklungszeiten der Menschheit läßt sich durch die Bilder ohne weiteres demonstrieren. Die notwendige Voraussetzung nun für die Verfolgung von Entwicklungsvorgängen ist die Kenntnis des Anfangspunktes, in diesem Falle der Urform der menschlichen Gehirnkapsel. Klaatschs Untersuchungen lassen sie als der des Pithekanthropus sehr nahestehend erscheinen. Ein kleiner Frontalkreis von zirka $^2/_3$ Radiusgröße des hinteren, größeren Parietalkreises bestimmen die Kurve, die 20 mm vom Glabellapunkte entfernt genommen ist, fast restlos. Genau die gleiche Figur findet sich wieder an einem Tasmanierschädel, aber in 40 mm und bei einem australischen Kinderschädel in 30 mm Entfernung vom Glabellapunkte. Es zeigt sich sonach, wie die Aufwölbung des Schädels hier unter Festhaltung alter Proportionen erfolgt ist. Der weibliche Australierschädel knüpft hier an, zeigt aber eine leichte Verschiebung des Frontalkreises nach vorn. Dieser Vorgang, verbunden mit Vergrößerung des vorderen und mit Verkleinerung des hinteren Kreises, führt beim männlichen Australier zum Ausdruck der Dolichocephalie, wofür die verschiedenen individuellen Befunde an dem Material der von Klaatsch gesammelten Australierschädel Zwischenstufen liefern. Die extremen Langschädel mancher Ozeanier, wie der eines Salomon-Insulaners, zeigen zwei einander gleiche, aber weit auseinander gerückte Kreise. Von dem gleichen Ausgangszustande, d. h. dem Cyklogramm des Pithekanthropus, führt lediglich eine beträchtliche Vergrößerung des Frontalkreises mit Aufwölbung des Schädels zum modernen Javaner, dessen Parietalkreis auffällig den Charakter der Urform beibehält. Man kann daher sagen, die Urform birgt in ihrem hinteren Teile schon den Keim zur Kurzköpfigkeit in sich. Die Beibehaltung des großen Parietalkreises, unter Vergrößerung des Frontalkreises führt durch Umstände, wie sie bei Chinesen vorkommen, zum Extrem bei zentralasiatischen Mongolen, wo beide Kreise zusammenfließen und folglich einen Kreisschädel, Cyklocephalen, als höchsten Zustand der Brachycephalie hervorgehen lassen. Um die Völker anderer Regionen zu verstehen, muß man dann wieder zur Urform zurückkehren, von der aus sich direkte Anknüpfungen auch an die primitiven Rassen Afrikas ergeben. Auch

die Jugendformen der Menschenaffen (bei entsprechender Vergrößerung ihrer Dimensionen) reihen sich als parallele Entwicklungsbahnen an, wobei Schimpanse und Gorilla sich auffällig der Kurzschädeligkeit nähern. Nach den von den betreffenden Schädeln genommenen Cyklogrammen erscheint es durchaus möglich, daß die schön gewölbten Schädel der Engis-Brünn-Rasse, ja selbst die der hochstehenden Cro Magnon-Rasse, die die Kunstwerke der alten Steinzeit in den Höhlen Südfrankreichs schuf, sich aus niederen Zweigen des Stammbaumes der Neandertal-Rasse entwickelt haben. Die Eskimos und Grönländer führen noch den niederen Zustand fort. Die neue Methode gestattet uns eine bedeutend bessere Abwägung der Entwicklungsmöglichkeiten, als sie bisher erreichbar war. Die Entfaltung des Gehirns hat indessen vornehmlich die Schädelformen bestimmt.

Auch der Beitrag von Dr. Bartels-Berlin über die Erscheinung des sogenannten dritten Augenlids gehört in die somatische Anthropologie. Auf ältere Beobachtungen zurückgehend, konnte Bartels die Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen an 25 Negerköpfen vorlegen, bei denen er eine solche Lidfalte vorfand, für die auch ein kleines Knochenblättchen als anatomische Grundlage vorhanden war. Diese Forschungen sind indessen noch nicht abgeschlossen.

In das Gebiet der Ethnologie führte der Bericht von Professor Dr. F. Thilenius, dem Direktor des Hamburger „Museums für Völkerkunde", über die Ergebnisse der Südsee-Expedition der Hamburger „Wissenschaftlichen Stiftung". Diese Expedition ist auf einem Dampfer von 800 Tons auf zwei Jahre zur Südsee abgeschickt worden. Bis zum 1. Juli 1909 hatte Prof. Fülleborn ihre Leitung in der Hand, nunmehr bis 1910 wird Prof. Kraemer an ihre Spitze treten. An Lichtbildern konnte der Redner die zahlreichen, bisher bekannt gewordenen ethnographischen Ergebnisse ihrer Arbeit in Melanesien vorführen, deren wertvollstes die Forschungen in Neu-Pommern und dessen Durchquerung an zwei Stellen bildet. Auf Neu-Pommern sind die Einflüsse der Neu Guinea-Kultur von West nach Ost hin abgestuft wahrnehmbar, wobei innerhalb der einzelnen Kulturzonen gewisse Variationen sich finden. Auf der zuerst besuchten Matthias-Insel haben wir eine Kultur, deren melanesischer Grundlage ein mikronesischer Einschlag beigemischt worden ist. Ein 600 m hoher Korallenberg steigt mitten auf der Insel empor. Von der Matthias-Insel ist auch die Kultur nach Squally-Island übertragen worden. Typen der Eingeborenen nebst ihren Waffen, Kultmasken und ihren Wohnhäusern konnten aus diesem Gebiete in zahlreichen Lichtbildern vorgeführt werden, desgleichen von der Tench-Insel und von der Admiralitätsgruppe, wo wir eine deutliche soziale Scheidung der Bevölkerung nach ihrem Beruf haben, in Fischer, Bauern und Handelsleute. Die Expedition umfuhr Neu-Pommern zuerst von Nord nach Süd, erkundete die Südküste von Simsonhafen aus und durchquerte dann Neu-Pommern. Auffällig ist, daß sich daselbst großes schwarz-weißes oder ganz weißes durchbohrtes Steingeld fand, sowie der Gebrauch, bei Säuglingen durch feste Umwickelungen des Kopfes dem Schädel eine in die Länge ausgezogene Form zu geben. Die höchste Erhebung auf Neu-Pommern beträgt nur 300 Meter. Die Karolinen werden das Arbeitsgebiet für die Expedition von nun an bilden.

Zugleich in die primitive Kunstentwicklung bot die Besprechung Professor von den Steinens'-Berlin einen Einblick, die den neuseeländischen Grünstein-(Nephrit-)Idolen gewidmet war, den sogenannten Heitiki. Flachkeulen sowie Ohren- und Brustschmuckstücke fertigen die Neuseeländer aus dem Edelmaterial des Nephrit an. Die Schmuckstücke tragen die Formen verzerrter menschlicher Figuren mit großen Augen, großen Ohren und großem Munde. Solcher Schmuck wird den Toten nach der auf Neuseeland üblichen zweiten Bestattung dann abgenommen und von deren überlebenden Verwandten als Reliquie betrachtet. Der Vortragende konnte im einzelnen dartun, wie dieser Schmuck, d. h. die figürliche Darstellung zuerst auf Keulen, Aexten und Beilen angebracht wurde, und erst von diesen Gebrauchswerkzeugen aus hat sie ihre weiteren Anwendungsarten erfahren. Auf den kostbaren Jadeitkeulen von Mexiko und von Costarica haben wir analog diesen Zusammenhang von Werkzeug und Schmuck ebenso wie in den Fisch- und Vogelfiguren darstellenden Steinbeilen der Indianer des Chingugebietes in Zentral-Brasilien. Wir können folgende Stufen verfolgen: erst wird das Werkzeug geschmückt, dann findet der Schmuck als solcher selbständige Verwendung, sodann erfährt der Schmuck anthropomorphe Abänderungen, bis endlich die figürliche Arbeit in Stein direkt in Angriff genommen wird. Dr. Hagen-Hamburg gab Beiträge zur Deutung von Formen japanischer Grabgefäße aus Organen des menschlichen Körpers in Verbindung mit bestimmten Vorstellungen menschlicher Ernährung im frühesten Alter. Die Darlegungen aus der slavischen Mythologie, die Prof. Borchling-Posen machte, sind mit Rücksicht auf die Bestrebungen der modernen Forschung, die den psychologischen Grundlagen aller mythologischen Vorstellungen nachspürt, von nicht geringem ethnologischen Interesse.

Aus den Geistern der Toten, die man fürchtet, werden auf einer etwas höheren Kulturstufe primitiver Stämme die Seelen, die man verehrt, oder aber der primitive Mensch beseelt die Natur, vor allem den Donner, oder endlich aus dem Kultus der Ahnen der Familie oder der Horde entsteht ihm der persönliche Gott. Die zahllosen slavischen Götter, die viele Analogien mit denen anderer Indogermanen bieten, hat man auf einige wenige zurückgeführt, auf Swarrok, den höchsten Gott, und auf Perun, den allen Slaven gemeinsamen Donnergott. Die späteren Götter, wie der dreiköpfige Triglaff in Stettin, der vierköpfige Swantewit auf Rügen, Podaga, Radegast und andere, sind Ausartungen der ursprünglich sehr primitiven Göttervorstellungen der Slaven. Wie sie ihre Götter in heiligen Hainen verehrten, so sind ihre Götterbilder aus dem Holzklotze entstanden. Die späteren, prunkvoll geschilderten Tempel der Slaven auf Rügen und in Retra sind auf skandinavischen, d. h. auf germanischen Kultureinfluß zurückzuführen. In der Zeit, als die slawische Kultur ihrerseits die Höhe der Entwicklung erreicht hatte, auf der sie edle Göttergestalten in selbständiger Kunstschöpfung hätte hervorbringen können, wurde in den Wohnsitzen der Slaven das Heidentum durch das Christentum verdrängt.

Der Urgeschichte hatte zum Teil der Vortrag von Schlitz gegolten, und so darf es nicht auffallen, daß diese Disziplin sonst auf dem heurigen Kongresse scheinbar weniger vertreten war. Tatsächlich

ist man indessen der Förderung der Urgeschichte desto mehr geneigt, als die „Deutsche“ und die „Berliner Anthropologische Gesellschaft“ sich ja zur gemeinsamen Herausgabe der „Prähistorischen Zeitschrift“ verbunden haben, deren erstes Heft durch seinen Inhalt sich selbst empfiehlt. — Dr. E. Blume-Posen sprach zur Methode der Vorgeschichtsforschung in der Provinz Posen. Er wünschte ein Gesetz zum Schutze der Bodenaltertümer, deren Hebung er allein dem geschulten Fachmann vorbehalten wissen will; sodann stellt er als Aufgabe die Ausbildung einer „Siedelungskunde“ nach dem Muster der von Schlitz für Westdeutschland gebotenen, ferner eine systematische, genaue Kartierung der Funde, die von ethnographischen Gesichtspunkten ausgehend, nach „Kulturgebieten“ zu erfolgen habe, wozu ein „Leitfaden“ beigefügt werden müsse. — Die prähistorischen Funde aus dem Donaulöß in der Nähe von Willendorf, nicht weit von Krems, die Prof. Szombaty vorlegte, wurden mit großem Interesse betrachtet. Sie entsprechen in allen vorkommenden Typen dem Charakter des französischen Aurignacien, einer Kulturperiode der älteren Steinzeit, die etwas jünger ist, als die Schichten, in denen der Schädel von Moustier, der übrigens einem jungen Individuum angehört hat, gefunden worden ist. Einen eigentümlichen Gegenstand bildet unter diesen Funden ein kleines weibliches Tonfigürchen, an dem, mit Ignorierung des Gesichts, alle diejenigen Körperteile stark zum Ausdruck gebracht worden sind, die auf die weibliche Fruchtbarkeit hindeuten, eine merkwürdige frühe Plastik! — Die exakten Forschungen von Direktor Feyerabend-Görlitz über die vielen Ringwälle in der Oberlausitz, die mit einem Netzwerk aus Holz hergestellt sind, zwischen das dann teils Steine, teils Erdmaterial (Lehm) gepackt worden ist, konnte Prof. Schuchhardt-Berlin, dahin ergänzen, daß er zeigte, wie diese alten Schlacken- und Brandwälle in Deutschland, Frankreich und in Schottland, bei Kelten, Deutschen und Slaven bis in die erste Periode des Mittelalters sich finden. — Dr. Ed. Hahn-Berlin suchte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf das Vorkommen von Rindenbooten und von Lederbooten zu lenken, die in alter Zeit in Gebrauch gewesen sind, und auf deren Auffindung hinzuweisen. Für „Auerochse“ wünscht er „Auerstier“ in die Literatursprache eingeführt zu sehen, da man mit „Ochse“ nur den verschnittenen Stier als Arbeitstier im Dienste des Ackerbauers bezeichnet. — Professor Seger-Breslau konnte zum Schlusse eine sehr seltene Axt aus der frühen Kupferzeit vorlegen, die in Schlesien gefunden worden ist.

An den Kongreß schloß sich eine Exkursion nach Bromberg, zur Besichtigung der dortigen vorgeschichtlichen Sammlungen.

Die Wanderversammlung findet 1910 in Köln a. Rh. statt.

---

# Die Kunstsprache als Kulturhebel.

Dr. J. Lewy.

Schönheit und Nützlichkeit sind die Grundideale, auf die unser Gegenwartsleben abgestimmt ist. Die Schönheit verlangt Vielgestaltigkeit der Formen, sie will Reichtum der Arten. Die Nützlichkeit will

viel Erfolg mit wenig Aufwand. Sie erheischt Zweckmäßigkeit der Form. Beide Bewegungen erkämpfen auf allen Gebieten ihr Lebensrecht. Daher die zentralistischen Bestrebungen: die Machtzusammenballung in Großstaaten, der Drang nach internationalen Einheitseinrichtungen und Einheitsorganisationen. Daneben die individualistischen Bestrebungen: die Entfaltung und Betonung der Eigenart, des Historischen, des National-Individuellen in Kunst und Stil, Recht und Sitte.

Auch die Sprachentwicklung geht ihren Doppelweg. Sie drängt auf der einen Seite nach größerer Ursprünglichkeit und Selbständigkeit, Wurzelhaftigkeit und geschichtlicher Eigenart, Anerkennung der Autonomie und Entwicklungsfreiheit jeder Nationalsprache. Keine Nation will ihre Sprache aufgeben. Das Recht auf Bewahrung der Eigensprache wird zu einem der wertvollsten Nationalgüter. Selbst die kleineren Nationen halten mit großer Zähigkeit an ihrer Sprache fest. Einem Magyaren oder Tschechen erscheint es als Volksverrat, sich deutsch auszudrücken. Jede Sprache will leben. Immer mehr Sprachen schaffen eigene Literatur, eigene nationale Schöpfungen, wollen Selbstgewachsenes hervorbringen. Diese vielgestaltige Sprachbereicherung ist der Ausdruck geistiger Mündigkeit der Völker, die Waffe seelischer Selbstbehauptung, die Frucht völkischer Zeugungslust, das Werk stolzer Selbstbewußtheit. Der demokratisch-liberale Gedanke von dem Recht jeder Einzelpersönlichkeit auf Selbständigkeit und Freiheit findet hier Anwendung auf die nationale Einzelseele.

Je mehr nun das Recht auf nationale Individualität allgemeine Anerkennung heischt und findet, desto unmöglicher und absurder wird der Gedanke einer nationalen Weltsprache. Der Traum der Engländer und Franzosen oder der Alldeutschen, daß ihre nationale Sprache einmal Weltsprache werde, gehört ins Reich der kindlichen Völkerphantasien. Darin spukt noch ein chiliastischer Zug einer im Mittelalter erträumten kosmopolitischen Weltrepublik oder Weltmonarchie unter der Oberherrschaft einer Nation.

Auch die Idee der Arbeitsteilung der Weltsprachen, etwa Deutsch für die Wissenschaft, Englisch für den Handel, Französisch für die Diplomatie, welche aufzukommen schien, erweist sich immer mehr als Illusion. Die englisch-amerikanische Wissenschaft ist viel zu stolz, deutsch zu schreiben, der deutsche Kaufmann möchte seine liebe deutsche Muttersprache auch nicht gern einer anderen Nationalsprache zuliebe preisgeben, das Französische der Diplomatie ist offenbar nur noch ein Bleibsel aus vergangenen Jahrhunderten, wo das Franzosentum die Höfe beherrschte. Internationale Kongresse und Schriftstücke helfen sich vielfach mit mehreren Sprachen. Häufig hilft man sich aus dem Dilemma, indem man neben der einheimischen Sprache Deutsch, Französisch und Englisch zuläßt. Doch dieses drei- bis viermalige Wiederholen eines und desselben Textes ist vierfache Arbeit und fällt beim mündlichen Gedankenaustausch einem auf die Nerven. Und dann: warum gerade deutsch, französisch und englisch, warum nur romanische und germanische Sprachen, warum keine slawische, fragt nicht ganz mit Unrecht der Slawe. Wird man die Slawen auf die Dauer ausschalten können? Warum nicht auch spanisch und italienisch? Und so meldet sich einer nach dem andern. Der Lebenswille der Nationen wird immer stärker, und das Recht auf eigene

Sprache wird immer entschiedener verfochten. Wurzelhafte Sprache ist Volkskraft. Sprachmord ist Selbstmord.

Wenn aber immer mehr Nationen mit zäher Treue auf dem Recht auf Bewahrung ihrer Muttersprache verharren, wenn der Kultursprachen statt weniger, immer mehr werden, was soll aus dem Handel, der Wissenschaft und dem Verkehr werden? Soll der international tätige Geschäftsmann, Reisende, Gelehrte u. a. seine Mußezeit nur mit Sprachstudien verbringen? Wird er dazu Lust und Zeit finden? Der Beruf überlastet schon heute den Menschen. Man klagt allgemein über zunehmende Nervosität. Die beruflichen Anforderungen steigern sich von Tag zu Tag. Auch die geistigen, sozialen und künstlerischen Interessen melden sich mit immer stärkerer Kraft. Neue Bücher wollen gelesen, neue Kunstschöpfungen genossen, neue Ideen ausgetauscht werden. Neue soziale und kulturelle Bestrebungen verlangen Mitarbeiter, Mithelfer, Mitstreiter. Woher Zeit nehmen?

Manche weisen auf die Zeit vor dem Berufe: die Schule. Diese klagt aber gleichfalls bereits über Ueberbürdung. Die moderne Pädagogik will auch die kindliche Eigenart mehr pflegen; das Recht auf jugendliches Spiel, Bewegungsfreiheit und Ungebundenheit soll mehr zur Geltung kommen. Das Viellernen und Viellesen zerstört Körper, Seele und Geist. Dazu kommt: neue Unterrichtsgegenstände pochen an die Schultür. Der Arzt will, daß die Kinder mehr über Hygiene Bescheid wissen, der Volkswirtschaftler hält die Einführung der Schüler in die Volkswirtschaft für ein nicht mehr abzuweisendes Bedürfnis. Der Naturwissenschaftler will mehr Stunden für Biologie und Chemie. Die Freunde der Kunsterziehung fordern, daß der Kunsttrieb mehr wie bisher gepflegt werde. Die Arbeit wird also immer reichhaltiger. Sollen wir nun unsere Kinder, die schon teilweise nervös sind, noch nervöser machen, indem wir ihnen auch noch das Erlernen der verschiedensten Fremdsprachen zumuten? Wohin wird das führen? Zur nervösen Abspannung, Schaffensmüdigkeit und Genußunfähigkeit.

Der Selbständigkeitsdrang der Nationen läßt sich nicht zurückdrängen. Das Recht auf Erhaltung seiner Muttersprache können wir keinem Volke nehmen. Jedes Volk mag sich so ausdrücken, wie es für es am natürlichsten ist. Doch dies gilt für die Volksgenossen unter sich. Für Aussprache und Korrespondenz zwischen den Angehörigen der verschiedenen Sprachen bedürfen wir eines praktischen Verständigungsmittels, einer neutralen Hülfssprache. Nur ein neutrales, traditionsloses Sprachsystem schützt uns vor nationalen Privilegien. Eine Kunstsprache ist für jedes Volk gleich fremd und gleich bekannt. Sie gibt daher keinem ein wirtschaftliches, politisches oder geistiges Uebergewicht. Hier liegt unseres Erachtens die tiefere Wurzel der modernen Bewegung für eine neutrale Welthilfssprache. Dies auch das Geheimnis der raschen Verbreitung des Esperanto. Die Esperantobewegung ist nicht, wie manche meinen, eine Verirrung oder eine Spielerei. Das beweist die Tatsache, daß die Bewegung bisher keinen Rückgang gezeigt hat, sondern mächtig emporstrebt und trotz aller Hindernisse sich immer mehr durchsetzt. Unter allen Völkern des Erdenrundes hat die Bewegung begeisterte Aufnahme gefunden. Tausende, Hunderttausende von Angehörigen schaffen und mühen sich für die Verbreitung dieser neuen Hilfssprache. Besonders die

kleineren Nationen, aber auch die großen Kulturnationen zeigen ein nicht unerhebliches Interesse an dieser neuen Idee. Alles, was sich mit so elementarer Wucht verbreitet, beruht nicht auf Willkür, sondern auf einem zeitgemäßen Bedürfnis. Daß das Volapük seinerzeit Fiasko gemacht hat, lag daran, daß das Bedürfnis noch nicht stark genug und das Sprachsystem noch nicht tauglich genug war. Esperanto ist ein sprachtechnisches Meisterwerk: bekannte Wortstämme, Freiheit der Wortstellung; kein Wort hat doppelte Bedeutung, kein Buchstabe doppelte Aussprache; keine überflüssige grammatische Regel und keine unregelmäßige Wort- oder Formbildung. Hier regiert der Zweck und nur der Zweck; hier haben wir den ökonomischen Gedanken in seiner höchsten Konzentration, die höchste Leistung unter Zuhilfenahme der kleinsten Kraft, die größte Leichtigkeit für die größte Anzahl von Menschen. Wenn einige linguistische Theoretiker an der Esperantosprache einige Mängel entdeckt zu haben glauben, so beruhen diese lediglich auf gewissen sehr umstrittenen individuellen Geschmacksrichtungen, deren berechtigten Kern sich die erstaunliche Entwicklungs- und Anpassungsfähigkeit des Esperanto ohne jede Schwierigkeit im Lauf der weiteren Entwicklung aneignen kann und wird, so daß die im großen ganzen kleinlichen und unerheblichen Ausstellungen die Idee der neutralen Zwecksprache und den Aufbau des Esperanto nicht berühren oder gar zerstören.

Als neutrale Zwecksprache ist Esperanto die gegebene internationale Geschäfts-, Verkehrs- und Wissenschaftssprache. Auch die breiten Volksschichten können sie lernen. Sie verlangt kein Sprachtalent, keine Gedächtnisopfer, kein längeres Sprachstudium. Sie dient der Lebenserleichterung im wirtschaftlichen Wettbewerb der Völker in rationeller Weise.

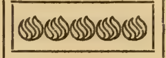
Daneben ist sie ein geistiger Schutzzoll für das Gehege der nationalen Sprachen. Sie erhält jeder Nation das Recht seines sprachlichen Eigenseins. Da sie das Erlernen fremder Sprachen rein für praktische Zwecke überflüssig macht, so kräftigt sie das Bewußtsein der eigenen Art und prägt die nationalen Eigenartsempfindungen noch treffender aus, ohne die gegenseitige Völkerverständigung irgendwie zu beeinträchtigen. Esperanto ist das Medium, das die Völkergeister verbindet, ohne die Völkerseelen zu vergewaltigen.

In unseren Tagen begegnet man immer häufiger dem Gedanken, daß, wenn die Völker des abendländischen Kulturkreises sich vor physischer Erschöpfung und vor Ueberflutung durch Mongolenhorden bewahren wollen, sie alles daran zu setzen haben, um ihrer Kultur eine tragkräftige Basis zu sichern, mit anderen Worten, für einen gesunden Menschenkörper und ein widerstandsfähiges Nervensystem zu sorgen; daß sie ferner alles zu befördern haben, was zu einer innigen geistigen Durchdringung und gegenseitigen Befruchtung der Kulturnationen zum Zweck der Erschließung aller ihrer intellektuellen, moralischen und technischen Hilfsquellen nur irgend dienlich sein kann. Daß bei der Schaffung dieses Arsenals für den Rassenkampf auch eine Gehirnkraft ersparende und die Völker verbindende internationale Kunstsprache nicht fehlen darf, erscheint nach obigem als eine unabweisbare Forderung.

---



## Berichte und Notizen.



**Die biologische Bedeutung variationsstatistischer Untersuchungen** behandelt Prof. Dr. K. Peter in einem Aufsatze in der „Umschau“ (1909, Nr. 31). Er berichtet über experimentelle Untersuchungen, durch die er versucht hat, den Einfluß veränderter Lebensbedingungen auf die Variabilität festzustellen. Ausgehend von der Erfahrung, daß speziell Embryonen sehr leicht auf veränderte Bedingungen reagieren und auch individuell sehr erheblich variieren, unterwarf er u. a. Larven von Seeigeln einer verschiedenartigen Aufzucht, teils in warmem, teils in kaltem Wasser; auch wurde normal temperiertes, aber durch geeignete Reagenzien modifiziertes Wasser verwendet. Als Merkmal der Variation boten sich bei den Larven die sogen. Skelettbildner oder primären Mesenchymrellen dar, kleine Zellen, die in geschlossenem Ring um den Urmund herumlagern und infolge der Durchsichtigkeit der Larven leicht zu zählen sind. Es ergab sich nun aus einer großen Anzahl von Versuchen regelmäßig, daß die in warmem Wasser gezüchteten Larven viel variabler waren, als die in kaltem Wasser gehaltenen; es schwankte bei 260 Kältelarven die Zahl der Skelettbildner von 26—57, bei 260 Wärmelarven hingegen von 16—86. Zusatz von Chemikalien zum Wasser erhöhte ebenfalls die Variationsbreite. Mit diesem Laboratoriumsversuch stimmt eine Beobachtung aus der freien Natur gut überein, die der amerikanische Forscher Bumpus gemacht hat; dieser konstatierte nämlich, daß die Schnecke Littorina littorea, die seit 50 Jahren in das atlantische Küstengebiet der Vereinigten Staaten eingeführt worden ist, gegenüber der englischen Stammform stärker variiert. — Der biologische Wert dieser Ergebnisse wird im Hinblick auf die Bedeutung der individuellen Verschiedenheiten für die Umbildung der Organismen ersichtlich. In unveränderten Lebensbedingungen brauchen die Organismen sich nicht erheblich zu verändern; sie sind denselben angepaßt. Sobald diese aber wechseln, tritt die Notwendigkeit an den Organismus heran, mit den Veränderungen gleichen Schritt zu halten und in passender Weise abzuändern. Nun ergeben die obigen Versuche, daß in der Tat veränderte Lebensverhältnisse eine erhöhte Variation bedingen, die ihrerseits eine solche Umformung bewerkstelligen und beschleunigen kann.

**Folgen der Blutmischung.** „Wenn wir uns niedrige staatliche Gebilde mit geringster Kultur und europäischem Firnis vorstellen wollen, dann blicken wir auf die mittel- und südamerikanischen Staaten, von denen einzig Chile und vielleicht Argentinien eine erfreuliche Ausnahme machen. Man weiß, daß in den Staaten dort krasseste Unkultur, wüstester Aberglauben, größte Korruption der Verwaltung und der Politik, unglaubliches Elend und unglaublicher Schmutz der Massen Hand in Hand gehen mit gewissen Errungenschaften modernster, vor allen Dingen Pariser Außenkultur. Und fragen wir weiter, wie diese Kultur entstanden ist, dann erhalten wir die Antwort: durch die unterschiedlose Blutmischung der Weißen, Roten und Schwarzen untereinander. Reinweiße Südamerikaner — von den Einwanderern der neuesten Zeit abgesehen — gibt es überhaupt nicht mehr Die Hidalgos Venezuelas oder Paraguays schattieren vom nicht mehr reinen Weiß bis in alle Nuancen des Rot, Schwarz und Braun hinein. Sie sind Bastarde aller Grade; ihre Gesellschaft, ihre Staaten, ihre Sitten zeigen alle Merkmale des Bastardtums. Freilich, es gibt Fälle, in denen die Blutsmischung zweier Völker zu hoch erfreulichen Ergebnissen geführt hat. Wir haben dessen ein Beispiel nahe genug: fließt doch dem Ostdeutschen germanisches und slawisches (wendisches) Blut in den Adern. Solche guten Resultate ergeben sich indessen nur bei naher Verwandtschaft der sich mischenden Völker. Trennen sie Unterschiede, wie solche den Weißen vom Neger, den Neger vom Indianer, den Indianer vom Weißen trennen, dann entsteht eben — Südamerikanisches. Die Bastardrasse zeigt keinen der Vorzüge der Rassen mehr, von denen sie abstammt. Dagegen hat sie die Fehler und Laster der Elternrassen lückenlos aufzuweisen. — Die Erfahrung, die in Südamerika so laut und deutlich spricht, läßt auch in allen anderen Kolonialgebieten der Europäer ihre Stimme erschallen. In Südafrika, in Indien, auf den Sundainseln — überall sind die Bastarde das schlimmste und, nebenbei, das gefährlichste Gesindel der betreffenden Kolonie. Hinzu kommt noch, daß wenigstens bei hochstehenden Rassen die besseren Elemente die Blutsvermischung mit den Weißen durchaus verschmähen. Es ist also Ausschuß auf beiden Seiten, was zur Bildung der Bastardrasse benutzt wird. Kein Wunder, daß dabei nur Schlimmes herauskommt.“ (Ch. T.)

**Das Gehirn des Urmenschen.** Ueber den Schädel des Urmenschen von La Chapelle-aux-Saints machte Professor Perrier in der Pariser Akademie der Wissenschaften noch einige nachträgliche Bemerkungen. Danach ist dieser Schädel außerordentlich umfangreich für die Epoche des Neandertaler Menschen. Die angestellten Forschungen über das Schädelvolumen ergaben, daß er ein Hirn von 1600 Gramm enthalten mußte, also 50 Gramm mehr als den Durchschnittsgehalt der Schädel unserer Zeitgenossen. Nur der Schädel Bismarcks überragte nach den angestellten Ermittelungen dieses Maß weit, da er 1900 Gramm Hirn enthielt. Prof. Perrier wies indessen nach, daß der außerordentliche Umfang des Schädels von La Chapelle-aux-Saints durchaus nicht eine intellektuelle Ueberlegenheit der Anthropoiden der Quartär-Periode involviert; denn die Schädelform zeige durch die ungeheuere Depression am vorderen Ende, daß die edlen Teile des Hirns damals sehr wenig entwickelt waren. Das Schwergewicht lag in den hinteren Teilen, also in den mechanischen Organen.

**Sehschärfe und Farbensinn bei den farbigen Rassen.** „In seinem Bericht über die »Cambridge Anthropological Expedition to Torres Straits«, von dem bisher vier Bände erschienen sind, hat Dr. Rivers außer den bei dieser Expedition selbst gewonnenen Resultaten auch die Ergebnisse der Beobachtungen anderer Forscher über Sehschärfe und Farbensinn bei den farbigen Rassen gesammelt. Danach stellt sich heraus, daß wilde und halbzivilisierte Völker in bezug auf die Sehschärfe den normalen Europäern nur unbedeutend überlegen sind. Es besteht kein Zweifel, daß Refraktionsfehler, die zu Mängeln des Gesichts und besonders zu Kurzsichtigkeit führen, viel häufiger unter zivilisierten als unter unzivilisierten Völkern anzutreffen sind. Aber wenn diese Ursache der Verschiedenheit ausgeschlossen wird, so zeigen die bisher untersuchten farbigen Rassen keineswegs den Grad von Ueberlegenheit über die Europäer, den man nach den Berichten vieler Reisenden erwartet haben sollte. Diese haben wiederholt die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, wie rasch in den von ihnen besuchten Ländern die Eingeborenen Gegenstände oder Tiere zu unterscheiden vermögen, so z. B. Vögel in dem Laubwerk der Bäume, in großer Ferne befindliche Boote usw. Das ist richtig, es ist aber kein Beweis erheblich größerer Sehschärfe der Betreffenden, sondern ihrer langen Uebung im Beobachten und der Vertrautheit mit allen Einzelheiten der Umgebung. In eine andere Umgebung versetzt, würden sie ihre Ueberlegenheit verlieren. Zu einem gleichen Schluß wie Dr. Rivers kam auch Prof. Ranke auf Grund seiner Erfahrungen bei den südamerikanischen Indianern. Dr. Rivers ist der Ueberzeugung, daß die »Wilden« sehr gute Naturbeobachter sind. — Untersuchungen über den Farbensinn wurden häufiger vorgenommen als solche über die Sehschärfe. Doch ist das vorhandene Material noch recht unzuverlässig. Im allgemeinen scheinen die Ergebnisse darauf hinzudeuten, daß Farbenblindheit bei den farbigen Rassen sehr selten ist. Sicher ist, daß in der Beziehung erhebliche Differenzen zwischen den Völkern bestehen. So war von 150 Papua, die Dr. River mit Holmgreens Wolle und dem Tintometer prüfte, nicht einer farbenblind (weder total noch partiell), unter acht Eingeborenen von der Insel Lifu befanden sich hingegen drei, die farbenblind waren. Obwohl die gewöhnliche Form der Farbenblindheit, die Rotgrünblindheit, bei den Papua auf den Torresinseln nicht bestand, so wiesen sie doch Mängel des Farbensinnes auf; sie vermögen namentlich blau schwer zu unterscheiden und verwechseln es meist mit schwarz, schmutziggrau und anderen dunklen oder düsteren Farben." (Internat. Wochenschr. f. Wissenschaft, Kunst und Technik.)

**Zunahme der Körpergröße bei den Norwegern.** Messungen an etwa 4000 Männern im Alter von 22 Jahren, die bei einem Teile derselben nach 1, 2, 3 und 4 Jahren wiederholt wurden, zeigten, daß etwa 75 pCt. aller Gemessenen in jenem Alter noch wuchsen, und zwar betrug die durchschnittliche Größenzunahme vom 22. bis 23. Jahre 0,75 cm, im darauffolgenden Jahre nur 0,50 cm. Bei etwa 10 pCt. zeigte sich bereits ein Rückgang in der Körperhöhe. Letztere scheint in Norwegen im ganzen im Steigen begriffen. Denn die Durchschnittsgröße der Rekruten des ganzen Landes betrug im Jahre 1878 68,8 cm und hob sich bis 1907 in stetem Anstieg bis auf 171,24 cm. (Norsk. Mag. f. Lægevid. 1909, Nr. 7.)

**Erhöhung der Lebensdauer durch den Militärdienst.** Eine interessante Entdeckung ist bei den statistischen Aufstellungen der Sterblichkeitsverhältnisse der männlichen Bewohner Deutschlands gemacht worden. Es wurde festgestellt, daß die Militärzeit einen günstigen Einfluß auf die Lebensdauer ausübe. Wie aus den

neuen deutschen Sterbetafeln hervorgeht, nimmt die Sterblichkeit des männlichen Geschlechts bis zum 14. Lebensjahr stetig ab, um dann bis zum 21. Lebensjahr wieder langsam anzuwachsen. Vom 21. bis 27. Lebensjahr bleibt die Sterblichkeit fast konstant, um dann bis in die Altersjahre wieder anzuwachsen. Dieser Stillstand in der Sterblichkeitsstatistik der männlichen Bewohner Deutschlands ist in derjenigen der Frauen nicht vorhanden. Bei denjenigen Männern, die vom Militärdienst befreit wurden, findet man in den Sterblichkeitstafeln an Stelle des Stillstandes ein gleichmäßiges, wenn auch geringes, Anwachsen der Zahl der Todesfälle. Die französischen Statistiken haben ähnliche, wenn auch nicht so günstige, Resultate geliefert. In den englischen Tafeln ist dagegen von einem Stillstand der Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes im Anfang der zwanziger Jahre nichts zu bemerken. Aus diesen Tatsachen geht klar hervor, daß der Militärdienst einen außerordentlich günstigen Einfluß auf die gesundheitlichen Verhältnisse der männlichen Bevölkerung ausübt, und daß die allgemeine Wehrpflicht dazu angetan ist, die Lebensdauer der männlichen Bevölkerung zu verlängern.

**Rassenmischung und Frauenschönheit.** Daß die Rassenmischung im allgemeinen die Frauenschönheit zu steigern geeignet ist, kann jetzt wohl als eine ziemlich feststehende ethnographische Tatsache bezeichnet werden. Eine überaus interessante Zusammenstellung von Tatsachen zu dieser Frage findet sich in der neuen Auflage von Ploß-Bartels' Werke über das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Die Mischlinge von Javaninnen und Europäern sind fast durchwegs auffallend hübsch; sie haben nicht wie die Malaiinnen gewöhnlich die keck aufgestülpte Nase, die allzu große Breite des lächelnden Mundes und das Herausfordernde der zu schmal geschlitzten Augen. Auch Schmarda hebt bei den Mischlingen der Malaien und Europäer besonders die Schönheit des weiblichen Geschlechtes hervor. Der Körperbau der Mulattinnen ist nach Berghaus zierlich: etwas kürzere Arme, ganz allerliebste Hände, eine ausnehmend schöne gewölbte Brust, die schönste Taille und unbeschreiblich kleine, gefällige Füße machen die ganze Persönlichkeit zu einem höchst angenehmen, reizenden Wesen. Finsch fand unter den Mischlingen der Maori-Frauen Neu-Seelands mit Europäern wirkliche Schönheiten, die er unter den Eingeborenen niemals beobachtete. Auch Nordenskjöld bestätigt die größere Schönheit der Mischlinge, und zwar bei der weiblichen Bevölkerung Grönlands. Die Frauen der franko-kanadischen Mestizenrasse im nordwestlichen Amerika sind von regelmäßigen und graziösen Zügen, und man findet unter ihnen oft Mädchen von wahrhaft klassischer Schönheit. Die Frauen und Mädchen der in Chile lebenden Mischlinge aus indianischem und weißem Blute (Araukanier und Spanier) haben, wie Trentler beschreibt, gewöhnlich einen schönen weißen Teint, schönes schwarzes Haar, sehr feurige, ausdrucksvolle Augen, sehr lange, seidenartige Augenwimpern, herrliche Zähne, schöne Büste, sehr kleine Ohren, Hände und Füße und graziöse Bewegungen. Es gibt unter ihnen auch viele, die blondes Haar und blaue Augen haben. Die Cholos, das sind die Mischlinge von Weißen mit den Indianern von Peru, zeichnen sich vor den Eingeborenen ebenfalls durch ihre Erscheinung aus. Steller sagt von den Itälmenen in Kamtschatka: „Man trifft unter denen mit breiten Gesichtern solche Schönheiten an, daß sie dem besten chinesischen Frauenzimmer nichts nachgeben. Die Kosakenkinder aber von russischen Vätern und itälmenischen Müttern sehen dergestalt wohl aus, daß man ganz vollkommene Schönheiten darunter antrifft.“ Wie man sieht, ist für die Annahme, daß eine Rassenkreuzung wenigstens bei dem weiblichen Geschlecht die Schönheit steigert, ein schon nicht mehr unbeträchtliches Material vorhanden.

**Die anthropologische Bedingtheit politischer Umwälzungen** wird in einem „Die Enkel der Hellenen“ betitelten Aufsatz im „Zeitgeist“ (1909, Nr. 36) behandelt. Es heißt daselbst: „Die Enkel der Hellenen? Für die Geschichts- und Rassenforscher ist das eine überaus schwierige und nach so langem und scharfem Meinungsstreite noch durchaus ungelöste Frage. Sicher ist, daß das altgriechische Blut durch furchtbare Aderlässe und mannigfache Mischungen verändert worden ist. Was sind nicht für Stürme über die schicksalsreichen Lande zwischen Olymp und Taygetos seit dreitausend Jahren dahingebraust; und wie oft hat nicht das Volk von Hellas den Herrn gewechselt, seit um dieselbe Zeit, wo das stolze Karthago unter den Schwertern und Brandfackeln der römischen Legionäre in furchtbaren Zuckungen den Atem aushauchte, Metellus und Mummius den achajischen Bund niederwarfen und die Adler über den Ruinen Korinths aufpflanzten! Die Ostgoten und Heruler und die Westgoten Alarichs, die Bulgaren, Hunnen und Slawen haben

in zahlreichen Kriegszügen das reiche Land gebrandschatzt. Bei einer furchtbaren Verheerung seiner Inseln und Küsten ereilte den gewaltigen Normannenherzog Robert Guiskard der Tod. Zur Zeit der Kreuzzüge pflanzten die praktischsten aller Kreuzfahrer, die blonden fränkischen Barone, die mit Balduin von Flandern nach Byzanz gezogen waren, ihre Feldzeichen auf der Akropolis und am Eurotas auf; und Generationen hindurch haben die de la Roches und Villehardouins zwischen ernster Fehde und ritterlichem Turnier nicht das schlechteste Regiment in Griechenland geübt, bis schlauere Byzantiner ihnen die Herrschaft über die sonnigen Lande wieder abnahmen, unter deren Oliven und Lorbeeren sie doch nicht recht heimisch zu werden vermochten. Später haben aragonische und navarresische Offiziere auf der Halbinsel gehaust; und die Venetianer haben auf Morea und den jonischen Inseln geboten, noch lange nachdem Mohammed II. den Halbmond über den Wunderwerken der perikleischen Zeit aufgerichtet hatte. Albanesen, Slawen und Italiener haben sich im Lande angesiedelt, das Krieg und Pest so oft entvölkert hatten. Aber diese Slawen haben vielleicht noch wenig turanisches Blut in den Adern gehabt, und die Albanesen brachten wohl nur eine Wiederbelebung des pelasgischen Elementes, das doch die unteren Schichten des Altgriechentums gebildet hat. Freilich, die rein arische Oberschicht, die namentlich die dorischen Eroberer nach Hellas gebracht hatten, wird in den drei Jahrtausenden bis auf geringe Reste ausgestorben sein. Aber daß das althellenische Element nicht ganz im Wirbelstrom der Zeiten untergegangen ist, das zeigt nicht nur die Schädelmessung und nicht nur die fast restlos aus dem klassischen Griechisch abgeleitete Sprache im neuen Griechenland, darauf deutet fast mehr noch die verhängnisvollste Erbschaft, die die gegenwärtigen Anlieger des ägäischen Meeres allem Anschein nach von dem Volke übernommen haben, das einen Solon und Lykurg zeugte, um so bald darauf einen Alkibiades und Kleon, Pausanias und Lysander zu erleben: die wilde Veränderungssucht, der politische Neid und der zuchtlose Parteigeist!"

**Die Bedingungen der Rassenentfaltung in Mitteleuropa.** In einem „Rasse, Raum und Reich" überschriebenen Aufsatz in den „Zeitfragen" äußert sich Eberhard Kraus zu diesem Thema wie folgt: „Die Nordlandrasse ist die Schöpferin jeder höheren Gesittung und Bildung. Diese edle Gesittung kann aber nur dort Bestand haben, wo ihr durch kriegerische und staatsmännische Leistungen ein ausreichender Entwicklungsraum gegeben und dieser Raum zugleich durch den Schutzwall einer einheitlichen völkischen Organisation gesichert ist. Die Rasse braucht also zu ihrer vollen Entfaltung einen weiten Raum und ein mächtiges Reich. Der Nordländer ist unternehmend, erfinderisch, beweglich, er hängt darum wenig an seinen eigenen Ueberlieferungen und ist im staatlichen Sinne zwar ein großer Aufbauer und Ordner, aber kein sehr starker Erhalter, da er zur Parteiung und damit auch zur Eigenbrödelei und Kleinstaaterei neigt. Die einzigen arischen Stämme, die im ganzen Verlauf ihrer Geschichte den Willen zur Macht und zur Größe bekundet haben, waren Perser und Römer. Bei den Indiern gab es stets Kleinstaaten, doch hat dieser Zweig unserer Rasse immerhin die größte Fähigkeit bewiesen, seine Sprache über unterworfene Völker auszudehnen und seine eigenen Kulturschöpfungen — freilich nicht mehr als etwas Lebendiges, Fortzeugendes, sondern als etwas Abgeschlossenes und Erstarrtes — zu erhalten. Unsere angeborene Tat- und Entschlußkraft kann nicht mehr so bedeutend sein, wie die unserer Ahnen aus der Steinzeit vor vier Jahrtausenden, die auf dem Landwege solche gewaltigen Räume überwanden. Im Mittelalter kann damit — in kleineren Verhältnissen natürlich — nur die Ausbreitung des deutschen und des russischen Stammes verglichen werden. Die gesamte neuzeitliche Siedlungstätigkeit europäischer Völker, selbst die Erschließung Amerikas nicht ausgenommen, ist doch nicht überquellendem Tatendrang, sondern fast ausschließlich dem Wett- und Wagegeist kühner Seefahrer und Handelsleute zu danken, die mit Hülfe überlegener Werkzeuge schlichte Naturvölker zurückdrängten, aber in uralten Kulturländern, wie besonders auf asiatischem Boden, nirgends dauernd Wurzel zu fassen vermochten. — Jedoch der bloße Raum, den eine Rasse beherrscht, sichert ihr noch keine große Zukunft, er muß auch in sich zusammenhängen und von möglichst gleichartigem Menschenstoff bewohnt sein. Unser Deutsches Reich ist, wenn es auch etwa 20 Millionen Einwohner mehr zählt als das europäische Großbritannien, nicht sehr umfangreich, aber unser Entwicklungsraum in Mitteleuropa ist doch recht bedeutend, und wir danken es den Helden aus grauer Vorzeit, wie Karl dem Großen, der bereits mit der Besiedelung der Ostmark begann, wenn Deutsche und Oesterreicher auf ihrer längsten und verschlungensten Grenzlinie, die von Myslowitz bis nach

Lindau reicht, sich um Sicherung und Befestigung nicht zu sorgen brauchen. Wenn man von Nordamerika absieht, so sind die Gesetze des Raumes der Erhaltung unserer Rasse nirgends so günstig und glückverheißend wie gerade in Mitteleuropa."

**Das Rassenproblem in der bosnischen Agrarreform** behandelt G. Prosoroff in einem Aufsatz im „Tag". Nachdem der Verfasser auf das Bedenkliche der Tatsache hingewiesen hat, daß diese Reform nicht mit staatlichen Mitteln und nach staatsmännischen Gesichtspunkten durchgeführt, sondern einer ungarischen Finanzgruppe zur bankmäßigen Ausbeutung ausgeliefert werden soll, fährt er fort: „Das neueste Abkommen zwischen Habsburg und Osman sieht eine dreijährige Frist vor, innerhalb welcher die mohammedanischen Bewohner der an die Habsburger Monarchie fallenden Provinzen fürs neue Vaterland optieren oder aber mit Sack und Pack das Land verlassen dürfen. Ihre Habe wird ihnen ausdrücklich garantiert. Es steht, nach den Erfahrungen in Bulgarien, Ostrumelien, der Krim und dem Kaukasus, ziemlich sicher zu erwarten, daß die guten Muselmanen sich sehr zahlreich der Herrschaft der Christenhunde freiwillig entziehen und den Staub ihrer alten Heimat von den Pantoffeln schütteln werden. Nun fällt in den genannten Provinzen Stand, Vermögenslage und Religion einigermaßen in der Schichtung des Volkes zusammen dadurch, daß die einstige grundbesitzende Aristokratie der Serben sich zur Lehre des Propheten hat bekehren lassen. Daher der heutige Zustand, daß die Mohammedaner überwiegend den Grundbesitz in Händen haben, auf dem die christliche „Herde", die Rajas, als Kmeten arbeitet. Kmeten sind Gutsabhängige aller Abarten, von ziemlich freien Erbpächtern an bis zu beinahe hörigen Bauern. Dies also sind die Christen, die abgelöst werden sollen. Ueberwiegend sind sie bettelarm (38,5 v. H. sind gänzlich ohne Land!) und erscheinen zum Erwerb ihrer Scholle in vollem Umfang auch bei größter Kreditgewährung unfähig. Demnach dürfte, falls tatsächlich ein großer Exodus der Muselmanen erfolgen sollte, die Entwicklung sich so gestalten, daß sehr viel Land, neben den Zuwendungen an die Kmeten, zum freien Verkauf käme. Hier werden also andere Kolonisten angesetzt werden müssen. Und in diesem Punkt nun ist es, vom Rassenstandpunkt, von erheblichem Einfluß, ob diese Besiedelung überwiegend österreichischer oder ungarischer Einwirkung unterworfen sein wird. Hat Oesterreich den Ausschlag, dann wird es sicher nicht versäumen, die freiwerdenden Stellen germanischen Bauern und Besitzern in die Hände zu spielen und dergestalt in den rein slawischen Charakter der Bevölkerung einen Keil zu treiben. Hätte Ungarn jedoch überwiegenden Einfluß, dann könnte es den Nachschub nur aus seinem Slawenreservoir schöpfen. Denn mit den waschechten Madjaren hapert es im Stammlande selbst so sehr, daß dort Not am Mann ist. So wird auch dieser scheinbar ganz interne Streitfall der Doppelmonarchie über die „Reichslande" in ein Rassenproblem ausmünden, an dem die Stämme und Völker weit über Habsburgs Lande hinaus regen Anteil zu nehmen Anlaß haben dürften. Mit Ungarn gewänne das Slawentum die Oberhand, mit Oesterreichs vorwiegender Stellung eröffnete sich dem Germanentum ein Feld zu neuem Vorstoß gegen Südosten.

**Niedergang der Rasse in der nordamerikanischen Union.** Von Zeit zu Zeit finden sich in nordamerikanischen Blättern Betrachtungen über den Niedergang der Rasse. Vergleicht man die Porträts der heutigen Maler mit den früheren, so fragt man sich besorgt, wo denn der schöne kräftige britische Menschenschlag geblieben ist, der vor hundert Jahren in Massachusetts und Virginia zu finden war. Damals waren die Frauen gesund, natürlich und graziös, sanft, lieblich und von ruhiger Würde. Heute, sagt der Kunstkritiker H. D. Sedywiek in der nordamerikanischen Monatsschrift „Atlantis Monthly", ist der Körper der Amerikanerinnen zu gebrechlich für ein kräftiges Menschenleben, zu zart für die Mutterschaft, er hat etwas Provisorisches an sich. Mit dem eigenen Kind hat die Amerikanerin nur noch physischen Zusammenhang wie das Tier in der Wildheit. Noch bedenklicher ist, was Sedywiek von den amerikanischen Männern sagt. Wie er meint, beweist ihr Aussehen, daß alle höheren geistigen Qualitäten bei Seite gesetzt werden, weil diese sich nicht geeignet zeigten zur Erzielung jener praktischen Erfolge, die den Lebenszweck des modernen Geschlechts ausmachen. („Hammer".)

**Der Wettstreit der Nationen und Rassen in Amerika.** „Die Vereinigten Staaten sind für die Sozialwissenschaft insofern ein lehrreiches Versuchsfeld, als sie in dem letzten Jahrhundert allen Rassen und Nationen die Gelegenheit geboten

haben, hier ihren Befähigungsnachweis zu erbringen. Die große Masse der besitzlosen, aber erfolgreichen Einwanderer, welcher Art sie auch sein mochte, hat ihre amerikanische Tätigkeit mit Handarbeit begonnen, in der Landwirtschaft, der Industrie, im Verkehrswesen. Eine nicht unerhebliche Quote davon ist zu höherer Lebensstellung während der Arbeit gelangt. Von ihren Nachkommen, die sich Amerikaner nennen, rückt schon die erste, sicher aber die zweite und dritte Generation in den Mittelstand ein, und mancher geht darüber hinaus. Ihre freigewordenen Stellen in der Lohnarbeit sind immer wieder von Einwanderern ausgefüllt worden, so daß dieser Prozeß des Aufsteigens stets von neuem fortgesetzt werden konnte. Engländern, Deutschen, Schotten, Holländern und Franzosen scheint dieser soziale Entwicklungsgang am besten geglückt zu sein, dann folgen, freilich in einem nicht geringen Abstande Irländer, Böhmen, Polen, Russen und Italiener. Die Chinesen haben sich zu sehr in einer faktischen und rechtlichen Ausnahmestellung befunden, als daß sie ihre Qualitäten ins rechte Licht hätten stellen können. Die Indianer sind ganz an die Peripherie des sozialen Lebens geschoben worden und ohne sichtbaren Einfluß auf das Ganze. Die Neger sind aber nicht vorwärts gekommen. Im Norden ist die Sklaverei seit hundert Jahren abgeschafft und die volle freie Konkurrenz mit den Weißen ihnen eröffnet. Sie haben es hier aber nicht weiter gebracht als in dem Süden, wo ihnen erst seit dem Bürgerkriege der sechziger Jahre die Freiheit zuteil geworden ist. Man sagt, die Weißen gestatten es ihnen nicht, vorwärts zu schreiten. Dieser Wille mag vorhanden sein, ihm steht aber der abwehrende Wille der Negerrasse entgegen, ohne etwas zu erreichen. Minoritäten mit Begabung ist es immer gelungen, ihren Platz in der Gesellschaft einzunehmen und zu behaupten. Wo aber die Fähigkeit fehlt, es andern gleich zu tun, da ist selbst bei einem aufrichtigen Entgegenkommen dieser andern nichts zu erwarten. Das ist ein Grundgesetz der sozialen Dinge, daß jede Persönlichkeit und jede Gruppe von Menschen in der Gesellschaft das wert ist, was in ihr selbst steckt. Rechtslage und Vorurteil mögen zeitweise diese Wahrheit verschleiern, endgültig entscheidet doch nur, was eine Rasse ist, nicht was sie etwa scheint." (Professor Dr. A. Sartorius-Waltershausen in einem Aufsatz über „Zwischenstaatliche Wanderung und Ungleichheit der Menschenrassen" in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1909, Heft 7/8.)

**Rückgang der Militärtauglichkeit in Frankreich.** „France militaire" berichtet, daß von 318 449 für 1909 in die Stammrolle eingetragenen jungen Leuten 29 607 als ungeeignet zum Militärdienst befunden wurden, davon 4499 wegen allgemeiner körperlicher Schwäche. Die Zahl zeigt ein fortdauerndes jährliches Anwachsen und hat sich seit fünf Jahren fast verdreifacht. Wegen Tuberkulose waren 4793 unbrauchbar. Auch diese Zahl weist eine erhebliche Zunahme auf.

**Zeugung im Rausch.** Bereits vor 80 Jahren hat ein Arzt Lippich eine Statistik zusammengestellt, nach welcher von 97 „im Rausch" erzeugten Kindern 83 mit mehr oder weniger schweren Krankheiten und Degenerationserscheinungen behaftet waren. In Frankreich hat man die meisten unehelichen Geburten und Totgeburten neun Monate nach Karneval oder Kirmeß beobachtet und in Weinländern bei einem besonders schlechten Schuljahrgang sieben Jahre zurückrechnend als Regel ein gutes Weinjahr gefunden. Präzisere Resultate haben statistische Untersuchungen in der Schweiz ergeben, wo die Zeugungskurven von 8196 schwachsinnigen Kindern aus den Jahren 1880—90 mit Evidenz auf die Trinkmonate (Fastnacht, Weinlese, Maibowlenzeit) hinwiesen. Und bei 68 Schwachsinnigen im Kanton Graubünden konnte für die Hälfte ihre Entstehung in den Wochen der Trinkzeit nachgewiesen werden. In kritischer Weise hat ferner der auf dem Gebiete des Idiotismus und der Epilepsie bekannte französische Forscher Bourneville von 2554 idiotischen und epileptischen Kindern des Bicêtre für 9,2 pCt. eine sichere und 3,3 pCt. eine wahrscheinliche Erzeugung im Rausche festgestellt, während Sullivan, ein englischer Gefängnisarzt, beobachtete, daß in der Trunkenheit konzipierte Kinder entweder tot zur Welt kamen oder nur eine geringe Lebensdauer besaßen. Ueberhaupt scheint die Trunksucht der Mutter von besonders gewichtigem Einfluß auf die Kinder zu sein. Allerdings scheint die Natur auch hier einen Selbstreinigungsprozeß zu verfolgen, wenn wie bekannt, chronisches Trinken die Fruchtbarkeit mindert oder ganz aufhebt. Man hat nun ferner nachzuweisen vermocht, daß der dem Organismus einverleibte Alkohol den Körper und seine einzelnen Organe schnell durchkreist und schnell in die Generationsdrüsen und ihre Produkte übergeht. Bei der Sprödigkeit der Materie wird man aus weiteren Untersuchungen über die Einwirkung des Alkohols auf die

letzteren nur sehr vorsichtige Schlüsse ziehen dürfen, in der Tat aber kaum umhin können, bei dem Ernst der Frage aus der Gesamtheit obiger Beobachtungen die praktischen Forderungen zu ziehen, welche schon Lykurg — wohl aus reinem Staatsinteresse — zur Formulierung seines Gesetzes führte, daß ein Berauschter keine Kinder zeugen dürfe. Hat doch die Nachkommenschaft das Recht, den Eltern die Sorge für ihr „Wohlgeborensein" aufzuerlegen. (Umschau.)

**Die Bedeutung der Entvölkerung für die Zukunft Frankreichs.** Der Pariser „Matin" hat eine Enquete über das Entvölkerungsproblem veranstaltet; aus der Zahl der eingegangenen gelehrten Urteile ist dasjenige des kürzlich auf so tragische Weise aus dem Leben geschiedenen österreichischen Soziologen Professor Gumplowicz von besonderem Interesse. G. schreibt: „Die Staaten, als natürliche, soziale Formen, unterliegen dem unerbittlichen Naturgesetz der Entwicklung und des Unterganges. Ich behaupte nicht, ein Staat sei ein Organismus ähnlich der Pflanze, dem Tier oder dem Menschen. Nein! Aber der Staat ist nichtsdestoweniger eine soziale Form, die nach den Naturgesetzen erscheint und nach denselben Gesetzen wächst, eine Kultur erzeugt, abnimmt und stirbt. Die Geschichte der ganzen Welt, die allgemeine Geschichte der Menschheit beweist die Richtigkeit dieser Tatsache. Die Europäer bilden sich ein, ihre Staaten müßten von ewiger Dauer sein. Es ist das nur ein Beweis, wie naiv sie sind. Sie werden ebenso verschwinden, wie die Staaten des Altertums. Die Symptome für die Dekadenz der Staaten sind: eine hochentwickelte Kultur (Zivilisation) und die Abnahme der Zahl der Geburten. Je höher entwickelt eine Kultur ist, desto mehr nimmt die Zahl der Geburten ab, desto näher rückt die Zeit des Verschwindens. Auf je niedrigerer Stufe die Kultur, desto größer die Zahl der Geburten, die Lebensperspektive des Staates. Das ist ein Gesetz. Sie werden mich fragen, wodurch man dieses Gesetz abändern könnte. Die Soziologen tun nichts anderes als die Gesetze der Natur feststellen; die Aenderung derselben überlassen sie den Politikern und humanitären Philosophen. Ich bin tief betrübt, wenn mein Standpunkt das patriotische Gefühl der Franzosen verletzt, die meine vollste Sympathie besitzen. Aber die erste Pflicht der Wissenschaft ist die Erkenntnis der Wahrheit. Was befürchten übrigens die Franzosen? Die Uebermacht der Deutschen, weil sie eine höhere Zahl der Geburten aufweisen können? Sie sollen sich nur beruhigen! Die Slawen im östlichen Europa haben eine viel höhere Zahl der Geburten als die Deutschen, und es war das Werk eines gesunden, natürlichen Instinkts, das den Staat mit der niedrigsten Zahl der Geburten eine Allianz eingehen ließ mit dem Staate, der gegenwärtig die höchste Ziffer aufweist. Diese Allianz wurde gewiß nicht im Geiste der Kultur geschlossen, sie wurde den Franzosen vielmehr von einem durchaus gesunden Selbsterhaltungstrieb eingegeben. Frankreich kann noch jahrhundertelang glücklich und ruhig dahinleben, trotz der geringen Zahl seiner Geburten, denn es braucht die höhere Geburtenziffer Deutschlands nicht zu fürchten, während Deutschland in beständiger Angst vor der Bevölkerungszunahme Rußlands lebt. Das Gleichgewicht Europas ist durch diese günstige historische Konjunktur auf lange Zeit hinaus gesichert. Der tiefe, unüberbrückbare Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland bleibt bestehen und wird lange der beste Schutz für Frankreich sein, auch wenn dessen Bevölkerung stille stehen oder gar abnehmen sollte. Es ist dies ein Glück für Europa und für die ganze europäische Kultur. Frankreich ist noch lange berufen, die Fackel der Zivilisation über Europa leuchten zu lassen, der Pionier der Freiheit zu sein. Möge jeder, der daran zweifelt, nur folgendes bedenken: Welcher Staat hat durch die Trennung von Staat und Kirche der Freiheit neue Bahnen eröffnet? Deutschland? Oesterreich? Durchaus nicht. Dort herrscht, wie beinahe in ganz Europa, noch immer der finsterste Klerikalismus. Frankreich allein hat dem unter das Joch der Kirchen gebeugten Europa wieder das glänzendste Beispiel des Kulturfortschritts gegeben. Im Jahre 1789 war es die politische Befreiung, heute ist es die geistige! Nein! Der Fackelträger Europas kann ruhig sein: gewiß gibt es keine Unsterblichkeit der Nationen, aber Völker, die eine Zivilisation besitzen wie die, welche Frankreich hat hervorbringen können, liefern den Beweis größerer Lebensfähigkeit, als es eine hohe Ziffer der Geburten tun könnte." (Frankf. Ztg.)

**Kastration als gesetzliche Maßregel gegen die Verbreitung der Degeneration.** Nach dem Beispiel von Indiana und Oregon hat nun auch die gesetzgebende Körperschaft von Connecticut, nachdem sie unlängst über schwachsinnige, epileptische und irre Frauen unter 45 Jahren das Heiratsverbot verhängt hatte, nunmehr einen weiteren Schritt auf dem Wege zur Säuberung der Gesell-

schaft von degenerierten Elementen getan und mit großer Majorität — 130 gegen 28 Stimmen — ein Gesetz angenommen, kraft dessen in den staatlichen Straf- und Irrenanstalten die Kastration von Gewohnheitsverbrechern und geistig Defekten obligatorisch gemacht wird.

**Staatliche Anerkennung züchterischer Grundsätze bei der Verheiratung.** Nach dem Vorgang von Minnesota, Connecticut, Kansas, Michigan und Ohio ist nun auch im Staate Washington ein Eheschließungsgesetz in Kraft getreten, nach welchem von den die Ehe Eingehenden das Zeugnis eines Arztes verlangt wird, daß sie geistig und körperlich gesund sind. Außerdem müssen zwei Zeugen unter Eid versichern, daß sie die Eheschließenden seit mindestens zwei Jahren kennen. Nur Frauen, die das fortpflanzungsfähige Alter von 45 Jahren überschritten haben, sind von der Erfüllung dieser Bedingungen befreit.

**Die Großstadt, das Grab der Volksgesundheit.** Wie zerrüttend das Großstadtleben auf die allgemeine Gesundheit einwirkt, davon geben die schulärztlichen Berichte aus Schöneberg für das Jahr 1907/08 bedeutsame Kunde. Bei der Aufnahmeuntersuchung der Schulkinder waren von 1790 Kindern 83 geistig minderwertig, 202 körperlich zurückgeblieben, 416 rachitisch, 541 skrofulös, 3 tuberkulös; bei 145 konnte ein herabgesetztes Sehvermögen, bei 127 geschwächtes Gehörvermögen, bei 92 Sprachstörungen, bei 160 Lungenerkrankungen, bei 36 Lungentuberkulose, bei 80 Herzerkrankungen, bei 79 Unterleibsbrüche, bei 137 Verkrümmungen der Wirbelsäule festgestellt werden. Von diesen wurden 566 der ärztlichen Kontrolle bedürftig befunden. Dazu kommen in den übrigen Klassen 1961 Kinder, so daß die Schulärzte, abgesehen von den regelmäßigen Klassenrevisionen, sich im Berichtsjahre im ganzen mit 2527 Kindern berufsmäßig zu beschäftigen hatten. Besondere Fürsorge nehmen die geistig Minderbegabten in Anspruch, deren Unterricht in Hülfsklassen sich bewährt hat. Wenn auch nur ein geringer Bruchteil wieder der normalen Schule zugeführt werden konnte, so erreichte doch die Mehrzahl die Reife für eine höhere Hülfsklasse. Ein volles Sechstel der Kinder, bei denen auch die gänzlich mangelnde häusliche Pflege und Sorgfalt in Rechnung zu stellen ist, bleiben dauernd auf der niedrigsten Stufe der Bildungsfähigkeit. Um sie zu relativ brauchbaren Menschen zu erziehen, erweist sich die Errichtung besonderer Anstalten als angezeigt, heißt es in dem Bericht. Aus den autoritativen Angaben der Schulärzte geht also hervor, daß man in Schöneberg von gesunden Kindern kaum noch reden kann. Die kranken sind so in der Mehrzahl, daß die wenigen gesunden kaum in Betracht kommen. Und diese Zustände beobachtet man in einem der besten und auch in hygienischer Hinsicht gutgestellten Vororte, der sich soeben erst aus bäuerlichem Boden heraus zur Großstadt entwickelt hat. Man ersieht daraus, mit welchem Fluch der Andrang zur Großstadt und die vielgelobte Industrialisierung der Bevölkerung behaftet ist.

**Das Opiumelend in Amerika.** Für die nordamerikanische Union ist der stets wachsende Opiumgenuß seitens der Bevölkerung zu einem sehr beachtenswerten und ernsten Problem geworden. Ein Blick auf die Ziffern, die durch die Arbeiten der Internationalen Opium-Kommission ermittelt worden sind, zeigt, daß es sich um eine wahre Volksgefahr handelt. Die im Lanzet wiedergegebenen Feststellungen besagen, daß im Jahre 1907 nicht weniger als 444 121 Pfund rohen — also zu Arzneizwecken bestimmten — Opiums und 151 916 Pfund Raucher-Opium eingeführt worden sind. Dazu gelangt noch eine nicht nachweisbare, aber wahrscheinlich recht beträchtliche Menge geschmuggelter Ware ins Land. Das rohe Opium stammt aus Smyrna und den Hafenplätzen der Levante, während der Bedarf der Opiumraucher aus Macao und Hongkong gedeckt wird. Die Zahl der Opiumraucher unter der weißen und farbigen Bevölkerung wird zusammen auf hunderttausend bis hundertfünfzigtausend geschätzt. Unter der Gesamtzahl der Verbrecher sind 48 v. H. Opiumraucher und unter den Insassen der Strafanstalten 62 v. H. Recht seltsam und traurig berührt die Versicherung, daß nicht weniger als 10 v. H. aller Aerzte der Union in der einen oder anderen Form dem Opiumgenuß frönen. Auch der Morphium-Mißbrauch greift in erschreckender Weise um sich, wobei die Anti-Alkoholbewegung dazu beiträgt, daß der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben wird. Von der chinesischen Bevölkerung rauchen 10 bis 20 v. H. Jede Volkszählung hat gezeigt, daß die Opiumeinfuhr viel rascher zunimmt als die Kopfzahl, wobei noch zu bedenken ist, daß sich die Zahl der Chinesen in den letzten 30 Jahren nicht vermehrt hat. Die Union hat diesem Tatbestand gegen-

über durch Gesetz vom 1. April d. J. jede Opiumeinfuhr außer zu pharmazeutischen Zwecken verboten. Leider gibt es unzählige Schleichwege zur Umgehung derartiger Bestimmungen. Der Schmuggel nach den Philippinen ist kaum zu verhüten. Von den 55000 dort ansässigen Chinesen sind 23 v. H. offiziell als Opiumraucher bekannt.

**Landflucht in Japan.** Mit dem Einzug der modernen Kultur in Japan hat der Hang zum Wohlleben bedeutend zugenommen und mit ihm alle jene bösen Folgeerscheinungen, die an dem Körper jener Völker nagen, die vom Ackerbaustaate zum Industriestaate sich umwandeln. Während früher der Landwirt im Reiche des Mikado im Range über dem Handwerker und Kaufmann stand, hat dieses Verhältnis seit der großen Umwälzung von 1872 und besonders seit dem kriegerischen Erfolg der Japaner eine vollständige Verschiebung erfahren. Der Luxus und die Genußsucht finden sich vornehmlich in den Städten, wo die durch Spekulation reich gewordenen Kaufleute dem Volke ein böses Beispiel von Sittenlosigkeit geben. Im Lande quält sich der Bauer auf seiner oft recht kleinen Scholle, und seine schon an und für sich recht trübselige Lage wird durch die enormen Steuerlasten noch kümmerlicher. In den Fabriken aber steigen die Löhne und locken die Landarbeiter, die in Scharen in die Stadt und die Fabriken strömen. Nachgerade aber wird der Regierung diese Landflucht und die starke Auswanderung dieser Kulis doch bedenklich, und sie sucht nach Mitteln, ihr Einhalt zu tun. — Es ist bemerkenswert, daß man in Japan eine der Ursachen der Landflucht ebenso wie bei uns darin erblickt, daß durch den Militärdienst so viele junge Leute aus dem Lande nach Tokio und in die anderen großen Städte gezogen werden. Wenn diese zur Entlassung kommen, so hat ein großer Teil von ihnen an dem Stadtleben Gefallen gefunden und zieht es vor, in seinem Garnisonort Beschäftigung zu suchen. Selbstverständlich sind diese durch die militärische Schule gegangenen Personen den Fabriken die willkommensten Arbeiter, und auch sonst finden sie leicht Unterkommen. So bleibt die Jugend und die besten Kräfte in den Städten, während es auf dem Lande an tüchtigen Arbeitskräften zu fehlen beginnt. Da aber in den jetzigen Zeiten der wirtschaftlichen Krise auch viele der jungen Leute zur Arbeitslosigkeit verurteilt sind, so kehrt die Not bei ihnen ein, und sie bilden ein gefährliches Element für Unruhen. Aus dieser Sorge heraus sieht sich die Regierung bereits nach Mitteln um, wie sie dem starken Verbleiben der Reservisten in den Städten entgegenwirken kann. Eine Konferenz der Regimentskommandeure hat sich ebenfalls mit der Angelegenheit beschäftigt, und man will nun die Lust und Liebe zum Bauernberuf unter den jungen Soldaten heben. Mit welchen Mitteln dies geschehen soll, darüber ist bisher allerdings noch nichts gemeldet worden. („D. T.“)

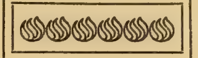
**Erfahrungen mit der Koedukation.** Ueber den gemeinsamen Unterricht von Knaben und Mädchen in Baden hat diese Zeitschrift im VII. Jahrg., S. 292/3, einige Angaben gebracht. Die Notiz schloß mit der Bemerkung, daß unliebsame Erfahrungen mit der Koedukation bisher nicht gemacht worden seien. Da nun aber schon die den höheren Knabenschulen nachgebildete Reform der Mädchenschulen vom biologischen, also von dem allein maßgebenden Gesichtspunkte aus als eine schwere Versündigung gegen das wichtigste sozialpolitische Gesetz zu bezeichnen ist, daß nämlich unter keinen Umständen die Entwicklung der Mädchen zu rechten Müttern Schaden leiden darf, so muß vollends die Koeduktion als natur- und vernunftwidrig angesehen werden. Gewiß haben daher auch viele beim Lesen der erwähnten Notiz bei sich gedacht: die bösen Erfahrungen werden nicht ausbleiben. Am 4. Juni d. J. wurde nun auf der 24. Jahresversammlung des Badischen Philologenvereins zu Konstanz auf Grund einer Umfrage, die an sämtliche höhere Schulen des Großherzogtums ergangen war, über die Erfolge der gemeinsamen Erziehung an diesen Schulen Bericht erstattet. Den ausführlichen Referaten, welche die Südwestdeutschen Schulblätter (Nr. 6 u. 7, 1909) über die Verhandlungen gebracht haben, hat die Pädagogische Zeitung (Berlin, 5. Aug. 1909) folgende Einzelheiten entnommen: Hinsichtlich der Befähigung von Knaben und Mädchen haben 18 Anstalten die geringere Begabung der Mädchen für Mathematik und Naturwissenschaften ausdrücklich festgestellt. Eine Beschränkung des Lehrstoffes ist in vielen Anstalten nötig geworden, hauptsächlich in der Biologie. Bei der Verwendung von künstlerischem Anschauungsmaterial (Abbildungen zur alten Geschichte, Schöpfungen antiker Plastik u. a.) mußte in Rücksicht auf die Mädchen eine vorsichtige Auswahl getroffen werden. Von vielen Lehrern wird berichtet, daß sie an die Leistungen der Mädchen unwillkürlich einen niederen Maßstab anlegen, als an die der Knaben. —

Daß bei den Knaben infolge der Anwesenheit der Mädchen Eifer und Ernst wachse und von einer Belebung des Unterrichts und einer Hebung des Niveaus gesprochen werden könne, wird in der Mehrzahl der Beantwortungen verneint, teilweise mit dem Ausdruck „davon kann gar keine Rede sein", oder „im Gegenteil, in den Klassen mit vielen Mädchen ist eher eine Abnahme der Leistungen zu bemerken". Der Hinweis auf bessere Leistungen der Mädchen macht die Knaben noch indolenter. In ihrer ganzen Haltung scheinen die Mädchen eher nach den Knaben zu färben als umgekehrt. Burschikoses Auftreten und krankhafter Ehrgeiz wurden nicht selten beobachtet. Im allgemeinen sind die Knaben nicht sonderlich erfreut über die Anwesenheit der Mädchen. — Die überwiegende Mehrzahl der Schulen verneint die Frage nach Mißständen in sittlicher Hinsicht. Natürlich fehlt es an einzelnen Fällen von Liebeleien und regelrechtem Poussieren, ja auch von geradezu zynischem Benehmen der Primaner den Mädchen gegenüber nicht. Auf Grund der Mitteilungen von Studenten, welche die Koedukation durchgemacht haben, kommen einige Lehrer zu der Ansicht, daß die Knaben dabei nichts gewinnen, die Mädchen aber viel verlieren. — Das Gesamtergebnis der bei der Umfrage und Erörterung der wichtigen Frage vorgetragenen Meinungen erhielt schließlich folgende Fassung: „Der seit 1901 in Baden allgemein ermöglichte Besuch der Knabenmittelschulen durch Mädchen hat vorläufig in erziehlicher Hinsicht zwar keine ernsthaften Schwierigkeiten im Gefolge gehabt, andererseits aber auch irgendwelchen fördernden Einfluß der beiden Geschlechter aufeinander so gut wie gar nicht erkennen lassen. Die ganz überwiegende Mehrheit der badischen Mittelschullehrer ist daher kein Freund der Zusammenerziehung von Knaben und Mädchen als eines allgemeinen Erziehungsideals. Sie läßt dieselbe für kleine Orte ohne höhere Mädchenschulen als Notbehelf oder überhaupt als Ausnahme gern gelten, sieht aber im übrigen die wünschenswerte Lösung darin, daß die höheren Mädchenschulen einen zweckmäßigen Ausbau erfahren und mit den nötigen Berechtigungen ausgestattet werden." — Die Schriftleitung der Päd. Zeitung fügt hinzu: „Da die Frauenrechtlerinnen sich auf die vorzüglichen Erfahrungen mit der Koeduktion im Lande Baden zu berufen pflegen, und am 8. Mai 1909 auch im Preußischen Abgeordnetenhause von den Koedukationsfreunden darauf hingewiesen worden ist, so ist das Ergebnis der Umfrage doppelt interessant." — Die maskulinen Frauenrechtlerinnen wie die femininen Koedukationsfreunde sollten sich ein wenig auf dem Gebiete der Biologie und der politischen Anthropologie umsehen, ebenso auch die verschiedenen Kultusminister und deren Räte usw. in Deutschlands Gauen, und hinfort etwas schärfer darauf achten, ne quid detrimenti res publica capiat. — Prof. Dr. L. Nagel, Berlin.

**Ein neues Regenerationsunternehmen** ist von der „Hammer"-Gemeinde durch die Begründung einer Heimstätten-Genossenschaft ins Werk gesetzt worden. Unter dem Namen „Siedelungsgesellschaft Heimland" will sie, wie es in dem Prospekt heißt, „geeignete Landgüter erwerben und nach einem eigenen System besiedeln und bewirtschaften, um dabei zugleich wichtige Aufgaben der Lebensreform zu erfüllen. Der Grund und Boden bleibt Gemeineigentum der Genossenschaft und wird den Ansiedlern gegen billiges Entgelt in Pacht oder Erbpacht gegeben. Die Gesellschaft will auf solche Weise auch der wenig bemittelten deutschen Familie eine Heimstätte sichern helfen und den des städtischen Lebens Ueberdrüssigen eine Rückkehr aufs Land und die Beschäftigung mit Land- und Gartenbau ermöglichen. Die Siedelungen werden sonach den Charakter von Gartenbaukolonien oder Gartenstädten annehmen, wobei jedoch ein Teil des Geländes für den landwirtschaftlichen Betrieb des Stammgutes aufbewahrt bleibt. Die Acker- und Viehwirtschaft bleibt dem Gemeinbetrieb vorbehalten und dient dazu, den Siedlern billige Lebensmittel zu liefern. Alle Gesellschafter haben Anteil an dem Genossenschaftsvermögen und den Erträgnissen der Gemeinwirtschaft. Neben einer vernunftvollen Lebensführung, die auf eine Stählung von Leib und Seele hinzielt, erblickt die Gemeinde ihre Aufgabe in der Aufzucht eines tüchtigen Geschlechts. Sie stellt an die Aufzunehmenden gewisse Anforderungen hinsichtlich der leiblichen und geistigen Gesundheit und verwendet die äußerste Sorgfalt auf die Jugenderziehung. Sie erstrebt deshalb auch eine Schulreform in weitgehendem Sinne. Das letzte Ziel der Gemeinde ist die Heranbildung eines besseren Menschentums. Der Ausschank berauschender Getränke in der Siedelung ist untersagt. Die Gesellschaft besitzt bereits ein Gut von 450 Morgen Größe in der Ost-Priegnitz, wo die ersten Niederlassungen vorbereitet werden. Nähere Auskünfte über die Ziele der Gemeinde und der Siedelungsgenossenschaft erhält man von deren Geschäftsstelle in Leipzig, Königstr. 27.



# Bücherbesprechungen.



**Guenther, K.,** Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Stuttgart 1909, Deutsche Verlagsanstalt.

Gerne komme ich auf dies schöne, schon im vorigen Jahrgang (VII, 11) angekündigte Werk zurück, das, nach Inhalt und Ausstattung, nach Darstellung und Bilderschmuck gleich hervorragend, in seiner Vollendung durchaus hält, was die ersten Lieferungen versprochen haben, und dem man bei seinem verhältnismäßig billigen Preis von 20 Mk. recht weite Verbreitung und viele aufmerksame Leser wünschen muß. Der kenntnisreiche Verfasser gehört nicht zu Denen, die nur die Forschungsergebnisse anderer der großen Menge mundgerecht machen, sondern er zeigt überall eine selbständige, auf ernste Gedankenarbeit und gründliche Eigenforschung sich stützende Auffassung. Wenn ich selbst nicht in allen Einzelheiten, so z. B. in der Bewertung der Auslese, in der Erklärung der Eiszeiten, in den Fragen nach dem Werdeland der Säugetiere, nach der Enthaarung der menschlichen Haut u. a., mit ihm übereinstimmen kann, so beruht dies eben auf den nicht bei allen Menschen vollständig gleichartigen Denkvorgängen und beeinträchtigt kaum den Wert des Ganzen. Der in letzter Zeit viel besprochene Unterkiefer von Mauer, den Guenther nur nach einer schriftlichen Mitteilung von Schötensack beurteilen konnte, ist, wie ich wiederholt anderwärts ausgeführt habe, keineswegs „tertiär" und auch nicht der „tiefste Vorstoß" in die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts, sondern nichts als ein weiteres Belegstück für die älteste Menschenart, den längst bekannten europäischen Urmenschen (Homo primigenius). Die neuesten, sehr wichtigen Funde auf diesem Gebiet, die von Le Moustier und Chapelle aux Saints, konnten nicht mehr berücksichtigt werden. Unter den sehr anschaulichen und lehrreichen Bildertafeln sind einige farbige, so Scheibenquallen und Blumentiere, Landschaft aus der Kreidezeit und Menschenrassen, besonders schön und gelungen. Um die größten Gegensätze der Haut-, Augen- und Haarfarbe noch deutlicher zum Ausdruck zu bringen, würde ich statt eines braunen Kaffern einen richtig schwarzen Neger, statt der dunkeläugigen Odaliske eine blauäugige, lichthaarige Schwedin gewählt haben. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß das prächtige Werk, das dem Andenken Darwins gewidmet ist, viel zum Sieg der naturwissenschaftlichen Weltanschauung beitragen wird. Der Verfasser ist ein überzeugter Anhänger derselben, schließt aber mit den auch für Andersdenkende versöhnlichen Worten: „So werden auch wir, trotzdem wir der Theorie der Abstammung des Menschen von tierischen Wesen voll zustimmen, uns doch stets dessen bewußt bleiben, daß der Mensch an sein Dasein auch Fragen zu stellen hat, die durch entwicklungstheoretische Forschungen nicht beantwortet werden können." Ludwig Wilser.

**Kiekebusch, A.,** Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. Nebst einem Anhang: Die absolute Chronologie der Augenfibel. Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde III. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1908.

Im ganzen ist der Eindruck dieser Schrift, teils wegen der gründlichen Behandlung des Stoffes, teils wegen der darin entwickelten Gedanken ein guter. Das Eintreten des Verfassers „für die Bodenständigkeit der germanischen Kultur und vor allem auch der hochentwickelten Metalltechnik" verdient uneingeschränktes Lob, und Aussprüche wie der, „daß der römischen Kultur eine heimische gegenüberstand" und daß sich in der Töpferei „während der frühen und mittleren römischen Kaiserzeit (also in den ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderten) römischer Einfluß überhaupt nicht bemerkbar macht", sind erfreuliche Zeichen von einem sich vollziehenden Umschwung der Meinungen. Als Archäologe von Beruf schätzt der Verfasser seine Fachwissenschaft selbstverständlich so hoch wie möglich ein, gibt aber doch zu, daß „beide Wissenschaften — Geschichte und Vorgeschichte — nicht mißtrauisch neben- oder gar gegeneinander, sondern Hand in Hand füreinander arbeiten" sollen. Ich selbst habe von jeher die Ansicht vertreten, daß eine Aufhellung des vorgeschichtlichen Dunkels nur dann möglich ist, wenn alle einschlägigen Wissenschaften, Menschenkunde, Geschichte, Altertumsforschung und Sprachvergleichung einträchtig zusammenwirken. Da es sich in vorliegendem Falle um Brandgräber handelt, kann die Anthropologie zwar nicht unmittelbar die Rasse der

Bestatteten bestimmen, sie gestattet aber wertvolle Rückschlüsse aus anderen durch sie festgestellten Tatsachen. So lehrt sie z. B., wie übrigens auch Sprache und Geschichte, den allerengsten Zusammenhang von Kelten und Germanen, so daß man oft nicht mit Sicherheit entscheiden kann, ob eine bestimmte Völkerschaft oder Gräbergruppe dem einen oder dem anderen Volksstamm zuzurechnen ist. Wer Trevirer und Nervier für „keltisch-germanische Mischlinge" hält, hat das wahre Verhältnis nicht begriffen, denn sie waren ohne Frage Kelten, standen aber wegen ihrer späten Abzweigung vom gemeinsamen Grundstamm dem westlichsten, kimbrischen Ast der Germanen in jeder Hinsicht noch ungemein nahe.

Es werden in der besprochenen Schrift Hunderte von niederrheinischen Grabhügeln behandelt, die mit geringen Ausnahmen auf dem rechten Flußufer liegen und nur Ueberbleibsel von Brandbestattungen, zerschlagene Knochen und kleine, oft geschmolzene Metallgegenstände in Gefäßen verschiedener Gestalt, enthalten. Leider ist die Zahl der Beigaben, die zudem „wenig bezeichnend" und für die Zeitbestimmung „durchaus nicht entscheidend" sind, „eine äußerst geringe". Trotzdem glaubt Kiekebusch, hauptsächlich aus der Gestalt und Färbung der Gefäße, „Beziehungen zur Hallstattzeit" gefunden zu haben, und setzt darum die ältesten der untersuchten Grabhügel ins „8. bis 7. vorchristliche Jahrhundert", was mir nicht ganz sicher scheint; zweifellos enthalten dagegen verschiedene der Urnen kleine Eisensachen, einfache und Sicherheitsnadeln, Gürtelhaken und dergleichen, mit ausgesprochenen La-Tène-Formen. Ich muß bei dieser Gelegenheit wiederholen, daß ich die Bezeichnung großer Kulturkreise nach einzelnen zufälligen Fundorten für wenig zweckmäßig halte und die Bezeichnungen norischer und keltischer Stil nach den beiden großen Völkern, die sie geschaffen und verbreitet haben, vorziehe. Einige Münzen, Scherben und Kleingeräte lassen darauf schließen, daß einzelne der Grabhügel erst während der Kaiserzeit, im 1. oder 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angelegt sind. Welchem Volke, das ist die wichtigste Frage, haben nun diese Grabstätten angehört? Der Verfasser entscheidet sich für die Germanen, mit vollständigem Ausschluß der Kelten. „Die Frage: Wann haben die Germanen den Niederrhein erreicht, hängt aufs engste mit den Fragen nach der Abstammung der linksrheinischen Germanen und dem Ursprung und der Ausbreitung des Germanennamens zusammen." Da dieser Name nicht älter als Cäsar ist, könnten die älteren der niederrheinischen Grabhügel höchstens von Vorfahren der geschichtlichen Germanen herstammen, aber ich glaube, daß die ersten Völkerschaften, die man wirklich „germanisch" nennen darf, wenn man die Kimbern als älteste Welle betrachtet, erst nach dem großen Heerzug dieses Volkes am Niederrhein sich dauernd angesiedelt haben, die späteren Ubier, Brukterer, Teukterer, Sigambrern u. a. Die fraglichen Grabhügel sind darum trotz ihrer verhältnismäßigen Gleichartigkeit in ihrer Mehrzahl wohl am richtigsten den letzten belgischen Wellen der großen keltischen Völkerflut, daher den unmittelbaren Vorgängern ihrer germanischen Nachbarn zuzuschreiben. In der Ueberlieferung dieser Völkerschaften hatte sich ja noch zu Cäsars Zeit die Erinnerung an ihre früheren rechtsrheinischen Wohnsitze erhalten. Da die Germanen des westlichsten, kimbrischen Stammes auch in den Sitten mit ihnen die größte Aehnlichkeit zeigten, erklärt sich die Uebereinstimmung mit der von Tacitus geschilderten Einfachheit der Bestattungsart. Ganz gewiß werden derartige eingehende Untersuchungen, besonders wenn sie von unbestreitbar richtigen Voraussetzungen ausgehen, „für das Verständnis altgermanischer Kultur und für die ganze germanische Forschung" von großer Bedeutung sein. Die im Anhang nach dem schwedischen Archäologen Almgren mitgeteilte Entwicklungsgeschichte der sogen. Augenfibel ist ein lehrreiches Beispiel für den „germanischen Ursprung" mancher früher als römisch angesprochener Schmucksachen und Geräte.

Ludwig Wilser.

**Michels, R.,** L'uomo economico e la cooperazione. Torino 1909.

Das wirtschaftliche Zusammenwirken der Menschen entsteht aus der Befriedigung der Gemeinbedürfnisse auf Grund des ökonomischen Prinzipes des geringstmöglichen Aufwandes. Die Quelle eines jeden Zusammenwirkens bildet die Interessengemeinschaft, die einerseits eine Gruppe von Individuen vereint und andererseits sie von den übrigen Gesellschaftsgruppen trennt. Auf solche Weise entstanden vier Formen der Arbeitervereinigungen: das wirtschaftliche Zusammenwirken der Proletarier als Produzenten (Produktivgenossenschaften) und als Konsumenten (Konsumgenossenschaften), das soziale der Lohnarbeiter (trade union) und das politische (sozialdemokratische Partei).

Das Prinzip der Assoziation und der Organisation, welches anfangs vorwiegend als Erscheinung der Arbeiterklasse hervortritt, hat sich nun auf jedes Gebiet der bürgerlichen Tätigkeit (Aktiengesellschaft, Trust, Industriellenliga) erstreckt. Die Phase des ökonomischen Individualismus ist endgültig geschlossen, und es beginnt nun die der Kooperation, welcher jede Gesellschaftsklasse folgt. Das Wesen der Kooperation besteht aber aus zwei Elementen, einem positiven und einem negativen, und zwar aus der Interessengemeinschaft, welche die Zusammenwirkenden in einer Gruppe vereinigt und aus dem Antagonismus gegen eine andere Gruppe, oder mit anderen Worten gesagt: „die nötige Voraussetzung einer jeden Kooperation ist der Kampf".

Dies gilt auch von den vier Formen der Arbeiterkooperation, die keineswegs sich gegenseitig vervollständigen, sondern oft untereinander kämpfen. Solange das heutige Produktionssystem fortdauert, ist, nach dem Verfasser, eine alle Gesellschaftsschichten umfassende Kooperation unmöglich. Ueber diese bittere Wahrheit tröstet sich der Verfasser, indem er zur Wissenschaft seine Zuflucht nimmt, wo man das Ideal der Kooperation verwirklichen kann. Die objektiven Forschungen über das Wesen der Kooperation haben den Verfasser zur Feststellung des rastlosen Kampfes unter den Gesellschaftsgruppen geführt. Ein solcher Schluß entspricht eben der Anschauung der Soziologie, welche im Kampfe die ewige Triebfeder der sozialen Entwicklung erblickt. Prof. F. Savorgnan.

**Moeller van den Bruck,** Die Deutschen, unsere Menschengeschichte. Eingeteilt in sechs Bände: I. Verirrte Deutsche: Vom Deutschen und vom Problematischen. Christian Günther, Reinhold Lanz, Maximilian Klinger, Grabbe, G. Büchner, Herm. Conradi, Hille. Preis ungeb. M. 2,50. II. Führende Deutsche: Hutten, Luther, der große Kurfürst, Schiller, Bismarck, Nietzsche. Preis M. 3,—. III. Verschwärmte Deutsche: Vom Mystischen. Meister Eckehart, Paracelsus, Jac. Böhme, Silesius, Hölderlin, Novalis, Fechner, Mombert. Preis M. 3,—. IV. Entscheidende Deutsche: Vom Kritischen. Friedrich der Große, Winkelmann, Lessing, Herder, Kant, Fichte, Moltke. Preis M. 3,—. V. Gestaltende Deutsche: Vom Monumentalen. Karl der Große, Heinrich der Löwe, Friedrich II. — Wolfram, Walter, Wilhelm — Dürer, Holbein, Cranach — Leibniz, Bach, Klopstock — Mozart, Beethoven, Wagner — Hauptmann, Dehmel, Däubler. Preis M. 3,50. VI. Goethe: Vom Universalen, der Verirrte, der Führende, der Verschwärmte, der Entscheidende, der Gestaltende. Preis M. 3,—. Verlag J. C. C. Bruns in Minden in W.

Ohne mich zu den „rasenden Hebbelianern" zu rechnen, wie sich Herbert Eulenberg so schön und geschmackvoll in der „Zukunft" (12. Dez. 1908) ausgedrückt hat, hätte ich doch gern die Aufnahme Hebbels in dieses Werk gesehen, auf Kosten anderer, denen ich noch nicht den gleichen Rang zusprechen kann. Der Verfasser gestatte, daß ich das Distichon des von ihm nur vorübergehend erwähnten Hebbel auf Goethes Selbstbiographie auch auf sein vorliegendes Werk anwende:

„Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,
aber, wachsend, umfaßt dieser am Ende die Welt."

Die Welt nämlich in dem Sinne, als es Rasse und damit das Wesen des Germanentums, genauer: des Deutschtums, zu erschöpfen trachtet. Rassenhaft wird das deutsche Leben vom ersten Erwachen — an den Anfang werden m. E. mit Unrecht die Nibelungen gestellt — bis zur jetzigen Gestaltung (nicht Vollendung!) gezeichnet. Sind die Nordländer, die Schöpfer der Edda und der kühnen isländischen Sagas, weniger unser Fleisch und Blut, weil sie nicht in Zentral-Europa wohnten? Daß ihre Gedanken nur hin und wieder verstreut im Werke angetroffen werden, statt den leuchtenden Hintergrund des Ganzen zu bilden, will mir vorläufig als ein Mangel erscheinen, den auszugleichen dem Verfasser — vorausgesetzt natürlich, daß auch er ihn als solchen empfindet — bei künftiger Gelegenheit nicht schwer fallen wird. Mir scheint dieser Hinweis darum am Platze zu sein, weil der Verfasser mehrfach betont, daß das Deutschtum der eigentliche Repräsentant des Germanentums ist, und ich sehe nicht ein, warum man den Norden als Quelle alles germanischen Lebens aus dem Ringe rassenmäßiger Entwicklung ausscheiden will.

Ein zweiter Punkt. Der Verleger hat mit Recht in der Ankündigung des Werkes bemerkt, daß „Moeller van den Bruck die Konsequenzen seiner Anschauungsweise voll hinübergezogen hat vom Gebiet der Rasse auf das der Nation". Damit

hat aber das Deutschtum eine weitere Einschränkung erfahren, denn „deutsch" ist doch schließlich nicht nur das, was innerhalb der politischen Grenzen des Deutschen Reiches gelebt hat und noch lebt. So kam es, daß eine Anzahl von Erscheinungen ersten Ranges, „gestaltender" wie „führender" Natur, — ich nenne nur den einen Giordano Bruno, der schon in seinem Namen die deutsche Abkunft verrät — draußen bleiben mußte.

Indessen: man müßte als Kritiker schon selbst für die Anlage eines solchen Werkes prädestiniert sein, um es in vollem Umfange als Kunstwerk wie als wissenschaftliche Tat würdigen zu können.

Darum will ich nach obigen kleinen Randbemerkungen zunächst den Gesamteindruck, den das Werk auf mich gemacht hat, dahin zusammenfassen: Stände ich vor der Aufgabe, meine Bibliothek im Sinne Moellers van den Bruck zu klassifizieren, so würde ich ihn, den Verfasser, zu den gestaltenden Deutschen, sein Werk zu den wahrhaft monumentalen rechnen. Leider gestattet es der Umfang des Werkes nicht, daß ich meinen Dank für die köstlichen, weihevollen Stunden, die mir seine Lektüre verschafft hat, durch eine ins einzelne gehende Besprechung abtrage. Ich weise auf den oben angezeigten Inhalt hin und bemerke, daß die einzelnen Glieder nicht etwa zusammenhanglos aneinander gereiht, sondern organisch miteinander verbunden sind. Zwar spielen innerhalb ihrer Abteilungen die in der Ueberschrift bezeichneten Größen die führende Rolle, aber schließlich erscheinen doch auch sie nur wie Silhouetten auf farbigem Grunde, den der Verfasser mit künstlerischem Takt, ohne doch jemals den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, entworfen hat.

Trotz der Beschränkung auf die „Nation" kann das Werk in eine Parallele mit Ludwig Woltmanns Schöpfungen gebracht werden. Allerdings legt Moeller van den Bruck das Schwergewicht nicht so sehr auf die politische Seite — wie denn die politischen Erfolge des Krieges von 1870/71 die deutsche Kultur geradezu entnationalisiert haben —, als auf die Möglichkeit des Werdens einer neuen und doch tief im Heimatsboden wurzelnden deutschen Kultur in Verbindung mit einer deutschen Weltanschauung. Aber es bedeutet doch wohl eine Uebertreibung, wenn der Verfasser im Kapitel „Kant" sagt: „Es mußte ihm (dem Germanentum) das geschaffen werden, was wir noch heute, im 20. Jahrhundert, als die einzigen besitzen in der Welt, und an dem wir noch unausgesetzt weiterarbeiten müssen, wenn wir wirklich eine Weltstellung einnehmen wollen, die ihre Berechtigung in einem überragenden Geiste hat: eine Weltanschauung." Dieser Satz bedarf jedenfalls einer Einschränkung, ehe man seinem Inhalt beistimmen kann. So ist es auch sachlich richtig, daß der Verfasser in Nietzsche einen wichtigen Pfeiler für die neue Anschauung erblickt, wenn man vielleicht auch darüber erstaunt sein mag, gerade Nietzsche, der ja nicht rein deutscher Abkunft war, von einem Schriftsteller, der nur mit Deutschen zu tun haben will, so warm verteidigt zu sehen. Der philosophielose Monismus unserer Tage kann nach Moeller — und ich pflichte ihm darin bei — keinen Ersatz für das „aus römisch-orientalischen Dekadenzvorstellungen über die Welt gekommene" und darum für uns Deutsche abzulehnende Christentum bieten. Der alle Naturgeschöpfe umfassenden Deszendenzlehre muß die nur auf den Menschen, und besonders auf den Deutschen, angewandte Aszendenzlehre Nietzsches (vergl. Karl Heckel, „Genie oder Uebermensch" in der Zukunft vom 3. Okt. 1908) beigesellt werden. Moeller van den Bruck trifft hier in mancher Beziehung mit den Anschauungen des vielfach mißverstandenen Heinrich Driesmans zusammen.

Dem Werke, das mit der Darstellung Goethes einen verklärenden Abschluß erhalten zu haben schien, ist jetzt nach Jahresfrist ein siebenter Band gefolgt: „Scheiternde Deutsche: Vom Tragischen, Armin (die Nibelungengrenze ist also durchbrochen!), Alarich, Friedrich I., Maximilian I., Stein, scheiternde Gegenwart." Preis M. 3,50 ungeb. Ein weiterer achter Band „Lachende Deutsche" ist von dem Verlage in Aussicht gestellt. Auch in dem neuen (siebenten) Bande ist das Kapitel über die Gegenwart — mit bemerkenswerten Ausführungen über die Stellung unseres Kaisers in der Politik einerseits, zur Kunst und Kultur andererseits — das wichtigste. Ist doch das ganze Werk der deutschen Jugend gewidmet, die ihre Kräfte aus der Gegenwart sammelt, um der deutschen Zukunft erfolgreich dienen zu können. Möge das wahrhaft großzügig angelegte Werk überall dankbar aufgenommen und gelesen werden; es bildet — vorläufig — ein prächtiges Schlußglied in der Kette der Erscheinungen, die vor zwei Jahrzehnten mit „Rembrandt als Erzieher" einsetzten.

Th. Bieder.

**Müller-Lyer, Dr. F.**, Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschrittes. München, J. F. Lehmanns Verlag. 7 M.

Die Lebensdauer der einzelnen Kulturvölker ist beschränkt. Sie treten auf, blühen empor und verschwinden, nachdem sie einen gewissen Höhepunkt erreicht haben, scheinbar wieder spurlos im Ansturm anderer Völker. Die Kultur als solche aber geht ihren Entwicklungsgang, unberührt vom Schicksale ihrer einzelnen Träger, nach ihren eigenen Gesetzen, zu deren Formulierung man von verschiedenen Ausgangspunkten geschritten ist. Indem Verfasser seinerseits die Geschichte der Arbeit von drei verschiedenen Standpunkten, dem ihrer Organisation, ihrer Differentiation und ihrer Integration, betrachtet, stellt er drei verschiedene und einander ergänzende nationalökonomische Stufensysteme auf. Ein Vorzug derselben gegenüber anderen Systemen ist ihre durch die sieben sich aneinander angliedernden Phasen der Arbeitsorganisation gegebene Grundlage, die ohne Zweifel „eine viel schärfere und genauere Anschauung der Tatsachen ermöglicht, als die Einteilung in Epochen“ (S. 250). Im übrigen bemerkt Verfasser selbst mit Recht, daß die verschiedenen Theorien „sich gegenseitig in der willkommensten Weise zu einer großen Harmonie“ (S. 247) ergänzen. — Weiterhin bejaht Verfasser die Fragen, ob „eine fortschreitende Kulturentwicklung tatsächlich existiert“ (S. 321) und sich „die Kulturentwicklung aller Völker in einem einzigen Stufensystem zum Ausdruck bringen“ läßt (S. 323) und stellt als Maßstab der Kultur die ökonomische Funktion in ihren Untererscheinungen der Nahrungsproduktion, der Technik und der Arbeitsorganisation auf (S. 328). Den drei Epochen der Wildheit, Barbarei und Zivilisation, bei deren Aufstellung er sich von anderen Soziologen in Kleinigkeiten unterscheidet, fügt er eine vierte, jetzt anbrechende Epoche bei, die wahrscheinlich durch eine noch höhere Vergesellschaftung der Arbeit gekennzeichnet sein wird. Denn nachdem „mit dem Erwachen der abstrakten Kulturwissenschaft, der Soziologie“ (S. III) die Kulturentwicklung „die Schwelle des menschlichen Bewußtseins“ überschritten hat, lassen sich aus der Vergangenheit „Richtungslinien des Fortschrittes“ ableiten, die uns die Gegenwart als Glied einer Entwicklungsreihe erkennen lassen und schließlich auch „Wegweiser“ in die Zukunft sind. — In einem Schlußkapitel „Kultur und Glück“ werden die Ursachen untersucht, warum die Kultur das Los des Individuums nicht verbessert hat, als „Ausdruck für das Glückstreben der Menschheit“ ein richtig verstandener „Sozialindividualismus“ (S. 353) gefunden und die Bürgschaft für die Erfüllung dieses Strebens in dem Eintritt des Sozialintellektes in das Zeichen des Selbstbewußtseins gesehen. „Die Wissenschaft von den sozialen Mächten wird selbst eine soziale Macht werden“ (zitiert S. 356—357). — Im übrigen muß auf den reichen Inhalt des Werkes selbst verwiesen werden.

Leider steht der Verfasser dieses schönen, in so vielen Punkten meisterhaften Buches den Lehren der modernen Anthroposoziologie ablehnend gegenüber, und hierzu möchte ich mir erlauben, einige Bemerkungen zu machen. S. 315 sagt er: „die treibende Kraft des Fortschritts ist weder im Individuum, noch in den einzelnen Gruppen zu finden, sondern in der Gruppenberührung und Gruppenverbindung“ und S. 322: „die Verschiedenartigkeit der Rasse bringt bei weitem keine so großen Verschiedenheiten hervor, wie die Verschiedenheit der Kulturstufen“. Dies erscheint mir doch als eine einseitige Ueberschätzung der äußeren Einflüsse, deren Bedeutung natürlich feststeht, zuungunsten der schwer erschließbaren, aber deshalb nicht weniger — im Gegenteile! — bedeutungsvollen inneren Faktoren. Ueberall, wo Leben und damit Entwicklung ist, müssen äußere Einflüsse auf ihnen entgegenkommende innere Veranlagungen getroffen haben, sonst hätten sie sich nicht durchsetzen können. Alle Gruppenberührungen und Gruppenverbindungen bleiben unfruchtbar, wenn sie nicht entsprechende Rassenveranlagungen als Grundlagen finden. Die Neger stehen seit mindestens vier Jahrtausenden mit dem mittelländischen Kulturkreise in Berührung, aber heute sind sie noch — Neger. Die Germanen sind zuletzt auf die Weltbühne getreten und beherrschen heute den Erdkreis. Aehnliche Erwägungen veranlassen mich, auch den Ausblicken des Verfassers in die Zukunft nicht unumwunden zuzustimmen. Einerseits wird die Entscheidung, ob sich der moderne Kapitalismus zum Sozialismus weiterentwickeln wird, davon abhängen, ob die Völker, die seine Träger sind, dazu die erforderlichen psychologischen Grundlagen bieten, und zweitens gilt noch auf lange die anthropologische Lehre, daß ein Volk, das seinen Platz behaupten will, neben der Reinheit seiner Rasse vor allem seine Zahl nicht nur erhalten, sondern vermehren muß. Ein Volk, das diesen Zielen nicht die ihnen gebührenden Kräfte weiht, sondern der vom Verfasser als „Vermenschlichung der Fortpflanzung“ (S. 356) gepriesenen Ein-

schränkung der Kinderzahl verfällt, geht dem Untergange entgegen, möge seine Kultur noch so hoch stehen. Solange noch große, vermehrungskräftige Völker leben, haben solche schönen Kulturträume kein Anrecht und keine Aussicht auf Verwirklichung. Denn der Kulturprozeß ist nur ein Naturvorgang in weiterem Rahmen und muß als solcher die Naturgesetze achten, sonst korrigiert ihn die Natur, die stets über dem Menschen stehen wird. — Uebrigens sind die vom Verfasser angeführten Zahlen, wonach in Europa und Nordamerika die Volksmenge im 19. Jahrhundert von 154 auf 398 Millionen gestiegen ist, täuschende. Die Volksdichte betrug 1900 in den Vereinigten Staaten nur ungefähr acht auf das Quadratkilometer; es kann also von „einer sinnlosen Volksvermehrung" (S. 355) mindestens auf diesem Gebiete nicht gesprochen werden. — Daß der Verfasser in verschiedenen, im Laufe seiner Untersuchungen gestreiften Fragen „vom Trugbilde des Ostens" verführt wird, ist leider immer noch nicht erstaunlich.

Obige Ausstellungen ausgenommen, läßt sich das Werk als eine äußerst fleißige, Stoff und Sprache gleich ausgezeichnet beherrschende Arbeit aufs wärmste empfehlen. Den vom Verfasser weiter in Aussicht gestellten Bänden darf man mit Interesse entgegensehen. G. Weiß.

**Goldstein, Dr. Ferdinand,** Die Uebervölkerung Deutschlands und ihre Bekämpfung. München 1909, Ernst Reinhardt. 2,50 M.

Der Verfasser serviert uns ein Ragout eigener und fremder Gedanken, mehr oder minder mit statistischer Sauce angemacht. Manches Gute ist darunter, aber auch ein beträchtlich Teil Falsches und Absurdes, das dadurch nicht besser wird, daß es mit reichlichem Selbstbewußtsein vorgebracht wird. Gründliche, klärende Durcharbeitung fehlt dem Heftchen völlig. Die ganze Arbeit trägt den Stempel des Unausgereiften, in Hast Fabrizierten. Hierauf weist auch die jeder Sorgfalt bare Sprache. Nun muß ja die sachliche Würdigung des Inhaltes unberührt von der ästhetischen Einschätzung der Form bleiben. Aber was man von jeder Veröffentlichung, die ernst genommen zu werden beansprucht, zum wenigsten verlangen muß, ist Korrektheit der Sprache. Selbst dieser Anforderung genügt G.s Broschüre nicht. Es finden sich grobe und gröbste Schnitzer.

Um kurz auf den Inhalt der Arbeit einzugehen, so findet G. die Wurzel aller Uebel unserer Tage in der Uebervölkerung Deutschlands. Als Abhülfe dagegen empfiehlt er vor allem die Aufhebung oder wenigstens Milderung der Gesetze, die eine Unterbrechung der Schwangerschaft verbieten, und die Bildung von gemischten — landwirtschaftlich-industriellen — Betrieben auf dem Lande unter Heranziehung von Söhnen „freier Bauern" und Handwerker des „freien" Mittelstandes. Denn von der Bildungs- und Organisationsfähigkeit des modernen Proletariates hält G. nicht viel. — Dagegen ist zu erwidern, daß es nicht zutrifft, wenn G. S. 113 sagt, daß „eine Frau oder ein Mädchen, das seine Schwangerschaft unterbricht, weder an dem Körper, noch an dem Eigentum eines anderen Menschen" sich vergangen hat. Denn das Leben des Kindes beginnt mit dem Augenblicke der Empfängnis. Und G.s gemischte Betriebe sind Phantasiegebilde und werden es bleiben, so genau auf Heller und Pfennig er auch schon auf dem Papier die Herstellungskosten eines Paares Stiefel herausrechnet. Die Richtungslinien der Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiete weisen einen anderen Weg.

Es scheint mir überflüssig, auf einige Ausfälle G.s gegen die „Schädelmesserei der Zünftler" (S. 70) u. a. einzugehen. G. Weiß.

---



---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 8. 1909.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

## Ueber die natürliche Minderwertigkeit der niederen Bevölkerungsklassen.

Prof. G. Vacher de Lapouge.

In einer Reihe bemerkenswerter Arbeiten hat Niceforo die verschiedenen Bevölkerungsschichten vom somatischen und psychischen Gesichtspunkte aus dargestellt und dabei die Probleme in gewisser Hinsicht umgekehrt. Offenbar kann man die höheren und niederen Klassen nur durch Gegenüberstellung studieren, indem man in beiden Fällen die zu einer vergleichenden Untersuchung am meisten geeigneten Merkmale auswählt; aber anstatt besonders die reichen Klassen zu studieren, wie man es nach bisheriger Gewohnheit meist getan hat, wendet Niceforo seine Aufmerksamkeit vor allem der nichtbesitzenden Klasse zu und nimmt sie zur Grundlage seiner Untersuchungen[1]).

Die Veranlassung dazu ist nicht die sozialistische Herkunft des Autors; denn es ist bemerkenswert, daß fast alle Spezialisten der Anthropologie Sozialisten gewesen sind. Die aristokratischsten Schlußfolgerungen werden von Demokraten gezogen, die durch das Studium der Realitäten bekehrt worden sind. Niceforo ist einfach — und mit Recht — zu dem Schluß gekommen, daß die Frage verdiente, von der anderen Seite studiert zu werden; und er hat sich gefragt, ob durch vertieftes Studium der Lage des Proletariats nicht neue Erkenntnisse zu gewinnen wären. Daher sein Ausdruck: Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen, d. i. Anthroposoziologie am entgegengesetzten Ende studiert.

Erinnern wir uns, daß die Anthroposoziologie diejenige Wissenschaft ist, die die Wechselwirkungen der Vererbung und des Milieus zum Gegenstand hat.

Niceforo ist nun zu dem Ergebnis gelangt, daß das Proletariat einen bei weitem stärkeren Prozentsatz von Degenerationsmerkmalen, eine schwächere physische Entwicklung und ein tieferes geistiges Niveau aufweist als die übrige Bevölkerung. Diese Schlußfolgerungen haben vielfach überrascht, weil die Philosophen des 18. Jahrhunderts — sei es aus Voreingenommenheit oder aus Geringschätzung der Beobachtungs-

---

[1]) Niceforo: Les classes pauvres, Paris, Giard, 1905; Forza e ricchezza, Torino, Bocca 1906; Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen, Leipzig, Maas, 1909.

tatsachen, sei es in derselben Absicht wie Tacitus, der die Germanen verherrlichte, um die Römer anzuspornen, gegen den Strom der Dekadenz anzuschwimmen — uns mit eindringlicher und nachhaltiger Beredsamkeit die oberen Klassen als degeneriert geschildert und die niederen Klassen als tüchtig und stark, gesund an Körper und Seele, als eine wahre Reserve für zukünftige Größe gepriesen haben.

Indessen hat sich jene Ueberraschung bei näherer Betrachtung gelegt. Die Tatsachen lagen vor aller Augen, und schon früher hatten Hygieniker, Philanthropen und sozial denkende Leute darauf hingewiesen in Schilderungen, die ich nicht banal nennen will — denn sie sind bisweilen sehr beredt gewesen, — aber belletristisch —, bis die Forschungen Niceforos sie ziffernmäßig beleuchteten und erhärteten.

Diese physische und psychische Minderwertigkeit, die in den unteren Klassen erblich ist, wird durch das Elend und durch die Schädigung der Körperzellen und des Keimplasmas durch Ermüdungsgifte erklärt, und Niceforo hat sich dieser Auffassung angeschlossen.

Bekanntlich vererben sich physische oder psychische Eigenschaften, die das Individuum erwirbt, im Gegensatz zu der Anschauung der Lamarckianer niemals; vielmehr läßt die Gemeinsamkeit des Ernährungsmilieus die Körper- und Geschlechtszellen gemeinsam variieren und prägt so indirekt der Nachkommenschaft die gleichen konstitutionellen Eigenschaften auf, soweit sie durch eine chemische Modifikation des Protoplasmas bedingt sind. Jede chemische Modifikation des Blutes kann also auf die Nachkommenschaft einwirken; ich sage: kann, und nicht: muß, denn erfahrungsgemäß ergeben sich je nach den wirkenden Kräften sehr verschiedene Resultate. Ob nun eine solche Modifikation durch Gicht, Alkoholismus oder Ueberarbeit bedingt ist, ist unerheblich; jedenfalls kann sie die Nachkommenschaft schädigen. Niceforo gebührt das große Verdienst, die Aufmerksamkeit auf den erblichen Einfluß der Gifte gelenkt zu haben, die von andern Anthroposoziologen bei der Aufzählung der schädigenden Ursachen kaum erwähnt worden waren.

Es fragt sich nun, ob diese Hypothese erklärt, was sie erklären soll, d. i. nicht die absolute, sondern die relative Häufigkeit der Degeneration in den niederen Klassen.

Die ungenügende Ernährung auf der einen, die Ueberarbeitung auf der andern Seite haben sicherlich auf die unbemittelten Klassen aller Zeiten eingewirkt und zu ihrer Degeneration beigetragen; aber wird alle Degeneration und — um die Frage von ihrer allgemeinsten Seite zu fassen — wird alle Minderwertigkeit des Proletariats durch diese Unterernährung und Ueberarbeitung erklärt? Ich glaube nicht.

Nach meiner Ansicht gibt es unter den minderwertigen Elementen der besitzlosen Klassen mindestens zwei Vererbungsfaktoren verschiedenen Ursprungs, die aber durch Kreuzung in solchem Maße verwickelt sind, daß die Degenerationsmerkmale ineinander übergehen, und zwar so unmerklich, daß sich der Ausgangspunkt der Entartung nicht mehr erkennen läßt. So gibt es unter den zu einer zivilisierten Lebensführung ungeeigneten Elementen primitive Wilde mit zu rudimentärer Geistesverfassung, bar der Fähigkeit zu geordneter Arbeit; ferner gibt es Degenerierte, Nachkommen von leidlich oder selbst sehr gut begabten Individuen, die sich in ihrer eigenen oder selbst in einer

höheren Klasse zu behaupten wissen, deren Blut aber verdorben ist: soviel geht jedenfalls aus dem Studium, selbst aus einem sehr summarischen Studium der Herkunft der niederen Klassen hervor.

Die Geschichte des Ursprungs dieser Klassen soll noch geschrieben werden. Es ist keine leichte Arbeit, aber die Monographien, die als Material dazu benutzt werden könnten, sind weit zahlreicher als man denkt. Vielleicht findet sich eines Tages ein Spezialforscher, der sie verarbeitet.

Einstweilen scheinen viele Historiker, Soziologen und Anthropologen nicht einmal zu ahnen, daß die Frage existiert. Teils aus Mangel an Denkvermögen, teils infolge der Vorurteile, die die Philosophie des 18. Jahrhunderts erzeugt hat, sieht man die besitzlosen Klassen ständig als einen primitiven, unzivilisierten, aber gesunden Fond an, der sich von den höheren Klassen lediglich durch den Zufall des Schicksals und durch den Mangel an Unterricht unterscheidet, gleichsam wie eine soziale Gruppe, die vom Glück noch nicht begünstigt wurde, und die durch Erziehung auf ein höheres gesellschaftliches Niveau gehoben werden kann. Das ist die landläufige Anschauung. Leute, die sich besonders gelehrt und scharfsichtig dünken, bringen unsere höheren Klassen zusammen mit den fränkischen Eroberern und machen aus den niederen Klassen die Abkömmlinge der Kelto-Romanen. Diese Theorie gehört noch dem 18. Jahrhundert an und stammt von einem Historiker, dessen Einbildungskraft größer war als seine Kenntnis historischer Tatsachen.

Seit etwa 20 Jahren begegnet man in der Literatur einer etwas modifizierten Ansicht, die durch einen wissenschaftlichen Firnis übertüncht und auch nicht auf Frankreich beschränkt ist. Danach stammen die unteren Klassen von den Brachycephalen, die von den blonden, dolichocephalen Eroberern unterjocht wurden. In Büchern und Zeitschriften aller Art liest man entrüstete Proteste von Ignoranten gegen das Los dieser friedfertigen und arbeitsamen Brachycephalen, dieser geborenen Opfer von Generationen von Parasiten, Herrenmenschen und Unterdrückern.

Die Wahrheit ist viel verwickelter. In der Soziologie muß man stets den einfachen Formeln mißtrauen, und die Anthroposoziologie im besonderen fordert von demjenigen, der sich ihrer bedienen will, eine solche Fülle verschiedenartiger Kenntnisse, daß beim Fehlen auch nur einer derselben ganz gewiß ein unrichtiges Resultat zu erwarten ist.

Für Italien kann man an der Hand des römischen Rechts und der mittelalterlichen Dokumente mit Leichtigkeit den Ursprung der unteren Klassen verfolgen. In Mitteleuropa liegen die Dinge noch einfacher. Die primitive Barbarei inmitten einer Bevölkerung von verschiedener anthropologischer Herkunft, aber von einheitlichem, sozialem Gefüge kristallisiert sich zum erstenmal unter der Form des Lehnswesens. Bei uns in Frankreich dagegen ist die Reihenfolge der Vorgänge etwas komplizierter.

Die Geschichte der Arbeit reicht bei uns bis zu weit entlegenen Epochen zurück. Wenn man die Gegend von Carnac bereist, hat man den sehr bestimmten Eindruck, daß dort einmal ein großes und hochentwickeltes Volk gelebt hat, und daß die Schöpfer von so riesen-

haften und schwierigen Bauwerken keine Gelegenheitsarbeiter waren. Sehr wahrscheinlich hat man hier oder in Limousin die Ursitze dieser Kultur zu suchen; denn man hat in Carnac keine Spur von Metall und Metallverarbeitung, von Bronze und Zinn gefunden. Die Bronze erscheint in Aegypten und in Chaldäa in sehr geringer Quantität, freilich ungefähr 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Da Afrika und der Orient kein Zinn liefern — denn im äußersten Orient ist das Eisen direkt auf den Stein gefolgt, — so ist es fast sicher, daß das Zinn der ältesten Bronzen, ja wahrscheinlich die ältesten Bronzen selbst, aus unserm Lande stammen. Man ersieht daraus, in welche entlegenen Zeiten bei uns die regelrechte Organisation der Kollektivarbeit zurückreicht, d. i. der Ursprung einer Arbeiter- bezw. Sklavenklasse. Wahrscheinlich wurde auch die Landwirtschaft damals schon in großem Maßstabe betrieben; denn man hat in dem Ton der Gefäße aus jener Epoche Getreidekörner gefunden, und in den Pfahlbauten sind zahlreiche Reste von landwirtschaftlichen Produkten und Geweben ans Licht gebracht worden. Die landwirtschaftliche Handarbeit konnte noch von Sklaven geleistet werden: dies wird sogar durch einen Analogieschluß wahrscheinlich gemacht, wenn wir auch darüber nichts Sicheres wissen.

Die Kollektivarbeit hat bei den ältesten Zivilisationen und Halbzivilisationen die Sklaverei zur Grundlage. Man kann getrost sagen, wenn diese Sklaverei durch irgendeine Erwägung unmöglich gemacht wäre, z. B. durch den Aberglauben, so hätten sich die Zivilisationen weit schwieriger entwickelt. Die Arbeit, so wie sie heute geübt wird, beharrlich, täglich, im Sitzen, und so, wie sie für die Existenz der Zivilisation notwendig ist, erscheint uns als etwas ganz Natürliches. Es gibt indessen nichts, was der ursprünglichen Natur des Menschen mehr entgegengesetzt wäre. Mit der Aussicht auf eine spätere Entlohnung auf die gegenwärtige Freiheit des Handelns zu verzichten, bei der beständigen Wiederholung derselben Verrichtungen nicht zu ermüden, an der Scholle zu kleben, — das hat für die ersten Menschen, die gewohnt waren, in Wald und Feld frei umherzuschweifen, das Wild zu verfolgen, Früchte und wilde Wurzeln zu suchen, eine unbegreifliche, außerordentliche Selbstüberwindung bedeuten müssen, einen Bruch mit den Instinkten, die bis dahin die Erhaltung der Art gesichert hatten. Was die Europäer im schwarzen Afrika am meisten in Erstaunen setzt, ist die Trägheit der Eingeborenen, die Schwierigkeit, von ihnen selbst gegen die größten Versprechungen und um hohen Preis die reguläre Arbeit zu erzielen, die unsere Bauern oder unsere Arbeiter auf ganz natürliche Weise leisten. Um sie zu erlangen, hat man eine Art von versteckter Sklaverei einführen müssen, die selbst auf den freien Menschen lastet. Die freiwilligen Lastträger der europäischen Expeditionen, die Kaffern, die in den Gold- und Diamantminen Transvaals arbeiten, die Neger, die als Erdarbeiter oder Handlanger Verwendung finden, haben nur den einen Gedanken: möglichst schnell das Geld zu verdienen, das sie brauchen, und dann zu ihrer Hütte zurückzukehren, um aller Arbeit ledig zu sein. So ziemlich bei allen Wilden ist alle unumgänglich notwendige Arbeit: Erd- und Transportarbeit, Töpfer- und Holzarbeit ausschließlich das Werk von Sklaven und der Frau, die auch nur eine Sklavin ist. Der freie Mann lebt nach seinen ererbten Neigungen: er jagt, er fischt, er schlägt sich,

wenn sich Gelegenheit bietet, und am häufigsten ruht er, wie jedes Tier, das nichts zu tun hat.

Im allgemeinen muß man sich hüten, das heutige Leben der Wilden mit menschlicher Urgeschichte in Parallele zu stellen; die jetzt lebenden primitiven Völker scheinen eher minderwertige Ueberbleibsel von Völkern zu sein, deren Zivilisation abortierte, als wirkliche Urmenschen; dennoch aber gibt es Verhältnisse, die wir in die Vergangenheit projizieren können, ohne daß wir zu sehr befürchten müßten, einen Fehler zu begehen. Der eben erwähnte Abscheu vor der Arbeit, jene Trägheit, die keine eigentliche Trägheit ist, sondern ein Ausdruck der Schutzinstinkte der ganzen Ahnenreihe, haben sicherlich bei unseren fernen Vorfahren existiert, und die Einführung der Sklaverei allein hat die Entwicklung der Landwirtschaft und der Industrie ermöglicht; durch die scharfe Auslese innerhalb der Sklavenkaste ist die arbeitsame Menschheit herangezüchtet worden. Diejenigen, welche heute zivilisiert sind, stammen in entfernter Vergangenheit von Sklaven ab, und zwar von den arbeitsamsten unter diesen Sklaven, und die Nachkommenschaft der Widerspenstigen hat aussterben müssen, damit die Nachkommen der tausendfach ausgelesenen Elite unter den Arbeitern die Notwendigkeit der Arbeit als eine ihrer Natur entsprechende Sache hinnahmen.

Man begreift, daß dieser Arbeitstrieb als zweite Natur sich nicht leicht herausgebildet hat, und daß diese Umbildung auch heute noch nicht vollendet ist. Es gibt Menschen in großer Zahl, welche arbeiten ohne zu murren, deren eigentliche Natur aber noch nicht genügend gebrochen ist, und die weniger oder mit Unterbrechungen arbeiten würden, wenn die Umstände es ihnen erlaubten. Andererseits gibt es wenige vermögende Leute mit einem solchen natürlichen Tätigkeitstrieb, daß sie ihr Leben lang freiwillig arbeiten. Wir alle kennen Söhne von Emporkömmlingen, Leute, deren Eltern seit vielen Generationen aus Zwang arbeiteten, und die mit einem einzigen Sprung über mehrere Jahrtausende zu den Instinkten des Urmenschen zurückgekehrt sind, ihr Leben mit Jagd oder Fischfang hinbringen, sich für Hunde und Pferde interessieren und ohne Ziel und Zweck umherreisen, und deren Geist ebenso unbeschäftigt ist, wie der des rohesten Wilden.

Dieser Fall von Atavismus ist nicht nur den Reichen eigentümlich. Es gibt in der Arbeiterklasse und unter den Bauern Leute, die nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit zur Arbeit geeignet sind und dennoch faulenzen. Bei den germanischen, durch die Auslese weniger differenzierten Völkern findet man häufiger als bei uns diese ständig Arbeitslosen, die von der Nordsee zur Adria oder vom Atlantischen zum Stillen Ozean umherwandern und die, wenn sie einmal arbeiten, dies niemals länger als zwei Tage aushalten. In Amerika zählen sie nach Zehntausenden. Diese arbeitsscheuen Elemente sind nicht vereinzelt; das Dorf oder die Familie, die ein Exemplar dieser Art liefern, liefern meistens auch mehrere. Sie repräsentieren, wenigstens zum großen Teil, die Nachkommenschaft von Leuten, die ihr Leben an der Grenze der Zivilisation im Urwald oder in entlegenen Gebirgsgegenden verbracht haben.

Bis zu einer verhältnismäßig jungen Geschichtsperiode ist es sehr leicht gewesen, an jener Grenze zu leben. In der keltischen

und keltoromanischen Epoche, selbst während der Blütezeit des Mittelalters bildeten die kultivierten Gegenden nur ungeheuere Lichtungen in dem Urwalde, der sich von den Pyrenäen bis nach Polen und von da durch Sibirien bis zum Stillen Ozean ausdehnte. Dieser Bezirk, sowie die Gebirge, die gewissermaßen seine Bollwerke darstellten, vermochte allen denen Zuflucht zu bieten, die das unstete Leben bevorzugten. Die Jagd, der Fischfang, der Ertrag aus primitivem Ackerbau, die Früchte des Waldes, die Zucht halbwilder Schweine, als Ergänzung die Räuberei haben derartigen anachronistischen Existenzen während mehrerer Jahrtausende das Dasein ermöglicht. Später haben das Lehnssystem und die Leibeigenschaft diese Existenzweise sehr erschwert, das eine, indem es eine Menge kleiner Souveräne schuf, die sehr auf Landbesitz bedacht waren und innerhalb ihrer Grenzen Ordnung zu halten vermochten, die andere, weil sie in gewisser Beziehung die Individuen zugleich mit dem Boden katastrierte. Mancher „Freischütz“ hat als unverbesserlicher und erblich belasteter Wilddieb am Stricke sein Ende gefunden. Die schon vor dem hundertjährigen Krieg dichte Bevölkerung, die sicherlich um die Hälfte die heutige übertraf, machte den Wald urbar, um sich ausbreiten zu können; sie reduzierte in kurzer Zeit den Waldbestand annähernd auf seine jetzige Ausdehnung. Unter solchen Umständen waren die der Zivilisation abholden Elemente gezwungen, sich unter das Joch der Arbeit zu begeben. Sie taten es dem Anschein nach, wurden aber in Wirklichkeit zu Parasiten der Kirche, lebten vom Bettel oder vom Betrug, von der Prostitution oder vom Diebstahl in den Städten und auf den Dörfern.

Diese letzten Wilden sind zum großen Teil die Ureltern unserer Analphabeten, unserer erblichen Ortsarmen und unserer Vagabunden. Sie waren nicht notwendigerweise geborene Degenerierte; das zähe Festhalten an den primitiven Instinkten, der ungebändigte Freiheitsdrang sind keineswegs Entartungszeichen, sondern um ohne Arbeit existieren zu können haben die Nachkömmlinge notwendigerweise eine Anpassung im Sinne einer Degeneration erfahren, und sie haben sich mit den degeneriertesten Elementen gekreuzt, mit denen sie das Leben der besitzlosen Bevölkerung ihrer Zeit teilten.

Wenden wir uns jetzt wieder zu jener Epoche, wo die arbeitenden Klassen in die Geschichte eintreten. Die Römer fanden in Gallien eine Bevölkerung von mehreren Millionen Menschen vor, die sich um gewerbfleißige Gemeinwesen gruppierte und auch eine ziemlich fortgeschrittene Landwirtschaft betrieb. Die vom jenseitigen Rheinufer her eingewanderten Gallier hatten den Norden des Landes seit vier oder fünf Jahrhunderten inne, waren aber bis zum Süden erst seit weniger als zweihundert Jahren vorgedrungen, und Aquitanien war noch unabhängig geblieben. Die Reste der früheren Bevölkerungen bildeten wahrscheinlich den größten Teil des Ganzen, aber sie waren keine Leibeigenen geworden, denn keine geschichtliche Urkunde und keine Inschrift zeigt uns einen Unterschied der Lebenslage, der auf einem ethnischen Unterschied oder auf einer Eroberung hätte beruhen können. Diese Bevölkerungsreste waren auch nicht brachycephal; denn abgesehen von einigen östlichen Gegenden haben die Brachycephalen, deren es in Frankreich zu allen Zeiten gegeben hat, bis in

die neueren Zeiten hinein in den Begräbnisstätten nur vereinzelte Spuren ihres Vorhandenseins hinterlassen.

Die Römerherrschaft war von einer fast unmittelbaren Assimilation begleitet, die durch die nahe Sprachverwandtschaft wesentlich erleichtert wurde; und die Gallier wurden ebenso vollkommen zivilisierte Römer wie die Italiener selbst vom Anbeginn unserer Zeitrechnung bis zum Untergang des Kaiserreichs. Es gab also noch keine Sklaverei; die oberen Klassen der Gallier gingen in die oberen Klassen der römischen Welt über, die soziale Position der Handwerker und Landwirte änderte sich ebensowenig, oder genau genommen: die soziale Evolution setzte sich unter den neuen politischen Verhältnissen fort. Allerdings ist hier die lebhafte und anhaltende Zuwanderung von Freien und Sklaven, die von allen Punkten des römischen Europa, selbst aus Syrien und Mauretanien nach Gallien kamen, sowie die starke Entwicklung der Industrie nicht zu übersehen. Diese letztere wurde zwar mehr und mehr von Sklaven betrieben, aber diese von auswärts stammenden Sklaven wurden in der Regel nach einigen Generationen freigelassen, und an ihre Stelle traten die Gefangenen, die von allen Grenzen des Reiches herbeigeschafft wurden, wie aus dem römischen Recht und aus den in Gallien gefundenen Inschriften hervorgeht. Im Reiche selbst waren die Bevölkerungsklassen nicht sonderlich streng gegeneinander abgegrenzt und der Uebergang aus der einen in die andere verhältnismäßig leicht. Ebenso wie die Dynastien selten aus mehr als zwei oder drei Kaisern bestanden, waren auch die vornehmen Geschlechter nur von kurzer Dauer, und eine rapide soziale Aufstiegsbewegung ließ unausgesetzt eine Aristokratie von Emporkömmlingen entstehen, die ebenso rasch ausstarb, wie sie gebildet worden war. Die unteren Klassen und die der Freigelassenen lieferten das Material für die mittleren und oberen Klassen, bis sie selbst derart erschöpft waren, daß die Bevölkerung sich unaufhörlich verringerte. In Gallien vollzog sich die Klassenbildung mit einer solchen Intensität, daß das platte Land dadurch entvölkert wurde; und als die Barbaren, denen es in Germanien an gutem Ackerland mangelte, die Grenzen zu beunruhigen anfingen, konnte man sie als Kolonisten zu Zehntausenden in den verödeten Bezirken ansiedeln. Diese Kolonisten, die die ersten Leibeigenen wurden, haben mehr germanisches Blut eingeführt als die fränkischen und burgundischen Heere. An die Scholle gefesselt, konnte der Kolonist nicht freigelassen werden, denn er war Kriegsgefangener oder Glied einer laut Vertrag ins Kaiserreich aufgenommenen Gemeinschaft. Er schuldete eine Gegenleistung: sein Eigentümer konnte ihn bewaffnen und in den Krieg führen. So war er — und das war der gewollte Zweck — dem sozialen Aufsaugungsprozeß entzogen.

Die germanische Eroberung war in nicht höherem Grade als frühere Eroberungen von Versklavung der unterworfenen Völker begleitet. Deren Lage wurde sogar so wenig geändert, daß sie ihre Gesetzgebung und die ganze römische Verwaltungsorganisation beibehielten. Die Barbaren bekamen nur den Landbesitz, um dessentwillen sie gekommen waren, ließen sich darauf mit ihrer eigenen Organisation und Gesetzgebung nieder und vermischten sich erst im

Laufe der Jahrhunderte mit den Galloromanen[1]. Es ist also ein historischer Irrtum, wenn man, wie man oft getan hat, den Ursprung der städtischen Dolichocephalie mit der Niederlassung der germanischen Eroberer in den Städten in Zusammenhang bringt. Im Gegenteil: auf dem Lande siedelten sie sich an, und selbst ihre Könige und Heerführer vermieden lange Zeit den Aufenthalt in den Städten. Zum Beweise dessen braucht man nur die Kapitularien der fränkischen Könige durchzugehen: die Regierungsakte, die aus großen Städten datiert sind, sind ziemlich selten. Noch ungenauer ist es, die Galloromanen als Brachycephalen anzusprechen. Die merovingischen Gräber haben eine große Anzahl Schädel zutage gefördert. In den städtischen findet man besonders Galloromanen. Der bei weitem vorherrschende sehr eigentümliche Typus ist aber derjenige, den ich H. contractus nenne, und den Carrière als „race de Bramabiau“ bezeichnet hat[2]. Er ist heute sehr selten geworden und ähnelt in nichts mehr dem des französischen Brachycephalen neuerer Zeit. Sein Ursprung ist älter als die gallische Eroberung, da er in den neolithischen Gräbern der Cevennen in großer Zahl vorkommt.

Auf dem Lande finden wir denselben Typus wieder, wo wir es nicht mit Grabstätten der Barbaren zu tun haben; jedoch auch in diesen begegnen wir ihm in zahlreichen weiblichen Exemplaren, von germanischen Schädeln begleitet, so daß es den Anschein gewinnt, als ob die Germanen bei ihrer Einwanderung den Mangel an Frauen ihrer eigenen Herkunft durch eingeborene Frauen hätten ausgleichen müssen.

Die Periode der Einfälle war, wie alle politisch bewegten Zeitläufte, der Verschmelzung der Klassen und dem Emporsteigen neuer Elemente besonders günstig. Indessen kann man sagen, daß die Klassen im großen ganzen zu Beginn des Mittelalters ungefähr ihre alten Stellungen behaupteten: in den Städten die galloromanischen Handwerker, auf dem Lande die reichen Familien mit ihrem Troß von Hörigen, die jedoch an Zahl mehr und mehr abnahmen, von freien Dienstleuten, freien Bauern und leibeigenen Kolonisten. Nur zur Hälfte oder zu zwei Dritteln des Grund und Bodens sind diese reichen Familien zum fränkischen Adel und die umwohnenden Landleute zu deren Gefolgschaft zu rechnen.

Der soziale Typus des leibeigenen Bauern war der der gesamten ärmeren Landbevölkerung seit der Mitte des Mittelalters. Die Feudalherrschaft brachte durch den Zwang der Umstände die Freien dazu, selbst den Eintritt in den geistlichen Stand zu erstreben, um den not-

[1] Die zuverlässigsten Dokumente sind nach meiner Ansicht die Leges barbarorum selbst. Die Legum sectio prima der Monumenta Germaniae historica erscheint leider recht langsam; für die Mehrzahl der Leges muß man sich noch mit unvollkommenen Ausgaben begnügen. — Die Barbaren sind nicht immer mit den Besiegten schonend verfahren. Die Burgunder z. B. haben zwei Drittel des Grund und Bodens sich und ein Drittel den Sklaven zugesprochen. „Licet eodem tempore quo populus noster mancipiorum tertiam et duas terrarum partes accepit“ L. Burgundorum, lib. constit. LIV, I, M. G. H., Legum sectio I, Band II, Teil 1, Seite 88.

[2] Lapouge, l'Aryen, Paris, Fontemoing, (1899, Seite 230); Carrière, Matériaux pour servir à la paléoethnologie des Cévennes, Bulletin de la Soc. des sc. nat. de Nîmes, 1893. — Der Schädel „C“ von Rousson, Figur 7, 8, 9 ist typisch.

wendigen Schutz zu finden, und die Unbemittelten unter ihnen waren sogar gezwungen, beim Eintritt ihre Freiheit preiszugeben. Damals vollzog sich eine soziale Kristallisation von einem Ende des Landes bis zum andern, die das Walten des sozialen Aufsaugungsprozesses wenigstens auf dem Lande sehr erschwerte.

Freilich wurde es nicht vollständig aufgehoben. Zur Zeit der Kreuzzüge und späterhin sehen wir oft genug, wie waffenfähige Mannen leibeigener Herkunft zu Rittern geschlagen und mit Lehen ausgestattet werden. Man kann sogar sagen, daß die vornehmen Familien jener Zeit fast alle leibeigener Herkunft sind, während die älteren Feudalen den keltoromanischen Herren und den merovingischen oder karolingischen Würdenträgern Gefolgschaft leisteten. Seit dem Ausgang des Mittelalters hat sich im Gegensatz dazu der Adel unter den königlichen Offizieren aus Bürgerlichen rekrutiert, d. h. aus Städtern.

Die Leibeigenschaft ist seit dem Ende des Mittelalters in fast ganz Frankreich verschwunden, und die aufsteigende Bewegung hat seitdem auf dem Lande wieder eingesetzt, wesentlich gefördert durch die Perioden der politischen Unruhen, die dem ausgehenden Mittelalter fehlten. Seitdem ist das Emporkommen von Familien, die aus den niederen Klassen hervorgehen, eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden. Und es gibt heute wie unter Ludwig XIV. kaum eine hochgestellte Familie, deren Aszendenz in allen Zweigen auch nur vier Generationen hindurch jeden Elementes aus dem niederen Volke bar wäre.

Ich komme nun zu den Schlußfolgerungen, die ich aus dieser historischen Betrachtung ziehe. Ich habe darin gezeigt, daß in jeder Epoche, ausgenommen während der Herrschaft der Leibeigenschaft, die sozialen Verschiebungen stets sehr beträchtlich gewesen sind. Niemals hat es bei uns eine Erobererkaste gegeben, die einer Kaste von Unterjochten übergeordnet gewesen wäre, derart, daß es zwischen ihnen keinen gegenseitigen friedlichen Uebergang gegeben hätte, wie viele Gegner, ja sogar Anhänger der Anthroposoziologie annehmen. In jeder Epoche hat der Zugang zu den höheren Ständen den niederen Klassen offen gestanden, selbst den Sklaven und den Leibeigenen durch die Tür der Freilassung. Dasselbe scheint auch im ganzen übrigen Europa der Fall gewesen zu sein.

Da gesetzliche Hindernisse nicht im Wege standen, so ist das Aufrücken der Familien aus einer niederen in eine höhere Klasse nur durch ökonomische Faktoren aufgehalten worden, d. h. durch die Armut selbst, bezw. durch das Fehlen der intellektuellen und moralischen Eigenschaften, die man besitzen muß, um aufzusteigen und sich zu behaupten.

Das Haupthindernis zum Emporkommen hat bei denen, die der Zufall emporheben wollte, in einem Mangel an Sparsamkeit bestanden. Die Erbschaft eines Verwandten, der in leidlichem Wohlstand lebte, eine Heirat mit jemandem, der schon nicht mehr zur ärmeren Klasse gehörte, ein großherziges Geschenk, der Lohn für einen glücklichen Fund oder ein außergewöhnlicher Verdienst, der Gewinn aus Plünderei, kurz: unzählige Ursachen sind geeignet, eine Verbesserung der äußern Lage anzubahnen. Damit eine arme Familie aus der Zeit der Gallier 60 Generationen hindurch bis auf unsere Tage stets arm bleiben

konnte, muß das Glück immer an ihr vorübergegangen sein, ohne ihr eine Gabe in den Schoß zu werfen, oder diese Gabe muß in die Hände eines Menschen gefallen sein, der unfähig war, den rechten Gebrauch davon zu machen.

Der Zufall kennt keine Willkür; er hat seine Gesetze, und seine Fügungen gleichen sich aus, wenn man eine hinreichende Anzahl von Einzelfällen berücksichtigt. Wenn Familien, und zwar in so großer Zahl, in der Tiefe blieben, während andere dicht neben ihnen emporstiegen, dann muß man bei ihren Gliedern ein unheilbares und erbliches Manko annehmen, einen Mangel an Intelligenz oder ein eingefleischtes Laster, das mit einer Verbesserung der sozialen Lage unvereinbar ist.

Also nicht der Zufall hat sie auf den unteren Stufen der sozialen Leiter festgehalten, sondern ihre angeborene Minderwertigkeit, deren sie sich nicht entledigen konnten. Von Anbeginn an im Kampf ums Dasein benachteiligt, blieben sie stets hinter den andern zurück; die Vererbung drückte sie zu Boden und nicht die Ungerechtigkeit des Zufalls oder eine mangelhafte soziale Ordnung.

Wenn nun auch die Vererbung der geringeren Befähigung zum Fortschritt die eigentliche Ursache der Minderwertigkeit der besitzlosen Klassen ist, so zeigt eine eingehendere Untersuchung des Problems, daß sie doch nicht die einzige ist. Die Vererbung läßt immer noch ein wenig Spielraum um den Durchschnitt herum. Aus dem Milieu der niederen Klassen sind nach und nach alle Aristokratien und alle Bourgeoisien hervorgegangen, denn es gibt fast keine vornehme Familie, die als solche tausend Jahre hindurch existiert hätte. Daß aber unsere Besten ausschließlich aus dem Milieu der Armut stammen sollen, und daß alle Anfänger arm an Geist, an Moral, an Geld, sozial unwertig oder geringwertig gewesen sein sollen, das erscheint bei näherer Ueberlegung schwer glaublich. Und nun gar 60 Generationen hindurch! Wir haben dabei zu berücksichtigen, daß die Zahl der Vorfahren eines gegebenen Individums in der $n^{ten}$ Generation gleich der $n^{ten}$ Potenz von 2 ist, und daß die Zahl der Vorfahren, die zwischen dieser Generation und dem Individuum liegen, gleich derselben Zahl minus 2 ist. Gehen wir nur bis zur 12. Generation zurück — das sind ungefähr drei Jahrhunderte —, dann steht jedes Individuum schon unter dem erblichen Einfluß von mehr als 2000 Vorfahren, bei der 20. von mehr als 2 Millionen, und wenn man ein wenig weiter zurückgeht, kommt man alsbald zu fabelhaften, unmöglichen Ziffern. Diese werden allerdings durch den Ahnenverlust reduziert, d. h. durch das vielfache Vorkommen derselben Personen in den verschiedenen Zweigen des Stammbaums. Man behauptet also nicht zuviel, wenn man sagt, daß man unter dieser großen Zahl Leute von mehr oder weniger Besitz antreffen muß, deren Vorfahren nichts besessen haben.

Noch eine weitere Ursache für die Minderwertigkeit der niederen Klassen ist hier zu erwähnen. Nicht nur werden diese Klassen unaufhörlich durch den sozialen Aufsaugungsprozeß, der sie ihrer besten Elemente beraubt, „abgerahmt“ und durch ihre eigenen Degenerierten verseucht, sondern sie bilden auch das Sammelbecken für alle Degenerierten der oberen Klassen, für allen Abhub, der von den oberen Stufen der sozialen Leiter kommt.

Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß die Lebensdauer der reichen, fürstlichen, adeligen oder bürgerlichen Geschlechter ziemlich kurz ist. Eine Dauer von 300 Jahren gilt bei einer adeligen Familie schon als außergewöhnlich. Die Ansichten über diesen Punkt gehen dahin, daß diese Familien am Ende ihrer Glanzzeit degenerieren und aussterben. Jacoby hat der Dekadenz der wohlhabenden Familien ein dickes Buch gewidmet, das eine Fülle von Irrtümern enthält. Unbeschadet der Kritik der Genealogen sind aber seine Grundgedanken unangefochten geblieben.

Für Jacoby ist Degeneration eine Folgeerscheinung des sozialen Aufstiegs. Fürsten, Reiche, Künstler, Gelehrte, kurz alles, was sich über die Masse hinaus erhebt, wird Stammvater von Degenerierten, und die Geschlechter enden in Verbrechen, Verblödung, Wahnsinn, Elend und Unfruchtbarkeit. Die Entartung der von der Natur oder vom Glück privilegierten Familien ist ein notwendiges Gesetz, und ihr Niedergang steht immer in direktem Verhältnis zu der Bedeutung ihrer Privilegien und der Höhe ihrer sozialen Stellung. In Konsequenz desselben Gedankenganges ist Lacassagne zu seinem Begriff der Cäsarenkrankheit gelangt und Galippe hat ein wertvolles Buch geschrieben, worin freilich die genealogischen Fehler Jacobys sich wiederholen[1]). Ich halte den Ausdruck „Cäsarenkrankheit" für verfehlt. Die Ausübung der Herrschgewalt, die, wie jedes Amt, große Sorgen mit sich bringt, kann eine nervöse Erschlaffung herbeiführen, und die Erschöpfung kann sich vererben, aber der Geisteszustand eines Herrschers hat damit nichts zu tun und bedingt nicht die Abstammung aus einer Herrscherfamilie. Man lasse sich einmal von den Kennern unserer Kolonien oder von Beamten des Kolonialministeriums von den Schandtaten erzählen, von denen auch in der Presse die Rede gewesen ist, bezw. die von ihr totgeschwiegen worden sind; man lese ferner die Berichte über die Kongogreuel. Dann wird man finden, daß auch unsere Zeitgenossen verstanden haben, es den schlimmsten Cäsaren gleichzutun.

Fast alle diese grausamen und wahnsinnigen Despoten sind aus den niederen Klassen der Gesellschaft hervorgegangen, während die gerechtesten und normalsten unter ihnen von Familien abstammen, die schon an das Befehlen gewöhnt waren. Gewiß, die Macht läßt Nero-Naturen entstehen, aber sie berauscht am meisten diejenigen, welche nicht daran gewöhnt waren, sie auszuüben, und die ihre Lehrzeit im Herrschen gerade unter der Tyrannei durchgemacht haben.

Die nervöse Erschöpfung pflegt eine Form abnorm gesteigerter Lebenstätigkeit zu sein: Exzesse im Essen und Trinken, Sorgen und Ueberanstrengung im Geschäft, Gehirnabnutzung beim Schriftsteller, Künstler oder Gelehrten. Diese Erschöpfung kann eine Vergiftung der Geschlechtsdrüsen herbeiführen und auf die Nachkommenschaft einwirken, aber ich glaube, daß die Degeneration der oberen Klassen zahlreichere Ursachen hat, unter denen die fehlerhafte, übermäßig stickstoffreiche Ernährung, die Neigung zum Alkohol und die Geschlechts-

---

[1]) Jacoby, Etudes sur la sélection chez l'homme, 2. Aufl. Paris, Alcan 1904. Galippe, L'hérédité des stigmates de dégénérescence et les familles souveraines, Paris, Masson, 1905.

krankheiten die allererste Stelle einnehmen. Schon die Griechen wußten, daß Ausschweifung im Fleisch- und Weingenuß die reichen Klassen zur Degeneration und zum Aussterben führte: *διὰ πολλὴν τροφήν*. Sie haben die Gicht und den Alkoholismus sehr genau gekannt, und von den Helden Homers bis auf Alexander sind die reichen Griechen fast alle infolge von Unmäßigkeit krank geworden. Die Römer sind seit dem Ende der Republik weder mäßiger noch weniger gichtkrank gewesen, und die Orgien der Barbaren standen denjenigen der Zeitgenossen des Achilles kaum nach. Am Ende des Mittelalters hat sich die Syphilis, nachdem ihre Bösartigkeit durch die Uebertragung auf die noch jungen amerikanischen Völker erheblich gesteigert worden war, jenen Degenerationselementen zu- und übergeordnet, und in kurzer Zeit sind die oberen Klassen in ihrer Gesamtheit, und sogar die Könige selbst, davon infiziert worden.

Die Philosophen des 18. Jahrhunderts schrieben die physische und intellektuelle Kraft des Volkes hauptsächlich der erzwungenen Mäßigkeit zu. Es ist keineswegs ausgemacht, daß diese größere Kraft existiert hat, aber ganz gewiß konnte das Volk kaum mehr durch das physiologische Elend als seine Herren durch Schwelgerei und Ueppigkeit degenerieren. Die allgemeine Schlemmerei, für die die Speisekarten jener Zeit ein überraschendes Zeugnis ablegen, hatte die allgemeine Verbreitung der Gicht im Gefolge. Große Herren und große Damen, alle mit erblicher Gicht, mit erblichem Alkoholismus, mit erblicher Syphilis in verschiedenem Maße behaftet, lebten unter Verhältnissen, in denen die Wirkung der persönlichen Lasterhaftigkeit die der ererbten überwog: eine andere Erklärung für ihre Degeneration scheint mir nicht nötig zu sein. Und ich wundere mich nur, daß sie nicht zu noch beklagenswerteren Folgen geführt hat. Die überlebenden Familien dieser Art haben infolge einer gewissen Anpassungsfähigkeit und Auslese weiterhin einen bemerkenswerten Prozentsatz von tüchtigen Individuen hervorgebracht, die sich durch gesteigerte Intelligenz und bisweilen auch durch großes Talent ausgezeichnet haben trotz der Erbübel, mit denen sie belastet waren.

Gicht, Alkoholismus, Syphilis sind in der Vergangenheit das Aequivalent des Reichtums gewesen, da die Freuden der Tafel und die geschlechtliche Wollust den Reichen leichter zugänglich waren. Das Aequivalent für die theoretische oder praktische Intelligenz ist die nervöse Erschöpfung gewesen; und leider muß es stets entrichtet werden, denn die Arbeitsleistung wird in denjenigen Arbeitszweigen, die ohne die Unterstützung der Maschine auskommen müssen, beständig größer, und die Kopfarbeiter befinden sich dadurch naturgemäß in einer schlimmeren Lage als die Reichen, bei denen die allmählich verbesserte Hygiene auf eine Verminderung des Risikos hinarbeitet.

Von der Schule bis zum Abschluß der Studien — soweit diese nicht das ganze Leben hindurch andauern — werden nahezu 20 Jahre darauf verwandt, Kenntnisse aufzuhäufen, und zwar gerade die Jahre, die unmittelbar dem Alter der Reproduktion voraufgehen. Das geschieht im Sitzen, in Räumen ohne frische Luft; und am Ende jedes Arbeitstages sind die Nerven geschwächt, der Geist erschöpft; oft wird die Arbeit sogar auf Kosten der Nachtruhe verlängert. Zeitweise verdoppelt

die unendliche Reihe der Examina diese an sich schon aufreibende Tätigkeit. Wenn die mittelmäßig Begabten dies alles noch einigermaßen überstehen, so gehen die besser organisierten Individuen, die ehrgeizigeren oder wissensdurstigeren, d. i. die wertvolleren, weit erschöpfter aus diesen Prüfungen hervor und fahren dann ihr ganzes Leben hindurch fort, auf fast ebenso aufreibende Art zu arbeiten. Die Nervenabnutzung, die Ermüdung vererben sich, und die folgenden Generationen, bei der Geburt schon halb entkräftet, sind minder befähigt, der Anstrengung stand zu halten.

Die Geschäftsleute sind ebensowenig von dieser Ueberbürdung frei wie die Intellektuellen. Ob die Sorgen von wissenschaftlicher oder gewerblicher Beschäftigung herrühren, ob der Mensch seine Nächte über Bibliotheksbänden oder über Kassenbüchern verbringt: die Nervenabnutzung ist die gleiche und die Vergiftung die nämliche. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Geschäfte häufiger bereichern als die Studien, und daß der Kaufmann oder der Industrielle, nachdem er reich geworden, sich manchmal ausruht; aber dieser Unterschied hat wenig Bedeutung, denn in dem Stadium des Ausruhens sind die Kinder im allgemeinen schon gezeugt. Von entscheidender Bedeutung für die Vererbung ist nicht das reifere Alter; dessen physiologische und pathologische Geschichte ist nur noch für das Individuum von Interesse.

Daran, wie sie sich im Kampf ums Dasein während mehrerer Generationen bewähren, erkennt man die wahrhaft gesunden Familien. In der Tat ist die Degeneration der oberen Zehntausend keine Regel ohne Ausnahme. Eine Familie, die während dreier Jahrhunderte dem Reichtum, der Macht oder der Gehirnarbeit stand gehalten hat, besitzt um so bessere Aussichten auf die Fortexistenz, als sie weiterhin diesen Zeitabschnitt überdauert; darüber scheint man sich einig zu sein.

Jenseits einer gewissen Grenze wird die Widerstandsfähigkeit fast unbeschränkt, eine Tatsache, die sich bei gewissen Familien von sehr altem Adel feststellen läßt. In meinem Aufsatz: Entartung in den höheren und niederen Ständen (Pol.-anthrop. Revue 1906) habe ich eine Familie angeführt, die sich seit mehr als 1000 Jahren behauptet. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl von fast ebenso hohem Alter. Zugeben muß ich, daß ich keine derartigen Beispiele anzuführen vermag von Familien, die künstlerische Berufe betreiben oder sich sonstiger Kopfarbeit widmen. — Das Aussterben der Familien darf man eben nicht verwechseln mit dem Aussterben des Namens. Viele Familien, die erloschen zu sein scheinen, haben sich lediglich in weiblicher Linie fortgesetzt. Jacoby ist von Naegeli scharf getadelt worden, weil er Personen mit nur weiblicher Nachkommenschaft als unfruchtbar bezeichnet hat.

Das Aussterben des Namens kann bisweilen nur scheinbar sein; oder es liegt nur einfache Abänderung des Namens vor, Verlust des „von“, des Geschlechtsnamens oder des am Grundbesitz haftenden Namens. Gerade dies kommt sehr häufig vor, wenn eine Familie ins Proletariat hinabsinkt. Dies kann durch ökonomische Faktoren bedingt sein: ein vernichtender Unglücksfall, ein Streik, eine Börsenkrise, ein Bankrott, der frühzeitige Tod des Familienhauptes, übergroße Kinderzahl usw. können ein solches Ende herbeiführen. Der Sturz kann

sehr tief sein; selten aber wird er endgültig sein. Wenn das Blut rein bleibt, steigt, wenn nicht die erste, so jedenfalls die zweite Generation zum ursprünglichen Niveau wieder empor.

Die Genealogen aus der Schule von Ottokar Lorenz haben die Aufmerksamkeit auf diejenigen Fälle gelenkt, wo eine Familie aus der Geschichte verschwindet, ohne in männlicher Linie ausgestorben zu sein. Man hat besonders in Holland zahlreiche angesehene, adelige, scheinbar untergegangene Familien angeführt, die jedoch lediglich in die untere Bevölkerungsschicht hinabgesunken sind, aus der sie sich von Zeit zu Zeit wieder erheben. Aehnlich sind in Poitou neun Zehntel des kleineren Landadels aus der Zeit Heinrichs IV. und selbst Ludwigs XIV. sozial ins Hintertreffen geraten, mehr durch das Aufkommen und das gesellschaftliche Uebergewicht militärischer Chargen oder durch die Verschlechterung ihrer Vermögenslage als durch eine üppige oder lasterhafte Lebensweise. Die einen haben ihre Felder bebaut, sind ärmer und ärmer dabei geworden und schließlich einfach verbauert; die andern haben während des 18. Jahrhunderts kleine Aemter auf dem Lande bekleidet, z. B. das eines Notars oder Rechtsanwalts. Obgleich sie im Adelsbuch nicht mehr geführt werden, bestehen sie darum nicht weniger fort. Das Vorhandensein dieser heruntergekommenen Familien bestätigt und entkräftet zugleich Jacobys Theorie. Es zeigt uns sehr zahlreiche Beispiele von Rückgang privilegierter Familien, und zu gleicher Zeit beweist es, daß das Aussterben nicht so verhängnisvoll ist, wie Jacoby annahm.

Schwieriger zu untersuchen ist die Dekadenz bürgerlicher Familien, die keine Stammbäume haben.

Indessen hat man für gewisse Provinzen, namentlich für Poitou, die Stammbäume aller alten Familien veröffentlicht. Ueber die jüngeren sind eingehende Nachforschungen angestellt worden. Ich zitiere hier ein höchst interessantes Dokument, das einem Vortrag von H. Boucher, ehemaligem Handelsminister, angefügt ist. Dieser Vortrag wurde am 19. Dezember 1907 in der Union du Commerce et de l'Industrie gehalten (Monde économique 1907, S. 812—14):

„Ich habe die Familienverhältnisse der meisten bedeutenden Großindustriellen in den Vogesen untersucht. ... Von 94 Familien, deren Herkunft ich erforscht habe und kenne, gehörten 7 der Industrie oder dem Handel an und bezahlten zur Zeit der Restauration einen Zensus von 400 Franken. Vor 15 Jahren gehörten diese 7 Familien noch der Industrie und dem Handel an; heute sind es nur noch 5. Von den anderen 87 sind etwa 15 durch Heiraten im Adel und in der Beamtenwelt aufgegangen; sie haben ihr ursprüngliches Milieu verlassen; etwa 25 sind vollständig verschwunden; der Rest gehört der Arbeiterklasse an. ... Man kann sagen, daß die Entwicklungsdauer einer bürgerlichen Familie kaum 120 Jahre übersteigt."

Hier hat sich also in der Hälfte der Fälle und im Verlauf von ein oder zwei Generationen ein Absturz ins Proletariat vollzogen. Indessen darf man nicht glauben, daß diese Deklassierten einen irgendwie beträchtlichen Teil der niederen Bevölkerung ausmachen. Wer eine Theorie über die Herkunft der unteren Klassen konstruieren würde, indem er versuchte, sie auf dem Wege der Deklassierung aus

den oberen Klassen herzuleiten, und von einer beständigen Zirkulation zwischen den Bevölkerungsschichten reden wollte, der würde sich schwer täuschen. In der Geschichte der unteren Klassen Frankreichs und Mitteleuropas muß man vielmehr der seit dem Mittelalter in allen, besonders aber in den unteren Schichten der Gesellschaft eingetretenen Vergrößerung des Kopfindex Rechnung tragen.

In allen prähistorischen Epochen, von den paläolithischen Lagerungen von la Truchère und Estogel bis zu den Grabhügeln der ersten Eisenzeit findet man brachycephale Schädel eines mehr oder minder reinen Typus, aber stets als Ausnahmen. Unter 688 neolithischen oder frühneolithischen Schädeln, die Salomon aufzählt (Dénombrement des crânes néolithiques de la Gaule, Paris, Alcan, 1896) findet man 146 Brachycephale verschiedener Rassen. Man könnte vermuten, daß die Brachycephalen demzufolge sozial minderwertige Elemente waren und auf eine Bestattung in Dolmen oder Grabgewölben keinen Anspruch hatten, oder daß bei ihnen Bestattungsgebräuche in Anwendung kamen, die mit der Konservierung ihrer Ueberreste unverträglich waren; indessen würde dies keineswegs erklären, warum in den sehr zahlreichen Landfriedhöfen zur Blütezeit des Mittelalters, zu einer Zeit, wo die Verbrennung nicht mehr existierte, und wo ein gemeinsamer Friedhof alle Gesellschaftsklassen mit wenigen Ausnahmen vereinte, die Brachycephalen nicht zahlreicher sind, zumal auf dem Hochplateau Mittelfrankreichs, wo man heute fast nur noch Brachycephale antrifft. Wenn wir von der unwahrscheinlichen Annahme eines Wechsels in den Bestattungsgebräuchen als der einzigen anderen Erklärungsmöglichkeit absehen, werden wir zu dem Schluß geführt, daß die Zunahme der kurzköpfigen Rasse das Werk ist einerseits einer sozialen Auslese, die sich aus einer Verschiedenheit ethnischer Befähigung ergibt, andererseits der ungleichen Fruchtbarkeit, die mit der Verschiedenartigkeit der Klassen zusammenhängt.

Es ist eine Tatsache, daß die gegenwärtige Bevölkerung Frankreichs fast nur noch einen einzigen anthropologischen Typus repräsentiert, der in frühgeschichtlicher Zeit zu den am wenigsten verbreiteten gehörte. Eine weitere Tatsache ist, daß die alten dolichocephalen Typen sich in den oberen Klassen und in den Städten in höherem Prozentsatz erhalten haben. Man darf also nicht in dem Ausschuß der ehemaligen höheren, vorwiegend dolichocephalen Klassen die Vorfahren unserer unteren Klassen suchen, die in ihrer Gesamtheit brachycephal sind. Blutmischungen sind gewiß vorgekommen, aber der Gehirn- und Schädeltyp rührt anderswoher. Indessen muß ich bemerken, daß diese Behauptung hinsichtlich der Arbeiterklasse weniger zuverlässig ist, da diese weit mehr anthropologische Beziehungen zu den höheren Klassen zeigt als die Landbevölkerung, und da sie tatsächlich einen weit größeren Prozentsatz von heruntergekommenen Adeligen und Bürgerlichen in sich begreift.

Hier ist es vielleicht am Platz, an den heute ein wenig in Vergessenheit geratenen Ursprung der so verbreiteten Theorie zu erinnern, die die gegenwärtige untergeordnete Stellung der Brachycephalen als die verhängnisvolle Folge einer früheren Eroberung hinstellt. Wenn diese Eroberung stattgefunden hätte, würden sich ihre Wirkungen schon längst nicht mehr fühlbar machen, und zwar wegen der Klassen-

mischung, die seit 2000 und mehr Jahren durch die neuen Eroberungen, die Revolutionen und besonders im Gefolge des sozialen Aufsaugungsprozesses eingetreten ist. Aber nichts zwingt uns zu der Annahme, daß sie jemals in unserm Lande stattgefunden hat. Man findet keine Spur einer prähistorischen Zivilisation, die einem brachycephalen Volke zuzuschreiben wäre, selbst keine Spur eines brachycephalen Volkes, so daß man sich fragt, ob diese Rasse nicht geradezu in halbwildem Zustand im Urwalde gelebt, ihre Toten ebensowenig wie die Wölfe und die Bären begraben und infolgedessen nur in den Niederlassungen der zivilisierten Dolichocephalen Spuren ihres Vorhandenseins hinterlassen hat. So hat man auch die verstümmelten brachycephalen Schädel, die in den Pfahlbauten gefunden wurden, für Jagdtrophäen und die in den Gräbern der dolichocephalen Völker gefundenen Skelette für geopferte Gefangene oder für Kebsweiber erklärt.

Der Ursprung der Theorie von der Unterdrückung der Brachycephalen durch eine Eroberung ist interessant. Amédée Thierry unterschied zwei Schichten von Galliern, die unterjochten Kelten und die erobernden Kymren; die letzteren sollten die ersteren unterworfen haben. Als Broca dann die Brachycephalie der gegenwärtigen Bewohner der Auvergne und der Bretagne studierte, nannte er die brachycephale Rasse keltisch, dann kelto-slawisch. Von da war es nur ein kurzer Schritt, von der Unterjochung der brachycephalen Kelten durch die dolichocephalen Kymris zu reden; und ein ganzer historischer Roman wurde auf dieser unhaltbaren Voraussetzung aufgebaut.

Die Kymren gehören der Geschichte des britannischen Mittelalters an und haben weder mit den Kimmeriern noch mit den Galatern etwas zu tun. Es besteht kein Unterschied zwischen Kelten, Gälen und Galatern; der verschiedenfach entstellte Name bezeichnet stets dasselbe Volk.

Die Bevölkerung, die seit dem sechsten Jahrhundert bis zu der Zeit, wo die römische Invasion Gallien pazifizierte, nach und nach von den Galliern aus ihren Sitzen vertrieben wurde, war vielleicht ligurisch, aber wir wissen darüber nichts; jedenfalls war sie nicht gallisch.

Noch weniger war sie brachycephal. Die seltenen Schädel der frühesten Eisenzeit weisen nur nach den Vogesen und dem Jura hin einen bemerkenswerten Prozentsatz von Brachycephalen auf. Was die Brachycephalie der Auvergne und der Cevennen anlangt, so ist sie jünger als das Mittelalter.

Kurz, die Gallier auf der einen, die Slawen auf der andern Seite sind dolichocephale blonde Völker von hohem Wuchs gewesen und haben in ihren somatischen Merkmalen mit den Germanen übereingestimmt. Darüber besteht heute unter Fachleuten keinerlei Kontroverse mehr. Das hindert freilich gewisse Leute nicht, unter Berufung auf Broca und Thierry die oben widerlegten Fabeln zu verbreiten.

Die einschneidende Aenderung im anthropologischen Typus der niederen Klassen in Frankreich und Mitteleuropa während der letzten Jahrhunderte zeigt in evidenter Weise, daß bei der Entstehung dieser Klassen, so wie wir sie heute vor uns haben, der ethnische Faktor die Hauptrolle gespielt hat. Die geringere Befähigung der Brachycephalen zu den höheren Betätigungen hat sie in größerer Anzahl auf

einer niederen sozialen Stufe zurückgehalten. Die größere Befähigung der Dolichocephalen für diese Betätigungen hat sie nach und nach den höheren Klassen einverleibt, und die geringere Fruchtbarkeit, die mit den Lebensbedingungen dieser Klassen verknüpft ist, hat sie wieder verschwinden lassen. Von Toulouse bis Moskau hat sich so ein gewisser Destillationsprozeß vollzogen, der die Elemente von verschiedener Befähigung getrennt, die Dolichocephalen nach ihrem Uebergang in die städtischen und höheren Klassen gewissermaßen verflüchtigt und unaufhörlich die Brachycephalie der unteren Klassen konzentriert hat. Das Zurücksinken von Deklassierten in die unteren Schichten hat deren Bodensatz nur erhöht, aber ihn nicht eigentlich geschaffen, — mit andern Worten: jenes Zurücksinken ist nur ein Faktor der Entartung der niederen Klassen gewesen, aber nicht ihrer Minderwertigkeit im allgemeinen, die vielmehr ursprünglich ist.

Die unteren Klassen sind also das Produkt, nicht einer Invasion oder von unwillkürlichen Umständen, sondern gerade der Minderwertigkeit — was die soziale Befähigung angeht — der Elemente, aus denen sie sich zusammensetzen. Danach wird leicht begreiflich, daß diese ursprünglich minderwertigen und unaufhörlich durch ihre eigenen lasterhaften Elemente und durch den Abhub der höheren Stände verseuchten Klassen physisch und geistig weit unter dem Niveau der höheren stehen. Diese Minderwertigkeit wird unaufhörlich durch verschiedene Ursachen gesteigert, unter denen das beständige Walten der sozialen Auslese und die direkten und vererbten, die Entartung fördernden Momente, besonders die von Niceforo hervorgehobenen, die hauptsächlichen sind. Zur Untersuchung dieser Auslese und dieser direkten Ursachen der Degeneration wollen wir jetzt übergehen.

(Schluß folgt).

---

## Pazifismus und Nationalitätsprinzip in der Geschichte.

### Ein Beitrag zur Volkspsychologie.

Prof. Dr. Robert Michels.

Die Schwierigkeit in der Bestimmung der Faktoren, deren Synthese das Wort Nationalität ergibt, und die begriffliche Unmöglichkeit einer wissenschaftlich oder auch nur sachlich brauchbaren Definition des Vaterlandes macht die Lösung aller der Probleme, in denen sich Elemente ethnischen Charakters vorfinden, nicht nur praktisch, sondern selbst theoretisch zu einem Beginnen, an dem die besten Köpfe und lautersten Absichten scheitern müssen.

Aber selbst wenn wir von den immanenten Imponderabilien der angedeuteten Probleme abstrahieren wollen, mit anderen Worten, wenn wir die Existenz bestimmter Rassen und Rassengrenzen und also die Existenz von Nationalitäten cum beneficio inventarii einmal zugeben wollten, so bleibt die praktische Behandlung der akuten Nationalitätenkonflikte für den, der die gewöhnlichen Doktor Eisenbart-Kuren der bloßen Gewaltanwendung verwirft, doch immer noch eine der schwierigsten Aufgaben der Politik. Insbesondere wer die

ambientale Verschiedenheit der menschheitlichen Aggregate und die aus ihr sich folgernden Rechte bejaht, und zwar unterschiedslos bejaht, die Abgrenzung dieser Rechte aber dem Sittengesetz des kategorischen Imperativs unterworfen wissen und die Anthropologie mit der Ethik in möglichsten Einklang bringen will, dem ergeben sich die größten Hindernisse, ganz besonders aus den psychologischen Tendenzen der Kollektivitäten, um deren Wohlergehen er sich mit eifrigem Streben bemüht, selbst.

Wir möchten die Existenz dieser Schwierigkeit heute an einem Beispiel nachweisen, das unseres Erachtens von durchschlagender Ueberzeugungskraft ist und welches dartut, daß dem ethnischen Ausgleich ein Wesenselement der Psyche aller Völker entgegensteht, das sich als Tendenz zur Transgression bezeichnen läßt.

Es wird nötig sein, uns zunächst in aller Kürze mit den Lösungsversuchen zu beschäftigen, welche von den beiden Strömungen, die grundsätzlich gegen die traditionell-diplomatische Manier in der Behandlung des Staatenproblems ankämpfen, befürwortet werden: der sozialistischen und der pazifistischen.

Die Sozialisten besitzen statutengemäß zur Regelung aller Völkerfragen ein Prinzip: das Selbstbestimmungsrecht. Aber sie haben noch keine selbständige auswärtige Politik. Die Versuche, die sie bisher gemacht haben, eine solche zu kreieren, können nicht als erfolgreich betrachtet werden. Ueberdies schließen sie einander aus. Während die einen sich dem Vulgärpatriotismus der beati possidentes nähern und weit und breit schallende Erklärungen abgeben, jeden Quadratmeter des der Rasse und Sprache nach buntscheckigen Staatsgebietes mit der Flinte in der Hand gegen den „Feind" zu verteidigen, versuchen die anderen, einem der kompliziertesten Probleme mit dem absolutesten Indifferentismus dadurch auszuweichen, daß sie sagen, der Proletarier habe überhaupt kein Interesse daran, welcher Nation er angehöre; dem französischen Arbeiter könne es zum Beispiel ganz gleichgültig sein, ob er Franzose oder Eskimo wäre. Die Ursache für diese Widersprüche des sogenannt internationalen Sozialismus sehen wir in einem methodischen Fehler, der in der allgemein verbreiteten Scheu vor analytischen Studien auf diesem Gebiete liegt. Die Sozialisten begnügen sich in der Regel mit der Aufstellung einiger allgemeinen klaren — zu klaren — Leitsätze, die dem Komplex der historisch-ethnischen Probleme in keiner Weise gerecht werden. Die von sozialistischer Seite betriebene Auslandspolitik ist eine Politik, die auf Grund von ad usum Delphini — der Dauphin ist in diesem Fall das Proletariat — gearbeiteten Texten ausgeklügelt und mehr impressionistisch und oberflächlich als wissenschaftlich, d. h. den Notwendigkeiten entsprechend, ausgeführt wird. Die Sozialisten haben für die Pazifisten in der Regel nur ein mitleidiges Lächeln übrig, wenn sie sie nicht gar als Heuchler und geheime Kriegsschürer an den Pranger stellen. Aber fast nirgends setzt sich diese Verachtung und dieser Spott in eine Politik um, die sich auf anderen Bahnen bewegt als es die sind, welche die so viel gescholtenen Pazifisten selber eingeschlagen haben. Im Gegenteil kann man die Beobachtung machen, daß die auswärtige und internationale Politik des „revolutionären Sozialismus" sich von der Taktik der „pflaumenweichen Friedensengel" nur unter-

scheidet wie ein Ei vom anderen. Die Postulate der einen wie der anderen pflegen stets in das gleiche Wort Frieden einzumünden, und preisen dazu das gleiche Mittel an: Schiedsgericht.

Beide, Sozialismus wie Pazifismus, berufen sich grundsätzlich auf das ewig gleichbleibende Axiom von der im letzten Grunde unveränderlich persistierenden Interessengemeinschaft aller Kulturnationen; die einen, indem sie vom allgemein Menschlichen schlechtweg, die anderen, indem sie vom Internationalismus, d. h. von der wirtschaftlich gleichen Lage des Arbeiterstandes, der, im weiteren Sinne genommen, die übergroße Mehrzahl jeder Nation umfasse, ausgehen. Die Folgerung, welche beide aus der Voraussetzung ziehen, ist die gleiche: die Notwendigkeit eines brüderlichen Verhaltens der Völker untereinander und infolgedessen die Heiligsprechung und Heilighaltung des Weltfriedens. Aber dieser Wunsch ist weit davon entfernt, der einzige Berührungspunkt zu sein zwischen jenen beiden ihrer Herkunft und Zusammensetzung nach so grundverschiedenen sozialen Gruppen — der Proletarier und ihrer Wortführer, welche alle Beziehungen der Menschen untereinander zu revolutionieren beabsichtigen, und der kosmopolitischen und philanthropischen Bourgeois, die auf der Welt nur den Krieg in Frieden zu verwandeln wünschen und weiter nichts. Die Uebereinstimmung hat auch einen rein politischen Boden: die pazifistische Politik deckt sich fast stets mit den Notwendigkeiten der Arbeiterpolitik. Zunächst im reformerischen Sinne: nur der Staat, dessen Finanzen nicht durch einen unglücklichen Krieg ruiniert sind, kann eine den Arbeitern günstige Arbeiterschutzgesetzgebung in die Wege leiten und aufrecht erhalten und überhaupt der Arbeiterschaft günstige Lebensbedingungen bieten. Ferner aber auch im revolutionären Sinne: die Arbeiter bedürfen des Friedens auch, um ungestört das Werk der Emanzipation ihrer Klasse fortführen zu können. Nur der Friede gewährleistet ihnen die Möglichkeit, ihre Kräfte auf den Klassenkampf zu konzentrieren und in sich alle jene unzähligen wichtigen moralischen und sittlichen Qualitäten zur Entfaltung zu bringen, ohne die sie sich mit den durch eine lange Kulturschule verfeinerten und intellektualisierten Elementen der herrschenden Gesellschaftsklassen in keiner Weise sozial und ökonomisch zu messen vermögen. Auch hat die historische Erfahrung — welche die Anhänger der reinen Theorie allerdings nicht anstehen, als niedrig und dunkel zu bezeichnen — gelehrt, daß auf Epochen kriegerischer Verwicklung zwischen den einzelnen Bourgeoisien — Verwicklungen, in die die Arbeiter stets mit hineingerissen werden — noch jedesmal Perioden sozialistisch-proletarischen Niedergangs gefolgt sind. Der deutsch-französische Krieg, der mit der Pariser Kommune endete, hat das französische Proletariat um Jahrzehnte zurückgeworfen und einen Teil desselben eine Zeitlang sogar vor den Triumphwagen eines Generals Boulanger gespannt. Jeder Krieg bedeutet ein weiteres Herausschieben der möglichen sozialistischen Zukunft, da er ein ungeheueres Quantum bereits vollbrachter psychologischer Arbeit in den Massen vernichtet. Der Komplex von Erkenntnissen, Werten und Gefühlen, welche die Syndikalisten und die Marxisten unter dem terminus technicus „Klassenbewußtsein“ oder auch „revolutionärer Geist“ verstehen, ist heute noch einem überaus zarten Pflänzchen vergleichbar, das absolut unfähig ist, dem Wirbelwind kriegerischer Begeisterung zu widerstehen, der, wenn

auch ursprünglich das künstliche Produkt einer häufig in Diensten ökonomischer Sonderinteressen stehenden überhitzten und lügenhaften Presse, doch als realer Faktor zugleich mit dem Aufziehen des Vorhanges zu dem grausigen Trauerspiel des Krieges in Wirkung tritt. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß das zerbrechliche Stämmchen des in die Massenseele verpflanzten revolutionären Geistes in der kollektiven Mentalität einen Boden vorgefunden hat, der durch eine jahrhundertelange Tradition von Vorurteilen der Rasse, der Sprache und der Zivilisation dergestalt ausgepowert ist, daß es in ihr keine starken Wurzeln zu schlagen vermochte, und daß schon der geringste pseudopatriotische Lufthauch genügt, um die junge Pflanze wieder zu entwurzeln, oft selbst, ohne daß sie im Boden irgendwelche Spuren von sich hinterläßt. Ohne leugnen zu wollen, daß es einer — heute zweifellos noch nicht vorhandenen — Theorie gelingen könnte, den sozialen Faktor mit dem nationalen zu einer höheren Einheit zu versöhnen, dürfen wir doch, insoweit das praktisch-politische Leben in Betracht kommt, ruhigen Gewissens die Behauptung aufstellen, daß die Entwicklung und die Kraft dieser beiden Faktoren notwendigerweise im umgekehrten Verhältnis zueinander stehen: je solidere Formen in einer Arbeiterschaft das „Klassenbewußtsein“ angenommen hat, desto weniger ist sie dem „Patriotismus“ im Vulgärsinne zugänglich, und umgekehrt, je mehr sie an den allgemeinen Begriffsvorstellungen der Bourgeoisie über den Patriotismus Anteil nimmt, desto weiter ist sie von der Betreibung einer unabhängigen und entschlossenen Klassenpolitik, d. h. der Wahrnehmung ihrer Rechte im Gemeinschaftsleben, entfernt. Im übrigen mag an dieser Stelle daran erinnert werden, daß, wenn auch der Nationalökonom die Existenz enger Zusammenhänge zwischen dem allgemeinen Stand der Industrie eines Landes und dem besonderen standard of living der in diesem Lande lebenden Arbeiterschaft nicht wird leugnen dürfen, es doch andererseits offenbar ist, daß die Bourgeoisie dem Proletariat an der Beute der im Namen des Vaterlandes geführten „heiligen Kriege“ stets und überall nur einen unbeträchtlichen Anteil zugewiesen hat.

Die Summe aller dieser Einsichten und Erkenntnisse kann nur die Wirkung ausüben, das Proletariat in allen Ländern zum ergebensten Freunde des Pazifismus zu machen. Aber der moderne Arbeiter ist nicht nur im opportunistischen, sondern auch noch in einem höheren Sinne Pazifist. Er teilt mit den Vulgärpazifisten eine Anzahl von rein menschlichen Gefühlen. Auch er empfindet Grauen vor den Schrecken des Krieges. Auch er kennt den Wert des menschlichen Lebens. Auch ihm ist es nicht unbekannt, daß fast alle Kriege das Schicksal der Nationen verschlechtern und ihre Seele vergiften, indem sie im Bewußtsein des Sieges ungezügelten Hochmut und im Herzen des Besiegten grenzenlosen Haß erzeugen, der Rache heischt und die Zukunft mit neuem Blutvergießen bedroht.

Ungeachtet dieser weiten Uebereinstimmung der modernen Arbeiter mit den Pazifisten können erstere das Dogma des Pazifismus nicht restlos unterschreiben. An einem gewissen Punkt angelangt, werden beide sich trennen müssen. Die Arbeiter verlassen die Philanthropen. Diese Notwendigkeit und das Verständnis dafür ergibt sich uns aus der Beobachtung der Rolle, welche der Pazifismus in der Gegen-

wartspolitik spielt. Diese Rolle ist eine hervorragend konservative, konservierende.

Der Pazifismus anerkennt alle Staaten in ihrer heutigen Form vollauf, ohne Vorbehalt und Ausnahmen. Um die Idee des Friedens um jeden Preis, von der er durchdrungen ist, unversehrt zu halten, ist der Pazifist immer bereit, das einmal Gegebene zu akzeptieren, aus Besorgnis, daß aus den Veränderungen der gegebenen Zustände kriegerische Verwickelungen entstehen möchten. Deshalb sind die Pazifisten auch die unversöhnlichsten und heftigsten Gegner aller Freiheitsbewegungen ethnischer Natur und infolgedessen aller unterdrückten Rassen zu betrachten. Weder die Polen, die nach einem eigenen Königreich streben, noch die irredentistischen Italiener in Oesterreich, welche die Wiedervereinigung ihres Landes mit den Stammesbrüdern im unabhängigen Italien ersehnen, noch die französischen Lothringer, noch die dänischen Optanten, noch die serbischen Bosniaken, noch die österreichischen Alldeutschen können auf ihr Verständnis, geschweige denn auf ihre Sympathie rechnen. Im Gegenteil, die Pazifisten tun alles, was in ihrer Macht steht, — darin treffen sie sich zweifellos mit den opportunistischen sowie den marxistischen Teilen der Sozialisten — um derartige Fragen möglichst von der Bildfläche der öffentlichen Meinung verschwinden zu lassen, sie zu unterdrücken, lächerlich zu machen oder gar souverän zu ignorieren[1]). Aus dieser kleinlichen Auffassung der Pazifisten von der absoluten Notwendigkeit jeden Friedens für das Wohlergehen der Kulturmenschheit resultiert, daß das lauttönende Sturmglockengebimmel dieser Philanthropen in intenso jeder gerechten, großen und notwendigen, selbst aus ökonomischen Gesichtspunkten gerechtfertigten nationalen Revendikation den Tod läutet, daß ihnen jedes Verständnis fehlt für politisch-anthropologische Probleme. Auf diese Weise sanktioniert der Pazifismus in praxi jede Ungerechtigkeit, jede Grausamkeit, jede Sinnlosigkeit der Geschichte. Er wird zur Grundtheorie vom status quo, zur ethischen Stütze des sog. Völkerrechtes. Er drückt mit systematischer Approbation allem historisch gewordenen Unrecht den Stempel auf und verhindert es, soweit an ihm liegt, daß die Zukunft ein anderes Gesicht trage als die Vergangenheit.

Wenn aber die Theorie der Pazifisten auch als irreleitend und gefährlich bezeichnet werden darf, so muß doch andererseits unumwunden zugestanden werden, daß ihr Instinkt sie in einer politisch grundlegenden Frage häufig richtig geleitet hat.

Der Krieg ist nämlich nur selten ein geeignetes Mittel, um ethnische Gerechtigkeit zu erlangen, bezw. wieder herzustellen. Auch der ehrlichste, uninteressierteste Patriotismus unterliegt dem Gesetz rascher Auflösung. Die vom Kriegsglück begünstigte Nation tauscht die Größe der Begriffe gerechter Revendikation in die kleine Münze

---

[1]) Ueber eine der schwebenden ethnischen Fragen, in welcher sich zwei große Völker ein Stück Landes streitig machen, meint A. H. Fried, der im übrigen in vielen Fragen sich durch schärferes Urteilsvermögen weit über den Durchschnitt seiner Friedensgenossen erhebt, es sei gar nicht nötig, irgendeinen Vertrag zu revidieren, sondern nur „die beiderseitige Gesinnung". Mit anderen Worten, er unternimmt den gleich unethischen wie utopistischen Versuch, unter ausdrücklicher Umgehung der etwaigen Lösung einer Frage völkischer Gerechtigkeit für die Freundschaft der dadurch entzweiten Völker zu plädieren. (Friedenswarte, XI, Nr. 6.)

ungerechter Prätentionen um. Der ethnische Patriotismus degeneriert und wird zur Eroberungspolitik siegestrunkener Triumphatoren. Der Patriotismus in seiner Eigenschaft als Bestandteil einer Volkspsyche ist immer egozentrisch. Die Völker begreifen das Nationalitätenprinzip nur bezüglich ihrer selbst. Die Erlangung ihrer eigenen völkischen Freiheit gilt ihnen als ein edles Ziel. Dem Kampf für die Freiheit fremder Nationen stehen sie in den meisten Fällen verständnislos gegenüber. Begeisterung erweckt er in ihnen nur, wenn durch diesen Kampf eine dritte Nation — ihre gemeinsame Feindin — geschädigt wird; alsdann gilt die Begeisterung der Schädigung des Unterdrückers, nicht der Erhebung des Unterdrückten. Betrifft die Erhebung aber ein Grenzvolk oder gar ein unter eigener Botmäßigkeit lebendes Volk, so wird dessen Befreiungskampf als gewissenlos, undankbar und wahnsinnig, ja, verbrecherisch empfunden und mit aller den Umständen nach erforderlichen Grausamkeit niederzuwerfen versucht. Kurz gesagt, jede Nation leugnet das Grundrecht ihres eigenen Bestehens allen anderen, die ihre Kreise stören. Das Nationalitätenprinzip wird nur zum eigenen Hausgebrauch in Anwendung gebracht. Es ist ein Monopol.

Die moderne Idee des Rechtes eines jeden Volkes auf sich selbst, d. h. auf seinen eigenen Bestand, auf Freiheit und Unabhängigkeit — ein Recht, das sich als eine direkte Uebertragung der droits de l'homme auf größere Verbände darstellt — ist zuerst in F r a n k r e i c h entstanden. In Frankreich ist diese Idee sogar mit solcher Durchschlagskraft aufgetreten, daß sie einige Jahrzehnte lang selbst das Staatsleben beherrschten und als Grundbasis der auswärtigen Politik aufgestellt werden konnten. Indes blieben die ihnen entgegengesetzten Tendenzen stets siegreich in Kraft. Ausgezogen zum Kampf gegen die Mächte des ancien régime, die politische und nationale Freiheit gleich einer auf Export berechneten Ware im Tornister, haben sich die Sanskulotten, nachdem sie die Grenzen Frankreichs einmal überschritten hatten, aus Befreiern schnell in neue Bedrücker verwandelt. In der Nationalitätenprinzips-Aera Napoleons III. bietet uns die Geschichte ganz ähnliche Züge. Man feierte in diesem Sommer in Oberitalien nicht ohne Pomp und große Worte das fünfzigjährige Jubiläum der Schlachtentage des Jahres 1859, in denen das heldenmütige Blut Frankreichs auf den Feldern der Lombardei floß, um die Italiener vom Joche der Oesterreicher zu befreien. Niemand wird die Verdienste um die ethnische Gerechtigkeit, die sich viele Franzosen in jenen blutigen Stunden erwarben, bestreiten wollen. Aber auch hier heißt es, der sentimentalen Uebertreibung Einhalt gebieten und die historischen Verhältnisse klaren Auges auf ihren wirklichen Verhalt hin zu prüfen. Die Dankbarkeit, welche die Italiener den Begründern ihrer nationalen Einheit gegenüber in alle Ewigkeit empfinden und bekunden sollen und die von den französischen Patrioten mit so viel Ungestüm und, sobald sie einmal auszusetzen scheint, mit so großer Entrüstung eingefordert wird, hat eine sehr bedingte Entwicklungsgrenze. Der Kenner der Geschichte des italienischen Risorgimento wird nicht umhin können, diese Grenze niedrig anzusetzen. Dieselben französischen Bajonette, welche die Brust der Italiener im Jahre 1859 gegen die Waffen der Oesterreicher schützten, hatten sich vorher, 1849 — Rom! — und haben sich nachher, 1868 — Mentana! — zum

Schutz der Feinde der Einigung Italiens in die Brust der italienischen Patrioten gebohrt. Auch das einzige Mal 1859, in welchem die Franzosen tatsächlich an der Errichtung des Einheitsstaates Italien mitgearbeitet haben, ließen sie sich ihre Beihülfe nicht nur sehr teuer an sich, sondern durch eine Abtretung desselben italienischen Grund und Bodens bezahlen, den sie — am anderen Ende der Poebene — soeben befreit und dem rechtseigentümlichen Besitzer, dem Italienertum selbst, überantwortet hatten. Aber die Annexion der Grafschaft Nizza, bis 1861 eines fast durchweg italienischen Landstriches und des engeren Vaterlandes des Freiheitshelden Guiseppe Garibaldi[1]), der sich ob dieses Raubes vor Scham und Groll das Haupt verbarg, ist nur als ein äußeres greifbares Symptom der allgemeinen Stimmung zu betrachten, in welcher die übergroße Mehrheit des französischen Volkes in der Zeit des Second Empire hinsichtlich Italiens verharrte. Dieser übergroßen Mehrheit lag es nämlich gänzlich fern, Italien die völlige nationale Einheit schenken zu wollen. Beweis dafür ist das Verhalten der freiheitspendenden älteren lateinischen Schwester nach der Hülfe, die sie Victor Emmanuel gegen die Habsburger geleistet hatte, ein Verhalten, das darin bestand, der Vollendung der von den italienischen Patrioten ersehnten Wünsche in jeder Weise entgegenzuarbeiten und sich zum höchsten Verteidiger der weltlichen Herrschaft des Papstes aufzuwerfen, der das wertvollste Juwel der künftigen Einheit Italiens in Besitz hielt: Rom, die ewige Stadt, die vorbestimmte Hauptstadt des jungen Italien.

Die halb unfreiwillig gebrachte Hülfe, die das offizielle Frankreich seinen südöstlichen Nachbarn gebracht hatte, erfüllte die Franzosen jener Zeit keineswegs mit dem Stolze, den der Gerechte nach der Vollbringung einer guten Handlung zu empfinden pflegt. Es nistete sich vielmehr im französischen Volke, und zwar ganz besonders in den oppositionell gesinnten, also demokratischeren Teilen desselben, dem fait accompli gegenüber ein Gefühl der Bitternis ein, das häufig die Formen offenen Bedauerns annahm. Wer sich über die Stimmung der Franzosen in jener Periode, in der Frankreich das Banner des Nationalitätenprinzipes gehißt hatte, ein getreues Bild machen will, sei auf die berühmte Rede verwiesen, die der Leiter der entschiedenen Oppositionspartei, der Historiker Adolphe Thiers, am 14. und 18. März 1867 im Corps Législatif über die auswärtige Politik Frankreichs mit besonderer Berücksichtigung der italienischen und der deutschen Frage gehalten hat[2].) Diese Rede stellt einen unwidersprechlichen Beweis unserer These von der inneren Tendenz zur Eifersucht und zum aus dem Egoismus quellenden Fremdenhaß dar, die dem patriotischen

[1]) Als man Garibaldi fragte, was er über die Abtretung Nizzas an Frankreich denke, antwortete er noch über zehn Jahre später: „Die Italianität Nizzas bestreiten wollen, hieße die Klarheit des Sonnenlichtes leugnen. Ich bin zwar Internationalist, würde mich aber doch glücklich schätzen, wenn es mir vergönnt wäre, den Rest dieses meines sich seinem Ende nähernden Lebens meiner lieben alten Heimatstadt zum Opfer zu bringen.“ Vergl. mein Buch über den Sozialismus in Italien. (Roberto Michels: „Il proletariato e la borghesia nel movimento socialista italiano.“ Saggio di scienza sociografico-politica. Torino 1908. Frat. Bocca, edit., S. 38.)

[2]) Discours prononcé au corps législatif par M. Thiers sur la politique extérieure de la France en ce qui concerne l'Allemagne et l'Italie. (Tours 1867, S. 30.)

Gefühle jeder Nation, auch wenn sie sich zum Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes der Nationalitäten bekennt, unleugbar zugrunde liegt. Nachdem Thiers ausgesprochen, daß Europa der Ruhe bedürfe und das — damals noch keineswegs vollendete — Italien deshalb die Pflicht habe, dem von ihm so lange Jahre hindurch in Aufregung gehaltenen Europa endlich Ruhe zu geben, entwickelte er in langen Auseinandersetzungen seine Ueberzeugung von der für Frankreich bestehenden Notwendigkeit, von Kleinstaaten umgeben zu sein, „die vermittelst ihrer eigenen Schwäche im Rate der Völker die Sache der Gerechtigkeit verteidigen.“ Er machte der Auslandspolitik der französischen Regierung den Vorwurf, zu lebendig, zu leidenschaftlich, zu gefühlsmäßig, und vor allen Dingen zu international gesinnt zu sein und sich für die Freiheit der übrigen Völker, insbesondere der Italiener und der Deutschen, viel zu energisch ins Zeug zu legen. Thiers rühmte sich, daß er, falls ihm die Ehre zugefallen sei, die Angelegenheiten Frankreichs an verantwortlicher Stelle zu vertreten, seine ganze Kraft darein gesetzt haben würde, die Einheit Italiens zu verhindern. Er wiederholte die alte Regierungsmaxime des Kardinals Richelieu, derzufolge kein Staat die Prinzipien der inneren Politik auf die äußere Politik ausdehnen dürfe. Von der historischen Tatsache ausgehend, daß die Anerkennung des Nationalitätenprinzips die Vernichtung sämtlicher zurzeit existierenden Staaten nach sich ziehen müsse, da kein moderner Staat auf dem Boden einer ethnischen oder auch nur sprachlichen Einheit ruhe, erklärte er sich für einen Anhänger der Theorie des sogenannten europäischen Gleichgewichtes, dessen Anwendung auf die besonderen und wohlverstandenen Interessen Frankreichs gebieterisch den sofortigen Stillstand der in Italien wie in Deutschland auf die Erreichung des nationalen Einheitsstaates hinstrebenden Tendenzen erheische. Thiers sprach es offen aus, daß Frankreich die Pflicht und das Recht habe, den Italienern und noch mehr den Deutschen auf ihrem Vormarsch zur nationalen Einigung ein energisches Halt zuzurufen, und versprach der Regierung die bedingungslose Unterstützung der parlamentarischen Opposition für den Fall, daß sie vom Lande die nötigen Mittel verlange, um dem Ton, mit dem sie die sofortige Aufgabe des patriotischen Vordringens Piemonts und Preußens fordere, bestimmenden Nachdruck zu verleihen. Die einzige Rettung Frankreichs aus der schwierigen Situation, in die es durch die Einheitsbestrebungen seiner Nachbarnationalitäten geraten sei, bestand nach der Ansicht Thiers darin, mit aller Schärfe angesichts Europas zu erklären, daß es nicht gewillt sei, ihnen zu gestatten, auf dem beschrittenen Wege weiter zu gehen, da der deutsche Staatenbund in der weltbekannten Langsamkeit seiner Entschließungen der französischen Politik nicht gefährlich werden könne, ein durch eine erstklassige Militärmacht beherrschtes einiges Deutschland hingegen von Frankreich als ein unerträglicher Nachbar angesehen werden müsse. In dieser von seinen Kollegen mit Beifallsbezeugungen überschütteten Rede vertrat Thiers zweifellos die approximative Einstimmigkeit seiner Landsleute. Thiers war in jenen Tagen die Personifikation der Reue, die Frankreich darüber empfand, in einem unbedachten Augenblick feuriger Begeisterung die Theorie der internationalen völkischen Gerechtigkeit propagiert zu haben.

In der Nationalitätenfrage nahm die offizielle französische Regierung in gewissem Sinne einen ehrlicheren Standpunkt ein als die Vertreter der republikanischen Demokratie. Es ist bekannt, daß viele Anhänger der Regierungspolitik Napoleons III. geneigt waren, selbst ein unter Preußens Obhut stehendes einiges Deutschland anzuerkennen, falls dieses sich verpflichtete, Frankreich „territoriale Entschädigung" zu gewähren, mit anderen Worten, deutsches Land abzutreten, d. h. in eine Verletzung des Prinzips, das zur Einigung führte, zugunsten der Franzosen einzuwilligen. Diese Forderung wird verständlicher, wenn wir in Betracht ziehen, daß die Bemühungen Proudhons, seinen Landsleuten klar zu machen, daß der Rhein zu beiden Seiten, nicht nur auf dem rechten Ufer, sondern auch auf dem Frankreich zugewandten Gestade deutsch sei, und daß der Punkt, wo er sich dem keltischen Rassegebiet am meisten nähere, etwa bei Sainte-Marie-aux-Mines, immer noch vierzig Kilometer weit vom Rhein entfernt sei[1]), nichts gefruchtet hatten, und daß viele Hunderttausende französischer Hirne immer noch in der Legende befangen waren, die wahre „natürliche" Grenze zwischen Frankreich und Deutschland läge am Rhein.

* *
*

Die Gerechtigkeit verlangt, daß wir zugeben, daß die Tendenz zur Transgression bei anderen Völkern aber in noch sehr viel augenfälligerer Form in Aktion getreten ist als in Frankreich.

Die Deutschen ganz besonders sind nie in den tieferen Sinn der Theorie, deren sie sich zur Erreichung ihrer eigenen Ziele stets eifrig bedient haben, eingedrungen. In demselben Augenblick, als in den bekannten Sturm- und Drangjahren des jungen Deutschland die erlauchtesten und liberalsten Geister des Volkes sich in der Paulskirche versammelten, um gemeinsam über die einzuschlagenden Mittel und Wege zur Schaffung eines deutschen Vaterlandes, d. h. der nationalen Einheit gegenüber dem Auslande, zu beratschlagen, haben sie den anderen Nationen dasselbe Recht verweigert, auf das sie Hoffnungen für ihre eigene Zukunft setzten und von dem sie das ethische Recht für ihre eigenen Handlungen herleiteten. Die deutschen Burschenschaften, die als das treueste und opferfreudigste Element des freiheitsliebenden und revolutionären Patriotismus des Deutschlands jener Tage betrachtet werden dürfen, eilten im Jahre 1849 Oesterreich zur Hülfe, um gegen die italienischen Insurgenten zu Felde zu ziehen[2]), ohne zu bedenken, daß sie sich dadurch aus Vorkämpfern der deutschen Freiheit zu Henkern der Völkerfreiheit anderer degradierten. In der Frankfurter Nationalversammlung, welche sozusagen die Seele des fortschrittlichen deutschen Bürgertums den Fürsten und der engherzigen Bureaukratie gegenüber repräsentierte, konnte eine so autoritäre und angesehene Stimme wie die des Präsidenten von Gagern von der Höhe der Tribüne herab in den Saal die Worte rufen, es sei die Pflicht der deutschen Patrioten, soweit immer es in ihren Kräften läge, dafür einzutreten, daß die zerstückelten Glieder des italienischen Volkes sich so

[1]) J. P. Proudhon: „France et Rhin". Paris 1862, S. 208/209.
[2]) Antonio Gazoletti: „Italia e Germania", in der Rivista Contemporanea, anno V, vol. IX, farc. XLI, p. I. Torino, Milano, Parigi, marzo 1857.

spät als irgend möglich wieder zusammenfänden, und die Italiener mit dem Furor teutonicus eines deutschen Volkskrieges bedrohen für den Fall, daß ein italienisches Heer es versuchen sollte, in das italienische Südtirol einzudringen, oder eine piemontesische Flotte die Einnahme von Triest ins Auge fasse[1]). Im Jahre 1859 wiederholte sich dasselbe Bild. Ganz Deutschland zitterte vor Wut und Zorn, als es gewahrte, daß es den Italienern mit Frankreichs Hülfe gelang, die österreichischen Bedrücker vom Boden der Lombardei zu verjagen, und selbst der junge angehende Sozialist August Bebel, dessen im engen Sinne patriotisches Gefühl, was immer man sagen möge, stets wach geblieben ist, war drauf und dran, bei den Innsbrucker Kaiserjägern einzutreten[2]). Es bedurfte des ganzen Schwergewichtes des damals zwischen den Höfen von Wien und Berlin ob der Hegemonie in Deutschland bestehenden Antagonismus[3]) und aller Anstrengungen der preußischen, im engeren Sinne patriotisch und also antiösterreichisch gesinnten Demokratie — man erinnere sich des glänzenden Beispiels, das Ferdinand Lassalle bei dieser Gelegenheit gab[4]) — um dem Groll der ungeheueren Mehrheit des deutschen Volkes, ohne jeden Unterschied der Partei, einen realpolitischen Damm zu setzen und es zu verhindern, daß die allgemeine Kriegslust der Bürger über die Schwankungen und Entschlußunfähigkeiten der verschiedenen deutschen Regierungen nicht die Oberhand gewann und nicht deutsche Truppen die junge Freiheit ihrer transalpinischen Brüder, die sich in den fast identischen historischen wie politischen Bedingungen befanden und von den gleichen Aspirationen völkischer Emanzipation erfüllt waren, wie sie selbst, blutig niederschlugen. Außerdem befindet sich Deutschland, seitdem Preußen am Ende des 18. Jahrhunderts einen Teil Polens an sich riß, sozusagen in der konstitutionellen Unmöglichkeit, das Nationalitätenprinzip anzuwenden. Deutschland hat in der ganzen langen Periode seiner nationalen Freiheitsbestrebungen nicht aufgehört, den Polen nicht nur jedes Recht auf Freiheit zu leugnen, sondern sogar jeden Wunsch auf Autonomie abzuschlagen[5]). Deutschlands nationale Freiheitskämpfe haben — wie wir das noch kurz berühren werden — in einer kontinuierlichen Verletzung der nationalen Freiheit seiner Nachbarvölker bestanden.

---

[1]) „Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M." Herausgegeben von Professor Fr. Wiegand. Leipzig 1848.

[2]) Helmuth von Gerlach: „August Bebel". Ein biographischer Essay. München 1909. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, S. 6.

[3]) Vergl. die Zirkulardepesche Bismarcks vom 24. Januar 1863 über die zwischen Preußen und Oesterreich in dieser Angelegenheit geschlossenen Verhandlungen. (Bismarck-Briefe, herausgegeben von Bruno Walden. Berlin, Globus-Verlag S. 30.)

[4]) Ferdinand Lassalle: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens", aus „Ferdinand Lassalles Gesamtwerken". Herausgegeben von Erich Blum, Bd. II: „Ferdinand Lassalles politische Reden und Schriften". Leipzig, Verlag von Karl Fr. Pfau. Bd. II, S. 369.

[5]) Nebenbei bemerkt, hat gerade das Verhalten Preußens zu Polen durch die Antipathie, die es bei der westeuropäischen Demokratie gegen die Deutschen hervorrief, den Einheitsbestrebungen des jungen Deutschland Hindernisse bereitet. (Vergl. auch die kleine Schrift des ungarischen Freiheitshelden General Türr: „La Question des Nationalités". Paris 1867, A. Vallée, S. 5.)

Unsere These kennt keine Ausnahmen. Dafür ist die neueste bedauerliche Entwicklung, die der Begriff des Patriotismus in Italien erfahren hat, ein handgreiflicher Beleg. Noch vor wenigen Jahren war der Patriotismus, wie er von den italienischen Intellektuellen empfunden wurde, eine ehrenwerte und vornehme Erscheinung. Geboren aus der nationalen Revolution gegen die Dreieinigkeit von Papst, Oesterreich und den bourbonischen Prinzen an den kleinen Höfen, und sich der am eigenen Leibe erlebten schmerzhaften Erfahrung wohlbewußt, in der Erkenntnis ferner von der Schwere des Druckes, den jede fremde Eroberung auf ein Volk ausübt, bestand die Devise des italienischen Patriotismus in dem einfachen und klaren Satze: Ciascheduno per sè! (jeder für sich!). In der italienischen Volksseele, schien es, hatten die Gefühle brüderlicher Achtung und brüderlicher Liebe zu den übrigen Nationalitäten unausrottbare Wurzeln gefaßt. In Italien existierte kein Chauvinismus, kein Nationalismus. Die Italiener übertrugen den Horror, mit dem sie an die von den Fremden in Italien geübte Herrschaft zurückdachten, vollauf auf die Idee der Eroberungspolitik schlechtweg und wiesen es genau so zurück, Unterdrücker zu sein wie Unterdrückte. Selbst als sie im Kugelregen der Befreiungskämpfe standen, apostrophierten die Garibaldianer den österreichischen Feind mit einem schönen und edlen, vom Geist eines gesunden Internationalismus getragenen Vers: „Passate l'Alpi e tornerem fratelli!" (Geht wieder über die Alpen zurück, dann werden wir wieder zu Brüdern werden!). Der Abscheu vor der Besetzung nichtitalienischen Landes war den Italienern so eingefleischt, daß die Frauen, nach den ersten Niederlagen der königlichen Truppen in den kolonialen Kriegen in Abessinien, welche in allen anderen Ländern nicht nur einen Schrei des Schmerzes, sondern auch einen Schrei nach Rache ausgelöst haben würden, sich ungestraft über die Schienen werfen konnten, um die Abfahrt der Militärzüge zum Kriege zu verhindern und die Regierung selbst sich in kurzer Zeit genötigt sah, einen sog. schimpflichen Frieden einem sicheren, aber opferreichen und „ungerechten" Siege vorzuziehen. Indes haben die letzten Jahre dieses Gerechtigkeitsgefühl gegenüber dem Auslande, das zu den integralen Bestandteilen der italienischen Psychologie zu gehören schien, wenn nicht beseitigt, so doch in beträchtlichem Maße vermindert. Auch in dem pazifistischen und von den Ideen ethnischer Ethik durchtränkten Italien sind mit elementarer Gewalt die extravaganten und megalomanen Strömungen eines Nationalismus französischen, englischen oder deutschen Musters entstanden — sie nahmen ihren Ausgangspunkt von der günstigen Wendung der italienischen Finanzen und dem Aufschwung von Handel und Wandel im Lande. Heute hören wir in Italien begabte und angesehene Journalisten bereits nicht nur — um von der immerhin komplizierter liegenden Triestiner Frage und den Dalmatiner Wahnplänen zu schweigen — davon sprechen, daß ihrem Volke der Besitz des in den Händen Oesterreichs befindlichen Trentino zustehe, ein Wunsch, der unzweifelhaft in den ethnischen und sprachlichen Verhältnissen, sowie in mannigfachen historischen Erinnerungen jenes Landstriches eine reale Basis hat, sondern daß es auch die alten Römergrenzen auf dem Kamm der Alpen wiedergewinnen müsse; wodurch denn ein guter Teil des ebenso un-

zweifelhaft deutschen Tirol, insbesondere die Stadt Bozen, italienisch werden würde.

Was gewiß nicht das erstemal sein würde, daß ein Freiheitskrieg in seinem Verlauf zu einem Eroberungskrieg geworden ist. Der Krieg von 1864, unternommen von Preußen und Oesterreich gegen Dänemark zu dem Zwecke, die diesem untertanen, überwiegend deutschen Elbherzogtümer aus der Fremdherrschaft zu befreien, führte mit dem Siege der deutschen Waffen dazu, an Stelle der deutschen Irredenta in Dänemark eine dänische Irredenta in Deutschland zu setzen. Mit anderen Worten, während bis dahin deutsches Land unter dänischer Herrschaft gestanden hatte, nunmehr dänisches Land unter deutsche Herrschaft zu bringen. Ebenso endete der Krieg 1870/71, der dem deutschen Volke endlich die politische Einheit brachte, mit der Annexion französischen Gebietes. Als sich die Ungarn aus der deutschen Herrschaft befreiten, war ihr erster Schritt die Unterdrückung des Volkstums und der Sprache der zahlreichen Deutschen in Ungarn. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein gleiches chassé croisé sich erneuern würde, falls Italien in einem Krieg gegen Oesterreich, oder Frankreich in einem Kriege gegen Deutschland siegreich bliebe, und daß wir in einem solchen Falle eine zweite, vielleicht vermehrte, aber wahrscheinlich nicht verbesserte Auflage jenes historischen Phänomens erleben würden, für das sich die Beispiele mit leichter Mühe turmhoch aufbauen ließen: des Bruches mit dem Nationalitätenprinzip durch den Stärkeren, der, geblendet durch den Erfolg, der ethnischen Moral, die ihm geholfen hat, seinen Sieg zu erringen, nicht mehr bedarf und sie deshalb verleugnet. Die alte Fabel von der ausgepreßten und dann weggeworfenen Zitrone.

Die Geschichtsepoche, in der das sog. Nationalitätenprinzip die europäische Staatengeschichte und in noch höherem Grade die Psychologie der öffentlichen Meinung beherrschte, datiert von der politisch-reaktionären und klerikalen, aber ethnisch-nationalen Erhebung der Spanier, Preußen und Russen gegen das relativ liberale und fortschrittliche System des großen korsischen Eroberers. Aber dieses Nationalitätenprinzip, welches jedem Volksstamme das Recht auf seine eigene nationale Existenz vindiziert und infolgedessen jedem die Fähigkeit zugesteht, di far da sè, d. h. unumschränkter und unumstrittener Herr seines eigenen Geschickes zu sein, hat nur den starken Völkern die Freiheit gebracht. Die Deutschen, die Italiener und die Ungarn haben, von wenigen Bruchteilen abgesehen, die Fremdherrschaft abzuschütteln und sich zu Nationalstaaten zusammenzuschließen vermocht, während andere Völker, wie die Polen und Iren, trotz Strömen vergossenen Blutes, zu schwach waren, um an das gleiche Ziel zu gelangen. Mehr noch. Selbst Nationalitäten, denen es nicht gelungen ist, ihre Bestandteile zu einem staatlichen Gefüge zusammenzuschließen, verzichten nicht darauf, andere Völker, die ihnen preisgegeben sind, in ihrer Entwicklung hintanzuhalten. Beweis: die Polen, die, im Deutschen Reich und in Rußland malträtiert und an ihrer nationalen Entfaltung gehindert, ihrerseits im österreichischen Galizien, wo sie stark und die Herren im Lande sind, den Ruthenen nach Kräften genau dasselbe zufügen, was ihre Brüder in Preußisch-Posen und Russisch-Polen zu erleiden haben.

Diesen Standpunkt einmal gewonnen, wäre es gewiß absurd, die Behauptung aufzustellen, das „deutsche Vaterland“ setze sich „einerseits aus Polen, Dänemark und Frankreich geraubten Provinzen und andererseits aus den den Arbeitern von den Baronen der Industrie und des Grundbesitzes aus der Tasche gezogenen Kapitalien“ zusammen, wie mich ein schwerhöriger Berichterstatter in einer französischen Zeitschrift[1]) sagen läßt. Sicher sind die Beziehungen zwischen den einzelnen Nationen, oder was wir als solche bezeichnen, bisher nie den Regeln der „ewigen Gesetze“ der internationalen Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit gefolgt. Die großen Prinzipien des ethnischen Idealismus haben bis auf den heutigen Tag — im höchsten Falle — nur bei den Völkern, die unter dem Joch des Fremdlings seufzen, eine Heimstätte gefunden. Die Unterdrückten allein können versprechen — und unter gegebenen Umständen sogar das Versprechen erfüllen — sich von jeder Unterdrückung ihrer Nachbarvölker fernzuhalten. Zu großen und freien Nationen geworden, haben sie ihre Prinzipien stets revidiert. Mit ihren Ketten zusammen verloren sie ihre ethnische Ethik. Die bereits erwähnten Franzosen der großen Revolution, die unter der lauten Verkündigung in den Krieg gezogen waren, daß sie nur die „Tyrannei“ bekämpften, den Völkern aber die goldene Himmelsblume der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechtes zu bringen beabsichtigten, endeten damit, daß sie unter Napoleon alle Nationen unter ihr Joch zwangen, so daß schließlich selbst Städte wie Hamburg und Rom zu Hauptorten französischer Departements gemacht wurden.

Es genügt, auch nur ein einziges Geschichtsbuch an beliebiger Stelle aufzuschlagen, um auf Grund einer wahren Plethora von Beispielen die Erkenntnis zu gewinnen, daß unsere These von der absoluten Unvereinbarkeit der Kriegspolitik mit der ethnischen Politik tief in den Tatsachen selbst wurzelt. Wohin immer wir unsere Augen in der Gegenwart wenden, überall gewahren wir die gleiche Antinomie des patriotischen Gefühls. Der Patriotismus, geboren aus einer sittlichen und rechtlichen Auffassung der ethnischen Menschenrechte jeden Aggregates auf sich selbst, verwandelt sich mit seinem Erstarken in eine unsittliche und falsche Anmaßung angeblicher Rechte des in eitler Uebertreibung als gottähnlich empfundenen eigenen Volksstammes auf Herrschaft über die ethnischen Nächsten.

Die einzige Lösung des Problems besteht also in der Moralisation und Logifikation der zwischen den Staaten und den Völkern, die sie umschließen, bestehenden Beziehungen. Die Regierungen, denen wir nur das für das Gemeinschaftsleben absolut notwendige Minimum koerzitiver Kapazität gewähren möchten, sind — das wird heute selbst von den konservativen Politikern zugegeben — der Völker wegen da, und nicht umgekehrt. Die Anwendung dieses Grundsatzes auf das Problem, mit dem wir uns in diesem Artikel beschäftigen, dürfte zweifellos in der Erkenntnis bestehen, daß jede Kollektivität bezw. Teilkollektivität das Recht hat, zu entscheiden, welcher ethnischen Gruppe es angehören will. Bei den Völkern bezw. abgesprengten

[1]) So geschehen in einem meinen Namen tragenden Artikel: Le Patriotisme des Socialistes Allemands, im Mouvement Socialiste, Nr. 194, S. 11—12, für dessen Einzelheiten ich auch im übrigen nicht einzustehen vermag.

Volksteilen, die an eine bestimmte Nationalität mit deutlich sichtbaren kulturellen Fäden geknüpft sind, wird diese Entscheidung spontaner Natur sein. Aber auch die Mischvölker und Grenzvölker vermögen sehr wohl auf Grund einer eingehenden Selbsterforschung ihrer Neigungen, ihrer ökonomischen Interessen und ihrer linguistischen sowie historischen Tradition sich ein Urteil darüber zu bilden, welches die Volksgemeinschaft oder das Staatsgebilde ist, zu dem sie sich am meisten hingezogen fühlen, bezw. auf das die Resultante der verschiedenen Tendenzen ihres Gefühls- und ihres Geschäftslebens am stärksten hinweist; wobei nicht unterlassen werden soll, hinzuzufügen, daß diese Konsultation in freier Unabhängigkeit, ohne militärischen oder moralischen Zwang von irgendwelcher Seite her, in den würdigen Formen der Selbstentschlußfähigkeit vor sich gehen müßte.

Diese logisch notwendige Lösung besitzt aber nur einen theoretischen Wert, als Direktive und Tendenz, weil sie von den unzähligen Kräften der Tradition und des menschlichen Misoneismus, die ihrer Verwirklichung im Wege stehen, abstrahiert. Heute dürfte der Internationalismus — als Bedürfnis nach internationaler Gerechtigkeit verstanden — nur in den Köpfen einiger weniger humanitärer Wissenschaftler vorhanden sein. Gewiß haben die Arbeiter ernste Motive, um innerhalb der gegebenen Grenzen ihre ethnischen und kulturellen Verschiedenheiten zu überwinden. Es ist Sache der Wissenschaft, sie über die Natur ihrer wirtschaftlichen Notwendigkeiten — die international sind — und ihre Zugehörigkeit zu einer besonderen Kultursphäre — die historisch differenziert ist — aufzuklären. Die Regierungen freilich müssen in der Behandlung des ethnischen Problems, das uns hier beschäftigt, immer versagen, da der moderne Staat keine ethnische Basis hat und weder ethnische Einheit besitzt noch erlangen will. Der Staat ist der geborene Gegner ethnischer Reinheit.

---

# Zur Frage der Strafbarkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs.

Eine Erwiderung.

Dr. Eugen Wilhelm.

In der Mainummer dieser Zeitschrift haben Dr. Hentschel und Dr. Müller — anscheinend zwei Vertreter der Naturwissenschaft — die Ausführungen von Dr. Küster aus der Märznummer über die Ursachen der Gleichgeschlechtlichkeit bekämpft und insbesondere sich gegen die von Dr. Küster befürwortete Aufhebung des § 175 St.-G.-B. gewandt.

Da der Kampf um den § 175 doch zweifellos auch und in erster Linie eine rechtliche Frage darstellt, dürfte wohl auch einem Juristen gestattet sein, an der gleichen Stelle ein Wort mitzureden, selbst wenn man Dr. Hentschels Aufstellung, die ganze Sache ginge eigentlich nur den Rassenpolitiker an, nicht als unbescheiden betrachten wollte.

Beide, Dr. Hentschel und Dr. Müller, haben nun kaum etwas vorgebracht, was den Juristen von der Notwendigkeit des § 175 in

seiner jetzigen Gestalt überzeugen könnte. Zunächst ist davon auszugehen, daß religiöse und moralische Gründe für die Frage der Bestrafung einer Handlung und so auch des gleichgeschlechtlichen Verkehrs heute nicht mehr in Betracht kommen, sondern nur soziale Gründe. Nach den Grundsätzen der heutigen Strafrechtswissenschaft ist Strafe nur da am Platze, wo das Rechtgut eines Einzelnen oder der Allgemeinheit verletzt wird, wo es sich um eine direkte Schädigung des Einzelnen oder der Gesellschaft, oder auch der Rasse handelt.

Noch ein Punkt ist aber nicht zu vergessen, nämlich daß nicht jede Schädigung der Gesellschaft oder der Rasse Strafe erheischt, sondern nur eine solche von besonderer Intensität, nur eine solche, bei der die Vorteile der Strafe nicht im Mißverhältnis stehen zu den durch die Strafe hervorgerufenen Nachteilen. Denn es gibt Tausende von straflosen gesellschafts- und rassenschädlichen Handlungen, bei denen man trotz ihrer Gesellschafts- oder Rassenfeindlichkeit aus obigen Gründen eine Strafe für völlig unangebracht hält.

In den beiden Aufsätzen von Dr. Hentschel und Dr. Müller scheint nun — klar ist dies nicht ausgedrückt — ein Strafgrund in der Ansteckungsgefahr gleichgeschlechtlichen Empfindens erblickt zu werden. Demgegenüber ist zu betonen, daß von allen Sachverständigen, d. h. denjenigen Männern der Wissenschaft, welche wirklich viele Konträrsexuelle gesehen und genau beobachtet haben, als feststehend erachtet wird, daß der konträre Trieb nicht von Normalsexuellen — jedenfalls nicht von großjährigen — erworben wird, sondern entweder nach den einen Sachverständigen stets oder meist angeboren ist, nach den andern durch zwingende Assoziationen in der Kindheit oder frühen Jugend auf Grund eigenartiger Veranlagung erworben wird.

Von einem Erwerb kann höchstens noch bei schwankenden Naturen im Pubertäts- und Jünglingsalter die Rede sein. Deshalb wird der Befürchtung des Umsichgreifens der konträrsexuellen Neigungen durch Erhöhung des Schutzalters und Bestrafung jeden gleichgeschlechtlichen Verkehrs (nicht bloß der beischlafähnlichen Handlungen) mit Jünglingen bis 16 oder auch 17 oder 18 Jahren Rechnung zu tragen sein.

Weiter zu gehen und den § 175 in seiner jetzigen allgemeinen Gestalt aufrecht zu erhalten, besteht kein Anlaß.

Die einzelnen, schon so oft für die Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs an und für sich geltend gemachten Gründe nochmals aufzuzählen, dafür ist hier nicht der Ort.

Nur folgendes mag in dieser Beziehung bemerkt werden: Als Hauptgrund möchte ich im völligen Gegensatz zu Dr. Hentschel den ungeheuren Schaden hervorheben, der entsteht durch Züchtung eines gefährlichen Erpressertums und durch die Vernichtung zahlloser Existenzen von Menschen.

Man muß doch berücksichtigen, daß ein Mensch nicht bloß Geschlechtswesen ist, daß sein Wert für die Gesellschaft sich nicht allein nach der Art seines geschlechtlichen Fühlens und der Befriedigung seines sexuellen Triebes richtet, sondern nach seinen sonstigen moralischen und geistigen Eigenschaften und nach seinen Leistungen. Eine Vernichtung von Existenzen — und dies bedeutet die Strafe aus § 175

meist — aus dem einseitigen geschlechtlichen Gesichtspunkt, und obgleich kein direktes Rechtsgut verletzt wird, verursacht daher dem Staat einen Schaden, der in keinem Verhältnis steht zu dem durch die Strafe gestifteten problematischen Nutzen.

Jedenfalls ist die Gefahr der Ansteckung normaler Erwachsener — selbst wenn man sie in einzelnen Fällen für möglich hält, und der instinktive Abscheu des Normalen gegen jede gleichgeschlechtliche Berührung hindert schon diese befürchtete Verbreitung — eine so geringe, daß dem Staat und der Gesellschaft ein größerer Vorteil erwächst, wenn abnorme Geschlechtshandlungen an und für sich nicht mit dem Mittel der Strafe verfolgt werden.

Es ist daher auch nicht unbegründetes Mitleid und falsch verstandene Sentimentalität, wie Dr. Hentschel meint, unnütze Existenzvernichtungen und Selbstmorde verhüten zu wollen, sondern es liegt dies im wohlverstandenen Interesse des Staates und der Gesellschaft, ohne dringende Not solche Folgen nicht durch eine unnütze Strafandrohung hervorzurufen.

Am deutlichsten spricht sich Dr. Hentschel über einen andern Strafgrund aus: danach soll durch die Strafe der in extremer Weise von dem züchterischen Ideal abweichende Verbrecher so weit wie möglich zurückgehalten werden, seine Keime in die Welt zu setzen — Kinder zu zeugen. Auf den Konträrsexuellen angewandt, würde dieser Zweck der Strafe gar nicht in Betracht kommen, denn der Invertierte hat gar keine Lust und Fähigkeit, sich fortzupflanzen, da er im Gegenteil vom normalen Geschlechtsverkehr abgestoßen wird. Ihm gegenüber ist daher eine Strafe zwecks Verhütung der Kinderzeugung völlig sinnlos. Von dem Gesichtspunkt der Verhinderung der Fortpflanzung ist die Strafandrohung sogar direkt schädlich und rassengefährlich, weil sie den Konträrsexuellen eher veranlaßt, zur Heirat und zur Kinderzeugung — soweit wie möglich — sich zu zwingen, um dadurch den vergeblichen Versuch der „Heilung“ zu unternehmen oder seine Neigung möglichst vor der Welt zu verdecken. Viel logischer und rassenvorteilhafter wäre es daher, nicht den gleichgeschlechtlichen Verkehr an und für sich, sondern die Heirat und das Kinderzeugen seitens Konträrer mit Strafe zu belegen.

Eine weitere sehr schwere Inkonsequenz muß aber noch Dr. Hentschel vorgeworfen werden. Nach ihm ist nicht so sehr der Konträrsexuelle selber, als vielmehr seine Eltern an seinem Trieb schuld. Denn Dr. Hentschel hält es nicht für undenkbar, daß die Ursache der konträren Sexualempfindung darin zu erblicken ist, daß nach der Empfängnis die Eltern noch den Beischlaf ausüben und dadurch „eine Umstimmung der Psyche des Kindes“, also eine konträrsexuelle Anlage, „unter dem mittlerweile veränderten Zusammenklange des elterlichen Empfindungswesens“ zustande kommt. Ja die Schuld liegt nach Dr. Hentschel noch tiefer, nämlich in der Monogamie überhaupt, welche nach ihm „durch Raffinierung des Geschlechtslebens zur Unmoral und Entartung führt“ und den nach ihm abscheulichen und verabscheuenswürdigen Beischlaf des Ehemannes mit der schwangeren Frau sowie die Zeugung Konträrsexueller zur Folge hat. Deshalb ist ihm auch „die Gleichgeschlechtigkeit ein natürliches Postulat der Monogamie“.

Nach Dr. Hentschel wäre demnach das Folgerichtigste, nicht so sehr die Wirkung auszurotten, als die Wurzel, d. h. logischerweise müßte er zur Beseitigung, ja Bestrafung der monogamen Ehe, mindestens aber zur strafrechtlichen Ahndung des Beischlafes mit der schwangeren Frau gelangen.

Wer zu solchen Konsequenzen kommt, bei dem wird man auch mit Mißtrauen die Rechtfertigung des § 175 aus rassenförderlichen Gründen aufnehmen und, wie man auch über diesen Paragraphen denken mag, jedenfalls die Behauptung energisch zurückweisen, daß es im Interesse der Gattung liege, wenn die Gleichgeschlechtlichen durch Erpresser an den Bettelstab oder zum Selbstmord gebracht werden.

Schließlich mag auch noch die Frage aufgeworfen werden, von welchen „gesunden" Völkern denn die germanische Rasse im Falle der Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs und der dadurch befürchteten allgemeinen Degeneration eine Besiegung und Verdrängung zu gewärtigen habe, wie sie Dr. Hentschel am Schluß seines Aufsatzes prophezeit.

Etwa von den romanischen Völkern, wo man doch nicht behaupten wird, daß die Gleichgeschlechtlichkeit unbekannt ist? Oder aber von den gelben Rassen? den Japanern und den Chinesen? Aber gerade alle Kenner des Ostasiaten versichern, daß nirgends wie bei diesen Völkern die Verbreitung gleichgeschlechtlicher Neigungen und des an und für sich völlig straflosen homosexuellen Verkehrs so groß ist. Demnach kann jedenfalls auch nicht größere Rassentüchtigkeit und Ueberlegenheit dieser Völker aus dem Gesichtspunkt strenger Auffassung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs oder Seltenheit seines Vorkommens im Gegensatz zu Deutschland hergeleitet werden.

---

# Auf dem Wege zur kriegslosen Zeit.

Otto Schulz.

Was ist die Weltgeschichte, soweit sie Kriegsgeschichte ist; als was erscheint sie uns, wenn wir, auf die Jahrtausende zurückschauend, ihren tieferen Sinn zu ergründen suchen? — Ich meine, sie stellt sich dar als ein großer Harmonisierungs- und Ausgleichsprozeß.

Die kosmische Entwicklung hat auf unserer Erde tiefgehende Unterschiede in Boden und Klima geschaffen. Diese Unterschiede bedingen eine entsprechende Verschiedenartigkeit der Menschen, die den Boden bewohnen, der Produkte, die er hervorbringt. Die sengende Sonne Afrikas ließ im einförmigen Niltal mit seinen regelmäßigen Ueberschwemmungen Menschen werden, die ganz anders aussahen, dachten und handelten, eine ganz andere Kultur hervorbrachten, als das Geschlecht, das der mild besonnte, aber vielzerklüftete Gebirgsboden Griechenlands modelte. Der Boden Spaniens trägt ganz andere Früchte und birgt ganz andere Schätze als die norddeutsche Tiefebene. Der Ausgleich all dieser, zum Teil von der Natur immer wieder neu geschaffenen Unterschiede ist der Hauptinhalt der Weltgeschichte.

Die sie machten, waren sich freilich dessen nicht bewußt. Sie wollten nichts anderes, als leben, besser leben, wollten alle teilhaben an den Vorzügen der Natur, an „Milch und Honig“. Was war da natürlicher, als daß die Bewohner rauher, armer Länder, die ihre Kraft im unablässigen Kampf mit der Not gestählt hatten, reichere Länder eroberten und sich tributpflichtig machten, d. h. ihre Bewohner zwangen, ihnen von der Fülle ihrer unverdienten Schätze mitzuteilen, oder daß sie sich gar mit Weib und Kind auf die Wanderschaft machten und ausschließlichen Besitz nahmen von den eroberten Ländern, die alten Bewohner teils ausrottend, teils zu Sklaven machend. So entstanden in der Hauptsache die großen Erobererreiche früherer Jahrhunderte, so kamen die großen Völkerwanderungen und Erobererkriege zustande, die jahrtausendelang fast allein den Inhalt der Weltgeschichte ausmachten.

Aber die großen Völkerwanderungen sind vorbei; das Zeitalter der Erobererkriege neigt sich dem Ende zu, und die Erobererreiche sind zerfallen oder sind in Auflösung begriffen. Nur in einer Form scheinen sie einstweilen noch lebensfähig: als Kolonialreiche. Aber auch diese werden sich einst auflösen, wenn sie ihre Mission erfüllt, wenn sie ihre Kolonialländer auf die allgemeine Kulturhöhe gebracht haben. Mancherlei Anzeichen der neueren Kolonialgeschichte berechtigen zu dieser Annahme.

Wanderungen und Eroberungen waren also offenbar nicht die richtigen Mittel, jenen Ausgleich der kosmischen Differenzierung herbeizuführen. Und es ist, als hätten die Menschen dies auch endlich eingesehen, als hätten sie in den jahrtausendelangen Wirren endlich gelernt, daß keine Wanderung zu ungestörter Volkswohlfahrt führt, daß keine unnatürliche Eroberung sich dauernd halten läßt, daß die Natur immer wieder differenziert, was die Menschen gleichmachen, daß Boden und Klima immer wieder Unterschiede schaffen, die sich mit dem Schwert nicht ausgleichen lassen. Darum versuchen die Völker Eroberungen im alten Sinne heute kaum noch; sie sind vielmehr dabei, die nicht mehr lebensfähigen Erobererreiche zu sprengen und auf ihren Trümmern die heutigen Nationalstaaten zu errichten: politische Verbände, die im Gegensatz zu den künstlich-willkürlich geschaffenen Erobererreichen auf natürlichen Grundlagen ruhen, auf einem natürlich begrenzten Stück Boden nur Menschen umfassen, die mit diesem Boden und seinem Klima verwachsen, gleichen Charakter und gleiche Lebensinteressen haben und dadurch von innen her zusammengekittet werden.

Anfangs vollzog sich auch diese Umwährung nicht ohne Pulver und Schwert. Die Erobererkriege wurden zunächst abgelöst durch Kriege, die die Durchführung des Nationalitätsprinzips bezweckten. Allmählich scheinen nun aber die Völker doch zu der Einsicht gekommen zu sein, daß man auch freiwillig tun kann, was man später nach allerlei Unannehmlichkeiten gezwungen tun müßte: daß auch Völkerdifferenzen sich vorteilhafter durch friedlichen Vertrag als durch das Schwert beseitigen lassen. Die Holländer und Belgier von 1830 wußten das noch nicht, aber die Skandinavier von 1905 und die Türken und Bulgaren von 1909 sind bereits zu dieser Einsicht gekommen. Und wir dürfen annehmen, daß zu gelegener Zeit die Oesterreicher

und Ungarn dieses Beispiel der Skandinavier nachahmen werden; denn daß ein so unnatürliches, heterogenes Völkerkonglomerat wie Oesterreich Bestand haben sollte, ist nicht wahrscheinlich. Wir dürfen auch annehmen, daß die Engländer ihren flügge gewordenen Kolonien die Nestflucht dereinst nicht mehr so schwer machen werden wie ehedem den Vereinigten Staaten von Amerika. Heute dürfen wir das schon glauben; vor wenigen Jahrzehnten noch wären solche Vermutungen als unbegründete Utopien verhöhnt worden. Heute hingegen sind sie durch die Ereignisse in den Kreis der Wahrscheinlichkeit gerückt worden.

Aber wenn Wanderung und Eroberung nicht die richtigen Mittel waren, jene kosmische Differenzierung auszugleichen, welches Mittel ist dann besser dazu geeignet, so daß es sie ersetzen und zugleich die bei Wanderungen und Eroberungen sonst unvermeidlichen Kriege überflüssig machen könnte? Denn das kann nicht zweifelhaft sein: solange ein derartiges Mittel noch nicht gefunden ist und wirkt, müssen die von der Natur immer neugeschaffenen Gegensätze zwischen den Völkern immer wieder gewaltsame Ausgleichsversuche, d. h. Kriege, hervorrufen. Vernunft und Sittlichkeit an sich sind ja in solchen Nöten erfahrungsgemäß ganz machtlos. Was kann nun helfen?

Einzig und allein der Verkehr, die hin- und herflutende Wanderung, nicht mehr der Völker von Land zu Land, sondern der Landesprodukte jeder Art von Volk zu Volk. Der Verkehr leistet wirklich, was die Menschen mit Kriegen, Tributen und Wanderungen vergeblich anstrebten; er gleicht aus, was die Natur differenziert hat; er vertauscht Italien und Skandinavien, Rußland und Spanien, er macht möglich, daß alle teilhaben können an „Milch und Honig“. Der Verkehr hat wenigstens angefangen das zu leisten; — jetzt endlich, nachdem die Menschheit, besonders im letzten Jahrhundert, mit Hilfe der bezähmten Naturkräfte aus den schon seit Urzeiten vorhandenen Anfängen das geschaffen hat, was wir modernen Weltverkehr nennen. in dem Maße, wie dieser reger geworden ist, sind denn auch die Kriege seltener geworden, die nicht nur keinen Ausgleich bewirken, sondern die tausend Fäden, die sich verbindend von Volk zu Volk spinnen, nur immer wieder zerreißen. Die jüngste Zeit hat uns ein anschauliches Beispiel dafür geliefert, wie Krieg und Verkehr gleichsam um die Herrschaft miteinander ringen. Ich denke an Deutschland und England und an das gespannte Verhältnis zwischen diesen beiden Reichen. Falls England den Krieg beginnen sollte, so würde es ganz ohne Zweifel damit nur bezwecken, den unbequemen Wettbewerber Deutschland auszuschalten, ähnlich wie es sich seinerzeit der Konkurrenz Dänemarks durch Zerstörung der dänischen Flotte entledigte. Andererseits sehen wir aber, wie es nur die Vernunft und der intensive Austausch aller Art zwischen beiden Ländern ist, was bisher noch den Ausbruch der Katastrophe hintangehalten hat. Die Rivalität, der Neid, die Machtgelüste, die in früheren Zeiten zum Kriege drängten, sind hier, in unserem Beispiel, noch genau so stark wie sonst, aber was diesen Motiven das Gleichgewicht hält, die Vernunft, ist stärker geworden.

So wird also im Wettbewerb der Nationen schließlich doch der Verkehr über den Krieg siegen, so sicher wie im Einzel-

daseinskampf Recht und gegenseitige Hilfe über den Totschlag gesiegt haben, so sicher wie stets die Klugheit über die Dummheit siegt. Denn der Krieg ist, wie der Einzeltotschlag, ein primitiver, plumper Selbstbehauptungsversuch des noch dummen, brutalen Egoismus. Gegenseitige Hilfe, Recht und Verkehr aber sind die entsprechenden zweckmäßigeren Mittel des intelligent gewordenen Egoismus.

Der Verkehr wird den Krieg um so sicherer verdrängen, als er ihn auch ersetzt in seiner einzigen, allenfalls wohltätigen Wirkung, nämlich in der von den Gegnern der Friedensbewegung stets gepriesenen, anspornenden und belebenden Wirkung. Ja, nicht bloß ersetzt, sondern noch übertrifft. Denn wenn die Geschichte beweist, daß der Kampf eine wesentliche Voraussetzung für Entwicklung und Fortschritt ist — und sie tut es —, dann beweist sie auch, daß es nicht ist die glänzende Waffentat, sondern das stille, unblutige Ringen, der Kampf mit der gemeinen Not; daß nur dauernder Kampf auch dauernde Entwicklung verbürgt. Die glänzenden, den Feind zu Boden werfenden Waffentaten sind meist nur der äußere Ausdruck der in der Not gestählten Kraft. Auf sie folgte immer noch rasch Entartung und Verfall. So blühte Aegypten immer dann, wenn es in der Not despotischer Fremdherrschaft (der Hyksos, der Assyrier, der Perser) sich auf seine Tugenden besonnen hatte. So blühte Griechenland während und kurz nach dem übermenschlichen, alle Kräfte und Talente weckenden Ringen gegen die Perser. Und die Römer bauten ihr Weltreich, nachdem sie in fast hundertjährigem Kampf gegen die italischen Völkerschaften und gegen Karthago ihre Tugenden entfaltet und ihre großartigen Einrichtungen entwickelt hatten. Römer und Griechen aber entarteten und gingen zugrunde, als sie ihre Feinde im Kriege bezwungen hatten, als kein ebenbürtiger Gegner sie mehr bedrohte und zur Uebung ihrer Kräfte und zur Fortentwicklung ihrer Institutionen anspornte. Und lehrt die Geschichte Preußens nicht dasselbe? Auf die glorreichen Kriege des großen Friedrich folgte rasch Stagnation und Verfall; erst die Not der Napoleonischen Zeit wirkte wieder Entwicklung; sie fegte hinweg, was morsch und faul war, und ließ neue Lebensformen erstehen. Nach den Befreiungskriegen wieder der alte Schlendrian, bis der Sturmwind der neuen Zeit abermals neues Leben weckte. — Also andauernde Not, immer drohende Gefahr ist die Voraussetzung für stetige Entwicklung und ununterbrochenen Fortschritt.

Und darum eben wird der periodische, blutig-zerstörende Krieg viel vollkommener ersetzt durch den Verkehr und den friedlich-aufbauenden Wettkampf der Völker. Der dauert immer und duldet niemals ein Rasten und Rosten. Da droht jeden Augenblick irgend eine Gefahr. Bald ist's die „amerikanische", bald die asiatische „gelbe", bald die äthiopische „schwarze". Bald droht dieses Volk durch Tatkraft und Unternehmungslust und Fleiß die andern zu überflügeln, bald jenes. Und jede Gefahr zeitigt Fortschritt, neue Erfindungen, neue Institutionen. Und das geschieht immer, bevor es zum gewaltsam zwingenden, zerstörenden Kampf kommt. Der stetig hin- und herflutende, ausgleichende Verkehr, der nie unterbrochene Kontakt, die intime gegenseitige Kenntnis lassen die Gegensätze nicht mehr so

groß werden, daß sie sich nur noch in gewaltsamen Katastrophen ausgleichen könnten.

Endlich erstreckt sich der Ausgleich durch den Verkehr über die ganze Welt, während der Krieg immer nur die Differenzen zwischen zwei oder doch nur einigen wenigen Völkern ausgleichen würde, wenn er überhaupt ausgleichen könnte. Aber das kann wohl als hinlänglich erwiesen gelten, daß die Kriege den Zweck, den sie im Grunde erfüllen sollen, gar nicht erfüllen können, daß das Schwert, das Mittel der Gewalt, den gordischen Knoten des kosmischen Ausgleichs wohl zerhauen, aber nicht lösen kann, daß dazu viel besser geeignet ist der Verkehr, das Mittel der Klugheit.

Ueber den Krieg als stählendes, reinigendes, die Entartung verhinderndes Mittel ist aber noch zu sagen, daß er diesen Erfolg in der Hauptsache doch nur haben kann in bezug auf den Körper. Gewiß weckt und entwickelt der Krieg auch geistige Kräfte und Tugenden, aber das geschieht ohne Zweifel doch besser durch das stille unblutige Ringen, das den Gegner nicht aus dem Kampf auszuschalten, ihn nicht zu beseitigen, sondern zu übertreffen sucht. Der Krieg als solcher ist kein Wettbewerb, sondern gewaltsame Unterdrückung des Wettbewerbs. Der Wettbewerb besteht eigentlich nur während der Friedenszeit, wo man sich auf den Krieg trainiert. Aber wie gesagt, dieses Training auf den Krieg ist der Natur des Krieges nach in der Hauptsache ein körperliches Training.

Man kann nun zugeben, daß der Krieg allerdings kein notwendiges Uebel sei und daß er in jeder Hinsicht ersetzt werden *könne* durch den Verkehr und den friedlichen, unblutigen Wettbewerb, aber man kann noch daran zweifeln, ob diese ihn auch ersetzen *werden* und notwendig ersetzen *müssen*.

Wir sind uns ja wohl darin einig, daß das Grundmotiv alles Handelns der Egoismus ist. Oder wir wollen lieber sagen, ein Ichwille, der in erster Linie sich selbst zu behaupten sucht, seine eigene Existenz im Auge hat, kurz, daß der Selbsterhaltungstrieb das Hauptmotiv in allem Handeln ist, auch im Handeln der Völker. Wir sind uns weiter wohl auch darin einig, daß diesem Ichwillen die bloße Selbstbehauptung nicht genügt, sondern daß er sich mit möglichst geringer Mühe behaupten will, daß er ein möglichst zwangfreies Sein erstrebt. An anderer Stelle[1]) werde ich zeigen, daß dieses Streben seinen exakten Ausdruck findet in dem universell gültigen bekannten Gesetz vom kleinsten Zwange, wonach jedes Willens- (Kräfte-) System nach einem Zustande streben muß, der mit einem Minimum von Reaktionsmitteln aufrecht erhalten werden kann, nach einem Zustande „kleinsten Zwanges". Daß nun das Staatensystem der Erde schon den Zustand denkbar kleinsten Zwanges erreicht habe, läßt sich wirklich nicht behaupten angesichts der fast erdrückenden Last der militärischen Rüstungen und der Vergewaltigungen, denen diese Rüstungen dienen. Mit naturgesetzlicher Notwendigkeit also muß hier ein Wandel eintreten; derart vielleicht, daß die internationale Solidarität jede gewalttätige, kriegerische Konkurrenz der Völker ebenso unterdrückt, wie die

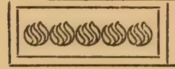
---

[1]) In einem Buche „Der Wille zur Harmonie".

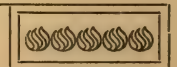
Solidarität der Staatsbürger im privaten Daseinskampf das Konkurrenzmittel des Totschlags unterdrückt.

Ueberhaupt wird die Friedenstendenz in der geschichtlichen Entwicklung durch die Tatsachen der Geschichte in unzweifelhafter Weise bestätigt. Anstatt der ehedem so häufigen blutigen Bürgerkriege mit Straßenschlachten und Proskriptionslisten haben wir heute den unblutigen wirtschaftlichen Kampf mit Streik und Boykott, der sogar neuerdings mehr und mehr durch das noch mildere Verfahren des Tarifvertrages und des obligatorischen Schiedsgerichts abgelöst wird; statt bewaffneter Empörung haben wir ferner den Nationalitätenhader mit Sprachenstreit und parlamentarischer Obstruktion; und nationale Unabhängigkeit braucht heute nicht mehr, wie noch 1830 von den Belgiern, mit dem Schwert erkämpft zu werden, sondern kann, wie die Skandinavier gezeigt haben, durch Vertrag hergestellt werden. An die Stelle fanatischer blutiger Religionskriege mit sizilianischer Vesper und Bartholomäusnacht sind parlamentarische Kämpfe um Toleranz und Gleichberechtigung und um die Herrschaft über die Schule getreten. Und während vor 2—3000 Jahren noch 25 pCt. der Bevölkerung eines Landes zu dessen kriegerischem Schutz nötig waren, genügen heute schon 1—1½ pCt. Ferner: genau so wie im Staate an die Stelle der Selbsthilfe, die zur Zeit des Faustrechts, noch vor wenigen Jahrhunderten, ziemlich gang und gäbe war, immer mehr das von der Gesamtheit erlassene und autorisierte Gesetz tritt, wie die Gesamtheit den Störer ihrer Ordnung einfach durch Gewalt zur Ruhe bringt, ebenso wird immer mehr die friedliebende Gesamtheit der Nationen einen Druck ausüben auf den Friedensstörer. Wer heute den Weltfrieden gefährdet, hat tatsächlich bereits mehr oder minder alle anderen Staaten gegen sich; man fühlt das aus der Tagespresse schon förmlich heraus. Deutschland verdankt seine heutige Unbeliebtheit im Kreise der Völker nicht zum wenigsten seiner scheinbaren Kriegslust, dem Säbelgerassel seiner militärisch führenden Kreise. — Kein Unbefangener kann also angesichts aller dieser Symptome die friedliche Tendenz verkennen.

Und eine Entwicklung, die das geleistet hat, sollte nun aufhören? — Nimmermehr! Solche Widersprüche gibt es nicht in der Logik des Weltgeschehens. Diese wird vielmehr ihre letzten Konsequenzen ziehen, und den lediglich Kulturwerte vernichtenden Krieg ersetzen durch den friedlich-aufbauenden, ausgleichenden Wettbewerb der Völker.



## Berichte und Notizen.



**Inzucht und Taubstummheit.** Einblicke in die Entstehung der Taubstummheit gewährt der amtliche Bericht über die Statistik der Taubstummen im Deutschen Reiche während der Jahre 1902—1905. Diese fortlaufende statistische Aufnahme, die vom Bundesrat angeordnet wurde, betrifft den Eintritt in das schulpflichtige Alter der Vollsinnigen, sowie die Zählung der in die Taubstummenanstalten aufgenommenen Kinder. Die Zählungen erstreckten sich auf 7487 Kinder, von diesen stammten 56 pCt. aus Landgemeinden, 29,6 pCt. aus mittelgroßen Gemeinden und 13,9 pCt. aus Großstädten. Das männliche Geschlecht ist unter den Taubstummen stärker vertreten als das weibliche. Die Hälfte der Kinder ist

von Geburt an taubstumm, die andere Hälfte hat das Gebrechen erst während des Verlaufs der Krankheit erworben, meist im ersten und zweiten Lebensjahr. Während bei den christlichen Kindern die Taubstummheit ungefähr zur gleichen Hälfte angeboren und erworben ist, ist bei den jüdischen Zöglingen das Gebrechen in nicht weniger wie 77 pCt. angeboren und nur in 22 pCt. erworben. Die Ursache des häufigeren Vorkommens der angeborenen Taubstummheit bei den Juden ist in der Häufigkeit der Blutsverwandtenehen zu suchen. Die angeborenen taubstummen Anstaltspfleglinge entstammen zum größten Teil sehr kinderreichen Familien, sie sind relativ am häufigsten Erstgeborene oder Spätlinge. Bei 6 pCt. der taubstummen Kinder ließ sich ermitteln, daß die Eltern miteinander blutsverwandt waren, während in Preußen die blutsverwandten Ehen nur 0,8 pCt. sämtlicher Ehen ausmachen. Die Erblichkeit spielt eine große Rolle, denn in 21,7 pCt. der Fälle war bei den Angehörigen der Zöglinge Taubheit, Taubstummheit oder hochgradige Schwerhörigkeit nachzuweisen.

**Gesetzmäßigkeiten in der Vererbung und Verbreitung familienerblicher Erkrankungen** werden von Dr. L. Merzbacher in einem Aufsatz in der „Umschau" (XIII, 35) behandelt. „An erster Stelle", schreibt der Verfasser, „werden wir auf das bestimmte Vererbungsschema aufmerksam, das den verschiedenartigsten Erkrankungen gemeinsam ist. Immer wieder erfahren wir, daß von der Familienkrankheit verschont gebliebene Mütter es sind, die kranke Kinder erzeugen. Mit unerbittlicher Strenge, wie sie nur gesetzmäßigem Geschehen zukommen kann, sehen wir bei den verschiedenen Erkrankungen die gleiche Art der Uebertragung sich wiederholen, so daß bereits die naive Familientradition von einem Uebertragungsschema spricht und prägnante Worte zu seiner Darstellung geschaffen hat. In Tenna z. B., dem kleinen Graubündner Dorf, aus dem die bekannte Bluterfamilie stammt, wurde für die weiblichen Familienmitglieder der bezeichnende Namen »Konduktor« geprägt, angesichts der Tatsache, daß die Frauen, obwohl sie aus der Bluterfamilie stammen und die Krankheit von Generation zu Generation weiterführen, selbst immer von der Krankheit verschont bleiben. Die Stammmutter einer andern, von schwerer Krankheit heimgesuchten Familie machte selbst den ersten untersuchenden Arzt mit folgenden schlichten Worten auf das Vererbungsgesetz aufmerksam: »Die Krankheit geht durch die Mutter, tut dieser aber nichts.« Die arme Frau berief sich auf eine reiche Erfahrung: sechsmal hatte sie in ihrer Deszendenz die Erkrankung im Sinne des von ihr ausgesprochenen Satzes sich wiederholen sehen. — Aus der Art und Weise, in der das Vererbungsgesetz sich äußert, könnte man auf eine Immunität des weiblichen Geschlechtes den familiären Krankheiten gegenüber schließen. Tatsächlich findet man aber bei den verschiedenartigen Erkrankungen auch kranke Mädchen und Frauen, die auch wieder auf dem Umwege (in ihrer Aszendenz sind Onkel oder Tanten, nicht aber Eltern oder Großeltern krank gewesen) das traurige Erbe übernommen haben. Die Krankheit sucht die weiblichen Mitglieder aber relativ selten heim, so daß wir die Auslese nach dem Geschlechte als eine zweite merkwürdige Eigenschaft bei der Verbreitung der familienerblichen Erkrankungen anführen können. Die Geschlechtsauslese, die die Krankheit trifft, erhält dadurch noch ein besonderes Gepräge, daß es Familien gibt, bei denen ausschließlich Männer und solche, bei denen ausschließlich Frauen erkrankt sind. Allerdings ist letzteres selten. Man kann also von einem konstanten Familientypus in diesem Sinne sprechen. — Eine dritte Gesetzmäßigkeit erblicken wir in der Starre und Gleichmäßigkeit, mit der die Erkrankung im Schoße der einzelnen Familie sich wiederholt. Während das Symptomenbild ein und derselben Erkrankung von Familie zu Familie größeren Schwankungen unterworfen sein kann, tritt es bei den Mitgliedern der einen Familie oft mit geradezu photographischer Aehnlichkeit von Generation zu Generation auf. Der Zeitpunkt des Beginns der Erkrankung, Verlauf, Ausbreitung, Schwere und Ausgang ist in jeder Familie größeren Schwankungen ausgesetzt, in einer Familie aber innerhalb der verschiedenen Generationen derselben beinahe übereinstimmend. Man kann da von einer familiären Aehnlichkeit des Symptomenbildes sprechen. — Ich konnte nur drei der auffallendsten Gesetzmäßigkeiten, an die die Vererbung einer Reihe familiärer Erkrankungen gebunden zu sein scheint, in Kürze aufzählen. Sie mögen genügen um zu zeigen, daß die Krankheit ihre vernichtenden Bahnen nicht zügellos zieht. Welch tieferer Sinn und welche Bedeutung dieser auffallenden gesetzmäßigen Ordnung innewohnt, entzieht sich noch unserer Beurteilung. Wir wollten vorläufig nur feststellen, daß überhaupt eine solche Ordnung zu erkennen ist. Mag sein, daß wir Gesetze von weittragenderer biologischer Bedeutung vor uns haben, der

eine Reihe anderer Erscheinungen in der Verbreitung auffallender Familienmerkmale überhaupt unterworfen ist. Vielleicht könnten auch die Erfahrungen der Tierzüchter uns neue brauchbare Belege für die von uns verfolgten Gesetzmäßigkeiten der Vererbung bringen."

**Züchtungserfolge bei Rehwild.** Zu diesem Thema macht Hermann Löns in einer jagdlichen Plauderei in der D. Tageszeitung folgende Ausführungen: „Ich kenne einen Weidmann, der dreißigtausend Morgen zusammenhängender Gemeindejagden in Pacht hat, in der er Jahr für Jahr fünfzig bis sechzig Böcke schießt. Davon werden vielleicht zehn vor der Brunft erlegt; aber das sind alles alte Knopfspießer, hustende oder sonstwie kranke Böcke oder solche, die enggestellte oder Ende Juni noch ungefegte Gehörne tragen oder schlecht im Wildbret sind. Sie sollen ihre schlechten Eigenschaften nicht vererben und werden darum vor der Brunft ausgemerzt. Auch einige ganz alte, weißhäuptige Hauptböcke, die wahrscheinlich im nächsten Jahre zurückgehen und alle guten Böcke aus der Jagd treiben, müssen daran glauben; der gute Bock zwischen vier und acht Jahren, der auf der Höhe seiner Kraft ist, wird erst von der Mitte des Septembers ab bejagt. — Als dieser vorbildliche Weidmann die Jagd antrat, hatte er lauter Gehörne, wie sie durchschnittlich in Nordwestdeutschland wachsen, mittelmäßiger Art, an denen man wenig Freude haben kann. Nach sechs Jahren waren die Gehörne schon viel besser und vier Jahre später hatte er solche gezüchtet, die den ostpreußischen, pommerschen und schlesischen wenig nachgaben. Selbstverständlich erstreckte sich die Hege mit der Büchse auch auf die Ricken; jede Ricke und alle Schmalrehe, die gering im Gebäude waren, wurden auf Pürsch und Anstand ausgemerzt, alle starken Stücke aber wurden sorgfältig geschont. So brachte dieser Weidmann es fertig, in zwölf Jahren seine Rehe nicht nur in bezug auf die Gehörne, sondern auch nach dem Gewicht hin hochzuzüchten. Auch die Fruchtbarkeit hob sich; Ricken mit einer Kitze sind dort eine Ausnahme, zwei Kitzen sind die Regel, drei nicht selten."

**Beiträge zur Rassenpsychiatrie.** Auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Budapest sprach über das vorstehende Thema der Direktor der ungarischen Staatsheilanstalt für Geisteskranke in Hermannstadt. Das Material dieser Anstalt setzt sich zu mehr als zwei Dritteln aus drei ziemlich rein erhaltenen anthropologischen Typen zusammen, aus den Szeklern (Magyaren), den Sachsen (Germanen) und den Rumänen (Slawen) mit romanischem Einschlag. In bezug auf die Bevölkerungsziffern stehen die germanischen Sachsen an erster Stelle, sie liefern aber das geringste Kontingent der geisteskranken Anstaltsinsassen, nämlich 16,67 pCt. der Gesamtkranken und 24,16 pCt. der Untersuchten; die reinen Magyaren stellen 16,88 pCt. der Gesamtkranken und 24,47 pCt. der Untersuchten; die Rumänen stellen 35,42 pCt. der Gesamtkranken und 51,37 pCt. der Untersuchten. Dem Bevölkerungsquotienten nach stehen die Rumänen an dritter, die Magyaren an zweiter Stelle. Trunksucht der Patienten findet sich bei den Sachsen in 11 pCt., bei den Szeklern in 16 pCt., bei den Rumänen in 17,6 pCt. der Fälle. Bemerkenswert ist auch die Kriminalität dieser drei Gruppen, sie betrug bei den untersuchten Sachsen 0 pCt., bei den Magyaren 5 pCt., bei den Rumänen 10 pCt.

**Geisteskrankheiten in England.** Im britischen Inselreich befanden sich am 1. Januar 1909 128787 Geisteskranke in ärztlicher Behandlung, um 2703 mehr als im Vorjahre. Im Jahre 1859 kamen auf 10000 Bewohner 18,67 Geisteskranke, in ganz England standen damals 39762 Irrsinnige in ärztlicher Behandlung; dies ergibt ein Anwachsen der Zahl der Geisteskranken in diesem Zeitraum um 250 pCt., während die Bevölkerungsziffer um 81,6 pCt. gestiegen ist. Nach dem Berufe ergeben sich interessante Daten. Unter 10000 Personen eines Berufes werden Irrsinnsfälle verzeichnet: bei Geistlichen 10,7, Juristen 16,7, Medizinern 14,2, Schriftstellern und Gelehrten 19,4, Architekten 25,2, bildenden Künstlern 25,4, Technikern und Ingenieuren 49,8, weiblichen Dienstboten 31,3, Arbeiterfrauen 31,7, Arbeitern im allgemeinen 38,8, Kleinhändlern und Hausierern 40,3, Metall- und Eisenarbeitern 51. Bei 22,6 pCt. konnte die geistige Erkrankung auf erbliche Belastung zurückgeführt werden.

**Verwandtenehen in England.** Nach neueren Ermittelungen ist England dasjenige Land, in welchem die meisten Ehen unter nahen Verwandten geschlossen werden; auf 1000 Ehen entfallen daselbst 21 zwischen Vetter und Cousine. Noch bedenklicher stellt sich das Verhältnis in den Kreisen der englischen Aristokratie, wo auf 1000 Ehen 25 Verwandtschaftsheiraten entfallen. Neben der traditionellen

Exklusivität des Adels ist die Tendenz zur Vermögenskonzentration bei der Eheschließung in zunehmendem Maße für die Gattenwahl ausschlaggebend.

**Zur Aetiologie der Epilepsie.** Bratz-Wuhlgarten zieht zur Entscheidung der umstrittenen Frage, ob das häufige Auftreten der Epilepsie bei der Nachkommenschaft von Alkoholikern auf direkter Schädigung der Generationsorgane durch den Alkohol (Keimvergiftung nach Binswanger) oder nur auf der neuropathischen Veranlagung beruhe, die sich in der vorhergehenden Generation in der Form der Trunksucht manifestiert habe, die Veröffentlichung von Sichel-Frankfurt a. M. heran, daß bei den Juden alle Formen von neuropathischer Veranlagung häufiger seien als bei den Nichtjuden, außer dem Alkoholismus und der Epilepsie. Er hat an dem Material Wuhlgartens die Sichelschen Zahlen nachgeprüft und gefunden, daß tatsächlich unter der jüdischen Bevölkerung Berlins Epilepsie viel seltener vorkommt als bei der nichtjüdischen, und daß sich diese Differenz dadurch erklärt, daß unter den ätiologischen Momenten der Epilepsie bei den Juden der Alkoholismus vollständig fehlt. Es ist dadurch der Nachweis geliefert, daß tatsächlich durch die Vergiftung der Generationsorgane allein die Epilepsie der Nachkommenschaft bedingt sein kann. — Die Frage, ob der Alkoholismus zu allen möglichen Neuro- und Psychopathien der Kinder disponiert, oder ob er spezielle Disposition für die Epilepsie erzeugt, entscheidet Bratz nach Untersuchungen bei Hysterischen, die erweisen, daß bei ihnen Belastung durch Alkoholismus der Erzeuger ebenso häufig ist wie bei den Epileptikern, dahin, daß eine gewisse eigengerichtete Tendenz der Keimvergiftung nicht zu leugnen ist, insofern sie gewisse Formen der Psychosen und Neuropathien bei der Nachkommenschaft bevorzugt, daß man aber auf Grund des vorliegenden Materials nicht behaupten könne, daß Alkoholismus im wesentlichen oder ausschließlich Epilepsie der Nachkommenschaft hervorruft.

**Der Typus des reinblütigen Negers in den Vereinigten Staaten** geht seinem Untergang entgegen. Obwohl die amerikanischen Gesetze eine Heirat zwischen Weißen und Negern verbieten oder sehr erschweren, hat doch die langjährige Berührung der schwarzen und weißen Rasse eine stetig fortgeschrittene Rassenmischung erzeugt; und da eine Einführung neuen Negerblutes nicht mehr stattgefunden hat, so läßt sich der Prozeß des allmählichen Aussterbens der reinen Negerrasse auf die Dauer nicht verhindern. Das zunehmende Ueberwiegen der Mischlinge über die reinrassigen Elemente bedeutet natürlich keine Vereinfachung, sondern eher eine Komplikation der Negerfrage in den Vereinigten Staaten.

**Rasse und Herkunft der alten Aegypter** wurden von Dr. Elliot Smiths in einem Vortrage in der Cairo Scientific Society behandelt; nach der „Egyptian Gazette“ führte der Redner etwa folgendes aus: Die Theorien der älteren Anthropologen seien durch die neueren Untersuchungen der Gräber hinfällig geworden. Die frühesten uns bekannt gewordenen Bewohner Aegyptens wären ein etwas unter der durchschnittlichen Körpergröße der Menschheit stehendes Volk von dürftiger Muskelentwicklung gewesen. Während es mit dem südeuropäischen und arabischen Typus übereinstimmte, gehörte es noch enger zu den afrikanischen Berbern. Keine Bevölkerungsreste von ähnlichem Alter seien bisher irgendwo in einem Nachbargebiet entdeckt worden, und es erscheine sicher, daß seine Kultur sich im Niltale entwickelt habe, das es seit einer Zeit lange vor den bisher gefundenen Resten innegehabt haben müßte. Mit dem Entstehen der ersten Dynastie setze dann ein deutlicher Wechsel ein, der Kopf würde breiter, die Nase schmäler und der Körperbau verbessere sich. Ueber die Entstehung dieser neuen Rasse sei wenig bekannt, es sei aber wahrscheinlich, daß die ursprüngliche rein ägyptische Bevölkerung Unterägyptens durch die Einwanderung fremder Elemente verändert worden sei, die entweder von den Inseln oder nördlichen Küsten des Mittelmeeres gekommen oder längs dessen südlichen Küsten entweder aus dem Westen (Libyen) oder aus dem Osten (Palästina) zugezogen seien. Während des Alten Reiches sei der ursprüngliche Typus indessen nur leicht verändert worden, und zu allen Zeiten hätten sich zahlreiche Individuen vom vordynastischen Typus gefunden. Eine wirkliche Modifizierung beginne erst mit dem Neuen Reiche. In Nubien hätte die Sache anders gelegen. Hier habe sich der ursprüngliche Typus in frühdynastischen Zeiten unberührt von der Einwanderung erhalten, die sich in Unterägypten bemerkbar gemacht habe. Dafür aber sei die ägyptische Rasse hier dem Einfluß einer anderen, dem der Negerrasse unterlegen. Der Nubier ist also nach Smith der Abkömmling leicht mit Negern gemischter vordynastischer Aegypter, während der Aegypter des Deltas

denselben Grundstock etwas durch Mischung mit einem mittelländischen Volke verändert zeigt. (Globus.)

**Die alte Kultur Südafrikas.** Der Wiener Anthropologe Dr. Rudolf Pöch bereist im Auftrage der dortigen Akademie der Wissenschaften Südafrika. Seine letzten Berichte an die Akademie betreffen eine Durchkreuzung der Kalahari vom Ngami nach Palapye, die Ruinen des Maschonalandes und das vorläufige Ergebnis seiner Studien über die Buschmänner. U. a. hat Pöch die merkwürdigen Ruinen von Simbabye mit dem elliptischen Tempel und der „Akropolis“ besucht, für deren Erbauer Phönizier oder Sabäer (Ophir!) gehalten worden sind und auch von vielen noch gehalten werden, obwohl neuerdings Randall Maciver und auch v. Luschan sie für Werke der mittelalterlichen Vorfahren der heute dort wohnenden Kaffern erklärt haben. Pöch erkennt eine enge Beziehung zwischen jenen Bauten und dem alten Goldminenbetrieb an, meint aber, daß nichts an ihnen mit Bestimmtheit auf fremde, semitische Völker hindeute, und glaubt ebenfalls, daß die Erbauer Eingeborene gewesen seien. Er bemerkt, daß er sogar in der Kalahari Steinbauten gefunden habe. So sah er in der Nähe von Lotlakant auf einem Hügel eine 1 m hohe Steinmauer, über deren Zweck und Errichter die jetzt dort lebenden Bakalahari nichts wußten; auch auf den Hügeln um Seroë, der Stadt Khamas, fand er alte Steinmauern. Andererseits erwähnt Pöch aus Rhodesia junge Steinbefestigungen, die von den Maschona während ihrer Kämpfe mit den Matabele errichtet worden sind. Die umfangreichsten liegen bei der Zisterzienser-Mission Monte Casino. Sie umschließen hier einen Berg, und die Mauern sind teilweise mannshoch. Auch Kreisformen finden sich da. Diese modernen Bauwerke haben nach Pöch im allgemeinen so vieles mit jenen großen alten Ruinen gemein, daß an sich nichts Wunderbares dabei wäre, wenn auch die Simbabye-Bauten sich als Negerarbeit erweisen sollten. Aus der Gegend von Monte Casino erwähnt Pöch ferner Maschonagräber von kegelförmiger Gestalt, 50 cm hoch und mit steinerner Einfassung. Sie erinnern an die Grabmäler, die der Simbabyeforscher Th. Bent im nördlichen Abessinien gefunden hat; nur sind sie kleiner, und es fehlt ihnen das zuckerhutähnliche Schlußstück. Vielleicht sind die vielbesprochenen Kegel in dem elliptischen Tempel von Simbabye auf ähnliche Vorbilder zurückzuführen, obwohl über ihre Bedeutung sich noch nichts sagen läßt. Wir sind indessen, wie auch Pöch zugibt, noch lange nicht so weit, die Geschichte der Ruinen und ihrer Erbauer rekonstruieren zu können, und deshalb wäre vor allem eine genaue Untersuchung der alten Minen von Rhodesia und Nord-Transvaal erforderlich. — Die Mitteilungen Pöchs über die Buschmänner betreffen zunächst die sprachliche Verwandtschaft oder Verschiedenheit der einzelnen Horden. Was dann das Aeußere betrifft, so gibt es nach Pöch heute kaum noch Individuen, die alle charakteristischen Buschmannsmerkmale tragen; es habe offenbar eine starke Blutmischung mit Negern und Hottentotten stattgefunden. Nur die Buschmänner im Süden, am Oranjestrom, dürften Rassenreinheit zeigen. Die Buschmannrasse sei über gewaltige Teile Afrikas verbreitet gewesen und offenbar von hohem Alter. Die noch bestehenden Reste zeigten Abweichungen untereinander in Kultur und Kunst, in Geräten, Felsgravierungen und Malereien, was für ihre Entwicklung einen sehr langen Zeitraum voraussetze. Man müßte sich deshalb wundern, wenn in einer so langen Zeit und in einem so weiten Verbreitungsgebiet sich nicht auch physisch-anthropologische Verschiedenheiten herausgebildet hätten. — Unter den kinematographischen Aufnahmen Pöchs sind u. a. solche von Buschmannstänzen interessant, die die Bewegungen der Tiere nachahmen, vom Sichheranstehlen an das Wild, Bogenschießen, Feuermachen und Fallenstellen. (V. Z.)

**Zur Anthropologie der Bajuwaren** liefert H. A. Ried im neuesten Hefte der Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns an der Hand der jüngsten, aus der Völkerwanderungszeit stammenden Skelettfunde von Tettlham neues Material. Die M. N. N. berichten darüber: „Die Bajuwaren der damaligen Zeit haben wir uns als lang- und mittellangköpfig vorzustellen, während im Gegensatz zum heutigen Volkstypus Kurzköpfigkeit selten ist. Bei ihrem Eindringen in Bayern fanden die noch heidnischen Langköpfe eine zahlreiche, kurzköpfige, schon christianisierte Bevölkerung vor, die sie sich unterwarfen. Zwischen dem eingewanderten Volke und den seßhaften Eingeborenen trat allmählich eine Verschmelzung ein, und dabei wurden die Sieger hinsichtlich der Erhaltung der Schädelform zu Besiegten. Im Laufe der Jahrhunderte verschwindet der langköpfige Schädeltypus und wird vom breitköpfigen Typus der alteingesessenen Bevölkerung aufgesaugt. Jedoch nicht in dem Sinne, als ob der reine breitköpfige Typ an Stelle des langköpfigen

tritt, vielmehr im Sinne einer Rassenmischung, so daß der Breitkopf Merkmale des Langkopfes annimmt. Die Stirne des Bajuwarenschädels ist im allgemeinen niedrig, mäßig fliehend bei den Männern, gerade bei den Frauen. Wohlentwickelt sind die Augenbrauenbogen. Die Augenhöhlen sind gewöhnlich mittelhoch, die Nasen sehr breit, die Gaumen aber schmal. Schöne Schädelwölbung ist die Regel, und gerade nicht selten ist die Schädeldecke im Verlaufe der Pfeilnaht, also in der Längsrichtung des Schädels, etwas hervorgehoben und darum schwach dachförmig. Sehr spät erfolgt die Verwachsung der Schädelnähte. Wohlausgebildet ist die sogenannte Schläfenlinie, an der sich der Kaumuskel ansetzt. Das Hinterhaupt ist ohne Ausnahme nach hinten ausgezogen. Zahnkaries ist häufig; die Abnutzung der Zähne geschieht ungemein schnell. Bis zum Erscheinen eines neuen Backenzahnes beim Zahnwechsel sind die Kauflächen der vorher erschienenen schon merklich geebnet, ein Beweis dafür, wie rauh das Brot der Bajuwaren der Völkerwanderungszeit noch war; das Getreide wurde auf primitiven Mahlsteinen gerieben, und das grobe, sandige Mehl als wertvolles Nahrungsmittel geschätzt. — Gut entwickelt sind die langen Knochen des Bajuwarenskeletts; besonders die Armmuskulatur war sehr kräftig. Die Ausbildung der Knochen scheint beim Manne auf gleichmäßigeren Gebrauch beider Arme, beim Weibe auf bevorzugten Gebrauch des linken Armes hinzuweisen. Der Unterarm war negerartig lang. Einwandfrei steht auch fest, daß die Schultern äußerst muskelkräftig waren, denn die Muskelansatzstellen am Oberarm, Schlüsselbein und Schulterblatt sind höchst markant modelliert. Eine andere Konstatierung ist von besonderem Interesse. Geheimrat Johannes Ranke hat in seinem großen Werke über die physische Anthropologie der Bayern auf einen Zusammenhang zwischen der bajuwarischen Bevölkerung, deren Reste in Reihengräbern liegen, und der heutigen skandinavischen Bevölkerung hingewiesen und ihn kraniologisch begründet. Ried bestätigt nun diese Feststellung, indem er auf gewisse Bildungen am bajuwarischen Oberschenkel hinweist. (Sulcus popliteus und die Incisura flexoria und extensoria, die auch bei der heutigen Bevölkerung Schwedens konstant vorkommt.) Als Rasseeigentümlichkeit darf vielleicht noch ausgesprochen werden, daß sich das bajuwarische weibliche Becken in der Weite verhältnismäßig nicht allzusehr vom männlichen unterschieden haben wird. Das bajuwarische Weib besaß endlich, mit dem Manne verglichen, eine geringere Länge des Unterschenkels. Den nüchternen Zahlen gegenüber müssen all die phantastischen Vorstellungen über die riesige Größe unserer Vorfahren weichen, denn auf Grund der Knochenfunde berechnet sich für die Männer eine Durchschnittsgröße von 1,68 m, für die Frauen eine solche von 1,56 m; sie entspricht also etwa der Größe der heutigen Münchner Stadtbevölkerung."

**Menschenzucht.** Der Gedanke der Entwicklungsregulierung ergreift erfreulicherweise immer weitere Kreise, und die Stimmen mehren sich an Zahl und Gewicht, die ihn propagieren. Mit besonderem Nachdruck wurde er kürzlich von Prof. Gruber-München auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Budapest vertreten. Der verdienstvolle Gelehrte formulierte u. a. folgende Forderungen: Für den mit Vernunft begabten Menschen ist nur ein Weg gangbar, um die heutigen biologischen Mißstände der menschlichen Gesellschaft zu beseitigen und eine bessere Zukunft der Menschheit anzubahnen. Die Kulturvölker müssen „Züchtungskunst", „Eugenik", treiben. Es muß zur Pflicht erhoben werden, daß die Erzeuger alles vermeiden, was zum Verderb der Keime führen kann; wie z. B. den Alkoholmißbrauch. Die Fortpflanzung muß so geregelt werden bezüglich des Alters der Erzeuger, der Zahl und Raschheit der Aufeinanderfolge der Schwangerschaften und dergleichen, wie es die Erfahrung als günstigsten Modus kennen lehrt. Die Fortpflanzung der schlechtesten Varianten muß verhindert, geringere Fehler der Erbmasse müssen durch vernünftige Kreuzung ausgetilgt werden. Durch fortgesetzte Paarung von Lebenskräftigen mit Lebenskräftigen, von Tüchtigen mit Tüchtigen muß ein dauerhafter Stock von gesunden und leistungsfähigen Familienstämmen gegründet werden. — Wenn man im Gedanken der Durchführung dieser Pläne nachgeht, stößt man auf eine den heutigen Kulturvölkern drohende Gefahr, die viel größer ist als die übermäßige Fortpflanzung der schlechten Varianten. Wie bei den alten Kulturvölkern, liegt die größte Gefahr für ihre Existenz in der ungenügenden Vermehrung der guten Varianten. Man hat bisher bei den Erörterungen über die Degeneration viel zu wenig beachtet, daß es auch eine Degeneration der Fortpflanzungsfähigkeit gibt, die sehr häufig neben anderen Degenerationen einhergeht. Ja, daß es sogar eine einseitige Degeneration der Keimstoffe zu geben scheint, so daß scheinbar völlig gesunde und normale Menschen eine lebensunfähige Nach-

kommenschaft erzeugen oder völlig steril sind. — Noch unendlich gefährlicher als die ungewollte physische Unfruchtbarkeit ist die gewollte; ihr rapides Anwachsen stellt weitaus die größte Degenerationsgefahr dar, die den Kulturvölkern, zunächst jenen der weißen Rasse, heute droht. Ihre Ursachen liegen zum Teil auf wirtschaftlichem Gebiete, zum größeren aber auf moralischem: kurzsichtige Ueberschätzung des Reichtums, Genußsucht, Hang zu Luxus, Weichlichkeit und Schlaffheit, sowie falsche Ideale wie die falsch verstandene Frauenemanzipation. Ungewollte und gewollte Unfruchtbarkeit zusammen werden für uns geradeso zum Verhängnis werden, wie sie für die alten Kulturvölker zum Verhängnis geworden sind, wenn wir uns nicht schleunig aufraffen. Ein solches Verfahren der ununterbrochenen Ausmerzung der Besten muß zur fortschreitenden Verarmung des Volkes an Talenten, zum Versiegen seiner besten Kraft führen, wie man es im alten Griechenland und Rom tatsächlich erlebt hat. Alle, die begriffen haben, was „Eugenik" für die Zukunft der Menschheit bedeutet, müssen ihre Kräfte vereinigen. Eine unermüdliche Agitation muß eingeleitet werden, um das Verständnis und die Liebe für Eugenik überall zu entzünden. Das Studium der Vererbungsfragen muß überall aufgenommen werden, damit verläßliche Normen und Züchtungskunst geschaffen werden können. Es ist notwendig, daß schon jetzt die bewußte freiwillige Gründung und Fortzüchtung gesunder, tüchtiger und fortpflanzungsfroher Familienstämme von edler Herkunft mit allen Mitteln gefördert werden. — Aus demselben Gedankengang heraus verbreitet sich ferner in der Deutschen Zeitung Fagus über die Notwendigkeit der Schärfung des Rassegewissens: „Vor allem kommt es darauf an, unnötige und schädliche Blutmischungen zu verhindern oder doch einzuschränken. Das kann geschehen durch staatlichen Zwang und durch ethische Erziehung. Da aber vorerst an staatlichen Zwang nicht zu denken ist und dieser erst eingeführt werden kann, wenn das allgemeine Bewußtsein für ihn zu haben ist, so gilt es, dieses zu bearbeiten und das Rassegewissen zu wecken. — Was also zunächst zu erstreben wäre, das ist eine Erweiterung und Vertiefung des Rassegefühls. Wo die Grundlage dazu, nämlich ein noch ziemlich unverdorbenes Blut, vorhanden ist, da läßt es sich in der Regel auch leicht anregen. Jeder innerlich tüchtige Mensch hält etwas auf sich, auf seine eigene Persönlichkeit, auf seine Familie, auf sein Vaterland. Dieses Gefühl ist eine erweiterte Form des Selbsterhaltungstriebes, die jedem Lebewesen eigen ist; das läßt sich dann auch leicht auf die Rasse ausdehnen. Wo jenes „Etwasaufsichhalten" fehlt, da fehlt entweder überhaupt ein gesundes, gerades Empfinden, oder es ist so von Vorurteilen und verkehrten Theorien überwuchert, daß es sich nicht entfalten kann. Dann ist es allerdings oft schwierig, durch die Verflechtungen der Vorurteile bis zum natürlichen Rasseempfinden vorzudringen. Aber es ist das erste, was geschehen muß: das Selbstbewußtsein in Form des Rassebewußtseins muß geweckt werden. Wo ein lebhaftes Rassegefühl vorhanden ist, da empfängt es Eindrücke durch Vorgänge in der Umwelt. Ein Verhalten, das dem Interesse der Rasse entgegengesetzt ist, erregt Unlust. Als unnatürlich und widerlich wird es dann empfunden, wenn z. B. ein Glied der eigenen Rasse sich durch Eingehung einer Ehe mit einem Vertreter einer niederen Rasse wegwirft. Ein in bezug auf Rasse reinlich empfindender Mensch wird natürlich sein eigenes Verhalten nach seinem Empfinden gestalten. Daß noch manches in dieser Beziehung bei uns zu wünschen übrig läßt, lehren stets wiederkehrende Vorkommnisse. Es ist zu hoffen, daß der Besitz von Kolonien mit einer Bevölkerung, die weit unter unserer Rasse steht, einen erziehlichen Einfluß auf uns ausüben wird. Da ist der Abstand zwischen den beiden Rassen so groß, daß auch das blödeste Auge den Unterschied merkt und auch das stumpfeste Gefühl vom Pathos der Distanz ergriffen wird. Man braucht einen von allgemeinen Menschengleichheitsidealen erfüllten Kosmopoliten nur auf einige Zeit in eine unserer afrikanischen Kolonien zu schicken, und es wird nicht lange dauern, bis er weiß, was Rassenunterschied ist, und bis er bereit sein wird, praktische Folgerungen daraus zu ziehen. Eine Gefahr für ein Volk sind dagegen Kolonien mit einer rassenmäßig höherstehenden Eingeborenenschaft. Da bringt die Berührung oft statt ein Bewußtsein des Abstandes bedauerliche Vermischungen hervor, die, wenn sie an Umfang zunehmen, natürlich auf Kosten der höheren Rasse geschehen. Man sagt, daß die Holländer nach dieser Seite hin mit ihren asiatischen Kolonien schlechte Erfahrungen machen. — Aber das Rassegefühl muß so stark werden, daß es nach jeder Richtung hin das Verhalten bestimmt, auch dann, wenn im Interesse der Rasse Opfer gebracht werden müssen. Solche Fälle können eintreten. Es muß vielleicht auf eine Heirat verzichtet werden, für die etwa das Herz oder, was noch öfter vorkommt, das materielle Interesse spricht. Daß in solchen Konflikten das Rassegefühl nicht immer ausreicht,

zeigen viele, vom Standpunkt der Rasse aus betrachtet, Mißheiraten, die gerade in solchen Kreisen vorkommen, die sonst auf Reinheit des Blutes viel halten. Hier muß sich das Rassegefühl zur Rassenethik verfestigen. Von der Rassenethik aus muß auch die Tatsache beleuchtet werden, daß gerade viele kulturell und rassenhaft höherstehende Kreise ihre Kinderzahl oft aus Bequemlichkeit und Scheu vor Opfern beschränken, während solche Kreise, die vom Gesichtspunkt der Rasse aus betrachtet, keinen hohen Wert, ja vielleicht einen negativen Wert besitzen, sich außerordentlich stark vermehren. Man hat erkannt, daß hier ein neues Pflichtbewußtsein, ein neues Gewissen wünschenswert ist. In diesem Sinne hat man von generativer Ethik gesprochen, um welche die herrschende Sittlichkeit zu ergänzen ist. Während die soziale Ethik auf unsere Mitmenschen geht und die Pflichten umfaßt, die wir ihnen gegenüber haben, bezieht sich die generative Ethik auf unsere Nachkommenschaft und auf die Verantwortung, die wir in bezug auf die Fortführung der Rasse haben. Es ist in der Tat zu wünschen, daß das ethische Bewußtsein sich nach dieser Seite hin erweitert. Denn Ethik und Sitte sind in der Tat gewaltige Mittel der Entwicklung. Wenn die sich nach der angedeuteten Richtung hin ergänzen, dann wird der Einfluß auf die Entwicklung nicht ausbleiben. Wenn wir die Ethik neu schaffen können, dann können wir in Wirklichkeit die Entwicklung regulieren. — Aber läßt sich die Ethik von dem Willen einzelner, und seien es die Einsichtigsten, bestimmen? Ein neues Kapitel der Ethik wird nicht gemacht, wie man ein neues Staatsgesetz macht. Aber doch gilt es, das Ziel im Auge zu behalten. Es gilt, im Sinne der neuen Ethik aufzuklären und zu wirken. Das meiste muß freilich die Entwicklung, das Unerforschliche, ewig Schaffende selber tun. Aus unsichtbaren Quellen muß es hervorbrechen, was Stimmung und Willen des Volkes so verändern soll. Aber wir können doch eines tun, wir können vorarbeiten und dem Werdeprozeß die Bahn freimachen helfen.“

**Folgen des Neomalthusianismus in den Vereinigten Staaten.** Einen interessanten Beitrag zu dieser Frage liefert ein Bericht des amerikanischen Statistischen Amts, der die Ergebnisse der letzten Volkszählung im Jahre 1900 mit denen der allerersten, die 1790 erfolgte, vergleicht. Danach entfielen im Jahre 1790 auf eine Familie durchschnittlich 5,8 Personen, im Jahre 1900 nur noch 4,6. Dieses Resultat bekommt ein noch bedenklicheres Gesicht, wenn man die Zahlen analysiert. Im Jahre 1790 machten die Familien mit nicht mehr als drei Personen nur den vierten Teil der Gesamtzahl aus, während es 1900 schon 40 pCt. waren. Hätten in den Vereinigten Staaten im Jahre 1900 gleiche Verhältnisse geherrscht wie im Jahre 1790, so würde die Zahl der Kinder 39 500 000 statt, wie in Wirklichkeit, 24 000 000 betragen haben. Auf jede Familie entfielen 1790 2,8 Kinder unter 16 Jahren, 1900 nur 1,5. Im Jahre 1790 zählte man für jede weiße Frau von 16 Jahren und darüber 2 Kinder unter 16 Jahren, 1900 nur eins. Um das Jahr 1900 betrug der entsprechende Satz in Deutschland 1,1, in Frankreich 0,8, in Großbritannien 1,0, in Italien 1,1. In fünf von den Neu-England-Staaten und in Newyork ist das Verhältnis zwischen Kindern und Frauen über 16 Jahren dasselbe oder nahezu dasselbe wie in Frankreich, wo es niedriger ist als in irgend einem anderen europäischen Lande. Im Jahre 1790 betrug die Zahl der weißen Personen unter 16 Jahren 49 pCt. der ganzen Bevölkerung, im Jahre 1900 war dieser Satz auf 30 pCt. zurückgegangen. — Der Bericht kommt zu dem Schluß, daß das Volk der Vereinigten Staaten heute auf dem Standpunkt stehe, es sei ohne persönliche Opfer unter Bedingungen, wie sie 1900 herrschten, nur halb so gut imstande, Kinder groß zu ziehen, wie es ihre Vorfahren unter den im Jahre 1790 herrschenden Bedingungen waren.

**Weiß und Schwarz in Südafrika.** Unsere Zeit ist Zeuge davon gewesen, wie das kraftvolle Volk der Buren nach einem verlustreichen Kriege, der zugleich das Ende der nationalen Selbständigkeit bedeutete, sich in überraschend kurzer Zeit vermöge seiner völkischen Kraftquellen zu neuem politischen Leben und zu neuem Ansehen emporgearbeitet hat, ein sprechender Beweis für die anthropologische Bedingtheit politischer Konstellationen. Wenn heute die südafrikanischen Staatsgebilde zu einer Einheit unter englischer Oberhoheit verschmolzen sind, so ist das nicht zum mindesten auf das energische Eintreten der Buren für eine Zusammenfassung des weißen Elements zurückzuführen. Es ist bekannt, welche Rolle bei dieser Gelegenheit die Rassenfrage gespielt hat; hat doch schließlich sogar das englische Parlament vor der unbeugsamen Haltung der Afrikander kapitulieren und in das Gesetz über die südafrikanische Union eine Bestimmung aufnehmen müssen, nach welcher nur Personen europäischer Abstammung Sitz in den südafrikanischen

gesetzgebenden Körperschaften haben sollen. Damit hat England im Gegensatz zu seiner bisherigen Tradition das Prinzip der Rassensonderung in den Kolonien anerkannt. Daß dies ein Schritt von gewaltiger Tragweite ist, kommt in zahlreichen Kommentaren zum Ausdruck So äußerte sich in der African Mail E. D. Morel (nach der Kolonialen Rundschau): „In Südafrika herrschen weniger als anderthalb Millionen weißer Fremdlinge über mehr als viereinhalb Millionen einheimischer Farbiger. Ihre Herrschaft mag nach ihrem Wissen und Wollen eine gerechte sein. Aber in einer Hinsicht sind sie unbeugsam: sie wollen ihre Herrschaft nicht mit den Unterworfenen teilen. Der Weiße soll der Herrscher, der Schwarze der Beherrschte sein. Das möchte an sich für ungezählte Jahre ein möglicher Zustand sein. Aber — der angelsächsische Herr wird vergeblich gegen das in seiner Brust wohnende Gefühl für Gerechtigkeit ankämpfen. Dies Gefühl für Gerechtigkeit, dem sich andere Motive hinzugesellen, treibt ihn, dem unterworfenen Volk seine Religion und seine Bildung zu bringen. Mit anderen Worten: er herrscht über ein Volk, das er gleichzeitig seine eigenen Begriffe von Gleichheit vor dem Gesetz, von Unabhängigkeit und Selbstverwaltung verstehen und schätzen lehrt. Nicht genug mit diesem Widerspruch öffnet er dem Farbigen sogar in seiner eigenen Metropole alle Türen zu Bildung und Kultur. Und wenn dann die Jahre der Erziehung für den Farbigen vollendet sind, kehrt er in seine Heimat zurück, entnationalisiert, europäisiert, und von nun an hat er es nicht mehr mit dem Europäer als seinem wohlwollenden Erzieher, sondern als dem fremden Herrscher zu tun. Vergünstigungen, die man ihm in England anstandslos gewährte, werden ihm jetzt abgeschnitten, und der Angelsachse, klein an Zahl, aber groß durch sein Können und seine Gewalt, wahrt sich seine Stellung nur dadurch, daß er die Zügel in seiner Hand festhält und seinen Willen dem Unterworfenen aufzwingt. Das wird aber auf die Dauer nicht möglich sein. Mit einer solchen Handlungsweise graben wir uns selber und unserer Herrschaft unfehlbar das Grab. Wenn wir eine Rasse „farbiger Engländer“ heranziehen, die mit dem Geist unserer Gesetze und Rechtszustände, unserer Ideale und Gewohnheiten, unserer Einrichtungen und unserer ganzen Zivilisation erfüllt ist, so ist nichts gewisser und konsequent notwendiger, als daß diese Rasse uns solange tödlich hassen wird, als wir ihr einen Anteil an der Herrschaft vorenthalten werden. Sie kann gar nicht anders, weil sie den eigenen Boden unter ihren Füßen verloren hat und darum trachten muß, auf unserer Leiter festen Fuß zu fassen, wenn sie nicht ganz untergehen will. Und was tun wir? Auf der einen Seite fordern wir sie auf und helfen ihr, die Leiter zu erklimmen, und auf der anderen Seite strecken wir tausend Hände aus, sie herunterzureißen, wenn sie emporklettern will, und tausend Stimmen rufen: Emporsteigen sollst du nicht, obgleich wir im Namen der Gerechtigkeit und des Christentums uns bemühen, dich zum Emporsteigen fähig zu machen!“ — Noch bevor die Entscheidung in der Frage der südafrikanischen Union im englischen Parlament gefallen war, war von vielen Seiten auf die bedenklichen Konsequenzen einer schroffen Scheidung zwischen Weiß und Schwarz hingewiesen worden. So hielt Lord Selborne, High Commissioner für Britisch-Südafrika, zu Anfang d. J. in der City Hall in Kapstadt eine Rede, die nach der obigen Quelle in folgenden Forderungen und Folgerungen gipfelte: „1. Der Weiße hat kein Recht, der Zivilisierung der Eingeborenen künstliche Hindernisse in den Weg zu legen; — 2. die geistige Entwicklung des Eingeborenen darf nicht beschleunigt werden; sofern er aber nach Bildung verlangt, soll ihm der Weiße seine Hülfe und Anleitung nicht versagen; — 3. die Eingeborenen-Protektorate und Reservationen erfüllen einen wichtigen und notwendigen Zweck, und ihre Aufteilung unter die weißen Farmer entbehrt jeder Berechtigung; — 4. der Erwerb von Landbesitz darf den einzelnen zivilisierten Eingebornen nicht durch gesetzliche Bestimmungen erschwert werden; — 5. auf allen Gebieten der Gesetzgebung sowohl wie der Verwaltung muß sich der Weiße seiner Verantwortlichkeit für die geistige Entwicklung der Eingebornen bewußt werden. — Wer behauptet, daß es dem Weißen bei Befolgung obiger Grundsätze unmöglich sein würde, sich gegen den Schwarzen in Afrika zu behaupten, der verleugnet seine eigene Rasse. Für alle Zwecke des Herrschens, für alle Zwecke der Konkurrenz besitzt die weiße Rasse Eigenschaften, durch welche sie der schwarzen überlegen ist. Diese Ueberlegenheit beruht nicht bloß darauf, daß sie jener in der Zivilisation um nahezu 2000 Jahre voraus ist, sondern sie beruht auf ihrer inneren geistigen Beschaffenheit. Ich spreche natürlich von den Rassen als Masse und im Durchschnitt. Es gibt Eingeborne, die ihrer Umgebung soweit voraus sind, wie Plato einst der seinen. Aber die Schwarzen als Rasse sind unfähig, die Herrschaft über die Weißen zu erlangen. Die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, wo der Neger vor dem Gesetz dieselben Rechte genießt wie der Weiße

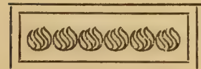
und wo er Gelegenheit hat, sich genau dieselbe Bildung anzueignen, bestätigen die Richtigkeit meiner Behauptung. Die Bewunderung, mit der man dort von einem Neger spricht, der sich ausgezeichnet hat, beweist, wie selten solche Fälle sind; wäre er ein Weißer, so würde er nicht berühmt sein, denn in Amerika gibt es viele seinesgleichen. Der Durchschnittsneger der Vereinigten Staaten kann mit dem amerikanischen Weißen unter gleichen Bedingungen nicht erfolgreich konkurrieren, weder als Staatsmann, Soldat, Arzt, Jurist, Handwerker, Arbeiter noch in irgend einem andern Beruf, einfach weil er ihm weder an Geist noch an Charakter ebenbürtig ist. Allerdings gehören der Bantu und der amerikanische Neger nicht derselben Rasse an, aber die Aehnlichkeit ihrer Haupteigenschaften rechtfertigt meine bestimmte Behauptung, daß nichts der weißen Rasse ihre Ueberlegenheit rauben kann als ihre eigene Entartung. Eine solche Entartung droht ihr in Südafrika, wenn ihre Energie und Tüchtigkeit durch künstliche Schutzmaßregeln gegen die Konkurrenz der Schwarzen geschwächt wird, wenn der Weiße aus Vorurteilen, die einer mittelalterlichen Aristokratie würdig wären, aber sich kaum mit den Grundsätzen eines modernen Demokratismus vereinigen lassen, den größeren Teil eines ehrenvollen Arbeitsgebiets ohne Kampf dem Schwarzen überläßt. „Energie", das ist die Burg seiner Festung und niemand kann sie verraten, als er selbst. Meine Ueberzeugung, daß sie niemals verraten werden wird, beruht auf meinem felsenfesten Glauben an die Tüchtigkeit meiner Landsleute, der Buren sowohl wie Engländer; aber es gibt Augenblicke, wo ich verzage, nämlich dann, wenn ich einem Weißen begegne, in dessen Kopf sich Recht in Unrecht und Unrecht in Recht verwandelt hat und der gelernt hat zu glauben, gewisse Formen körperlicher Arbeit, die in der ganzen Welt für ehrenhaft gelten, seien in Afrika für den Weißen entehrend. Hier und nur hier liegt die Gefahr. Man wird einwenden, daß die von mir befürwortete Politik unweigerlich zur Rassenvermischung führen müsse, daß man nur durch die gesellschaftliche Trennung der Rassen Mischehen verhüten könne und daß, um die Rassen gesellschaftlich zu trennen, man sie auch getrennt erziehen müsse. Die Mischehe ist verwerflich; der Weiße, der mit einer schwarzen Frau zusammenlebt, kann von seiner eigenen Rasse nicht streng genug verurteilt werden. Als Argument aber ist dieser Einwand hinfällig. Denn von hundert Mischehen sind neunzig nicht gesetzlich sanktioniert. Je weniger primitiv eine Bantufrau ist, um so weniger wird sie geneigt sein, mit dem Europäer im Konkubinat zu leben; und keine noch so hohe Bildung einer Bantufrau wird den natürlichen Abscheu unserer Rasse gegen die Mischehe jemals besiegen. Aber es gibt ein anderes gewichtiges Wort, über das wir nachdenken müssen, das heißt die Assimilation. Wenn der Bantu den Europäer nachahmt, sollte nicht auch der Europäer manches vom Bantu annehmen können? Je zivilisierter der Bantu ist, um so weniger häßliche und unnatürliche Charakterzüge wird der Europäer sich von ihm aneignen. Zum Schluß möchte ich noch ein Wort über die Mischlinge sagen. Wir sollten bestrebt sein, sie möglichst dahin zu erziehen, daß sie die weiße Bevölkerung unterstützen und mit ihr die Last der Verantwortung für die Eingebornen teilen. Es scheint mir Torheit, sie, wie es manchmal geschieht, zu den Eingebornen zu rechnen, oder sie dadurch, daß man sie als Eingeborne behandelt, aus ihrer natürlichen Sympathie und Anhänglichkeit an die Weißen heraus in die Gemeinschaft mit den Schwarzen hineinzudrängen. Auch ungerecht ist ein solches Verhalten. Denn es gibt Mischlinge, die innerlich weiß sind, obgleich sie äußerlich farbig erscheinen; andere, die, obgleich sie sich im Charakter vom Weißen unterscheiden, äußerlich ganz weiß sind. Das Problem ihrer Behandlung ist gerade dadurch so außerordentlich kompliziert, daß sie alle Schattierungen des Charakters und der Farbe aufweisen, vom innerlich und äußerlich reinen Weiß bis zum innerlich und äußerlich reinen Schwarz. Das kluge und gerechte Verfahren besteht nach meiner Ansicht darin, den Mischlingen ihr weißes Blut anzurechnen, den Nachdruck nicht auf das schwarze, sondern auf das weiße Element in ihrer Zusammensetzung zu legen und die Unterscheidung zwischen Mischlingen und Weißen zur Ausnahme, nicht zur Regel zu machen. Hieraus ergibt sich, daß ich ihnen das Wahlrecht unter gleichen Bedingungen wie den Weißen gewähren würde, jedoch müßten sie sich unbedingt derselben Prüfung durch den oder die Richter des Obersten Gerichtshofes unterwerfen, die ich für die Eingebornen vorgeschlagen habe. Eine solche Prüfung ist durchaus nötig, da ein großer Prozentsatz der Mischlingsbevölkerung in die ursprüngliche Wildheit ihrer Vorfahren zurückzufallen pflegt. Dieser Prozentsatz muß von der Ausübung des Wahlrechts ausgeschlossen sein und darf an der Regierung des Landes keinen Teil haben. Die Prüfung würde für Mischlinge, die nachweisen können, daß sie fortgesetzt ebenso zivilisiert gelebt haben, wie Weiße ihres Standes, nichts Drückendes

noch Entehrendes haben. Wäre sie einmal bestanden, so würde sich das Wahlrecht unter gleichen Bedingungen wie beim Weißen vom Vater auf den Sohn vererben, vorausgesetzt, daß ersterer nicht die Torheit begangen hätte, eine unzivilisierte Eingeborne zu heiraten."

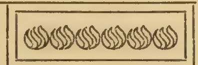
**Zunehmender Einfluß des Mongolentums in Ostasien.** Die im letzten Herbst von der russischen Duma beschlossenen Maßregeln gegen die gelbe Einwanderung müssen schon jetzt als gescheitert betrachtet werden. Unaufhaltsam dringt das gelbe Element — Japaner, Koreaner und Chinesen — in das Amurgebiet, in Transbaikalien und in die Gebiete von Ochotsk und Kamtschatka vor. Die japanisch-russische Fischereikonvention hat bis jetzt keine andere Folge gehabt, als daß die russischen Fischer in absehbarer Zeit ganz von den ozeanischen Küsten verdrängt sein werden. Vergebens sucht der russische Koloß nach Mitteln, um sich der gelben Flut zu erwehren; aber seit Rußland selbst sich chinesisches Gebiet zu eigen machte und damit chinesische Untertanen gewann, war die Tür geöffnet. Nach dem russisch-japanischen Kriege ist es unmöglich geworden, sie wieder zu schließen. Die bevorstehenden großen Eisenbahnbauten werden die Einwanderung, die jetzt auf jährlich 60000 Köpfe geschätzt wird, noch erheblich steigern, bis sie schließlich nach Millionen zählen wird. — Gleichzeitig fährt China fort, seinen Einfluß in der Mandschurei zu stärken. Wie G. Prosoroff im „Tag" ausführt, wurden hier in den letzten Jahren von chinesischer Seite ganz gewaltige Menschendämme aufgerichtet. Jahrhundertelang hatte sich das Mandschuland kaum mit Chinesen durchsetzt; es blieb dünn und dürftig bevölkert. Die Bahn erst schaffte ganz von selbst Wandel. Heute dient sie zum Werkzeug einer kraftvollen Siedelungspolitik, die sie als Hauptader zur Heranschaffung von Menschenmaterial aus Schantung und noch südlicheren Gegenden an die nördliche Reichsgrenze zu benutzen versteht. Allein im Jahre 1906 waren 400000 Seelen zur Uebersiedelung bereit, von denen weit über die Hälfte tatsächlich einwanderte. Die Provinz Hailudsian, die vor wenigen Jahren noch ganz dünn bevölkert war, zählt heute bereits 2½ Millionen Bewohner. Dabei verfolgt man nach Möglichkeit russische Muster, indem man ausgediente Soldaten bevorzugt. Man versieht sie mit Saatgut, baut ihnen Hütten; ja, es heißt, daß sogar die erste Ackerung des jungfräulichen Bodens mit Dampfpflügen vorgenommen wird (was in einem sehr ernst zu nehmenden Bericht der russischen Semstwoorganisation mitgeteilt wird). Wo vor kurzem noch fast ein kulturelles Vakuum war, d. h. viehzüchtende Nomaden oder vereinzelte armselige Hütten zu finden waren, da schließt sich heute Dorf an Dorf zu einem Menschenwall zusammen. Hinter dieser friedlichen Wehr werden von China die Garnisonen unablässig vermehrt, und zwar kommen lauter modern ausgebildete Truppen nach der Mandschurei. — Jetzt lassen die Gerüchte von einer Militärkonvention zwischen China und Japan befürchten, daß auch die diplomatische Lage an der Grenzscheide zwischen Gelben und Weißen befestigt wird. So rücken sich zwei feindliche Welten bedrohlich auf den Leib."

**Kunst und Rasse.** In einem Bericht über die X. internationale Kunstausstellung in München macht Dr. Georg Biermann im Leipziger Tageblatt zu dem obigen Thema folgende Bemerkungen: „Die Werke der ausländischen Maler sind — für den deutschen Besucher wenigstens — der bei weitem interessanteste Teil der Ausstellung, obwohl auch sie nicht allzuviel Neues zu berichten haben. Aber jeder Saal dieser Abteilung hat sein eigenes Gesicht; es überkommt einen mitunter sogar das wohltuende Gefühl, als sei man plötzlich meilenweit weg von dem Boden der bayerischen Hauptstadt, als wirkten all diese fremden Gesichter und Landschaften dort an den Wänden den stummen Gruß des heimatlichen Bodens herüber. Es ist das Idiom der Rasse, das diese Kunstwerke ausströmen, das an sich schon den besten Beweis für ihre Eigennote darstellt. Am unverfälschtesten berühren in ihrer absoluten Selbständigkeit die Völker des Nordens, die Dänen, Schweden, Norweger und Russen, und daneben die Spanier. In dem Saal der letzteren ist alles Rasse und Temperament, leuchtende Buntheit winkt von den Wänden herab, jähe Reflexe, grell und doch koloristisch prächtig gemeistert, dringen willensstark und vielberedt zum Auge des Beschauers; das Volk der Hidalgos lebt sich in seiner Kunst mit hohem Selbstbewußtsein aus. Ueberall sonst in diesen Sälen begegnet man wohltemperierter Ruhe, der deutsche Durchschnittsmaler ist sogar langweilig bis zum Entsetzen, aber bei den Spaniern ist die Rasse zu Hause und das Erbe der Velasquez und Goya hat bei den Modernen eine große Auferstehung gefeiert. Man trinkt vor solchen Werken förmlich alle Gluten und Farben, die über den Höhen der kasti-

lianischen Hügelkette lagern: man erlebt in wenigen Minuten die ganze Eigenart eines Volkes, die sich hier in ihrer Kunst ausspricht. Es ist überhaupt interessant, bei dieser Ausstellung das Ausland gerade auf seine Rasse hin zu prüfen; denn je größer eine Kunst ist — das haben uns längst die alten Meister gelehrt —, um so tiefer wurzelt sie in dem Boden, auf dem sie erwuchs. So findet man z. B. bei den Russen etwas von jenem seltsam heterogenen Phlegma und jenen Reflexionsstimmungen wieder, das einem beim Lesen etwa des jüngsten russischen Sensationsromanes „Szanin" überkommt. Je mehr man in den Norden hinaufsteigt, um so merklicher verblaßt das Temperament im Sinne jener obengenannten spanischen Kunst. Der wundervolle Däne Vilhelm Hammershoi, dessen Bilder sicherlich mit zu dem Besten gehören, das die heutige Internationale zu vergeben hat, bedeuten nichts als die Lyrik der absoluten Ruhe und Weltabgeschiedenheit, wobei dieser moderne nordische Vermeer in dem durchsichtig weichen Silberglanz, von dem seine Innenräume erfüllt, seine Gestalten umflossen sind, ein malerisches Mittel von beinahe musikalischer Gewalt besitzt. Oder man gehe weiter zu dem Schweden Fjaestad, dessen Schneebilder, so dekorativ sie im Sinne einer mehr raumgestaltenden Kunst umgedeutet sind, doch zugleich auch Naturausschnitte von erhabener Größe darstellen, wen überkommt da nicht von ungefähr die ferne Weltabgeschiedenheit der unter Schnee begrabenen Wälder Schwedens. Gerade weil bei diesen ausgesprochenen Künstlernaturen der Begriff des Temperaments und der Rasse fast ins Negative umschlägt, sind sie künstlerische Verklärer des Heimatbodens. Auch die starke moderne Kunst Hollands, so sehr sie immerzu als Tradition jenes großen 17. Jahrhunderts wirken wird, ist typisch beeinflußt durch das Land und das Temperament seiner Bewohner. Diese Holländer können viel, sie sind sehr reif in ihren Leistungen und geben fast das einzige Beispiel ab für ein Volk, das nie den Konnex mit seiner Vergangenheit verlor; sie haben die Note der Rasse, so verschieden sie auch in den Sujets sein mögen. Immer erlebt man die holländische Landschaft, das Meer mit seiner frischen, nebelvollen Atmosphäre, die stillen Gassen schlafender Städte, das bäuerliche Interieur mit seinen fast leblosen Gestalten. Ganz nahe verwandt erscheinen die Belgier. Auch die neue Malerei dieses Landes hat, wie wir das aus der Entwicklungsgeschichte des 19. Jahrhunderts längst wissen, einmal dem Einfluß der französischen Kunst starke Konzessionen gemacht; nachhaltiger waren vielleicht auf die Dauer doch die Lehren, die Altholland nach Belgien vermittelte. — Die Rasse verblaßt von Jahr zu Jahr mehr bei den Franzosen, die immer schwächer werden. Fast möchte man glauben, als habe der Fluch der internationalen Weltstadt, der Zauber dieser „Ville lumineuse", die Künstler unselbständig gemacht. Da schlägt uns schon bei den Schweizern eine würzigere Luft entgegen. Die Hodler, Buri, Amiet sind auf einem neuen Boden, der keine Traditionen hatte, stark und persönlich hervorgewachsen."



## Bücherbesprechungen.



**Depéret, Ch.,** Die Umbildung der Tierwelt. Eine Einführung in die Entwicklungsgeschichte auf paläontologischer Grundlage. Ins Deutsche übertragen von Richard N. Wegner, Breslau. Stuttgart 1909, E. Schweizerbart.

Ohne Frage hat sich der junge Breslauer Paläontologe ein Verdienst dadurch erworben, daß er „Les transformations du monde animal, 2. édit.", übersetzt und dadurch auch des Französischen weniger kundigen Lesern zugänglich gemacht hat; denn dies hervorragende und bedeutsame Werk verdient die Beachtung nicht nur der Fachgenossen, sondern aller Freunde der Naturwissenschaft und der Entwicklungslehre im vollsten Maße. Ein deutscher Forscher, Frech, hat gewiß recht, wenn er den einleitenden geschichtlichen Abschnitt für das Beste erklärt, „was über die Deszendenzlehre vom geologisch-paläontologischen Standpunkt geschrieben worden ist". Der kenntnisreiche und scharfsinnige Verfasser gibt einen gedrängten, aber erschöpfenden Ueberblick über die Ansichten seiner Vorgänger von Cuvier und Lamarck bis zu Darwin und Zittel und beurteilt sie ebenso zutreffend wie gerecht. Beachtenswert sind besonders die Worte über seinen großen Landsmann Cuvier: „Was den Vorgang dieser Erneuerung (der Faunen) anlangt, so hat man Cuvier

wohl oft vorgeworfen, seinerseits eine andere, ebensowenig wissenschaftlich nachweisbare Hypothese zugelassen zu haben, nämlich die von aufeinanderfolgenden Schöpfungen. Aber das ist eine zu weitgehende, ganz und gar ungerechtfertigte Kritik; nirgends findet sich das Wort Schöpfung in dem Werke Cuviers, und man braucht bloß aufmerksam seine Abhandlung über die Erd-Umwälzungen zu lesen, um zu sehen, daß es sich für den berühmten Gelehrten nur um Invasionen von neuen Tierformen handelt, die plötzlich von unbekannten, entfernten Gegenden erfolgt sind." In diesen „unbekannten" Schöpfungsherden und in der Richtung der Wanderungen liegt allerdings des Rätsels Lösung.

Im zweiten Teil, 4.—7. Buch, werden dann die Gesetze der Paläontologie und Abstammungslehre, die Ursachen für das Entstehen und Aussterben von Arten, insbesondere auch die Wirkungen der Wanderungen in sachkundiger und geistreicher Weise erörtert. Die Darstellung ist anregend und spannend zugleich, so daß für den aufmerksamen Leser Belehrung und Unterhaltung verbunden sind. Ich selbst habe mich sehr gefreut, meist den meinigen verwandte Anschauungen zu finden. „Auf diese Weise", lesen wir auf S. 225, „stellt sich der gesamte Entwicklungsgang der Tierwelt als ein in ungezählte Aeste geteiltes Bündel von Stämmen dar. Sie entwickeln sich mehr oder minder parallel, ohne miteinander zu verschmelzen, und lassen sich durch einen kürzeren oder längeren geologischen Zeitraum hindurch verfolgen. Jeder Stamm führt mit für ihn eigenartiger Geschwindigkeit zu Mutationen von beträchtlicher Körpergröße und weitgehender Spezialisation; diese sterben schließlich aus, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Sobald ein Stamm durch Aussterben verschwindet, wird er gewissermaßen durch einen anderen abgelöst, der sich bis dahin langsamer entwickelt hatte, und der nun seinerseits die Phasen der Reife und des Alters durchläuft, bis er erlischt. Die Arten und Gattungen der heutigen Naturwelt sind Stämme, die das senile Stadium noch nicht erreicht haben, aber es ist vorauszusehen, daß sich manche von ihnen, wie die Elefanten, Bartenwale, Strauße usw. diesem Endstadium in ihrer Lebensdauer nähern." Unter „Mutationen" versteht der Verfasser die fast stets mit Größenzunahme verbundenen Abänderungen der Arten in der Zeit, unter „Variationen" solche durch Absonderung begünstigte im Raum; für die hie und da beobachteten sprunghaften Veränderungen gebraucht er die Bezeichnungen „Saltationen" oder „Explosionen". In dem Streit über „Auslese" oder „unmittelbare Anpassung" steht er mehr auf letzterer Seite. „Es kann ruhig behauptet werden, daß die Darwinsche Theorie vom Kampf ums Dasein seit einem Vierteljahrhundert als zu einseitig schwerwiegende Einwürfe hat erfahren müssen, die ihr viel Boden entzogen haben. . . . Es scheint, als ob die Mehrzahl der modernen Naturforscher den Lamarckschen Ideen den Vorzug gebe, die sich zugleich auf die Einwirkung der äußern Verhältnisse und auf die mechanische Rückwirkung des Organismus auf das umgebende Milieu stützen."

Obwohl im 8. Buch über „das Erscheinen des Lebens auf der Erde" gesagt wird: „Noch die meisten Aussichten auf Erfolg scheint eine Erforschung der Polargegenden zu bieten", ist hierauf doch in dem Abschnitt über „die Bedeutung der Wanderungen" (7. Buch) zu wenig Rücksicht genommen. Depéret läßt die das Tierleben erneuernden Wanderungen nicht von einem bestimmten Schöpfungsherd aus erfolgen, sondern in bunter Abwechselung hinüber und herüber, hinauf und hinunter, vom Norden nach Süden, vom Osten nach Westen und umgekehrt, zum Teil über willkürlich angenommene, angeblich untergegangene Festländer. In dieser Hinsicht scheint mir das besprochene Werk nicht ganz auf der Höhe der Zeit zu stehen, und den Satz, daß unser Weltteil „den ersten fossilen Vorläufer des Menschen aus Asien erhalten" habe, muß ich geradezu für falsch erklären. „Die Lehre vom nordischen Schöpfungsherd", habe ich in einer gleichnamigen Abhandlung (Zeitschr. f. d. Ausbau der Entwicklungslehre, III, 5) geschrieben, „liefert den Schlüssel zu einer einheitlichen und übereinstimmenden Beantwortung einer Reihe früher unlösbar scheinender Streitfragen. Sie bildet eine notwendige Ergänzung der Entwicklungslehre, deren Einzelheiten ohne sie vielfach unverständlich bleiben, und enthüllt das gesetzmäßige Verhältnis der Fundorte versteinerter zu den Wohngebieten lebender Glieder einer Gattung."

Die Uebersetzung ist gut und flüssig; nur ganz selten wird durch eine zu wörtliche Wiedergabe, z. B. von toutefois durch „jedesmal" statt durch „immerhin", die Verdeutschung nicht ganz sinngemäß. Zwei angefügte tabellarische Uebersichten über die „Erdschichten" und über die Gliederung „des Tierreichs" erleichtern das Verständnis.

Ludwig Wilser.

**König, Dr. Emil,** Die Lösung des Lebensrätsels. Verlag von Max Kielmann, Stuttgart.

Der Verfasser schildert in origineller Weise die Entwicklung des Lebens und, mit ganz besonderem Scharfsinn die mechanischen Möglichkeiten, auf denen diese Entwicklung fußt. Er verfügt über reichliche Kenntnisse, weiß das Tatsachenmaterial mit großem Geschick seinen Spekulationen anzupassen, und selbst da, wo man von der Auffassung des Verfassers abweicht, muß man seine Logik respektieren. In Beziehung auf das mechanische Geschehen verdient das Buch seinen Titel, allein die letzten großen Fragen des Lebens, die in Empfindung und Intellekt ausmünden, die die Metaphysik des Lebens tangieren, sind darin vollständig übergangen. Hoffentlich füllt der überaus tätige und produktive Verfasser diese Lücke in einem späteren Werke aus. W. Roeder.

**University of California Publications in American Archaeology and Ethnology.** Bd. 8, 1.—5. Teil. Berkeley, The University Press. 269 S. mit 20 Tafeln.

Die seit dem Jahre 1903 erscheinenden Veröffentlichungen der Universität Kalifornien über amerikanische Urgeschichte und Ethnologie bringen wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Indianerrasse Nordamerikas. Von den vorliegenden fünf Teilen des achten Bandes enthält der erste („Mission Record of the California Indians") von A. L. Kroeber übersetzte Auszüge aus Berichten betreffend die „Gebräuche und Neigungen der Kalifornia-Indianer im Naturzustande und ihre Verhältnisse unter dem Einfluß der Mission", die vor rund 100 Jahren seitens der spanisch-mexikanischen Regierung eingefordert wurden. Im zweiten Teil, „Ethnography of the Cahuilla Indians", von A. L. Kroeber, wird am ausführlichsten die materielle Kultur der Cahuilla-Indianer (Shoshonen) in den Reservationen bei Highland, Banning und Indio im südlichen Kalifornien geschildert. Die äußeren Lebensverhältnisse sind in den drei Reservationen sehr ungleichartig, und dementsprechend treten deutliche Verschiedenheiten in der Kultur ihrer Bewohner auf; zugleich liegt aber ihrer Zivilisation eine Einheitlichkeit zugrunde, die vor allem in gesellschaftlichen und religiösen Dingen zum Ausdruck kommt, die von der direkten Einwirkung der Umgebung weniger abhängen. — Der dritte und vierte Teil „The Religion of the Luiseño Indians of Southern California" von Frl. C. G. Dubois und „The Culture of the Luiseño Indians" von P. S. Sparkman, behandeln ein und denselben Indianerstamm. Frl. Dubois beschränkt sich nicht auf die Religion im engeren Sinne, sondern sie entwirft ein Bild der geistigen Kultur der Luiseño überhaupt und zeigt uns, daß sie trotz ihrer Armut kein gar so niedrig stehender Zweig des Menschengeschlechtes sind, wie manche Autoren angaben. Im Anhange sind Notizen A. L. Kroebers über die Luiseño abgedruckt. — Sparkman unterrichtet bezüglich der Lebensweise dieses Stammes, seiner Gewerbe, gesellschaftlichen Einrichtungen usw. — Im fünften Teil schreibt A. L. Kroeber über die shoshonischen Dialekte von Süd-Kalifornien.
H. Fehlinger.

**Pearson, K.,** Ueber Zweck und Bedeutung einer nationalen Rassenhygiene (National-Eugenik) für den Staat. Dreizehnte Robert-Boyle-Vorlesung, gehalten vor dem Oxford University Junior Scientific Club am 17. Mai 1907. Abdruck aus dem Arch. f. Rassen- und Gesellschafts-Biologie V. München 1908, Verlag der Archivgesellschaft.

In dieser mit dem Feuer der Begeisterung vorgetragenen Rede wirft ein kenntnisreicher und welterfahrener Mann folgende Frage auf: „Können wir nicht das Erfordernis, das so treffend die dringendste Notwendigkeit für den Menschen ausdrückt: ein gesunder Geist in einem gesunden Körper, auf die Masse der Menschen ausdehnen, mit der der Staatsmann zu tun hat? Nehmen wir das Wort Gesundheit in seinem weitesten Sinn des Wohlbefindens und der Kraft, so ist die erste Aufgabe der Staatskunst, der Nation als Ganzem Gesundheit zu sichern; sie muß gesund sein an Körper und Geist. Das ist der Grundfelsen, auf dem allein eine große Nation aufgebaut werden kann. Mit Hilfe dieser Gesundheit allein kann ein einmal gegründetes Reich erhalten werden." Ganz gewiß, denn im letzten Grunde beruht doch die Macht und die Größe eines Reiches, sein Wohlstand im Innern wie sein Ansehen nach außen auf den Einzelleistungen aller seiner Bürger. Darum wird jeder Einsichtige auch mit nachstehenden Sätzen des Redners einverstanden sein: „Die Zeit scheint gekommen zu sein, wo die biologischen Wissen-

schaften anfangen müssen, dem Menschen dienstbar zu werden, wie es die physikalischen seit mehr als einem Jahrhundert sind; wo sie ihm helfen in der Vervollständigung der Beherrschung seiner organischen Entwicklung, wie die physikalischen Wissenschaften ihn zum großen Teil lehrten, seine anorganische Umgebung zu beherrschen. Um dies zuwege zu bringen, benötigen wir vor allem zweierlei: Erstens eine Kenntnis der Vererbung, Variation, Auslese und Fruchtbarkeit beim Menschen und der Beziehung der Ergebnisse zur Tüchtigkeit der Rasse. . . . Das zweite, was mir notwendig erscheint, ist ein geänderter Ton mit bezug auf jene Erscheinungen unseres geschlechtlichen Lebens, von welchen die Gesundheit und Wohlfahrt der Nation als eines Ganzen so sehr abhängt." Alles schön und gut. Wenn aber die Vertreter der wissenschaftlichen Menschenkunde auf Staatsmänner, Gesetzgeber und Volksvertreter Eindruck machen und Einfluß gewinnen wollen, müssen sie mit bestimmten und — vor allem — durchführbaren Vorschlägen hervortreten, die genau erkennen lassen, wie auf dem Wege einer zeitgemäß verbesserten Gesetzgebung die Gesundheit und Tüchtigkeit des Volkes gehoben und erhalten werden kann. Davon, was doch jedenfalls die Hauptsache, findet sich jedoch in dem genannten Vortrag kein Wort. Der Worte sind nachgerade genug gewechselt, wir wollen endlich einmal auch „Taten sehen". Ich selbst habe mich seit Jahren bemüht, in dieser und anderen Zeitschriften, in Abhandlungen, Aufsätzen und Vorträgen die Lehren der Wissenschaft zu erreichbaren Forderungen für eine den Naturgesetzen Rechnung tragende Gesetzgebung zu verdichten. Ich erlaube mir an „Auslese und Kampf ums Dasein mit besonderer Hinsicht auf den Menschen", an „Rasse und Gesundheit" (Verh. d. Karlsr. Naturwiss. Vereins), an „Die Frauenfrage im Lichte der Anthropologie" (Globus, Bd. 71, Nr. 20), an „Zuchtwahl beim Menschen" (Pol.-anthr. Revue I, 3) und endlich an „Rassentheorien" (Stuttgart 1908) zu erinnern. Ludwig Wilser.

**Gumplowicz, Dr. Ludwig** †, Der Rassenkampf. Innsbruck 1909, Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung. 6 M.

Gumplowicz' „Rassenkampf" ist nun auch in 2. Auflage erschienen. Als Anhang sind ihr ein Wiederabdruck des 1875 erschienenen „Rasse und Staat" des Verfassers, ein Vortrag von ihm vor der 48. Versammlung (1875) der Naturforscher und Aerzte, zwei sich mit den „Gesetzen der Geschichte" und den „Historikern als Geschichtsphilosophen" beschäftigende Abschnitte und zum Schlusse noch Auszüge aus einem Werke des Assyriologen Dr. Moses Schorr beigefügt. Schien G. eine Neuauflage seines Rassenkampfes usw. nötig — ich halte sie bei aller Wertschätzung mit Hinsicht auf die späteren Werke des Verfassers für kein Bedürfnis —, so wäre eine einheitliche Durcharbeitung und Verschmelzung am Platze gewesen. Wie die Arbeiten jetzt anorganisch aneinander gereiht sind, folgen sich Wiederholungen doppelt und dreifach; eine Hypothese, die im Rassenkampf als zu gewagt verworfen wird, findet im Anhange eingehende Erörterung, kurz und gut, es fehlt die Einheitlichkeit.

Im ersten Abschnitte des Rassenkampfes „Geschichtsphilosophie und Soziologie" werden als Gegenstand der „Wissenschaft der Geschichte", der „Naturgeschichte der Menschheit" auf monistischer Grundlage „die sozialen Gruppen" gefunden. Das „Verhalten der Einzelnen", weil unberechenbar, fällt nicht ins Gebiet der Historie als Wissenschaft (S. 37). Der zweite Abschnitt ist der Begründung und Verteidigung des extrem polygenetischen Standpunktes des Verfassers gewidmet, woran sich, gedanklich verknüpft, als drittes Kapitel Ausführungen über die „ursprüngliche Vielheit der Sprachen und Kulte" schließen. Besonders interessant sind hier die „Begründungen der Zufallstheorie" der Sprachentstehung. Abschnitt IV, der Kern des Werkes, handelt vom „Naturprozeß der Geschichte". Wie die zwei wesentlichen Momente eines jeden Naturprozesses „heterogene Elemente und eine gegenseitige Einwirkung derselben, die wir gewissen natürlichen Kräften zuschreiben" (S. 152) sind, so wird der soziale Naturprozeß überall da eingeleitet, wo heterogene ethnische Elemente in Berührung und Beziehungen zueinander kommen. Ein noch in der Reinheit homogener Abstammung erhaltenes Volk stünde außerhalb der Geschichte. Der „Schlüssel zur Lösung des ganzen Rätsels des Naturprozesses der menschlichen Geschichte" liegt in der Formel: „Jedes mächtigere ethnische oder soziale Element strebt danach, das in seinem Machtbereiche befindliche oder dahin gelangende schwächere Element seinen Zwecken dienstbar zu machen" (S. 154). Ueberall sehen wir diese Formel das Leben der Völker beherrschen, und nach dem Gesetze der ewigen Wesensgleichheit der Naturprozesse liefert sie uns auch den

Schlüssel zu den Vorgängen, „die sich zwischen den Uranfängen des menschlichen Geschlechtes auf Erden und dem ersten Aufdämmern bekannter Geschichte zugetragen haben“ (S. 178). Diese Vorgänge bestanden vornehmlich in dem Kampfe heterogener Völkersysteme, und der Zweck dieses Kampfes, des Krieges, war stets, „sich des Feindes als Mittel zur Befriedigung eigener Bedürfnisse zu bedienen“ (S. 179). Bei entsprechender Kulturhöhe des Siegers entstehen zwischen ihm und dem Besiegten Organisationen, „staatliche Einrichtungen“ (S. 180), welche ihrerseits wieder zur Basis der Kultur werden. — Die Träger dieser Kämpfe nennt G. „Rassen“. Er kommt zu dem Schlusse, daß man „alle die heterogenen ethnischen, ja sogar sozialen Gruppen und Gemeinschaften, die im Kampfe miteinander die Träger des Geschichtsprozesses sind, sehr wohl als Rasse bezeichnen“ kann (S. 195). So wird für G. der Begriff Rasse von einem anthropologischen zu einem sozialen, geschichtlichen. Und dies ist der Punkt, wo man ihm am wenigsten zustimmen kann. G. hat in seiner Auffassung des Begriffes Rasse große Wandlungen durchgemacht. Während er ihn 1875 in Rasse und Staat noch biologisch und anthropologisch verstand, verneint er im Rassenkampf alle anthropologische Verschiedenheit der Rassen, trotzdem er selbst ihren verschiedenen Ursprung annimmt. Auch in seinen neuesten Werken stellt er sich der politischen Anthropologie skeptisch gegenüber, aber in seiner Geschichte der Staatstheorien gibt er wenigstens die Möglichkeit zu, daß sich die politische Anthropologie auf dem rechten Weg befindet und der Egoismus doch nicht der Urgrund des sozialen Geschehens ist, indem er sagt: „Nun ist es ja möglich, daß die Soziologie sich täuscht . . . und daß eines Tages die politische Anthropologie ihr triumphierend nachweisen wird, daß der Staat kein soziales Produkt, keine soziale Erscheinung, sondern lediglich ein physio-biologisches Produkt sei, und daß seine ganze Organisation . . . auf der Beschaffenheit der Blutkörperchen, auf der Schädelform . . . der Herrschenden und Beherrschten beruht.“ — Der Staat ist G. der Typus der sozialen Gemeinschaft. Er entsteht notwendigerweise aus dem Wesen des geschichtlichen Naturprozesses. Die verschiedenen Berufsklassen und Stände sind auch ethnisch heterogen. Dies erklärt sich aus dem Umstande, „daß die den Staat konstituierende Organisation der Herrschaft nur zum Zwecke der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung gewaltsam durchgeführt werden mußte“ (S. 213). Während man diesem voll beistimmen muß, kann man dem Verfasser nicht mehr folgen, wenn er, in Umkehrung der Verhältnisse, „in den später in den Staaten entstehenden Berufsklassen immer eine Tendenz zur kastenmäßigen Abschließung, d. h. zur Rassenbildung“ (S. 216) sieht und S. 232 von der „nationalisierenden, rassebildenden Wirkung der Kultur“ spricht. — Der fünfte Abschnitt des Rassenkampfes endlich gibt „geschichtliche Hinweisungen“.

G.s Theorie versagt dem Problem gegenüber, daß alle hochentwickelten Kulturen nach einer gewissen Zeit des Bestehens — trotz weiterer Völkermischungen — untergehen. Die Rassentheorie gibt auch dafür die Erklärung.

G. war ein originaler Denker. Seine Werke sind grundlegend auf ihrem Gebiete gewesen, und es erübrigt, über sie ein Wort der Empfehlung zu sagen. Gerade die hohe Einschätzung aber, die sein Schaffen verdient, läßt es so bedauerlich erscheinen, daß G. seinen früheren Standpunkt, den Rassenfragen gegenüber, verlassen hat. G. Weiß.

**Kemmerich, M.,** Die Lebensdauer und die Todesursachen innerhalb der deutschen Kaiser- und Königsfamilien. Leipzig und Wien 1909, Fr. Deuticke.

Der den Lesern der Revue durch eine Arbeit über den „Körperlichen Habitus deutscher mittelalterlicher Herrscher“ (VI, 5) bekannte Verfasser hat die am Schlusse angedeutete Absicht ausgeführt und in der vorliegenden, mit großem Fleiß ausgearbeiteten Abhandlung sehr wertvolle „Statistiken über Lebensdauer, Fruchtbarkeit usw.“ in den deutschen Fürstenhäusern gegeben. Mit Recht wird hervorgehoben, daß derartige Zusammenstellungen einen doppelten Wert haben: „für die Vergangenheit festzustellen, wie sich die Lebensdauer usw. im Laufe der Jahrhunderte wandelte, für die Gegenwart aber, wie sie unter den günstigsten Verhältnissen beschaffen ist“. Der reiche Stoff ist in fünf Abschnitte gegliedert: 1. von den Karolingern bis zu Rudolf von Habsburg, 2. bis zu Friedrich III., 3. bis 1600, 4. bis zum Tode Friedrichs des Großen, 5. bis zur Gegenwart. Das Endergebnis ist: „Seit dem frühen Mittelalter ist die Lebensdauer in den Kaiserfamilien in stetigem Wachstum begriffen. . . . Daraus ergibt sich, daß die Lebensdauer in geradem Verhältnis zur Kultur eines Volkes steht.“ Das Ganze klingt aus in den Worten, „daß den Fortschritten auf

wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete solche auf biologischem entsprechen. Unsere Kinder und Enkel werden einmal länger leben als wir. Das ist eine freudige Gewißheit.“ Sicherlich wird man im großen und ganzen mit dem Verfasser in dieser frohen Zuversicht übereinstimmen, nur darf man nicht vergessen, daß die fortschreitende Gesittung mit ihrer Verwöhnung und Verweichlichung auch große Gefahren für die Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit mit sich bringt, daß Zunahme der Lebensdauer und Gesundung der Rasse nicht eins und dasselbe ist. Im Mittelalter, dessen gesundheitliche Einrichtungen vielleicht manchmal mit zu düsteren Farben geschildert werden, wurde das Leben weniger hoch angeschlagen und leichter eingesetzt, sei es im Kampf, sei es im Genuß. Viele der früheren Herrscher fielen auf dem Schlachtfeld oder durch Mörderhand, andere erlagen frühzeitig den Anstrengungen und Seuchen der Feldzüge oder der allzu sorglosen Hingabe an die Tafelfreuden und setzten so die durchschnittliche Lebensdauer ganz erheblich herab. Obwohl der Verfasser einen Arzt zu Rate gezogen hat, scheint mir die Deutung der Krankheitserscheinungen nicht immer ganz zutreffend: so ist z. B. Ludwig der Fromme wahrscheinlich nicht an einer „bösartigen Neubildung“, sondern an chronischem Luftröhrenkatarrh und Emphysem oder Aufblähung (das bedeutet hier offenbar tumor) der Lunge gestorben. Bei Maximilian I. scheint mir „die gelbe Farbe seiner Augen“ mehr für Gelbsucht und Leberleiden als für „Krebs der Verdauungswege“ zu sprechen; Leberkrebs ist freilich auch nicht ausgeschlossen.

In jedem Falle werden Vertreter der verschiedensten Forschungsgebiete aus dem besprochenen inhaltreichen Buche mancherlei Belehrung schöpfen können.

Ludwig Wilser.

**Dahn, F.**, Die Könige der Germanen. XI Die Burgunden. Leipzig 1908, Breitkopf & Härtel.

Das neueste Buch des unermüdlichen Schriftstellers rechtfertigt in jeder Hinsicht mein in diesen Blättern (V, 4) über ihn abgegebenes, sogar von Verehrern als durchaus begründet anerkanntes Urteil. Nur aus diesem Grunde bespreche ich es auch hier, wo sonst nicht der Ort dafür wäre. Der geschichtliche, übrigens schon räumlich hinter dem rechtlichen, den ich gerne den Juristen überlasse, sehr zurückstehende Teil des Werkes ist voll von alten Irrtümern, Mißverständnissen und falschen Auffassungen. Schon der erste Satz „der Name Burgunden hängt mit got. baurgs, lat. burgus zusammen“, ist unrichtig: der Volksname ist, wie ich nachgewiesen habe, aus den Wortstämmen bur und gund zusammengesetzt. Ostgermanen und Völker gotischen Stammes sind gleichbedeutend; darum ist auch die burgundische Sprache gotisch. „Als Ostgermanen geben sie auch“, lesen wir auf S. 9, „der Insel Borgund im norwegischen Sunn-mari Besiedelung und Namen“; das ist ein doppelter Irrtum, denn nach Norwegen sind die Burgunden gerade als Ostgermanen nie gekommen, und der angeführte Ortsname hat im Gegensatz zu Bornholm (Borgundarholmr) nur zufälligen Gleichklang mit dem Volksnamen. Kaiser Probus hat um 280 das Volk nicht „am Rhein“, sondern zugleich mit den Wandalen in Schlesien und der Lausitz bekämpft. Von da zogen die Burgunden ins Maintal, wohnten aber nicht am römischen Grenzwall (capellatium ist für palatium verschrieben und gleichbedeutend mit dem germ. palas, Königshalle), sondern waren von diesem durch die Alemannen getrennt. Die Ansiedelung in der Sabaudia und die auf „Einladung römischer Senatoren“ erfolgte Erweiterung des neuen Reiches in der Provinz Gallia Lugdunensis werden vermengt und verwechselt: die eine fand 453 nach der Hunnenschlacht, die andere etwa zwei Jahre später statt. Ganz unklar und widerspruchsvoll ist die Darstellung der Verwandtschaftsverhältnisse im Königsgeschlecht der Gibichunge. Auf S. 240 läßt er diese von Athanarich (durch die „Spindelseite“) abstammen, auf S. 241 weist er Gundiok, dessen westgotische Abkunft ausdrücklich bezeugt ist, einem „anderen Königsgeschlecht“ zu; auf der gleichen Seite ist Hilperik I. der Sohn, auf S. 243 dagegen der Bruder Gundioks. Gibika, der „Ahnherr, führt einen Beinamen Odhin-Wodans, des Gebers, Wunscherfüllers“; jeder mit der germanischen Namenkunde auch nur einigermaßen Vertraute sieht aber auf den ersten Blick, daß Gibika ein gotisch gebildeter Kosename von Gibamund, Gibahar oder dergl. ist. Das Angeführte mag genügen, um zu zeigen, daß Dahn, der mit so großem Selbstgefühl auf den „methodebaren Dilettantismus“ und sonstige „methodewidrige“ Behandlungen des Gegenstandes herabsieht, nichts Neues zur Aufhellung dieses, wie ich zugestehe, besonders dunklen und schwierigen Abschnitts der älteren deutschen Geschichte beigetragen hat. Ludwig Wilser.

**Meisel-Heß, Grete,** Die sexuelle Krise. Jena 1909, Eugen Diederichs. 5,50 M.

Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, unsere sexuellen Zustände einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen und zwar in drei Büchern, von welchen das erste „die Zustände, die sich aus der gegenwärtigen Sexualordnung der Kulturwelt ergeben" zum Stoff hat, die beiden anderen „die Reformvorschläge, die zur Entwirrung der sexuellen Krise in unserer Zeit entstanden sind" und „den Versuch des Systems einer neuen Sexualordnung, die sich bei Entwirrung der Krise aus den schon vorhandenen Ansätzen ergeben dürfte", behandeln werden.

Der erste Band liegt nun vor, doch greift er schon verschiedentlich über den ihm gesteckten Rahmen hinaus ins Gebiet der beiden folgenden über. Gleich das ihm vorausgestellte Motto — aus seinem eigenen Texte gegriffen — gibt in nuce eine Kritik unserer heutigen Verhältnisse und ein Zukunftsprogramm: „Feste und dauernde Monogamie ist ein ausgezeichneter Zustand, weil er die Energien des Menschen für andere, außerhalb der Erotik liegende hohe Aufgaben schont. Aber . . . als erste Karte ist die richtige Monogamie wohl auch nicht im Lebensspiel zu ziehen."

Und mir scheint, dieses Urteil der Verfasserin steht nicht nur als Motto ihren Untersuchungen voran. Daß überhaupt die im Vorwort vindizierte Voraussetzungslosigkeit nicht immer und überall herrscht — wen wird es wundern? Auf welchem Gebiete ist Objektivierung schwerer, als auf diesem, wo sich tiefstes, persönliches Erleben stets als Wertmesser wird aufdrängen wollen?

Dieses Buch ist von einer Frau geschrieben, und wie sie die selbsterlebte sexuelle Not ihres Geschlechtes mit fühlendem Herzen und kritischem Verstande erfaßt und zur Darstellung gebracht hat, so urteilt sie teilweise schief und ungerecht, wo männliche Anlagen, männliche Bedürfnisse in Frage kommen. So wird auch ihren Schlußfolgerungen nicht überall beigepflichtet werden können.

Den Hauptgrund unserer heutigen desolaten Sexualverhältnisse sieht die Verfasserin, mit anderen Frauenrechtlerinnen, in einem verkehrten Werbekampf der Geschlechter. Während im ganzen Tierreich die brünstigen Männchen die Weibchen umwürben, zwängen unsere heutigen Verhältnisse das weibliche Geschlecht dazu, mit allen Mitteln um einen Mann zu kämpfen. Hier müsse vor allem Abhülfe geschaffen werden. Freie Gattenwahl für das Weib! In einer mit anderen wirtschaftlichen Verhältnissen kommenden neuen Geschlechtsordnung werde dies durch versicherungstechnische und sozialpolitische Institutionen gewährleistet sein. Einstweilen seien folgende Forderungen, zu deren Erfüllung schon zahlreiche Ansätze vorhanden, aufzustellen: vollwertiger Mutterschutz, vollgewertete Berufsarbeit der Frau, als Ergänzung ihrer mütterlichen Leistung, moralische und gesellschaftliche Approbation jeder Mutterschaft, die die Rasse nicht schädigt, höchste hygienische und sozialpädagogische Maßnahmen gegenüber dem Kinde. Solange aber das Weib unter den heute gegebenen Verhältnissen sich und das Kind nicht erhalten könne — und das könne es in den wenigsten Fällen — sei es das Natürliche, daß der wirtschaftlich stärkere Mann einspringe. — Dies ist einer der Punkte, wo die Verfasserin von den meisten anderen Frauenrechtlerinnen abweicht.

Die Verfasserin verlangt „volle Freiheit für alle rassefördernden Formen des erotischen Lebens" (S. 17), doch ist sie der Ueberzeugung: „die Einmündung des erotischen Lebens des Individuums in eine dauernde sexualsoziale Verbindung mit einem Wesen des andern Geschlechtes, ist . . . diejenige, nach welcher das Individuum, Mann und Weib, ewig streben wird und soll" (S. 16). Diese Dauerverbindung soll aber nur eine Endphase sein, „in die das geläuterte, in seinem Triebleben beruhigte . . . Individuum (Mann und Weib) eintritt" (S. 27). Vorher soll eine Sukzession monogamischer — natürlich gesellschaftlich anerkannter — Verbindungen (S. 68) den jungen Leuten Gelegenheit bieten können, alle Seiten des Geschlechtslebens und ihrer selbst kennen zu lernen. Aus solchen Verbindungen verspricht sich die Verfasserin „Kinder der Kraft, der Jugend und der freien Auslese" (S. 49). Mir aber scheint es, alle ethische Höherentwicklung eskomptiert, nicht zweifelhaft, daß in diesen Jugendverbindungen trotz ihrer gesellschaftlichen Anerkennung und Fürsorge für Mutter und Kind, der ebenfalls gesellschaftlich genehmigte Präventivverkehr vorherrschen würde. Die Kindererzeugung bliebe in der Hauptsache den Dauerehen vorbehalten, die nach beruhigtem Triebleben geschlossen würden. Und deren Früchte könnten rassenbiologisch ebensowenig als erstklassig bezeichnet werden, als die den heutigen Vernunftehen entsprossenen. Umsonst gibt ja die Natur durch das „unruhige" Triebleben nicht den Fingerzeig,

welche Lebensperiode zur Ausübung der Funktion und zur Erfüllung ihres Endzweckes die günstigste ist.

Die Schilderung unserer heutigen Sexualzustände — diese eigentliche Aufgabe des ersten Bandes, welche die Verfasserin in schärferer Beschränkung hätte erledigen können — ist eine leider nur zu treffende und gründet sich, das fühlt man, vielfach auf eigene, teuer erkaufte Erfahrungen. Unrichtig aber ist der stets wiederkehrende Hinweis auf die unnatürlich verkehrte Gattenwahl in der menschlichen Gesellschaft. Ueberall im Tierreich, wo rivalisierende Männchen kämpfen, fallen schließlich die Weibchen dem Sieger zu. Eine Wahl haben sie nicht und begehren sie wohl auch kaum.

Eine eingehendere Kritik der Reformvorschläge der Verfasserin muß der Besprechung des zweiten bald in Aussicht gestellten Bandes vorbehalten werden, da sie dessen besonderes Gebiet betreffen.

Daß eine temperamentvolle Persönlichkeit, wie die Verfasserin, auch ihre Gegner nicht mit „Glacéhandschuhen" anfaßt, wie man zu sagen pflegt, versteht sich von selbst; aber unverdient und am falschen Orte ist die hämische Bemerkung, zu welcher sie sich S. 482 gegen Prof. von Ehrenfels hinreißen läßt. Es scheint hier eine persönliche Animosität mitzusprechen, deren Quelle mir unbekannt ist.

Alles in allem ein lesenswertes Buch, das sich bemüht, unter Vermeidung eines einseitigen Standpunktes eine zusammenfassende Darstellung einer Frage zu geben, über welche Neues zu sagen fast unmöglich geworden ist.

G. Weiß.

**Hirschfeld, M.,** Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. 9. Jahrg. Leipzig 1908, M. Spohr.

Seit einer Reihe von Jahren vollzieht sich auf dem Gebiete der Sexualwissenschaft eine Umwandlung, eine Loslösung von bisher für unantastbar gehaltenen Dogmen. Während man ehedem die verschiedenen Variationen des sexuellen Empfindens und Betätigens lediglich vom Standpunkte des Psychiaters aus behandelte und sich gänzlich auf den Boden Krafft-Ebingscher Theorien stellte, ist man neuerdings eifrigst bemüht, alle Erscheinungsformen der vita sexualis auf rein natürliche Weise zu erklären. Vor allem gilt es dabei, den Nachweis zu erbringen, daß die einzelnen Perversionen, wie Homosexualität, Sadismus, Masochismus usw. nicht das Produkt einer krankhaften Ueberkultur sind, sondern sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorgefunden haben. So zeigt beispielsweise Fr. S. Krauß in seinen berühmten „Anthropophyteia", wieweit man sich von der Wirklichkeit entfernt, wenn man bei den Völkern, die noch auf primitivster Kulturstufe stehen, ein vollkommen reines, oder, wie die Moralisten sagen, „normales" Geschlechtsleben vermutet.

Auch das vorliegende Werk stellt sich die Aufgabe, in dieser Hinsicht aufklärend und befreiend zu wirken, indem es auch bestrebt ist, Material in obigem Sinne beizubringen, und nachweist, daß selbst die geistig am höchsten stehenden Männer und Frauen der verschiedenen Nationen nicht immer über ein „normales" Geschlechtsleben verfügten. Natürlich muß es jedem einzelnen Leser und Forscher überlassen bleiben, wieweit er den Autoren in ihren Konsequenzen folgen will; jeder Denkende aber wird es mit Genugtuung begrüßen, daß man sich allmählich zu freieren Anschauungen durchringt und auch in der Sexualpsychologie dem Individualismus einen Platz einräumt. Es kann hier selbstverständlich keine Rede davon sein, auf die einzelnen Abhandlungen näher und kritisch einzugehen, vielmehr mag ein Hinweis auf die bedeutendsten Abschnitte genügen. So sei es mir gestattet, aus dem reichen Inhalte des vorliegenden Buches auf die nachstehenden Arbeiten besonders aufmerksam zu machen: 1. Inwiefern widerspricht der § 175 St.-G.-B. dem „richtigen Recht"? von Numa Praetorius; — 2. Ueber die Komplikationen der Homosexualität mit anderen sexuellen Anomalien, von Alfred Kind; — 3. Sokrates und die Homosexualität, Studie von O. Kiefer; — 4. Eduard Kulke, ein Uranier, von Fr. S. Krauß; — 5. Ueber Homosexualität in Albanien, von P. Näcke; — 6. Bibliographie der Homosexualität, von Numa Praetorius; — 7. Jahresbericht 1906 bis 1908, von M. Hirschfeld.

Dr. von Gerhardt.

---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Hildburghausen.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische
VIII. 9. Revue 1909.
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben
der Völker.

# Heydenreichs „Familiengeschichtliche Quellenkunde“.

Dr. Georg Lomer.

Jeder Familienforscher weiß, wie schwer es für den nicht gerade speziell Vorgebildeten zu sein pflegt, genealogische Zahlen, Daten und Tatsachen aufzufinden, ja überhaupt erst einmal festzustellen, wo sie zu suchen sind, welche Quellen eigentlich herangezogen werden müssen. Um so dankenswerter ist es darum, wenn ein Genealoge von Fach und Ruf es unternimmt, alles wesentlich in Frage Kommende übersichtlich zusammenzustellen, wie der kgl. sächs. Kommissar für Adelsangelegenheiten Prof. Dr. Eduard Heydenreich es in seiner dem König von Sachsen gewidmeten „Familiengeschichtlichen Quellenkunde“[1]) soeben getan hat.

Der Ton dieses umfangreichen Werkes hält sich ebensoweit von wissenschaftlicher Plattheit wie von Langerweile fern; das in ihm verarbeitete und verwertete Material ist geradezu imposant: umfaßt doch z. B. das Autorenregister nicht weniger als etwa 3000, das Personen- und Sachregister annähernd ebensoviele Namen!

So ist es schier unmöglich, auf alle Einzelheiten des unendlich mühevollen Werkes einzugehen, da eben jedes Kapitel seinen Wert hat und keines als gänzlich belanglos ausgeschaltet werden kann. Wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, das eine oder andere Gebiet herauszugreifen und an ihm die Behandlungsart des ganzen Gegenstandes aufzuzeigen.

Eingeleitet wird das Buch durch die Besprechung der so wichtigen Kirchenbücher und Standesamtsregister. Kirchliche Namenregister hat es schon im frühen Mittelalter gegeben, ein Brauch, der sich im ganzen von Süden nach Norden verbreitet hat. „In Deutschland, wo wir vereinzelt Taufregister im 15. Jahrhundert von Synoden angeordnet sehen, ist das älteste Ueberbleibsel eines Kirchenbuches in neuerem Sinne das Bruchstück eines Taufbuches von St. Theodor in Basel von 1490—1497, seit 1861 ins britische Museum nach London

[1]) Herausgegeben auf Veranlassung der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte. Leipzig 1909, Verlag H. A. Ludwig Degener. 449 S., M. 16,—.

gelangt.“ Zur allgemeinen Einführung kam der Brauch in Deutschland jedoch erst seit der Reformation, während die katholische Kirche die gleiche Anordnung erst auf dem Tridentiner Konzil, 11. November 1563, traf.

Demgegenüber sind die standesamtlichen Register, die ja gewissermaßen eine Loslösung von den kirchlichen Funktionären bedeuten, ganz allgemein weit jüngeren Ursprungs. In Frankreich gründen sich die heute geltenden Bestimmungen auf das Gesetz vom 20. September 1792, dessen sonstiger Inhalt im wesentlichen den königlichen Dekreten von 1667 und 1736 entnommen ist. In den Niederlanden hatten die Provinzen Holland und Westfriesland schon im 16. Jahrhundert die fakultative Zivilehe eingeführt, und bereits vor der Revolution war dieselbe für die Reformierten ein allgemeines Institut.

Die meisten anderen Länder folgten erst später. In Deutschland speziell wurde der damals herrschende bunte Rechtszustand erst durch das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875 beseitigt.

„Nicht wenige Standesämter lassen es sich jetzt angelegen sein, den Familiensinn zu heben und den Wert einer zusammengestellten Chronik den breiteren Volksmassen klar zu machen. Es wird z. B. in Berlin (wie auch Leipzig und Dresden) jedem neuvermählten Paare auf Wunsch ein Familienstammbuch von dem Standesbeamten gegen Entrichtung von 50 Pfg. ausgefertigt, das gleich mit Eintragung und Beglaubigung in betreff der Eheschließung versehen ist.“ Sehr wünschenswert wäre es, wenn diesem Beispiele allmählich sämtliche Standesämter folgen möchten. —

Ein nicht minder wichtiger, dabei ganz eigenartiger Zweig der Genealogie ist die Heraldik oder Wappenkunde.

„Die umfangreichste heraldische Sammlung, welche es gibt, erscheint unter dem Titel »J. Siebmachers Wappenbuch« im Verlag von Bauer & Raspe in Nürnberg und umfaßt gegenwärtig bereits über 100 starke Quartbände.“ „Die Heraldik als familiengeschichtliche Hilfswissenschaft ist leider nicht so bekannt, als wünschenswert ist. . . . Und doch bietet sie gelegentlich die Möglichkeit, Nationalität, Stamm, Lehnsverhältnisse und Amt eines Geschlechts zu erkennen, gleichnamige Geschlechter und Linien desselben Geschlechtes zu scheiden, uneheliche Geburt, Besitz und genealogische Verhältnisse, sowie besondere Vorkommnisse aus der Geschichte einzelner Familien zu erforschen und die Namen des Geschlechtes aus dem Wappen abzulesen.“

So zeichnet sich der polnische Adel durch ungeteilte Schilde mit einfacher Wappenfigur und einen Helm ohne Decken aus. Der englische zeigt frei über dem Helme schwebende Helmzierden ohne Helm, welche mit dem Schilde in gar keiner Verbindung stehen. Die französische, auch in Rußland gebräuchliche Baronskrone ist ein mit Perlenschnur mehrfach umwundener goldener Reifen ohne Zacken. Heraldische Unterschiede durch abweichende Schildeinfassungen weisen nach Spanien.

In Deutschland ist besonders der Stand aus dem Wappen recht häufig ersichtlich. „Der offene Turnier- oder Spangenhelm gibt für gewisse Zeiten einen Wahrscheinlichkeitsgrund für adeligen Stand“,

während der Stechhelm mehr auf einen Bürgerlichen deutet. Ist das Wappen einfach, so weist es auf alte Zeiten zurück; ein kombiniertes, mit zahlreichen Einzelheiten überladenes Wappen ist dagegen stets jüngeren Datums.

Zur Unterscheidung verschiedener Glieder oder Linien des gleichen Geschlechts dienen die sogenannten „Brisüren", d. h. Veränderungen der Wappenfarben, der Wappenfigur, oder hinzugefügte „Beizeichen". Der nach der linken Seite absteigende Balken wird in der Regel für das Beizeichen Nachgeborener vom Blute, der nach der rechten Seite absteigende als Beizeichen der Bastards angenommen. Der Erwerb neuer Besitzungen wurde die Veranlassung zur Annahme eines von dem bisherigen Familienwappen abweichenden Zeichens. Söhne von Adeligen gaben, wenn sie Erbtöchter heirateten, entweder das väterliche Wappenbild völlig auf und adoptierten das der Familie ihrer Frau, oder aber sie vereinigten beide Siegel.

Mit den Wappen sinngemäß verwandt sind die alten „Hausmarken" und „Meisterzeichen". —

Von besonderem Interesse ist wiederum das Kapitel, in welchem Heydenreich „die Eigennamen und den Gebrauch des Wortes »von«" behandelt.

Unsere Familiennamen sind vor einem halben Jahrtausend fest geworden. Entstanden jedoch sind sie nicht erst damals, sondern sie gehen als Personennamen meist höher hinauf, bis in die Zeiten der Völkerwanderung. „Als die Namen sich bildeten, waren die verschiedenen Mundarten noch in voller Blüte. Eine allgemein herrschende Schriftsprache war noch nicht vorhanden. So setzten sich die Familiennamen für jede Landschaft zunächst in der dort verbreiteten Mundart fest. Dazu kommen bei den deutschen Familiennamen zahlreiche slawische und romanische Einflüsse."

„Seit etwa dem Anfang des 11. Jahrhunderts begannen Grafen und Edle ihre Herrensitze im Tale zu verlassen, auf den Höhen feste Burgen zu bauen und sich nach diesen zu benennen. Auch bei den niederen Ständen befestigten sich mehr und mehr die persönlichen Heimatsbezeichnungen zu erblichen Familiennamen. Hier ist zu beachten, daß es Familien gleichen Namens gab, die keine Verwandtschaft miteinander hatten. Noch im 11. Jahrhundert begnügten sich in den Urkunden sehr viele mit Titel und Taufnamen, auch Grafen und Edle. Erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts waren Familiennamen bei diesen die Regel." Bei einem Ortswechsel wurde dann auch der Familienname vertauscht. „Diese Weise wurde aber auch von Leuten nicht ritterlichen Standes befolgt. ... Wer aus einem fremden Ort zuzog, wurde beim Eintragen in die Bürgerrollen am einfachsten nach dem Orte bezeichnet, aus welchem er kam."

„Für den Adel war es durchaus unmaßgeblich, ob sein Name mit oder ohne »von« gebildet war. Es gab eine große Anzahl adeliger Geschlechter, welche dieses Prädikat ... nicht führten, ohne daß deshalb der geringste Zweifel an ihrer adeligen Stellung entstanden wäre. Seit etwa 1350 ward es langsam üblich, daß auch diejenigen Geschlechter, welche ein »von« vor ihrem Namen führten, dies wegließen. ... Die Ursache hierzu war vermutlich das Aufblühen des Bürgertums und Städtewesens zu jener Zeit, die Uebersiedelung alt-

adeliger Geschlechter in die Städte und Uebernahme der städtischen Regierung durch dieselben. ... Dieser Umstand trug dazu bei, daß der Unterschied zwischen dem niederen Adel und dem vornehmen Bürgerstande, dem Patriziate, eine Zeitlang fast aufgehoben war. Zur Reformationszeit trat eine Reaktion ein. Nach und nach nahmen während der folgenden 200 Jahre nicht nur viele derjenigen Familien, welche sich vor 1350 des Prädikats »von« bedient hatten, dieses wieder auf, sondern überhaupt fast alle Familien, die sich zum Adel gerechnet wissen wollten. ... Die Ursache zu dieser Reaktion lag besonders in der Initiative der Höfe."

„Heutzutage scheint vielen das Prädikat »von« als die zuverlässige und vollkommene internationale, weil bereits vor den Namen fast aller Nationalitäten, die rumänische, griechische und japanische nicht ausgenommen, zu findende Adelsbezeichnung. Allein diese Anschauung, als beweise das Wörtchen »von« den Adel, ist durchaus irrig. Wie das französische »du« und »de la« und das niederländische »van« äußerst häufig bei rein bürgerlichen Familien vorkommt, so gibt es auch in Deutschland, besonders in den nordwestlichen Gegenden, gegenwärtig nicht weniger als 100000 bürgerliche Familien mit dem Wörtchen »von«." —

Zu den wesentlichsten familiengeschichtlichen Quellen gehören begreiflicherweise die Museen, Bibliotheken und Archive.

Da muß denn an erster Stelle das „Britische Museum" in London genannt werden. Allein seine Bibliothek ist ein ungeheuerer Schatz, der Hauptkatalog umfaßt 3000 Foliobände, der gedruckte etwa 600 Bände. „Von den zwölf Abteilungen des Britischen Museums kommen für den Familienforscher hauptsächlich die Münzen und Kupferstiche in Betracht. Auch die Siegelsammlung ist bedeutsam. Von andern außerdeutschen Sammlungen stehen die Museen des Vatikans und des Kapitols und das Museum nazionale als die umfangreichsten Roms mit an erster Stelle. In bezug auf Mannigfaltigkeit und Universalität stehen ihnen zur Seite in Paris der Louvre, in St. Petersburg die Eremitage und in Wien die kaiserlichen Hofmuseen. In Deutschland stehen die Museen in Berlin, Dresden, Karlsruhe, München, Nürnberg und Weimar obenan."

Was die Bibliotheken betrifft, so sind für den Familienforscher besonders diejenigen belangreich, welche finanziell in der Lage sind, zahlreiche Veröffentlichungen historischen Inhalts zu erwerben. Was das bedeutet, läßt sich aus der Tatsache ersehen, daß allein für ein begrenztes Gebiet wie Sachsen-Thüringen jährlich 8—900 derartige Veröffentlichungen gezählt wurden.

Im übrigen muß bemerkt werden, daß gegenüber manchen älteren historischen, insbesondere genealogischen Publikationen Vorsicht recht sehr am Platze ist. „Gerade die Genealogieen sind von jeher ein wahrer Tummelplatz teils sagenhafter, teils ganz bewußt erfundener Fälschung gewesen. Familien- und Nationaleitelkeit haben in der Zurückführung der Stammbäume auf ... Helden das Unglaublichste geleistet. Der Wunsch, lückenlose Ahnenreihen zu besitzen, das Bestreben der Gelehrten, unbestimmte Verwandtschaftsbeziehungen sicherzustellen und recht vollständige genealogische Linien zu gewinnen, sind kaum minder verhängnisvoll geworden. Als ein Beispiel großer

Entstellung der tatsächlichen Ueberlieferung können die fränkischen Königslisten angeführt werden, welche Joh. Hübner . . . veröffentlicht hat.“

„Besonders bedürftig einer kritischen Nachprüfung sind die Angaben der Turnierbücher.“ So z. B. des früher einmal hochberühmten, heute geradezu berüchtigten Buches von Georg Rüxner. —

Weit wertvoller pflegen die Leichenpredigten, die Trauer- und Festordnungen, die Lehrer- und Schülerverzeichnisse sowie die Universitätsmatrikeln zu sein.

Der Gebrauch, von verstorbenen Personen von einiger Bedeutung eine Trauerrede zu halten und auch drucken zu lassen, entstand bei den Protestanten schon im 16. Jahrhundert, erreichte im 17. seine größte Ausdehnung, um sich sodann zu verlieren. „Solchen Leichenpredigten wurden regelmäßig sogenannte Personalien angehängt, die den Lebenslauf des Verstorbenen, seine Familienverhältnisse, insbesondere auch seine Abkunft, seine Vorfahren, seine Ahnen beibrachten; ja oft dehnten sich diese Predigten zu einer völligen Genealogie der betreffenden Familie aus.“ —

Von ganz hervorragender Bedeutung für jegliche genealogische Forschung sind, wie erwähnt, die Archive. Ihre Benutzung durch das Publikum selbst hat indessen seine Schwierigkeiten. Zunächst muß man Latein verstehen und genaue Kenntnisse der deutschen Dialekte besitzen, um mittelalterliche Urkunden lesen und insbesondere die in ihnen oft sehr häufig auftretenden Abkürzungen richtig auflösen zu können; auch weichen Altfranzösisch, Altspanisch, Altnordisch sehr bedeutend von den jetzt in diesen Ländern herrschenden Idiomen ab. Sodann kommt es für den Familienforscher darauf an, daß er die alten Datierungsweisen in die heutige Weise umrechnen lernt. Schließlich aber können auch nicht alle Archivalien jedem beliebigen Benutzer vorgelegt werden. „Wenn die Vorlage das Staatsinteresse oder das berechtigte Interesse einzelner Korporationen oder Personen zu verletzen geeignet erscheint, wird sie unterbleiben müssen.“

Uebrigens gibt es auch Gerichtsarchive, welche zuweilen Wichtiges bergen. Das reichhaltigste, das es gibt, ist wohl das Wetzlarer Reichskammergerichtsarchiv. —

Als von besonderem Interesse sei zum Schluß des Kapitels gedacht, in welchem Heydenreich auf die „Ahnentafel“ zu sprechen kommt. Die Begriffe „Ahnentafel“ und „Stammtafel“ werden häufig verwechselt. Deshalb sei über dieselben folgendes bemerkt: „Jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern, 32 Urururgroßeltern u. s. f. Eine Tafel, welche diese Verhältnisse für eine bestimmte Person zur Anschauung bringt, nennt man Ahnentafel.“

Die Stammtafel dagegen ist eine genealogische Tafel, bei der man, wie der jüngere Hübner sagt, „einen gewissen Stammvater oben setzt, und alle seine Nachkommen darunter verzeichnet.“

Ahnen- und Stammtafeln haben nur dann urkundlichen Wert, wenn sie auf Grund urkundlichen Materiales von einer Behörde beglaubigt sind, was selten genug der Fall ist. „Die Erfahrung zeigt, daß sich in diesen Tafeln nicht selten starke Fehler finden. Daß Kritik zu üben nötig ist, gilt auch von den behufs Ahnenprobe aufgestellten, von vier Edelleuten beglaubigten Ahnentafeln.“

Diese „Ahnenprobe“ war bekanntlich „eine wichtige Institution des auf die Geburtsstände begründeten germanischen Rechts. Die aus nicht ebenbürtiger Ehe entsprungenen Kinder waren in verschiedenen Beziehungen ungünstig gestellt, namentlich sukzedierten sie nicht in die Lehen“. „Besonders streng war man in den Stiften. Man machte einen Unterschied zwischen rittermäßigen und stiftsmäßigen Personen. Kapitelbeschlüsse erschwerten die Ahnenprobe auf vielerlei Art, indem man bald die erforderliche Ahnenzahl erhöhte, bald von dem Kandidaten forderte, daß er und seine Ahnen zur Reichsritterschaft oder zu irgendeiner anderen Klasse von Adel gehört hätten.“

„Mit der Säkularisierung der Kirchengüter im Anfang des 19. Jahrhunderts verloren die Ahnenproben meistens den Rest ihrer rechtlichen Bedeutung. Nur für den Eintritt in das Domkapitel zu Olmütz, für den preußischen Johanniter-, den deutschen Malteser-, den bayerischen St. Georgs- und einige andere Orden, sowie für Kammerherrenstellen ist heute noch eine Ahnenprobe erforderlich.“

Im übrigen ist es längst genealogisch erwiesen, daß heute eine wirkliche Trennung der Geburtsstände nicht mehr besteht. Man braucht nur einen Blick in die Gothaer Adelskalender zu werfen, um von der weitgehenden Vermischung der Stände eine Vorstellung zu gewinnen. „Auch die Ahnentafeln bürgerlicher Familien geben dazu Beispiele. Wie viele Träger bescheidener Namen zählen recht vornehme Leute unter ihre Vorfahren.“ —

Diese Proben mögen genügen, um von der Reichhaltigkeit des in diesem Buche Gebotenen zu überzeugen. Möge das geschmackvoll ausgestattete Werk recht viele Freunde und verständnisvolle Würdiger finden.

---

## Ueber die natürliche Minderwertigkeit der niederen Bevölkerungsklassen.

Prof. G. Vacher de Lapouge.

(Schluß.)

Bei der Auslese brauchen wir nicht lange zu verweilen. Die Art und Weise, wie sie sich vollzieht, ist heute allgemein bekannt, und sie ist auch bereits im obigen genügend berücksichtigt worden.

Wenn sich in den unteren Klassen intelligente, mäßige und arbeitsame Individuen mit geordneten Verhältnissen finden, so müssen sie recht wenig Glück haben oder sich in einem besonders ungünstigen Milieu bewegen, wenn sie Zeit ihres Lebens arm bleiben sollen. Denn sonst werden sie mit der Zeit kleine Arbeitgeber oder wenden sich dem Handel zu, und ihre Kinder, bisweilen sogar sie selbst, bringen es zu einer bevorzugten Stellung. Auf diese Weise ist die Klasse der städtischen Handwerker emporgestiegen. Diese waren die Vorläufer der heutigen Industrie, die den ehemaligen Arbeiter, dessen geistiges Niveau schon ziemlich hoch war, zu einem einfachen Anhängsel der Maschine gemacht hat, wozu ja auch ungelernte Leute aus dem geistigen Proletariat verwandt werden können. Die Enkel der Schuh-

macher, Maurer und Tischler aus dem 18. Jahrhundert bilden die Mehrzahl der heutigen Bürger. Heute ist das Aufsteigen durch Handel und Industrie schwieriger, weil zum Erfolg kleine Ersparnisse nicht mehr genügen, vielmehr bedeutendere Kapitalien vonnöten sind; hingegen auf dem Lande kann jeder Grundbesitz erwerben, und ohne hohe intellektuelle Fähigkeiten kann sich die Nachkommenschaft des Tagelöhners zum kleinen, dann zum großen Grundbesitzer aufschwingen. Nachdem sie so zu einigem Vermögen gekommen ist, wird sie sich, wenn es ihr nicht an Befähigung fehlt, auch im Handel, in der Industrie oder in den freien Berufen erfolgreich betätigen können.

Diese Möglichkeit für die Besten, aus der Armut herauszukommen, hat stets bestanden. Weder die Sklaverei noch die Leibeigenschaft haben sie vollständig beseitigt, nicht einmal für die rechtlosesten Klassen. Die Emanzipation ist stets für diejenigen leicht gewesen, denen es gelang, sich etwas zu ersparen, oder die fähig waren, ein Handwerk auszuüben. Die römischen und mittelalterlichen juristischen Codices lassen über diesen Punkt keinen Zweifel, und zahlreiche Urkunden liefern den Beweis, daß diese Möglichkeit nicht reine Theorie war. Sogar der Adel war den niederen Klassen zugänglich. Fast alle heutigen Adelsfamilien stammen von Kriegern ab, die aus den Leibeigenen ausgelesen, zu Rittern geschlagen und zum Lohn für tapfere Taten mit Lehen ausgestattet wurden; der übrige alte Adel stammt von geadelten Beamten ab, die aus dem kleinen Bürgertum, bisweilen unmittelbar aus Handwerker- oder Bauernfamilien hervorgegangen sind. Zur Zeit Saint-Simons hatte man noch nicht vergessen, daß ein vornehmer Herr Lakai gewesen oder Sohn eines Lakaien sein konnte, ganz wie ein Großindustrieller unserer Tage in Holzschuhen in Paris angekommen sein kann. Deshalb protestieren auch gewisse Sozialisten heute dagegen, daß Kinder aus dem Volke sich eine höhere Bildung aneignen, da sie dazu führt, daß die bestorganisierten Individuen aus dem Lager der Arbeiter in das der Bürgerlichen übergehen.

Zu allen Zeiten haben die arbeitenden Klassen auf diese Weise durch die Auslese ihr bestes Blut verloren, aber ein natürlicher und wohltätiger Prozeß setzt die höheren sozialen Schichten unaufhörlich neu zusammen und zwar in demselben Verhältnis, wie ihre Geschlechter aus Mangel an Geburten beständig aussterben. Wenn die endgültige Erschöpfung oder die unheilbare Degeneration der unteren Klassen diese Rekrutierung ungenügend werden ließe, so würde die Zivilisation unweigerlich untergehen, ebenso wie die Dolichocephalie aus den oberen Klassen verschwindet.

Die Ursachen der Degeneration in den niederen Klassen sind sehr zahlreich. Die einen, wie den Alkoholismus und die venerischen Krankheiten, haben sie mit den höheren Klassen gemeinsam, in denen sie bisher sogar vornehmlich gewütet haben. Unter dem Einfluß der Hygiene vollzieht sich aber bei den Aufgeklärteren, die zugleich auch die Wohlhabenderen zu sein pflegen, eine beträchtliche Besserung. Abgesehen von der sehr wenig zahlreichen und gewöhnlich von Geburt an verdorbenen Kategorie derer, die ein Schlemmerleben führen, kann man sagen, daß selbst in England und Deutschland, in Ländern, wo der Alkoholismus die höchsten Gesellschaftsschichten, ja sogar die Frauen ergriffen hat, neuerdings der Alkoholgenuß sehr abnimmt;

ja man kann schon die Zeit kommen sehen, wo der Alkoholismus aus den wohlhabenden Kreisen verschwunden sein wird: in einer oder in zwei Generationen wird das der Fall sein. Ebenso liegt es mit den Geschlechtskrankheiten: man nimmt sich mehr und mehr vor der Syphilis in acht und behandelt sie sorgfältiger; die Gonorrhoe gilt nicht mehr als harmloses, sondern als ein sehr ernst zu nehmendes und sehr hartnäckiges Leiden, das sich auch als Gicht, Hirnhautentzündung und Herzleiden äußert und unter Umständen den Tod zur Folge hat. Außerdem lehren die neuesten Forschungen, daß schon unter drei Männern einer zeugungsunfähig ist infolge von Samenverderbnis, die auf Tripper zurückgeht und die aus der Ansteckung resultierende Vergiftung auch auf die Nachkommenschaft vererbt[1]).

Diese Degenerationsfaktoren haben das Bestreben, sich in den unteren Klassen festzusetzen und zu entwickeln. Bei jeder Lohnerhöhung wandert die Zulage größtenteils in die Schenke; die Kurve des Alkoholverbrauchs folgt seit einem halben Jahrhundert genau derjenigen der Löhne. Unausgesetzt wächst der Alkoholkonsum in den unteren Bevölkerungsschichten der Städte und sogar auf dem Lande, teils unter dem Zwang, sich über die Ermüdung hinwegzutäuschen, teils aus Nachahmungssucht. Die Geschlechtskrankheiten andererseits verbreiten sich unter den Arbeitern mit beunruhigender Schnelligkeit, und selbst unter der Landbevölkerung, die einstmals frei von Syphilis und fast frei von Gonorrhoe war, bilden sich überall Ansteckungsherde, die die Landärzte in Besorgnis versetzen.

Die Ueberarbeitung ist eine weitere Degenerationsursache, die den Armen und Reichen, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, gemeinsam ist. Wenn die körperliche Ueberarbeitung besonders eine Eigentümlichkeit der Arbeiter und Bauern ist, so verschont sie doch die freien Berufe keineswegs, ja nicht einmal die Müßiggänger. Die Weltdame, die von Besuchen und Bällen aufgerieben wird, überarbeitet sich in höherem Grade als viele Lohnarbeiterinnen. Die Arbeit des Lehrers, der vorträgt, des Präparators, der allerlei Hantierungen vornimmt, des Pianisten, der täglich stundenlang eine Klaviatur bearbeitet, die des Arztes, der durch die Straßen rennt und hundert Etagen erklettert, erschöpfen den Körper ebensosehr wie den Geist, zumal da in allen freien Berufen die Arbeit der Hand oder die sonstige physische Tätigkeit unaufhörlich zunimmt. Ebensowenig kann man sagen, daß der kaufmännische Angestellte sich nicht überarbeite, der fünfzehn Stunden lang nicht zum Sitzen kommt, oder der Bureaubeamte, der an seinen Stuhl gefesselt ist. Vor allem den freien Berufen, dem Handel, der Industrie, dem Gewerbe im weitesten Sinne, sowie den Beamten ist die geistige Ueberarbeitung eigentümlich, aber sie verschont auch Schuhmacher und Kunsttischler nicht, die ihrer Arbeit angestrengte Aufmerksamkeit schenken müssen, oder den Winzer, der Reben pfropft, oder die Arbeiterin in einer Spinnerei.

---

[1]) Siehe Franck: Asthénozoospermie, azoospermie et aspermie, in den Annales des maladies des organes génitourinaires 1907, S. 1601—1617. — Ein sehr bedeutsamer Aufsatz, der uns in den Stand setzt, die besonders große Wichtigkeit der biologischen Ursachen bei der Beschränkung der Geburtenzahl zu würdigen.

Uebrigens kommt es auf die Ursache der Ueberarbeitung wenig an; jeder überanstrengte oder erlahmte Muskel, jedes übermüdete Organ bringt Gifte hervor. Es ist eine Tatsache — die freilich von Industrie- und Landarbeitern verkannt und bestritten werden mag —, daß alle, die aus ihrem Beruf die intellektuelle Ueberarbeitung kennen und gleichzeitig anstrengenden Sport betreiben oder zu gewissen Zeiten Handarbeit verrichten, das deutliche Gefühl haben, daß hier keine Unterschiede zu machen sind. Da außerdem das vergiftete Organ empfindlicher ist und seine Tätigkeit nicht nach Belieben einstellen kann, ist es sogar weit schwieriger, der intellektuellen Uebermüdung Einhalt zu tun als der der Muskeln; und der geistige Arbeiter, den die meist sitzende Lebensweise zu einer strengen Diät nötigt, ist nicht einmal in der Lage, die Zufuhr an Nährstoffen zu steigern. Dagegen gestattet dieses Hilfsmittel dem Handarbeiter, wenn er nicht gerade ein ganz armer Teufel ist, auch eine schwerere Arbeit ohne Ueberanstrengung auszuhalten.

In Wirklichkeit ist die Ueberarbeitung etwas ganz Natürliches, das in verschiedenem Maße fast allen Menschen gemeinsam ist. Sie wird nur dann eine Degenerationsursache, d. h. sie beginnt nur dann uns zu interessieren, wenn sie aus diesem oder jenem Grund von Kindheit an und gewohnheitsgemäß die Möglichkeiten, ihr entgegenzuwirken, nämlich Ruhe und gute Ernährung, illusorisch macht. Wohl kann der gelegentlich Ueberbürdete, ähnlich wie ein Individuum, das zufällig durch Alkoholgenuß oder eine akute Erkrankung vergiftet wurde, einen minderwertigen Nachkommen zeugen; das kommt z. B. bei Geistesarbeitern vor, deren Fortpflanzungsperiode oft mit der der Ueberbürdung zusammenfällt. Aber das ist doch die Ausnahme. Die Ueberbürdung bis an die Grenze der Existenzmöglichkeit ist viel mehr unter den Industriearbeitern verbreitet, weniger bei den Bauern, deren Arbeit ja nur zu gewissen Jahreszeiten besonders anstrengend, zu anderen aber um so leichter ist. Aber fast ausschließlich ist chronische Ueberarbeitung das allgemeine Los der am schlechtesten gestellten Lohnarbeiterschichten, bei denen sie allermeistens durch das Elend verursacht wird.

Seiner Natur nach ist das Elend eine Degenerationsursache, die den niederen Klassen eigentümlich ist. Es richtet übrigens auch außerhalb dieser Klassen Unheil an, z. B. bei den niederen Angestellten, den intellektuellen Arbeitern, solange sie am Anfang ihrer Laufbahn stehen, den Kleinbürgern, deren soziale Verpflichtungen denen der Reichen, deren Mittel jedoch denen der Armen nahezu gleichkommen. Unendlich ist die Zahl der Familien, deren Einkommen bei anständigem äußeren Auftreten ebenso mager ist, wie das der gewöhnlichen Arbeiter. Indessen ist dieses Elend nicht ebenso degradierend wie das des Arbeiters. Vom anthroposoziologischen Gesichtspunkte aus muß man fast die reichen Klassen und die gebildeten Klassen gleich- und den armen und unwissenden Klassen gegenüberstellen. Der niedere Angestellte mit minimaler Besoldung findet in der Tat Mittel und Wege, in Kleidung und Wohnung sauber und anständig zu sein und sich regelmäßig, wenn auch kaum ausreichend zu ernähren. Wie man oft beobachten kann, ist dieser Gegensatz nicht durch die Berufstätigkeit als solche bedingt, sondern durch die Eigenschaften, die von

dem Angestellten verlangt werden. Will dieser seine Stellung nicht verlieren, so muß er fleißig, nüchtern und pünktlich sein. Dem Arbeiter dagegen steht es frei, zu seiner Arbeit zu gehen oder nicht, Aufenthaltsort oder Arbeitgeber nach Belieben zu wechseln, sich zu kleiden, wie es ihm paßt und sich zu betrinken, wenn er sich nur an der Arbeitsstelle in einer Verfassung einfindet, die ihm zu arbeiten erlaubt. Unordentlichkeit, Unvorsichtigkeit und alle Untugenden, die mit dem Beruf eines Angestellten unvereinbar sind, weil sie ihn in die Arbeiterklasse zurückstoßen würden, sind mit dem Beruf des Arbeiters vereinbar; nur ziehen sie das Elend in seiner niederdrückenden und schmutzigen Form nach sich. Einmal vom Räderwerk des schwarzen Elends ergriffen, kann eine arme Familie kaum wieder herauskommen, denn sie verliert sogar die erforderliche Energie, um sich frei zu machen, wenn der Zufall oder eine mildtätige Hand ihr Hilfe bietet[1]).

So üben alle Ursachen, die einen schädlichen Einfluß auf die höheren Klassen haben, in gleicher Weise ihre Wirkung auf die niederen aus, und außerdem haben die letzteren eine ihnen eigentümliche Degenerationsursache, das Elend, das die Folgen der Ueberarbeitung fast unheilbar macht, Trägheit und Laster hervorruft und umgekehrt von ihnen hervorgerufen wird.

Welche Wirkungen können nun diese Ursachen, deren individuelle Tragweite klar zutage liegt, auf die Nachkommenschaft hervorbringen? Wird die Degeneration für alle Zeiten, ohne Ausnahme, wie ein Fatum unabwendbar auf ihr lasten?

Diese Fragen gehören zu den schwerwiegendsten, die einem Biologen gestellt werden können. Sie werfen Theorien auf, die auf dem Gebiet der Vererbung und der Variation zu den kompliziertesten gehören: Anpassungsmerkmale, pathologische Zustände, Auftreten neuer Merkmale, natürliche und soziale Auslese, Rückschlag, die Theorien von Lamarck, Darwin, Mendel — die Mutationstheorie vielleicht ausgenommen —, alles hat daran Anteil. Offenbar bestehen hier gewisse Unterschiede: in dem einen Falle Vererbung, im anderen nicht, im letzteren bisweilen Pseudo-Vererbung und folglich bald ein zeitlich unbeschränktes Walten des Mendelschen Gesetzes und bald Beschränkung auf eine oder zwei Generationen mit oder ohne spontanes Aussterben der Nachkommenschaft. Man könnte ein ganzes, recht interessantes Buch schreiben über die Antworten, die man nach dem gegenwärtigen Stande der Biologie und nach der Vielfältigkeit der Fälle auf die vorstehenden Fragen zu geben hätte.

Nehmen wir das Hauptmoment bei der Frage, welche Wirkungen das Elend auf die kommenden Geschlechter ausübt: die Unterernährung, und zwar diejenige Form, die durch ein absolutes Manko an Nährwerteinheiten bezw. Kalorien gekennzeichnet wird. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint die Lebenshaltung der ärmeren Bevölkerung, besonders auf dem Lande, an sich nicht gerade als ungünstig. Man empfiehlt heutzutage vegetabilische Kost und Beschränkung der Nahrungsaufnahme auf das zur Produktion der nötigen Kalorien

[1]) Joerger hat die Geschichte einer solchen Familie von 1639 an mit großem Aufwand von Einzelheiten und Stammbäumen veröffentlicht. Es ist das beste, neueste und wissenschaftlichste derartige Dokument, welches wir besitzen.

erforderliche Quantum, Enthaltsamkeit von Wein, Schlafen auf einer einfachen, nicht zu weichen Matratze, Tag und Nacht, selbst im Winter geöffnete Fenster, leichte Kleidung, sogar Verzicht auf Kopfbedeckung und Fußbekleidung und im übrigen das Kneippsche System und das Sonnenbad, Aufenthalt in freier Luft bei jedem Wetter und Leibesübungen bis zur Ermüdung. Ist diese Lebensweise, die die Reichen heute aus Gesundheitsrücksichten führen, nicht sehr ähnlich derjenigen, welche die Armen gezwungenerweise befolgen?

Bei einer Bevölkerung, deren Ernährung ungenügend ist, finden wir als wichtigste Folgeerscheinungen neben Verminderung der Widerstandskraft und dadurch bedingter größerer Sterblichkeit die Verminderung der Körpergröße, deren ethnischer Durchschnitt später oder aber überhaupt nicht erreicht wird.

Es gibt eine Minimalration, unterhalb deren das Individuum auf die Dauer nicht bestehen kann. Eine zeitweilige und mäßige Unterernährung kann es durch Aufzehrung seiner Reserven ausgleichen; werden aber diese ihrerseits unzulänglich, dann dehnt sich die Abnutzung auf die lebenswichtigen Organe des Körpers aus, und wenn nicht bald wieder eine ausgleichende Lebensweise eintritt, so ist der Tod unvermeidlich. Niceforo und viele andere Hygieniker haben Kategorien von Arbeitern und besonders Arbeiterinnen aufgezählt, deren Lohn dauernd nicht hinreicht, um dem Organismus die Minimalzahl von Kalorien zuzuführen, die zum Leben unerläßlich ist. Man bedenke nun aber, daß diese Individuen trotzdem existieren, daß sie zwar elend bleiben, aber auch langlebig, und daß sie sogar Mittel und Wege finden, sich fortzupflanzen. Dies Parodoxon wird sogar von ganzen Völkern verwirklicht, von den Arabern, den Tuaregs, den Japanern, deren Ernährung durch eine Anzahl von Kalorien bestritten wird, die in ihrem Verhältnis zum Kilogramm Körpergewicht weit geringer ist als das von den Physiologen zugestandene Minimum. Man wird daraus schließen müssen, daß die notwendige Ration kleiner ist als das theoretische Minimum, und daß die absolute Unterernährung ein viel selteneres und für die Vererbung unwesentlicheres Vorkommnis ist, als man bisher behauptet hat.

Was aber die Verminderung der Körperhöhe betrifft, so rührt sie daher, daß Individuum und Art automatisch auf die Unzulänglichkeit der Ernährung reagieren. Aus dem schlecht ernährten Kind wird ein Mann von kleiner Statur und geringerem Gewicht. Da er weniger Gewicht zu ernähren hat, braucht er auch weniger Kalorien. Gleichzeitig setzt die Auslese ein und schaltet die relativ zu gewichtigen bezw. die mangelhaft angepaßten Individuen aus, und mit ihnen vernichtet sie ihre Nachkommenschaft. Bei den Ueberlebenden ergeben die unterernährten Geschlechtszellen in der folgenden Generation Neugeborene von geringem Gewicht. Die Degeneration an Wuchs und Gewicht ist also vor allem ein starkes Anpassungsmittel.

Die klassischen Experimente Bonniers lehren, daß, wenn man von einer Hochgebirgspflanze mit offenkundiger Anpassung an den Standort, die ihren ganzen Gewebebau entsprechend modifiziert hat, einen Ableger nimmt und an den Fuß des Gebirges oder nach Paris verpflanzt, dieser und sein Nachwuchs zum Normaltyp zurückkehren und in ihrem Gewebebau nicht mehr die Merkmale aufweisen, die das Leben

im Hochgebirge notwendig machte. — Der schwarze Bergsalamander wirft zwei lebende Junge, deren Larvenzustand bereits in einer Art von Uterus seinen Ablauf genommen hat, und zwar auf Kosten der übrigen Eier, die der Degeneration anheimfallen und zu Nährbrei werden. Wenn man den Bergsalamander in die Ebene bringt und ihn zwingt, sich im Wasser fortzupflanzen, so legt er zahlreiche Eier, und die ausschlüpfenden Larven leben als Wassertiere bis zu dem Zeitpunkt, wo sie gewöhnliche Feuersalamander werden. Ebenso wird der gewöhnliche Feuersalamander lebendiggebärend, wenn man ihn in ein wasserloses Milieu versetzt. Die Jungen werden dann schwarze Bergsalamander.

Diese beiden und zahlreiche andere Beispiele beweisen, daß die Anpassungen an das Milieu nicht von Dauer sind, und alles, was die Lamarckianer von der Bildung neuer Arten durch alleinige und unmittelbare Einwirkung des Milieus vorbringen, ist reine Hypothese, für die noch kein Experimentalbeweis geliefert worden ist. Mit der Anpassung der niederen Klassen an die reduzierte Ernährung durch reduzierten Wuchs verhält es sich nicht anders.

Wenn die Ernährungsverhältnisse sich bessern, dann kehrt die Normalgröße schon von der ersten Generation an wieder, wie man das in manchen Gegenden beobachtet hat, wo die Größe der Rekruten schnell in dem Maße steigt, wie die Ernährung eine bessere wird.

Die Auslese ist wohl bestrebt, den Durchschnittstypus zu fixieren und den Rückschlag auf den Typ zu beschränken, wenn die Entwicklungsfaktoren sich ändern; ihre Wirkung kann indessen gleich Null sein, wenn sie nur zugunsten der bildsamsten Individuen waltet, denn diese größere Bildsamkeit bedingt auch eine erhöhte Leichtigkeit des Rückschlages. Sie hat nur Geltung, wenn sie zugunsten von Individuen waltet, die gleichzeitig im gewollten Sinne fortgeschritten und wenig oder in normaler Weise bildsam sind. Andererseits pflegt sie das, was sie in einer Richtung geschaffen hat, wieder zu zerstören, sobald infolge der Rückkehr der früheren Bedingungen die gestaltenden Kräfte ihre Richtung ändern. Um etwas Dauerndes zu schaffen, muß die Auslese sehr streng, ganz frei von Amphimixis und zeitlich nicht zu sehr begrenzt sein. Vielleicht hat sie gewisse Rassen mit kleiner Statur geschaffen, aber bei dem gegenwärtigen Stand der Biologie, nach den Untersuchungen der Schüler von Mendel und von de Vries würde man den Ursprung dieser Rassen eher einem Komplex von Ursachen zuschreiben, der, ähnlich wie bei den Mutationen, das Merkmal des kleinen Wuchses durch einen Sprung in der Entwicklung zuwege gebracht hätte.

Geringes Gewicht und schwach entwickelte Muskulatur sind Phänomene gleicher Art; sie sind nicht beständiger als die durch Uebung erworbene kräftige Muskulatur des Athleten, nicht vererblicher als die durch gewisse Berufe bedingten körperlichen Anomalien, oder als das fehlende Präputium bei den Mohammedanern und das fehlende Hymen bei den Müttern.

Der Einfluß des Lamarckismus hat viele Leute zu einer Ueberschätzung dessen veranlaßt, was man ganz allgemein als Vererbung erworbener Eigenschaften bezeichnet, wozu im besonderen erblicher

Alkoholismus, Syphilis, physiologisches Elend und andere Arten von „Keimverderbnis" — um mit Forel zu reden — gehören.

Die Einwirkung der Infektionen und Gifte auf die Nachkommenschaft ist unbestritten: die Erfahrungen von Charrin, dessen Schülern und von vielen anderen Forschern, die klinischen Beobachtungen und besonders die der Irrenärzte und der Aerzte für Geschlechtskrankheiten lassen darüber keinen Zweifel. Nichts ist dagegen verschiedenartiger als die Art und Weise, auf die sich hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit, Intensität und Dauer diese Einwirkung vollzieht.

Die Gifte und Impfstoffe bringen gewöhnlich nur vorübergehende Wirkungen hervor. Die Dauer der letzteren ist bei manchen Agentien sehr kurz, bei anderen länger, jedoch unter deutlicher Abschwächung der Wirkung. Die Blattern erzeugen bei den davon Befallenen für den Rest ihres Lebens einen veränderten Chemismus des Körpers, die Immunität; denn eine Wiedererkrankung ist fast ausgeschlossen. Ebenso die Syphilis, aber bei ihr setzt sich das krankheitserregende Agens gewissermaßen im Organismus fest. Die Immunitätsperiode wird stark beeinflußt von der Empfänglichkeit des Individuums oder der Rasse und auch vom Klima. Coste hat in Géryville bei 65 Wiederimpfungen von Leuten, die erst vier Jahre früher geimpft worden waren, achtmal Erfolg gehabt, und in Algier schwankt die Immunitätsperiode zwischen zehn und fünf Jahren. (Brault, Géogr. méd. des col. françaises, Janus, April 1908, S. 221—236.)

Wenn nun das Pockengift das Kind der geimpften Mutter nicht immun macht, wenn auch die Pocken selbst diese Wirkung nicht haben, wenn endlich die Wirkungen der Syphilis bis jetzt nicht über drei Generationen hinaus verfolgt werden konnten, kann man dann annehmen, daß das Uebermüdungsgift und das Alkoholgift viel weitergehende Wirkungen haben?

Ueber diese Spezialfälle hinaus gelangen wir in das unabsehbare Gebiet der Krankheitsvererbung. Zahllose Untersuchungen hat man bereits angestellt über die Rolle, die die Vererbung in der Pathologie spielt, und die erste Aufgabe des Arztes bei chronischen Krankheiten besteht darin, sich nach den Präzedenzfällen in der Familie zu erkundigen.

Ich habe immer bedauert, daß es keine Veröffentlichungen von Untersuchungen dieser Art gibt, die vom biologischen und nicht vom medizinischen Gesichtspunkt aus verfaßt sind. Es genügt nicht, wie die Aerzte es machen, die Fälle von direkter Ansteckung von solchen zu unterscheiden, wo die Erscheinungen bei Individuen zutage treten, die selbst niemals Bakterien beherbergt haben, namentlich wenn man bedenkt, daß gewisse Nachkommen intakt bleiben, während andere Vererbungserscheinungen aufweisen. Man müßte vielmehr wissen, ob die Vererbung dem Mendelschen Gesetz folgt, oder ob sie willkürlich auftritt, d. h. Gesetzen gehorcht, die wir nicht kennen. Ich habe bei Familiengruppen, die zahlreich genug waren, um zuverlässige Ziffern zu ergeben, das Mendelsche Gesetz bestätigt gefunden, aber da die Umstände ganz andere waren als beim Experiment, läßt sich nur schwer etwas daraus folgern. In gewissen Fällen von vererbten pathologischen Erscheinungen bei Tieren, die dem Experiment unterworfen wurden, erscheint das Mendelsche Gesetz in aller Klarheit.

Dies gestattet die Annahme, daß zum mindesten in gewissen Fällen die pathologischen Entartungen sich wie Rassemerkmale verhalten, die gut fixiert, zwischen Verwandten nach fester Norm übertragbar und, wenn eine Kreuzung eintritt, dem Mendelschen Gesetz unterworfen sind. Hier liegt ein weites Feld für Untersuchungen offen, auf das man die Forscher nicht genug aufmerksam machen kann.

Man kann also sagen, daß die vererbten Degenerationserscheinungen in den meisten Fällen abgeschwächt und zum Verschwinden gebracht werden, daß sie in anderen Fällen schwer festzustellen sind, weil sie nicht alle Nachkommen treffen und sich wie feste, dem Mendelschen Gesetz folgende Erbcharaktere verhalten. Möglicherweise umfaßt diese letzte Kategorie Fälle der verschiedenartigsten Herkunft, da die primäre Ursache sich nicht mehr durch spezifische Merkmale, sondern durch unbestimmte Symptome allgemeiner Degeneration offenbart.

Die Hartnäckigkeit der nervösen Erscheinungen, auf die fast alle Vererbung hinausläuft, beweist, daß es zu optimistisch gedacht wäre, wollte man die Abschwächung und das Verschwinden all der verschiedenen Gifte im Verlauf einiger Generationen erwarten. Da sich indessen die niederen Klassen fortpflanzen, und da sie nur noch aus Individuen bestehen, die mit Mängeln und Leiden aller Art beladen sind, so muß es wohl eine Begrenzung geben: und hier greift die Auslese ein.

Bei den Degenerierten zeigt sich die Auslese wegen der vielfältigen und sich kreuzenden Wirkungen um so weniger geeignet, die Degenerationsmerkmale zu fixieren, als ihr Walten hauptsächlich darin besteht, die Nachkommenschaft auszurotten. Das Charakteristikum bei dem Nachwuchs von Alkoholikern, Syphilitikern, Tuberkulösen, Ueberbürdeten und Vergifteten aller Art ist die Häufigkeit der Fehl- und Totgeburten und die große Kindersterblichkeit. Der Prozentsatz der Ueberlebenden ist oft sogar sehr gering, fast gleich Null. Die Unfruchtbarkeit ist ebenfalls sehr allgemein, vielleicht infolge von Abort des Eies, vielleicht aber auch infolge zu starker Schädigung der Keimelemente, so daß die Befruchtung unmöglich oder unwirksam wird. Die Nachkommen von Degenerierten, die wir beobachten, sind also das mindest Schlechte von dem, was erzeugt wurde, und das Dazwischentreten der Sterilität hat verhindert, daß noch Schlimmeres erzeugt wurde.

Niemals kann man der Auslese zu große Bedeutung beimessen, die sich unter den Keimen und in den Keimen vollzieht. Sie ist millionenfach intensiver als die zwischen den Lebenden. Die Zahl der ganz oder auch nur bedingt lebensfähigen Vererbungskombinationen ist unendlich klein gegenüber derjenigen der nicht lebensfähigen. In der Chemie der Vererbung gibt es ebensowenig wie in der anorganischen oder organischen eine Möglichkeit, Verbindungen beliebiger Bestandteile in beliebigen Quantitäten herbeizuführen.

Die Eierstöcke eines Mädchens enthalten bei der Geburt mehr als 100 000 Eier. Bis zur Pubertät bleibt davon kaum die Hälfte, wovon höchstens 400 zur Reife gelangen (Bard, Théorie physique de la sexualité, Arch. de zoologie expér., 1906, Anm. 1). Diese hunderttausend Möglichkeiten laufen im Durchschnitt auf zwei bis drei Geburten hinaus, bei einigen Völkern ein wenig mehr. Der Verlust an

Spermatozoen ist noch unendlich größer: ich denke dabei weniger an die, die verloren gehen, vielmehr an die, die wieder resorbiert werden. Hill erinnert daran, daß die 16 Chromosomen des Eis 12870 Kombinationen ergeben können, von denen eine einzige verwirklicht wird. Ganze Gruppen von Vererbungsfaktoren werden durch Ausstoßen der polaren Kügelchen für immer ausgeschaltet. Mittels dieser Opfer wird ein relatives Gleichgewicht aufrecht erhalten, das dem Embryo — vielleicht — zu leben vergönnt.

Auf diese Weise kann der erblich belastende Einfluß der Minderwertigen zugunsten des Einflusses gesunderer Erzeuger ausgeschaltet werden. Nun begreift man, daß in den unteren Klassen, dem Sammelplatz aller Entartung, das Leben fortbestehen kann. Die Gebärfähigkeit bleibt ausreichend, um Individuen von minimalem oder mittelmäßigem sozialen Wert in Menge hervorzubringen, die ihre natürliche Minderwertigkeit behalten, ohne daß sich diese Minderwertigkeit vergrößert, denn darüber hinaus wäre der Tod. Wir erblicken also in der Entartung ein heilbares Uebel, gegen welches durch Hygiene[1]) und bessere Verteilung des Reichtums mit Erfolg angekämpft werden kann. Schwieriger zu beeinflussen ist die natürliche Minderwertigkeit, die aus der über den Massen waltenden Auslese resultiert. Wenn die Erziehung, die den unteren Klassen in so spärlichem Maße zuteil wird, verbessert sein wird, wird sie es ermöglichen, daß diese Individuen nützlichere Glieder der Gesellschaft werden und daß sie ihren vollen sozialen Wert erhalten; in ihrem Wesen aber wird sie sie freilich nicht ändern, ihre erbliche Belastung nicht vermindern; und sie selbst wird sogar eine neue Ursache für das Sinken des Durchschnittsniveaus werden, indem sie das soziale Emporkommen der Befähigtesten erleichtert. Wenn die Dinge so liegen, wie sie mir erscheinen — und es ist von Wichtigkeit, sich dessen durch sehr ernste wissenschaftliche Untersuchungen zu vergewissern —, so werden die Hoffnungen, die man auf die Hebung unserer niederen Klassen gründet, zumeist Enttäuschungen zeitigen.

Es wäre aber verkehrt, wollte man aus dieser Abhandlung ohne weiteres den Schluß ziehen, ich hätte Niceforos Ideen abgelehnt oder sie abzulehnen versucht. Ich habe sie einfach richtig gestellt und auf ihre eigentliche Bedeutung, die sie bei dem gesamten Umfang der Frage beanspruchen können, reduziert, damit man nicht versucht ist, den entgegengesetzten Fehler zu begehen, nämlich ihnen eine übermäßige Tragweite beizumessen und in ihnen eine einfache Erklärung einer Vielheit sozialer Phänomene zu erblicken. Denn diese sind bei oberflächlicher Betrachtung trotz augenscheinlicher Analogien sehr verschiedenartig, außerdem sehr kompliziert und bisweilen sogar dem Anschein nach einander entgegengesetzt. Ich habe vor allem die Auf-

---

[1]) Diesen Begriff verstehe ich im umfassenden und sozialen Sinne des Wortes, einschließlich der negativen Auslese, und zwar in der Beschränkung, wie sie die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten vorsieht. Dort ist den Individuen, die an Keimverderbnis leiden, die Heirat untersagt. Maßnahmen dieser Art sind wohl etwas hart und auch nicht immer erfolgreich, aber sie sind notwendig, um zu verhindern, daß Hygiene und Humanität bei weiterer Entwicklung zu einer Gefahr für die Art werden. Denn eine Hygiene, die diesen Individuen einfach Existenzmöglichkeiten sicherte und ihre Vermehrung erleichterte, würde das Uebel eher schlimmer als besser machen.

merksamkeit auf die sehr schwierige Frage nach dem Ursprung und dem sozialen Wert der niederen Klassen lenken wollen, die bei aller Wichtigkeit, die sie für die Praxis hat, bis jetzt doch noch viel zu wenig erforscht ist.

---

# Sozialismus und Rassenkampf.

G. Weiß.

Die bedeutsamste sozialpolitische Erscheinung unserer Zeit ist die sozialistische Bewegung. Obgleich erst wenige Dezennien alt, hat sie trotz aller gegen sie gerichteten legislativen Maßnahmen heute sämtliche Staaten Europas erfaßt, den blonden Norden sowohl, wie den dunklen Süden, den industriellen Nordwesten, wie den mehr ackerbautreibenden Südosten. Und ebenso ist sie den europäischen Völkern in ihre überseeischen Siedelungsgebiete nach Nordamerika und Australien gefolgt. Kein Unterschied der Kulturhöhe, keine Verschiedenheit des Blutes konnten ihr Schranken setzen. Allüberall drängt der vierte Stand, die große Masse des keine Kapitalgüter besitzenden Volkes nach Anteil an der Herrschaft, nach Einfluß auf die Gestaltung seines sozialpolitischen Daseins. Lassen sich auch theoretisch zwei Richtungen unterscheiden, eine, die aus den abstrakten Ursprüngen der Bewegung dogmatische Formeln herübergerettet hat und als Mittelpunkt ihres Programmes zu erhalten bemüht ist, und eine andere, welche den Forderungen der Gegenwart offenen Sinnes gegenübersteht, in praxi konvergieren die beiden Richtungen doch immer mehr in dem Streben, auch schon unter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung dem Proletariate wachsende Regierungsgewalt zu sichern.

Wie läßt sich nun diese in gewissem Grade universell zu nennende Bewegung mit der Lehre der Soziologie in Uebereinstimmung bringen, daß Klassenkämpfe Rassenkämpfe sind, und daß sich im Zwiespalt der Stände alte Rassenfeindschaften offenbaren?

Um zu einer Klarheit in dieser Frage zu gelangen, ist es zuerst erforderlich, wenigstens in Kürze auf die den europäischen Kulturkreis beherrschenden anthropologischen Verhältnisse einzugehen.

Ueberall in der alten Welt lieferte die nordische Rasse die Schicht der Eroberer, der Staatengründer und Kulturträger. Bei ihrem Vordringen aus ihrem letzten Ausstrahlungszentrum in Skandinavien fand sie, wie mit Sicherheit angenommen werden kann, die europäischen Länder von brünetten Menschen besetzt, die teils der mittelländischen, teils der alpinen Rasse angehörten. Mit ihnen ging sie zahllose Vermischungen ein, doch suchten ihre führenden Schichten, nach einem überall geltenden Gesetze, in viel exklusiverer Weise die Reinheit ihres Blutes zu erhalten, als das niedere Volk. Daher läßt sich, allgemein gesprochen, die Behauptung aufstellen, daß der Anteil der nordischen Rasse an der Bildung der europäischen Völker mit der Höhe der sozialen Schicht steigt und fällt. Ferner liegt es in der Natur der Sache, daß die Blonden um so mehr Material zum Aufbau des Gesamtvolkskörpers liefern, je mehr wir uns ihren Ursprungsgebieten nähern. Von geringen Prozentzahlen Blonder im europäischen Süden

verkehrt sich das Verhältnis in ähnliche Quoten der Brünetten in der Bevölkerung Norddeutschlands und der skandinavischen Reiche. — Unberührt bleiben alle diese Verhältnisse von der Erscheinung, daß sich in neuerer Zeit, durch verschiedene Gründe bedingt, über ganz Europa ein Schwinden des nordischen Bluteinschlages zugunsten des rundköpfigen Typus bemerkbar macht.

Auch bei der Gründung und dem Ausbau der großen Uebersee-reiche in Nordamerika und Australien stellte nordisches Blut die initiativen, führenden Kräfte. Sie bahnten den Weg für die anderen Rassen, die ihnen folgen, um die niederen sozialen Stellungen zu besetzen.

Auf zwei Arten vollzieht sich die Aufwärtsbewegung der unteren Klassen eines Gemeinwesens in die führenden Schichten. Erstens rücken auf dem Wege des ökonomischen Konkurrenzkampfes, der sozialen Auslese ununterbrochen einzelne Individuen und Familien nach oben. In diesem Wettkampfe allen gleiche Anfangschancen zu sichern, wird eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialpolitik der Zukunft sein. Anfänge dazu sind schon heute vorhanden und vom rassenhygienischen Standpunkte aus nur zu begrüßen. „Gegen die Hilfe, die dazu dient, daß andere sich selbst helfen, erhebe ich keinen Vorwurf“, sagt einmal Spencer.

Die zweite Art, auf welche ganze Volksschichten sich einen Weg nach oben bahnen, ist die gewaltsame Durchbrechung der sozialen Schranken. Während die führenden Klassen unter der doppelten Schädigung der höheren Kultur und einer abgeschwächten Auslese stehen, übt in niedereren Schichten der Kampf ums Dasein noch in viel wirksamerer Weise seinen reinigenden, erhaltenden Einfluß aus. Sobald nun die regierende Schicht eines Gemeinwesens eine gewisse Einbuße an Rasse- und Lebenskraft erlitten hat, sucht sich die nächstniedere Schicht gewaltsam an ihre Stelle zu setzen. Die geschichtliche Folge der staatlichen Organisationen, Revolutionen, Aufstände usw. finden hierdurch ihre fundamentale Erklärung. Auf einem anderen Gebiete ist die Frauenemanzipation eine analoge Erscheinung.

Je homogener nun die rassische Zusammensetzung eines sozialen Körpers ist, um so aussichtsreicher und fruchtbarer wird der ökonomische Konkurrenzkampf und damit um so mächtiger die Haupttriebkraft der inneren Vorwärtsbewegung der Gemeinschaft sein. Bestehen dagegen schroffe Rassengegensätze, so tritt an Stelle des friedlichen Wettstreites die Neigung, mittelst gewaltsamen Umsturzes die Herrschaft zu erringen.

Betrachtet man unter diesen theoretischen Gesichtspunkten die Verhältnisse der europäischen Staaten, so wird in ihnen allen eine weitgehende Verarmung der führenden Schichten an bestem Rasseblut ohne weiteres zuzugeben sein. Der nordischen Rasse werden einerseits ihre kriegerischen Neigungen, andererseits ihre Fähigkeit, ihre Lebensenergie auf psychischem Wege auszugeben, doppelt verhängnisvoll. Rassische Homogenität läßt sich am ehesten noch den skandinavischen Reichen mit ihrem überwiegenden Bestandteil nordischen Blutes zusprechen. Auf der anderen Seite nähert sich Frankreich in umgekehrter Richtung diesem Zustande: in allen seinen Bevölkerungsschichten beginnen die Rundköpfe in wachsendem Maße die Oberhand zu gewinnen. Die schroffsten Rassengegensätze birgt das

Deutsche Reich, wo neben einem, gebietsweise auch in den untern Schichten, noch sehr guten Bestand nordischen Blutes große, rasch zunehmende Massen Rundköpfe stehen.

Um zu einer richtigen Würdigung dieser Verhältnisse zu gelangen, ist es nötig, die Veranlagungen der einzelnen, in den europäischen Völkern enthaltenen Rassen zu charakterisieren. Kurz gefaßt läßt sich als Hauptmerkmal der nordischen Rasse im Vergleich mit den anderen kennzeichnen: größere physische und psychische Energie, die ihr, wie wir ja schon sahen, die Führerrolle auf allen Gebieten des Lebens zuweist. Die rundköpfige Rasse ist, unvermischt, aller Initiative bar und gibt das Objekt für den Tätigkeitstrieb höherer Rassen ab. Die Mediterranen stehen zwischen den beiden, näher bei der nordischen Rasse.

In jenen Staaten, welche noch über einen bedeutenden Fonds nordischen Blutes verfügen, wird sich sowohl der soziale wie der politische Kampf am schärfsten gestalten, doch werden den Formen des letzteren durch syngenetische Momente, wie sie unter nordischen Völkern besonders wirksam, gewisse Schranken gesetzt sein. Dort, wo die Rundköpfe überwiegen, wird es trotz relativer Homogenität der Rasse an Energie des ökonomischen Kampfes fehlen, und auf der Bühne des politischen Lebens werden die Hauptakteure vereinzelte Angehörige höherer Rassen bilden, welche die Massen zu beherrschen verstehen.

So wäre nun, um auf unser engeres Problem zurückzukommen, a priori der Schluß erlaubt, daß Angehörige der nordischen und mittelländischen Rasse auch die Träger der sozialistischen Bewegung sein müssen. Und die Tatsachen bestätigen ihn. Die großen Städte, diese Sammelpunkte der langköpfigen Volkselemente, sind die Herde und Kraftzentren der Bewegung. Und der hervorragende Anteil, den das Judentum, dessen Blut ja auch von einer blonden Rasse, den Amoritern, beeinflußt ist, an der Bildung und Entwicklung der Sozialdemokratie nahm und nimmt, ist sattsam bekannt. Daß es sich hierbei hauptsächlich um die Stellung von Führern aus den Kreisen der jüdischen Intelligenz handelt, erklärt sich aus der psychischen Veranlagung der Juden, sowie ihrer Stellung unter den europäischen Völkern und wirft ein klärendes Licht auf die treibenden Kräfte der sozialistischen Bewegung. — Interessant erschiene es mir auch, unter ähnlichen Gesichtspunkten den Typus der hervorragendsten, sozialdemokratischen Führer zu untersuchen.

Vergleichen wir nun zum Schlusse noch die rassische Zusammensetzung der Bevölkerungen der Hauptkulturstaaten in ihrem Verhältnis zur Entwicklung der sozialistischen Bewegung, so werden wir unsere obigen allgemeinen Ausführungen durch die Wirklichkeit bestätigt finden.

Die skandinavischen Reiche besitzen in allen Bevölkerungsschichten einen sehr hohen Prozentsatz nordischer Rassenelemente. Die sozialdemokratische Partei strebt energisch nach Anteilnahme am staatlichen und kommunalen Leben. Verständnisvolles Entgegenkommen der führenden Schichten.

Im Deutschen Reiche stehen neben einem noch guten Grundstock blonden Blutes große Massen dunkler Elemente. Die sozialdemokratische Bewegung besitzt größte Stärke und Ausdehnung. Der großen, von Schlagwörtern geleiteten, politisch noch wenig reifen Ueberzahl der Marxisten, den Anhängern der Revolution, stehen die an Zahl kleinen,

aber intellektuell hervorragenden Revisionisten, die Anhänger der Evolution, gegenüber. Kastenmäßiges Abschließen der führenden Schichten einerseits, andererseits Häufigkeit des ökonomischen Emporarbeitens.

In Frankreich sind die blonden Elemente teils durch die alte Kultur aufgezehrt, teils durch die wiederholten sozialen Umwälzungen gelichtet worden. In allen Schichten ein Anwachsen und Ueberwiegen der Rundköpfe. Starke revolutionär-anarchistische Strömungen. Anteil der sozialistischen Partei an der Regierungsgewalt. Mangel an Stabilität des politischen Lebens.

Oesterreich-Ungarn: Die blonden Elemente sind wohl überall stark mit Rundköpfen vermischt. Jahrhundertelang sind Angehörige der nordischen Rasse kulturtragend in den slawischen Osten und Norden eingerückt, sind in diesen „geschichtslosen“ Völkern aufgegangen und haben ihr „Erwachen“ ermöglicht. Der sozialdemokratischen Bewegung ist es nicht gelungen, die nationalen Unterschiede zu überbrücken. Im Gegenteil. Es gibt heute in der habsburgischen Monarchie deutsche Sozialdemokraten, tschechische Sozialdemokraten usw. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß wiederholt solche sozialdemokratische Gruppen mit ihren politischen Feinden, aber rassisch Verwandten, gegen die feindliche Rasse, ohne Unterschied der Partei, paktierten. Es zeigt sich also die klare Tendenz, die politischen Unterschiede hinter die Feindschaft der Rassen zurücktreten zu lassen.

Großbritannien: Verschwindend geringe Beimischung von Rundköpfen. In den Oberschichten noch viel blondes Blut. Die niederen setzen sich hauptsächlich aus Mischungen des nordischen und mittelländischen Typus zusammen. Scharfer sozialer Wettkampf, dagegen bis vor kurzem geringe Ausdehnung der sozialdemokratischen Bewegung.

Nordamerika und Australien: Große Bedeutung der Arbeiterparteien, deren Elemente dem angelsächsisch-deutschen Volkstum entstammen. Immer mehr tritt eine ab- und ausschließende Tendenz gegen niedere Rassen (neben Süd- und Osteuropäern Neger und Gelbe) in den Vordergrund. Hier und in Oesterreich-Ungarn läßt sich die Rassengrundlage der sozialistischen Kämpfe am klarsten erkennen.

Mit obigem will ich nur einige Andeutungen gegeben haben, wie die sozialistischen Kämpfe als ein Glied der großen Rassenantagonismen zu erfassen sind, welche die Geschichte der Menschheit bilden. Heute sind wir erst in das Anfangsstadium dieser Kämpfe getreten. Welche politische Partei in ihnen den Sieg davontragen wird, läßt sich nicht voraussehen; aber soviel läßt sich heute schon sagen: er wird auf der Seite bleiben, die sich die größte Reinheit des Blutes zu bewahren weiß.

---

# Der physische Typus der Genies des Altertums.

Otto Hauser.

Die älteste Persönlichkeit der Geschichte, über die wir eine schriftliche Nachricht haben, dürfte David sein, der „rötlich“ und „schön“ von Augen, Wuchs und Antlitz genannt wird; von Saul wird die besondere Leibesgröße, von Absalom das lange Haar hervorgehoben (vergl. Pol.-anthrop. Revue, VI, S. 763 ff). Es kann kaum noch

ein Zweifel sein, daß die Herrscherrasse der Juden ein Erobervolk von Norden war und sogar die Gleichung Geten = Goten = Jüten = Juden = Cheta, die vielleicht hier zum erstenmal vorgebracht wird, dürfte nicht weniger für sich haben als die bereits allgemein anerkannte Kelten = Galatier = Galicier = Walliser. Ueber die sprachliche Stellung der Juden, das Verhältnis des Hebräischen zu den indogermanischen Idiomen, die Einheit der Sprachentwicklung vom Standpunkt der anthropologischen Geschichtsauffassung aus wird sich vielleicht ein andermal die Gelegenheit bieten, einiges zu sagen. Nicht oft genug aber kann betont werden, daß die Zugehörigkeit einer bestimmten Gruppe zu einer Sprache niemals die zu dem betreffenden Volke beweist, wie anderseits einem Volke ein völlig stammfremder Name von seinem Herrscher gegeben werden kann (vergl. den Namen Russen für das Völkergemisch des Russenreichs). Nur für die nächsten Nachkommen der Einwanderer gelten die Schlüsse, die hier gezogen werden können. Zu der Zeit, als die Nachrichten über Saul und David ihre uns vorliegende Redaktion erhielten, kurz vor oder bald nach dem babylonischen Exil (6. Jahrh. v. Chr.), war die Macht des „Adels" bereits gebrochen; die eigentümliche Oligarchie der Priesterherrschaft bildete sich aus, und die Tendenz, die alten Heerkönige herabzusetzen, von niederer Geburt und erst durch Priestersalbung zum Königtum berufen sein zu lassen, tritt offen hervor. Indessen verschmolz namentlich Davids heldische Gestalt zweifellos auch mit einem volkstümlichen Sonnenhelden, und vielleicht gerade nach dieser Quelle ist er wie alle seine Brüder in der nordischen Mythe als rötlich bezeichnet. Daß sein Name ein vorderasiatischer Gottesname ist, hat weiter kein Gewicht.

Daß die Gründung des ägyptischen Reiches unter ganz den gleichen Umständen erfolgte, nämlich durch den Einbruch nordischer Eroberer — nachdem zweifellos schon in vorhistorischer Zeit kleinere nordische Stämme, vielleicht nicht direkt, sondern nur durch bereits gemischte Aussendlinge den Typus der eingeborenen Afrikaner aufgehellt und in geistiger Beziehung ihnen die Kulturaufnahmefähigkeit gegeben hatten —, auch dies wird sich immer mehr bestätigen. Die Herrscher mußten sich indessen den Massen, gegen die sie offenbar in der verschwindenden Minderzahl waren, weiter als sonst anpassen. Die bekannte schwarze Perücke, zu der auch noch bisweilen ein angebundener Kinnbart hinzugefügt wurde, kam auf. Der Haarwulst zeigt die Form afrikanischer Negerhaartrachten, womit der Kinnbart eigentlich nicht im Einklang steht. Aber unter der Perücke einer der ältesten Mumien von vornehmer Herkunft (6000 v. Chr.) fand man noch das rote, gelockte Haar in seiner ursprünglichen Färbung gut erhalten. Zumeist freilich sind die Haare an den Mumien entweder ganz zerstört oder zu Werg verblichen. Von Wert ist die allgemein bekannte Mumie des großen Ramses II. mit ihrem ganz unägyptischen Schädel, der noch die große Hakennase, dieses Merkmal der Norden, erkennen läßt; auch die Körperlänge ist beträchtlich. Die zahlreichen Wandgemälde und sonstigen farbigen Darstellungen der Aegypter unterscheiden noch in später Zeit den vornehmen Typus von gelblicher Haut, der namentlich bei den Frauen erhalten ist, von dem gemeinen der Arbeiter, dessen Farbe eine ähnliche Nuance hat wie die der Indianer und wohl auf einem gleichen Mischungsverhältnis der dunkeln einheimischen

mit den nordischen Elementen beruht. Nach der von Herodot aus Priestermund überlieferten, legendarisch verbrämten Nachricht waren übrigens die ersten Herrscher Aegyptens Phryger, also ein indogermanischer Volksstamm. (Vergl. Pol.-anthrop. Revue, III, S. 414 ff.)

Auch bei den Griechen muß man sich noch in der Hauptsache mit allgemeinen Schlüssen begnügen. Ihre durchgängige Blondheit bei Homer — der feindliche Trojaner Hektor ist bezeichnenderweise ausdrücklich schwarzhaarig genannt (vergl. Pol.-anthrop. Revue, VII, S. 156 ff.) — bezeugt, daß zur Zeit der Entstehung der Gesänge in den Kreisen, für die sie bestimmt waren, unter den vornehmen Gönnern der Rhapsoden, die Blondheit vorherrschte; darum konnte sie so ausschließlich, ohne Berücksichtigung dunkler Typen, gepriesen werden. Auch späterhin pflegt die griechische Dichtung bis in die alexandrinische Zeit und ebenso die von ihr abhängige lateinische ein stereotypes blondes Schönheitsideal, das unmöglich wäre, wenn es im eigenen Volke keine Blonden gegeben hätte. Als diese dann immer mehr verschwanden, wurde das Haar der Kelten und später der Germanen bewundert. Die griechische Skulptur zeigt entsprechend als Schönheitsideal durchweg den nordischen „Regelkopf" und jene edle ebenmäßige Gestalt, für die der Bildhauer sich heutzutage als Modell ausgediente niederdeutsche Matrosen zu verschreiben pflegt, weil sie sonst kaum mehr irgendwo unter den Berufsmodellen, die ja zumeist aus den geringen Schichten stammen, zu finden ist, dort oben jedoch, in der nächsten Nähe der Urheimat aller Norden, noch heute selbst unter dem gewöhnlichen Volke vorkommt. Auch hier ist der Rückschluß erlaubt, daß es den berühmten Nacktskulpturen entsprechende Körper unter den Griechen der klassischen Zeit in großer Zahl gegeben hat. Ist es doch Tatsache, daß der Bildhauer gewöhnlich sogar — vielleicht instinktiv — nach seinem eigenen Körper arbeitet, und man bei kurzarmigen oder kurzbeinigen Künstlern gewöhnlich ihre Figuren ähnlich gebildet findet. (Dagegen ist das Abschneiden des Hinterkopfes, wie es Metzner und seine Schule liebt, eine bloße architektonische Manier.)

Die Nachrichten über einzelne griechische Persönlichkeiten sind spärlich. Die adelige S a p p h o wird von ihrem Landsmann und Standesgenossen Alkaios *ἴον*-flechtig genannt. Da es auch *ἴον*-wangig heißt und *ἴον μέλαν* (schwarzes *ἴον*) daneben eine Sonderbezeichnung trägt, ist nicht an unser „blaues Veilchen", sondern an eine der Wangenfarbe entsprechende rötliche Blume zu denken. Sapphos Porträtbüsten, eine auch im Hofmuseum in Wien, zeigen rein nordische Gesichtszüge, gewelltes Haar. A n a k r e o n, der in seinen echten Gedichten die „blondlockige" Artemis und den „goldlockigen" Eros preist, scheint selbst dunkelhaarig gewesen zu sein, da er in einem Gedichtfragment beklagt, daß sich schon weiße Haare unter seine „schwarzen" mischten. Allerdings ist zu beachten, daß gerade vor dem Grauwerden das blonde Haar sehr oft ganz dunkel wird und nahezu schwarz erscheint. Nach einem Epigramm des Antipatros von Sidon war Anakreon blond:

Mögst du unter den Sel'gen, Anakreon, Stolz der Ioner,
 Nicht ohn' heiteren Schwarm, ohne die Leier nicht sein;
Mögst mit schwimmendem Blicke des Augs anstimmen den Ulos,
 Schüttelnd ein Blumengeflecht über dem glänzenden Haar!

Die Statuen Anakreons zeigen einen bärtigen Mann von nordischem Typus.

Kritias d. Aelt., der Verwandte Solons, Großvater des aus Plato bekannten vielseitigen jüngeren Kritias — dieser war Tragiker, Epiker, politischer Schriftsteller, Geschichtsschreiber, Sophist, Redner und Philosoph (Schüler des Sokrates) — wird von Solon in einem Epigramm ausdrücklich blond genannt.

Ueber die großen Feldherren sind die Daten ebenso spärlich. Eumenes war nach Plutarch von schlanker Gestalt und jugendlichem Aussehen (also wohl von frischer Hautfarbe), dabei von sehr ebenmäßigem Gliederbau, und auch an Demetrios dem Städtebelagerer, der auf einer Münze ein rein nordisches Profil mit langer gebogener Nase hat, rühmt Plutarch die Schönheit; daneben hebt er seine hohe Gestalt hervor; doch sei sein Vater, Antigonus der Einäugige, Feldherr Alexanders d. G., noch größer gewesen. Einer Notiz in diesem Blatte zufolge (I, S. 220), die ich nicht nachprüfen konnte, war Demetrios blond und blauäugig. Agesilaos dagegen war, ebenfalls nach Plutarch, „wie es heißt, klein von Gestalt und von unscheinbarem Aeußeren". Die beiden Kleitos, Feldherren Alexanders, sind als der Schwarze und der Weiße unterschieden. Der erstere verdankte seine Stellung dem Umstand, daß er Alexanders Milchbruder war und dem König das Leben rettete, der letztere bewährte sich in mehreren Schlachten.

Genau bekannt ist dagegen der Typus Alexanders des Großen (vergl. Pol.-anthrop. Revue, II, S. 859 ff.). Er war als blond, blauäugig und licht von Teint reiner Norde. Seine Nase war, was bei diesem spezifischen Wikinger auffällt, nicht vorspringend und gebogen, sondern gerade, die seiner schönen Mutter Olympia lang und gebogen. Von der lichten Farbe seines Körpers sagt Plutarch: „Dies Weiß aber schimmerte besonders auf seiner Brust und in seinem Gesicht ins Rötliche." Seine Augen tragen bei ihm das gewöhnliche Epitheton blauer Augen, „schwimmend", wie es auch in dem oben angeführten Epigramm gebraucht ist. Erwähnt sei die gelegentlich verteidigte Gleichung Thraker = Franken, die in Martha = Marfa (russisch) und in der häufig vorkommenden Nasalierung eines Vokals ihre Stütze hat.

Von mehreren Feldherren Alexanders d. Gr. sind Gemmen oder Porträtmünzen erhalten. Die Nasenform gibt hier das Merkmal. Ptolemäus Soter zeigt eine lange gebogene Nase, ebenso Antiochus I. Soter, Seleukos Nikator dagegen eine etwas gesattelte. Auch einige Könige des zersplitterten Weltreichs lassen sich wenigstens nach Münzen beschreiben. Nikomedes I. von Bithynien ähnelt etwas dem Seleukos, nur ist seine Nase länger. Antiochus IV. Epiphanes von Syrien, Philetairos, der Begründer des Reiches von Pergamon, und Eumenes II. von Pergamon haben gebogene Nasen, der Diadoche Lysimachos eine schöne gerade, Perseus, der letzte König von Macedonien, der Sproß einer unebenbürtigen Ehe, eine spitze Nase bei zurückfliegender Stirne und ausgesprochenem Langkopf. Er war nach der erwähnten Notiz in diesem Blatte blond und blauäugig.

Ueber den genialen Julian erfährt man von Ammian, daß er von mittlerer Größe war, weiches und wie frisiertes (gelocktes) Haar und einen gelockten Bart hatte; sein Auge wird „schön und voll Feuer"

und „sanft, aber Ehrfurcht gebietend“ genannt, sein Wuchs ebenmäßig, die Nase gerade, die Augenbrauen anmutig gebogen, die Schultern derb und breit, die Züge beseelt und einnehmend. Die Porträtmünze im Berliner Münzkabinett stimmt damit überein, nur zeigt die Nase einen leichten Bug.

Ptolemäus Philadelphus (285—247), der kühne Eroberer, war nach Strabo blond. Die berühmte Kleopatra hatte nach einer Münze rein nordischen Typus mit gebogener Nase. Zenobia dagegen, die späte Ptolemäersprossin, — sie erscheint unter den „dreißig Thronanmaßern“ (3. Jahrh. n. Chr.) —, war bereits etwas dunkel und bräunlich von Hautfarbe und hatte schwarze, funkelnde Augen; ihre sehr weißen Zähne werden gerühmt.

Der hier gekennzeichnete Mischtypus wird bei den Ptolemäern der späteren Zeit auch durch die in Faijum entdeckten hellenistischen Porträtbilder (zum Hauptteil im Besitz von Theodor Grafs Erben in Wien) bezeugt. Fast alle haben schon dunkelbraune Augen und schwarze Haare, viele aber noch lichten Teint. Die Haare sind übrigens bei den Frauen meistens ersichtlich falsch, die Augenbrauen und Lider unnatürlich geschminkt. Die Mischung mit dunkleren Elementen ergab mehrfach semitische Typen. Neben den Angehörigen des Königshauses wurden in Faijum aber auch andere angesehene Persönlichkeiten des Hofstaates begraben; diesen fehlt der königliche Purpur, der goldene Blätterkranz im Haar und — bei den Frauen — die Prinzessinnenlocke vor dem Ohr. Unter diesen Bildern findet man Typen bis zum dunkeln Inkarnat des Nubiers. Nur ein einziges Bild — man findet es farbig reproduziert in meiner „Weltgeschichte der Literatur“ (1. Bd., Leipzig, 1910) — zeigt lichte (weißlich grau-blaue) Augen. Der Greis, den es darstellt, trägt (ebenfalls als einziger) die weiße Toga des Gelehrten. Die Hautfarbe ist rosig, doch wegen des lichten Hintergrundes in dunkler Schattennuance gehalten, die Nase groß und gebogen, das Gesicht entsprechend oval. Es dürfte nach der Aehnlichkeit mit einer Denkmünze der Dichter Aratos aus Kilikien sein, der am Hofe des Ptolemäus Philadelphus lebte. (Vergl. Pol.-anthrop. Revue, II, S. 510/11.)

Daneben sind uns eine Reihe Büsten und Statuen erhalten, die wenigstens die Physiognomie wiedergeben. Auszuschalten sind die mythischen Homer und Aesop, von denen der eine als schöner Greis, der andere als Buckliger dargestellt erscheint. Der reine nordische Typus mit langer und zumeist gebogener Nase herrscht vor. Ihn zeigen — die nicht sicher beglaubigten Bildnisse sind als fraglich bezeichnet, bereits erwähnte nicht wiederholt —: Platon, Aristoteles, Epikuros, Zenon, Aischylos (?), Sophokles, Euripides, Menander, Herodot, Thukidides, Xenophon, Lysias, Demosthenes, Aeschines, Hippokrates, Archimedes, Solon, Perikles. Der letztgenannte wurde mit dem Helm auf dem Haupt abgebildet, weil er, wie Plutarch berichtet, einen „Meerzwiebelkopf“ hatte, eine wahrscheinlich krankhafte Schädelbildung, wie man sie etwa bei Alexander von Humboldt findet. Auch Isokrates scheint einen krankhaft aufgetriebenen Kopf gehabt zu haben; Nase und Augen entsprachen der Deformation, die Nase durch ihren breiten Rücken und die geringe Feinheit der Modellierung, die Augen durch den weiten Abstand voneinander und

den fast leidenden Ausdruck. Sokrates bildet mit seiner von Plato beschriebenen Häßlichkeit die Ausnahme. Die Griechen pflegten diesen Typus der ureinsässigen Alpinen für ihre Faungesichter zu verwenden. Die germanische Kunst der Renaissance zeichnete so die Bettler und Rohlinge. Platon fand ein Behagen darin, einmal zu zeigen, wie auch in einem häßlichen Körper eine schöne Seele wohnen könne und ließ seinen Sokrates vielleicht selbstironisch übertreiben. Die Bildhauer folgten ihm. Im übrigen widerspricht, was wir über Sokrates authentisch erfahren (Xenophon), seinem Typus keineswegs. Nur der platonische Sokrates ist ein Genie; der aber ist ausschließlich eine Schöpfung Platos. Theokrit mit seinem etwas breiten Gesicht, seiner kurzen Nase und dem runden Kopf mag wohl ein Mischling gewesen sein.

Neben diesen allgemein bekannten Persönlichkeiten nenne ich noch einige weniger bekannte, von denen ebenfalls Büsten oder Statuen vorhanden sind. König Mausolos von Karien, dessen Grabmal unserem Mausoleum den Namen gegeben hat, trägt Haar und Bart ungriechisch, doch ist seine Nase groß und gebogen. Der Staatsmann Archytas von Tarent, der Freund Platos, hat rein nordische Gesichtszüge, ebenso die halb sagenhaften „Weisen" Periander und Bias, die Philosophen Antisthenes, Metrodoros, Diogenes (?), Hermarchos, Chrysippos, Poseidonios, Karneades, Aristides Rhetor, der Komödiendichter Poseidippos und der Satiriker Hipponax (?).

Zahlreicher als die Nachrichten über bedeutende Griechen sind jene, die ich über römische Persönlichkeiten sammeln konnte. Von Marcus Cato d. Aelt. erzählt Plutarch, daß er rötliche Haare und graublaue Augen gehabt habe und ein Epigramm ihn als den „Roten mit dem Katzenaug" bezeichne. Sulla hatte nach Plutarch grünlichblaue Augen und eine weiße, durch rote Ausschläge entstellte Haut. Seine Nase war (nach Münzen) lang und gebogen. Das Gesicht des Marius zeigte nach einer Büste, von der Plutarch berichtet, „jene Strenge und Herbheit, die man seinem Charakter beilegte". Dieses Porträt scheint in einer Büste aus mittleren Jahren erhalten zu sein; eine, die ihn als Siebzigjährigen darstellt, mutet wie das Bild eines deutschen hegelianischen Theologen an.

Von Julius Caesar berichtet Sueton, daß er von hohem Wuchse und von weißer Hautfarbe gewesen sei. Seine bekannte Porträtbüste zeigt rein nordische Züge. Seine Augen bezeichnet Sueton als schwarz, was über ihre Farbe keinen Aufschluß gibt, da die Schwärze eines Auges nur von der Erweiterungsfähigkeit der Pupille herrührt, und auch ein Auge mit ganz heller Iris dadurch schwarz erscheinen kann. Augustus war nach Sueton anmutig von Gestalt, aber nur mittelgroß; sein Haar war blond und etwas gelockt, seine Haut zwischen bräunlich und weiß und so empfindlich gegen die Sonne, daß er auch im Winter nie ohne Hut im Freien spazieren ging. Seine Augen waren glänzend und hell; er wünschte selbst, „man möchte in ihnen etwas von göttlichem Feuer erblicken". Bei dem von ihm veranstalteten „Zwölfgötterschmaus" stellte er, durch seine Blondheit dazu designiert, den Apoll dar. Sein Gebiß war schadhaft, die Zähne klein und rauh, was auf Rachitis im Kindesalter

schließen läßt, die vielleicht auch das Wachstum seines Körpers beeinträchtigt haben mag. Uebrigens ist Emaillosigkeit der Zähne nicht selten bei leicht bräunlichem Teint zu beobachten. Nero hatte nach Sueton gewöhnliche Größe, hellblondes Haar und blaugraue, matte Augen, schöne Gesichtszüge, aber eine unreine, übelriechende Haut; „sein Aeußeres war in der Art schandbar, daß er immer Haarflechten trug und diese auf seiner Reise nach Achaja sogar hinten über den Scheitel herabhängen ließ.“ Seine Büsten und Münzbilder zeigen ein verfettetes Gesicht mit kurzer, gerader Nase und mißwollendem Blick. Von Hadrian, Antoninus Pius und Severus wird nur berichtet, daß sie hochgewachsen waren (Spartianus und Capitolinus); Kaiser Verus war gleichfalls groß, trug einen Bart „fast wie die Barbaren“ und soll seine blonden Haare mit Goldstaub bestreut haben, um sie noch glänzender zu machen (Capitolinus). Ihre Büsten zeigen keine Abweichung vom nordischen Typus. Auch Vespasian war (nach Sueton) von vierschrötiger Gestalt mit gedrungenen und starken Gliedmaßen, hatte einen Gesichtsausdruck wie einer, der sich anstrengt (beim Stuhlgang), und zu kurze Zehen. Er hielt viel auf seine zarte Gesichtsfarbe, deren „schüchterne Röte“ hervorgehoben wird; seine Augen waren groß, aber „matt“, was die steingraue Nuance bezeichnen dürfte. Nach seinen Büsten hatte er eine etwas kurze Nase, auch ein ziemlich breites Gesicht, jedenfalls nicht spezifisch nordische Züge. Tiberius war etwas über mittelgroß und weiß von Hautfarbe (Sueton), Trajan war groß und hatte eine frische Gesichtsfarbe (Aurelius Victor im „Leben des Theodosius“). Auf den Büsten hat Tiberius eine gebogene, Trajan eine gerade Nase. Sind schon diese Nachrichten sehr unbestimmt, so erfährt man über Pompejus (Plutarch) nur, daß man ihn einigermaßen Alexander dem Großen ähnlich glaubte, von Antonius (Plutarch), daß seine Adlernase und seine breite Stirn ihm eine Männlichkeit gaben, die an gewisse Heraklesbilder erinnerte, von Titus (Sueton), daß in seiner „herrlichen“ Gestalt „ebenso viel Würde als Anmut lag, obwohl er nicht hochgewachsen war und sein Bauch etwas zu viel vorstand“. Die physiognomische Aehnlichkeit des Pompejus mit Alexander d. Gr. beschränkte sich nach den Büsten auf das über der Stirne „aufgebäumte“ Haar, doch hebt Plutarch auch den „schwimmenden Blick“ hervor, wonach Pompeius wie Alexander blauäugig gewesen sein dürften. Sonst hat sein Gesicht eine gewisse Weichheit und Vornehmheit; die Nase ist ebenmäßig gerade. Antonius hatte nach den Büsten ebenfalls eine gerade Nase, dazu klein gelocktes Haar, Titus ähnlich wie Vespasian ein ziemlich breites Gesicht, aber nach den Münzen eine stark vorspringende Nase. Theodosius der Große soll seinem Vorfahrer Trajan im hohen Wuchs und nach den Zügen sehr ähnlich, nur weniger frischfarbig gewesen sein (Aurelius Victor). Von Terenz sagt seine pseudo-suetonische Biographie, daß er schön war. Horaz soll klein und dick gewesen sein, da er sich selbst ein „Schweinchen aus der Herde Epikurs“ nennt. Nach seinen Oden (I, 13) konnten seine Wangen die Farbe wechseln; er war danach wohl lichtfarbig. Er preist an Mädchen und Knaben immer wieder die Blondheit, die Elfenbeinweiße der Haut, den Rosennacken. Auch Vergil, dessen Gesichtszüge nach der bekannten Büste rein nordische waren, verherrlicht ausschließlich die Blondheit. Tibull

war nach der Epistel Horazens an ihn (I, 4) von den Göttern mit Schönheit begnadet.

Ueber weniger bedeutende römische Persönlichkeiten sind einige nähere Nachrichten vorhanden, die ebenfalls des Interesses nicht entbehren. Kaiser Galba war (nach Sueton) kahlköpfig und blauäugig und hatte eine gebogene Nase, was die Büste bestätigt, Otho (Sueton) mittelgroß, Vitellius (Sueton) „ungeheuer lang" und im Gesicht stark gerötet — „von den vielen Weinräuschen" —, seine Nase war nach den Büsten, von denen sich einige treffliche in Wien befinden, lang und gebogen. Ausdrücklich blond genannt werden Constantius Gallus (Ammian) und Antoninus Diadumenus, der dabei ziemlich groß und sehr anmutig, „wie ein Stern von himmlischer Schönheit" war (Lampridius); des letzteren Augen werden „schwarz" genannt, wie bei Caesar (s. o.). Von Kaiser Jovian wird berichtet, daß er über die Maßen groß war und blaue Augen hatte (Ammian). Cejonius Commodus (Aelius Varus) hatte außergewöhnlich blaue Augen und galt als schön (Spartianus); die Büste entspricht dem. Caligula hatte eine blasse Gesichtsfarbe und war von ansehnlichem Wuchs, dazu nach den Büsten auch recht hübsch, aber von unbedeutenden Zügen; licht von Hautfarbe war auch Clodius Albinus (Capitolinus), Firmus (Vopicus) dagegen nur am Körper, während sein Gesicht braun war; wegen seiner starken Körperbehaarung hieß Firmus „der Zyklop", im übrigen war auch er von „riesenmäßiger Statur". Pescennius Niger (Spartianus) erhielt seinen Beinamen von einem schwarzen Fleck am Nacken; sonst war er weiß, und sein Gesicht zeigte immer „eine gewisse bescheidene Röte". Der Gegenkaiser Prokop, Verwandter Julians, war von mehr als mittlerer Größe (Ammian); Claudius (268—70) hatte einen hohen Wuchs, blitzende Augen und ein breites volles Gesicht (Trebellius); Maximus und Albinus (beide nach Capitolinus) waren ebenfalls hochgewachsen; der erste Gordian hatte die gewöhnliche Statur eines Römers, war ein schöner achtunggebietender Greis und mehr rot als weiß von Hautfarbe (Capitolinus). Von Celsus, einem der „dreißig Thronanmaßer", sagt Trebellius bezeichnenderweise: „Seine Gerechtigkeitsliebe und sein hoher Wuchs ließen ihn des Thrones würdig erscheinen." Es ist dies eines der vielen Zeugnisse für die Kleinheit der späten Römer. Immerhin findet man nur wenige unter den Herrschern als mehr oder minder reine Angehörige der kleinen dunkeln Rasse gezeichnet. So war Kaiser Constantius (Ammian) klein und bräunlich von Hautfarbe, hatte hervorstehende Augen und kurze Beine bei langem Oberleib. Sein Haar war weich, sein Gesicht scharf geschnitten. Die letzten drei Momente zeigen den nordischen Einschlag auch bei ihm. Commodus (Lampridius) färbte sich das Haar (das demnach nicht blond war) und bestreute es mit Goldstaub (s. o.). Seine Gestalt war ebenmäßig, sein Gesichtsschnitt (nach Büsten) nordisch. In Valens wird der dunkle Typus am reinsten gezeichnet: „Von Natur war er träge und zum Handeln unentschlossen. Seine Gesichtsfarbe war schwärzlich, der Gliederbau gedrungen, der Wuchs weder über noch unter dem gewöhnlichen Maße" — gewöhnlich nach dem damaligen Begriff —, „die Beine etwas gebogen und der Unterleib vorstehend" (Ammian).

Vielfach ist man auf Statuen und Büsten allein angewiesen, die nur die Komponente der Physiognomie konstatieren lassen. Bei den Griechen wiegt der Typus des würdigen bärtigen Greises vor, dessen meist etwas übermäßig lange Nase wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Nase eben zu jenen Organen gehört, die geradezu bis zuletzt wachsen. Bei den Römern findet man zur Darstellung das mitltere Alter bevorzugt. Die gerade oder kühn vorspringende Nase ist schon dadurch häufiger vertreten als die „Hängenase" des Alters. Aber auch sonst haben die römischen Typen ihre Besonderheiten; vielleicht wird man mir zustimmen, wenn ich sie den besten deutschen Typen der Gegenwart auffällig ähnlich nenne, was man von den griechischen, die zudem etwas schematisiert sein mögen, nicht in solchem Maße sagen kann. So starke Abweichungen vom nordischen Typus, wie Sokrates und selbst Theokrit, fand ich unter den mir bekannt gewordenen Bildnissen überhaupt nicht. Bei folgenden möchte ich den Typus als durchaus nordisch bezeichnen: Hortensius (Redner), Cicero, Seneca, Maecenas, Marcus Agrippa, Balbus, Vitellius Aulus, Sallustius, Gn. Domitius Corbulo, Scipio Africanus, Lucius Junius Brutus, Antonius, Lepidus, Marcus Junius Brutus, Germanicus, Domitian, Nerva, Mark Aurel, Caracalla, Probus, Konstantin d. Gr., nach einer Münze auch Pertinax, ferner nach ihren Büsten Agrippina, die bedeutende Mutter Neros, und Domitia, die Gemahlin des Domitian, ebenso Livia, die dritte Gemahlin des Augustus, deren Gemmenbild geradezu ein Wolterprofil zeigt.

Die Germanen erschienen den späten Römern bekanntlich wie Riesen, obwohl selbst diese erlesenen Vikinger, die als die ersten nach Süden gedrungen waren, im allgemeinen unsere mittlere Größe (170 cm) nicht um vieles überragt haben dürften. Von Maximin d. Aelt., dem Sohn eines Goten und einer Alanin, dem ersten Germanen auf dem römischen Kaiserthron, sagt Capitolinus: „Severus beförderte ihn zu immer höheren Stellen, wiewohl er noch sehr jung war, allein sein riesiger Körperbau, seine Schönheit, seine großen Augen und seine blendend weiße Hautfarbe zeichneten ihn vor allen aus." Nach einer andern Stelle bei demselben Autor war Maximin acht Schuh und einen Zoll hoch. Sein Sohn, Maximin der Jüngere, den er zum Cäsar ernannt hatte und der mit ihm vor Aquileia erschlagen wurde (238 n. Chr.), war ebenfalls von „außerordentlicher Schönheit" (Capitolinus). Dem Odoaker wurde wegen seiner hohen Gestalt vom heiligen Severin eine ruhmvolle Zukunft verheißen (Anonymus Valesii).

Ueber ausländische Persönlichkeiten konnte ich in der altklassischen Literatur so gut wie nichts finden. Der große Pyrrhus von Epirus (gest. 272 v. Chr.) war nach seinem Namen, der ja nur sein Beiname war (vergl. Barbarossa), hellrot von Haar. Plutarch schreibt über ihn: „Es hatte aber Pyrrhus in seinen Gesichtszügen etwas Majestätisches, doch mehr von Furcht als nur Ehrfurcht erweckender Art. Statt vieler Zähne fand sich bei ihm oben nur ein einziger zusammenhängender Knochen, an dem die Zwischenräume der Zähne durch schwache Ritzen angedeutet waren." Ueber Poros von Indien (Plutarch), Darius von Persien (Plutarch), Masinissa von Numidien (Appian) und Mithridates von Pontus (Appian) lauten die Nachrichten etwas

fabelhaft; sie waren alle von außerordentlicher Größe und Kraft. Eine Münze mit dem Bild des Mithridates zeigt einen langen Kopf mit etwas niedriger Stirne, welcher Eindruck aber vielleicht in dem Künstler durch die über den Scheitel und den Hinterkopf laufende Königsbinde hervorgerufen wurde, eine lange, leicht gebogene Nase und bis in den Nacken reichendes, lockiges Haar. Auch dem parthischen Feldherrn Surena „kam niemand an Größe und Schönheit des Körpers gleich" (Plutarch).

Wenn es hierzu noch eines Schlußwortes bedarf, so ist es dieses, daß sich fast in allen bedeutenden Persönlichkeiten des Altertums, über deren Typus wir uns orientieren können, die nordische Komponente nachweisen läßt, bei einer ganzen Reihe von ihnen sogar alle drei der hohen Gestalt, der nordischen Physiognomie und der lichten Färbung, so daß Woltmanns Theorie, wenn man dieses Wort noch gebrauchen darf, sich wie für die „romanischen" Kulturen, so auch für die des Altertums, zumal für die klassischen, bestätigt findet.

---

# Grundzüge der Rassenveredelung.

Von Dr. Paul C. Franze, Arzt in Bad Nauheim.

Seit der Nebularhypothese von Kant und Laplace und seit den Theorien von Lamarck und Charles Darwin anerkennt die zivilisierte Menschheit Entwicklung als ein allgemeines Weltgesetz, dem alle Dinge unterworfen sind, die anorganischen sowohl, als auch die organischen. Wir haben des weiteren kein Recht, den Menschen als das Endglied der Lebewesen anzusehen, sondern müssen ihn vielmehr als „einen Wurf nach etwas Höherem", wie meines Wissens Goethe sagte, betrachten.

Wir wollen daher einmal die Zukunft der menschlichen Entwicklung von einem hohen und umfassenden Standpunkt aus betrachten.

Offenbar bezieht sie sich auf die intellektuelle, ethische und körperliche Seite des Menschen; zugleich aber bemerken wir, daß der hervorragendste Faktor in der menschlichen Entwicklung derjenige des Geistes und der Sitten ist: auf ihnen beruht der Aufstieg des Menschen über das Tier, auf ihnen aber auch der Sieg einer Rasse über die andere in dem Aufwärtsstreben nach höheren und edleren Formen des Daseins.

Evolution findet statt auf zwei verschiedenen Gebieten: dem erblich-organischen und dem traditionellen. Demnach hat sie auch zwei Wirkungskreise: die Auslese der hereditären, organischen „spontanen Variationen" und die Anhäufung, das Sichten und Verbessern der Erfahrung der Rasse, die deren Tradition bildet. Es leuchtet ein, daß bei Tieren fast lediglich ersteres in Frage kommen kann, während beim Menschen letzteres eine außerordentlich wichtige Rolle spielt. Ich will mich sofort der menschlichen Entwicklung zuwenden, indem ich voraussetze, daß die Leser dieser Zeitschrift mit den allgemeinen Tatsachen und Begriffen der Evolutionstheorie, insbesondere der Darwinschen Lehre, vertraut sind.

## 1. Erbliche organische Entwicklung.

Auslese ist die notwendige Voraussetzung aller Entwicklung: ohne andauernde Selektion findet nicht nur Stillstand, sondern sogar Rückschritt statt. Bei Tieren nun ist der Kampf ums Dasein die wichtigste Triebkraft, um Auslese hervorzubringen. Das ist jedoch ein grausames Moment, und man müßte daher hoffen, daß es möglich sein werde, beim Menschen wenigstens auf den aktiven Kampf ums Dasein im Laufe der Zeit zu verzichten. Und das scheint in der Tat angänglich, wenn wir ihn durch den andern Darwinschen Grundsatz, nämlich den der „geschlechtlichen Zuchtwahl" ersetzen. Wahrscheinlich hat sich Darwin darin getäuscht, daß er annahm, sie spiele eine wichtige Rolle in der Tierwelt. Beim Menschen jedoch eröffnet die zielbewußte Anwendung der geschlechtlichen Zuchtwahl dank seinem so außerordentlich hoch entfalteten Bewußtsein die weitgehendsten und höchsten Möglichkeiten in der Richtung der Rassenveredelung. Sie ist auch durchaus nicht etwa inhuman oder unausführbar; denn ich möchte gleich hier betonen, daß dem ganzen Nachfolgenden diese Bedeutung zugrunde liegt: die besseren und vollkommeneren Menschen sollten sich vor Kreuzung mit den niederen und unvollkommeneren hüten. Ob aber diese untereinander heiraten oder nicht, ist von so untergeordneter Wichtigkeit, daß ich diesen Punkt in vorliegender Abhandlung ganz aus dem Spiel lassen will. Mein Ziel ist ein positives: eine edlere Rasse zu erzielen, und nicht ein negatives: die niederen Formen gewaltsam zu vertilgen. Gemäß den Entwicklungsgesetzen werden sie im Laufe der Zeit entweder allmählich und von selbst verschwinden vermöge ihrer Unfähigkeit, mit den höheren Menschenarten zu konkurrieren, oder sie werden sich einer tieferen Umgebung anpassen, in der sie zu existieren fortfahren und wahrscheinlich vom höheren Menschen in irgend einer Weise als nützliche Glieder in dem allgemeinen Plan des Lebens würden verwendet werden. Jene eben angedeutete passive Art des Kampfes ums Dasein kann natürlich niemals entbehrt werden in einer Gemeinschaft von unvollkommenen und vollkommenen Wesen. Denn ohne sie wäre Fortschritt unmöglich: hier ist die Grenze zwischen wahrer Humanität und „Humanitätsduselei".

Die Forderung lautet also: beim Menschen soll Rasse gezüchtet werden.

Innerhalb dreier Sphären gehen alle Bestandteile des Menschen ganz auf: in denen des Wahren, Guten und Schönen. Zum Wahren gehören Wissen, Intellekt, Denken, Erkennen, zum Guten Wille, Kraft, Macht, Charakter, Sittlichkeit, zum Schönen das ästhetische Gefühl und der Leib des Menschen selbst. Denn das Wesen des Aesthetischen besteht darin, daß es den Sinnen gegenwärtig ist: es gibt nichts Aesthetisches, das nicht entweder gesehen oder gehört werden könnte. Mit andern Worten: das Aesthetische gehört zum Gesichts- und Gehörsinn, und der Gegenstand der Aesthetik überhaupt sind das Schöne und Häßliche in bezug auf Formen, Farben und Töne. Das Schöne im Menschen kann daher nur sein Körper oder sein physischer Teil sein. Entwicklung des höheren Menschen ist daher gleichbedeutend mit der Ausbildung der Intelligenz und Vernunft, des Charakters und des

Körpers des Menschen. Nun ist aber das markanteste Symptom in der Entwicklung der ganzen tierischen Reihe überhaupt mit Einschluß des Menschen die Steigerung des Geistes und Bewußtseins bis zu ihrer wunderbaren Höhe der Vollendung, die wir in uns selbst entdecken. In der Tat werden beim Menschen diese Faktoren mehr und mehr die alles beherrschenden, im Vergleich zu denen der Körper herabsinkt zu einem bloßen Träger jener. Damit will ich natürlich keine Vernachlässigung des Leibes empfehlen, da die Dreiheit Intellekt, Wille und Körper untrennbar ist, sondern nur hervorheben, daß die geistige Sphäre beim Menschen die durchaus herrschende ist und in erster Linie Beachtung heischt. Lediglich um der Einfachheit willen soll daher im ganzen Nachfolgenden das Körperliche außer acht gelassen werden, indem ich ein für allemal voraussetze, daß meine Leser und ich darin völlig einig gehen, daß Gesundheit und ein gewisser, und zwar zunehmender Grad von Körperschönheit die unerläßlichen Grundlagen aller Rassenverbesserung sind. Aber gerade weil das selbstverständlich ist, und wir zweifellos alle darin übereinstimmen, brauche ich diese Abhandlung nicht dadurch zu komplizieren, daß ich fortwährend darauf zurückkomme, sondern kann mir ein freieres Feld für meine Ausführungen verschaffen, indem ich es gleich ein für allemal betone und fernerhin den ganzen Nachdruck auf die weitere Untersuchung der Entwicklung von Intelligenz und Charakter beim Menschen verlege.

Die Forderung lautet demnach nunmehr: es soll Rasse gezüchtet werden hinsichtlich des Geistes und Charakters.

Wie soll das geschehen?

Beobachtung derjenigen Momente, die bisher zu der Entstehung der besten Rassen bei Tieren und bei Menschen geführt haben, zeigen, daß die Züchtung einer guten Rasse in erster Linie abhängt von Blutmischung und nachfolgender Isolation zum Zweck der Verhinderung von Kreuzungen mit niederen Formen[1]). Die Blutmischung muß eine zeitlich außerordentlich beschränkte sein und sich auf nahverwandte hochstehende Rassen beziehen. So entstanden die Engländer aus verschiedenen Zweigen der an sich schon höchststehenden Rasse, nämlich der germanischen, unter Isolation und nachfolgender zeitlich eng begrenzter Kreuzung mit den blutsverwandten Dänen und Normannen. Ganz ähnlich kamen die Griechen des Altertums zustande. Häufige Kreuzung jedoch, namentlich zwischen höheren und niederen Rassen, führt zur Entartung, wie wir Gelegenheit haben, an den Südamerikanern zu sehen.

Allein, geographische Isolation ist beim Menschen in unsern Tagen und in aller Zukunft eine gänzliche Unmöglichkeit, ja sie darf nicht einmal als wünschenswert gefordert werden; denn sie widerspricht einem andern ebenso wichtigen Bestandteil der menschlichen Evolution: der endgültigen Einheit und Humanisierung der ganzen Menschheit. Es ist klar, daß von ethischen Gesichtspunkten aus kein anderes Ziel für sie verlangt werden darf, aber die ganze Erfahrung zeigt auch, daß sie tatsächlich auf dieses Ziel zueilt.

---

[1]) Vergl. H. S. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, hauptsächlich Seite 263—319 des I. Bandes.

Dennoch ist es, soll anders eine Steigerung des Charakters und der Intelligenz des Menschen stattfinden, nötig, den oben vorgetragenen Gesetzen gerecht zu werden, nämlich für Auswahl der besten Individuen und Vermeidung von wiederholten Kreuzungen mit minderwertigen zu sorgen. Wie kann das erreicht werden?

Indem man nach einem neuen Grundsatz Rasse züchtet, nämlich wie folgt: ausgestreut durch die Gesamtheit aller noch lebenden höheren Völker findet sich eine Aristokratie des Geistes und Charakters, unabhängig von geographischen Begrenzungen, doch von Volk und Nationalität nur insofern, als wir unsere Umschau lediglich auf die höchststehenden Rassen beschränken und sorgfältig die niederen davon ausschließen. Wir wollen daher diesen geistigen Adel als eine Rasse für sich betrachten, die durch ihre Verwandtschaft in den höchsten menschlichen Eigenschaften zusammenhängt, nämlich denjenigen des Geistes und Charakters. Die Rassen, die zurzeit die Erde beherrschen, sind ziemlich genau nach den Gesetzen gebildet worden, welche die Formation der Tierrassen leiten. Der Mensch jedoch hat offenbar eine intellektuelle Entwicklungshöhe erreicht, auf der er in das Reich der Vernunft an sich eingetreten ist, richtiger gesagt, eintreten kann, sofern er eben zur Erkenntnis des wahren Sachverhalts gelangt. Auf der einen Seite Tier bleibend, nimmt er auf der andern teil an einer höheren, alles beherrschenden, über-animalen Sphäre des Seins, an der das Weltall leitenden, vernünftigen und sittlichen Urkraft, mag man sie nennen, wie man immer wolle. Daher soll die Bildung der kommenden neuen Rasse durch neue Gesetze beherrscht werden, die mehr Rücksicht auf die geistige Seite des Menschen nehmen, als es diejenigen taten, die bisher die Entstehung der Rassen in der Tierwelt sowohl, als auch beim Menschen in die Wege leiteten.

Ich meine das bereits angedeutete Gesetz, das durch seine Einfachheit ausgezeichnet ist und folgendermaßen formuliert werden kann: Es sollen sich die intellektuell und moralisch am meisten hervorragenden Individuen aller ohnehin schon höheren Rassen behufs Erzeugung von Nachkommenschaft vereinen, und es soll gleicherweise die Nachkommenschaft fortfahren, nur untereinander die Gattenwahl vorzunehmen, sorgfältigst alle Kreuzung mit intellektuell und moralisch tiefer Stehenden vermeidend. Stammbäume könnten sogar von den Gemeinden über diese Familien von geistigen Aristokraten angelegt und gehalten werden, aus denen sich jeder vor der Ehe über den intellektuell-sittlichen Zustand seines in Aussicht genommenen Gatten zu unterrichten vermöchte.

Freilich würde trotz einer solchen Maßregel immer noch die richtige Beurteilung des Charakters eine enorme Schwierigkeit bieten — jedoch nur insofern, als man eben versuchen wollte, ihn bloß mittels verstandesmäßiger Reflexion zu schätzen: da würde man freilich überhaupt niemals auf einen grünen Zweig kommen! Allein, es gibt noch eine andere Kraft der Erkenntnis im Menschen (und im Tier) als das bewußte Denken: das ist die unbewußte Seelentätigkeit. An dieser Stelle möchte ich nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß, wer auch immer ein richtiges Verständnis für das Walten in der Natur gewinnen will, nicht an E. von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ vorbeigehen darf: nicht als ob ich seiner in dem späteren Teil des

Werkes enthaltenen pessimistischen Anschauung beistimmte. Aber seine einleitenden Untersuchungen über die außerhalb des Bewußtseins liegende psychische Tätigkeit und seine daran anknüpfende Hypothese einer alles umfassenden und in alles hineinragenden obersten psychischen Welteinheit (die er eben „Das Unbewußte" nennt) enthalten grundlegende Erkenntnisse, ohne die es meines Erachtens kein Verständnis für die uns umgebenden Tatsachen der Natur gibt. Dazu eben werden den Menschen die Genien gegeben, daß sie das durch jene vermittelte Licht auch ihrerseits nun sehen und nicht fortfahren, im dunkeln zu tappen und sich in grüblerischer Weise abzuquälen, durch ihr eigenes minderwertiges Denken die Wahrheit zu erfassen, womöglich noch dazu von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß diese selbst überhaupt nur etwas Relatives sei: Wahrheit über die letzten Dinge gibt nur die geniale Intuition und nicht das Denken. Deshalb ist auch systematische Metaphysik unmöglich; doch findet man im genialen Schauen überall einen jenseits der Sinneswelt liegenden Urgrund aller Dinge vor, über den man daher auch in vagen, allgemeinen Urteilen Aussagen machen kann, die eben sein Vorhandensein überhaupt angeben und nicht Genaueres über ihn behaupten.

Doch nun zurück zum Thema: wie kann also der Mensch im konkreten Einzelfall erkennen, ob sein in Aussicht genommener Partner wirklich von edler, intellektuell-moralischer Rasse sei oder nicht? Durch Reflexion nach dem oben Gesagten gewiß nicht mit Sicherheit. Doch gibt es außerdem noch die instinktive oder intuitive Erkenntnis, die darin besteht, daß Lichtblitze aus dem Unbewußten in dem Bewußtsein aufleuchten. Eine philosophische Ueberlegung würde zeigen, daß letzten Endes alle Erkenntnis überhaupt auf diese intuitive zurückgeht und ohne sie unbegreiflich bleibt; doch darauf kann ich natürlich nicht an dieser Stelle eingehen. Wie die Tiere so hat auch der Mensch „Instinkt". Es ist in der Tat grundsätzlich ganz dasselbe, nur ist es beim Menschen auf eine höhere Stufe projiziert gemäß seiner höheren Entwicklung und der vollkommeneren Umgebung, in der er sich befindet. Dieser Instinkt nun sagt dem Menschen im allgemeinen richtig, wer für ihn der geeignete Partner ist, und zwar um so mehr, je bessere Rasse eben der Betreffende selber besitzt; denn bei solchen ist der Instinkt im höheren Sinne des Wortes auch besser entwickelt. Doch ist dieser „Instinkt für den geeigneten Gatten", wie ich ihn nennen möchte, nicht etwa ohne weiteres identisch mit „Liebe". Vielmehr ist es so: jeder Mensch hat ein Bewußtsein von einem allgemeinen Typus des anderen Geschlechts, der zu ihm am besten paßt. Dieser Typus wird natürlich von einer Vielheit von Individuen vertreten, nicht nur von einem einzelnen. Trifft der Mensch ein Individuum dieses Typs an, so „verliebt" er sich gewöhnlich in es. Diese Liebe ist jedoch eine reine Wahnidee, insofern als sie nur das eine Individuum als den geeigneten Gatten anerkennen läßt; es ist nach dem Gesagten aber klar, daß ceteris paribus irgendein anderer Vertreter desselben Typs ebenso geeignet wäre, und die eigentliche sogenannte „Liebe" im engeren, romanhaften Sinne ist eine zur Gattung der Paranoia gehörige Psychose. Dagegen ist Zuneigung zu dem ganzen Typus als solchem, der nach des Betreffenden „Instinkt für den geeigneten Gatten"

die passenden Partner darstellt, völlig berechtigt. Ebenso ist eine geläuterte mehr geistige Liebe berechtigt, die zwar auf dem Unterschied von Mann und Weib beruht, nicht aber auf dem Geschlechtstrieb, sondern von diesem emanzipiert ist. Je bessere Rasse nun ein Mensch besitzt, desto deutlicher ist sein „Instinkt für den geeigneten Gatten" ausgeprägt. Außer durch diesen Instinkt dient die Erfahrung als Mittel zur Erkenntnis des passenden Ehegenossen, nämlich die Erfahrung hinsichtlich seiner Abstammung und seiner eigenen Betätigung in intellektuell-moralischer Hinsicht; aus diesem Grunde sagte ich vorhin, daß Stammbäume der edelsten Familien angelegt und aufbewahrt werden sollten.

Das wären also die drei Erkenntnisquellen, die den Menschen bei der Gattenwahl leiten müssen: 1. die innere Stimme des Instinkts und der Intuition, 2. die Erfahrung hinsichtlich der Abstammung des in Aussicht genommenen Partners und 3. diejenige bezüglich seines bisherigen Lebens. Da eine Gattenwahl nach diesen Gesichtspunkten die üblichen konventionellen Rücksichten keineswegs ausschließt, sondern nur an zweite Stelle setzt, so ist das Verlangte durchaus keine Utopie. Man beachte das wohl!

Um jedoch einem Mißverständnis vorzubeugen, muß ich hier zweierlei erwähnen: 1. Intelligenz bedeutet nicht Gelehrtheit, sondern die angeborenen natürlichen Anlagen; die Forderung von Intelligenz bei der Gattenwahl schließt also nicht etwa diejenige von Klassenbeschränkungen in sich ein. 2. Unter Sittlichkeit und Güte des Charakters verstehe ich nicht bloße äußerliche Enthaltung von Lastern und Verbrechen: es liegt mir durchaus fern, die Sache des Moralphilisters zu vertreten, oder auch nur die des Schwächlings, der zu unabhängiger, kühner und freier Tat unfähig ist! Diese feministische Auffassung der Moral lege ich hier nicht zugrunde, sondern meine vielmehr unter einem sittlichen Charakter denjenigen des echten Idealisten, dessen Sinn auf Vervollkommnung und Höheres gerichtet ist, der wahre Herzensgüte, echte brennende Wahrheitsliebe besitzt, auch großzügig und altruistisch veranlagt ist und nicht seine persönlichen kleinlichen Interessen verficht. Man kann das natürlich nur unbestimmt ausdrücken; was gemeint ist, muß der Leser intuitiv merken.

Das Material nun für die Bildung einer solchen edleren Rasse sind die spontanen Variationen des Menschen im Darwinschen Sinne, in denen sich die vervollkommneteren geistigen und sittlichen Seiten der Menschheit ausdrücken. Das aktive Prinzip aber für die Züchtung ist die geschlechtliche Zuchtwahl mit nachfolgender Vermeidung von Kreuzungen mit weniger vollkommenen Individuen. Damit ist natürlich nicht sogenannte „Inzucht" gemeint, d. h. die Heirat zwischen Blutsverwandtschaft, sondern vielmehr die zwischen den nicht näher blutsverwandten, aber höchststehenden Individuen[1]).

## 2. Traditionelle Entwicklung.

Den Menschen kennzeichnet vor allen andern Lebewesen die ungeheuer viel höhere Entwicklung des Bewußtseins und der Vernunft

[1]) Siehe des näheren über diesen ganzen Gegenstand meine demnächst erscheinende Broschüre: „Höherzüchtung des Menschen auf biologischer Grundlage". Hof-Verlags-Buchhandlung von E. Demme in Leipzig.

und die Fähigkeit der Sprache und der Schrift. Vermöge dieser Eigenschaften kann er seine Erfahrungen aufbewahren und auf künftige Geschlechter übertragen. So bildet sich ein Niederschlag der Erfahrung der ganzen Menschheit, wie wir ihn in Wissenschaft, Kunst, Literatur, Ethik, Religion, Geschichte, Philosophie usw. vorfinden, und der natürlich andauernd verbessert, vermehrt und abgeändert wird durch neue Erfahrungen, Erfindungen und Entdeckungen der verschiedensten Art. Die Essenz von all dem zusammen nennen wir die „Tradition der Menschheit". Außerdem bildet jedes Individuum vermöge seiner eigenen Erfahrungen in seinem Leben seine persönliche Tradition, und gleicherweise geschieht es bei jedem Volk und jeder Nation. Neben diesen zuletzt erwähnten Spezialtraditionen steht diejenige der Menschheit als einer Gesamtheit, und dabei befinden sich alle ununterbrochen in einem Zustand unauflösbarer Wechselwirkung miteinander. Endlich kommen noch zu allem die Genien, die Schutzengel der Menschheit, hinzu, die von Zeit zu Zeit emporsteigen, und zwar unter den an sich schon höchsten Rassen: ihre Funktion kann als ein Vorwegnehmen der Tradition der Zukunft bezeichnet werden, wodurch sie die Menschheit sprungweise auf eine höhere Stufe der Entwicklung emporheben, auf eine Stufe, die sonst erst im Laufe sehr langer, allmählicher Evolution, oder auch überhaupt nicht erreicht worden wäre.

Bei der Bildung der Tradition können nun die allgemeinen Gesetze der Entwicklung leicht wiedererkannt werden: da erscheint zunächst das „biogenetische Grundgesetz" von Ernst Häckel in der sittlichen Evolution. Dieses Gesetz besagt bekanntlich, daß bei der Entstehung des Einzelindividuums sowohl bei Tieren, als auch beim Menschen die niederen Formen nochmals rasch durchlaufen werden. So steht z. B. das menschliche Herz zu einer gewissen Periode des intra-uterinen Lebens auf der Stufe des Fisch-, dann des Amphibien-, ferner des Reptilienherzens, um nachher erst die Ausbildung des Säugetierherzens zu erlangen. Allerdings gilt diese Regel nicht streng, und es ist daher richtiger, nicht von einem „Gesetz", sondern lieber von einem „biogenetischen Grundprinzip" zu sprechen. Denn von einem Gesetz verlangt die Logik ausnahmslose Geltung.

Das erwähnte Prinzip der Wiederholung besteht nun auch für die ethische Entwicklung zu Recht: Individuen und Völker müssen durch die tieferen Stufen der Vollkommenheit hindurch, müssen ihre niederen Neigungen und Triebe der verschiedensten Art durch Willensanstrengung besiegen, ehe sie in ein höheres Reich der Sittlichkeit ihren Einzug halten können. Das ethische Problem des Menschen läßt sich daher folgendermaßen formulieren: wie können wir die niederen Stufen der Sittlichkeit (bezw. die Unsittlichkeit) überwinden und in ein Dasein eingehen, in dem nur die höheren Grade betätigt werden?

Anders ausgedrückt: infolge seiner höheren Gehirnentwicklung wird dem Menschen etwas Furchtbares zum Bewußtsein gebracht: er findet sich selbst auf diesem in Schönheit strahlenden Planeten als ein Wesen vor, das anders beschaffen ist, als es sein sollte! Von diesem Augenblick an ist das Leben in einen Schleier der Trauer, aber zugleich auch der Romantik gehüllt; das Moment der Tragik webt sich in das Dasein ein durch den Zwiespalt, den der Mensch

in seinem Wesen entdeckt hat: er blickt in ein Land klassischer Vollkommenheit hinein, das für ihn freilich zunächst nur ein Ideal ist, und sieht sich zugleich selbst als Kämpfer um die Vollendung im Felde stehend. Es sind die steilen Pfade des Werdens und Vergehens, der Entwicklung, auf denen er anstürmt. Das Land, in dem er sich jetzt noch befindet, ist das der Romantik, das Gegenstück zu jenem klassischen Reich steter, unveränderlicher und harmonischer Vollkommenheit.

Aber wiederum sind es die allgemeinen Entwicklungsgesetze, die uns den Ausweg aus diesem disharmonischen Zustand weisen: er kann und muß annähernd überwunden werden durch Selektion der Individuen, welche die Träger der glänzendsten sittlichen Tradition sind. Allerdings ist das nur asymptotisch gemeint: eine Asymptote ist eine Linie, die sich einer andern geraden immer mehr nähert, sie jedoch erst in der Unendlichkeit trifft. Das bedeutet: für den Erdenmenschen ist die klassische Sphäre der Moral nur ein durch Abstraktion oder auch durch Intuition bezw. in der Idee gewonnener Begriff, der sich die Sphäre der Romantik zwar immer mehr nähern kann, ohne sie aber ganz zu erreichen. In diesem Aufstreben nach dem Klassizismus der Moral werden nunmehr traditionelle und organische Evolution miteinander vermengt, und wir finden eine völlige Wechselwirkung zwischen beiden: durch spontane Variation werden Individuen geboren, die höhere Sittlichkeit als Erbgut besitzen. Im Verlaufe ihres Lebens wirken sie diese aus und heben so die Tradition der Rasse durch ihr Beispiel und ihre Lebensarbeit. Nachdem auf diese Weise die Tradition gesteigert worden ist, hat auch die Erkenntnis des wahrhaft Guten im allgemeinen in der Menschheit zugenommen. Auf Grund dieses besseren Wissens vermögen nunmehr die Menschen in vernünftigerer Weise sexuelle Auswahl zu treffen und sittlich höher stehende Gatten zu nehmen, gemäß den Grundsätzen, die im ersten Teil dieser Abhandlung niedergelegt worden sind. Sofort entsteht dadurch die Aussicht auf bessere Nachkommen mit gesteigerter angeborener Fähigkeit zu ethischem Wollen und Handeln. Diese neue Generation wird dann wiederum die Tradition durch ihre Lebensweise heben, und so wird sich die Wechselwirkung zwischen Erb- und Traditionswerten immer aufs neue wiederholen.

Betrachten wir jetzt die sittliche Entwicklung des Einzelindividuums. Jeder Mensch muß die Disharmonie seiner eigenen Natur zu besiegen streben durch die Auslese seiner edleren Charakterzüge, indem er diesen immer wieder bei der Motivation seines Willens den Vorzug vor den niederen gibt. Die niederen Charaktereigenschaften werden dann von selbst durch Mangel an Nahrung aussterben, gerade wie die wertloseren Variationen im Kampf ums Dasein der Tierwelt untergehen.

So gibt es drei Stadien in der geistig-sittlichen Entwicklung des Menschen. Auf der untersten Stufe, wie wir sie vorwiegend bei Wilden beobachten, ist das Schuldbewußtsein nur schwach ausgebildet. Demnach findet man hier kaum das Gefühl der Reue, der Sünde oder der Disharmonie des eigenen Wesens. Auf der zweiten Stufe wird sich der Mensch seiner Fehler bewußt und strebt nach ihrer Unterdrückung. Das ist das Stadium des Kampfes

und der Tragik des Lebens. Auf der dritten Stufe haben sowohl das Individuum, als auch die Menschheit im allgemeinen siegreich ihre atavistische Natur überwunden und sind eingegangen in die Gefilde des seelischen Friedens, indem sie auf eine höhere ethische Sphäre erhoben worden sind.

Das erste Stadium ist gleichsam dasjenige unbewußter Schuldlosigkeit, das zweite dasjenige des Sündenbewußtseins und der verlorenen Unschuld: es ist der „Sündenfall" des Mythus; das dritte ist dasjenige des Sieges über die Sünde, daher gleichsam das der Heiligkeit.

Nach allem: Die ganze Entwicklung verläuft in der Richtung nach Realisation von Vernunft und ihrer Ideale: des Wahren, Guten und Schönen[1]). Diese Verwirklichung findet statt durch Inkarnation in vernünftigen Wesen. Die völlige Inkarnation wäre gleichbedeutend mit idealem Wissen, idealem Wollen und idealer physischer Beschaffenheit. Das letztere gewährt dem Unsterblichkeitsglauben eine logische Unterlage. Die annähernde Realisation, insbesondere des Wahren und Guten in der Menschheit bedingt die Humanisierung des Menschengeschlechts, was ja das höchste ethische Ziel in entwicklungstheoretischer Hinsicht sein muß. Genien sind es, die diese Form der Tradition im Geiste schon längst vorweggenommen haben. Dieses letzte Stadium der Menschheit würde nach dem Vorhergehenden zuwege gebracht werden durch die vereinigte Wirkung von erblich-organischer und traditioneller Entwicklung. Das Material, mit dem gearbeitet wird, sind in beiden Fällen die spontanen Variationen von männlichen und weiblichen Individuen, welche die obersten Stufen des Intellekts und der Moralität manifestieren. Die ausführende Kraft ist im ersten Fall die geschlechtliche Zuchtwahl jener Variationen zum Zweck der Hervorbringung von Nachkommen im Verein mit Reinzucht unter den letzteren. Im zweiten Fall wird die ausführende Kraft dargestellt von der Lebensarbeit jener Menschen, welche die Tradition der sittlichen Begriffe auf eine höhere Stufe emporheben.

Ich fasse zusammen: Es ergeht an die Menschheit der Ruf, **wirksame** und **praktische** Arbeit zu tun behufs Humanisierung ihres ganzen Geschlechts, und zwar durch Einschlagen des einzigen dazu möglichen Wegs: durch bewußte Reinzucht innerhalb der geistigen Aristokratie der Menschheit und Hebung der intellektuellen und sittlichen Tradition durch das Beispiel und die Arbeit des Lebens der Einzelnen!

---

## Das germanische Element in der romanischen Kunst der Gegenwart.

Dr. Karl Lory.

Die nachstehenden Betrachtungen fassen in erster Linie die zeitgenössische Kunst der beiden südlichen Halbinseln Europas, die Kunst Spaniens und Italiens, ins Auge.

---

[1]) Vergl. P. C. Franze: Idealistische Sittenlehre und ihre Gründung auf Naturwissenschaft. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1909.

Im allgemeinen gilt ja bezüglich der neuzeitlichen Kunst sowohl der Pyrenäen- wie der Apenninenhalbinsel das Urteil, das u. a. auch der Erlanger Kunsthistoriker Haack in seiner „Kunst des 19. Jahrhunderts“[1]) darüber gefällt hat. Von der spanischen Kunst meint er, daß sie auf Kunstausstellungen allerdings Aufsehen zu erregen pflege, daß sie auch durchaus in nationalem Boden wurzle, daß aber der Kunstfreund an spanischen Bildern häufig die Lösung irgendeiner wahrhaft künstlerischen Aufgabe, der Deutsche jedwede Herzlichkeit und Innigkeit der Auffassung vermissen werde. Mit anderen Worten: entweder „quadratmetergroße Effektstücke mit grellen Farben und praller Sonne, mit andalusischem Wohlgefallen an Blut und Kampf und wilder Nervenerregung, wohl auch mit glühender Sinnlichkeit und gelegentlicher Empfindsamkeit“, oder (kitschige) „Fein- und Kleinmalerei von allerdings unter Umständen erstaunlicher Wirklichkeitstreue“. Noch deutlicher und noch weit abfälliger lautet indes Haacks Urteil über die neuere italienische Kunst. „Italien, das Land der Kunst, das Europa Jahrhunderte hindurch wie eine Königin der Kunst beherrscht hatte, sank um die Mitte des 19. Jahrhunderts zur Dienerin des Touristengeschmacks herab. In Italien begann damals die Zeit der geleckten, leicht verkäuflichen Ware, die ein wenig italienische Reiseerinnerung mit etwas südländischer Sinnlichkeit unter der Tünche eines glänzenden, aber oberflächlichen Kolorits verband.“

Wenn man sich hier bezüglich Spaniens auch noch an die Blüte der Schule von Sevilla im 17. Jahrhundert, an Velasquez, Murillo, und wie sie alle heißen, erinnert, so kann man Haacks Gesamturteil wohl dahin zusammenfassen: das 19. Jahrhundert brachte sowohl in Italien wie in Spanien lediglich einen Herabsturz von der einstigen glänzenden Höhe, und das Kunstschaffen in den genannten Ländern erzeugt kaum viel mehr als Marktware, teilweise in des Wortes armseligster Bedeutung.

Daran ändern zunächst auch einige wenige glänzende Namen (man denke an den — übrigens recht äußerlich arbeitenden — Zuloaga und an Segantini), daran änderte auch das Aufkommen der Moderne nichts; wenigstens muß man das als Ergebnis von Haacks Ausführungen betrachten, der, von Segantini abgesehen, die moderne Malerei Italiens in fünf, die moderne Malerei Spaniens in sieben Zeilen abtut, während er über die angelsächsische z. B. auf dreizehn, über die deutsche sogar auf achtundvierzig Seiten handelt!

Dieses Zahlenverhältnis entspricht durchaus, um das gleich vorweg zu nehmen, den Tatsachen. Gerade an dieser Stelle darf es einmal nachdrücklich betont werden: die moderne Malerei (um zunächst nur diese ins Auge zu fassen, da sie in ihrer Entwicklung und in ihrem Wesen viel bestimmter vor uns steht als Bildnerei und Sachkunst[2]) ist ein Produkt des nordischen, des germanischen Geistes. Es läßt sich das auch ethnographisch mit

[1]) Fünfter Band von Lübke-Semraus „Grundriß der Kunstgeschichte“, zweite Auflage, 1907.

[2]) Lesern, denen dieser von Prof. Gmelin-München, dem verdienten Herausgeber von „Kunst und Handwerk“, eingeführte Ausdruck nicht geläufig sein sollte, hier nur soviel, daß er angewendet und auch sehr geeignet ist, um den in mancher Hinsicht schiefen und mißverständlichen Ausdruck „angewandte Kunst“ zu ersetzen.

leichter Mühe feststellen. Wer sind denn eigentlich die Bahnbrecher der Moderne auf dem Gebiet der Malerei gewesen? Zunächst die Engländer Crome, Constable, Turner, sodann in Frankreich die Meister von Barbizon, denen sich bereits Courbet, ja schon die Vollender des Impressionismus, vor allem Manet, anreihen. Unter den Landschaftern von Barbizon ragt in erster Linie Millet hervor; Haack nennt ihn geradezu den eigentlichen Vater der modernen Malerei und der modernen Kunst überhaupt. Auch bei Haack heißt es natürlich: der „Franzose“ Millet; aber gleich darauf wird er von ihm folgendermaßen beschrieben: „eine echt germanische Erscheinung, ein kraftvoller, blonder Normanne mit lang auf die Schultern herabwallendem Haupthaar, großmächtigem Bart und blitzblauen Augen.“ Dieser typische Germane hat nicht nur die Kunst seiner Gefährten, der „Plejade“ von Fontainebleau, die allerdings zumeist Pariser waren, aber großenteils an den alten Holländern sich bildeten, er hat, wie Haack mit Recht andeutet, die gesamte moderne Kunst bis auf den heutigen Tag beeinflußt. Courbet aber, mit dem die Wendung zum Impressionismus sich bereits deutlich vorbereitet, stammte aus Ornans, also aus einem Gebiet, dessen Bevölkerung mit burgundischem Blute durchsetzt ist, und das ganze Wesen dieses Kraftmenschen, der schon in seinem Auftreten jede Spur gallischer Zierlichkeit und Geschmeidigkeit vermissen läßt, erinnert sicher ebenfalls an den Typus des Germanen. Die glänzendste, zielbewußteste, rücksichtsloseste, mit einem Wort: die genialste Erscheinung des vollendeten „französischen“ Impressionismus aber (so will es wenigstens der Sprachgebrauch) ist nicht der elegante Pariser Manet, der technisch sicher außerordentlich gewandt genannt werden muß, sondern der Vlame (und protestantische Pfarrerssohn) van Gogh, dessen tragisches Schicksal zudem auch völlig aus dem faustischen Drang der Germanenseele heraus entstanden ist. An der Spitze der modernen Malerei überhaupt aber marschiert als der Erste und in vieler Hinsicht Größte zugleich einer der großen Einsamen, eines jener Sonntagskinder[1]), von denen der Dichter sagt:

„Was die Epoche besitzt, verkünden hundert Talente;
Aber der Genius bringt ahnend hervor, was ihr fehlt“,

der „Spanier“ Goya. Glücklicherweise verbinden wir mit dieser Herkunftsbezeichnung heute längst nicht mehr die Vorstellung einer bestimmten Rassezugehörigkeit; und gerade bezüglich Goyas ist bereits in diesen Blättern[2]) der germanische Ursprung nachgewiesen worden (Goya = Gudila).

Kurz: die moderne Kunst ist ihrem ganzen Wesen nach aus germanischem Geiste heraus geboren, ihre Eigenart, das, was sie innerlich von der Kunstübung der vorausgegangenen Epoche, speziell des Klassizismus, scheidet, ist germanischen Ursprungs. Das ist kein Zufall; eine hohe Kunstblüte (und daß die moderne Kunst einer glänzenden Blüteperiode entgegenstrebt, daß das Kunstleben an sich bereits in eine solche eingetreten ist, kann man nicht wohl bezweifeln) ist stets mit wirtschaftlichem Aufschwung verknüpft (man denke an

[1]) Unbeschadet seiner — nicht immer lichten — äußeren Lebensverhältnisse.
[2]) Vergl. J. Jungfer, Germanisches aus Spanien. Pol.-anthrop. Revue VI, 709.

Flandern, an Florenz und Venedig), und im wirtschaftlichen Wettbewerb der Gegenwart sind nun einmal die germanischen Völker als unbestrittene Sieger hervorgegangen. Germanisch ist aber — mit direkter Spitze gegen die traditionelle Kunstübung des Romanentums sogar — das Leitmotiv des ganzen neuen Kunstschaffens selbst: nicht mehr den schönen Schein, sondern die Wirklichkeit zu geben. Ja, die neue Kunst bedeutet gewissermaßen ein Sichbesinnen auf das spezifisch deutsche Schönheitsideal. „Das deutsche Volk ist charakteristisch schön", sagte Olbrich einmal, es ist „schön" in dem Sinne, wie eben die neue Kunst das Wort praktisch auslegt, die den „charakteristischen" Menschen, den, der hinter durch- und abgearbeiteten Zügen Seele, Innenleben verrät (vergl. Hodlers „Lebensmüde"), sucht und darstellt. Ja, die neue Kunst hat, eben auch im Gegensatz zum Klassizismus, der die südliche, die romanische Landschaft mit Vorliebe darstellte, die Schönheit der nordischen, der germanischen, speziell auch der deutschen Landschaft wieder-, manchen besonderen Reiz derselben geradezu neu entdeckt. Man denke nur an die jubelnde Freude, mit der moderne Maler den nordischen Winter mit seinen blinkenden Schneefeldern immer und immer wieder darstellen!

Wenn also das Romanentum, speziell das Romanentum der südlichen Halbinseln, im Wettbewerb um die Lorbeeren, die durch die neue Kunst zu gewinnen waren, weit zurückblieb, so ist das gar nicht zu verwundern; wenn es — mit wenigen Ausnahmen — bei den Aeußerlichkeiten der neuen Technik stehen blieb, wie das Haack a. a. O. andeutet, so konnte man von ihm eigentlich mehr überhaupt nicht erwarten.

Wer aber die allerjüngsten Schöpfungen spanischer und italienischer Malerei kennen zu lernen Gelegenheit hatte, konnte zu seiner Ueberraschung beobachten, daß auch hier Theorie und Praxis nicht völlig übereinstimmen, d. h. daß bei näherer Betrachtung das Kunstschaffen der beiden Völker beachtenswerte Offenbarungen einer keineswegs romanischen Kunstanschauung aufzuweisen hat, Hervorbringungen, die sich dem germanischen Wesenszug des gesamten modernen Kunstschaffens durchaus angliedern.

Besonders deutlich trat diese Erscheinung auf der diesjährigen (10.) „Internationalen Kunstausstellung" im Münchener Glaspalast zutage. Was zunächst Spanien betrifft, so fiel hier wie allenthalben der verhältnismäßig geringe Einfluß des französischen Impressionismus auf, der ja durch eine gewisse Vorliebe für Schwarz leicht kenntlich ist. Obwohl der Kulturbeziehungen zwischen Frankreich und Spanien verhältnismäßig viele sind, so verrieten doch nur ganz wenig Bilder den direkten Einfluß der Schule Manets und seiner Nachfolger; mindestens ebenso stark ist noch heute, wie allenthalben im künstlerisch weniger selbständigen Ausland, so auch in Spanien, der Einfluß Pilotys und seiner Schule. Doch verschwand dieser Gegensatz fast völlig hinter einem anderen: zwischen dem unbändigen, in Farben schwelgenden, im Genrehaft-Konventionellen zufriedenen, romanischen Theaternaturalismus und dem germanischen Ringen nach Stil, nach einem ausgleichenden Rhythmus und nach innerer Erfassung des Gegenstandes. Das war ja das Bezaubernde für das Romanentum an Pilotys Vorbild: das Theatralische, die Neigung zum Pathos, zur gefälligen oder grandiosen Geste; aus dem romanisch beeinflußten Klassizismus

hatte Piloty dies herübergenommen, und das Romanentum hatte sein eigenstes Wesen und seine ureigene Art hier unschwer wieder selbst erkannt; dazu kam bei Piloty die Glut der Farbe, die bei vermeintlich größter Naturwahrheit so einschmeichelnd zur Darstellung des schönen Scheins verlockte. Wahrlich, man begreift, daß unter solchen Umständen schon der „französische“ Impressionismus einen schweren Stand bei den südlichen Romanen hatte, der ja, wie im Vorhergehenden ausgeführt, eigentlich bis zu einem gewissen Grade wenigstens aus der Tendenz der Abkehr vom schönen Schein, aus einem in diesem Sinne kaum anders denn germanisch zu nennenden Wirklichkeitsdrang geboren ward. Nun sollte man aber denken, daß der Weg zu der allerneuesten deutschen Kunst für die Spanier noch ungangbarer, die Kluft hier überhaupt unüberbrückbar sein sollte. Denn diese Kunstübung, für die etwa die ganz bodenständigen, nach derber, wuchtiger Stilisierung strebenden Arbeiten der Münchener Künstlervereinigung „Scholle“ typisch genannt werden mögen, bricht vollständig mit jedem, auch dem leisesten Nachhall romanisch-klassizistischer Schönheitssucherei, bricht selbst mit dem im französischen Impressionismus immer noch zutage tretenden, oft mondänen Geistreichtum, mit dessen Artistenblasiertheit echt Pariser Kreszenz: sie ist — dagegen gehalten — derbe, breitspurige Bauernarbeit, wuchtig, ungeschminkt, bis zu einem gewissen Grade ein Kind süddeutschen Demokratentums; denn oft klingt sie förmlich aus in eine ungeschlachte, manchmal fast humorvolle Heroisierung des Volkes als solchen, der unteren Massen. Nichts ist aber nun frappierender, als zu sehen, daß es heute tatsächlich eine Art spanische „Scholle“ gibt; nicht eine geschlossene Künstlergruppe etwa, wohl aber eine deutlich erkennbare Richtung, die eine ähnliche Sprache redet wie die vorher charakterisierten deutschen Künstler. Das ist keine Marktware, und mit Sensations- und Effektstücken ist es vorbei; deutlich spürt man das Ringen nach Stil, das Streben nach einer gewissen dekorativen Wirkung des Bildes, ja sogar die Mittel sind, bis herab auf die breiten, flächigen, oblongen Farbenflecke, die ohne Untermalung auf den weißen Grund aufgetragen wurden, die gleichen wie bei unserer „Scholle“. So hing z. B. im Glaspalast eine prächtige Schilderung des Festes der hl. Patronin von Atzara (aus Sardinien), gemalt von Ortiz Echagiie, Mitglied der Accademia Española de Bellas Artes in Rom. Hier traf nicht etwa nur die südliche Neigung zu annähernd lebensgroßer Darstellung zufällig mit der gleichen bei einzelnen Mitgliedern der „Scholle“ zusammen, hier war nicht nur in der Art des Farbenauftrags die Methode der letzteren etwa äußerlich nachgeahmt: die innere Erfassung des Ganzen war die gleiche, der Verzicht auf alle Theaterpose, das ehrliche Streben nach einem und demselben malerischen Problem, nämlich unter Verzicht auf eine genrehafte Wirkung eine Summe menschlicher Figuren durch Eingliederung in eine Art von ornamental wirkendem Milieu zu festlich-froher, dekorativer Wirkung zu bringen. Einen ähnlich frappierenden Eindruck mußten Bilder wie „Während der Predigt“ von Manuel Benedito Vives (Madrid) und „Mittag“ von Valentin Zubiaurre (ebenfalls aus Madrid) hervorrufen. Gerade das letztere, das eine Bauernfamilie darstellt, die sich soeben zu ihrem Mittagsmahle einfindet, fällt mit seiner fast brutalen Sachlichkeit, die

aber durch eine innerlich ergreifende, schlichte Monumentalität ausgeglichen wird, ganz aus dem Rahmen des traditionellen romanischen Kunstschaffens heraus. Man wird eine derartige Darstellung des Bauerntums, eine solche monumentale Erfassung desselben bei völligem Verzicht auf jegliche Heroisierung über die ungeschminkte Wirklichkeit hinaus, in der gesamten Kunst vor dem Auftreten Leibls, sodann der „Scholle“ nicht finden; noch Millet, der ja zuerst den Landarbeiter als Helden und würdiges Objekt für eine nicht genrehaft tändelnde Kunst hinstellte, hatte etwas Elegisches, Empfindsames, man möchte sagen Lyrisches in seinen Arbeiten. Auch die trotz der schon erwähnten brutalen Sachlichkeit ergreifende Darstellung der blinden, Brot schneidenden Greisin, die Gegenüberstellung derselben zu dem noch weit rüstiger aufragenden Bauern, der den dunkelroten Landwein ins Glas schenkt, verraten eine gemütliche Durchdringung des Gegenstandes, wie sie z. B. Haack bei der üblichen neuspanischen Kunst ausdrücklich vermißt. Der — zuerst eigentlich von Millet mit bewußter Sicherheit geübte — Kunstgriff, den Figuren durch eine (hier fast starre) Vertikalrichtung etwas Monumentales zu verleihen, entspricht keineswegs dem zur lebhaften Diagonalrichtung hinneigenden Temperament des Südländertums. Der gleiche Kunstgriff beherrscht auch Vives’ „Während der Predigt“: die Vertikalrichtung der Figuren (im Zusammenhang mit einer den Rembrandtschen „Staalmeesters“ naherückenden regelmäßigen Verteilung der als Lichtpunkte dienenden Gesichter der Zuhörerinnen) bringt in das Bild den Rhythmus einer geschlossenen, konzentrierten, innerlich erfaßten Stimmungswelle, gewissermaßen der Tonleiter eines und desselben Affektes, wie es die urgermanisch-grüblerische Kunst Hodlers mit Vorliebe versucht. Ueberhaupt: wie „unspanisch“ sind solche Erzeugnisse religiöser Bildermalerei, wie das Werk von Echaggiie oder das von Vives an sich schon! Das übliche spanische Andachtsbild stellt mit Vorliebe den Prunk der kirchlichen Gewänder, den Schimmer der heiligen Gefäße, den verschwimmenden Duft der Weihrauchwolken dar; ein religiöses Fest, eine gottesdienstliche Handlung gewissermaßen in dem Seelenspiegel der Teilnehmer zu reflektieren, das erscheint dem, der nur den üblichen spanischen Kitschmarkt kennt, als etwas ganz Unerhörtes. Und schließlich ist es das ja auch; wenigstens hat man uns immer wieder gesagt, der Romane erfasse die Religion nur mit den Sinnen, der Germane aber mit der Kraft seiner Seele. . . .

Allen diesen überraschenden Erscheinungen gegenüber erhebt sich die Frage: ist das lediglich Zufall? Bringt es das Spiel der Mode so mit sich, die in Spanien ebenso wie bei uns auch im Reich Athenens ihr Szepter schwingen wird? Und zu diesen Fragen gesellen sich alsbald weitere. Diese Bauernköpfe, fürwahr sie sind, was Olbrich, wie oben erwähnt, vom deutschen Volke sagte: sie sind charakteristisch schön. Aber noch mehr! Sie kommen uns auch so bekannt vor! Es sind — die weiblichen Darstellungen übrigens nicht ausgenommen — Charakterköpfe, wie sie uns auch in deutschen Landen, in Gegenden, wo die nivellierende Tendenz der modernen Kultur sie eben noch nicht ausrottete, schon begegneten, namentlich in Süddeutschland, in gewissen Voralpentälern z. B., in gewissen Winkeln Niederbayerns auch, und dergleichen mehr. Und abermals erhebt sich die Frage:

ist auch das lediglich Zufall? Ist es Zufall, daß Hermoso Martinez auf seinem „Rose“ betitelten Bild ein unverkennbar den reinsten deutschen Typus verratendes Köpfchen malte, der Hidalgo y G. de Caviedes auf seinem Triptychon „Die drei Alter“ aber nicht nur ein reizendes goldblondes Kinderköpfchen, ein ländliches Liebespärchen auch, wie sie irgendwo am Rhein oder an der Donau unter blühenden Bäumen sich küssen mögen, sondern obendrein eine mit den Augen eines jungen deutschen Malers selbst geschaute deutsche Landschaft? Und die Antwort darauf ist wohl ebenfalls nicht schwer zu finden. An einen derartigen Zufall, der darin bestünde, daß gleichzeitig in einem ganzen Komplex von Erscheinungen sozusagen das Natürliche aufgehoben und das Normwidrige Regel geworden wäre, können wir nicht glauben. Aber ebenso schwer fällt es, an eine berechnete Kombination auf die Launen des Modegeschmacks von Seiten der betreffenden Künstler zu glauben. Denn zunächst einmal ist die Mode, um die es sich hier im allgemeinen handelt, selbst bei uns in Deutschland noch so ziemlich die am schlechtesten bezahlte auf dem gesamten Kunstmarkt; sodann hauptsächlich: Arbeiten, die mit solchem inneren Ernst, mit solcher inneren Wucht gefertigt wurden, entstehen aus anderen Motiven heraus als aus Spekulation auf den Zeitgeschmack. Es gibt nur eine Erklärung. In wahrhaft erschütternder Weise lehrt diese jüngste spanische Kunst, daß ein rückhaltloses Eingehen auf den innersten Geist der modernen Kunst, ein Eindringen in das Wesentliche ihrer formalen Ausdrucksmittel, aber auch ein reicheres Ausschöpfen des ideellen Gehalts ihrer Motive der germanischen Eigenart vorbehalten ist; daß sie nur durch innere Annäherung an das Germanentum ermöglicht werden kann. Aber noch etwas anderes wurde uns dabei klar: daß auch heute noch im Spaniertum soviel von germanischem Wesen, soviel germanischer Psyche vorhanden ist, daß der innere Anschluß an das seiner tiefsten Art nach germanische Kunstschaffen der Gegenwart dort doch noch gelungen ist!

Und von dieser Erkenntnis aus ist auch ein Blick auf die allerneueste italienische Kunst von Interesse. Soviel ist sicher: auch hier scheint es sich zu regen. Wenigstens herrscht der übliche Touristenkitsch nicht mehr allein und unumschränkt. Aber auch hier in Italien geht die Verinnerlichung des neuzeitlichen Kunstschaffens nicht ohne eine Auseinandersetzung mit den germanischen, speziell den deutschen Ausdrucksmitteln und Ausdrucksweisen vonstatten. Was eine besondere Ueberraschung gewährt, ist das Landschaftsbild. Der süßliche Zauber der Lagunen und blauen Seen, der Orangenhaine und antiken Ruinen hat seine Kraft mächtig eingebüßt; Landschaften, die man als schlichte deutsche Heidelandschaften ansprechen möchte, vor allem aber Winterlandschaften, Schneelandschaften fallen auf. Daß die Stimmung den Wert eines Landschaftsbildes bestimmen müsse, soll es sich über die Ansichtskarte erheben, diese Erkenntnis ringt sich allmählich durch; und die Mittel, einer Landschaft Stimmung zu verleihen, sind bei den jüngsten Italienern von heute merkwürdigerweise die nämlichen, die im germanischen Norden seit den Tagen Ruysdaels traditionell genannt werden können. Bezüglich des Figurenbildes macht sich ebenfalls eine veränderte Anschauung bemerkbar: man kommt auch jenseits der Alpen mehr und mehr davon ab, lediglich Kostümstudien oder ethno-

graphische Liebenswürdigkeiten — als Reiseandenken ja beliebt — zu fabrizieren; daß der Rhythmus der menschlichen Arbeit ein künstlerisches Motiv von gewaltiger Wirkung bildet, scheint auch dort, im Heimatland des Lazzaroni, allmählich anerkannt zu werden.

So ist es auch im Lande Mignons allmählich zur unausbleiblichen Auseinandersetzung mit der germanischen Kunstauffassung unserer Tage gekommen; das germanische Element wirkt auch hier als Sauerteig, der die Masse zum Gären bringt. Auch hier wird man den Standpunkt einnehmen dürfen, daß ohne eine gewisse ethnische Grundlage die Psyche des Volkes zum Eintritt in diesen Prozeß nie reif geworden wäre. Andererseits scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese ethnische Grundlage in Italien schwächer ist als in Spanien. Den Ethnographen freilich wird diese Entdeckung kaum überraschen.

---

## Ludwig Gumplowicz †.

Am 19. August verbreitete sich plötzlich die Nachricht vom Selbstmorde Ludwig Gumplowicz' und seiner Gattin. Die wenigen Freunde, die in letzter Zeit mit ihm verkehrten, wußten, daß seine Gesundheit von einer unerbittlichen Krankheit untergraben war, glaubten aber, daß er ruhig auf den natürlichen Tod warten werde. „Ich habe schon lange genug gelebt“, sagte er oft mit stoischer Ruhe zum Verfasser dieser Zeilen. Er wünschte nur noch so lange zu leben, bis sein Werk vollendet wäre. Nachdem er sein Buch „Sozialphilosophie“ zu Ende geführt und die Druckproben desselben korrigiert hatte, zog er es vor, sein Ende zu beschleunigen, um sich den schweren Leiden, die noch einige Monate hätten dauern können, zu entziehen. Seine seit zwei Jahren erblindete Lebensgefährtin, die er vergötterte, und von der er innig geliebt wurde, wollte mit ihm aus dem Leben scheiden. Den so tragisch Dahingeschiedenen bereitete kindliche Pietät ein stilles Grab in Matzleinsdorf.

Ludwig Gumplowicz entstammte aus einer angesehenen polnischen Familie jüdischer Herkunft und wurde im Jahre 1838 in Krakau geboren. Er studierte Jus an den Universitäten Krakau und Wien und widmete sich dann in seinem Vaterlande der politischen Laufbahn. Seine Geistesrichtung führte ihn zum demokratischen Radikalismus; er schloß sich daher den „Jungpolen“ — der einzigen damaligen Partei, die seiner politischen Gesinnung entsprach — an, und war als Versammlungsredner und als Redakteur einer Zeitung tätig. Die Demokratie wurde aber von dem adeligen Großgrundbesitz — einer im österreichischen Polen allmächtigen Kaste — unerbittlich bekämpft, bis die Partei der „Jungpolen“ endlich vollständig zerfiel. Vom politischen Leben enttäuscht, wandte Gumplowicz sich dem Staatsrecht und der allgemeinen Staatslehre, den Studien, die seiner intellektuellen Eigenart am besten entsprachen, zu. Er habilitierte sich 1875 durch seine erste soziologische Arbeit „Rasse und Staat“ in Graz, wo er erst 1893 ordentlicher Professor wurde und bis 1907 lehrte. Seine Schüler verehrten und bewunderten in ihm nicht nur den großen Gelehrten, sondern auch den guten Menschen. Sie liebten das sympathische Männchen mit dem großen Denkerkopf und mit den treuherzigen, blauen Augen, in denen der Funke des Genies leuchtete. Durch seine lebhafte Art der Rede, in welcher er so diskret kaustische Ironie und sachliche Kritik verband, wußte er von der Lehrkanzel herab die Hörerschaft zu fesseln. Seine Kritik war aber nie giftig; schien sie ihm

gelungen, so lächelte er befriedigt dabei. Dieses Lächeln offenbarte dem Näherstehenden die intime Güte und Liebenswürdigkeit seines Wesens.

Sein ganzes soziologisches Werk in diesen wenigen Zeilen zu besprechen, wäre fast unmöglich und vielleicht nicht am Platze, denn seine Soziologie ist den Lesern der „Politisch-anthropologischen Revue", in welcher er viele Aufsätze veröffentlichte, wohl bekannt. Wir werden deswegen nur auf jene Prinzipien, welche die Grundpfeiler seines wissenschaftlichen Gebäudes bilden, hindeuten. Es sei hier bloß hervorgehoben, daß Gumplowicz sein Werk weder ganz induktiv noch ganz deduktiv aufgebaut, daß er aber durch die Aufstellung genialer Hypothesen der Soziologie über manchen tiefen Abgrund hinweggeholfen und auf solche Weise ein harmonisches Ganzes gebildet hat. Diese Grundgedanken, deren Wert für die nachträgliche Entwicklung der sozialen Wissenschaft wir nachprüfen werden, sind: der Polygenismus, der Rassenkampf mit seiner logischen Konsequenz, dem Eroberungs- und Unterwerfungsprinzip, und die Negation des Fortschritts.

Die Annahme eines polygenetischen Ursprungs des Menschengeschlechtes hielt Gumplowicz für eine unentbehrliche Prämisse, um den Penetrations- und Verschmelzungsprozeß der verschiedenartigen Urrassen und Ursprachen in immer größere politische, ethnische und nationale Einheiten erklären zu können. Diese Frage ist nun — für die Soziologie wenigstens — nicht mehr so wichtig, und gehört eher zur Anthropologie, nachdem selbst die eifrigsten Monogenisten, wie z. B. Lester Ward, es gerne zugeben, daß der von Gumplowicz beobachtete Integrationsprozeß der Rassen und Sprachen — wenigstens soweit man mit verbürgten Tatsachen zu rechnen vermag — wirklich stattgefunden hat und sich noch jetzt unter unseren Augen in Amerika und in den Kolonien abspielt.

Eine viel größere Tragweite hat zweifellos der „Rassenkampf", nach welchem, wie Gumplowicz selbst sagt, „jedes mächtigere ethnische und soziale Element (Rasse) danach strebt, das in seinem Machtbereiche befindliche oder dahin gelangende schwächere Element seinen Zwecken dienstbar zu machen". Durch diese den Rassen innewohnende Tendenz — deren Aeußerungen Vernichtung, Eroberung und Unterwerfung sind — entstehen Staaten als Organisationen der Gewalt und der Herrschaft, Organisationen, die ihrerseits der brutalen Uebermacht anderer jüngerer Staaten weichen müssen und zugrunde gehen. Mit dem Staate verschwindet zugleich die von demselben erzeugte Kultur, aus deren Trümmern ein neuer Kulturkreis entsteht. Das ist in kurzem Umriß Gumplowicz' kreislaufartige Entwicklung, die in ihren Grundlinien mit den vom neapolitanischen Philosophen Giambattista Vico aufgestellten „corsi e ricorsi" übereinstimmt. Hat diese Entwicklung einen Endzweck, ein Endziel? Gumplowicz ist ein zu nüchterner Forscher, und seine Intelligenz ist in den streng wissenschaftlichen Untersuchungen zu wetterfest geworden, um der Natur Absichten und Zwecke zuzuschreiben und um mit ihr Anthropomorphismus zu treiben. Er begnügt sich bezüglich der Teleologie mit einem „Ignorabismus" und behauptet, daß das Resultat der Entwicklung weder Rückschritt noch Fortschritt sei, „weil die sozialen Elemente immer von denselben Kräften beseelt sind". Darin besteht seine Negation des Fortschritts, die seinerzeit große Entrüstung hervorrief, und durch die er in erster Linie als der „pessimistische Soziologe" bekannt wurde.

Bei der Betrachtung von Gumplowicz' Gedankenwelt begegnet man hauptsächlich imperialistischen Ideen, wie Eroberung und Unterwerfung, Herrschaft und Macht usw., und man könnte demnach glauben, Gumplowicz sei auch in seinem Leben ein Verteidiger der brutalen Macht und ein Anhänger des Imperialismus gewesen. Das war nicht der Fall. Er war bloß der harmlose Philosoph des Imperialismus als sozialer Erscheinung, und in diesem Sinne nennt ihn Seillière

den Hauptvertreter der imperialistischen Philosophie. Seinen demokratischen Jugendtraum hat er sein ganzes Leben hindurch nicht vergessen können, bloß hat im Laufe der Jahre die soziale Wirklichkeit mit der zwingenden Macht der Tatsachen seiner Denkart den Stempel aufgedrückt. Und man bemerkt in seinem ganzen Werke die Spur des Antagonismus zwischen seinen objektiven Forschungen und seinen subjektiven Tendenzen. Zwei Seelen wohnten in seiner Brust: — die eine — die wissenschaftliche — trieb ihn zur nüchternen Untersuchung der sozialen Gesetzmäßigkeit, wobei er die soziale Erscheinungswelt ebenso ruhig beobachtete, wie der Astronom den Sternenhimmel; die andere Seele, — die menschlich fühlende — trieb ihn dazu, sich auf allen Gebieten gegen die Fesseln und für die Freiheit einzusetzen. Er betrachtete die Freiheit als das höchste Gut für die Kultur, und als die größten Uebel sowohl ihre Negation, die Tyrannei, als deren Ausartung, die Anarchie. Er war wirklich ein Ritter der Freiheit und kämpfte mit Wort und Tat für jede gerechte Sache.

Triest. Prof. Dr. F. Savorgnan.

Gumplowicz' Werke sind folgende: Rasse und Staat. Wien 1875; — Philosophisches Staatsrecht. Wien 1877; — Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Oesterreich-Ungarn. Innsbruck 1879; — Rechtsstaat und Sozialismus. Innsbruck 1881; — Verwaltungslehre mit besonderer Berücksichtigung des österreichischen Verwaltungsrechts. Innsbruck 1882; — Der Rassenkampf. Innsbruck 1883 (2. Aufl. 1909); — Grundriß der Soziologie. Wien 1885 (2. Aufl. 1905); — Das österreichische Staatsrecht. Wien 1891 (3. Aufl. 1907); — Soziologie und Politik. Leipzig 1892; — Die soziologische Staatsidee. Graz 1892 (2. Aufl. Innsbruck 1902); — Oesterreichische Reichsgeschichte. Berlin 1896; — Allgemeines Staatsrecht. Innsbruck 1897 (3. Aufl. 1907); — Soziologische Essays. Innsbruck 1899; — Geschichte der Staatstheorien. Innsbruck 1905.

---

## Cesare Lombroso zum Gedächtnis.

Der Schöpfer der Kriminalanthropologie und Kriminalpsychologie, Cesare Lombroso, ist, von allen, die ihm persönlich nahe standen, tief betrauert, dahingegangen.

Er war ein Revolutionär in der Wissenschaft. Die „Bombe“, die er warf, läßt sich, auf ihre kürzeste Formel gebracht, in den Satz zusammenfassen: das Verbrechen hat seinen Ausgangspunkt nicht im Denkapparat, geschweige denn im „schlechten Herzen“, sondern ist ein Phänomen physiologischer Natur. Der Verbrecher ist ein kranker Mensch, und zwar ein als krank geborener Mensch. Der praktische Erfolg dieser neuen Erkenntnis war unabsehbar und hat auch heute noch längst nicht den Höhepunkt erreicht. Lombroso hat statt des Abstraktum „das Verbrechen“ das Konkretum „den Verbrecher“ in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Betrachtung gestellt. Die neue, sog. positive Strafrechtslehre, der er das Leben gegeben, hat sich als Ziel gesetzt, aus dem Gerichtssaal und der Gefangenenstube mit eisernem Besen die alten Theorien von der strafenden und rächenden Göttin herauszufegen und an ihre Stelle die auf psychiatrischer Basis ruhende Unschädlichmachung des Patienten zu setzen, mit anderen Worten, in ihnen die Insignien des anthropologischen Elementes der Straftat anzubringen. So hat Lombroso dem Strafrecht wie dem Gefängniswesen, der gerichtlichen Medizin wie der Sozialpsychologie neue Horizonte eröffnet und neue Ziele gesteckt.

Es ist unleugbar: Cesare Lombroso war ein Lichtbringer; der Bringer eines humanitären Lichtes, das, aus experimenteller Beobachtung und nicht aus schwach-

herzigen Sentimentalismen geboren, die leidende Menschheit durchstrahlt und die Summe der Leiden zu vermindern dient. Wie alle großen Erfinder und Lichtbringer, von Adam Smith bis Nietzsche, von Darwin bis Marx, hat auch Lombroso seine neuen Theorien lange Jahre hindurch mit einer Einseitigkeit vertreten, die ihrem Vollwert Abbruch tun mußte, bis er, der nie aus persönlicher Eitelkeit gefochten, in späteren Jahren seine Ideen vielfach modifizierte und insbesondere dem sozialen oder ambientalen Faktor größeren Raum in ihnen gewährte. Als er die Notwendigkeit dieser Modifikation erkannte, wandte sich der bedeutende Gelehrte, dessen Lebenswerk in der Untersuchung der physiologischen und psychopathischen Eigentümlichkeiten des Einzelindividuums bestanden hatte, den Massenerscheinungen und Massenkämpfen zu.

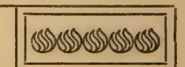
So geschah es, daß Cesare Lombroso mit der Frische und Empfänglichkeit, die den ganzen Menschen charakterisierte, noch im hohen Alter der Politik näher trat. An allen Tagesfragen, welche die italienische Geschichte der letzten fünfzehn Jahre bewegten, hat der greise Gelehrte mit demokratischer Leidenschaft Anteil genommen. Sein Eintreten galt jeder Geistesfreiheit, jedem hygienischen und volkswirtschaftlichen Fortschritt, jeder Maßregel, die ihm geeignet schien, die Weiterbildung der im geborenen Verbrecher liegenden gefährlichen Keime durch eine günstiger gestaltete Umwelt zu hemmen, zu unterbinden, zu eliminieren, kurz, den geborenen Verbrecher für sein Leben zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu machen. Seine wissenschaftliche, vorzüglich anthropologische Auffassung führte ihn, nicht ohne Unterstützung jenes glücklichen Instinktes, in dem wir eine der Kardinaltugenden des Mannes erblicken dürfen, zur prophylaktischen Behandlung der sozialen Fragen seiner Zeit. Mit Recht horchten die Sozialisten, denen er sich angeschlossen, auf die weise Stimme des Nestors, auch wenn sie warnend alte, liebgewordene Dogmen und Voreingenommenheiten tadelte. Der Anthropologe entwickelte sich zum Politiker, freilich zu einem Politiker, der dem Markte fern blieb. Was Lombroso in den letzten Jahrzehnten getrieben hat, ist im ursprünglichen Sinn des Wortes politische Anthropologie.

Die Muse der Geschichte der Wissenschaften aber wird den Namen Cesare Lombroso in jenes goldene Buch einschreiben, in dem alle die Männer verzeichnet stehen, deren Wirken aus der Kraft ihres göttlichen Glaubens an die Besserungsbedürftigkeit und Besserungsmöglichkeit der Menschheit floß, die sich bei ihrer Wirksamkeit aber nicht in philanthropisch-spekulative Träumereien verloren, sondern ihren immanenten Idealismus auf dem notwendigen steinernen und anscheinend trostlosen Boden der realen Tatsachen erhärteten und befruchteten.

Turin. Robert Michels.



## Berichte und Notizen.



**Der Einfluß des Entwicklungsgesetzes auf das Entstehen von Talenten und Genies.** „Der typische körperliche und geistige Normalzustand einer menschlichen Gesamtheit wird durch die durchschnittliche Maximalhöhe der individuellen Entwicklung dargestellt. Steht nun aber dieser Normalzustand selbst unter einem im Wesen und der Naturanlage der Spezies Mensch begründeten Entwicklungsgesetz, das sich allmählich im Laufe vieler Generationen geltend macht? Soweit unsere sicheren historischen Erfahrungen reichen, darf diese Frage verneint werden. Die durchschnittliche Körpergröße und Körperkraft hat seit den Tagen der alten Aegypter und der alten Germanen eher abgenommen als zugenommen, und es liegt auch keinerlei Grund zu der Annahme vor, daß die durchschnittlichen Geistes-

anlagen der heutigen Europäer höher ständen als die der Griechen und Römer. Ebensowenig lassen sich die Erfahrungen über die Vererbung der Geistesanlagen zugunsten einer fortschreitenden Entwicklung der Kulturfähigkeit einer Rasse geltend machen. Daß sich ungewöhnliche Talente und Fähigkeiten leichter vererben, als Mängel der Geistes- und Willenskraft, ist nicht im entferntesten bewiesen, vielmehr könnte man aus den täglichen Erfahrungen eher schließen, daß »erbliche Belastung« häufiger vorkomme, als erbliche Bevorzugung. Die von Galton und anderen gesammelten Tatsachen beweisen keineswegs eine entschiedene und nachhaltige Vererblichkeit besonderer Begabungen, zumal wenn ihnen die entgegengesetzten Erfahrungen, namentlich auch die Fälle völliger Degeneration, gegenübergestellt würden. Daß die Söhne talentvoller Väter sich ebenfalls, und vielleicht in demselben Berufe, als tüchtig erweisen, kommt gewiß nicht selten vor, aber daraus folgt noch nicht, daß die Erblichkeit einer besonderen Anlage dabei entscheidend mitwirke. Die Ursache kann auch in einer allgemeinen guten Veranlagung liegen, wie sie überhaupt ziemlich verbreitet ist, die bei dem Sohne eines berühmten Mannes durch Erziehung, Beispiel und sonstige Gunst der Umstände in der durch den Vater gegebenen Richtung ausgebildet worden ist. Die häufig beobachtete Vererbung der musikalischen Begabung beruht jedenfalls wesentlich mit auf der physischen Vererbung einer besonderen Nervenorganisation. Im übrigen geht aus Galtons Zahlen selbst hervor, daß die Vererblichkeit des Talents, die man zwischen Vater und Sohn vermuten könnte, in den folgenden Generationen bald gänzlich verschwindet. Wenn aber auch das Talent bei seiner größeren Verbreitung nicht selten in einem wirklichen oder scheinbaren Erblichkeitszusammenhang auftritt, so erscheinen dagegen die größeren schöpferischen Genies, die der Menschheit neue Wege gewiesen und neue Epochen der Geschichte eröffnet haben, in großartiger Isoliertheit. Auch sie sind Kinder ihrer Zeit, aber sie stehen außerhalb jeder erkennbaren Entwicklung. Ihre durch Geist und Wille bestimmte Originalität liegt jenseits der Grenze des normalen Spielraums der überdurchschnittlichen Begabungen. Diese alles gewöhnliche Maß überschreitenden Geister waren stets unvermittelt da, ohne daß der physiologische Boden, aus dem sie erwachsen waren, uns ihre Existenz erklären kann. Weder die Statur von Goethes Vater noch die Frohnatur seiner Mutter geben uns irgend einen Anhalt, um die Entstehung dieser außerordentlichen Persönlichkeit zu begreifen. Und wie das Genie plötzlich erscheint, so verschwindet auch alsbald wieder seine Spur. Keiner jener großen Geister hat einen Sohn von gleichem Range hinterlassen. In Goethes Familie trat sogar ein auffallend starker Verfall ein. Wenn dieser auch auf das weibliche Element zurückzuführen ist, so bleibt doch eben die Tatsache bestehen, daß dieses in so hohem Grade das Uebergewicht erhielt.“ (W. Lexis: Wesen und Werden der modernen Kultur. Internat. Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 31. 7. 09.)

**Reichtum und Macht als Entartungsursache.** Die riesenhafte Umwälzung der Vermögensverhältnisse, die wir heute in allen Kulturländern beobachten, die Konzentration enormer Kapitalien in den Händen Weniger, der Uebergang der wirklichen Macht aus der Sphäre der Fürsten und Diplomaten in diejenige der Bankiers und Trustmagnaten hat für die letzteren ersichtlich schwere physische Schädigungen im Gefolge gehabt, die namentlich bei ihrer Nachkommenschaft zutage treten. Den Anstrengungen der ruhelosen Jagd nach dem Gelde, der permanenten Nervenüberspannung mag das einzelne Individuum bei robuster Veranlagung relativ lange gewachsen sein; daß aber die Erschöpfung des Organismus auf generativem Gebiet schon weit früher einsetzt, dafür liefern speziell die Familien der amerikanischen Millionäre in den bei den Kindern auftretenden Entartungssymptomen eine Fülle von Belegen. So verfiel die Tochter Rockefellers in Wahnsinn; zwei Söhne des Zuckertrustmagnaten Havemeyer begingen Selbstmord, eine Tochter wurde geisteskrank. Die aus einer Finanzfamilie stammende Frau Sears stürzte sich in einem Anfall von Geistesumnachtung aus dem Fenster, und einer der Söhne des bekannten Milliardärs C. H. Cormick mußte kürzlich, weil er Hand an sich zu legen versucht hatte, in einer Irrenanstalt interniert werden.

**Gesetzliches Eheverbot für Angehörige verschiedener Rassen.** So sehr auch die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten eine Heirat zwischen Weißen und Negern verurteilt, so kommen doch solche Fälle von Rassenmischung, bei denen auch der Segen der Kirche nicht fehlt, immer noch vor. So kürzlich in Silver Lake in New-Jersey, wo aus einem Vorfall dieser Art allgemeine Erregung der Bevölkerung entstand, die in Rassestreitigkeiten auszuarten drohte. Der Friedens-

richter des Bezirks, J. Vicarezi in Newark, bereitet deshalb eine Gesetzesvorlage vor, durch welche die Rassen-Zwischenheirat im Staate New-Jersey verboten werden soll. (Newyorker Staatszeitung.)

**Die Beziehungen zwischen Kriminalität und Rasse.** In der Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden (V, 5) verbreitet sich M. Paul-Schiff über die Straffälligkeit der jüdischen Bevölkerung und erörtert dabei die Schwierigkeiten, speziell in Oesterreich diesbezügliche kriminalstatistische Erhebungen zu veranstalten, da in diesem Lande die jüdische Bevölkerung zahlreiche, dem Milieu und der Kulturhöhe nach grundverschiedene Wohnsitze innehabe. Dabei wirft er die grundsätzliche Frage nach den spezifischen Eigenschaften eines Volkes bezw. einer Rasse auf und macht im Anschluß daran folgende Ausführungen: „Biologisch wäre die Frage erschöpft, wenn sie dahin beantwortet werden könnte, ob die sogenannten semitischen Juden von den sogenannten Ariern trennende Eigenschaften haben, die nicht durch Zwangsverhältnisse ausgedrückt werden können, ob — unwissenschaftlich ausgedrückt — das aus der Wiege gehobene galizische Judenkind, welches mit einem aus einer steierischen Alpenhütte genommenen Säugling vertauscht wurde, später Stammeseigenschaften — von physischen abgesehen — manifestiert. Die Rassenverschiedenheit müßte im Falle des Zutreffens sich ebenso bemerkbar machen, wie zwischen den vertauschten Jungen eines Wolfshundes und eines Seidenpinschers, oder die Rassenverschiedenheit endet eben beim Typus „Mensch“, beziehungsweise bei den Europa bevölkernden Mischrassen. Vom Rassenstandpunkte würde man auch sonst zu ganz merkwürdigen kriminalstatistischen Erhebungen gelangen. Bedenkt man, daß nicht nur nach dem Stande der Wissenschaft, sondern noch mehr nach der tatsächlichen Wahrnehmung das Individuum fast immer nur einem der beiden Elternteile — noch mehr im Wesen, wie in der Gestalt — gleicht, so müßte man, ohne der Moral einer Bevölkerung, die in Oesterreich stellenweise bis zu 50 pCt. uneheliche Kinder produziert, nahezutreten, zu ganz sonderbaren Schlüssen kommen. Wie viel magyarisches Rassenblut mag sich in der heutigen Generation der Lombardei schon dadurch allein befinden, daß durch ein halbes Jahrtausend lang ungarische Regimenter dort garnisonierten; wie viel fremdes Blut mag wohl in den jüdischen Proletarierkindern Galiziens sein, dessen Militärbelag aus Regimentern bayerischen, slawischen, magyarischen und italienischen Volksstammes seit einem Jahrhundert zusammengesetzt ist? Wie viele im Wiener Findelhause geborene Kinder mögen wohl später als bodenständige christlichsoziale Bauern oder als antisemitische Volksredner „bayerischen Volksstammes“ vor uns einherziehen, trotzdem sie einem semitischen Vater das Leben verdanken und das naturgetreue Bild seiner Einzelzelle sind? So ist alles eitel Dunst, wenn man sich auf das Gebiet Rasse begibt; vom anthropologischen Standpunkte ist kriminalstatistisch überhaupt damit nichts anzufangen. Die These: »Nicht jeder Jude ist Israelit, aber jeder Israelit ist Jude«, wie dies auch von jüdischer Seite wiederholt behauptet wird, ist so unrichtig, wie die Anschauung Hoegels, daß »bei den Juden das Religionsbekenntnis der einzige Anhaltspunkt ist, den Volksstamm zu erfassen«. Mehr wie einer firmiert bei Gericht als Christ und gehört dem semitischen Volksstamme voll und ganz an. Man denke an die Tausende von Juden, die lediglich im Laufe der während der letzten 30 Jahre währenden antisemitischen Bewegung zum Christentum übertraten, und an deren Deszendenz; man denke an die Zeiten nach den Befreiungskriegen, in welchen u. a. fast die Hälfte der Berliner jüdischen Gemeinde übertrat. Auch von den in Wien zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ansässigen jüdischen Familien ist kaum eine einzige beim Judentum geblieben. Die Taufen in Wien innerhalb der letzten 30 Jahre (durchschnittlich 500 per Jahr) allein machen ohne Deszendenz zirka 15000 Personen aus. Wer heute „Religionszugehörigkeit“ mit „Volksstamm“ in Einklang bringt, hält sich und die anderen ebenso zum besten, wie derjenige, der eine Landeskriminalität aus dem Sträflingsstande einer Strafanstalt ohne Berücksichtigung der Einlieferungsvorschriften erheben wollte. Dazu kommt, daß gerade bei den großen Massen osteuropäischer Juden, d. s. die litauischen und weißrussischen Juden, die heute infolge des russischen Ansiedelungsgesetzes auf Kongreßpolen und das östliche Nachbargalizien sich aufgeteilt haben, zweifellos nicht semitischen Ursprungs, sondern Chazaren sind, von denen seinerzeit ganze Volksstämme zum Judentum übertraten. Man braucht nur jüdische Rekruten aus Ostgalizien anzusehen, um die Richtigkeit zu erkennen. — Daß die Kriminalität der Juden, besonders in Oesterreich, eine spezielle Färbung haben muß, sollte nicht erst betont werden. Nicht genug sollte man sich daher gegen Tendenzen verwahren, welche den Antisemitismus dadurch bekämpfen zu können glauben, daß sie die jüdische

Kriminalität künstlich in Einklang mit der christlichen bringen. Die Verschiedenheit braucht deshalb noch lange nicht in der »Rasse« oder in »Stammeseigenschaften« zu liegen. »Der Gedanke, die jüdische Kriminalität als Rassenkriminalität aufzufassen, mußte«, wie v. Liszt richtig sagt, »abgelehnt werden«, denn »nicht die Rasseneigentümlichkeit, sondern die Gesellschaftslage der Rasse muß als ausschlaggebend betrachtet werden«. Das Problem — sofern es ein solches ist — ist ein rein soziologisches. Daß die durch Jahrtausende und noch immer währende gesellschaftliche Lage der Juden Gründe genug bietet, um eine verschiedenartige Kriminalität zu zeitigen, ist einleuchtend. Und dies führt folgerichtig zur Berufskriminalität. v. Liszt sagt darüber: »Die Vermutung, daß die jüdische Kriminalität im wesentlichen Berufskriminalität ist, scheint also in den Zahlen der Kriminalstatistik ihre Bestätigung zu finden«."

**Ein Urteil über die Rassenlehre.** „Ohne Zweifel", schreibt Dr. A. Wirth im „Tag" vom 26. 9. 09, „hat die neue Lehre von der Rasse, die wir seit ein bis zwei Jahrzehnten hören, viel Leben geweckt. Stolzes Selbstbewußtsein und erbitterten Kampf. Aber auch der Kampf zeugt Leben. Die Lehre hat für Philosophie und Geschichte, für Volkswirtschaft und Medizin Bedeutung gewonnen. Namentlich für Politik, innere wie äußere. Polen- und Negerfrage, selbst der Imperialismus orientiert sich nach der neuen Lehre. Ist diese nun wirklich ein Irrtum? Ja und nein! Was gibt den Ausschlag bei der Rasse: äußere oder seelische Merkmale? Die Antwort lautet verschieden. Allein, schlimmer noch — weder die einen noch die anderen Merkmale stehen fest. Sie verschwimmen, sie verblassen oder steigern sich, sie gehen von der einen Völkergruppe in die andere über. Daher denn auch es unmöglich ist, eine Rasse ganz befriedigend zu definieren. Rasse ist nicht exakt erkennbar, denn sie ist in ewiger Bewegung. Sie wechselt wie die Tropfen und wie die Stärke eines Wasserfalls. — Der Begriff eines Haufens ist anerkannt, wenn man auch nicht leicht entscheiden kann, ob er mit 9 oder erst 13 oder 15 Einheiten beginnt. Schwarz bleibt noch Schwarz, wenn auch ein Achtel Weiß beigemischt wird. Und der Wasserfall ist noch vorhanden, wenn er auch auf ein kleines Gerinnsel eingeschrumpft sein sollte. Aehnlich ist der Begriff der Rasse zwar nicht genau bestimmbar, aber der Begriff ist einmal gegeben. Jedermann kann einen Neger von einem Chinesen und diesen von einem Europäer unterscheiden, jedermann auch einen Hottentotten von einem Buschmann und Herero, einen Basken von einem Spanier. Wenn wir daher auch Rasse nie exakt definieren können, so genügt es für die praktische Wissenschaft vollkommen, wenn wir von Negern oder Weißen sprechen. Worauf aber alles ankommt, ist folgendes: verändert sich Rasse heute noch? Ist sie einer Fortbildung fähig? Auch hier lassen sich keine Beweise geben. Man muß mit Postulaten, mit Intuition arbeiten. Man kann lediglich ein persönliches Bekenntnis ablegen. Für mich persönlich stellt sich nun die Sache so: eine Veränderung ist wahrscheinlich, ist sogar notwendig, aber nur binnen ungeheurer Zeiträume, sagen wir innerhalb von Zehntausenden von Jahren. Für eine vorläufig unabsehbare Zukunft dagegen, mithin für alle politischen Zwecke ist Rasse konstant. Man kann daher ruhig von einer ewigen Minderwertigkeit des Negers reden und einer unaustilgbaren, europafeindlichen Eigenart der Gelben. Denn was nach Zehntausenden von Jahren geschieht, fällt weder in das Gebiet praktischer Philosophie noch praktischer Politik."

**Ueber „Rasse und Sprache"** bringt die Monatsschrift für Soziologie aus der Feder von Prof. Savorgnan-Triest einen Aufsatz (in italienischer Sprache), dessen wesentlicher Inhalt von der Redaktion der genannten Zeitschrift folgendermaßen verdeutscht wird: „Sprachforscher und Anthropologen waren bis vor kurzer Zeit darüber einig, daß jede Anwendung der sprachwissenschaftlichen Ergebnisse auf die Rassenforschung und umgekehrt zu vermeiden sei, denn die Sprachähnlichkeit beweist nur das Vorhandensein gewisser Beziehungen zwischen zwei Völkern, nicht aber die Rassengemeinschaft. Nun aber ist die Frage über die Identität der Rasse und Sprache durch einen berühmten Glottologen, A. Trombetti, schon wieder aufs Tapet gebracht worden; er behauptet, daß die Uebereinstimmung zwischen Sprache und Rasse die Regel bildet, und daß die Sprache von der Rasse bestimmt sei. Solche Schlüsse kann aber die Soziologie unmöglich annehmen. Durch die allgemein verbreitete Sitte der Exogamie und der Raubehe bei den Ur- und Naturvölkern sind die Eltern in der Regel verschiedener Rasse, während die Kinder nur eine Mundart (höchstwahrscheinlich eine Mischsprache) brauchen. Die Identität der Rasse und Sprache läßt sich noch im Falle der bei den Naturvölkern üblichen künstlichen Ver-

wandtschaft, und zwar der Adoption fremder Kinder und Jünglinge, ausschließen. Solche Adoptivkinder reden selbstverständlich die Sprache ihrer Adoptivväter, obwohl sie der Rasse nach verschieden sind. Auch die Eroberungen und die Staatengründungen spielen bei den Rasse- und Sprachmischungen eine wichtige Rolle, denn Herrscher und Beherrschte lösen sich mit der Zeit in ein nationales und sprachliches Ganzes auf. Durch das soziologische Gesetz der Penetration und Integration der Rassen kann man ungezwungen die Sprachähnlichkeiten erklären. Ueberdies verdienen die sprachwissenschaftlichen Ergebnisse insbesondere bezüglich jener Sprachen, die keine Schrift besitzen, keine vollständige erkenntnistheoretische Würdigung, denn, während das Material (die Sprache) aus einer Unzahl artikulierter Laute besteht, kann die Sprachwissenschaft dieselben nur durch eine geringe Zahl von Zeichen ausdrücken. Bei der Uebertragung der Laute in Zeichen wird das ursprüngliche Material notwendigerweise verfälscht, und eine solche Unzuverlässigkeit des Materials haftet wie eine Erbsünde an der ganzen vergleichenden Sprachwissenschaft.“

**Der Wandertrieb bei aktiven und passiven Rassen und die Aufgaben der deutschen Wanderungspolitik.** „Gustav Klemm hat zum Verständnis der Weltgeschichte den Unterschied der aktiven und passiven Menschenrassen aufgestellt und in seiner Wirkung nachgewiesen. Die ersteren sind die herrschenden, gewalttätigen, unternehmungslustigen, macht- und freiheitsbedürftigen und daher kriegerisch kollektiver oder auch friedlich individueller Auswanderung leicht geneigten. Die anderen hingegen leben still, duldsam, herdenhaft ohne viel Individualismus dahin, zufrieden mit dem Bestehenden, ohne Sinn für Fortschritt und Neuerung. Sie wandern daher ungern, nur unter dem starken Druck äußerer Verhältnisse, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb. Für sie ist, wie das Inkareich gezeigt hat, ein relativ vollendetes sozialistisches Gemeinwesen mit allgemeiner gleicher Arbeitspflicht der großen Masse nicht bloß ein Phantasiegebilde, sondern auch in bestimmten Grenzen eine praktische Möglichkeit, — solange sie ihnen von den aktiven Rassen gestattet wird. Diese, als Vertreter der steten sozialen Verbesserung und der technischen Vervollkommnung, erzeugen aus sich durch ununterbrochene Selektion immer von neuem heraus die Ungleichheit der Individuen, der Klassen oder Stände. Bei ihnen kann daher Gleichheit und Sozialismus nur die Agitationsphrase unzufriedener Schichten sein, ein Mittel, um zur Macht zu gelangen, kein durchführbares Ziel. Wir wissen, daß mancher unzufriedene deutsche Sozialist sein Vaterland verlassen und in Amerika zu einem tätigen Unternehmertum übergegangen ist, wo er dann erklärt hat, daß der deutsche Sozialismus für die Vereinigten Staaten nicht passe, aber nicht begriffen hat, daß er für ihn nicht passe. — Die heutigen großen zwischenstaatlichen Wanderungen hängen an erster Stelle von den dauernden wirtschaftlichen Zuständen des Aus- und Einwanderungslandes ab, außerdem infolge des weltwirtschaftlichen, immer mehr auf ein Ganzes gerichteten Ausbaues der Erde auch von der periodischen allgemeinen Konjunkturschwankung innerhalb der einzelnen Länder. Diese besondere Motivierung der Menschenmassenbewegung wirkt aber auf aktive wie passive Rassen ganz verschieden ein, je nachdem bei ihnen der angeborene Wandertrieb entwickelt oder als solcher nicht vorhanden ist. Die europäischen weißen Rassen verstehen es, wenn auch in verschiedener Weise und verschiedenem Maße, unter Benutzung ihrer Fülle an Individualitäten sich schnell der Konjunktur anzupassen und haben in der Wanderarbeit eine neue Form ihres Unternehmersinnes hervorgebracht. Die Auswanderung aus Indien im Gegensatz hierzu ist außerordentlich schwerfällig, innerlich ganz unselbständig, überwiegend von Engländern und deren besonderen Interessen geleitet. — Wenn man davon ausgeht, daß es zum Wesen bestimmter Rassen gehört, ein ausgeprägtes Streben nach vorwärts zu haben, so braucht es doch nur dann die Form der Auswanderung anzunehmen, wenn andere lockende Gelegenheiten, es zu betätigen, fehlen. Zwei eng miteinander verflochtene Zustände haben in den letzten zwanzig Jahren dahin gewirkt, daß die Auswanderung aus Deutschland abgenommen hat und zeitweise gering geworden ist: der dauernde Friede und der gleichmäßige industrielle Fortschritt. Aber zugleich hat die Wanderung überhaupt nicht auszusetzen brauchen. Sie war nur eine überwiegend innere, vom Land in die Stadt, von den agraren in die industriellen Gebiete. Aber sobald einmal durch einen verlorenen Krieg oder durch umfassende Abschlußmaßregeln anderer Staaten die deutsche Exportindustrie aus ihrer aufsteigenden Linie hinausgeworfen werden sollte, würde alsbald aus dem Lande der 60—70 Millionen Menschen ein „großer Treck“ über den Ozean einsetzen, wie ihn Deutschland noch nicht erlebt hat. Mit dieser

Perspektive zu rechnen wird man in den fetten Jahren gut tun; wenn die mageren einmal kommen sollten, wird es zu spät sein. Die Kolonien darauf vorzubereiten, Einwanderer aufnehmen zu können, ist nicht minder wichtig als das Hinleiten der Auswanderer in solche Staaten, die vorderhand noch nicht unsere industriellen Konkurrenten in der Weltwirtschaft sind, und welche mit der Einverleibung unserer fortgezogenen Volkskräfte bereit sind, auch unsere Waren zu kaufen. — Wenn, im Gegensatz zu den heutigen Zuständen, die volkswirtschaftlichen Systeme verschiedener Länder in Zukunft nicht mehr ausreichen sollten, die Bevölkerung ihren Gewohnheiten gemäß und trotz möglicher Einschränkungen zu erhalten, so werden wir das Wort Uebervölkerung wieder oft hören müssen. Dann wird nicht zu übersehen sein, daß ein solcher sozialer Zustand auf passive Rassen anders als auf aktive eine Wirkung ausüben muß. Während diese dann den Krieg nicht scheuen oder rasch zum Wanderstab greifen und mit Zuversicht einer neuen Heimat zueilen, dezimieren sich jene durch Epidemie, chronische Krankheiten, Hungersnot und wachsende Kindersterblichkeit. Es wäre freilich ein Irrtum zu glauben, daß, wenn Deutschland in die schlimme Lage käme, seiner Bevölkerung nicht mehr den nötigen Lebensunterhalt zu gewähren, das ganze Zuviel an Menschen alsbald durch Fortwanderung verschwinden werde. Denn erstens ist das deutsche Volk aus verschiedenen reinen und gemischten Rassen zusammengesetzt, welche nicht als durchweg gleichstark aktiv gelten können; dann sind zweitens in den leicht beweglichen Rassen infolge der immer stattfindenden inneren sozialen Auslese nach oben Rückstände mit geringer Initiative vorhanden, schwache, heruntergekommene, wenig widerstandsfähige Elemente, auf denen die wirtschaftliche Not am stärksten lasten wird, und drittens stellen sich im Inlande und im Auslande mancherlei wirtschaftliche und soziale Schwierigkeiten einer Uebersiedelung entgegen, welche sich nicht immer überwinden lassen. Daher würde es an inneren Stauungen und Zerstörungen nicht fehlen, wenn wir auch annehmen dürfen, daß eine starke Auswanderung die wirkungsvollste Ausgleichmaßregel sein wird. Eine hohe Ziffern umfassende Auswanderung bedeutet für jeden großen Staat, in welchem immer verschiedene Rassen nebeneinander leben, eine Veränderung der anthropologischen Zusammensetzung, da die aktiven Elemente im ganzen vermindert und demgemäß die mehr passiven der relativen Zahl nach vermehrt werden.“ (Prof. Sartorius v. Waltershausen in einem Aufsatz über „Zwischenstaatliche Wanderung und Ungleichheit der Menschenrassen“ in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft.)

**Bevölkerungspolitik in Frankreich und Belgien.** Der alljährlichen relativen Unterbilanz der Bevölkerung versucht Frankreich durch eine Politik der Verfrühung der Eheschließungen und Belgien durch Unterdrückung der Lehren, die auf den antikonzeptionellen Geschlechtsverkehr zielen, entgegenzuarbeiten. So hat Frankreich, das schon seit langem das Verehelichungsrecht der Soldaten und die staatliche Versorgung der Soldatenfamilien und Soldatengattinnen kennt, neuerdings durch einen Erlaß des Kriegsministeriums bestimmt, daß auch den Mädchen, die in freier Liebe mit den einberufenen Soldaten verbunden sind, Unterstützungen zugewandt werden sollen.

**Die anthropologischen Grundlagen nationaler Expansion** werden von K. v. Strantz in Nr. 25 des laufenden Jahrganges der Alldeutschen Blätter behandelt. Die Darstellung richtet sich gegen die Tendenz, aus Gründen der Stärkung des Deutschtums speziell in Osteuropa die Schaffung bezw. Erhaltung einer deutschen regierenden Oberschicht über slawisch-turanischen oder tschechischen, niederen Bevölkerungselementen anzustreben. Daß damit nichts erreicht werde, wird im einzelnen belegt. „In Rußland“, heißt es, „führen alle Bojarengeschlechter ihren Stamm auf Rurik und seine Waräger zurück, denen das weite Reich seinen nordischen Namen verdankt. In Polen sind die blonden Edelleute der großen Familien die Reste der alten gotischen, vandalischen und bastarnischen Herren. Die zweifellos rein germanischen Bastarnen, die bis Moskau saßen, sind sogar niemals ausgewandert, sondern in der slawischen Flut versunken, also leiblich erhalten geblieben. Die heutigen Madjaren verraten wenig ihre finnisch-ugrische Herkunft. Die ersten Finnen sind unverkennbare Mongolen, während der Pußtasohn häufig blond und helläugig dank der slawisch-deutschen Blutmischung ist. Eine stattliche Reihe des madjarischen Hochadels weist einen deutschen Stammbaum auf und heiratet gegenwärtig in deutsche Familien. Aber trotz dieses deutschen Herrentums in den slawisch-madjarischen Ländern merkt man von einer deutschen Vorherrschaft nichts. Selbst die altdeutschen Kaufleute Krakaus und Lembergs sind Stammväter polnischer

Adelsgeschlechter geworden, ein Prozeß, der in der Gegenwart fortgeht. Die madjarische Ständeherrschaft in modernen Verfassungsformen wird hauptsächlich durch deutsche Beamte aufrecht erhalten, die äußerlich madjarisiert sind. Alles Höhere ist in Ungarn unmadjarischen Ursprungs. Die Geschichte lehrt also, daß gerade die deutsche Herrenschicht sich vom unterjochten Volkstum aufsaugen läßt, wie auch Westeuropa mit den Franken und Burgunden in Frankreich und den Westgoten und Sueven in Spanien zeigt. Oesterreich kann keinen Mann fremden Geblüts mehr vertragen, und unser Deutsches Reich würde an weiteren polnischen Untertanen zugrunde gehen. Nur eine deutsche Unterschicht, ein bodenständiges deutsches Bauerntum könnte eine weitere Herrschaft im Osten gewährleisten, und es gibt hierfür völkischen Stoff, dessen Zusammenballung der Zukunft überlassen bleiben muß. Selbst deutsche Städte mit vorwiegend deutscher Bevölkerung nützen auf die Dauer nichts, da sie der ländlichen Blutauffrischung bedürfen. So gingen die Zipser Städte zugrunde. Schlimm genug, daß unsere großgewerbliche Entwicklung und die völkisch ungesunde Verfeinerung der Gesittung einen beträchtlichen Geburtenrückgang herbeigeführt hat, der uns gleich den Franzosen ängstigen sollte. Nur in der eigenen Volksmenge liegt unser Heil beschlossen, nicht in einem erhofften Herrentum über minderwertige Völker, dessen Los gerade die deutsche Geschichte doch deutlich lehrt. Freilich, in Nordamerika hat sich sogar die niedere Volksschicht als nicht widerstandsfähig erwiesen, da die politischen Führer fehlten, was nur bei Deutschen möglich ist.“

**Die Lösung der Rassenfrage in Brasilien.** Während in allen andern von fremden Rassen bewohnten Ländern, in die der Weiße erobernd eingedrungen ist, sich im Laufe der Zeit die Rassengegensätze immer schärfer entwickelt haben, herrscht in Brasilien zwischen den europäischen und einheimischen Elementen ein gutes Einvernehmen. Allerdings haben auch die Portugiesen im Anfange ihrer brasilianischen Kolonisationstätigkeit den Fehler begangen, das Land auszusaugen; dafür haben sie aber auch ihre Herrscherrolle bald ausgespielt gehabt, indem Brasilien sich politisch selbständig machte. Das ist den Weißen eine heilsame Lehre gewesen; seitdem haben sie nie wieder versucht, den Herrenstandpunkt gegen die Eingeborenen herauszukehren, vielmehr haben sie sich bemüht, die Gesetzgebung des Landes in einem Sinne zu gestalten, der ein einträchtiges Nebeneinanderleben der verschiedenen Rassen — Europäer, Neger, Indianer und Mischlinge — ermöglichte. Zunächst wurde die Sklaverei beseitigt; gleichzeitig wurden diejenigen gesetzlichen Bestimmungen aufgehoben, welche eine Rasse zugunsten einer anderen benachteiligen konnten, und die Ungleichheiten eliminiert, die das Gefühl eines Rassengegensatzes hätten lebendig erhalten können. Für das Arbeitsverhältnis, insbesondere zwischen dem Weißen und dem Neger, wurde ein Spezialgesetz geschaffen, welches auf die Eigenart des letzteren gebührend Rücksicht nahm. Dadurch wurde die brennendste Kolonialfrage, die erfolgreiche Heranziehung des Negers zur landwirtschaftlichen Arbeit, befriedigend gelöst. — Von sonstigen Beziehungen zwischen Weißen und Farbigen ist ferner das Verhältnis der Geschlechter zueinander ein Punkt, der den meisten Kolonialländern Sorge macht. In Brasilien hat man gegen die geschlechtliche Vermischung nichts einzuwenden; allerdings erkennt das Gesetz das Konkubinat nicht als Ehe an, verleiht jedoch den daraus hervorgegangenen Kindern das Erbrecht auch dem Vater gegenüber, womit die Moral der Farbigen sich zufrieden gibt. — Gesellschaftlich bestehen zwischen Europäern und Eingeborenen, soweit diese sich — was ihnen nicht verwehrt ist — eine höhere Bildung angeeignet haben, keine Schranken; politisch herrscht ebenfalls eine ziemlich weitgehende Gleichstellung; nur Analphabeten sind vom Wahlrecht ausgeschlossen. Ein letztes Bindemittel ist die gemeinsame Sprache, denn das Portugiesische dominiert über die eingeborenen Idiome. — Kenner der Verhältnisse bezeichnen diese Verhältnisse für andere Kolonialländer als vorbildlich und prognostizieren Brasilien eine aussichtsvolle Zukunft. (Nach C. Bolle in der D. Kolonialzeitung.)

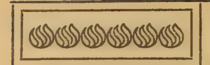
**Mangel an Rassebewußtsein in Deutschland.** Die Norddeutsche Allg. Zeitung schreibt: „Vor kurzem sind durch die Presse Fälle bekannt geworden, in welchen Neger unserer Kolonien versucht haben, einen Briefwechsel mit deutschen Mädchen anzubahnen. Die amtlicherseits veranlaßten Ermittelungen haben ergeben, daß die Anregung zu solchen Korrespondenzen nicht immer von seiten der Neger ausgegangen ist. Vielmehr ist in der Mehrzahl der Fälle festgestellt worden, daß sich außer Schülern, jüngeren Angestellten und Studenten auch Mädchen verschiedenen

Alters an Eingeborene der Schutzgebiete gewandt und sie zum Briefwechsel aufgefordert haben. Während die männlichen Briefschreiber fast durchweg den Zweck verfolgen, auf diesem Wege afrikanische Briefmarken, Kuriositäten usw. zu erhalten, scheint bei den jungen Mädchen vielfach die Freude an der Romantik eines Briefwechsels mit einem Neger, möglichst mit einem „schwarzen Prinzen", der Beweggrund zu sein. Bedauerlicherweise ist aus dem Inhalt der von den Schwarzen — meist Jungen von 17 bis 20 Jahren — harmlos vorgelegten Briefen zu ersehen, daß einige der Briefschreiberinnen bei Abfassung der Briefe in bedenklicher Weise das Bewußtsein der eigenen Stellung verloren haben. Die Uebersendung der Photographien der Briefschreiberinnen ist nichts Außergewöhnliches. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn es bei der farbigen männlichen Jugend einiger Schutzgebiete nachgerade zum guten Ton gehört, eine „Freundin" in Deutschland zu haben. Die Schuld an dieser bedauerlichen Tatsache dürfte in erster Linie das heimische deutsche Publikum treffen, die Eltern und Erzieher der Mädchen, die aus Unkenntnis der Verhältnisse der Unsitte des Korrespondierens mit Negern in der geschilderten Weise nicht steuern, oder die ihrer Erziehung anvertrauten Mädchen in dieser Hinsicht nicht genügend überwachen. Im Interesse aller Beteiligten erscheint es dringend geboten, auf Abstellung des nicht immer harmlosen Unfugs hinzuwirken. Ein Nachlassen des gedachten Briefwechsels wird indes nur dann zu erwarten sein, wenn alle dazu Berufenen den jungen Mädchen in der Heimat immer wieder zum Bewußtsein bringen, wieviel sie sich durch einen solchen Briefwechsel mit den Eingeborenen der Kolonien vergeben, und wie sehr sie durch ihn der Kolonialverwaltung die Aufgabe der Erziehung der Eingeborenen erschweren.

**Sozialdemokratie und Alkohol.** Um der Chronistenpflicht zu genügen, sei an dieser Stelle auch des Beschlusses des letzten sozialdemokratischen Parteitages gedacht, durch welchen der Schnapsgenuß von Partei wegen verpönt wurde. Man kann an diesem Beschluß schon um dessentwillen keine reine Freude haben, weil er weniger mit Rücksicht auf die Gefährlichkeit des Alkohols — denn dann hätten alle alkoholischen Getränke auf den Index gesetzt werden müssen! —, als aus dem Grunde gefaßt wurde, um der mißbeliebten Regierung durch die Schmälerung der Einnahmen aus der Branntweinsteuer Verlegenheiten zu bereiten und die Branntweinproduzenten als politische Partei an ihrem Einkommen zu schädigen. Abgesehen aber davon darf man billig zweifeln, ob das Gros der Arbeiterschaft auf die Dauer die Charakterstärke und sittliche Reife besitzen wird, den Boykott durchzuführen. Gewiß sind in den Reihen der sozialdemokratischen Parteigenossen Beispiele von Heroismus und Entsagung keine Seltenheit; ob aber der Partei durch den Schnapsboykott nicht eine zu starke Belastungsprobe zugemutet worden ist, und ob nicht der Konsum anderer alkoholischer Getränke eine entsprechende Zunahme erfahren wird, muß die Zukunft lehren. Einstweilen buchen die Vorkämpfer der sozialen Hygiene das Gelöbnis der Arbeiterschaft als eine kleine Abschlagszahlung auf die zukünftigen kulturellen Leistungen der Sozialdemokratie.

**Ein Welt-Rassenkongreß.** Die International Union of Ethikal Societies (Vorsitzender: Prof. W. Foerster-Berlin, Generalsekretär: G. Spiller, 63 South Hill Park, Hampstead, London), dieselbe Korporation, die den im vorigen Jahre in London abgehaltenen ersten internationalen Kongreß für Moralpädagogik ins Leben rief, hat sich neuerdings einen Welt-Rassenkongreß zum Ziel gesetzt. Es ist ein Generalkomitee in der Bildung begriffen, dem bis jetzt ca. 300 Mitglieder (darunter zwei Drittel Universitäts-Professoren), aber kein einziger Rasseforscher von Ruf beigetreten ist. Das letztere Symptom wird bei einem Blick auf das Programm des Kongresses verständlich, denn „es sollen die weiteren Rassenfragen im Lichte des modernen Gewissens diskutiert werden, mit dem Ziele, ein gutes Einvernehmen, Freundschaft und herzliche Zusammenarbeit unter den Rassen ... zu ermutigen. Politische Tagesfragen werden diesem umfassenden Ziele untergeordnet, in der festen Annahme, daß, wenn einmal gegenseitige Achtung hergestellt ist, Schwierigkeiten jeder Art sympathisch behandelt und bald gelöst werden können". Anders, als sonst in Menschenköpfen, malt sich in den Köpfen der Einberufer dieses Kongresses die Welt. Um des negativen Resultats willen, welches dieser Veranstaltung beschieden sein dürfte, wird man ihren Verhandlungen mit einigem Interesse entgegensehen.

---



## Bücherbesprechungen.



**Buschan, G., Dr. med. et phil.,** Menschenkunde. Ausgewählte Kapitel aus der Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart, Strecker & Schröder. 2 Mk.

Das Bändchen, das als zweiter Band der Serie B. der von Kurt Lampert herausgegebenen „Naturwissenschaftlichen Wegweiser“ erschienen ist, liegt bereits im 8.—10. Tausend vor und hat also, wie es scheint, beim Publikum gute Aufnahme gefunden. Der Mangel an populären Schriften auf diesem Gebiete macht dies erklärlich, doch muß ich, gerade bei dem großen, in weiten Kreisen herrschenden Bedürfnisse nach Aufklärung über anthropologische Fragen, bedauern, daß diesem Mangel nicht in zweckerfüllenderer Form Abhilfe geschaffen worden ist. Ohne Zweifel unterliegt, wie der Verfasser im Vorworte geltend macht, die Abfassung eines Kompendiums, für welches Vorbilder fehlen, besonderen Schwierigkeiten. Aber andererseits konnte sich der Verfasser auf sehr gute Einzelbearbeitungen des in Betracht kommenden Materiales stützen. Wäre er mit kritischerer Hand an die Sichtung desselben herangetreten, mit einem klaren Ziel vor Augen, so hätte, selbst in einem „Versuche“, Besseres geleistet werden können. So aber bietet die Arbeit dem Fachmanne nicht genug und dem Laien oft zuviel. Manches hätte eine populäre Menschenkunde entbehren können, dagegen fehlt andererseits jede Behandlung wichtiger Fragen. Am meisten sind noch Morphologie und Somatologie berücksichtigt, die so ziemlich drei Viertel des Buches einnehmen. Der Verfasser ist eben Mediziner und betreibt, wie es ja heutzutage so oft üblich, Anthropologie nur als Nebenfach. Auf keinen Fall kann das Weglassen wichtigster Kapitel als eine „Auswahl“ bezeichnet werden.

Zu Einzelheiten möchte ich bemerken: Daß „in der Körperpflege und bei dem Sinne für reinliche Kleidung“ (S. 28) der mütterliche Einfluß in der Vererbung vorherrscht, scheint mir eine etwas gewagte Behauptung. — Pygmäen waren in der Urzeit jedenfalls nicht nur über den Süden des afrikanischen und asiatischen Kontinents, sondern auch Europas verbreitet (S. 44). — Es gibt keine — anthropologische — Rasse der „Türken, Ungarn“ (S. 66). — Von rotem Haare sind zwei Arten zu unterscheiden, von welcher die eine den Verbreitungszentren des Blonden folgt, die andere (Brocas Erythrismus) als besonderes Phänomen aufzufassen ist (S. 116). — Die mittelländische Rasse ist wohl eher als schlank, denn als gedrungen anzusprechen (S. 118). — Nicht mit seiner „Anlage zur Grausamkeit“ hängt die starke Beteiligung des Weibes „am Kindesmord und an der Kindesaussetzung“ zusammen, sondern hauptsächlich mit den Verhältnissen unserer heutigen Gesellschaftsordnung (S. 145). — Nicht aus der Zunahme des Gehirnes resultierte der aufrechte Gang, sondern umgekehrt leitete die Annahme des letzteren jene anatomischen Veränderungen ein, welche zur ersteren führten (S. 207).

Auffallend sind die vielen Druckfehler und Irrtümer in dem angeführten Zahlenmaterial. Bei den Beispielen zu der Bestimmung des Schädelinhaltes nach der Formel Beddoes muß der erste Index 75, nicht 78 sein (S. 35). — S. 41 muß die Totalhöhe des ganzen Körpers 28 y, nicht 28 x gleichgesetzt werden. — Die Addition der relativen Gewichte der Organe nach Vierordt (S. 67) ergibt 88,82 pCt., nicht 88,43 pCt. Ich bin zurzeit nicht in der Lage zu kontrolieren, ob der Fehler in den Einzelgewichten liegt. S. 89 sind die Werte für Brustumfang und Brustwarzenentfernung verwechselt. Ebenso scheinen mir auf der folgenden Seite die Armlängen bei Knaben und bei Mädchen für das Alter von 12—13 Jahren vertauscht. — S. 120 scheinen mir die Prozentsätze der Augenfarben für Retzius' Erhebungen an schwedischen Soldaten nicht in Ordnung zu sein. — Eines der Maße des auf S. 157 als Beispiel angeführten „langen Kurzkopfes“ mit dem Index 82,2 ist falsch. — Auf S. 158 muß es bei der Formel für den Längen-Höhen-Index 100 statt 160 und S. 159 bei dem Beispiele der Berechnung der Schädelkapazität 1242, nicht 1243 heißen.

In der S. 6—7 gegebenen Aufzählung der anthropologischen Zwecken dienenden Zeitschriften vermisse ich u. a. die Pol.-anthr. Revue.

Den sehr hoch gesteckten Zielen des Verfassers — das Werkchen soll Aerzten, Pädagogen und Eltern über die Entwicklung des Menschen Auskunft geben, Studierenden der Anthropologie zur Einführung, dem Fachmanne hie und da als Nachschlagebuch dienen — wird das Bändchen nicht gerecht. Soll es solche Zwecke einiger-

maßen erfüllen, so darf eine erweiterte und vertiefte Bearbeitung des Materiales Platz greifen. G. Weiß.

**Westermarck, Dr. Eduard,** Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe. Zweiter Band. Deutsch von Leopold Katscher. Leipzig 1909. Dr. Werner Klinkhardt. 14,70 M.

Als im vorigen Jahre der erste Band dieses Werkes des großen finnischen Soziologen erschien, widmete ihm Leopold Katscher, der ausgezeichnete Verdeutscher der W.'schen Arbeiten, in Nr. 6 dieser Blätter eine eingehende Besprechung, in welche er auch schon den dem Publikum erst heute vorliegenden zweiten Band einzuschließen in der Lage war. — So kann ich mich hier in der Hauptsache darauf beschränken, auf diese Voranzeige hinzuweisen.

Die Schwäche der W.'schen Arbeiten scheint mir darin zu liegen, daß der Verfasser zu sehr Empiriker und zu wenig Philosoph ist, und daß er der überwältigenden Vielseitigkeit des Materiales gegenüber zu keiner stärkeren theoretischen Verdichtung schreitet. — Bemerkenswert ist die Riesenmenge des herangezogenen Stoffes. Das Quellenverzeichnis und Sachregister füllen für sich ein Bändchen. Hierin liegt auch ohne Zweifel mit ein Hauptwert des Werkes; es ist eine wahre Fundgrube für alle Erforscher menschlichen Wesens.

Der Stoff dieses zweiten Bandes ist in weiteren 20 Kapiteln bewältigt, wovon das 28. „Ursprung und Entwicklung des altruistischen Empfindens" generellen Charakters ist. Die Abschnitte 24—27 beziehen sich auf „die sittliche Schätzung von Handlungen, Unterlassungen und Fahrlässigkeiten, welche das Interesse anderer Menschen unmittelbar betreffen" (S. 196), 29—32 auf solche „Arten des Verhaltens, bei denen es sich hauptsächlich um das eigene Wohlergehen des Menschen handelt" (S. 196). In Abschnitt 33—36 werden sexuelle Probleme, Ehe, Ehelosigkeit, freie Liebe, Prostitution und Ehebruch und Homosexualität behandelt; je ein weiterer beschäftigt sich mit der Behandlung der Tiere, dem Verhalten gegen Verstorbene und der Menschenfresserei, und die drei letzten Kapitel beziehen sich auf das Verhältnis zu übernatürlichen Wesen und Gottheiten. Im Schlußwort kommt der Verfasser zu der „Annahme, daß das altruistische Empfinden sich immer mehr ausbreiten wird und die auf ihm fußenden Sittengebote eine angemessene Ausbreitung erlangen werden; ferner, daß der Einfluß der Denkarbeit auf die Sittenurteile stetig steigen, der der gefühlsmäßigen Neigungen und Abneigungen ebenso stetig sinken wird; endlich, daß die Religion in ihren Beziehungen zur Sittlichkeit sich immer mehr darauf beschränken wird, gewöhnliche Sittengebote zu predigen, und immer weniger Gewicht darauf legen, besondere Verpflichtungen gegen die Gottheit vorzuschreiben" (S. 590). Dem kann man nur zustimmen.

Eine Bemerkung möchte ich noch zu den Ausführungen des Verfassers über Nationalismus (S. 154—5) machen. Sein Standpunkt scheint mir hier einseitig. Nicht immer und überall ist es „die führende Nationalität", die „ihre Ansprüche auf Superiorität allen anderen innerhalb des politischen Körpers befindlichen Nationalitäten gegenüber geltend" macht, sondern in anderen Fällen sind es minderwertige Minoritäten, welche die materielle und ideelle Förderung und Hütung, die ihnen „die herrschende Nation" angedeihen ließ, und die ihnen erst die Existenz- und Entwicklungsmöglichkeiten boten, damit danken, daß sie hindernd und zersetzend in den gemeinsamen Staatsbetrieb eingreifen. Solche Fälle fordern auch eine andere Beurteilung. G. Weiß.

**Reitzenstein, Freih. F. v.,** Urgeschichte der Ehe. 2. Aufl. 1 M. — Entwicklungsgeschichte der Liebe. 3. Aufl. 1 M. — Liebe und Ehe im alten Orient. 2. Aufl. 2 M. — Stuttgart, Francksche Verlagshandlung.

Immer tiefer dringt das Senkblei des Forschers in das menschliche Geschlechtsleben hinein, und fleißige Federn sind alsbald am Werk, die gewonnenen Erkenntnisse in gemeinverständlicher Form der Gesamtheit zu vermitteln. Wenn dies mit solchem Geschick und solcher Objektivität geschieht, wie in den vorliegenden Bändchen, dann kann diese Aufklärungsarbeit auf einem so dunkeln und dabei so lebenswichtigen Gebiete, wie es die vita sexualis ist, nur dankbar begrüßt werden. Herrschen doch nirgendwo so verworrene Vorstellungen und Begriffe, so verkehrte Instinkte wie gerade hier.

Die „Urgeschichte der Ehe" ist ein Dokument dafür, wie die Kulturmenschheit sich von jeher abgemüht hat und noch abmüht, in das Geschlechtsleben Ordnung

hineinzubringen und teils die polygame Veranlagung der Geschlechter, teils die im Gefolge der geistigen Entwicklung beim Menschen aufgetretene Dauerbrünstigkeit mit den Forderungen des sozialen Lebens in Einklang zu bringen, — eine Aufgabe, die bekanntlich bis heute eine Sisyphusarbeit geblieben ist. Die „Entwicklungsgeschichte der Liebe“ schildert uns die unter dem Namen „Liebe“ bekannten zahllosen ideologischen Verbrämungen des Geschlechtstriebes. In sehr detaillierter Weise behandelt das dritte Bändchen das Kapitel der Liebe und Ehe bei den Aegyptern, Semiten, der alarodischen Völkergruppe und den arischen Völkern. Ueberall wird die Darstellung durch reichen und gediegenen Bilderschmuck unterstützt. Ein weiteres Wort der Empfehlung erübrigt sich. Dr. Thewaldt.

---

## Erwiderung.

In meiner im Oktoberhefte erschienenen Besprechung einer Broschüre von Dr. Ferdinand Goldstein erwähnte ich, daß sich darin „grobe und gröbste Schnitzer“, nämlich der Sprache, fänden. Der Verfasser ersucht mich nun in einer direkten Zuschrift, einige derselben namhaft zu machen, und ich komme diesem Wunsche hiermit nach.

S. 15—16: Würden nun die heutigen Agrarstaaten zu Industriestaaten, so befriedigen sie den ... Bedarf ... und weiterhin exportieren sie.

S. 59: Am gefährlichsten aber wäre es, wenn man ... in die Mietserträge eingriffe. Dann verminderten sich die Ausgaben der Bevölkerung ... und sie könnte mehr für andere Dinge ausgeben, nur ist es sehr wahrscheinlich, daß sie das freigewordene Geld in die Bierstuben tragen und daß sich die Kriminalität ... verschlechtern wird.

S. 71: Das deutsche Volk ... hat von jeher großen Bildungsdrang ... gehabt, so daß, wenn die Zahl der Menschen, die sich wissenschaftlichen Privatstudien hingeben ... könnten, nicht so ... klein wäre, es sogar zweifelhaft sein kann, ob die heutige Zahl von Gelehrten ... genügte.

S. 57—58: Die große Dichte hat eine gewaltige Preissteigerung des städtischen Bodens veranlaßt. Die Bodenreform bemüht sich, sie der Spekulation in die Schuhe zu schieben, aber wie könnte sie arbeiten, wenn ihr nicht die Verhältnisse die Wege geebnet hätten (das sie soll sich auf Spekulation beziehen!).

S. 88: Man hat es Harden zum Vorwurf machen wollen, daß er den ganzen Unrat aufgedeckt hat, aber wie soll man ihn entfernen, wenn man infolge der auf ihn gelegten Decke nicht weiß, daß er da ist. Daß es stinkt, wenn man in ihm rührt, ist richtig, aber rührt man ihn nicht auf, so bemerkt zwar der Geruchsinn nicht die Fäulnis, aber die Pest geht doch von ihr aus. (Armer Maximilian!)

S. 8: Zwischen der ... Arbeitsgelegenheit bestehen sehr wesentliche Unterschiede, die man in der Oeffentlichkeit kaum gewürdigt und dadurch zahllose Irrtümer verbreitet hat.

S. 28: ... unter Anwendung von Prügel. ...

Mit dieser Blütenlese bin ich dem Wunsche Dr. Goldsteins nachgekommen. Ich habe es getan, trotzdem ich doch wohl annehmen darf, daß er die „groben und gröbsten Schnitzer“ am leichtesten dadurch hätte vollzählig ausfindig machen können, daß er sein Werk einer aufmerksamen Durchsicht unterzogen hätte.

Drap b. Nizza. G. Weiß.

---

## Beilagen.

**Koloniale, auswärtige und innere Politik werden in Werken erster Autoren behandelt, für die der Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg, der heutigen Nummer einen illustrierten Prospekt beigelegt hat. Unsern Lesern sei er deshalb, besonders wegen des neuen Rohrbachbuchs über Rassen- und Missionsfragen, zur Beachtung empfohlen.**

**Ferner liegen diesem Heft Prospekte der Verlagsbuchhandlungen J. F. Lehmann in München, Georg Reimer in Berlin und der Deutschen Verlagsaktien-Gesellschaft in Leipzig bei, auf die wir hiermit gleichfalls empfehlend hinweisen.**

---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Hildburghausen.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 10. 1910.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

## Die alten Völker Nord- und Osteuropas und die Anfänge der europäischen Metallurgie.

Karl Penka.

I.

Eine wichtige Stelle in der germanischen Mythologie nehmen die Riesen und Zwerge ein, in denen die ganze neuere Forschung Personifikationen von Naturkräften erblickt; nur zuweilen werden die Zwerge, die sonst zu den Elben (Dunkelelben) gerechnet werden, als seelische Geister, d. h. Seelen der Verstorbenen („Maren") betrachtet.

So bemerkt L. Uhland (Der Mythus von Thôr, zuerst 1836 erschienen, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, VI, 5): „Jötune, Thurse, Riese sind der nordischen Mythologie die Personifikation des Ungeheuren und Ungestümen, Finstern und Feindseligen in der Natur, der rohen, ungezähmten Elemente. ... Sie sind die Dämone des kalten und nächtlichen Winters, des ewigen Eises, des unwirtbaren Felsgebirges, des Sturmwindes, der sengenden Hitze, des verheerenden Gewitters, des wilden Meeres; und danach sind sie auch besonders benannt, Reif- oder Eisthurse, Berg- oder Felsriesen usw. K. Weinhold (Die Riesen des german. Mythus, Sitzungsb. d. philos.-histor. Kl. d. Wiener Ak. d. Wiss., 1858, S. 225—306) sieht in den Riesen (Wasserriesen, Luftriesen, Feuerriesen und Riesen der Erde) das älteste Geschlecht der Götter, dessen Verehrung seitens der Menschen später mit dem Siege Thôrs und Odins abgenommen habe. Auch E. Mogk betrachtet in seiner Mythologie (in Pauls Grundriß d. germ. Philol. I, 1041) die Riesen als dämonische Gestalten, ebenso auch die Zwerge, die er zu den elbischen Geistern rechnet. Derselben Ansicht ist W. Golther, nur mit dem Unterschiede, daß ihm die Elbe wie die zu ihnen gehörenden Zwerge (Dunkel- oder Erdelbe) unmittelbar aus den Seelen abgeleitet zu sein scheinen. „Riesen und Zwerge", sagt derselbe (Handbuch der germ. Mythologie, Leipzig 1895, S. 159), „sind weniger der Art als dem Maße nach verschieden. Während diese vorwiegend die still und unsichtbar wirkenden Naturgeister sind, verkörpern die Riesen die rohen, ungezähmten Elementargewalten, das Ungeheure und Ungestüme, Finstere und Feindselige in der Natur.

Bei den Riesen tritt der Zusammenhang mit Maren und Seelen immer mehr zurück, indem sie Gestalt und Wesen fast völlig aus dem Element, dem sie entspringen, zugeteilt erhalten.“ Elard Hugo Meyer trennt das Seelen- und das Marenreich von dem Reiche der Elfen und Riesen, in denen er gleichfalls den höchsten Ausdruck der bald zarteren, bald gewaltsameren Mächte der Luft erblickt, wenn er auch zugibt, daß hie und da der Seelen- und Marenglaube sich mit dem aus der umfassenden Beseelung des freien Naturlebens entstandenen Glauben an die Elfen und Riesen berührt und vermischt. Die Elfen charakterisiert derselbe in folgender Weise (Mythologie der Germanen, Straßburg 1903, S. 146): „Die Elfen sind kleinere Dämonen von menschlicher oder untermenschlicher Größe, durch Rührigkeit, Anstelligkeit und vielfaches Eingreifen ins menschliche wie auch ins heroische und göttliche Dasein ausgezeichnet. Ihr ursprüngliches Element ist die bewegte Luft in ihren verschiedenen Aeußerungen, vom Blitz und heftigen Windstoß und vom schwarzen Gewölk bis zum stäubenden Sonnenstrahl, zum unhörbaren Zittern der heißen Luft und zum zartesten Nebel. Mit anderen Worten, es gibt Gewitter- und Windelfen und eine überwiegend weibliche Gruppe von Wolkenelfinnen, die mit den Lichtelfen nahe verwandt sind. ... Der im Berge, in der Erde hausende Elf heißt Zwerg.“ Und von den Riesen heißt es S. 226: „Die niedere Mythologie pflegt sich nicht mit einer einzigen Art der Naturpersonifizierung zu begnügen, sondern sie schafft sich noch eine zweite, davon geschiedene: zu den Elfen die Riesen. ... Diese Zweiteilung veranlaßt der Eindruck der bloß äußerlichen Größe und Machtunterschiede der Naturgewalten. So erheben sich hinter den Elfen deren kolossale Gegenbilder, die Riesen, die dieselben Naturmächte wie jene verkörpern, aber in ihrem wilden Aufruhr, in ihrem verwüstenden Uebermaß und in ihrer alles andere überragenden Massenhaftigkeit oder gar in ihrer schrankenlosen Ausdehnung. Gewitter-, Sturm- und Wolkendämonen sind auch sie wie die Elfen, aber vom allerheftigsten Temperament.“

Diesen Erklärungsversuchen gegenüber erscheint die Deutung dieser Sagengestalten seitens der älteren Forschung als eine wesentlich verschiedene. Insbesondere sind es die älteren skandinavischen Forscher, die auf einem ganz anderen Gebiete die Grundlagen für die Erklärung der Entstehung der Sagen von den Riesen und Zwergen gefunden zu haben glaubten. J. Grimm, der Begründer der deutschen Mythologie, nimmt in dieser Frage eine Art Mittelstellung ein. Das Wesentliche in der Auffassung dieser Richtung besteht darin, daß sie in den Riesen und Zwergen nicht Verkörperungen von Naturkräften, sondern Menschen und zwar ältere Volksstämme, die von späteren Einwanderungen unterdrückt und von ihrem heimatlichen Boden verdrängt wurden, erblickt. So bemerkt J. Grimm (Deutsche Mythologie, I, 380 der 4. Ausg.) von den Zwergen, daß sie den Eindruck eines unterdrückten, bedrängten Volksstammes machen, der im Begriffe stehe, die alte Heimat den neuen mächtigeren Ankömmlingen zu überlassen. „Ihrem Charakter ist etwas Scheues und zugleich Heidnisches eingeprägt, das sie dem Umgang mit Christen entfremdet ... auch das Reuten der Wälder, den Ackerbau und neue Pochwerke im Gebirge hassen sie.“ Auch die Riesen stellen ihm (I, 438) ein untergegangenes oder untergehendes

Geschlecht dar, dem mit der Kraft auch die Unschuld und Weisheit des Altertums, mehr eine objektive und anerschaffene als selbsterworbene Vernunft beiwohne. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt, fügt derselbe hinzu, sei der Norden (iötunheimr), wo man sie sich auf Felsen und Bergen hausend dachte; als Waffen hatten sie nur Steinkeulen, Steinschilde, aber keine Schwerter gebraucht. Ebenso dächten sich die heutigen Griechen die Hellenen als Hünen der Vorzeit und schrieben ihnen gewaltige Bauten zu. Doch während er in dem die „Nachträge“ enthaltenden dritten Bande seine frühere Ansicht von den Zwergen ohne Einschränkung festhält, indem er (III, 131) ausdrücklich bemerkt, daß die vor dem Menschengeschlecht zurückweichenden Zwerge gleich den Thursen, Jötnar und Hunen den Eindruck eines unterdrückten Volksstammes machen, und darauf hinweist, daß in Devonshire und Cornwall die pixies für die alten Einwohner des Landes gehalten werden, und daß die Zwerge in Deutschland den Wenden, in Skandinavien den Lappen gleichen, erklärt er ausdrücklich (III, 154), daß die Riesen oft als ältere Naturgötter erscheinen, eine Anschauung, die, allgemeiner gefaßt, später bei Weinhold wiederkehrt, der, wie bereits bemerkt, dieselben nur als Dämonen betrachtet und sie als das älteste Geschlecht der Götter bezeichnet.

Im Gegensatze zu dieser Anschauung sah der berühmte schwedische Geschichtsschreiber E. G. Geijer in den Riesen (Jotunern, Jättarn) nur Menschen und zwar Finnen. „Wanen sowie Jotuner“, sagt er im ersten Bande seiner Geschichte Schwedens. (Hamburg 1832, S. 30), „sind mythische Benennungen fremder Völker, die dem Volke Manheims, d. h. den Menschen, entgegengesetzt werden; denn die nordische Mythologie, darin jeder andern ähnlich, beginnt damit, daß sie ihr eigenes Volk zum Repräsentanten der Menschheit erhebt, weswegen auch die einheimischen Namen so vieler Nationen nichts anderes bedeuten als Volk oder Menschen überhaupt. Gleichwie aber Manheim auch eine engere Bedeutung hat und dann Suithiod heißt, so haben auch die beiden genannten fremden Völkerstämme, wiewohl in der Mythologie gleichsam außerhalb des Gebietes der Menschheit liegend und in phantastischen Bildern hervortretend, dennoch nicht alles historische Gewicht verloren. Wir haben gesehen, wie Jotun und Finne als eins und dasselbe erklärt werden, und eine Andeutung wenigstens ist übrig, daß der Name Wanen den slawischen Stamm bezeichnete.“ Beachtenswert ist, daß Geijer ausdrücklich bemerkt (a. a. O. 89), daß der Name Finne nicht nur mehrere jetzt eigentümlich sog. finnische Stämme, sondern auch die Lappen, die von den Normännern und Isländern Finnen genannt würden, umfasse, ja daß viele behauptet hätten, der Name gehöre ursprünglich nur den Lappen an. Diese Jotuner hätten noch bis in die historische Zeit hinein die Berggegenden Schwedens bewohnt. „Noch im elften Jahrhundert hatten, wie Augenzeugen berichten, die Berggegenden Schwedens andere Einwohner als das angebaute Land. Es waren dieselben von einem wilden Volke bewohnt, welches zuweilen jährlich, zuweilen um das dritte Jahr aus seinen unbekannten Schlupfwinkeln hervorbrach, Verwüstung über die Ebenen verbreitete, wo ihm nicht kräftiger Widerstand geschah, und ebenso eilig zurückkehrte. Diese Ueberbleibsel finnischer Stämme in Skandinavien sind nachweislichermaßen zugleich

die Jotuner oder Jotnar der heidnischen Skalden und des Snorre Sturleson." (S. 98.)

Eingehender handelt über die Riesen und Zwerge Sven Nilsson, der Begründer der vorgeschichtlichen Archäologie Schwedens, im sechsten Kapitel des ersten Teiles seines in den Jahren 1838—43 in erster Auflage erschienenen Hauptwerkes „Skandinaviska Nordens Urinnevånare", den nach dem Manuskript zur dritten Originalausgabe J. Mestorf unter dem Titel: „Das Steinalter oder die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens" ins Deutsche übersetzt und in Hamburg 1868 herausgegeben hat. Das sechste Kapitel beginnt S. 139 mit folgenden Worten: „Riesen, Zwerge, Unholde usw. sind ursprünglich Völker verschiedener Abstammung mit verschiedener Kultur." Indem er weiter daran erinnert, daß in der Edda und den Sagen zweierlei Alfen oder Elben genannt werden und daß die Zwerge mit den Dunkelelben eines sind, und dann bemerkt, daß die Untersuchung der Sagen und des Volksglaubens deshalb von äußerster Wichtigkeit für die Ethnologie sei, weil sie uns die älteste Geschichte des Stammes, dem sie angehören, lesen lehren, unternimmt er den Nachweis, daß die Zwerge und Wichte der Volkssage Menschen waren, daß sie demselben Stamme angehörten wie die heutigen Lappen und von unseren Vorfahren für zauberkräftig gehalten wurden, die oft wiederholte Behauptung ablehnend, daß die Zwerge als mythisch-allegorische Wesen zu betrachten seien, in denen gewisse Naturkräfte oder Naturerscheinungen verkörpert wären, und darauf hinweisend, daß unsere Märchen und Sagen in die Beschreibung der Zwerge zu viele und zu deutliche ethnographische Merkmale mischen, um sie verkennen zu können. Diesen Nachweis führt er, indem er Lappen und Zwerge miteinander vergleicht. Dies geschieht in folgender Weise:

Die Lappen sind klein und häßlich, sie haben einen breiten Mund und kurze Beine — ebenso werden die Zwerge und Wichte in unseren Sagen geschildert.

Die Lappen sind mit einem grauen Rock und mit blauer oder roter Mütze bekleidet — so erscheinen auch die Zwerge und Bergmännchen.

Die Lappen sind furchtsam und taugen nicht zu Soldaten. — Die Zwerge der alten Sage werden als sehr furchtsam geschildert.

Die Lappen gelten für schlau und betrügerisch. Diesen Charakterzug finden wir auch bei den Zwergen: sie sind schlau, betrügerisch, diebisch.

Die Lappen sind geschickt. Sie schnitzen und schmieden sich ihre gezogenen Kugelbüchsen und andere Geräte selbst. Die Kunstfertigkeit der Zwerge wird in vielen Sagen gerühmt.

Die Lappen sammeln gern glänzende Metalle, am liebsten Silber. Auch die Zwerge werden stets als unermeßlich reich geschildert.

Die Zwerge galten für zauberkundig und dasselbe glaubte man von den Lappen.

Die Lappen werden von den umwohnenden Goten mit Verachtung und Geringschätzung behandelt; sie halten deshalb ihre Gastereien unter sich (d. h. ohne Fremde einzuladen), was auch von den Bergvölkchen erzählt wird.

Doch nicht allein die Zwerge unserer Sagenwelt seien Menschen, sondern dasselbe lasse sich auch, fährt Nilsson fort, von den Joten oder Riesen behaupten; nur gehörten sie einem ganz anderen Volke an. Indem er darauf hinweist, daß alle Völker den Maßstab, mit dem sie andere Menschen messen, von ihrer eigenen Länge nehmen, glaubt er annehmen zu dürfen, daß es ein kleingewachsenes Volk gewesen sei, welches ein Volk von hohem Körperbau Joten oder Riesen genannt habe. Und da außer den Lappen kein anderer zwergartiger Stamm in Europa gewohnt habe, so folge daraus, daß der Begriff und der Name der Joten (Riesen) von ihnen ausgegangen sei, und da kein Volk von größerem Körperbau als die Goten, Suionen und Finnen in Europa gewohnt habe, so könne weiter daraus gefolgert werden, daß gerade diese (wenn nicht alle, so doch einige von ihnen) die von den Lappen so genannten Joten seien, und daß alle Riesensagen von dem Zwergstamme der Lappen ihren Ausgang genommen hätten. Nach Lästadius' Mitteilungen gebe es bei den Lappen noch jetzt unzählige Riesensagen, denen stets derselbe Gedanke zugrunde liege. Die Joten seien groß und stark, aber auch unbeholfen und dumm im Vergleich zu dem schlauen Lappen, der natürlicherweise stets unter Würde, Rang und Namen eines „Menschen“ auftrete und den einfältigen Riesen, dem er in die Hände gefallen, zu hintergehen suche. Wenn der Riese in den Sagen der Lappen als Menschenfresser auftrete, so beweise dies nicht, daß er wirklich ein solcher gewesen sei, sondern daß der feige Lappe in kindischer Furcht ihn dafür gehalten habe. Der Riese heiße in diesen Sagen immer Stalo oder Jaton; der, welcher ihn necke, werde als „Mensch“ eingeführt.

Nilsson schließt diese Ausführungen mit folgenden Worten (S. 168): „Hieraus folgt, daß die Sagen von Riesen und Zwergen (zwei relative Begriffe, die nicht ohne einander existieren können,) kein bloßes Spiel der Einbildungskraft, sondern historisch begründet, wiewohl von der aufgeregten Phantasie fabelhaft ausgeschmückt sind.“ Bleibe es auch unbestritten, daß die Zwerge, Riesen usw. in der Völuspá und anderen Eddaliedern als Naturkräfte dargestellt werden, so habe man doch darin geirrt, daß man nicht hat einsehen wollen oder können, daß die Dichter die Vorlagen zu ihren Bildern der Wirklichkeit entnehmen. Als die Völuspá gedichtet worden, seien die Berichte des erzählenden Volkes über einen fremden Stamm bereits Sagen der Vorzeit geworden.

Indem Nilsson in Thôr einerseits einen Gott der Joten, andererseits einen finnischen Gott sieht, identisch mit dem finnischen Gott Torom, Tara oder Torum, folgert er, daß der Thôrkultus mit einem finnischen Volke nach Skandinavien gekommen sei, und daß die dem Thôr dienenden Joten Finnen (Quänen) oder Esten waren.

II.

Weder die Ausführungen Geijers noch die Nilssons waren, soweit sie die Entstehung der Sagen von den Riesen erklären wollten, geeignet, ihrer Grundanschauung, daß diese Menschen waren, Eingang zu verschaffen, und dieser Umstand sowohl wie ferner der Umstand, daß man bis in die neueste Zeit die skandinavische Halbinsel als Heimat der Germanen nicht anerkannt hat, trotz der bekannten geschicht-

lichen Zeugnisse, in denen aber auch ein J. Grimm bei der damals allgemein herrschenden Ansicht von der asiatischen Herkunft der Arier nur „Lügen der Sage“ sah, trugen jedenfalls das ihrige bei, eine richtige Würdigung der für die Gleichsetzung der Zwerge mit den Lappen vorgebrachten Argumente nicht aufkommen zu lassen, trotzdem sich so ausgezeichnete Kenner des germanischen Altertums wie J. Grimm und vor ihm schon R. Chr. Rask für ihre Gleichsetzung ausgesprochen hatten. Mußte doch Grimm, um die Entstehung der deutschen Sagen von den Zwergen zu erklären, seine Zuflucht zu den Slawen nehmen und so eine Annahme machen, die in den tatsächlichen Verhältnissen keine Stütze findet. Denn die für unsere Frage in Betracht kommenden Westslawen scheinen, als sie sich im 5. Jahrhundert n. Chr. von Polen aus über Deutschland bis zur Elbe und Saale verbreiteten, die kennzeichnenden Merkmale der arischen Rasse noch ziemlich rein erhalten zu haben. R. Asmus kommt in seiner Untersuchung über die Schädelform der altwendischen Bevölkerung Mecklenburgs (Archiv f. Anthropol. XXVII, 1—32) zu folgenden Ergebnissen: „Die altwendische Bevölkerung Mecklenburgs zeigt überwiegend ortho-dolichocephalen bis ortho-submesocephalen Schädeltypus, läßt aber stärkere Beimischungen, besonders einer flachköpfigen, brachycephalen Rasse erkennen. Dieser dolichocephale, zur Mesocephalie hinneigende Typus ist der ursprünglich slawische, der sich zusammen mit der Mehrzahl der übrigen für altmecklenburgische Slawenschädel charakteristischen Erscheinungen auch bei den altslawischen Stämmen der Pommern und der westpreußischen und posenschen Polen als überwiegend, bei den Altböhmen als sehr häufig auftretend nachweisen läßt. . . . Der Gesichtsschädel der mecklenburgischen Wenden ist mesoprosop nach Kollmann, leptoprosop nach Virchow, mesorhin mit entschiedener Neigung zur Leptorhinie.“ Und so darf es uns nicht wundern, daß die ganze neuere Forschung den Gedanken, in den Riesen und Zwergen Menschen zu sehen, aufgab und in ihnen Verkörperungen von Naturerscheinungen und Naturkräften erblickte.

Geijer wie Nilsson stimmen darin überein, daß sie die Riesen der Sagen den Finnen gleichsetzen. Selbst wenn man von den Lappen absieht und nur an jene finnischen Stämme denkt, die infolge ihrer größeren Beimischung von arischen Elementen sowie ihrer besseren Existenzbedingungen einen höheren Wuchs und einen kräftigeren Körperbau aufweisen, so ist es doch undenkbar, daß die Germanen sie als „Riesen“ ansehen konnten. Daß aber die germanischen Sagen von den Riesen nicht von den Lappen herrühren, die ihrerseits früher irgendwo mit einem höher gewachsenen und kräftigeren finnischen Volksstamme (wie den Quänen oder Esten) in feindliche Berührung gekommen wären, geht schon daraus hervor, daß sämtliche Benennungen der Riesen im Germanischen nachweisbar arischen Ursprungs sind und sich von den eigentlichen lappischen Riesensagen wesentlich unterscheiden, die übrigens auch niemals zu den Germanen gekommen sind: der Riese heißt in ihnen Stalo (pl. Stalok) und ist Ackerbauer. Umgekehrt sind Riesensagen zu den Lappen von den Germanen gekommen; dies beweist der Name (Jättenes, Jätanas) sowie der Umstand, daß sie, wie G. von Düben (Om Lappland och Lapparne 336)

bemerkt, eine unverkennbare Verwandtschaft mit den germanischen besitzen. Auch Düben ist der Ansicht, daß die Vorbilder der Stalos ein anderer Volksstamm waren als die der Jättenes. Es kann wohl kein Zweifel sein, daß die Vorbilder der ersteren arisch-germanische Ackerbauer gewesen sind, während bekanntlich in den germanischen Riesensagen die Riesen als Feinde des Ackerbaus erscheinen.

Nur kurz möge noch bemerkt werden, daß die Zusammenstellung des germanischen Gottes Thôr, des größten Riesenfeindes, mit dem finnischen Gotte Torom ganz verfehlt ist.

So wenig überzeugend auch die bisherigen Versuche waren, in den Riesen Menschen nachzuweisen, so wäre es doch verkehrt, diese Anschauung als endgültig abgetan zu betrachten. Im Gegenteile, sie ist eine Anschauung, die sich als vollkommen richtig erweisen läßt. Die Grundlagen für diesen Nachweis gewährt die neuere Ethnologie, soweit sie nicht nur auf den Ergebnissen der historisch-linguistischen Forschung, sondern auch auf den Ergebnissen der physischen Anthropologie, vorgeschichtlichen Archäologie, der Erdgeschichte und Länderkunde aufgebaut ist.

Wie ich wiederholt dargelegt habe[1]), sind die west- und mitteleuropäischen Renntierjäger nach dem Ende der Quartärzeit dem Renn nach dem Norden gefolgt, und haben die aus Mitteleuropa gekommenen Paläolithiker — die Vorfahren des arischen Urvolkes — auf dem Boden der nun eisfrei gewordenen altdänischen Lande, deren Klima immer milder wurde, gezwungen durch die Uebervölkerung, die hauptsächlich die zur Litorinazeit eingetretenen großen geologischen Ereignisse herbeigeführt hatten, da die Jagd und Fischerei nicht mehr die erforderlichen Nahrungsmittel gewährten, sich der Viehzucht und dem Ackerbau zugewendet, und indem sie zugleich neue Geräte erfanden und die alten verbesserten, jene Kultur schufen, die als Kultur der jüngeren Steinzeit bekannt und mit der linguistisch-historisch erschlossenen Kultur des arischen Urvolkes identisch ist. Von Dänemark aus, dessen Inseln vor der Litorinasenkung ein Teil des Festlandes waren, gelangten die Nachkommen der aus Mitteleuropa eingewanderten Paläolithiker bis nach Schweden und Norwegen, und zwar noch vor der jüngeren Steinzeit. In Schweden ist zwar noch kein Kjökkenmödding aus der älteren Steinzeit aufgedeckt worden, aber man hat nicht nur in Schonen, sondern auch in anderen Teilen Südschwedens, besonders an der Westküste Feuersteinwerkzeuge entdeckt, die vollkommen dieselbe Form aufweisen, wie die aus den älteren Kjökkenmöddingern. Sie sind grob zugehauen und ganz ungeschliffen (Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, Leipzig 1806, S. 10). Es ist aber auch im höchsten Grade wahrscheinlich, daß auch das mittlere und nördliche Schweden von Menschen dieser Kulturstufe — Jägern und Fischern,

[1]) So zuletzt in meiner Schrift: „Die Entstehung der neolithischen Kultur Europas" (Leipzig 1906), in der ich auch die archäologischen Tatsachen, die die Grundlage der von mir zuerst in meiner „Herkunft der Arier" (Wien 1886) aufgestellten Hypothese von der südskandinavischen (altdänischen) Urheimat der Arier bildeten, durch die neueren Funde ergänzte und den Uebergang zur neolithischen Kultur sowie den wiederholt eingetretenen Vegetationswechsel aus den geologischen Umwälzungen, wie sie die neuere Forschung für dieses Gebiet festgestellt hat, zu erklären versuchte.

die noch ungeschliffene, roh bearbeitete Werkzeuge benützten — schon besiedelt war, lange bevor noch die Nachkommen des arischen Urvolkes gleichfalls von Süden her sich über diese Gebiete ausbreiteten. Was Norwegen anlangt, so haben die Untersuchungen A. W. Bröggers gezeigt, daß die Nöstvetkultur mit der Kultur der Kjökkenmöddinger übereinstimmt, und W. C. Brögger hat nachgewiesen, daß die Nöstvetkultur mit der älteren dänischen Steinzeit auch gleichzeitig ist. (Vergl. Hans Kjärs Referat über die geologisch-archäologischen Arbeiten der beiden Brögger [Vaters und Sohnes] im Zentralbl. f. Anthropol., 1907, S. 73). Uebrigens ist in neuester Zeit (1907) ein Kjökkenmödding aus der älteren Steinzeit auch in Norwegen und zwar im südwestlichen Teile desselben (in der Nähe von Stavanger) gefunden worden. A. W. Brögger, der diesen Fund beschrieben hat (Ymer, 1908, S. 123 fg.), bemerkt, daß schon im Jahre 1870 ein wirklicher Kjökkenmödding in der Nähe von Stenkjär im Gebiete von Drontheim aufgedeckt wurde.

In den altdänischen Landen (Schleswig, Jütland, den dänischen Inseln und Schonen) sind eine Reihe von Formen gefunden worden, die weder so recht den Wohnplätzen der älteren Steinzeit noch den aus der jüngeren Steinzeit herrührenden Steingräbern angehören und im ganzen jünger als jene und älter als diese sind, wenn schon sie bisweilen sich mit Formen von der einen oder der andern Seite berühren. Diese eine Mittelstellung zwischen der älteren und jüngeren Steinzeitgruppe einnehmenden Formen haben denn auch Sophus Müller (Nord. Altertumsk. I, 48) zur Annahme einer eigenen Mittelsteinzeit geführt. Es ist nun gewiß höchst beachtenswert, daß solche Uebergangsfunde in Schweden — Schonen ausgenommen — und Norwegen fehlen und daß die von Müller und Montelius für die älteste gehaltene Gräberform nur in Schonen, Halland und Bohuslän vorkommt, während nördlich von diesen Landschaften jüngere Gräberformen gefunden werden (Montelius, a. a. O. 62), ein Beweis, daß von Schweden nur Schonen als ein Teil der arischen Urheimat in Betracht kommen kann, aber auch eine indirekte Bestätigung meiner Annahme, daß die zur Litorinazeit an der südwestlichen, einst weit nach Westen ausgedehnten Küste Alt-Dänemarks eingetretenen Senkungen infolge der nun entstandenen Uebervölkerung den Hauptanstoß gaben, der zur Begründung der neolithischen Kultur führte. Wäre dieser Fortschritt auf das Klima zurückzuführen, so müßten wir erwarten, daß er auch in jenen Teilen Schwedens, in denen unvermittelt auf die Kultur der älteren Steinzeit die Kultur der jüngeren Steinzeit folgt, eingetreten wäre. Denn die ältesten bisher bekannten Funde aus der älteren Steinzeit Schwedens gehören der Mitte oder dem letzten Abschnitte der Eichenzeit an (Nils Ekholm, Om klimates ändringar i geologisk och historisk tid samt deras orsaker, Ymer, 1899, S. 378), einer Zeit, in der die Verbreitung der Eiche und der übrigen ein wärmeres Klima erfordernden Laubhölzer und Pflanzen gegen Norden weit über die heutige hinausging und auch die jetzt in Skandinavien so gut wie erloschene Wassernuß über ganz Südschweden verbreitet war, einer Zeit, die mithin ein wärmeres Klima besaß, als später in Schweden herrschte, dessen Klima seit der Eichenzeit wieder allmählich sich verschlechterte und dessen Verschlechterung auch gegenwärtig noch immer fortdauert.

Aber auch von Osten her erhielt Schweden wie auch Norwegen einen auf einer niedrigen Kulturstufe stehenden Volksstamm: die Lappen. Dieselben hatten sich einst bis tief in die Mitte der skandinavischen Halbinsel ausgebreitet. (G. Storm, Om Lapparnas forna utbredning, Ymer, 1889, Förhandl. I—II. Dazu die zustimmenden Bemerkungen von G. Retzius, S. II.) Den Hauptbeweis hierfür liefern die sog. arktischen Altertümer, von denen eine verhältnismäßig große Anzahl nicht nur in Lappland und Norrland, sondern auch in den mittleren Landschaften Schwedens (Helsingland, Gestrikland, Westmanland, Darlekarlien, Wermland) sowie auch in dem angrenzenden Teile Norwegens gefunden wurden.

Ich erkenne nun in den Nachkommen der aus Mitteleuropa zugleich mit dem Renn am Ende der Eiszeit nach dem Norden gewanderten Paläolithiker, die auf der Kulturstufe der älteren Steinzeit Dänemarks stehen geblieben waren, jedoch derselben Rasse wie das arische Urvolk und insbesondere die Germanen angehörten, die Riesen der germanischen Sagen und in den Lappen die Zwerge derselben. Im mittleren Schweden, das ich aus pflanzengeographisch-lexikalischen, lautgeschichtlichen und geschichtlichen Gründen, sowie wegen der dort nachgewiesenen Siedlungsform für die engere Heimat der Germanen, die von der arischen Urheimat strenge getrennt werden muß, betrachte, lernten diese jene zwei Volksstämme kennen und bezeichneten die Angehörigen des ersten mit mehreren gleichbedeutenden[1]) Worten als die „Starken", nicht weil sie stärker als sie selbst waren, sondern im Gegensatze zu den Lappen, die sie Zwerge nannten, ein Name, den diese wegen ihres gedrungenen Körperbaues und ihrer kleinen Gestalt erhielten[2]).

Eine andere Bedeutung als die angeführten Bezeichnungen der Riesen hat der Name an. jötunn (lapp. jetanas), schwed. jätte, ags. eoton, as. etan, zu etan „essen" gehörig, also edax „gefräßig", eine Bezeichnung, die gar nicht für Götter, wohl aber sehr gut für Menschen, die einem Naturvolk angehören, paßt. Nur einige wenige Beispiele mögen hierfür angeführt werden. Es gibt Eskimos, die auf einem Sitz bis 5 Kilo Fleisch verzehren. Ebenso sollen in Uganda manche Menschen auf einem Sitz eine ganze Ziege aufessen (Ratzel, Völkerkunde, II, 241). Auch der Buschmann vertilgt ungeheure Fleischmengen, wenn er in ihren Besitz kommt (Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas 427 und 438).

Unentschieden muß es bleiben, ob der Name des Stammvaters des Riesengeschlechtes, Forniot, als Forn-jótr, alter Riese, Urriese, oder als For-njótr, Vorsitzender des Landes, zu deuten ist.

---

[1]) Es kann wohl kein Zweifel sein, daß an. thurs, ahd. duris, mhd. türse, ags. durs mit dem altind. turas „stark, kraftvoll", das deutsche Wort „Riese" (ahd. risi und riso aus *wrisi, an. risi in bergrisi) mit dem altind. vrsan „stark, kräftig" verwandt ist. Dieselbe Grundbedeutung findet Golther (a. a. O. 161) auch in dem mhd. hiune, mds. hûne, neuniederdeutschen hüne.

[2]) Laistner (Anz. f. deutsch. Altert. XIII, 44) hat das Wort „Zwerg" (an. dverg-r, ahd. twerg, mhd. getwerc, ags. dweorh, engl. dwarf) mit dem mhd. Zeitwort zwergen „comprimere" in Zusammenhang gebracht und die Zwergen als marische Wesen, als Druckgeister gedeutet. Ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Worten besteht jedenfalls, doch hat das Wort „Zwerg" nicht aktiven, sondern passiven Sinn: es bedeutet nicht „Drücker", sondern „zusammengedrückt, gedrungen, klein".

In den nordischen Sprachen findet sich noch ein gemeinsamer Name zur Bezeichnung der „Zwerge“ und „Riesen“; es ist der Name Troll, der soviel wie Unhold bedeutet.

Was sich aus den Sagen über die Gestalt, das Aussehen und die Art der Riesen erkennen läßt, zeigt sie als Menschen und zwar als Menschen, die die meisten den Germanen, insbesondere den ungemischten Germanen der älteren vorchristlichen Zeit eigentümlichen Züge aufweisen, ein Beweis, daß die Menschen der älteren Steinzeit des skandinavischen Nordens nicht nur in physischer, sondern auch in seelischer Hinsicht die charakteristischen Merkmale der älteren arischen Völker zur Zeit vor ihrer Entartung oder ihrer Vermischung mit allophylen Elementen schon ausgebildet mitbrachten, als sie den Boden Skandinaviens betraten, und daß nicht nur die körperlichen, sondern auch die seelischen Eigenschaften einer Rasse als Dauermerkmale zu betrachten sind. In dieser, aber auch in anderer Hinsicht gewähren uns die germanischen Sagen von den Riesen einen Einblick in eine Periode der Geschichte der arischen Rasse, deren Dunkel weder die Sprach- noch die Geschichtsforschung mit ihren gewöhnlichen Mitteln zu erhellen vermag, und die bis jetzt nur durch archäologische und somatische Funde bekannt war, insofern nämlich die Riesen der germanischen Sagen die Lebensweise ihrer paläo- und mesolithischen Vorfahren Mitteleuropas bezw. Südskandinaviens als Jäger und Fischer noch sehr lange nach jener Zeit in den mittleren und nördlichen Teilen der skandinavischen Halbinsel fortsetzten, als die in Südskandinavien (den altdänischen Landen, der Heimat des arischen Urvolkes und der Wiege der neolithischen Kultur) zurückgebliebenen Menschen derselben Rasse, hierzu gedrängt durch gewaltige geologische Ereignisse, zum Ackerbau und zur Viehzucht übergegangen waren und sich von dort aus allmählich nicht nur in südlicher, westlicher und östlicher, sondern auch in nördlicher Richtung ausbreiteten, ihre auf einer älteren Kulturstufe zurückgebliebenen Brüder immer weiter nach dem unwirtlichen Norden verdrängend.

So entwirft Golther (a. a. O. 162) von der körperlichen und geistigen Art der Riesen folgende Schilderung, aus der wir auch ersehen können, daß die alten Germanen sie weit höher stellten als die Zwerge. „Eine große, menschliches Maß weit überragende Gestalt wird allen Riesen beigelegt, sie stehen gleich Bergen und hohen Bäumen, starr und unbeholfen. In den Riesen waltet volle ungebändigte Naturkraft, die zu wildem, trotzigem Uebermut entarten kann. Die Riesen, zumal die in den älteren Quellen, erscheinen wohlgebildet und von vollkommenem Wuchs, so Aegir, Thrym und Thjazi. Einzelne Riesinnen sind sogar ausnehmend schön, so Gerd. Dem edlen Aeußeren entspricht auch ihr wohlbestelltes Innere. Erfahrung, Vielwissenheit, Gutmütigkeit und Gastfreundschaft schmücken das Riesengeschlecht, der kindliche Frohsinn friedlicher, einfacher Verhältnisse lagert über ihnen, und daraus entspringt ihre Treue. Ihr hohes, in die Urzeit hinaufreichendes Alter gewährt den Riesen tiefe Weisheit. Hundvíß, vielwissend, fjölkunnigr, vielkundig, werden sie genannt. Aus ihrer gutmütigen Ruhe aufgereizt, geraten die Riesen aber in großen Zorn.“

Und K. Maurer (Isländische Volkssagen der Gegenwart, Leipzig 1860, S. 38) schildert die Riesenart, wie sich dieselbe in den neuisländischen Sagen äußert, folgendermaßen: „An Wuchs und leiblicher Stärke die Menschen weit überragend, sind die Troll wild und unbändig, dumm, gefräßig und blutdürstig; andererseits aber sind sie daneben doch auch wieder geheimen Wissens und Könnens voll, dabei gutmütig, ehrlich und zumal treu wie Gold. Gegen Beleidigungen sind sie sehr empfindlich und suchen solche schwer zu rächen; andererseits aber erweisen sie sich auch dankbar für empfangene Wohltaten und erzeigen sich auch wohl ohne solche Veranlassung den Menschen hülfreich. Als Menschenfresser werden sie oft genug geschildert; andererseits aber sind auch wieder Liebschaften zwischen Riesen und Menschenweibern oder umgekehrt zwischen Menschenmännern und Riesinnen nicht selten. Wenn auch in mancher Hinsicht verunstaltet, werden die Troll doch immer wesentlich menschlich gestaltet gedacht; aber sie erscheinen gewissermaßen als ein älteres Geschlecht von Menschen, sie sind zumal dem Christentum feindlich und suchen dessen Fortgang auf jede Weise zu hemmen. Sie wohnen auf felsigen Gebirgen und in Berghöhlen und leben von der Jagd, dem Fischfange und allenfalls von der Viehzucht."

Wenn die nordische wie die deutsche Ueberlieferung die Ungestalt einzelner Riesen, die als mehrköpfig und mehrhändig beschrieben werden, hervorhebt, so haben wir diese Züge, wie Golther richtig bemerkt, nicht unverfälschter germanischer Sage, sondern fremden orientalischen Einwirkungen zuzuschreiben.

Nur in den nordischen Quellen sind die Riesen in die Göttersage verwoben. Wenn sie selbst aber als Götter betrachtet worden wären, dann hätten die Menschen auch ihre Opfer und Gebete an sie gerichtet. Dies haben sie jedoch nicht getan, sondern sie nur an deren Todfeinde, die Götter, gerichtet, um Schutz vor diesen Unholden zu haben. „So machtvoll die Riesen sind", sagt Meyer (a. a. O. 247), „so sehr manche wie ältere, nur rohere Götter ausschauen, so dürftig sind die Spuren eines wirklichen Riesenkultus." Was über einen solchen berichtet werde, bedeute nichts gegenüber den Tausenden von Zeugnissen für den Elfenkultus.

Die Riesen sind wohl ganz in den Germanen, den Nachkommen jener Menschen, die sich in der jüngeren Steinzeit von der altdänischen Urheimat der Arier aus allmählich nach dem Norden verbreitet hatten, aufgegangen. Heißt es doch in den Sagas von den besten Bauerngeschlechtern auf Helgoland, daß sie von Bergriesen abstammten. Aber auch mit der lappischen Bevölkerung haben sich die Nordgermanen vermischt, und es zeigen einzelne Provinzen Schwedens wie Norwegens, das insbesondere, wie O. E. Arbo (Ymer, 1894, S. 169) nachgewiesen, in seinem südwestlichen Teile eine überwiegend brachycephale Bevölkerung hat, nicht nur im ganzen Körperbau, sondern auch in der Komplexion ihrer Bewohner unverkennbar diese lappische Beimischung. Aber auch auf den seelischen Habitus der Norweger schreibt Jonas Lie, einer der besten Kenner des norwegischen Volkscharakters, in dem zweiten das Nordland und die Nordländer behandelnden Kapitel seines „Hellseher" dieser lappischen Beimischung einen Einfluß zu. „Die Mischung mit den Lappen ist ein großer und

wesentlicher Faktor in der Bildung der Geisteseigenschaften des jetzigen norwegischen Volkes gewesen.“ Diese Behauptung ist gewiß im allgemeinen richtig, wenn man auch nicht in allen Punkten seinen Ausführungen beizupflichten vermag. Aber auch die Sprache der Germanen hat den Einfluß des lappischen Elementes erfahren; sind doch alle jene lautlichen Veränderungen, so insbesondere die Lautverschiebung, durch die sich das Germanische von der arischen Grundsprache und von den andern arischen Sprachen so scharf abhebt, sowie die Verlegung des Hauptakzentes auf die Stammsilbe des Wortes auf die Einwirkung desselben zurückzuführen. Eine solche Einwirkung konnte dasselbe um so leichter ausüben, als die im Rîgsmâl als Menschen von dunkler Hautfarbe und abstoßenden Zügen geschilderten Thräls, „das Geschlecht der Knechte“, nur Lappen gewesen sein können, die freiwillig oder gezwungen in die Dienste der neuen Ansiedler getreten waren und nun die rechtlose und verachtete Klasse der Unfreien bildeten. Indem diese Lappen, neben denen sich aber auch jedenfalls noch freie Lappen (die „Zwerge“ der Sagen) erhalten hatten, die Sprache ihrer arischen Herren annahmen, substituierten sie für alle jene Laute, die ihr Lautinventar nicht kannte — und es kannte keine Aspiratae und keine Mediae — und deren Aussprache ihnen infolgedessen Schwierigkeiten machte, andere Laute, die ihren Lautgewohnheiten besser entsprachen. Bedenkt man, daß bei den Germanen wie überhaupt auch bei anderen arischen Völkern die Kinder der Unfreien und der Herren nicht nur zusammen erzogen wurden (Tacitus, Germ. 20: dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas: inter eadem pecora in eadem humo degunt, donec aetas separet ingenuos, virtus adgnoscat), und daß überhaupt im Hausstande die Unfreien von den Gliedern der Familie des Herrn nicht geschieden waren, sondern daß auch die Erziehung und Beaufsichtigung der Kinder zumeist in den Händen der Klasse der Unfreien lag, von denen jene die Sprache lernten, dann wird man es begreiflich finden, daß auch die Kinder der Herren die Sprache dieser Klasse mit allen ihren durch ihre allophyle Abkunft hervorgerufenen lautlichen Veränderungen sich aneigneten, ohne daß eine physische Vermischung beider Rassen stattzufinden brauchte und auch wirklich, wie die historischen Zeugnisse einerseits und die in den Gräbern gefundenen körperlichen Ueberreste der alten Germanen andererseits lehren, lange Zeit stattgefunden hat.

Aehnliche Vorgänge, wie ich sie nicht nur für das Germanische, sondern auch zur Erklärung der Lautveränderungen anderer älterer und neuerer arischer Sprachen annehme[1]), kann man auch in der

---

[1]) Wenn O. Schrader (Sprachvergleichung und Urgeschichte, I³, 151) gegen diese Anschauung, daß die Idiome, die die arischen Einwanderer in die neue Heimat mitbrachten, durch den Mund der Ureinwohner bedeutsame Veränderungen erfahren haben, geltend macht, daß, falls überall Völkermischung Sprachmischung zur Folge hätte, wir eine Durchsetzung der russischen Sprache mit finnischen Elementen erwarten müßten und sich auf Sobolevskys Aeußerung beruft, daß das finnische Blut, das im Laufe vieler Jahrhunderte im Ueberfluß in den großrussischen Stamm eingedrungen sei, nicht den geringsten Einfluß auf die Einheit der russischen Sprache ausgeübt habe, daß die Finnen außer einigen Worten nichts der russischen Sprache zugeführt hätten, auch die russische Vokalentfaltung (boroda „Bart“ statt urslaw. *barda) sowie die Aussprache des o als a nicht auf sie zurückgehen, so ist dagegen zu bemerken, daß schon früher wie das Urslawische so auch das Urrussische

Gegenwart beobachten, und es besteht ein großer Unterschied, wie Erwachsene und wie Kinder eine fremde Sprache erlernen. Treffend bemerkt G. Hempl in seiner die bei Rassenmischung eintretende Umgestaltung der Aussprache behandelnden Abhandlung (Language-rivalry and speech-differentiation in the case of race-mixture, Transact. and Proceed. of the American Philolog. Assoc., 1898, S. 37), Folgendes: „When an adult German attempts to learn English, his speech-habits, including all the mentae processes moolved, are fixed, andit is extremely difficult for him to acquire new ones. The elements of the foreign language suggest those of his own that are most like them, and he therefore substitutes the German elements for the English when he attempts to speak the foreign tongue. That is, he speaks English with the substitution of German sounds, stress, and pitch. On the other hand, when a wealthy American woman adopts a German baby and brings it up with her own little ones, its speech shows no trace of the speech of its parents. Now, between these two extremes there are many degree sof difference, and it is not allways easy to say where sound-substitution ceases and natural speech begins."

Um zu zeigen, wie groß solche lautliche Umgestaltungen des Sprachgutes bei dessen Uebergange von einem Volke zu einem anderen sind, will ich aus meinen Orig. Ar. 149, in denen ich zuerst auf den Einfluß der arisierten Rassenelemente die Veränderungen des überkommenen Lautsystems zurückzuführen versuchte, einige Beispiele wiederholen und zu diesen noch andere aus Isaac Taylors „Origin of the Aryans" (S. 275) hinzufügen. Aus ihnen wird man auch ersehen können, daß diese Umgestaltungen um so größer sind, je größer der Abstand zwischen den Rassen ist, zu denen die betreffenden Völker gehören. Es sind dieselben oft so groß, daß es außerordentlich schwierig ist, den Fremdling im Gewande der neuen Heimat zu erkennen. So wurde z. B. Christus im Chinesischen zu Ki-li-sse-tu, Buddha zu Fo, Benares zu Po-lo-nai, Brahma zu Fan. In der Kaffernsprache wird englisches to baptize zu bapitizesha, gold zu igolide, apostle zu umposile, sugar zu isugile. In der Sprache der zur malaiischen Rasse gehörigen Maori (Neuseeland) erscheint der Name Franz Joseph als Paraniti Johepa, Oesterreich (engl. Austria) als Atiria, St. Stephan als Hitewana, Lerchenfeld als Reahenweutu, Schönbrunn als Heneparuna, Arsenal als Ahenara. Die Unfähigkeit von Menschen, die einer fremden Rasse angehören, einen oder den andern Konsonanten richtig auszusprechen, wurde oft in Kriegen und Revolutionen als Erkennungszeichen fremder Abkunft benutzt und ist den auf diese Weise erkannten Feinden verhängnisvoll geworden. So wurden in der Nacht des Ostermontags des Jahres 1282 (Sicilische Vesper) die flüchtenden Franzosen, nachdem man ihnen das Schwert an die Kehle gesetzt und sie aufgefordert hatte, das Wort ciciri auszusprechen, wenn sie das c wie s und nicht wie tsch aussprachen, von den revoltierenden Palermitanern als Franzosen erkannt und schonungslos

---

bedeutende Einwirkungen seitens mongoloider Elemente erfahren hatten und deshalb die Finnen keinen Anlaß mehr hatten, die übernommene Sprache ihren Lautgewohnheiten noch einmal anzupassen. Ebensowenig hatten aber auch die Großrussen Anlaß, von den kulturell tiefer stehenden Finnen viele neue Wörter zu entlehnen.

niedergemacht. Wie im Buche der Richter (VII, 6) erzählt wird, suchten die Ephraimiten, als sie von den Gileaditern geschlagen waren, durch Verleugnung ihrer ephraimitischen Abkunft dem Tode zu entgehen. Die Gileaditer aber ließen jeden Verdächtigen das Wort Schibboleth aussprechen; dieses konnten aber die lispelnden Ephraimiten nicht, sprachen es Sibboleth aus, verrieten sich dadurch und wurden erschlagen. Als die Mamluken in Aegypten, die größtenteils türkischer Abstammung waren, die Araber in Said niedermetzelten, forderten sie diese auf, das Wort dakik (Mehl) auszusprechen, um zu erfahren, ob der Gutturale als k oder als g ausgesprochen wurde. Es ist dieses Beispiel von besonderer Bedeutung, weil es die Neigung der unvermischten Semiten zeigt, in Lehnwörtern an Stelle der Tenues Mediae zu setzen, ganz im Gegensatze zu den Ugro-Finnen, die die Mediae der entlehnten Wörter in Tenues verwandeln. So ist z. B. das deutsche Binder im Magyarischen zu pinter, das deutsche Beck (= Becker) zu pek geworden. Die soeben erwähnte Neigung der Semiten wird später noch einmal und zwar bei der Erörterung der Völkerverhältnisse Kleinasiens zur Sprache kommen, weil Uebereinstimmungen in der Veränderung gewisser Laute in Sprachen, die von Völkern übernommen worden sind, deren anthropologische Zusammensetzung wir genauer kennen, mit der Veränderung derselben Laute in den Sprachen, die von Völkern übernommen worden sind, deren anthropologische Zusammensetzung uns weniger bekannt ist, uns wohl berechtigen, Rückschlüsse auf letztere zu ziehen. So kann wohl kein Zweifel sein, daß das Vorschlagen eines Vokales vor den Konsonantengruppen sc, sp, st im Spanischen, Französischen und Walisischen (span. espiritu, franz. esprit, wal. yspryd, altfranz. escole, neufranz. école, wal. yscol usw.) auf das iberische (mediterrane) Element zurückgeht, das nicht nur in Spanien, sondern auch in Frankreich und Wales einen wesentlichen Teil der Bevölkerung jener Länder bildet. Eine Stütze findet diese Annahme auch darin, daß die angeführte lautliche Erscheinung weder in den germanischen noch den slawischen Sprachen vorkommt, also in Sprachen von Völkern, in denen das iberische Element nicht vertreten ist. Dagegen zeigt sich besonders in den nordgermanischen und baltisch-slawischen Sprachen die Neigung, vokalisch anlautenden Wörtern ein j oder v vorzusetzen (z. B. aslaw. j-estĭ = griech. ἐστι, an. J-ötunn = edax, aslaw. j-abluko, lit. óbůlas Apfel, dagegen preuß. w-oble, lat. aper, ahd. ebur, mhd. eber, nhd. Eber, aslaw. v-eprĭ), eine Neigung, in der der Einfluß des mongoloiden Elementes zu erkennen ist. Zeigen doch auch die Sprachen der ugrofinnischen Völker in den aus den arischen Sprachen entlehnten Wörtern, wie Ahlquist (Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen, Helsingsfors 1875, S. XII) nachgewiesen hat, dieselbe Erscheinung.

## III.

Könnte noch ein Zweifel darüber bestehen, daß die Riesen der germanischen Sagen Menschen waren, so werden diese durch die Homerische Schilderung der Lästrygonen, die genau unseren Riesen entsprechen, beseitigt. Nichts findet sich an diesen, was an Götter oder Dämonen erinnern könnte.

Die merkwürdigen Verse in der Odysse (X, 80 fg.) lauten in der Voßischen Uebersetzung:

Schon sechs Tag' und Nächte zugleich durchschifften wir rastlos;
Darauf am siebenten kam ich zur lästrygonischen Veste,
Lamos' türmender Stadt Telepylos: dort wo dem Hirten
Ruft eintreibend der Hirt und der austreibend ihn höret,
Und wo ein Mann schlaflos zwiefältigen Lohn sich erwürbe,
Diesen als Rinderhirt und den als Hüter des Wollviehs;
Denn nah ist zu des Tags und der nächtlichen Weide der Ausgang.
— — — — — — — — — — — — — — — —
... kein Werk von Stieren erschien, noch schaffenden Männern;
Rauchdampf sahn wir allein von der Erd' aufsteigen am Himmel.
Jetzo entsandt' ich Männer, voranzugehen zur Erkundung,
Was für Sterbliche wären im Land und genössen der Feldfrucht:
Zween erkorene Freund', und ein Herold ging sie begleitend.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Als in den stolzen Palast sie gelangten, sahn sie des Königs
Riesenweib, wie ein Haupt des Gebirgs, und ein Grausen durchfuhr sie.
Schnell rief jene den edlen Antiphates aus der Versammlung,
Ihren Gemahl, der ihnen ein schreckliches Ende bestimmte.
Hurtig gepackt ward einer der Freund' und gerüstet die Nachtkost.
Doch auffuhren die Zween und in Angst zu den Schiffen entflohn sie.
Er mit Gebrüll nun regte die Stadt auf; und, es vernehmend,
Wandelten Lästrygonen gewaltvoll dorther und daher,
Tausende, gleich nicht Männern von Ansehn, sondern Giganten.
Jetzt von den Felsen herab unmenschliche Lasten Gesteines
Warfen sie, daß graunvolles Getös' in den Schiffen emporstieg,
Sterbender Männer Geschrei und Gekrach der zerschmetterten Schiffe;
Und man trug sie, wie Fische durchbohrt, zum entsetzlichen Fraß hin.

In diesen Versen erscheint das Reich der Riesen als im hohen Norden gelegen. Denn in Stockholm geht am 17. bis zum 21. Juni die Sonne erst um 2 Uhr 45 Min. morgens auf und am ersten Tage abends schon um 9 Uhr 16 Min., an den folgenden um 9 Uhr 17 Min. unter. Erst unter 66° 32' nördl. Breite scheint am 22. Juni den ganzen Tag lang die Sonne und erblickt man sie um Mitternacht in nördlicher Richtung über dem Horizonte. Diese Verlegung des Reiches der Lästrygonen in den hohen Norden ist auch ganz begreiflich, da jedenfalls die Nachkommen der in der jüngeren Steinzeit eingewanderten Arier bei ihrer weiteren Ausbreitung die Vorbewohner immer mehr nach Norden zurückdrängten. Und wenn in den germanischen Sagen die Riesen, wie auch bei Homer die Lästrygonen als Menschenfresser geschildert werden, so entbehrt auch diese Schilderung nicht der tatsächlichen Grundlagen. Man hat nämlich, wie H. Hildebrand (Ymer, 1890, S. 277) berichtet, in den untersten Schichten der auch in der Bronze- und Eisenzeit bewohnten Höhle „Stora Förvar" auf der Insel „Stora Karlsö" an der Westküste von Gotland eine ungemein große Menge von Knochen von Robben und Seevögeln — Haustierknochen enthielt bloß nach Knut Kjellmark (Ymer, 1904, S. 215) der obere Teil der Steinalterschichten — nebst Herdsteinen und von Artefakten hauptsächlich rohbearbeitete Steingeräte, Scherben von Tongefäßen sowie Geräte aus Bein gefunden. In der 29. Schichte, die sich noch deutlich als ungestört erwies, in einer Tiefe von mehr als 3 m stieß man auf zwei Schädel, von denen G. Retzius (a. a. O. 287) bemerkt, daß sie trotz ihrer niedrigen Stirne und der stark entwickelten Augenbrauenbogen nicht mit den Schädeln aus dem Neandertal und

von Spy zusammengestellt werden dürfen. Ihre Form gleiche vielmehr der langgestreckten Form der Schädel, wie man sie in den westgotländischen Steingräbern gefunden habe. Unter den in dieser Höhle gefundenen Menschenknochen fand man auch eine Anzahl, die der Länge nach aufgeschlagen waren. Während Retzius aus dem Umstande, daß keine Schlagmarken an den Knochen entdeckt werden konnten, eine Mahnung zur Vorsicht in der Aufstellung einer Kannibalenhypothese sieht, glaubt Montelius (Kulturgeschichte Schwedens 17) auf Grund anderer Momente annehmen zu müssen, daß die Bewohner der Insel „Stora Karlsö“ Menschenfresser gewesen sind. „Besondere Aufmerksamkeit verdienen die hauptsächlich in den oberen Steinzeitschichten angetroffenen Menschenknochen. Diese rühren nicht von Begräbnissen her und bilden keine vollständigen Skelette, nicht einmal größere Teile davon. Sie waren immer zerstreut und gespalten oder auf andere Weise zerstückt und gegen die Wände der Grotte geworfen, Umstände, die den Gedanken aufkommen lassen, daß Menschenfresser in der Grotte gewohnt haben. Dies ist um so weniger überraschend, als der in unseren Augen so schreckliche Brauch, Menschenfleisch zu essen, einmal auf der Erde allgemein gebräuchlich war. Historische Hinweise erzählen von diesem Brauch in gewissen Teilen Europas noch nach dem Schluß der Steinzeit.“

Es erhebt sich nun die Frage, woher den Griechen die Kunde von den hellen Nächten und den menschenfressenden Riesen des Nordens gekommen ist. Man könnte zunächst daran denken, daß sie dieselbe aus ihrem östlich von der Elbe und westlich von der Weichsel gelegenen, von der Ostsee bespülten Stammlande mitgebracht haben. Daß dieses bis an die Ostsee gereicht hat, ergibt sich einerseits aus dem Umstande, daß sich in ihrer Sprache eine Reihe von Namen von Seetieren (der Robbe, des Hummers u. a.) findet, die der arischen Ursprache angehören, die sich jedenfalls nicht finden würden, wenn ihr Stammland ein Binnenland gewesen wäre, und wenn sie schon in der Zeit der ersten Ausbreitung der Arier, — die wir uns auf Grund jener sprachgeschichtlichen Tatsachen, die zur Aufstellung der sog. Wellentheorie geführt haben und die ihrerseits wieder ein wichtiges Hülfsmittel zur Feststellung des Stammlandes der einzelnen arischen Völker abgeben, sowie auf Grund der archäologischen Funde, die gleichfalls in den verschiedenen Ausbreitungsrichtungen allmähliche Uebergänge aufweisen, als einen mit dem Wachstum der Pflanzen vergleichbaren Vorgang denken müssen, — und nicht erst in der Periode der in großen Massen erfolgten Wander- und Eroberungszüge nach Griechenland gekommen wären, wie wir solche aus der Völkerwanderungszeit ebensowohl nach ihren Ursachen (Landnot infolge von Uebervölkerung oder Vertreibung durch andere Völker) als auch nach der Art ihrer Durchführung genauer kennen[1]). Für diese Periode der Wander- und

[1]) Erst die Eroberung fremder Länder und die Unterwerfung fremder Völker schuf die unerläßlichen Vorbedingungen zur Bildung von eigentlichen Staaten und durch sie auf Grund der nun eingetretenen Ständegliederung zur Entstehung einer höheren Kultur. Alle erobernd in fremde Länder eingebrochenen Arier ließen sich in Dörfern und Städten nieder, während sie in der Periode der ersten Ausbreitung, soweit sie Ackerbauer geblieben waren, das Land in Einzelhöfen, in denen die Großfamilie unter der Leitung eines Oberhauptes gemeinsam wirtschaftete, besiedelten. Wenn die Großfamilien zu stark angewachsen waren, teilten sie sich, um sich in

Eroberungszüge allein ist in sprachlicher Hinsicht die Aufstellung von „Stammbäumen" berechtigt. Andererseits erscheint nach der ältesten Weltansicht der Griechen Okeanos als die „allgemeine Weltgrenze, als der uralte, Erde und Meer ringsumfassende Grenzstrom, der mit

---

der Nachbarschaft in neuen Gehöften anzusiedeln. So erweiterten sie sich allmählich zu Sippen und diese zu Stämmen. Es scheint, daß zunächst die ebenen Gegenden an Flüssen und dann erst die Höhen besiedelt wurden. Auch die Ansiedelungen über dem Wasser (Pfahlbauten) scheinen späteren Ursprungs zu sein. Auch die Germanen ließen sich nicht nur in den südlich von ihrer engeren Heimat gelegenen Teilen Skandinaviens, sondern auch in Deutschland in unregelmäßig angelegten Dörfern („Haufendörfern"), die in beiden Gebieten in allen grundlegenden Eigentümlichkeiten (der Art der Dorfanlage, der Hufenverfassung, der Feldwirtschaft mit Gewannen und Flurzwang) übereinstimmen (vergl. Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, Berlin 1895, I, 41, 57, 79, II, 495) nieder, und spricht die Stelle im 16. Kap. von Tacitus' Germania: colunt discreti ac diversi usw. nach Müllenhoffs richtiger Deutung (D. A. IV, 286) nicht dagegen. Die westfälisch-friesischen Einzelhöfe haben keltischen Ursprung. Außer Westfalen und Friesland hat sich dieser altarische Siedelungstypus noch im mittleren Schweden und Norwegen, den altkeltischen und altslawischen Ländern sowie im Gebiete der Letten erhalten. Das volksmäßige germanische Gewannendorf beginnt nämlich erst an der Südgrenze von Drontheim, Hedemarken, Wermland, Darlekarlien und Gestrikland. Dagegen finden sich in den genannten Ländern nur ausnahmsweise und als Hauptorte von städtischem Charakter Dörfer; die Hauptmasse der Siedelungen besteht aus Einzelhöfen und Weilern. Ebenso sind die weiten Gebiete von Irland und Wales, Belgien und ungefähr die südwestlichen zwei Dritteile Frankreichs von der Küste des Kanals, dem Yonnelauf und dem Jura bis zu den Pyrenäen und Seealpen mit Einzelhöfen bedeckt. Dagegen wohnten die italischen Kelten nach dem Zeugnisse des Polybius sowie die *Κελτικοὶ* Hispaniens nach dem Zeugnisse Strabos in Dörfern. In Helvetien hat zur Zeit Cäsars — wie noch heute — ein gemischtes Verhältnis geherrscht, ebenso wohl auch in ganz Gallien; es gab hier aedificia (Einzelhöfe) und vici (Dörfer) und außer diesen noch oppida (befestigte Städte). Für die altslawischen Länder ist die altarische Siedelungsform durch Procopius (B. G. III, 17) bezeugt, indem er erzählt, daß die Anten und Slawen in „verstreuten und abgesonderten Ansiedelungen" wohnten. Aber auch die Feldeinteilung zeigt in Kleinrußland und allen älteren russischen Gebieten Einzelhöfe. Noch im 18. Jahrhundert war Kleinrußland, das eigentliche Heimatland der Russen, von Städten und Märkten abgesehen, allgemein in Einzelhöfen bewohnt. Die Grenze dieser Einzelhofsiedelung Kleinrußlands gegen Großrußland liegt gegenwärtig noch bei Orel. Die in historischer Zeit stattgefundene Besiedelung der neuslawischen Länder (des östlichen Deutschlands, Böhmens und Mährens, Großrußlands, der südslawischen Länder Oesterreich-Ungarns und der Balkanhalbinsel) erfolgte in Dörfern, nur auf der Balkanhalbinsel auch in Einzelhöfen. Die typische Form der slawischen Dorfanlage in den erstgenannten Ländern ist das bekannte Runddorf, das bezeichnenderweise in den altslawischen Ländern nicht vorkommt. Auch die Bauernhöfe der Letten liegen im ganzen Lande zerstreut umher; nur hin und wieder trifft man zwei bis drei Gehöfte nebeneinander. Was den altarischen Einzelhof selbst anlangt, so ist er dadurch charakterisiert, daß um das größere „Herrenhaus", vor dem ein Misthaufen liegt, eine große Zahl von kleineren, Wohn- und Wirtschaftszwecken dienenden Hütten ganz unregelmäßig und voneinander getrennt gruppiert sind, und daß das Ganze von einem Zaun umgeben ist. Diese Eigentümlichkeiten zeigt heute noch das nordische und das kleinrussische Gehöft, sie zeigte noch bis in das 18. Jahrhundert das litauisch-lettische Gehöft, sie besaß einst das Ham der Angelsachsen und das walisische wie auch das altgriechische Gehöft, wie es Homer in des Odysseus Gehöft schildert. Die Bodenforschung der letzten Jahre hat diesen Charakter der Hofanlage auch in Deutschland für die Stein-, Bronze- und Eisenzeit festgestellt, wie aus den Untersuchungen von R. Forrer (Bauernfarmen der Steinzeit von Achenheim und Stützheim im Elsaß, Straßburg 1903) und Schliz (Die gallischen Bauernhöfe der Früh-La Tène-Zeit im Neckargau. Fundberichte aus Schwaben, XIII, 1905) hervorgeht. Vergl. die näheren Ausführungen in meiner Abhandlung: „Die ethnol.-ethnogr. Bedeutung der megalith. Grabbauten." Mitteil. d. Anthrop. Ges. in Wien, XXX, 25 fg.

tiefer und gewaltiger Flut wie eine Schlange in sich selbst zurückfließt und dadurch die Grenze aller sichtbaren Dinge bildet, während er selbst unbegrenzt ist“. Diese Vorstellung muß eine tatsächliche Grundlage haben, und sie konnte nirgends sonst leichter als durch den Teil der Ostsee, der ihr Stammland begrenzt, hervorgerufen werden. Denn einerseits finden sich im nördlichen Teile dieses Gebiets zahlreiche Strand- und Binnenseen, Haffs und Bodden und anderseits weist der Ausdruck ὠκεανός („der das Land umlagernde“) auf diese insofern deutlich hin, als er durch seine Bedeutung das offene Meer in Gegensatz stellt zu den Seen („Meeren“), die ganz oder fast ganz vom Lande eingeschlossen sind. Der Ausdruck ist sehr alt und reicht in eine Zeit zurück, als die Vorfahren der späteren Hellenen mit den Vorfahren der späteren Inder, Iranier, Slawen und Balten noch ein einheitliches Volk bildeten. Denn, wie Benfey und A. Kuhn (vergl. Ztschr. f. vergl. Sprachf. XXVII, 477) zuerst erkannt haben, ist ὠ-κεανός mit aind. â-çayâna-s — Partizipien praes. med. von ὤ-κει-ται = aind. â-çê-tê durch -ονο = -ana gebildet — identisch und bedeutet, wie schon erwähnt, „der umlagernde“. Die Vorstellung eines „die ganze Erde umlagernden Meeres“ aber, die leicht bei einem diesen Teil der Ostsee bewohnenden, keine weiten Seereisen unternehmenden Volke entstehen konnte, hätten sie gewiß aufgegeben, wenn sie von ihrer Heimat aus zur See zu den Germanen der Ostküste Schwedens, von denen allein sie unmittelbar Kunde von den hellen Nächten und den menschenfressenden Riesen des Nordens hätten erhalten können, oder zu den italokeltischen Bewohnern des westbaltischen Bernsteingebietes, von denen sie mittelbar über diese hätten unterrichtet werden können, gelangt wären. Gegen diese Annahme würde auch sprechen, daß die Griechen, wie sich aus der Komposition der Odyssee zu ergeben scheint, erst spät und zwar erst nach dem Eintritt gewisser historischer Ereignisse zur Kenntnis der Naturerscheinungen sowie der Eigenart der Bewohner des skandinavischen Nordens gelangt sind.

Allerdings gehen die Ansichten der Philologen, die sich mit der Frage der Komposition der Odyssee beschäftigt haben, in diesem Punkte auseinander. A. Kirchhoff (Die Homerische Odyssee, Berlin 1879, S. VIII) zerlegt die ganze Dichtung zunächst in zwei Teile: einen älteren und einen jüngeren, die aber beide noch vor dem Anfang der Olympiadenrechnung entstanden sein sollen. Diese beiden Teile sollen die ältere Redaktion geben. Diese ältere Redaktion sei dann etwa um die 30. Olympiade (also im 7. Jahrhundert) von einem Unbekannten einer umfassenden Bearbeitung unterworfen worden, durch die dieselbe um mehr als die Hälfte erweitert worden sei. Und zu den Zusätzen der jüngeren Redaktion sollen auch die die hellen Nächte und die Lästrygonen behandelnden Verse gehören.

Nach der Ansicht von U. v. Wilamowitz-Moellendorff (Homerische Untersuchungen, Berlin 1884, S. 227 fg.) wäre die Odyssee das Werk einer einheitlichen Kompilation, der Kompilator ein gering begabter Flickpoet gewesen, der schwerlich vor der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts und zwar im Mutterlande gelebt habe. Er habe drei Epen für seine Kompilation benutzt, die selbst auch schon durch Kontamination entstanden gewesen seien. Das zweite und das dritte Gedicht, dem die Bücher ε—ξ gehören, seien nicht vor dem 8. Jahrhundert in Ionien

entstanden. Aber auch der Dichter des dritten ältesten Gedichtes habe kontaminiert, und sein Gedicht sei deshalb schweren Unzuträglichkeiten nicht entgangen. Seine Hauptquelle sei ein Gedicht gewesen, in dem erzählt worden, wie Odysseus zu Aiolos, Lästrygonen, Kirke, Seirenen, Skylla, Heliosrindern, Phäaken gekommen sei. Ueber die Lästrygonengeschichte und die hellen Nächte bemerkt desselbe S. 167: „Laistrygonen aber und Thrinakia sind nachweislich vom Redactor falsch lokalisiert. Wie beschwerlich die mit den vielen Eigennamen, Lamos, Antiphates, Telepylos geschmückte Lästrygonengeschichte dem Redactor gefallen ist, der die Selbsterzählung des Odysseus einführte, ist schon oben (S. 125) gezeigt. Er hatte eben eine Vorlage, und aus dieser hat er auch einen Zug von lokaler Bedeutung herübergenommen, der mit der von ihm beliebten Lokalisierung bei Artakia unvereinbar ist: die kurzen Nächte, die niemand auf etwas anderes als auf den hohen Norden beziehen kann. Von diesem Phänomen hatten die Griechen Kenntnis, seit sie bis Olbia fuhren, das wenig südlicher liegt als die Scillyinseln, bis zu welchen eine (im übrigen unglaubhafte) Tradition die unleidlichen Phöniker fahren läßt. Und will man durchaus Mittelsmänner, so dürften sich die Anwohner des Dnjepr, die im 6. Jahrhundert griechische Werkstücke bis in die Lausitz trugen, besser eignen als die Tarsisfahrer, die doch zunächst wohl vom Westen etwas erzählt haben würden, der den Ioniern des Epos ganz unbekannt ist. Wer nun die Lästrygonen in den hohen Norden verlegte, der verlegte sie nicht zu den Bebrykern nach Phrygien. Das ist ein bündiger Schluß. Leider muß ich jedoch gestehen, daß ich mit den nordischen Menschenfressern weiter nichts anzufangen weiß.“

Inzwischen hat die unionistische Auffassung, d. i. jene Auffassung, die in der Ilias und Odyssee planmäßig entworfene und kunstvoll ausgeführte Schöpfungen großer Dichter sieht, immer mehr Geltung erlangt. Auf diesem Standpunkt steht auch Fr. Blaß (Die Interpolationen in der Odyssee, Halle 1904), der zwar auch das, was jetzt als Odyssee vorliegt, als das Werk d r e i e r Faktoren: des Dichters der Odyssee, der Diaskeuasten und Fortsetzer und drittens der Rhapsoden und sonstigen Interpolatoren betrachtet, jedoch Kirchhoffs Zerstückelung des Epos verwirft und auch unsere Stelle nicht als interpoliert ansieht.

Vom Standpunkte der griechischen Ethnologie kann die auf literargeschichtliche Analogien gestützte unionistische Auffassung nur gebilligt werden. Denn diese lehrt, daß vor der Ankunft der Hellenen in Griechenland in diesem Lande sowie auf den Inseln und an der Küste des Aegäischen Meeres ein anderes arisches Volk lebte. Dieses gehörte dem großen thrakischen Volksstamme an. Bevor es zum großen Teile von den eingedrungenen Hellenen aus Griechenland und seinen Inseln nach Kleinasien verdrängt wurde, hatte es eine bedeutende Kultur — die sog. mykenäische — geschaffen und von Kreta aus, der Wiege dieser Kultur, eine ausgedehnte Herrschaft zur See ausgeübt. Und geradeso wie thrakische Sänger (Orpheus, Thamyris usw.) Lehrer der Hellenen in der Dichtung und Musik wurden, so übernahmen diese auch von jenem seine Sagenstoffe. Und so entstanden Ilias und Odyssee, zwei Epen, die, weil sie keine nationalen Sagen in volksmäßiger Weise behandeln, nicht mit dem „Nibelungenlied“ oder

der „Gudrun“ verglichen werden dürfen, sondern den höfischen Dichtungen des französischen und deutschen Mittelalters zur Seite zu setzen sind, in denen gleichfalls fremde (keltische, antike) Dichtstoffe von hervorragend begabten Dichtern kunstgemäß bearbeitet wurden. Auch darin gleichen sich diese Epen, daß sie ihre Helden in der Tracht und Ausrüstung der Zeit der Dichter vorführen und daß sie zum Vortrage an den Höfen der Fürsten bestimmt waren und an ihnen, wo man Interesse und Muße hatte, ein auch mehrere Abende in Anspruch nehmende Dichtung anzuhören, auch wirklich zum Vortrage gelangten. Nur bei dieser Annahme erklärt sich die sonst unerklärliche Tatsache, daß den Anfang der griechischen Literatur zwei so vollendete Epen, wie es die Ilias und Odyssee sind, bilden. Was insbesondere die Odyssee anlangt, so darf man nicht vergessen, daß gerade die Irrfahrten des Odysseus, in denen alles das, was die vorhellenisch-thrakische Bevölkerung (Achäer, Danaer usw.) auf ihren weiten Seefahrten, die sich aber nicht über das Mittelländische und Schwarze Meer hinaus ausdehnten, an fremden Ländern und Völkern kennen gelernt hatte, zur Darstellung gelangte, die besondere Aufmerksamkeit der an den Fürstenhöfen Ioniens und Aeoliens sich versammelnden Edelinge erregen mußten, zumal in einer Zeit, als die Hellenen selbst schon ein seefahrendes Volk, das Kolonisten in fremde Gebiete entsandte, geworden waren. Dieser Umstand mochte spätere Rhapsoden dazu reizen, alles das, was zu ihrer Zeit von fremden Völkern und Ländern bekannt wurde, der Dichtung einzuverleiben. Und so kamen auch die die Lästrygonen und die hellen Nächte des Nordens behandelnden Verse in die Odyssee. Daß sie ein späterer Zusatz sind, ergibt sich daraus, daß die vorhellenische Bevölkerung trotz ihrer weiten Seefahrten diese Kunde nicht erlangen konnte, aus den von Wilamowitz hervorgehobenen Inkongruenzen sowie aus dem Umstande, daß in ihnen griechische Namen (Telepylos, Antiphates) vorkommen, während sonst alle Helden der Homerischen Dichtungen mit ihren ungriechischen Namen (Achilles, Odysseus, Aias, Laertes, Peleus) geradeso wie die Helden der höfischen Epen des Mittelalters mit ihren fremden Namen auftreten, und nur dort ein griechischer Name (wie der des Demodokos) auftritt, wo der ursprüngliche Name vergessen worden war.

Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde, I, 8) glaubt nicht, daß der Umkreis des Mittelmeeres ausreiche für die Wahrnehmung, die unseren Versen zugrunde liegt, und daß innerhalb desselben die Verlängerung der Dämmerung nicht auffällig genug werde, um davon die Folgerung der Sage abzuleiten. „Außerdem, wenn auch die Milesier auf ihren Fahrten in den Pontus die Zunahme der Dämmerung in den höheren Breiten beobachtet hätten, was hätte diese Beobachtung sobald in den Homer gebracht, der doch ein längeres Leben der Sage voraussetzt, und sie an ein Abenteuer des Odysseus geheftet, dessen Fahrten sich in einer ganz anderen Richtung, nach Westen oder Nordwesten hin bewegten?“ Er hält es deswegen für das wahrscheinlichste, daß die erste sagenhafte Kunde von den hellen Nächten des Nordens den Griechen auf demselben Wege gekommen sei, auf den sie das Zinn und den Bernstein erhalten haben sollen, nämlich durch die Phöniker.

Daß aber die Phöniker ihrerseits im Südwesten Englands, wo sie das Zinn geholt haben sollen, mittelbar oder unmittelbar von den Germanen, die allein von den Naturerscheinungen des Nordens sowie von der Eigenart seiner Bewohner eine unmittelbare Kenntnis haben konnten, Kunde hierüber erhalten haben sollen, ist höchst unwahrscheinlich, da wohl kaum Germanen um diese Zeit dorthin gekommen sind. Eher konnten sie Kunde hierüber in dem westbaltischen Bernsteingebiete von den daselbst seßhaften Kelten, die ihrerseits mit den im Norden siedelnden Germanen in Handelsbeziehungen standen, erhalten haben. Allein, abgesehen davon, daß es durchaus nicht feststeht, daß die Phöniker bis zur Küste Englands und der jütischen Halbinsel gekommen sind: zur Zeit, als die Odyssee entstand, hatte der Handel der Phöniker in den griechischen Gewässern bereits aufgehört. Der Beginn desselben fällt in die Periode, als durch die in den letzten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends v. Chr. erfolgten Einbrüche der Hellenen die vorhellenisch-thrakische Herrschaft gestürzt war, jene aber sich noch nicht in allen Teilen Griechenlands und auf den Inseln des Aegäischen Meeres festgesetzt hatten. Die unmittelbare Folge hiervon war, daß die Phöniker auf diesen Inseln und an den Küsten des griechischen Festlandes zahlreiche Faktoreien und Handelsplätze anlegten, um von ihnen aus mit den neuen Herren des Landes, die auf einer tieferen Kulturstufe als der bis dahin herrschend gewesene Teil der alten Bevölkerung standen[1]), in Handelsbeziehungen zu treten, die aber nur solange dauerten, als die Hellenen selbst nicht eine seefahrende Nation geworden waren und die Phöniker aus den griechischen Gewässern vertrieben hatten. H. R. Hall (The oldest civilisation of Greece, London 1901, S. 236) glaubt annehmen zu können, daß im 9. und 8. Jahrhundert, der Periode, in der die Ilias entstand, die Vertreibung der Phöniker schon begonnen habe; obgleich der ganze Handel sich noch in ihren Händen befunden, scheinen sie doch nicht mehr im wirklichen Besitze vieler ihrer alten Niederlassungen gewesen zu sein, und daß im Laufe des nächsten Jahrhunderts (750—650), als sie in der Odyssee als ein hauptsächlich außerhalb der griechischen Gewässer Handel treibendes Volk geschildert seien, sie vollständig aus Griechenland verschwunden wären. Ohne Zweifel sei der Zusammenbruch ihrer Macht hauptsächlich infolge der Eroberung Phönikiens durch die Assyrer, die im 8. Jahrhundert stattfand, beschleunigt worden. Aus diesen Darlegungen ergibt sich, daß, wer immer die Verse 81 fg. des 10. Buches der Odyssee verfaßt hat, der Inhalt dieser Verse nicht auf die Phöniker als dessen Vermittler zurückgeht. (Forts. folgt.)

[1]) Den Unterschied zwischen der Kultur der „mykenisch"-thrakischen Periode und der Kultur der homerisch-hellenischen Zeit, der nicht nur die Art der Bestattung der Verstorbenen, sondern auch den Gebrauch der Metalle sowie die Tracht und Ausrüstung betrifft, hat am eingehendsten William Ridgeway (The early age of Greece, Cambridge 1901, I, 293 fg.) dargestellt. Doch irrt derselbe, wenn er die mykenisch-kretische Kultur der dunkeln Urbevölkerung, die er für die „pelasgische" hält, zuschreibt, in den Achäern Hellenen sieht, diese für einen keltischen Volksstamm betrachtet, der im Besitze einer entwickelten Eisenkultur aus den österreichischen Alpenländern nach Griechenland gekommen sei. Denn der Anfang der beginnenden Eisenzeit in den österreichischen Alpenländern (der Hallstattperiode) fällt in die Zeit, in der die Hellenen bereits in Griechenland seßhaft waren.

# Der Typus der Genies des 14.—17. Jahrhunderts.

(Hauptsächlich nach der Porträtsammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol im Wiener kunsthistorischen Hofmuseum.)

Otto Hauser.

Erzherzog Ferdinand von Tirol (geb. 1529, gest. 1595), der bekannte Gemahl der Philippine Welser, hat neben seinen anderen Sammlungen auch eine Porträtsammlung angelegt, die zu seinen Lebzeiten auf 954 Stücke gebracht und später noch um einige Nachträge vermehrt wurde. Sie besteht zunächst aus Bildnissen hervorragender Persönlichkeiten Italiens und Deutschlands; die meisten sind Kopien, einige Originale, alle im sichtlichen Bemühen um Treue, aber sehr ungleichartig ausgeführt, soweit des Erzherzogs Wunsch befolgt wurde, in der Größe 13,5×10,5 cm, einige in kleinerem Format. Nur in Italien bestanden bereits zu jener Zeit ähnliche Sammlungen, die aber an Umfang von der des Erzherzogs weit übertroffen wurden, zum Teil ihr zur Grundlage dienten. Mehrere Originale der Bilder sind verloren gegangen.

Bei der Ungleichartigkeit der Ausführung, die von der feinsten Künstlerschaft bis zum stümperhaften Dilettantismus herabsinkt, ist der Wert der Bildnisse für die anthropologische Forschung ebenso verschieden; manche sind nur für den Gesichtsschnitt, andere als offenkundige Phantasiegebilde gar nicht verwertbar, wenigstens nicht für die dargestellte Persönlichkeit, nur für die Vorstellung von ihr zu der Zeit des Malers. Von vornherein anzuzweifeln sind die Bildnisse aus der Zeit vor 1300, wie etwa jenes von Thomas von Aquin (gest. 1274), der als katholischer Asket mit schwarzem Haarkranz und dunkeln Augen gemalt ist, während er als Sprosse des germanischen Hochadels, Großneffe Friedrichs I. Barbarossa, Sohn einer normannischen Fürstin, den lichten Typus seines Stammes gehabt haben wird, wie ihn andere Bilder, von denen Woltmann berichtet, zeigen. Auch sonst ist nicht selten eine unbestimmte Mischfarbe für die Haare und die Augen gebraucht, die ebenfalls Zweifel erweckt. Im folgenden habe ich mich denn auf die Beschreibung jener Bildnisse beschränkt, die bei guter Ausführung eine deutliche Farbengebung zeigen, ferner bei jenen Persönlichkeiten, die Woltmann („Die Germanen und die Renaissance in Italien“, „Die Germanen in Frankreich“) für sich allein oder übereinstimmend mit dem hiesigen Bildermaterial beschrieben hat, im allgemeinen Namen und Typus nur anhangsweise registriert. Viele Daten, die zur Erläuterung willkommen sein werden, verdanke ich dem „Führer“ durch die Sammlung (1892). Im großen und ganzen folge ich diesem auch in der Gruppierung. Sonst habe ich noch manches andere Material beigezogen, wie von Fall zu Fall bemerkt ist.

## 1. Italiener.

Die erste Gruppe der Sammlung bilden die Päpste, Heiligen und Kirchenfürsten. Papst Calixtus III. (1455—58) aus dem spanischen Geschlecht der Borgia (Borjas), hat lichtblaue Augen und rosigen Teint, bei Aeneas Silvius Piccolomini (Pius II., 1458 64) ist nur der rosige Teint und die lange Nase festzustellen, doch hatte er nach dem

Bilde von Pinturicchio, „Aeneas Sylvius wird von Friedrich III. zum Dichter gekrönt“ (Siena), langes, ausgesprochen lichtes Haar. Der als Philolog und Rechtsgelehrter bekannte Kardinal Giovan Francesco Castiglione, Bischof von Bobio (gest. 1568), hat reinen nordischen Typus. (Diesen Ausdruck gebrauche ich, wo sich blondes Haar, blaue Augen und lichter Teint in ihrer Reinheit oder in den nahestehenden Nuancen — rötliches bis rotes Haar, graue oder grüne Augen, blasser Teint ohne Wangenrötung — vereint feststellen lassen, ohne daß der Gesichtsschnitt wesentlich vom allgemein nordischen abweicht.)

Unter den italienischen Fürsten sind namentlich die Gonzagas reich vertreten. Die Haare sind bei den meisten blond oder bräunlich, die Augen ziemlich in der gleichen Farbe gemalt, so bei Gianfrancesco, dem ersten Markgrafen von Mantua (gest. 1407), bei dem Feldherrn Frederico, genannt il Turco (gest. 1484), dem Feldherrn und Dichter Luigi II., genannt „Rodomont“ (gest. 1532), dem tapferen Carlo Gonzaga, dem Feldhauptmann Karls V. (gest. 1555), bei dem heiligen Aloisius, der als Knabe dargestellt ist und auffallend seinem jüngeren, wegen seines Uebermuts und seiner Lasterhaftigkeit ermordeten Bruder Rodolfo gleicht. Der Sohn von Carlo Gonzaga, der Feldherr und spätere Statthalter von Ungarn Ferrante (gest. 1665), und sein Bruder Scipione (gest. 1593), der sich als Gelehrter hervortat, haben zum üblichen Haar der Gonzagas, das bei Scipione etwas lichter ist, lichte, graublaue Augen. Kopfbildung und Teint sind bei allen nordisch.

Besonderen Wert hat das Bild Can Grandes della Scala, dem Dante seine „Göttliche Komödie“ widmete und auf den er die Hoffnung setzte, er werde Italien einigen und zu neuer Größe führen. Ihm gelten die berühmten Verse im ersten Gesang der „Hölle“, wo Vergil von dem Veltro, dem „Bracken“ spricht, der die mit allen buhlende Pardelin erwürgen soll. Dante spielt hier auf den Namen Can Grandes an, der als „großer Hund“ gefaßt werden kann; doch ist „Can“ nicht Verkürzung von cane, sondern von Cano und dies eine Koseform von Conrado (Konrad). Das Original des Bildes ist verloren; die Kopie ist sehr gut ausgeführt. Can Grande ist im Alter dargestellt, doch hat das ergraute Haar noch einen gelblichen Schein. Der Teint ist frisch und leuchtend, die Nase (Profil) stark vorspringend und gebogen, die Augen wie immer bei Profilbildern aus dieser Zeit gelblich, sehr licht (die Trecentisten gaben ganz richtig blaue oder graue Augen bei Profilstellung des Gesichtes und hellem Hintergrund gelblich wieder; braune Augen erscheinen auch in dieser Lage dunkel). Ein zweites Bildnis von Can Grande, sowie je eines von Can Grande II. und Cansignorio sind weniger fein ausgeführt und in unbestimmten Farben gehalten. Auch diese beiden anderen Scaliger haben lange, gebogene Nasen.

Von den tüchtigen savoyischen Fürsten sind Filiberto II., der Schöne (gest. 1504), der Begründer der savoyischen Politik, Giacomo (gest. 1585), der Feldherr Franz’ I. von Frankreich, Carlo Emanuele (gest. 1595), der Gouverneur von Paris und französische, später burgundische Thronprätendent, licht bis mittelblond, grau- bis blauäugig und sehr licht von Teint, Filiberto Emanuele der Eisenkopf (gest. 1580), der Sieger von St. Quentin, braunhaarig mit etwas hellerem

Bart, von „männlichem“, in den Wangen gleichwohl rosigem Teint und blauen Augen.

Giovanni Ludovico Fieschi, Graf von Lavagna (gest. 1547), Schillers Fiesco, war lichtblond, sehr hell von Teint und hatte blaugraue Augen, Oddo Antonio von Montefeltro, erster Herzog von Urbino, der mit 18 Jahren wegen seiner Strenge ermordet wurde (1444), war lichtgelb von Haar, sehr zart von Teint und hatte lichtblaugelbliche Augen, sein Neffe Guidobaldo von Montefeltro (gest. 1508), der päpstliche und venezianische Feldherr, hatte dagegen dunkelblondes Haar, „männlichen“, doch etwas rosigen Teint und blaue Augen und kann als ein Beispiel für die Vermutung dienen, daß, entgegen der Meinung Woltmanns, die rein (intensiv) blauen Augen einem weniger reinen Typus angehören als die nicht ausgesprochen blaufarbigen. Ich habe bei echtem Blondhaar auf Bildern, wie im Leben nur sehr selten rein blaue Augen beobachtet, hingegen oft bei dunkelblondem, rotem, braunem und schwarzem Haar. Weitere Beispiele dafür sind der Feldherr Francesco Maria I. von Rovere-Montefeltro (gest. 1538), dessen Sohn Guidobaldo II. (gest. 1574) und Enkel Francesco Maria II., die alle dunkles Haar und blaue Augen haben.

Ueber das Haus der Medici sind Woltmanns Nachrichten durch die hier besprochene Sammlung mehrfach zu ergänzen. Der germanische Ursprung der Medici scheint Woltmann zweifelhaft; allerdings stammten sie nicht aus den städtischen Geschlechtern, sondern waren Popolanen, aber man findet unter ihnen zunächst nur germanische Namen: Ardingo (um 1291), der erste Medici, dessen Sohn Francesco (von Franco, „Frank“) um 1348, daneben Averardo (Eberhard) um 1314. Der Sohn dieses Averardo, Giovanni di Bicci (neudeutsch Bitz) de Medici (gest. 1429), ist als ältester der Familie hier im Porträt erhalten; er hat ein ovales Gesicht, lange, etwas gebogene Nase, rosigen Teint. Giovannis Söhne sind Cosimo der Alte, der reichste Bankier seiner Zeit, dessen in den Farben unbestimmt gehaltenes Profilbild wenigstens die lange, gebogene Nase zeigt, und Lorenzo, der schon jenes rötlich-braunblonde Haar hat, wie man es bei den meisten Medicis in reiferen Jahren findet, während sie in jungen Jahren lichter blond waren, so bei Cosimos Söhnen Piero (1416—69) und Giovanni, und bei Pieros Sohn, Lorenzo dem Prächtigen, dem bedeutendsten Sprossen der Familie, der aber ausgesprochen häßlich war und eine eingedrückte Nase hatte. Die Farbe der Augen ist bei keinem dieser Bilder zu bestimmen, bei Lorenzos Söhnen Piero (als Papst Leo X.) und Giuliano nicht einmal die Haarfarbe; nach Ghirlandajo (Woltmann) waren beide, wenigstens in jüngeren Jahren, blond wie Lorenzo selbst. Reine germanische Typen treten bei den Mediciern (nach Woltmann) erst wieder mit Herzog Cosimo I. auf, doch hatte dieser nach seinen Wiener Bildern (von Bronzino) ziemlich dunkles Haar zu lichter blondem Bart, blaugrauen Augen und sehr lichtem Teint. Da Giovanni di Bicci und Cosimo der Alte noch eine lange, gebogene Nase haben, mag der ungermanische Einschlag vielleicht von Cosimos Frau stammen. Lorenzos Tochter Katharina de Medici (gest. 1589) hatte übrigens rein nordischen Typus mit gebogener Nase.

Ueber den Typus der vielgefeierten hochsinnigen Isabella d'Este (geb. 1474 als Tochter Herkules' I. von Ferrara und der Eleonora von Aragon) orientiert ihr Bild von Tizians Hand (Wien, Hofmuseum): sie war rötlich blond, hatte sehr lichten Teint und blaue Augen.

Sehr reich sind die italienischen Celebritäten vertreten, doch hat Woltmann die meisten von ihnen, vor allem die Künstler und Gelehrten, schon ausführlich behandelt. Ueberhaupt nicht berücksichtigt hat Woltmann die Condottieri, obwohl sie für ihre Zeit eine typische Erscheinung sind, die vielfach die Richtung der Genies bestimmte. Von dem berühmten Giovanni Acuto (gest. 1393) ist es bekannt, daß er ein Engländer (John Hawkwood) war; er hat einen rosigen Teint und gebogene Nase, sein Haar ist schon ergraut. Ferdinand d'Avalos, Markgraf von Pescara (gest. 1525), der Heerführer Karls V., ein Spanier, hat bräunlichen Bart, lichten, doch männlichen Teint und eine starke, gebogene Nase (Profil), Alfonso d'Avalos, Markgraf von Guasto (gest. 1546), ein anderer Feldherr Karls V. und Mäcen, ist bis auf den blonden Schnurrbart ziemlich brünett. Der venezianische Seeheld Agostino Barbarigo (gefallen bei Lepanto 1571) trägt schon im Namen das Zeugnis seiner „barbarischen" (d. h. germanischen) Herkunft; er ist ergraut, doch sind Bart und Schnurrbart noch stark rötlich, die Augen stahlgrau, der Teint licht und rosig. Cornelio (gest. 1585) und Guido (gest. 1569) Bentivoglio haben rein nordischen Typus. Das Bild Cesare Borgias (Borjas, gest. 1507) ist leider so dunkel gehalten, daß sich nur die große Nase (Profil) und die lichte Iris als Merkmale hervorheben lassen. Das Porträt Castruccio Castracanis (gest. 1328), des berühmten Kriegsingenieurs, will mich ebenso apokryph bedünken wie seine Biographie von Macchiavell. Dabei ist das Bild jedoch bezeichnend für den damaligen Schönheitsbegriff; es zeigt ein ganz rein germanisches Ideal von edelster Gesichtsbildung (Profil), zarter Färbung und blondem Haar. Die beiden Colonna, Marco Antonio d. Aelt. (gefallen bei Mantua 1522) und Prospero (gest. 1523) waren blauäugig, der erste licht rötlichblond, der zweite dunkler blond, von Teint der erste licht, der zweite männlich gefärbt, doch rosig. Der von Donatello verewigte Erasmo Gattamelata (gest. 1441) war ebenfalls blond und rosig von Teint; seine edeln germanischen Gesichtszüge sind von seinem Denkmal bekannt. Auch Pippo Spano (Ispán von Temesvár, gest. 1426), eigentlich Pippo degli Scolari, der Feldherr Kaiser Sigismunds gegen die Türken, ein Florentiner, der in Ungarn Statthalter wurde, scheint nach dem einen Bilde, das ihn in ungarischer Tracht zeigt, rötlichblond von Haar und Bart gewesen zu sein; ein zweites Bild ist im ganzen zu dunkel gehalten, um Sicheres erkennen zu lassen. Gabriel Serbelloni aus Mailand (gest. 1579) ist im Alter dargestellt; immerhin haben Haar und Bart noch einen rötlichen Schein. Der Teint ist rosig, die Augen lichtgrau mit dunkelm Irisrand, das Gesicht lang, die Nase gebogen. Pietro Strozzi, Marschall von Frankreich (gefallen vor Thionville 1558) ist reiner Norde, sein Sohn Filippo (gest. 1582), französischer Admiral, scheint braune Augen gehabt zu haben, doch war er sonst dem Vater ähnlich. Von Gian-Giacomo Trivulzi, Marschall von Frankreich (gest. 1518), ist nur das Merkmal der stark vorspringenden Hakennase (Profil) sicher bestimmbar, die Augen mögen grau, die

Augenbrauen schwarz gewesen sein. Chiappino Vitelli (gest. 1576), Feldherr in spanischen Diensten, war reiner Norde von lichtem Typus.

Von Sebastiano Venier (gest. 1578), dem greisen Sieger von Lepanto (1571), hat das Wiener Hofmuseum ein schönes großes Bild von Tintoretto. Haare und Bart sind weiß, der Teint lebhaft gerötet, die Augen noch unverblichen blau, die Gesichtszüge die eines deutschen Landsknechts. Angeschlossen sei der venezianische Diplomat Marcantonio Barbaro (1518—95), der ebenfalls von Tintoretto gemalt ist; er hatte blondes Haar und blonden Bart, blaue Augen, lichten Teint und verfeinerte germanische Züge. Der Name weist direkt auf die germanische Abstammung. Der bedeutende Doge Leonardo Loredano (reg. 1501—21) hatte nach dem Bild von Bellini (farbige Reproduktion in A. Philippis „Großen Malern in Wort und Farbe“, Leipzig 1909) graublaue Augen und vornehmes nordisches Gesicht; der Teint ist bereits greisenhaft pergamenten, die Augenbrauen fehlen fast ganz, wie dies bei den Norden nicht selten ist („nackte Augen“).

Von den Dichtern registriere ich nach Woltmanns Forschungen als von rein nordischem Typus: Sannazaro (1458—1530), Bernardo Dovizi (1470—1520), Baldassare Castiglione (1478—1529), Trissino (1478—1550), Luigi Alamanni (1495—1556), Tasso (1544—1595), Tassoni (1565—1635), Filicaja (1642—1707). In dem braun gefärbten Haar (bei blondem Bart) zeigen eine leichte Trübung: Bojardo (1434—1494), Tasso auf seinem Bild in den Uffizien im Gegensatz zu den biographischen Nachrichten, Grazzini-Lasca (1503—84), Fulvio Testi (1593 bis 1646). Von Francesco Berni (1490—1536) ist die Farbe der Haare unbekannt, doch nennt er selbst in einem Sonett seine Gestalt hoch, seine Nase groß, das Gesicht lang, die Augen blau und klar. Pietro Aretino (1492—1556) hatte germanische Gesichtszüge, lichten Teint und blaue Augen, aber dunkles Haar und dunkeln Bart, Ariost (1474—1533) schwarzes Haar und schwarzen Bart und braune Augen und ein gebräuntes Gesicht (während sonst sein Körper weiß war). Die hohe Gestalt, Kopf- und Gesichtsbildung sind jedoch nordisch.

Dante war nach seiner eigenen Angabe blond (flavus), und so zeigt auch das Bild in der Sammlung des Erzherzogs im Gegensatz zu der schon bei Boccaccio zu findenden Tradition, daß Dante sehr schwarz gewesen sei (bei seiner Höllenfahrt ist hier die Tradition leicht erklärbar), blonde Augenbrauen — die Haare sind von der Gelehrtenkappe bedeckt —, lichten, leuchtenden Teint und jene gelblichen Augen, die bei Can Grande besprochen sind, ebenso Boccaccio[1]), dessen Augen auf späteren Bildern rein blau wiedergegeben werden, woraus zu schließen ist, daß man die im Profil gelblichen Augen sehr gut als in der en-face-Stellung blau wußte. Dantes Beatrice, Boccaccios Fiammetta, eine vornehme Normannin, waren blond, ebenso Petrarcas Laura. Von Petrarca selbst läßt sich nur erfahren, daß er von Gestalt groß, von Teint licht, doch „männlich“ gefärbt war, und helle Augen (im Profil wie bei den übrigen gelblich) hatte. Sein Haar war schon in früher Jugend ergraut. Guido Cavalcanti (gest. 1300), vor Dante der größte Dichter im Volgare und Dantes „erster Freund“,

[1]) Der Name kommt neudeutsch in der Form Buchaß (so in Wien) vor.

dem auch das „Neue Leben“ gewidmet ist, und Cino da Pistoja (gest. 1336 oder 37), ein anderer Vertreter des dolce stil nuovo, daneben ein hervorragender Rechtsgelehrter, finden sich ebenfalls in der Reihe, doch machen ihre Bildnisse den Eindruck, Kopien von Miniaturen zu sein. Cavalcanti hat ein langes Gesicht mit langer Nase, lichten, etwas rosigen Teint, Cino, bereits ergraut, lichtgraue Augen mit dunkelm Ring und ebenfalls rosigem Teint.

Vittoria Colonna (1490—1547), die Gemahlin Ferdinand d'Avalos', Markgrafen von Pescara (s. o.), Italiens größte Dichterin und edle Freundin des greisen Michelangelo, war nach ihrem Bildnis in der Galleria Colonna in Rom und den Versen Galeazzo da Tarsias zu ihrem Preis (vergl. die Ausgabe der „Rime“ von Cav. Pietro Ercole Visconti, Rom 1840) goldblond und von rein nordischem Typus.

Hierzu kommen noch die Beobachtungen an Wiedergaben von Büsten, Bildern und Stichen in der „Geschichte der italienischen Literatur“ von Berthold Wiese und Erasmo Percopo (Leipzig 1899). Zumal die Stecher wußten zu ihrer Zeit die Haar- und Augenfarbe ziemlich deutlich in ihren Bildnissen auszudrücken, und es macht gewöhnlich nicht viel Schwierigkeiten, sie wieder mit ziemlicher Sicherheit herauszulesen, sonst geben alle diese unfarbigen Darstellungen wenigstens über den Gesichtsschnitt Aufschluß. Von den plastischen Bildnissen haben Matteo Palmieri (1406—75), Teofilo Folengo (1492—1543), der ausgezeichnete makkaronische Dichter, Annibal Caro (1507—66), der Neulateiner, und Alessandro Guidi (1650 bis 1712) — Profil — unzweifelhaft nordische Gesichtszüge, Palmieri mit breitem Mund und etwas klobiger Nase, Caro (Profil) wie ein deutscher Gelehrter. Der burleske Dichter Burchiello (1404—48) — Oelbild — hatte schmales Gesicht, spitze Nase, großen Schädel, lichte Augen und wohl auch nicht dunkler braunes Haar, Luigi Pulci (1432—94), von adeliger Herkunft — Oelbild, Profil —, etwas vorstehende Unterlippe, spitze, leicht gesattelte, doch proportionierte Nase, schwache Jochbogen, Girolamo Vida (1400—1566), der Dichter einer neulateinischen „Christias“ — Stich —, schmales Gesicht, lange, gerade Nase, würdigen Bart, ebenso der Neulateiner Marco Antonio Flaminio (Anf. des 16. Jahrh.) — Oelbild —; der lateinische und italienische Dichter Molza (1489—1544) — Stich, Profil — einen ähnlichen Typus. Bei Battista Guarini (1538—1612), dem Dichter des berühmten „Pastor fido“ — Stich — läßt sich schmales Gesicht, gebogene Nase, zurückfliegende Stirn, nicht dunkles Haar feststellen, dagegen macht der Novellist Matteo Bandello (gest. 1561?) — Stich — mit seinem etwas zusammengedrückten, massigen Gesicht, jedoch bei langem Hinterkopf, nicht den Eindruck eines reinen Norden (Haar und Schnurr- und Knebelbärtchen sind licht, doch wohl ergraut). Giambattista Marino (1569—1625) — Stich —, nach dem man von Marinismus (aufs höchste gesteigerte kunstvolle Redeweise) spricht, hatte sehr schmales Gesicht mit langer Nase; die noch ganz vollen Haare, Schnurr- und Spitzbart sind sehr licht wiedergegeben (ergraut?), die Augen dürften licht gewesen sein. Gabriello Chiabrera (1552 bis 1638) — Stich —, der antikisierende Lyriker, hatte ähnlichen Typus wie Marino; auch bei ihm sind Augen sowie Haare und Bart (ergraut?) sehr licht. Benedetto Menzini (1646—1704) — Stich — hat ein

schön zu nennendes, ganz unitalienisches ovales Gesicht, dürfte aber brünett gewesen sein, ebenso, doch vielleicht etwas lichter, der Maler und burleske Dichter Lorenzo Lippi (1606—64) — Stich —; sonst läßt sich bei ihm kein ausgeprägtes Merkmal konstatieren.

Die bildenden Künstler hat ebenfalls schon Woltmann in weitem Umfang behandelt. Als reine Norden erwiesen sich ihm: die Architekten und Bildhauer Jacopo Sansovino (1477—1576), Giuliano da Sangallo (1445—1516), Baccio Bandinelli (1487—1559), Pellegrino Tibaldi (1532—1598), die Maler Fra Giovanni da Fiesole (1387—1455), Masaccio (1402—30), Benozzo Gozzoli (1420—98), Filippo Lippi (1402 bis 1469), Giovanni Bellini (1426—1507), Melozzo da Forli (1438—94), Luca Signorelli (1441—1523), Alessandro Botticelli (1446—1515), Bernardino Betti genannt Pinturichio (1454—1513), Leonardo da Vinci, Raffael, Tizian, Francesco Melzi (1493—1570), Gaudenzio Ferrari (1481—1549), Antonio Pordenone (1484—1540), Andrea del Sarto (1486—1530), Marco Palmezzano (1490—1540), Jocopo da Pontormo (1493—1556), Annibale Carracci (1560—1609), Barbieri-Guercino (1590—1666), Giambattista Salvi (1605—85), Carlo Maratta (1625—1713). Braunes Haar bei blondem Bart, wo einer getragen wird, und sonst rein nordischen Typus hatten: die Bildhauer und Architekten Leon Battista Alberti (1405—72), Antonio da Sangallo (1485—1546), Benvenuto Cellini (1500 bis 1571), die Maler Giorgione (1478—1511)?, Paris Pordone (1500—71), Antonio Bazzi (1479—1549), Franciabigio (1480—1525), Frederigo Zuccheri (1550—1609), Guido Reni (1575—1642), Domenichino (1581 bis 1641), dazu auch braunen Bart Paolo Caliari (1530—88), bekannter unter dem Namen Paolo Veronese. Zum reinen oder nur wenig getrübten nordischen Typus sind ferner folgende Künstler zu rechnen, von denen eines der Merkmale nicht zu bestimmen ist, sei es beim Haar wegen des Alters, sei es bei den Augen wegen der unbestimmten Färbung oder des Mangels von Nachrichten, nämlich als blond: die Bildhauer und Architekten Donatello (1386 bis 1466), Michelozzo Michelozzi (1396—1476), Luca della Robbia (1399 bis 1482) und dessen Bruder Girolamo, Baldassare Peruzzi (1481—1536), die Maler Cimabue (1240—1302), Giotto di Bondone (geb. 1286), Domenico Ghirlandajo (1449—94), Francesco Francia (geb. um 1450), Francesco Granacci (1477—1543), Marcantonio Raimundi (1475—1534), als blauäugig: die Bildhauer und Architekten Bruneleschi (1399—1448), Francesco da Sangallo, Andrea Palladio (1518—80), die Maler Antonello da Messina (geb. 1414), Andrea Mantegna (1431—1506), Bernardino Luini (1475—1535), der Miniaturmaler Giulio Clovio (1498—1578) und, schon aus etwas späterer Zeit, Tiepolo (1692—1769). Doch zeigt Tiepolos Selbstbildnis nach dem Stich von Alessandro Longhi lichte Augenbrauen und hellen Bartboden; den rosigen Teint und den nordischen Gesichtsschnitt konstatiert schon Woltmann. Von Bramante (1444—1514) läßt sich nur der rosige Teint und der nordische Gesichtsschnitt feststellen. Einem nächsten Grad von Rassentrübung gehört Michelangelo an, mit dunkelm (schwarzem oder schwarzbraunem) Haar und Bart, frischem Teint, blauen Augen und nordischem Gesichtsschnitt. Salvator Rosa (1605—73) hatte auch dunkeln Teint, Gianlorenzo Bernini (1595—1680) weiterhin noch braune Augen, also den Typus Ariosts. Giulio Romano (1498—1540) und Tintoretto

(1519—94) dagegen zu braunen Augen wieder rosigen Teint (Tintoretto vielleicht blaue oder graue Augen), Palma Vecchio (1480—1520) braune Haare und Augen, Andrea Verrochio (1435—88) schwarze Haare, graubräunliche Augen und ungermanischen Gesichtsschnitt, Pietro Perugino (1446—1524), auf den die Langweiligkeit der ersten Bilder Raffaels, seines Schülers, zurückzuführen ist, einen nichtssagenden Mischtypus mit bräunlichem Haar, bräunlichen Augen, zwar leicht rosigem Teint, aber breitem Gesicht und kurzer Nase.

Zu dieser Fülle des Materials, die Woltmanns rastloser Forscherfleiß zusammenbrachte, habe ich nur eine kleine Nachlese. Ich weise darauf hin, daß das von Woltmann erwähnte Selbstbild Tizians im Wiener Hofmuseum bereits so stark nachgedunkelt ist, daß nur das Gesicht und die Augen (blaugrau) in ihrer ursprünglichen Färbung halbwegs erhalten sind, während Haare und Bart ganz dunkel mit geringem rötlichen Auftrag erscheinen. Aber die Sammlung des Erzherzogs Ferdinand enthält ein Bild, das noch lichter rötliches Kopf- und Barthaar (bei ziemlicher Ergrauung) zeigt, und Tizians eigenes Bild ist von Teniers auf einer interessanten Darstellung der Kunstschätze des noch zu erwähnenden Erzherzogs Wilhelm (Wiener Hofmuseum) in seinen ursprünglichen Farben kopiert: da sind Haar und Bart rotblond. Neben Tizians Selbstbildnis besitzt das Wiener Hofmuseum noch mehrere interessante, so eines von Parmegianino (eigentlich Francesco Maria Mazzola, neudeutsch Matzel, 1504—40), das er als Jüngling auf ein Kugelsegment, als gewissermaßen in dem damals gebräuchlichen Konvexspiegel gesehen, malte und das einen sanften deutschen Jüngling mit aschblondem Haar, blaugrauen Augen und mädchenhafter Färbung zeigt, weiter eines der einzigen namhaften italienischen Malerin Sofonisba Anguisciola (1540–1626). Die Künstlerin hat den Typus eines deutschen „Mätens“ mit zu kleinem Kinn, aschblonde, schlicht zurückgekämmte Haare, lichtgraublaue, dunkelblau umrandete Iris und sehr zarten Teint. Lomazzo (1538 bis 1600) hat sich als farbiges Reliefmedaillon gemalt; er hat blondes, etwas gelocktes Haar (Tituskopf) und gleichfarbige Augen, dazu lichten Teint. Nach einer Mitteilung Woltmanns an mich hat Lomazzo „auch auf seinem Porträt in Mailand braune Augen und blonden Bart“. Ein angebliches Selbstporträt Giorgiones in der Sekundärgallerie des Wiener Hofmuseums (nicht allgemein zugänglich) weicht von dem von Woltmann reproduzierten und beschriebenen, das jedoch ebenfalls fraglich ist, erheblich ab. Es ist stark übermalt, hat aber manche Beziehungen zu der Malweise Giorgiones. Das Selbstporträt eines Künstlers ist es nach seiner ganzen Art zweifellos, dann aber bei der überaus charakteristischen Anordnung des Hintergrundes (Teppich hinter dem Kopf, daneben Ausblick in eine ferne zarte Landschaft) wessen, wenn nicht Giorgiones? Die Haare sind strohblond, die Augen blau, der Teint licht. Giacomo Bassano (1510—92) war nach dem Bilde von der Hand seines Sohnes Francesco (Wiener Hofmuseum) bräunlich von Teint, hatte braune Augen und schwarzbraune Augenbrauen bei schon ergrautem Haar. Michelangelo da Caravaggio (1569—1609), der große Meister des Helldunkels, eigentlich Merisi (= Amerighi), der Sohn eines Maurers, hatte nach seinem Selbstbildnis in Florenz, das ich nur in unfärbiger Reproduktion kenne, reinen

nordischen Gesichtsschnitt. Die noch vollen Haare und der Bart sind sehr licht, doch wohl nicht als völlig ergraut, da Caravaggio bereits mit vierzig Jahren starb (an einer Verwundung), die Augen licht und mild.

Von den Gelehrten beschreibt Woltmann als reine Norden: Poggio (1380—1459), Marsilio Fincino (1453—99), Savonarola, Pico von Mirandola, Columbus, Galilei, Giuseppe Verzaglia, Galileis Schüler, Francesco Redi (1626—94), Morgagni (1682—1771). Dunklere Haare hatten Macchiavell, Benedetto Varchi (1502—65), Giorgio Vasari (1512 bis 1574), Ulisse Aldrovandi (1522—1605), Evangelista Torricelli (1608 bis 1647), Vincenzo Viviani (1622—1703), Giovanni Dom. Cassini (1625—1712). Bei lichtem Teint ist nur die Blondheit bekannt von Hieronymus Cardanus (1501—76), wegen der ergrauten Haare nur die blaue Farbe der Augen von: Giovanni und Matteo Villani, Ludovico Antonio Muratori (1672—1750), Gianozzo Manetti (1396—1459), Cristoforo Landini (1424—1504), Lorenzo Valla (1407—57), Giovanni Pontano (1426—1503), Bartolomeo Sacchi (1421—81), Julius Caesar Scaliger (eigentlich Bordone, 1484—1558), Antonio Vallisneri (1661 bis 1730), Bernardino Telesio (1508—88). Von Giordano Bruno ist nur ein Stich vorhanden, der den Typus des schwärmerischen deutschen Jünglings zeigt; bei der germanischen Abstammung Brunos sind die lichten Töne der Haare und Augen auf dem Stiche wohl ohne Zweifel als blond und blau zu lesen. Dem reinen Typus ziemlich nahe stehende Mischtypen zeigen Angelo Poliziano (1454—94) mit braunen bis dunkelblonden Haaren und gelben Augen bei sonstigen nordischen Merkmalen, Carlo Baronio (1538—1607) mit schwarzen Haaren, lichtem Teint und blauen Augen, Pietro Bembo (1470—1547) mit mittelbraunem Haar und hellbraunen, vielleicht grauen Augen, Marcello Malpighi (1628—94) mit dunkeln Haaren und Augen bei nordischer Gesichtsbildung und -färbung. Tommaso Campanella (1568—1639) und Giovanni Battista Vico (1668—1744) standen mit ihrer dunkeln Pigmentierung von Haaren und Augen bei nordischen Zügen der brünetten Rasse schon ziemlich nahe, noch näher stand ihr vielleicht der nach seinem eigenen Ausspruch schwarze und kleine Franciscus von Assisi, falls er nicht zu seinem hellen Teint auch helle Augen hatte. Von Francesco Guicciardini (1483—1540), Carolo Sigonio (1524 bis 1584) und Amerigo Vespucci (1451—1512) ist nur der nordische Gesichtsschnitt festzustellen, von Paolo Sarpi (1552—1623), Guarino Guarini (1370—1460), Vittorino Rambaldoni (1378—1446) auch der rosige Teint, von Antonio Beccadelli (1393—1471) einzig die hohe Gestalt.

Die Ergänzung, die die Sammlung des Erzherzogs bietet, betrifft vor allem die Rechtsgelehrten. Bei Francesco Accolti aus Arezzo (gest. 1484) läßt sich nur die gebogene Nase konstatieren; das Porträt ist eine Kopie nach Luca Signorelli und hat dessen bräunliche und graue Töne, so daß Accolti, ohnehin im Alter gemalt, völlig greisenhaft erscheint. Andrea Alciati (gest. 1550) weicht im Typus von allen anderen völlig ab; mit dem schwarzen Haar und Bart, den dunkeln Augen, dem gelben Teint, der gebogenen Nase und den dicken Lippen macht er am ehesten den Eindruck eines Juden aus dem Kaukasus. Baldo de' Ubaldi aus Perugia (gest. 1400) hat ein Dante-Profil, lichten Teint und Iris; auf einem zweiten Bild ist alles unbe-

stimmt. Andrea Barbazza aus Messina (gest. um 1480) hatte dunkles, bräunliches Haar, doch wohl graue Augen, rosige Wangen und eine lange, spitze Nase (Profil), der Bartboden ist ungefärbt. Bartolo d'Alfani aus Santino in Umbrien (gest. 1355) erinnert in seinem Profil an Lord Byron; das kleinlockige Haar ist ergraut blond, der Teint licht, die Augen dunkelgrau. Jason Maino aus Mailand (gest. 1519) war bräunlich oder dunkelblond von Haar (ungefärbter Bartboden), hatte aber sonst sehr lichten Teint, eine lange, spitze Nase (Profil) und graue Augen. Bei Alessandro Tartagni aus Imola (gest. 1477) lassen sich alle Merkmale des nordischen Typus zugleich feststellen. Der Historiker Nero Capponi (gest. 1457) hatte langen Kopf und vorspringende Nase, der Kunstsammler Graf Mario Bevilacqua (gest. 1593) langes Gesicht, graue Augen und ziemlich dunkelblondes Haar, der Philosoph Frederigo Pendasio (gest. 1603) reinen nordischen Typus. Jacopo de Strada (gest. 1588), der ausgezeichnete kaiserliche Antiquar am Hofe Rudolfs II. in Prag, war nach dem Bilde von Tizian im Wiener Hofmuseum ebenfalls reiner Blonder. Die erwähnte „Geschichte der italienischen Literatur“ enthält unfärbige Reproduktionen von Bildnissen der Humanisten Coluccio Salutati (1331—1417) — Zeichnung, die einen gebeugten alten Mann mit ganz unitalienischem Profil zeigt —, Leonardo Bruni aus Arezzo, daher Leonardo Aretino genannt (1369—1444) — Grabmal — und von Francesco Filelfo (1398—1477) — Stich —. Leonardo Aretino hat lange Nase und schmales Gesicht (er ist Poggio ähnlich), Filelfo (Profil) spitze Züge und lichte Augen. Von Marco Polo (gest. nach 1324) finde ich ein Bild in der deutschen Ausgabe seiner Reisen (Hamburg 1907) unfärbig wiedergegeben — „nach einem Gemälde aus der früheren Galerie des Monsignore Badia in Rom“ —, das einen schönen bärtigen Greis von rein nordischem Gesichtsschnitt mit langer, etwas gebogener Nase und lichten Augen zeigt. Die Ableitung des Namens Polo von Paulo, wie Woltmann will, halte ich für unzutreffend, da es den Namen Polo auch im Spanischen gibt (Gil Polo), wo er aus Pablo entstanden sein müßte; er wird vielmehr mit dem deutschen Pohl identisch sein, das seinerseits wieder nichts mit den Polen zu tun hat.

## 2. Spanier und Portugiesen.

Ueber spanische und portugiesische Persönlichkeiten konnte Woltmann nur sehr spärliche Nachrichten zusammenbringen. Dieselbe Erfahrung, die er machte, daß man nämlich aus der iberischen Halbinsel nur Versprechungen, keine Nachrichten erhält, habe auch ich gemacht. Der Cid und seine treue Gattin Ximena (gotisch Imena) gehören nach den Volksliedern dem nordischen Typus an, und sie lebten ja noch in einer Zeit, wo sich die Herrschbevölkerung Spaniens ihrer Herkunft allgemein bewußt war. Isabella von Kastilien war nach den biographischen Nachrichten licht von Augen und Teint und wohl auch blond. Reinen nordischen Typus hatten Cervantes und Camões, wahrscheinlich auch Murillo, bei dem Woltmann aber nur die Blondheit und die hohe Gestalt feststellen kann. Lope de Vega hatte germanischen Gesichtsschnitt, frischen Teint, graubräunliche Augen (die Haare sind auf dem betreffenden Bilde ergraut); Calderon

hatte ebenfalls nordische Züge, doch war seine Färbung Woltmann unbekannt; seine Mutter war eine adelige Flämin (Haynault). Velasquez war nach Woltmann und seinem Bild in München Mischling von dem Typus Ariosts, Ribera wahrscheinlich ziemlich reiner Mediterraner.

Die Sammlung des Erzherzogs hat zunächst ein Bild Ferdinands III., des Heiligen (gest. 1252), das nach seiner frühen Zeit (vor 1300) wohl Idealbild oder Uebertragung einer Sarkophagplastik in Farben und somit nur für die Vorstellung bezeichnend ist, die man sich von dem Könige, dem Rückeroberer von Cordova, Sevilla und Murcia, machte: es zeigt lange, lichtblonde Haare, gleichfarbige Augen und lichten Teint. Bei dem großen Nationalstolz der spanischen Goten, denen jeder Adelige als minderwertig galt, der Juden- oder Maurenblut in seinen Adern hatte, worauf zumal nach der Reconquista strenge gesehen wurde, ist es nur natürlich, daß das Königshaus den germanischen Typus zeigt, der nach seinen durchweg blonden Kindern auch für Ferdinand den Katholischen (gest. 1516), den Gemahl Isabellas, voll anzunehmen sein wird, obwohl das Bild nur den rosigen Teint und die gebogene Nase konstatieren läßt, weil die Haare ergraut und die Augen von den schweren Lidern bedeckt sind. Johann I. von Portugal (gest. 1433), der pater patriae seines Volkes, scheint einem Mischtypus angehört zu haben: seine grauen Augen haben einen bräunlichen Pupillenrand und seine Brauen sind dunkel. Im übrigen war das portugiesische Königshaus burgundischen Ursprungs. Der tapfere Sebastian, der in der Schlacht von Alcaçer Quibir (1578) verschwand, ein Enkel Karls V., erscheint als echter deutscher Jüngling mit licht gelbblondem Haar, rosigem Teint und grauen Augen. Später kam die iberische Halbinsel bekanntlich unter die Herrschaft der Habsburger, von denen einige unter diesen zu nennen sein werden. Anderseits eroberte sich der Sohn König Ferdinands von Aragon, Alfonso (gest. 1458), den Thron von Neapel; sein Bild, im Alter gemalt, läßt wenigstens die sehr stark vorspringende Hakennase konstatieren.

Zu den spanischen und portugiesischen Celebritäten, die eine weitere Gruppe bilden, wären eigentlich auch die Borjas und die Avalos zu zählen, die unter den Italienern besprochen sind. An hervorragenden Heerführern sind noch porträtiert: Herzog Alba (gest. 1582) im Alter mit pergamentenem Teint, grauen Augen mit licht bräunlichem Pupillenrand, dabei aber sehr schmalem Gesicht und langer, gebogener Nase; Ferdinand Cortez (gest. 1554), ebenfalls im Alter, mit schmalem Gesicht, langer, spitzer Nase und lichtem, rosigem Teint; Fernando Consalvo de Cordova (gest. 1515), der „große Kapitän", mit ziemlich rein nordischem Typus, der nur in der etwas dunkleren Färbung der Haare (dunkel-bräunlich-blond oder licht-rötlich-braun nach dem einen oder dem andern der beiden Bilder) und in den nicht ganz rein grauen Augen leicht getrübt ist; Antonio de Leva, Feldherr Karls V., und Franz Verdugo (gest. 1595), Marschall und Statthalter von Friesland, die beide dem gleichen Typus angehören, nur daß Verdugo einen ausgesprochen blonden (schon etwas ergrauten) Bart und bestimmter graufarbige Augen hat. Magalhães (gest. 1521) hatte schwarze Haare und schwarzen Bart, die auf dem

Bilde der Sammlung schon ein wenig angegraut sind, leuchtendes Inkarnat und blaue Augen mit sehr lichtem, gelblichem Irisgrund; die Nase ist kurz und dick.

Im Hofmuseum befinden sich ferner je ein Bild von Don Pedro Guzman, dem ersten Grafen von Olivarez, Feldherrn Karls V., vielleicht von Paul Pourbus gemalt, und von dem Generalissimus der spanischen Truppen in den Niederlanden, Francesco Marquis von Moncada, gemalt von Van Dyck. Guzman ist sehr dunkel blond, hat lichten, doch „männlichen" Teint, schmales Gesicht, gebogene Nase und graublaue Augen, der Marquis von Moncada hat steingraue Augen und gleichmäßig gelblichen Teint, Haar und Bart sind ergraut. Der Dichter und Kriegsmann Garcilaso de la Vega war nach dem Bilde des unbekannten Meisters, das in der Seemannschen Sammlung „Die Galerien Europas" farbig reproduziert ist, die Richtigkeit der Identifikation vorausgesetzt, bräunlich (lichtbraun bis blond) von Haar und Bart, hatte rosigen Teint, langes, schmales Gesicht mit großer Nase, doch ausgesprochen braune Augen. Der Maler Juan Bautista Martinez del Mazo (gest. 1667), Schüler und Schwiegersohn des Velasquez (im Wiener Hofmuseum), hatte nach dem Bilde seiner vielköpfigen Familie, auf dem er sich selbst im Hintergrunde an der Staffelei malend, in Rückenwendung, anbrachte, bräunliches Haar von ziemlich lichter Nuance. Die Familie weist rein blonde bis fast rein brünette Typen auf.

Von zwei der hauptsächlichsten Persönlichkeiten der im übrigen schon im Keim erstickten spanischen Reformation, von dem in Genf verbrannten Michael Servet und von Johannes Diaz, dem Freunde Bucers, findet man in Theodor Bezas berühmter Porträtsammlung „Icones" (1580 und 1581) je einen Holzschnitt. Sie hatten danach beide lange Gesichter und starke, gebogene Nasen.

Auch über den heiligen Ignatius von Loyola konnte ich mich einigermaßen unterrichten. Der aus Unkenntnis oder Parteileidenschaft so oft geschmähte Mann, dessen Genie doch außer Zweifel steht, sein religiöses wie sein organisatorisches, war durchaus nicht Baske, wie man gewöhnlich annimmt, sondern nur in baskischem Lande, doch von Eltern aus altem gotischen Adel geboren. Sein Familienname war Lopes (vom germanischen Lobo, neudeutsch Lobe, Loop, Loof, patronymisch Loofs, nicht, wie Woltmann annimmt, von lupus als der Uebersetzung des Gotischen Wulf, Wulfila, denn dessen Uebersetzung ist Lobo, das ebenfalls vorkommt), sein Vorname ebenfalls germanisch: Iñigo beziehungsweise nach der Mundart seiner Heimat Eneco. Die Lopes de Recalde gehörten dem höheren Adel ihrer Landschaft an, und noch als Weltentsager vergaß Ignatius niemals, daß er ein Edelmann war. Von Gestalt war er klein, dazu war sein eines Bein durch die Verwundung im Kriege und deren schlechte Heilung verkürzt, wodurch er vielleicht kleiner erschien, als er eigentlich war. Im Beginn seines Asketenlebens wird seine Gesichtsfarbe von Augenzeugen „blühend" genannt. Später war er magen- und leberleidend und dürfte danach einen gelben Krankenteint gehabt haben. Nie ließ er sich malen, erst im Tode wurde er porträtiert; er hatte nach diesem Bilde eine vorspringende, leicht gebogene Nase, wie sie bei deutschen Gelehrten häufig ist, ziemlich starke Jochbogen,

die aber wegen der Magerkeit des Gesichtes, ganz abgesehen vom Todesverfall, stärker hervortreten als bei natürlicher Fülle des Gesichtes. Einen „spanischen" Eindruck, nämlich den eines brünetten Mediterranen, macht er keineswegs; war er Mischtypus, was sich nicht beweisen läßt, so kommt eher ein alpiner Einschlag in Betracht.

In monochromer Reproduktion lagen mir Bildnisse vor von Vasco da Gama, bei dem sich nur die große gebogene Nase konstatieren läßt, von dem großen Staatsmann Francisco Ximenes (Jimenes) de Cisneros (1436—1517) und dem Maler Greco (1548 bis 1635). Kardinal Ximenes hatte nach dem Stich im Berliner königlichen Kupferstichkabinett nordischen Gesichtsschnitt mit besonders großer, gebogener Nase, Greco, ein geborener Grieche (Domenico Theotocopuli) und daher so genannt, dürfte nach seinem Selbstbildnis dunkelhaarig gewesen sein, doch ist sein Gesicht von dem gleichen überaus schmalen und durch den Spitzbart noch verlängerten Typus wie das der meisten Spanier jener Zeit (Velasquez mit seiner mehr spitzen Nase ausgenommen). Wenn man in dieser auffälligen Schmalheit der Gesichter nicht etwa bloße Manier und Mode sehen will, so mag man sie wohl auch auf eine gewisse Ueberzüchtung des Typus zurückführen, wie sie leicht eintreten konnte, wo der Kreis des Konnubiums ein so außerordentlich enger war, wie im Adel der iberischen Halbinsel. Pedro de Alvarado, der tapfere, ja waghalsige Begleiter und Unterbefehlshaber des Ferdinand Cortez, der auch wichtige Aufzeichnungen über die Expedition hinterließ, wurde wegen seines reichen hellen Blondhaars von den Indianern „Tonatiuh" (Sonnensohn) genannt.

Anhangsweise seien einige weitere Daten über Spanier der neueren Zeit gegeben. Gustavo Adolfo Bécquer (Bekker), Juan Eugenio Hartzenbusch und Fernan Caballero, die in der spanischen Literatur des 19. Jahrhunderts Bedeutung haben, waren näherer oder fernerer deutscher Abkunft, Fernan Caballero (Eugenia Böhl von Faber), die Tochter eines Hamburgers, der in der spanischen Wissenschaft Hervorragendes leistete, und einer Spanierin halbschottischer Herkunft, Hartzenbusch der Sohn eines deutschen Tischlers und einer Spanierin, Bécquer der Nachkomme früherer Einwanderer. Carolina Michaelis de Vasconcellos, die bedeutende portugiesische Literarhistorikerin, ist geborene Deutsche. Der größte spanische Maler der Gegenwart, José Villegas, ist reiner Norde, ebenso war der geistig hochbegabte Anarchist Matteo Moral nach Zeitungsberichten und einer mündlichen Nachricht eines befreundeten Herrn, der in Spanien seine Bekanntschaft machte, blond, Ferrer nach demselben Gewährsmann frisch gefärbt, doch schon ergraut. Die Kaiserin Eugenie, die Tochter eines Grafen von Montijo und einer Engländerin, war blond (rötlich) und sehr zart von Teint. Von dem Staatsmann und Dichter Gaspar Melchor de Jovellanos, den Dichtern Juan Antonio Melendez Valdes und Leandro Fernandez de Moratin kenne ich nur Reproduktionen der von Goya gemalten Bilder; sie zeigen schmale Gesichter, unzweifelhaft hellen Teint und ganz unspanische Nasen, stehen überhaupt dem mediterranen Typus, den Goya bei Gestalten aus dem Volke so oft malte und zeichnete, ganz fern. Die Haare sind bei allen licht,

zweifellos gepudert, aber auch die Augenbrauen nur wenig dunkler, nicht so wie bei Schwarzhaarigen. Goya selbst hatte nach seinen Selbstbildnissen eine eher kurz zu nennende Nase und später ein etwas verkniffenes Gesicht, das ziemlich gerötet gewesen zu sein scheint; die Haare scheinen nicht sehr dunkel gewesen zu sein, der Bartboden ist jedenfalls licht und die Augenbrauen, die nur schütter waren, treten auffällig wenig hervor. Der ganze Typus Goyas ist völlig unspanisch. Sonst enthält die hier angezogene Monographie Goyas (Velhagen & Klasing) noch Bildnisse von dem Maler Bayeu, dessen Schwester, Goyas Frau, ausdrücklich als rotblond bezeichnet wird, dem Herzog von Guna und Manuel Godoy, deren keiner ein „Spanier" ist, und von der zweifellos blonden Doña Isabel Corlo de Porcel, dem Typus einer edeln Gotin (das Bild gehört der Londoner National Gallery an).

(Forts. f.)

## Beiträge zur Rassebestimmung hervorragender Engländer.

Dr. F. Kühner.

Woltmanns schöpferische Fragestellung nach der Rassezugehörigkeit bedeutender Männer drängt noch in einer Unzahl von Fällen auf Antwort. Sie wenigstens teilweise geben zu können, habe ich in diesem Jahre die National Portrait Gallery in London in meinen freien Stunden wiederholt besucht und stelle nachfolgend die Ergebnisse zusammen. Ihre Lückenhaftigkeit beruht im Fehlen von Angaben über Schädelform, die nach dem Porträt niemals exakt gegeben werden kann. Die Gesichtsfarbe war durchgehends hell, meist frischrot (ruddy); kein Porträt zeigte gelbliche oder gelblich-bräunliche Komplexion. Die Haarfarbe war oft durch die Kopfbedeckung unkenntlich, manchmal auch die Augen; im ganzen aber bietet die Galerie gute Anhaltspunkte für Augen- und Haarfarbe, wie nachfolgende Tabelle zeigt.

| Name | Augen | Haare |
|---|---|---|
| Keats | braun | braun |
| „ | ? | hellbraun |
| Byron | braun | braun |
| „ | blau | ? |
| Cooper | blau | ? |
| „ | grau | ? |
| Burns | schwarz | fast schwarz |
| Scott | blau | extrem blond |
| „ | blau | blond |
| Shelley | blau | dunkelbraun |
| Moore | schwarz | schwarz |
| Crabbe | hellgrau | ? |
| Southey | braun | braun |
| Coleridge | braun | braun |
| „ | hellgrau | blonder Bart, weißes Haar |
| Dickens | grau | dunkelbraun |
| „ | braun | braun |
| Rosetti | blau | rot |

| Name | Augen | Haare |
|---|---|---|
| Swinburne | blau | rot |
| Campbell | schwarz | tiefschwarz |
| M. Arnold | blau | schwarz |
| Tennyson | blau | braun |
| Browning | ? | ? |
| Ruskin | blau | blond |
| Manning | hellgrau | ? |
| Meredith | blau | braun |
| W. Morris | grau | dunkelrotblond |
| Carlyle | hellgrau | brauner Bart, graue Haare |
| Salisbury | blau | braun |
| Lawrence | blau | ? |
| Shaftesbury | blau | brauner Bart, schwarze Haare |
| A. A. Cooper | blau | ? |
| Gladstone | braun | braun |
| Newman | hellgrau | ? |
| Nelson | blau | ? |
| „ | hellgrau | ? |
| J. Wolfe | blau | hellbraun |
| Gordon | blau | hellblond |
| Darwin | blau | ? |

Maler sind keine Anthropologen und müssen sich den Verdacht gefallen lassen, daß andere Gründe wie die strenger Genauigkeit ihr Arbeitsergebnis mitbedingten; dennoch kann die Kritik nur einen sehr kleinen Raum für die Vermutung rein künstlerischer Abirrung vom Gegenstand frei geben. Im ganzen ist demnach das Zeugnis des Malers als einfach glaubwürdig anzusehen. Wo zwei Bilder vorliegen (Keats, Byron, Cooper, Scott, Coleridge, Dickens, Nelson), haben wir immer verschiedene Lebensalter, die den kleinen Unterschied in der Wiedergabe der Irisfärbung erklären, wobei noch ganz einfache maltechnische Gründe (Reflexe, Beschattung durch die Wimpern usw.) mitsprechen, was ähnlich so auch für die Haarfarben gilt, die je nach Lichtgabe, Kopfbedeckung und auch Auffassung des Künstlers verschieden zu motivieren sind.

Nun zu Einzelnem. Extrem blauäugig und blond (hellblond) sind Scott, Ruskin, Gordon. Der erstere ist, wie bekannt, kein typischer Schotte; seine beiden Eltern entstammten Familien aus dem Grenzstrich (border), der durchaus germanisch ist. Ruskins Vater stammte aus Edinburgh, wo auch Germanentum als Rasse stark vorherrscht; die Heimat der Mutter kann ich augenblicklich nicht feststellen. Mit Gordon kommen wir in das unentwirrbar verzwickte Gebiet der hochschottischen Rassezusammenhänge, als deren Grundtatsachen mit allen Kautelen etwa folgendes gelten kann: im höchsten Norden und im ganzen Westen von Nord- und Mittelschottland ist ein starkes Hervortreten des iro-keltischen Elements nachweisbar, aber auch da vielfach ganz engbegrenzt, teilweise, den Clangrenzen entsprechend, geradezu punktuell, so daß nur wenige Punkte entschieden schwarzhaarig-schwarzäugige Bevölkerung zeigen; dazwischen ist, etwas ausgedehnter, das auch in Irland häufige Zusammentreffen von blauen Augen mit schwarzem Haar. Schon Gordons Großmutter war eine echte Engländerin, seine Mutter ebenfalls. Die Vereinigung von blau oder hellgrau mit rot-hellbraun und braun (Byron, Coleridge, Rosetti, Swinburne,

Tennyson, Meredith, Morris, Carlyle, Salisbury, Wolfe, wohl auch noch Shaftesbury und Dickens) ist überwiegend germanisch; der brünette Typ (braun + braun: Keats, Southey, Gladstone, letzterer biographisch als grau-äugig angegeben) ist Mischtyp. Damit kommen wir zu den entschiedenen Kelten: Burns, Moore, Thomas Campbell. Letzterer, der Dichter, stammt, wie der Feldherr Campbell, aus Glasgow, doch ist die Heimat der Campbells, denen er angehört (die Campbells of Kirnan), Argyllshire, also ein Landstrich, wo starkes Vorwiegen iro-keltischer Rasse stellenweise nachgewiesen ist. Moore ist reiner Irländer und Kelte. Schon bei ihm lassen sich neben den somatischen andere Grundlagen des Keltentums erdrückend nachweisen: seine ganze musikalisch - sinnlich - sentimentale Dichtung und seine Biographie. Doch nicht bei ihm, sondern bei Burns soll es als ein Schulfall von besonderer Prägnanz gelten, wie nützlich es ist, die äußeren Rassemerkmale mit den inneren zu verbinden, eine Forderung, die auf die Dauer ganz unabweisbar ist.

Die Grafschaft Ayr gehört zu den am stärksten mit iro-keltischer Beimischung versehenen in Schottland; der eine Ast von Burns Vorfahren war hier ortsansässig, der andere entstammte dem Gebiet von Inverneß (Kincardineshire), eine Verbindung, die kritisch zweifelhaft ist und zu keinen weiteren Vermutungen als dem Vorhandensein eines starken keltischen Einschlags berechtigt. Das Porträt (nach Nasmyth kopiert; Original in Edinburgh) zeigt pechschwarze Augen, fast schwarze Haare, einen ziemlich großen, sinnlich weich-umrissenen Mund, rundes Kinn, hohe Stirn; Blick und Ausdruck sind weich und träumerisch. Der physiognomische Gesamteindruck ist also überwiegend iro-keltisch und auffallend anders wie andere Schottenköpfe mit ihren harten, prüfenden, grauen Augen, schmalen Lippen und frühauftretenden Habitusfalten an Stirn, Augen und Mundwinkeln. Als innere Rassemerkmale sei sein Leben und seine Kunst nebeneinandergestellt. Als Bauernsohn hatte er Berufsvoraussetzungen günstiger Art zu einer zäh-konsequenten Auffassuung von Arbeit und Pflicht; er hat sie niemals ausgenutzt. Sein Leben war das eines Schmetterlings. Verschiedene Versuche von Existenzgründung mißglückten, ohne ihn im geringsten in Niedergeschlagenheit zu versetzen; und selbst die derbgesunde Bodenständigkeit, die von der Vorstellung des Bauernlebens untrennbar ist, fehlte ihm. Kaum hatte er die Blütezeit der Flegeljahre notdürftig überstanden, so fing die lange Reihe seiner Liebschaften an, von denen keine jemals packend, erschütternd, lebensgestaltend wurde; so entspricht es ganz seinem Wesen, daß er Jane Armour liebte, dann, als Vater Armour ihn nicht als Schwiegersohn wollte, Mary Campbell an die Reihe kam, dann Jane Armour wegen erlebter Mutterfreuden doch geheiratet werden mußte und die Reue wiederum den Dichter zu der inzwischen verstorbenen Mary zurückführte, die er mit ergreifender Innigkeit besang. Einfache Liebeserklärung oder Liebesbetätigung genügte ihm nicht; die Diesbezügliche wird immer — für eine Woche — die „einzige“ genannt und „auf ewig“ geliebt, eine Ausdrucksform, die der schon Totkranke noch der 18jährigen Jessy Lewars gegenüber gebrauchte. Lang ist die Liste seiner Liebschaften. Niemand kann etwa die platte Aeußerlichkeit, daß Byron ebenfalls viel geliebt hat, zu einer Parallele benützen wollen. Der Mann, der in

seinem ungeheuren krankhaften Ausdehnungsdrang Frauen verbrauchte, dem Gesetze folgend, das er selbst in einer Erkenntnis, die Burns für immer verschlossen war, als „the strong necessity of loving“ naturwissenschaftlich formulierte, — der hat mit dem harmlos fröhlichen Genießer Burns nichts zu tun. Frühe fand dieser einen anderen Gegenstand, der ihn sinnlich unter die Knute nahm, — den Alkohol. Mit 31 Jahren ward er zum Trinker. So wenig wie er männlichen Willen bei der Lebensgestaltung und der Liebe gezeigt hatte, fand sich je ein Ansatz zu einem wirklichen, auf Verstehen beruhenden Kampf gegen den Alkohol. Willensschwäche, Planlosigkeit, fehlender Sinn für Unterordnung, beherrschende Sinnlichkeit, aber auch Stärke im Sinnesleben und reiche Formgebung in Gefühlsereignissen, wirklicher, weil unmittelbar das Empfinden erregender Humor[1]), — das war Burns. Alle diese Eigenschaften sind typisch irokeltisch. Auch der melancholische Hauch irischer Dichter (der ganze Moore ist eine Aeolsharfe, gelegentlich künstlich angeblasen) ist vorhanden. Seine Kunst entspricht dem. Auf dem Gebiet müheloser Kleinschöpfungen war er ein Meister ersten Ranges, weil noch frei von aller Sensitivität, noch kräftig und einfach, wahr und ohne Ziererei, und sogar seine Selbsttäuschung ist viel zu kindlich, um andere zu täuschen. Lieder, Epigramme, einige sog. „Balladen“, daneben die unsterblichen Humoristika „Tam o'Shanter“ und „The Jolly Beggars“, letzteres eine wahrhafte Inspiration an packender Kunst, — damit ist es zu Ende, und Carlyles Ansicht, es habe seinem Landsmann nur an Gelegenheit und Möglichkeit gefehlt, etwas Großes, Tragödien usw., zu schaffen, ist irrig und wird z. T. von ihm selbst widerrufen. Also auch in der Kunst nichts Umfassendes, nichts, was wie ein Stück Lebensarbeit schmeckt, kein Sieg, keine Stellungnahme zu großen Menschenfragen, keine Tiefe im Erkennen, eine Anschauung der Ereignisse, aber keine Weltanschauung, — kurz: kein Germanentum. Auch dessen Mängel fehlen ihm: die selbstzerstörende Kampfesfreudigkeit, die sinnenfremde Mystik, der rücksichtslose Drang nach Energieentfaltung, die gelegentlich furchtbare Härte, die rein-geistige Größe.

Somatische Anhaltspunkte, landschaftliche Abstammung und z. T. auch Ahnenreihe, Leben und Kunst ergeben das oben formulierte Urteil: Burns war ein Kelte, gehörte nicht in die englische Literatur, nicht in den Kreis germanischer großer Männer. — Vielleicht hat diese kleine Studie gezeigt, daß man mit inneren Kriterien in der Rassefrage ein gutes Stück weiterkommen kann.

---

## Die Bedeutung der Lebensdauer im modernen Staate.

### Eine Besprechung.

Dr. F. Gasters.

Die gesamte Wissenschaft und ihr Schrifttum ist offensichtlich bemüht, alle Vorgänge und Verhältnisse des Lebens der Menschheit

---

[1]) Der Angelsachse hat keinen Humor, gar keinen; seine humourists sind Satiriker oder platte Situationskomiker. Schon die prachtvolle Unmittelbarkeit des Burns'schen Humors verrät ihn als Nicht-Angelsachsen.

auf den verschiedenen Entwicklungsstufen vom Standpunkt des sozialen Forschers aus zu ergründen und zu bewerten. Behauptungen und Schlußfolgerungen der Theoretiker und Praktiker aus allen Abschnitten menschlicher Kulturgeschichte werden nachgeprüft, Forschungsergebnisse aller Völker und Zeiten zusammengetragen; manch längst vergessener, alter Schatz wird unter Schutt und Unrat neu entdeckt oder aus entstellender Umhüllung meisterhaft herausgeschält und alles dies dem einen Gedanken dienstbar gemacht, unbeirrt durch allgemeine religiöse Vorstellungen, besondere urchristliche oder konfessionelle Auffassungen und frei vom Drucke wissenschaftlicher oder politischer Ueberlieferung Menschenart und Menschenleben im natürlichen Entstehen, Sein und Vergehen richtig erkennen und den ursächlichen Zusammenhang des Blühens und Verblühens erfassen und wirksam beeinflussen zu können. Dieser gewaltige Trieb hat eine Fülle literarischer Erzeugnisse gezeitigt, die je nach Art und Absicht des Autors die verschiedensten wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen mit dem Beiwort sozial verbinden und mit großem Wechsel in Wert und Wirkung für den genannten Zweck nutzbar zu machen suchen. Recht fruchtbar erweist sich auf diesem Gebiete Alfred von Lindheim, der seinen „Saluti aegrorum“ und „Saluti juventutis“ benannten sozialstatistischen Untersuchungen weitere Folge gegeben hat in seiner jüngsten Arbeit: „Saluti senectutis, die Bedeutung der menschlichen Lebensdauer im modernen Staate. Eine sozialstatistische Untersuchung, 2. Auflage, Leipzig-Wien 1909, Franz Deuticke.“

Die Kunst, das menschliche Leben durch Ausnutzung aller förderlichen Einflüsse und Abwehr aller schädlichen Einwirkungen auf die möglich höchste Dauer zu bringen, hat zahlreiche Lehrer und Jünger zu allen Zeiten der Kulturgeschichte gefunden; auch über den Wert des Greisenalters für den einzelnen und die Gesamtheit finden sich in allen Kultursprachen eingehende Erörterungen; alle diese Arbeiten sind aber zumeist einseitige Fachleistungen. Eine eigenartige Neuheit ist aber wohl der Versuch von Lindheims, auf breitester Unterlage gesicherter Beobachtungen aus allen Forschungsgebieten der lebenden Natur Aufschluß zu suchen und zu geben über die Lebensdauer von Pflanzen, Tieren und Menschen, ihre physiologisch mögliche Höhe und die Gründe und Gesetze des Vermögens oder Unvermögens, diese Höhe zu erreichen; ein Versuch, den der Autor unternahm, getrieben von einer optimistischen Weltanschauung und getragen von der Ueberzeugung, „daß das Dasein des Menschen ein zweckmäßiges, ein zur Vervollkommnung und Veredelung der Schöpfung dienendes ist und sein muß“, überzeugend darzutun, „daß der moderne Staat ein ganz hervorragendes Interesse daran hat, die allgemeine Lebensdauer zu erhöhen und die Kräfte der Lebenden zu erhalten, damit diese Lebenden, welche gerade in ihrem späteren Alter einen unschätzbaren Reichtum kostbarer Erfahrungen repräsentieren, ihre Kräfte im Interesse des Staates und der Gesellschaft solange als möglich verwerten und der jungen Generation ein Beispiel des Fleißes und der Weisheit zu geben vermögen“. Naturwissenschaftler, Kulturhistoriker, Statistiker, Mediziner, Volkswirtschaftler, Versicherungs- und Verwaltungstechniker haben, wie in andern Werken von Lindheims, seine leitenden Grundgedanken als anerkannte Vertreter ihres Sonder-

faches in umfassenden Gutachten wissenschaftlich begründet und verwertet und damit dem Ganzen, ohne Schaden für sein einheitliches Gepräge, reizvolle Abwechslung und belebende Mannigfaltigkeit gegeben. Das Buch ist wirklich, was es sein will, „eine Unterlage für die Verwaltung und Gesetzgebung auf einem wichtigen, reformbedürftigen Gebiete."

Nach kurzem Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften wird im ersten Kapitel über „die Lebensdauer der Tiere und Pflanzen" ausgeführt, daß die Annahme von Leclerc-Buffon und Flourens, „die Lebensdauer sei sechsmal so lang, wie die Jugend- oder Wachstumszeit", mit den sicheren Forschungsergebnissen unvereinbar erscheint, vielmehr anzunehmen ist, daß das Wachstum von der Masse des Körpers abhängt und der Tod zu nahen pflegt, „wenn die Spezies im Durchschnitt für ihre Erhaltung genügend durch Nachkommen hat sorgen können". Das Studium des Wachstumsproblems ergibt weiter die bemerkenswerte Tatsache, daß der Mensch eine besondere Stellung einnimmt. Die bis jetzt untersuchten Säugetiere wenden bis zur Vollendung des Wachstums die gleiche Summe Energie auf, um 1 kg Körpergewicht zu erzeugen; der Mensch allein verbraucht, ehe er stirbt, rund viermal soviel als die Tiere. In Konsequenz seiner Weltanschauung erachtet von Lindheim es als menschliche Aufgabe, die Kräfte der Tier- und Pflanzenwelt zum Besten der Menschheit auszunutzen; die eigenartigen Beobachtungen, welche zur Annahme einer Tier- und Pflanzenseele geführt haben, werden gestreift, die schädlichen und nützlichen Wirkungen der Bakterien erörtert, alsdann der natürliche Tod der Lebewesen besprochen und schließlich die Folgerung gezogen, daß „wir nur mit allen Mitteln bestrebt sein können, das menschliche Leben so viel als möglich zu verlängern, ... indem wir trachten, ein gesundes Geschlecht gesund zu erhalten; indem wir trachten, den Menschen vor Unfällen und Krankheit zu behüten, damit er nicht vorzeitig sterbe, und indem wir durch ein verständiges Leben, durch Mäßigkeit und eine vernünftige Hygiene die natürliche Abnutzung der menschlichen Organe solange hinausschieben und verringern, als es möglich ist". Die fachwissenschaftliche Begründung dieser Gedanken folgt in dem an hochinteressanten, lesenswerten Einzelausführungen und geistvollen Schlußfolgerungen reichen Gutachten von Professor Dr. Karl Eckstein-Eberswalde, welches Lebensdauer und Todesursachen der Tiere und Pflanzen, die Unterschiede und Aehnlichkeiten in den Lebensbedingungen und Lebenserscheinungen der Pflanzen und Tiere, sowie schließlich die Stellung des Menschen im Verhältnis zum Pflanzen- und Tierreich umfassend erörtert und zu dem Schluß kommt, daß der ideale Zweck des Menschen, die Schaffung und Erhaltung langlebiger, körperlich und geistig rüstiger Menschen, die Forderung einer weisen, fürsorgenden Nutzung der im Tier- und Pflanzenreich gebotenen Naturschätze in sich schließe.

Im zweiten Kapitel: „Sterblichkeit und Lebensdauer des Menschen in der Vergangenheit" werden zahlreiche Beispiele dafür angeführt, daß das Menschenleben früher viel geringer bewertet wurde als heute. Die Ausgeburten des Cäsarenwahns forderten gewaltige Menschenopfer; Millionen Menschen sind religiösem Fanatismus erlegen; der Sklavenhandel hat Tausende und Abertausende dahingerafft; willkür-

liche Justiz und grausamer Strafvollzug haben unzählige Menschenleben vernichtet: das alles schildert in glänzender Weise Max Nordau in seinen „die Wertung des Menschenlebens“ betitelten Ausführungen, die ausklingen in das Schlußwort: „Als Maßstab der Gesittung aber lehrt die Sittengeschichte uns nicht den Verbrauch an Seife, sondern die geringere oder größere Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Menschenlebens, die niedrigere oder höhere Einschätzung seines Wertes kennen.“ — Um der weiteren Ursache hoher Sterblichkeit, die in mangelhafter allgemeiner und persönlicher Hygiene zu erblicken ist, zahlenmäßig nahe zu kommen, sind die verläßlichsten Quellen, nämlich die Aufzeichnungen über Leben und Tod der Geistlichkeit und der deutschen Fürstenfamilien, herangezogen und auch die noch weniger genauen Berichte über die bürgerliche Bevölkerung vom Beginn des Mittelalters an kritisch verwertet worden. So erfahren wir aus dem überaus fleißigen, gründlichen und anregenden Gutachten von Dr. Max Kemmerich-München: „Die Lebensdauer und die Todesursachen innerhalb der deutschen Kaiser- und Königsfamilien“ außer vielen sittengeschichtlich und hygienisch-medizinisch wertvollen Einzelheiten die wichtigen Schlußfolgerungen, daß seit dem frühen Mittelalter die Lebensdauer in den Kaiserfamilien in stetigem Wachstum begriffen ist, die Lebensdauer überhaupt in geradem Verhältnis zur Kultur eines Volkes steht, der lebensverlängernde Einfluß des Wohlstandes unverkennbar und die bisher geltende Anschauung, daß der Fortschritt der Kultur und der wachsende Reichtum zur Degeneration führe, grundfalsch ist, und schließlich, daß rationelle Pflege in der Kindheit das ganze Leben lang einen segensreichen Einfluß ausübt.

Der folgende Beitrag von Dr. Prinzing „die Sterblichkeit in der bürgerlichen Bevölkerung Deutschlands seit den Zeiten der Karolinger“ bringt anschauliche Schilderungen der schädigenden allgemeinen Lebensgewohnheiten der Fürsten, Ritter, Bauern und Städter früherer Zeiten, ferner wertvolle Angaben über die verheerenden Seuchen und Krankheiten, als da sind Pest, Fleckfieber, Influenza, Diphtherie, Masern, Scharlach, Aussatz, Skorbut, Syphilis, Pocken und das durch mit Mutterkorn vergiftetes Brot entstehende „heilige oder Antoniusfeuer“, ferner über die mangelhafte Ausübung der Heilkunde und Krankenpflege. Wir erhalten den zahlenmäßigen Beweis, daß mit steigender Bildung und Kultur die mittlere Lebensdauer steigt und die Sterblichkeit erheblich sinkt.

Einen ganz eigenartigen Reiz gewährt das Studium des dritten Kapitels „Lebensdauer früher und jetzt. Expertise betreffend 705 Greise und Greisinnen“. Nach kritischer Wertung der bisher bekannten „ältesten“ Menschen und der die Lebensdauer behandelnden Statistiken erfahren wir, daß das Normalalter nach Lexis in Uebereinstimmung mit dem Psalmisten für Männer auf 67 Jahre und für Frauen auf $72\frac{1}{2}$ Jahre zu beziffern ist, daß aber nach den preußischen Sterbetafeln von tausend männlichen Lebendgeborenen 970 dieses Ziel nicht erreichen. Die wertvollen Ergebnisse der wohl einzigartigen Expertise scheinen zu beweisen, daß die legitim geschlossene Ehe, die Abstammung von gesunden, langlebigen Eltern und Großeltern, Ernährung an Mutter- oder gesunder Ammenbrust, Mäßigkeit und regelmäßige, möglichst lange fortgesetzte Arbeit die Lebensdauer

erhöhen, daß gemischte Kost zu bevorzugen, der mäßige Genuß von Alkohol für altwerdende Menschen nützlich und mäßiger Tabakgenuß nicht gesundheitsschädlich ist.

Das vierte Kapitel: „Der Wert des Menschenlebens" will uns den Wert einer langen Lebensdauer für den Einzelmenschen und die Gesamtheit nahebringen. Der auf der Kostenfrage allein aufgebauten ziffernmäßigen Wertschätzung des Menschen wird der nach der Gesamtsumme der von allen arbeitsfähigen Menschen eines Staates geleisteten Arbeit für den einzelnen zu berechnende Anteil gegenübergestellt und in den Gutachten des altbewährten Rufers im Streit gegen die Kindersterblichkeit, Geheimrat Biedert-Straßburg, und des Dr. Leon Zeitlin-Berlin wird der Versuch einer Gewinn- und Verlustrechnung gemacht über Sterblichkeit und Lebensdauer der Glieder des modernen Staates. Die fesselnden Ausführungen nehmen Stellung zu allen auf diesem gewaltigen Gebiet betätigten bezw. angeregten hygienisch-medizinischen Bestrebungen und volkswirtschaftlichen Fragen und berechtigen zu der Schlußfolgerung des Herausgebers: „Wer den Wert der menschlichen Arbeit und damit auch die lange Lebensdauer schätzt, muß dafür eintreten, daß der natürliche Gang der Menschenvermehrung nicht willkürlich unterbrochen werde. Er wird als einen tatsächlichen und ziffernmäßig zu bewertenden Schaden ansehen, was die Geburten verhindert und was den Menschen in seiner Existenz gefährdet, als einen ebensolchen Gewinn aber die Erhaltung jedes Menschen, der, ob hoch oder niedrig, alt oder jung, noch zu den Arbeitenden seines Volkes gezählt werden kann und gezählt sein will."

Das fünfte Kapitel „die Sterblichkeit im Ruhestande" bringt uns den ziffernmäßigen Beweis, daß „des Dienstes immer gleich gestellte Uhr" für die Mehrzahl der nach Lebensgang und Gewohnheit befragten Greise im Ruhestande Gegenstand der Sehnsucht war. Aus den diesem Kapitel beigegebenen Gutachten, „die Sterblichkeit im Ruhestande" von Professor Dr. Harald Westergaard-Kopenhagen und „die erhöhte Sterblichkeit im Ruhestand", von Reg.-Rat Prof. Dr. Johann Raths-Berlin, ergibt sich ebenso wie aus den Ausführungen von Arnold Spitz' „Die Sterblichkeit österreichischer Pensionisten" die Tatsache, daß „die Sterblichkeit im Ruhestande befindlicher Personen im allgemeinen eine bedeutend höhere ist, als diejenige berufstätiger Individuen" und weiterhin die Schlußfolgerung: „die durchschnittliche Verkürzung der der Arbeit gewidmeten Epoche des menschlichen Lebens ist gleichbedeutend mit durchschnittlicher Lebensverkürzung. Das Ideal einer sozialpolitischen Weiterentwicklung liegt demnach nicht in der schablonenmäßigen Verkürzung der Arbeitsdauer breiter Gesellschaftsschichten, sondern im systematischen Ausbaue aller jener Einrichtungen, welche geeignet sind, die Arbeitskraft bis zu der in der Natur des menschlichen Organismus liegenden äußersten Grenze schonend zu erhalten". Wen der Ausbau unserer sozialpolitischen Gesetzgebung interessiert, und ganz besonders alle die zur verantwortlichen Mitarbeit berufenen Kreise mögen sich die Fülle der in diesem Kapitel enthaltenen Tatsachen und Schlüsse zu eigen machen, um in dem offenkundigen Streit der Tatsachen, Theorien und Wünsche den rechten Standpunkt finden und behaupten zu können.

In dem mit „Rückblick“ betitelten sechsten Kapitel wird zunächst an der Hand der von Newman Dorland in dem Londoner Century illustrated Monthly Magazine (April 1908) gegebenen Uebersicht über Anfang und Ende der schöpferischen Kraft hervorragender Talente der Beweis erbracht, daß unter den wirklich großen Talenten und Führern auf allen Gebieten des Schaffens die Zahl der alten Männer und Frauen so ungewöhnlich groß ist, daß man bei Beurteilung der „Schöpferkraft“ dem Alter, ja dem hohen Alter, eine besondere Befähigung zu hervorragenden Leistungen unbedingt zuerkennen darf. Staat und Gesellschaft müssen daher die Verlängerung der Lebensdauer mit allen Mitteln erstreben und zunächst dafür sorgen, daß, ohne zu den (amerikanischen) Ausnahmegesetzen und zwangsweise durchgeführten, die Fortpflanzung hindernden, Operationen die Zuflucht zu nehmen, mit immer erneuter Belehrung durch Aerzte, Schriftsteller, Geistliche, Vereine darüber, daß Gesundheit der beiden eheschließenden Teile über Vermögen, Rang und Zuneigung zu stellen sei, ferner durch Aufhebung der ärztlichen Schweigepflicht vor Eheschlüssen und strafrechtliche Verfolgung der in- und außerhalb der Ehe durch Syphilisübertragung betätigten Körperverletzung die Erzeugung gesunder Nachkommenschaft nach Möglichkeit gesichert wird. Mutter- und Säuglingsschutz müssen angesichts der Tatsache, daß 80 pCt. der oben befragten Greise und Greisinnen an der Mutterbrust genährt waren, nachdrücklich gefordert werden, ebenso unentwegter Kampf gegen die Unnatur unserer modernen Erziehung und unseres geselligen Lebens, deren Schäden durch alle die gewaltigen Fortschritte der Heilkunde und Hygiene nicht wett gemacht werden können. Die aus den Kreisen der bei Durchführung der deutschen sozialpolitischen Gesetze beteiligten Aerzte und Verwaltungsbeamten mehr und mehr betonte Forderung, daß in erster Linie erstrebt werden muß, den Arbeiter möglichst lange arbeitsfähig zu erhalten und den erkrankten möglichst schnell und vollkommen wieder herzustellen, wird auch durch von Lindheim erhoben und zu dem Zweck die innige Verbindung der Invaliditäts- und Altersversicherung mit der Kranken- und Unfallversicherung empfohlen. Die bedenklichen Wirkungen gesetzlicher Altersgrenzen für Lehrer, Beamte und Offiziere werden durch Beispiele veranschaulicht, die Not des für das Alter nicht versicherten und daher oft unversorgten Mittelstandes, die durch Greisenasyle und Versorgungshäuser zu mildern wäre, wird geschildert und schließlich das erhebende selbstzufriedene Gefühl gepriesen, mit dem der bis zum letzten Augenblick Schaffende dem am Lebensabende als Freund nahenden Tode entgegenblicken wird.

Im Schlußkapitel werden als Ergebnis der Untersuchungen und Erwägungen die Forderungen an den Staat und an die Gesellschaft zum Zweck der nutzbringenden Erhöhung der menschlichen Lebensdauer in 14 Leitsätzen aufgestellt.

Möge das dem Titel nach dem Wohl des Alters, in Wirklichkeit dem Gemeinwohl im weitesten Sinne geweihte Buch eifrige, begeisterungsfähige Leser finden und dem Glauben an die bessere Zukunft des Menschengeschlechtes neue und treue Anhänger werben, die befähigt, gewillt und stark sind, den vielen wertvollen Anregungen

praktische nachhaltige Wirkung und Folge zu geben; unser Volk und die gesamte Kulturwelt werden davon hohen, bleibenden Gewinn haben.

---

# Zur Theorie der Germanen-Heimat.

(Ein Nachtrag.)

Th. Bieder.

Die folgenden Ausführungen erheben — selbst als Nachtrag — keinen Anspruch darauf, das Thema irgendwie zu erschöpfen, dazu ist es trotz scheinbarer Einseitigkeit zu sehr ausgedehnt und schier unergründlich. Wenn auch alle Erscheinungen auf die eine Formel „Weltstellung des Germanentums" reduziert werden sollen, so führen doch bekanntlich sehr viele Wege zu diesem Ziele, und jeder einzelne Weg ist eine Wissenschaft für sich und eröffnet einen weiten Ausblick. In der Darstellung der literarischen Entwicklung konnte die Tatsache festgestellt werden, daß der Gang der Wissenschaft, ihre Stellung zum Germanenproblem, wesentlich beeinflußt wurde durch den allgemeinen Zeitcharakter, durch die im gegebenen Augenblicke vorherrschende Weltanschauung. Wie heute in der Erforschung germanischen Altertums das kulturelle Element im Vordergrunde des wissenschaftlichen Interesses steht, so war es vor 150 Jahren, wie ausgeführt, das rein naturwissenschaftliche, das die innere Einheit des Menschengeschlechts als ursprünglich gegeben betrachtete und die Differenzierung in die einzelnen Rassen nur als ein Mittel zum Zweck auffaßte, die Einheit der Menschheit in ferner Zukunft wieder herzustellen. Dem Germanenproblem war diese Auffassung wenig günstig, denn sie besiegelte den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts in Asien und stattete alle Rassen mit den gleichen Entwicklungsfähigkeiten aus, wobei es wenig darauf ankam, ob die jedermann sichtbaren Tatsachen sich damit vertrugen oder nicht.

Daß derartige selbstverständlich erscheinende Ausführungen noch heute nicht ohne Berechtigung sind, beweisen die immer wieder in striktem Gegensatze zu allen sicheren Forschungsergebnissen auftauchenden Stimmen, die mehr Verwirrung anrichten als Ordnung schaffen, wie man es doch nach ihrer überlegenen Tonart vermuten sollte[1]). Im Grunde ist die Allgemeinheit — gerade im Hinblick auf

[1]) Es kommen hier nicht nur die prinzipiellen Rassenleugner wie Professor Ludwig Stein, Jean Finot und die berufenen Mitarbeiter des Berliner Tageblattes und der Frankfurter Zeitung in Betracht, sondern auch wissenschaftlich sehr ernst zu nehmende Kreise, teilweise auch solche, die in ihren Tendenzen der Rassenforschung und dem Problem der Germanenheimat nahe stehen sollten. Um einige Beispiele zu nennen: In der Germanisch-romanischen Monatsschrift wurde in Artikeln von Dr. Neckel und Dr. Gardthausen die Herkunft der Runen und der allgemeinen europäischen Schrift als Vorwand benutzt, um auf das Barbarentum der Germanen hinzuweisen. Die verschiedenen Ausführungen, in denen u. a. der „vielverketzerte" Adelung als Kronzeuge für die Gegenwart angerufen wurde, gaben Dr. Ludwig Wilser und mir wiederholt Veranlassung, in den Zeitfragen (Mai—Juni 1909) und in den Hamburger Nachrichten (30. Sept. 1909) Stellung dagegen zu nehmen. — In den „Alldeutschen Blättern" vom 30. Okt. 09 bespricht „W." die Uneinigkeit über die Urheimat der Germanen und die vermeintliche Unsicherheit prähistorischer

das Germanenproblem — nur wenig aus den Anschauungen des 18. Jahrhunderts herausgewachsen; denn wo und wann wären die Resultate der Germanistik irgendwie für das große Publikum fruchtbar gemacht worden? Der exklusive Charakter der Wissenschaft verhinderte schon an sich die Berührung mit weiteren Kreisen. Derselbe Geist, der schon vor mehr als 100 Jahren den hamburgischen Professor Dr. Gottfried Schütze veranlaßte, seine „Schutzschriften für die alten Deutschen und die nordischen Völker" (2 Bde., Leipzig 1773 und 1776) herauszugeben, müßte auch heute die Germanisten anspornen, aus dem Rahmen ihres scheinbar einseitigen Faches herauszutreten und Fühlung mit den Strömungen der Gegenwart zu gewinnen, was wirklich nicht so schwer ist, wenn es nur gelingt, die goldene Kette, die uns in ungebrochener Reinheit mit der Vorzeit verbindet, wieder aufzuzeigen.

Mit einer gewissen Selbstironie sind die Widersprüche, in die die Wissenschaft mit der Wirklichkeit geraten war, zuweilen auch ex officio erkannt und zugegeben worden. So von Christian Hostmann in der Abhandlung „Zur Geschichte und Kritik des nordischen Systems der drei Kulturperioden" (1875): „Es ist demnach kein Zweifel, daß die Steingräber errichtet wurden von einem indogermanischen Volke, mithin von unseren direkten Vorfahren. Und so ergab sich uns durch eine weitläufige kritische Betrachtung nur wieder dasselbe Resultat, das bereits die Antiquare des vorigen Jahrhunderts, ein Abel, Eccard, Keysler, Rhode, Beckmann, Zimmermann, Mushard, Lodtmann, Pratje, Schatenius, Nunningh, Baring usw., lediglich aus der unbefangenen Anschauung der örtlichen Verhältnisse, die nirgends einen Abschnitt oder eine Unterbrechung, sondern überall nur die engste Zusammengehörigkeit zwischen Steingräbern und Hügelgräbern und Urnenlagen erkennen lassen, gewonnen hatten: einstimmig erklärten sie die Steinbauten unserer Gegenden (Nordwestdeutschland) für urgermanische oder altsächsische Grabdenkmale und Opferaltäre. Es bewahrheitet sich hier das bekannte Wort: »Das längst Gefundene wird wieder verscharrt«."

Mit der im Reformationszeitalter häufig und dann bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts verstreut auftauchenden Lehre von der nordischen Herkunft der Germanen ist es nicht anders gegangen. Aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind mir zwei weitere Schriften bekannt geworden — eine allerdings nur dem Titel nach[1]) —, die sich zu dieser Lehre bekennen. Die andere — die von F. W. von Wedel-Jarlsberg 1781 herausgegebene „Abhandlung über die ältere Scandinavische Geschichte von den Cimbern und den Scandinavischen Gothen" — stand bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen, ist aber in so unvorteilhafter Ausstattung und so mangelhaftem Drucke

Forschungen, und fügt hinzu: „Meinetwegen können wir vom Sirius gefallen sein." So leicht wollen wir uns doch nicht über so weittragende Probleme hinwegsetzen! — Die Halbmonatsschrift „Der Mensch" brachte jüngst aus der Feder Bertha Wachsmanns eine längere Besprechung eines von dem Dänen Grönbeck herausgegebenen Werkes „Psychologie der Germanen", das allem Anschein nach Adelung näher steht als Dr. Woltmann und Dr. Wilser. Leider genügt die Besprechung selbst nicht den Anforderungen, die man an eine wissenschaftliche Kritik stellen darf.

[1]) Acta societatis Jablonovianae de originibus ab aquilone venientium Slavorum, 1775.

erschienen, daß sie in der Gegenwart keine Freunde mehr gefunden zu haben scheint. Des Verfassers Standpunkt bekundet sich gleich am Beginn der Vorrede: „Scandinavien, benebst dem Scandinavisch-Cimbrischen Ursprung der in Gallia Celtica niedergelassenen, und sich von dar in Italien und im südlichen Europa ausgebreiteten Celten, waren den Massiliensern bereits Jahrhunderte hindurch bekannt gewesen, ehe und bevor die Römer und Griechen hievon Kenntnisse erhielten.“ Ferner: „Des Pytheas Nachrichten von dem Scandinavischen Haupt-Celtica, von welchem das Gallische Celtica den Namen erhalten hat, nachdem sich die Cimbrische-Skandinavische Pflantzvölcker in selbigem niedergelassen haben, machen uns Alles, was von deren Ausbreitung von dem sich vom Nord-Pol bis zu der Meotischen See erstreckenden Celtica gemeldet wird, begreiflich. Sie belehren uns die sehr natürliche Ursache von der, in den Zeiten der Unwissenheit, als ein Wunder ausgeschrieenen Vermehrung dieser Pflantzvölker, von deren Würklichkeit ihre Ausbreitung und ihre Unternehmungen zeugen.“ Und endlich: „Ich verhoffe, daß mir der unpartheyische Leser nicht das Zeugniß wird versagen können, daß ich mich einzig durch die mit Fleiß erforschte Geschichte und die gesunde Vernunft habe leiten lassen, wenn ich Scandinavien als den Hauptsitz der Cimbrer, und hiernächst der früheren Gothen, festsetze, nachdem ich getreulich die Gründe meiner Abweichung von den bisherigen Hypothesen angezeigt habe.“

Wedel-Jarlsbergs Ansicht, die die Cimbrer zu Galliern (Celten) macht, findet ein Gegenspiel in einer 1774 in A. F. Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie anonym erschienenen Abhandlung „Von der Gothen Herkunft“. In derselben werden die Heruler, Rugier, Burgunder und Gothonen zu Slawen gemacht. Als in der neunten allg. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Kiel (1878) Poesche für das Slawentum der Sueven, Langobarden und der vandalischen Völkerschaften eintrat[1]), hätte er, statt sich auf Wersebe (ca. 1825) zu berufen, auf diesen noch 50 Jahre älteren Artikel zurückgreifen können. Der innere Zusammenhang dieser drei Stimmen bleibt jedenfalls gewahrt, — auch eine „Genealogie der Theorieen“.

1788 beginnt die groß angelegte, von Conrad Mannert verfaßte „Geographie der Griechen und Römer“. Besonders wohltuend berührt das warme und die neueren Bearbeiter der antiken Geographie weit überragende Interesse an unserer germanischen Heimat, deren Beschreibung der stattliche dritte Band (776 Seiten!) gewidmet ist. Wollte man daraus Schlüsse auf das Interesse für die deutsche Vorzeit am Ende des 19. Jahrhunderts ziehen[2]), das Resultat wäre wenig erfreulich. Mannerts moderner Standpunkt tritt allerdings in diesem monumentalen Werke noch nicht in so hohem Grade hervor, wie wir es an einem späteren bewundern können, wenn er auch hier ersichtlich das Germanentum innerhalb der antiken Völkerschaften wie einen „rocher de bronze zu stabilieren“ bestrebt war. Diese spätere Schrift

---

[1]) S. Korrespondenzblatt der Gesellschaft usw. 1878, S. 137 ff.

[2]) In Kieperts Handbuch der alten Geographie (1878) entfallen von 544 Seiten nur 9½ auf Germanien und den Norden.

ist die schon von Clement erwähnte, 1829 erschienene „Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken“, in der es auf S. 4 heißt: „Tacitus erklärt die Germanen unbedenklich als Kinder ihrer Erde, und ich teile mit ihm die nämliche Ueberzeugung, weil sich kein Beispiel in der Geschichte findet, daß große Nationen aus ihren Ursitzen völlig sind verdrängt worden, obgleich der Fall bei einzelnen Zweigen sich ereignen kann.“ Weiterhin kritisiert Mannert die Hypothesen von der Herkunft der Germanen von Persern und Indern und schreibt in bezug auf letztgenannte: „Von der Abkunft des Volks und seiner Sprache aus dem noch ferneren Indien ziemt es dem nüchternen Geschichtsforscher für jetzt noch gänzlich zu schweigen, bis der Rausch der Begeisterung[1]) sich in ruhige Besonnenheit aufgelöst hat. Erheben einst überzeugende Gründe die Vermutungen zur bleibenden Gewißheit, so fügen wir uns willig unter die Annahme fremder Abstammung; bis zu dieser vielleicht bald erscheinenden Periode aber bleibe der Grundsatz: der Höchste schuf für den Deutschen die seinen Verhältnissen passende Portion der Erde, und er entwickelte sich in derselben auf ganz eigene Weise.“ Die letzten Worte klingen an Eduard Arnd an; im ganzen aber charakterisiert sich Mannert als würdiger Vorgänger Clements.

Das Gleiche ist der Fall bei P. F. Stuhr, dessen „Abhandlungen über nordische Altertümer“ (Berlin 1817) sich wunderbar in den Kreis unserer Betrachtungen einfügen. Der Verfasser verbindet philosophische Tiefe mit glänzendem Stile, Eigenschaften, die seine Schrift zu einer der äußerst lesenswerten Erscheinungen auf dem Gebiete germanistischer Literatur machen. Ein treffliches Beispiel dafür bietet S. 47: „Wenn früher teils der Glaube an die Unfehlbarkeit des Wortes der Bibel, teils das Bestreben, alle Vernunftentwicklung und jedes geistige Dasein äußerlich abzuleiten von einem Bestehenden, schon Gebildeten, die Uranfänge der Geschichten aller Völker dem Orient verknüpfte, so hat auch zu unserer Zeit ein falsches Suchen nach Einheit viel Unfug in der Wissenschaft angerichtet. Wissenschaftliche Einheit jedoch ist keine äußere, sondern die der Idee selbst, die jeder Vernunft eingeboren ist, und die überall, wo sie sich findet, in ihrem Zentrum sich selbst gleich sein muß, eben vermöge der Sichselbstgleichheit des Lebens an sich. Finden wir also in den besonderen Mythen gleiche Ideen unter verschiedener Form, so berechtigt uns dies keineswegs auf eine Urmythe zu schließen, mit der die Mythen der verschiedenen Völker in einem äußerlichen Zusammenhange ständen, sondern die Urmythe ist eben alsdann nichts anderes als die Urwahrheit des Lebens selber, die die Seele jeder Vernunft und der erste Grund des Erkennens ist. Die französische Ansicht, die namentlich Bailly durch so viele Hypothesen zu stützen sucht, von einem Normal- oder Urvolk in Asien, wovon her alles Göttliche den Menschen zugekommen wäre, ergreift das Leben offenbar äußerlich und mechanisch. Einen Urstand hat ohne Zweifel jedes Volk gehabt, und sich überall die Vernunft von innen heraus entwickelt, nicht aber von außen herein. Und darum führen

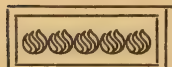
[1]) Wie deutlich sich hierin der Charakter der damaligen Sprach- und Urgeschichtsforschung spiegelt!

auch alle Hypothesen von einem Zusammenhang der Völker mit dem ältesten Asien zu ganz und gar nichts."

Baillys Ansicht von der Lage der Atlantis Platos im äußersten Norden Asiens war nach Mitteilung von Karl Ernst Adolf von Hoff[1]) durch Rudbecks Atlantica mitbeeinflußt. Immerhin hat Baillys Lehre über den Werdegang des Menschen vom Nordpol her Dr. Ludwig Wilser veranlaßt, ihren Urheber als Vorläufer der modernen Lehre vom „nordischen Schöpfungsherd"[2]) in Anspruch zu nehmen, wenn auch die Wege Baillys und der Modernen, die wie Mannert, Stuhr[3]) und Clement für ein Schöpfungszentrum im Norden Europas eintreten, nicht völlig übereinstimmen.

* * *

Von dem Material, das mir nach Abschluß der „Beiträge" im Oktober-Hefte zugeflossen ist, habe ich hier die bedeutenderen Erscheinungen, soweit sie die Theorie der Germanen-Heimat betreffen, zusammengestellt, von der Aufnahme der minder wertvollen aber abgesehen. Weitere Vorläufer der Woltmannschen Rassenforschung hoffe ich in einer Fortführung meiner „Beiträge" bis auf die Gegenwart (im nächsten Jahrgange dieser Zeitschrift) verwerten zu können. In der Blüte den Keim zu erkennen, ist m. E. immer wertvoll, und darum hoffe ich keinen „Anachronismus" zu begehen, wenn ich der Beschreibung gegenwärtiger Forschung auch noch einige Resultate älterer Forschungen angliedere.



## Berichte und Notizen.



**Die Rassenfrage in den Kolonien.** Zu diesem Thema macht Prof. Samassa in seinem jüngst erschienenen Werk „Die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas" folgende beachtenswerte Ausführungen: „Für die Politik, die wir in unserer Kolonie befolgen, muß es von entscheidender Bedeutung sein, ob wir die Tätigkeit des Weißen als einen wesentlichen Faktor in der wirtschaftlichen Produktion ansehen, es für wünschenswert halten, daß eine möglichst große Zahl von Weißen in der hier dargelegten Weise als Besitzer von Land den Produktionsprozeß leitet, oder ob wir der Ansicht sind, daß dies besser dem selbständigen Eingeborenen zu überlassen ist. Der Gegensatz: Eingeborenen- oder Plantagenkulturen trifft den Kern der Sache nicht ganz; es muß besser heißen: Eingeborenen- oder Europäerkulturen? Man hat sich in kolonialpolitischen Kreisen, insbesondere des Reichstags, dem Dilemma so entziehen zu können geglaubt, daß man sagte, man müsse das eine tun und das andere nicht lassen, es könnte sehr gut beides nebeneinander bestehen. Das ist an sich zwar richtig, es enthebt aber nicht der Notwendigkeit, zu der Frage doch Stellung zu nehmen; denn es ist natürlich ein großer Unterschied, ob man die Eingeborenenkulturen als das Wünschenswerte, die Europäerkulturen nur als einen Notbehelf betrachtet, oder umgekehrt. Alle Maßregeln der Verwaltung werden

---

[1]) Geschichte der natürl. Veränderungen der Erdoberfläche, Bd. 1, 1822, S. 172.

[2]) Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre, 1909, Heft 5.

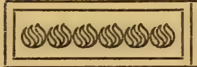
[3]) Von Stuhr sei noch ein treffliches Wort (S. 4) berichtet: „Wollen die Deutschen den Geist ihrer ältesten Geschichte anschauen, so müssen sie nach Skandinavien wandern, und Früchte genießen, die unter dem nordischen Himmel gereift sind." Welch kräftiges Anpacken der Probleme erweist sich in solchen Sätzen gegenüber der „tändelnden" Unsicherheit mancher zeitgenössischer Schriftsteller!

davon mehr oder weniger beeinflußt sein. Die Auffassung, die in diesem Buche vertreten wird, kann nach all dem bereits hier Vorgetragenen nicht gut zweifelhaft sein; es scheint aber doch nötig, auch die für den andern Standpunkt vorgetragenen Gründe hier kurz durchzugehen. Man kann diese Gründe in ethische und praktische scheiden. Für die Würdigung beider ist die Stellung wichtig, die man zur Rassenfrage einnimmt. Zunächst also über diese ein paar Worte. Gelegentlich stößt man auch bei Leuten, die den hier vertretenen Anschauungen sehr nahe stehen, auf Redensarten, wie die: man dürfe den Vorsprung einer 2000 jährigen Kulturentwicklung, die wir vor dem Neger voraus hätten, nicht übersehen. Das ist nicht der springende Punkt; denn unsere Kulturentwicklung ist nur eine Folge dessen, was wir vor dem Neger voraus haben: eine andere geistige Organisation, mag man diese nun auf eine transzendente Ursache im philosophischen Sinne zurückführen oder auf das physiologische Substrat der bei den beiden Rassen verschiedenen Gehirnstruktur. Jedenfalls würden auch schon vor 2000 Jahren unsere germanischen Vorfahren, trotz des Mangels einer „Kultur", sich bestens dafür bedankt haben, die Neger als ihresgleichen zu betrachten, und bekanntlich haben sie auch schon damals auf die Ansprüche der Römer, die sich auch auf ein paar Jahrhunderte Kulturentwicklung berufen konnten, die sie vor ihnen voraus hätten, anders reagiert, als die Neger heute auf das gleiche Verfahren unsererseits. Nun kann man natürlich, wie dies die Entwicklungslehre tut, die Ansicht vertreten, daß auch die geistige Organisation einer Rasse, geradeso wie ihre körperliche, allmählich entstanden, also wandelbar ist. Sei es nun aber, daß dazu außerordentlich lange Zeiträume erforderlich sind oder besondere Bedingungen, wie etwa eine nachdrückliche Wirkungsmöglichkeit der natürlichen Zuchtwahl: es ist bisher jedenfalls kein Beweis dafür erbracht worden, daß ein Volk in geschichtlicher Zeit seine geistige Konstitution verändert habe. Es wird z. B. doch kaum jemand behaupten wollen, daß die Kulturhöhe, auf der wir angelangt sind, von einer höheren geistigen Organisation Zeugnis ablege, als die der alten Griechen. Wir haben die uns adäquate Kulturentwicklung zeitlich später durchgemacht und durch das uns Gemäße etwas Neues geschaffen; es wäre aber eine starke Ueberhebung, es als etwas Höheres zu bezeichnen, es sei denn, daß man Kultur und Zivilisation verwechselt. Wenn sich nun die geistige Veranlagung einer Rasse mindestens innerhalb von Zeiträumen, die für eine geschichtliche Betrachtung, wie für die praktische Politik gleicherweise in Frage kommen, nicht ändert, dann hat es auch keinen Sinn, den Neger das „einholen" lassen zu wollen, was wir vor ihm voraus haben. Dann kann es sich höchstens darum handeln, ihm die Teile unserer Kultur und — hauptsächlich wohl — unserer Zivilisation mitzuteilen, die er nach seiner vererbten geistigen Veranlagung aufnehmen kann, und deren Aneignung nicht im Widerspruch zu der Stellung steht, die wir ihm im Wirtschaftsleben der Kolonie zuweisen. Damit entfällt von selbst ein Ziel der Einwirkung der weißen Rasse auf die schwarze, selbst wenn dieses Ziel, was vom dargelegten Standpunkt des Rassenunterschiedes bestritten werden muß, überhaupt erreichbar wäre: sie unsern Kulturvorsprung mit unserer Hilfe einholen zu lassen, ihnen dann aber — logischerweise — das volle Selbstbestimmungsrecht wieder zu geben, zu dessen vernünftigem Gebrauch sie dann ja auch ganz befähigt sein müßten, da sie sich ja in nichts mehr von uns unterscheiden würden. Derartigen Utopien haben die Missionen, insbesondere in früheren Zeiten, nachgejagt, sich aber in letzter Zeit, angesichts der doch allzu deutlich sprechenden Tatsachen, mehr und mehr zu vernünftigeren Anschauungen bekehrt. Damit sind wir bei dem Standpunkt angelangt, daß der Neger für „ewige Zeiten" der Vormundschaft des Weißen bedarf, und daß wir ihm unser Gesetz auflegen; und das ist gleichbedeutend mit der Rassenherrschaft und dem von der herrschenden Rasse auf die unterworfene ausgeübten Zwang. Wie die Missionen das mit der christlichen Lehre und der allgemeinen Brüderlichkeit in Einklang bringen, ist ihre Sache. In der Praxis kommen auch sie um den Zwang nirgends herum und sehen es insbesondere sehr gerne, wenn er von dritter Seite zu ihren Gunsten ausgeübt wird. Ich brauche kaum zu sagen, daß der von der herrschenden Rasse ausgeübte Zwang nichts zu tun hat mit dem Zwang, den wir als Mitglieder einer Kulturgemeinschaft täglich erleiden, indem wir uns den Interessen der Gemeinschaft unterordnen müssen; denn hier fügen wir uns aus freier Einsicht in das Notwendige, empfinden letzten Endes die Herrschenden als die Vollstrecker des Willens der Gesamtheit, als deren Teil wir in der einen oder der andern Weise unsere Meinung und unsern Willen auch zur Geltung bringen können. Indem wir den Neger beherrschen, legen wir ihm, selbst wenn wir keine materiell egoistischen Absichten dabei haben, das auf, was wir, nicht das, was er für gut und nützlich hält. Wenn sich aber unser ethisches

Empfinden mit der Ausübung des Zwanges gegenüber der schwarzen Rasse abfinden kann, so wird es sich lediglich darum handeln, welchen Grad seiner Anwendung wir für berechtigt halten. Im allgemeinen verurteilen wir wohl alle, ohne Unterschied der Weltanschauung, die Sklaverei; immerhin haben sich die christlichen Kirchen auch mit ihr jahrhundertelang abgefunden. Aber es ist nicht gerade die Freiheitsbeschränkung, die dem in Sklaverei befindlichen Individuum auferlegt ist, die unserm humanen Empfinden am meisten zuwiderläuft, sondern die Grausamkeiten, mit denen dieser Zustand, insbesondere aber die Beschaffung der Sklaven, vielfach untrennbar verknüpft war. Wäre ersteres der Fall, so könnte doch eine „humane" Regierung, wie die unsere, das Bestehen der Sklaverei, wie es in unserer Kolonie noch auf eine beträchtliche Zeitspanne gesetzlich gesichert ist, nicht einen Augenblick dulden, die öffentliche Meinung in Deutschland müßte sich ungestüm dagegen auflehnen; da aber anerkanntermaßen die bestehende Haussklaverei zu ungebührlich grausamer Behandlung nicht führt, und in diesem Fall die Regierung die Möglichkeit zum Einschreiten hat, finden wir uns damit ohne Widerspruch ab; in der Beschränkung des freien Willens der Sklaven sehen wir weiter kein Unglück. Ja, mit Rücksicht auf unsere Herrschaftsinteressen erleichtert die Regierung den Freikauf von Sklaven nicht allzusehr, weil sie dadurch eine Schädigung der materiellen Interessen der Araber, der früheren Herren des Landes, fürchtet, die sie lieber zu Freunden als zu Feinden der deutschen Herrschaft machen will. Wir handeln damit jedenfalls vernünftiger als die Engländer, die aus rein sentimentalen Gründen in Britisch-Ostafrika und Zanzibar die Sklaverei als gesetzlichen Zustand aufgehoben haben. Im übrigen dürfen wir ja auch nicht vergessen, daß in der Antisklavereibewegung praktisch-materielle Beweggründe immer eine große Rolle gespielt haben. So schon im amerikanischen Bürgerkrieg die Frage der „poor whites" in den Südstaaten; seinerzeit in der Kapkolonie das nationale Moment der Unterdrückung der holländischen Bewohner; und in der ganzen Bekämpfung des Sklavenhandels die Erwägung, daß an eine Erschließung des schwarzen Kontinents durch die weiße Rasse solange nicht gedacht werden kann, als der Sklavenraub das Land periodisch verwüstet und entvölkert. Letzten Endes hat die humane Flagge den Machtkampf gedeckt, den wir mit den Arabern um die Beherrschung eines großen Teils Afrikas geführt haben. Die Grenzen, die ethische Rücksichten der Anwendung des Zwanges gegenüber den Eingeborenen ziehen, sind also ziemlich weit; sie liegen etwa in der Forderung, jede Grausamkeit bei seiner Anwendung den Eingeborenen gegenüber zu vermeiden, ihnen nicht unnützerweise Schmerzen zu bereiten, eine Forderung, die ein gebildeter Mensch ganz allgemein gegenüber Mensch und Tier vertreten wird. Eine weichliche Ausartung dieses Humanitätsgefühls wäre es aber, wenn wir fordern wollten, ihnen überhaupt keine Schmerzen zu bereiten, was mitunter in dem Verlangen nach Abschaffung der Prügelstrafe gipfelt. Wir müssen zur Erreichung staatlicher Zwecke den Mitgliedern unserer Gemeinschaft auch gar oft Schmerzen zufügen; in welcher Form dies nun z. B. die Strafrechtspflege tut, hängt doch vor allem davon ab, welche ihr am zweckmäßigsten erscheint. Innerhalb der erwähnten Grenzen, die unser ethisches Empfinden der Anwendung des Zwanges gegenüber den Eingeborenen zieht, werden im wesentlichen auch Gründe der Zweckmäßigkeit zu bestimmen haben, in welcher Form und bis zu welchem Grade wir vom Mittel des Zwanges Gebrauch machen. Hier altruistische Politik zu treiben, ist der Staat gar nicht berechtigt; seinen Stammesangehörigen gegenüber hat er die Aufgabe, im Kampfe egoistischer Interessen ausgleichend zu wirken und die Bürger zu, in gewissem Sinne, altruistischer Hingabe an die großen Zwecke der Gemeinschaft zu erziehen; der Außenwelt gegenüber ist er der verkörperte Egoismus. In Betätigung dieses Egoismus haben wir Kolonien erobert, in denen wir kraft des Rechts des Stärkeren herrschen. Den Auftrag zur Ausübung dieser Herrschaft erhalten die Regierungsorgane nicht von den unterworfenen Völkerschaften, sondern vom deutschen Volke; hat doch selbst im Deutschen Reiche der Selbsterhaltungstrieb des Staates dazu geführt, daß er sich gegen seine nichtdeutschen Angehörigen wenden muß, und so nicht die Gesamtheit seiner Untertanen, sondern nur die Interessen seiner deutschen Staatsangehörigen die Richtung seiner Politik bestimmen. Auch für unsere Politik in den Kolonien kann nur das deutsche Interesse maßgebend sein, dem eben die unterworfenen Eingeborenen nutzbar gemacht werden.

**Eine Gesellschaft für Rassenhygiene,** welche die Zukunft der Nation durch zweckbewußte Beeinflussung der Kinderzeugung sichern will, wurde vor kurzem in England ins Leben gerufen. Hervorragende Persönlichkeiten der wissenschaftlichen und sozialen Kreise haben sich an die Spitze gestellt; ein Verbands-

organ, die „Eugenies Review“ begründet und eine intensive Propaganda im ganzen Lande eingeleitet. Die nächsten praktischen Ziele der Gesellschaft liegen in der Verhinderung von Ehen solcher Personen, bei denen die Gefahr besteht, daß sie ihren Kindern Krankheiten vererben; also von Syphiliskranken, Tuberkulösen, Schwachsinnigen usw. Dies soll zunächst durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung und dadurch indirekt auf die Ehewerber selbst, oder auch durch gesetzliche Verbote erreicht werden. Späterhin soll auf breiterer Basis eine Erziehung zur Liebe und Ehe angestrebt werden, so daß sich mehr und mehr nur solche Menschen zusammenfinden, deren Vereinigung für die kommende Generation günstige Charaktere schaffen müßte. („Dokumente des Fortschritts“.)



## Bücherbesprechungen.



**Mannus,** Zeitschrift für Vorgeschichte, Organ der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. G. Kossinna. I, 1/2. Würzburg 1909, C. Kabitzsch.

Das schön ausgestattete, inhaltreiche, mit 20 Tafeln und zahlreichen kleinen Abbildungen versehene erste Doppelheft dieser neuen, von der Gesellschaft für Vorgeschichte herausgegebenen Zeitschrift liegt mir vor, und gerne erfülle ich den Wunsch der Schriftleitung, die Leser der Revue damit bekannt zu machen. Nach einem Geleitwort folgen zunächst Gründungsbericht und Satzungen der Gesellschaft, die bereits ungefähr 200 Mitglieder im In- und Ausland zählt. Da die beiden ersten Abhandlungen, vom Herausgeber über den „Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen“ und von Montelius über „Das Sonnenrad und das christliche Kreuz“ noch nicht abgeschlossen sind, behalte ich mir vor, später zu denselben Stellung zu nehmen. Der dritte Aufsatz über „Urzeitliche Astronomie in Westeuropa“ von A. Devoir in Brest (aus der französischen Handschrift übersetzt von Wahle) berührt sich vielfach mit meiner „Altgermanischen Zeitrechnung“. Die früheren Ansichten mancher Altertumsforscher, die besonders in England und Frankreich, aber auch in Deutschland vorkommenden Steinpfeiler, Steinkreise und Reihen (Menhirs und Cromlechs) seien geschichtliche Denkmäler, Friedhöfe oder Heiligtümer gewesen, haben sich durch neuere Forschungen nicht bestätigt. Man neigt jetzt vielmehr der zuerst von dem Franzosen Gaillard ausgesprochenen, neuerdings besonders von dem englischen Astronomen Lockyer verteidigten Annahme zu, derartige vorgeschichtliche Bauten hätten der Zeitrechnung gedient. Die meisten derselben sind nämlich so angeordnet, daß sie auf den Aufgang der Sonne zur Sommersonnenwende und den Untergang zur Wintersonnenwende hinweisen, mithin den längsten wie den kürzesten Tag anzeigen. Damit war das Sonnenjahr in zwei Hälften geteilt, von denen ausgehend man leicht weitere Abschnitte feststellen konnte. Die zwischen England und Frankreich bestehenden Unterschiede der Richtungen entsprechen genau den geographischen Breiten; somit ist der Beweis für die zeitmessende Bestimmung der Denkmäler geliefert. Auf Grund astronomischer, mit der Verschiebung der Tagundnachtgleichen zusammenhängenden Beobachtungen schreibt der genannte englische Forscher den Steinkreisen von Stonehenge ein Alter von 36 Jahrhunderten zu. In dieser frühen Zeit waren demnach die Westeuropäer schon längst imstande, in zuverlässiger Weise die ohne weiteres aus dem Mondwechsel sich ergebende Zeitrechnung mit dem Sonnenjahr in Einklang zu bringen. Schon diese kurzen Andeutungen zeigen, „welch ungeheueres Feld sich vor der Altertumskunde der Gegenwart eröffnet; das Studium der monumentalen Zeitrechnung steckt noch in den Kinderschuhen“.

In der vierten Arbeit des Heftes behandelt C. Rademacher eine „germanische Dorfanlage der Kaiserzeit“ am Fliegenberge bei Troisdorf. Nach Grabhügeln und sonstigen Funden zu schließen, ist die Gegend seit der neueren Steinzeit ununterbrochen bewohnt gewesen. Die hier besprochene Wohnstätte gehört aber der römischen Kaiserzeit, und zwar dem ersten Jahrhundert an. Gefunden sind in verschiedenen Wohngruben römische Münzen, eiserne und eherne Gegenstände, Hausverputz, Glasscherben, römische und frühgermanische Tongefäße.

Sehr beachtenswert ist die folgende Abhandlung von R. R. Schmidt in Tübingen über „das Aurignacien in Deutschland“; unter diesem Namen versteht

man einen Abschnitt der alten Steinzeit, der sich zwischen die älteren (Chelléen, Moustérien) und jüngeren (Solutréen, Magdalénien) Stufen derselben einschiebt und einen gewissen Uebergangszustand darstellt. Außer in Frankreich und Oesterreich ist derselbe auch in Deutschland nachgewiesen, insbesondere in den schwäbischen Höhlen des Sirgensteins und der Ofnet, sowie in der Wildscheuer bei Steeden an der Lahn; auch im Hohlefels bei Schelklingen, im Buchenloch der Eifel, bei Metternich und Rhens im Rheinland und bei Thiede im Braunschweigischen ist Aehnliches gefunden worden. Von den ältesten Ablagerungen der Steinzeit ist das Aurignacien meist durch eine von menschlichen Spuren freie Nagetierschicht getrennt. Die Tierwelt deutet auf eine wärmere Klimaschwankung nach der großen Eiszeit hin; Hyänen und Löwen, Mammut und wollhaariges Nashorn kommen vor, während das Renntier noch sehr selten ist. Die älteste, noch in Spy vertretene Menschenart (Homo primigenius) verschwindet und macht höherentwickelten, aber immer noch fossilen Rassen (wie H. mediterraneus var. fossilis u. a.) Platz. Die Forschungen und Feststellungen des Verfassers auf diesem Gebiet sind von großer Bedeutung für die menschliche Urgeschichte.

Unter den „Mitteilungen“ findet sich eine solche von Goetze über „Ostgotische Helme und symbolische Zeichen“. Wenn man auch zugibt, die Plattenhelme seien die Vorläufer der Spangenhelme gewesen, so wird man doch des Verfassers Meinung, diese Helme seien im „bosporanischen Kulturkreis“ entstanden, nicht beipflichten können. Sinnbildliche, auf die Sonnenverehrung hindeutende Zeichen, wie Dreibein und Hakenkreuz, sind uralt und allen indogermanischen Völkern gemein. Die gotischen Runenspeere sind weder in ihrem „Fundgebiete“, noch in „Südrußland“ hergestellt, sondern in der Urheimat des Volkes an der Ostsee, woher auch die Runen stammen. Sie sind als auf der Wanderschaft zurückgelassene Spuren zu betrachten. — Die „ersten Anfänge vorgeschichtlicher Erkenntnis im Ausgange des Mittelalters“, besonders nach den Werken von Agricola und Albinus, behandelt Heß von Wichdorff, einen vergessenen Bericht über ein „Urnengräberfeld der La Tène-Zeit in Ermsleben“ (1710) der Herausgeber.

Auch in den Sitzungsberichten, Museumsnachrichten und Bücherbesprechungen der vielversprechenden Zeitschrift findet sich manches Wertvolle und Wichtige.

Ludwig Wilser.

**Seber, Dr. Max,** Moderne Blutforschung und Abstammungslehre. Experimentelle Beweise der Deszendenztheorie nebst kritischen Bemerkungen zu Jesuitenpater Wasmanns Gegenargumenten. Frankfurt a. Main 1909, Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. 61 S.

Seber bringt hochinteressante neuere und neueste Forschungsergebnisse aus dem Gebiete der Serologie und geht dabei u. a. näher auf die Präzipitine ein, das sind „ausfällende“ Körper, welche im bakterientötenden Serum immunisierter Tiere vorhanden sind. „Setzt man Serum eines Versuchskaninchens, dem öfters Pferdeblut eingespritzt wurde, zu Pferdeserum, so sieht man bald Trübung und Niederschlagsbildung auftreten. Serum von Kaninchen, die kein Pferdeblut eingespritzt bekommen hatten, zeigt diese Eigenschaft nicht. Weitere Untersuchungen legten dar, daß der Organismus gegen artfremdes Eiweiß überhaupt mit Bildung von Präzipitinen reagiert. Wird z. B. einem Kaninchen längere Zeit Milch eingespritzt, so zeigt sich ebenfalls eine Veränderung im Blutserum dieses Versuchstieres. Während Blutserum eines nichtimmunisierten, normalen Tieres keine Trübung mit klarer Kuhmilchaufschwemmung bewirkt, fällt sie das Serum des immunisierten Tieres sofort und jederzeit aus. Dieselben Erscheinungen sind zu beobachten, wenn man mit Eiereiweiß, Muskel-, Pflanzeneiweiß, eiweißhaltigem Urin und sonstigen eiweißhaltigen Körperflüssigkeiten immunisiert. Immer wieder tritt, falls Immunisierungsmaterial und Probeflüssigkeit einer Tierart zugehören, die beschriebene Reaktion ein.“ „Die wichtigste praktische Anwendung, die die Präzipitinreaktion bis jetzt erfahren hat, ist die zur Unterscheidung von Menschen- und Tierblut“, die besonders für gerichtliche Zwecke von größtem Wert ist. Von nicht geringerer Bedeutung ist aber der Umstand, daß mit Hilfe der Präzipitine auch die Feststellung des Verwandtschaftgrades verschiedener Tiergruppen gelingt. Man stellt das Serum eines Tieres A auf Blut oder Eiweiß eines anderen Tieres B ein und sieht alsdann zu, ob es mit dem Blut und Eiweiß des dritten Tieres C Reaktion ergibt, dessen eventuelle Verwandtschaft zu B zu untersuchen ist.

Nuttal, ein Engländer, hat nun mit Primatenblut nicht weniger als 1686 Versuche angestellt, die in geradezu schlagender Weise die nahe Verwandtschaft

des Menschen mit den höheren Affenarten erwiesen haben. „Ganz starke Reaktion gab das auf Menschenblut bezw. Mencheneiweiß überhaupt eingestellte Blutserum nur mit Menschen-, Menschenaffen- und Hundsaffenblut.“ Uhlenhuth sagt daher mit Recht: „Da es erwiesen ist, daß das Serum eines mit Menschenblut vorbehandelten Kaninchens nicht nur in Menschen-, sondern auch in Affenblut, im übrigen aber in keiner einzigen anderen Blutart einen Niederschlag erzeugt, so ist das wohl für jeden wissenschaftlich denkenden Naturforscher ein absolut zwingender Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen.“

Auch die Verwandtschaftsbeziehungen anderer Tiergruppen sind untersucht worden und haben manches Interessante ergeben. So ergab sich eine Verwandtschaft zwischen dem Blute der Schweine und der Waltiere, der Vögel und Reptilien und anderer mehr. Auf gleiche Weise ist die bisher strittige Frage nach der Stellung des Molukkenkrebses im Tiersystem dahin aufgehellt worden, daß er den Spinnen näher steht als den Krebsen. Neuerdings ist man sogar dazu übergegangen, die Methode auf das Pflanzenreich auszudehnen, — und bereits mit bemerkenswertem Erfolg.

Alles in allem besteht kein Zweifel, „daß die biochemischen Verwandtschaftsexperimente einer der einleuchtendsten und sinnfälligsten Beweise für die Deszendenztheorie im allgemeinen und die tierische Abstammung des Menschen im besonderen sind“.

Den Schluß bildet eine Widerlegung des Jesuitenpaters Wasmanns, dessen Scheingründe den Wert der neuen Methoden keineswegs zu erschüttern vermögen.

Die kleine Schrift kann Freunden wie Gegnern der guten Sache nur wärmstens empfohlen werden. G. Lomer.

**Drews, Arthur,** Die Christusmythe. Jena 1909, Eugen Diederichs.

Seit Graf Chasseboef, der sich Volney nannte, in seinem berühmten Werke „Les ruines, ou méditations sur les révolutions des empires“ (1791) die näheren Beziehungen zwischen Christentum und Mythenkult andeutete und in Christus geradezu eine Hypostase des Sonnengottes sah, sind die Zweifel an der Geschichtlichkeit des neutestamentlichen Heilands nicht wieder zur Ruhe gekommen. Hier nun faßt der Karlsruher Gelehrte in höchst dankenswerter Weise die Ergebnisse der Forschung zusammen. Ich glaube, daß nach diesem Buche kaum mehr auf dem historischen Christus bestanden werden kann. Am schwersten fällt für mich ins Gewicht, daß außer den vielen Zügen der messianischen Stellen des Alten Testaments und anderen aus der parsischen Mythe auch die beiden Namen „Jesus“ und „Nazarener“ schon in vorchristlicher Zeit als Namen des Kultgottes palästinensischer Sekten nachzuweisen sind. „Nazarener“ bedeutet ursprünglich „Hüter“: nozrî im Neuhebräischen; später wurde der Ausdruck als Herkunftsbezeichnung umgedeutet und danach ein Nazara oder Nazareth geschaffen, dessen Existenz jedoch in neutestamentlicher Zeit noch nicht nachzuweisen ist. An der Legendenhaftigkeit eines großen Teils der neutestamentlichen Heilandsberichte wurde übrigens schon seit geraumer Zeit nicht gezweifelt: es sind dies die Kindheitsgeschichten, die zu auffällig mit der viel älteren Buddha-Krischna-Legende übereinstimmen, als daß man Unabhängigkeit von dieser annehmen könnte, zumal eben damals die indische Mission in dem Kulturmittelpunkt Alexandria eine rege Tätigkeit entfaltete und auch Mesopotamien eine Blüte indischen Klosterwesens sah. Arthur Drews weist darauf hin, daß die Mutter Buddhas Maja heißt und dies mit der neutestamentlichen Maria (hebräisch marja, nicht maría) nahe verwandt scheint. Allerdings konnte kein hebräischer Name gefunden werden, der dem indischen genauer entsprach. Ich möchte nun darauf hinweisen, daß auch Joseph seinen Namen nicht durch willkürliche Wahl trägt. Im Buddhismus heißen nun die früheren Inkarnationen des künftigen Heilands Bodhisattwa (Weisheitswesen) und dieses Bodhisattwa wurde im Persischen über Judasaph zu Joasaph und in dieser Form ist der Name im Mittelalter in die christliche Legende eingedrungen („Barlaam und Joasaph“). Als solch ein Vorfahr des Heilands, Vater nur im übertragenen Sinne, ist der Joseph der Evangelien zu betrachten. Es war nun im Hebräischen kein Name zu finden, der dem Joasaph besser entsprach als Joseph.

Als Grundlage der Heilandsmythe gelten dem Verfasser wohl mit Recht die Vorgänge bei der feierlichen Feuererzeugung im indischen Agnikult. Die nordische Herkunft des Sonnen-Feuer-Kultes wird gebührlich hervorgehoben. Heranzuziehen wäre noch die sumerische und ägyptische Heilandsmythe (Ira-Mythus, „Prophezeiungen des weisen Epu“), auch die persische Lehre hätte noch manche wichtige

Züge geboten. Ich möchte namentlich auf die göttliche „Glorie“ (Nwareno, im Hebräischen danach kâbhod, die „Herrlichkeit“ des Herrn) verweisen, die sich mit der Inkarnation des Heilands vereinigen muß, ehe dieser sein Amt antritt. Sie senkt sich bald in Gestalt eines Vogels auf ihn nieder, bald wird sie durch ein Bad erlangt. Bei Christus sind beide Formen zugleich angewendet (Taufe im Jordan). Zu der Beziehung des sumerischen Istar-Kultes zum Christentum, wobei das jüdische Esther-Fest eine Rolle spielte, ist zu bemerken, daß im Germanischen das Heilandsfest wieder den Namen der Frühlingsgöttin trägt (Ostern, von der germanischen Ostara-Istar-Esther und weiterhin Astaroth und Aphrodite). Die mexikanische Heilands-Legende mit dem besonders eigentümlichen Punkt des stellvertretenden Opfertodes eines Verbrechens für den Gott (vgl. Eduard Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde, Berlin 1904) scheint dem Verfasser nicht bekannt geworden zu sein.

Zu sehr vielleicht erscheint uns nach den Untersuchungen von Arthur Drews das neutestamentliche Heilandsbild als ein Mosaik. Der allgemeine Synkretismus der damaligen Welt erklärt dies zum Teil; dennoch handelt es sich nur um Verschmelzung von ursprünglich identischen Mythen oder vielmehr von verschiedenen Hypostasen desselben Sonnengottes. Wie groß der Anteil des jüdischen Volkes an diesem Mythos ist, läßt sich nicht so leicht erweisen, da das offizielle Judentum des Alten Testaments an einem zahlenmäßigen Monotheismus festhält und die Heiligtümer verschiedener Sonnendienste ausdrücklich verdammt. Wir haben den Eindruck, daß sich die verschiedenen Züge des Heilandsglaubens (messianische Stellen) erst in das nachexilische Judentum eingeschlichen haben und können ihre allmähliche Verstärkung verfolgen; aber die Esau- und David-Sagen lassen es sicher erscheinen, daß auch das vorexilische Judentum schon Sonnenlegenden kannte, nur scheinen sich diese nicht zum speziellen Heilandsglauben ausgebildet zu haben, wie dieser ja auch bei den Griechen rudimentär blieb. Die Hauptkomponenten des Christentums sind demnach Parsismus und Buddhismus. Daß die Heilandsmythe in Palästina lokalisiert wurde, hat seinen natürlichen Grund darin, daß eben hier die Brücke vom Osten zum Westen war. Im übrigen haben Kilikien und Aegypten einen nicht minder großen Anteil an der Entstehung der eigentlichen christlichen Lehre. Das einzige „semitische“ Element, die von den dunkeln Völkern übernommene Beschneidung, wurde alsbald ausgeschieden. Bei den germanischen Völkern fand dann das Christentum bereits einen ausgebildeten Heilandsglauben vor, so daß nicht viel mehr als eine Umnennung der betreffenden Personen vorgenommen zu werden brauchte, wie man ganz ähnlich die Kultstätten an den altheiligen Orten beließ und nur dem christlichen Heiland weihte. Otto Hauser.

**Rohrbach, Dr. Paul,** Deutsche Kolonialwirtschaft. Berlin-Schöneberg 1909, Buchverlag der „Hilfe“. 108 S. 8°. Illustriert. Preis kart. 2,50 M., geb. 3,— M.

Das Buch führt den Untertitel „Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen“, darf also in unseren Tagen des Interesses weiterer Kreise gewiß sein. Es verdient dieses Interesse. Man braucht nur einige Seiten darin zu lesen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß der Verfasser seinen Aufenthalt in Südwestafrika, wo er als Kolonialbeamter in höherer Stellung tätig war, sowie seine im Auftrage der „Preußischen Jahrbücher“ unternommene Informationsreise nach Ostasien, speziell nach Tsingtau und dessen Hinterland, zu gründlichen Studien über alle einschlägigen Fragen benutzt und sich ein wirklich fachmännisches Urteil gebildet hat.

„Diejenige Periode in der Entwicklung unserer historischen und ethnologischen Erkenntnis“, so heißt es am Schluß der Einleitung, „wo man unter dem Einfluß des theoretischen Aufklärungsideals und des Mangels an exaktem Beobachtungsmaterial die Idee eines prinzipiell gleichwertigen Menschentums ohne Rücksicht auf die Rasse für ein Erfordernis wahrer Bildung und Humanität halten konnte, ist zwar, wenigstens für die Welt vorurteilsfreien Verständnisses der Tatsachen, vorbei. Darum aber sind die praktischen Folgerungen, die sich aus der Verschiedenheit der Menschenrassen für die Kulturpolitik der weißen Rasse innerhalb des Gebiets fremder Rassen mit inferiorer oder andersartiger Kultur ergeben, noch lange nicht zum Gemeingut der hierfür interessierten Kreise geworden. Diesem Ziel zu dienen, ist die Aufgabe der folgenden Blätter.“ Somit beginnt der Verfasser mit einer Schilderung der Verhältnisse in den afrikanischen Kolonien, wobei er ungeschminkt für das bessere Recht unserer höheren Rassenkultur dem Neger gegenüber plädiert:

„Ein Recht der Eingeborenen, welches nur um den Preis verwirklicht werden könnte, daß die Entwicklung der weißen Rasse darüber an irgend einem Punkte verkümmern müßte, existiert nicht. Die Idee, daß die Bantus, die Sudanneger und die Hottentotten in Afrika ein Recht darauf hätten, nach ihrer eigenen Fasson zu leben und zu sterben, selbst wenn darüber unzählige Existenzen bei den Kulturvölkern Europas in einem proletarischen Kümmerdasein stecken bleiben, anstatt daß sie durch eine Vollausnutzung der Produktionsfähigkeit unseres Kolonialbesitzes sowohl selbst zu einem reicheren Dasein emporsteigen, als auch den Gesamtbau der humanen und nationalen Wohlfahrt freier in die Höhe richten helfen (sei es in Afrika, sei es in Europa) — diese Idee ist absurd.“ — Der springende Punkt, auf den die Darstellung lossteuert, ist natürlich das Problem der Nutzbarmachung der Arbeitskraft des Negers für wirtschaftliche Zwecke. Hier lautet das Ceterum censeo des Autors: „Nichts ist schwieriger, als die im Urwald verzettelten und verstreuten kleinen Horden, Dorfschaften und Stämme der Buschneger zu irgend einer regulären Arbeit und Produktion, sei es noch so sehr in ihrem eigenen Interesse, zu bringen. Die organisierten Völkerschaften dagegen vermag man durch das Mittelglied der Häuptlingsschaften oder sogenannten Sultanate zu fassen. Hier liegt also die Aufgabe unserer Eingeborenenpolitik darin enthalten, daß wir uns durch genügende Verbindungswege und militärische Besatzungen an den beherrschenden Plätzen der Untertänigkeit der großen Häuptlinge in dem Sinne versichern, daß jene uns in der Heranziehung ihrer Untertanen zu verstärkter wirtschaftlicher Produktion durch den Druck ihrer von altersher eingewurzelten Autorität unterstützen. Diese einheimische Häuptlingsautorität muß für uns ein Hauptmittel zur Beherrschung unserer schwarzen Untertanen sein: unter der nachdrücklich zu betonenden Voraussetzung allerdings, daß es sich fortan nur noch um eine Autorität unter unserer unbedingten Oberhoheit handelt. Auf der anderen Seite muß den von uns beherrschten Schwarzen unsere moralische Ueberlegenheit wo notwendig auch durch eine nachdrückliche Fürsorge für ihre wirklichen Nöte vor Augen geführt werden. In der Rassenfrage gehören wahres Wohlwollen und bewußte Strenge eben zusammen.“

Darauf wendet sich der Verfasser zur deutsch-chinesischen Kulturpolitik. Hier sieht er ganz verständigerweise das für uns erstrebenswerte Ziel lediglich darin, China kulturell zu befruchten, ohne politische Wünsche damit zu verbinden (also keine Erweiterung der bestehenden oder Erstrebung neuer „Pachtungen“!), vor allem aber ein starkes und unabhängiges China bilden zu helfen, an dessen Machtstellung alle Expansionsgelüste asiatischer oder europäischer Reiche abprallen müssen. Im Interesse des Weltfriedens darf China nicht zum Zankapfel und zur heimlich umschlichenen Beute fremder Nationen werden.

Seine Ausführungen über „nationale Kulturpolitik und Mission“ beschließt der Verfasser mit dem Resumé: „Wir haben also unseren Standpunkt gegenüber der christlichen Missionsarbeit an den niederen Rassen dahin zusammenzufassen, daß der Grundsatz des Evangeliums: von der Bestimmung der menschlichen Seele zur Freiheit in Gott, zur vollen Anwendung nur innerhalb des Kreises der vollwertig entwickelten Rassen Anwendung finden kann.“ Es muß dem Theologen Rohrbach überlassen bleiben, mit der „Bestimmung der menschlichen Seele zur Freiheit in Gott“ einen Begriff zu verbinden; Referent, obwohl einer „vollwertig entwickelten Rasse“ angehörig, ist dazu außerstande. Im übrigen hält er zur Erschließung von Kolonien den Missionar für ebenso ungeeignet wie den preußischen Assessor.

Rohrbachs Publikationen zur Kolonialpolitik sind demjenigen, der sich mit dieser Materie näher zu befassen hat, vorteilhaft bekannt; auch über das vorliegende Buch kann das Urteil in der Hauptsache nur anerkennend lauten. Nach der Absicht des Autors soll es den Einleitungsband zu einem größeren Werke über deutsche Kolonialwirtschaft bilden, für welches es jedenfalls günstige Erwartungen erweckt.

Dr. Binding.

**Dr. Mensinga sen.,** Hundert Frauenleben in der Beleuchtung des § 1354b des bürgerlichen Gesetzbuches. Mit drei Tafeln. Eine Studie für Kliniker, auch für praktische Aerzte. Neuwied und Leipzig 1908, L. Heuser Wwe. & Co. 167 S.

Diese ausgezeichnete Studie, welche sich in wärmster Weise unserer vielgeplagten Frauen annimmt, muß nicht nur den Arzt, sondern auch den Soziologen und Anthropologen interessieren, behandelt sie doch einen für die Rasse so unermeßlich wichtigen Punkt wie das Leben der Frau und seine gesundheitlichen Grundlagen. „Die Frau ist die Mutter der ganzen Welt“, sagt Verf., „und überragt nach

Maßgabe ihrer Zutaten zur Entwicklung der Nachkommenschaft den Mann in so ungeheurer Weise, ... daß in den Fragen der Fortpflanzung die Bedeutung des Mannes, der eigentlich nur den Anstoß und weiter nichts dazu gibt, ganz fortfällt. Wollen wir uns also mit den Ursachen aufgefundener Uebelstände in bezug auf die Erzeugung neuer Lebewesen, ihre Fortentwicklung und schließliche Selbständigkeit beschäftigen, dann können wir das Leben des Mannes fast ganz unberücksichtigt lassen." Das leuchtet ein, wenn man erwägt, daß die Frau es ist, welche vom Augenblick der Empfängnis an der Frucht Nahrung und damit die Lebensmöglichkeit verleiht.

M. hat nun umfassende Tabellen angelegt, in welchen sämtliche in Frage kommende Daten, wie großelterliche und elterliche Erbschaftsmasse, Menstruation, Empfängnis, Schwangerschaft, Abort, Geburt, Stillung, Blutungen, Krankheiten, Gewichtszu- und -abnahmen u. dergl. mehr notiert sind, so daß die entsprechenden ärztlich-hygienischen Ratschläge sich hieraus ganz von selbst ergeben. Diese Ratschläge bewegen sich auf dem Boden einer vernünftigen Zuchtwahl, wie sie in der rationellen Tierzucht schon lange getrieben wird, und bringen der Allgemeinheit manches Neue, — den Aerzten sind sie längst Gemeingut geworden.

In scharfer Weise wendet M. sich gegen die in manchen Familien beliebte geburtliche Ueberlastung der Frau: wenn eine Frau in 6 Jahren 5—6 Kinder zur Welt bringt, so geht das nicht ohne schwere Schädigung ihrer Gesundheit ab. Das Tier schont man, warum nicht die menschliche Mutter? Mancher Ehemann, der trauernd am Grabe seiner Gattin steht und bald „Gottes unerforschlichem Ratschluß", bald seine Liebe zu der Verstorbenen im Munde führt, hätte es in der Hand gehabt, durch rechtzeitige Anwendung empfängnisverhütender Mittel seine Frau bei Kräften zu erhalten! Die katholisch-dogmatische Forderung, daß der Beischlaf nur im Hinblick auf die Absicht der Schwängerung „sündlos" sei, daß also in jedem Falle jede Frucht ausgetragen werden müsse, ist ein menschenmordender Wahnsinn. Andererseits können selbst tuberkulöse Mütter unter Umständen und „unter Aufsicht des kompetenten Hygienikers 10—20 Jahre am Leben erhalten bleiben, — zum unsäglichen Gewinn der s. Z. geborenen Kinder".

Auch die ungeheuere Wichtigkeit des Selbststillens für das Leben der Neugeborenen wird wiederholt betont. M. geht sogar soweit zu behaupten, daß die Flaschen- oder Muttermilchnahrung auf Lebensharmonie und Gemütsart von bedeutendem Einfluß seien, indem die Muttermilchgenährten sich durchweg mehr als Gemüts-, die Flaschenmilchkinder dagegen mehr als Verstandesmenschen erwiesen. Ein m. E. etwas kühner Schluß.

Das Buch, das mit seiner genauen Tatsachenwiedergabe sehr wertvolles Material festlegt, ist ganz dazu geeignet, das soziale Gewissen der Menschen gegenüber ihrer Nachkommenschaft und — der eigenen Ehefrau zu schärfen und sollte viele verständnisvolle Leser finden. Dr. G. Lomer.

**Thomson, J. Arthur,** Heredity. London 1908, John Murray. XVI und 605 S. Mit Tafeln und Textabbildungen. Preis 9 Schilling.

Prof. Thomson hat sein Buch, das der Einführung in das Studium der Vererbungslehre zu dienen bestimmt ist, Francis Galton und August Weismann gewidmet, und er folgt im ganzen den beiden großen Forschern, wobei er sich vorwiegend auf drei Arten von Ergebnissen stützt, nämlich jene des mikroskopischen Studiums der Keimzellen, der statistischen Beobachtung und der experimentellen Untersuchung. Die Schreibweise ist klar und leicht verständlich, doch wird strenge Wissenschaftlichkeit gewahrt. In den ersten Kapiteln sind die Tatsachen über Vererbung, Variation, Regression und ähnliche Erscheinungen angeführt, dann werden besprochen: Telegonie und andere strittige Fragen, die Uebertragung erworbener Eigenschaften, die Vererbung von Krankheiten, das statistische und experimentelle Studium der Vererbung, die Geschichte der Vererbungstheorien, Vererbung und Entwicklung, Vererbung und Geschlecht, sowie die soziale Bedeutung biologischer Ergebnisse. In diesem Abschnitt werden die Probleme der Rassenentfaltung behandelt; er verdient die Beachtung der Rassehygieniker und Soziologen. Daran schließt sich ein Schriftenverzeichnis von 48 Seiten Umfang. — Es ist ein Zeichen des Anklanges, den das Buch fand, daß innerhalb weniger Monate eine Neu-Auflage notwendig wurde. H. Fehlinger.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Hildburghausen.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 11. 1910.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

## Die alten Völker Nord- und Osteuropas und die Anfänge der europäischen Metallurgie.

Karl Penka.

### IV.

Von wem denn also haben die Hellenen die Kunde von den hellen Nächten und den menschenfressenden Riesen des Nordens erhalten? Die Beantwortung dieser Frage ist erst durch die Ergebnisse der 1894 unter Dörpfelds Leitung auf Kosten des deutschen Kaisers in Troja vorgenommenen Ausgrabungen ermöglicht worden. Man fand in der VII. Schichte, die noch vorgriechisch ist und zwar aus ihrer zweiten Periode, eine eigentümliche Keramik, die entwicklungsgeschichtlich mit der troischen nichts zu tun hat, ja ihr in Technik und Form sogar diametral gegenübersteht. H. Schmidt, der diese Keramik (die „Buckelkeramik") wie überhaupt die ganze Keramik Trojas bearbeitet hat (W. Dörpfeld, Troja und Ilion, Athen 1902, S. 300 fg.), bemerkt über ihre Technik, Form und Ornamentik folgendes: „In technischer Hinsicht stehen die Buckelgefäße auf einer sehr primitiven Stufe, die sich mit der Entwicklung der troischen Keramik gar nicht vereinbaren läßt. Sie sind durchweg mit der Hand gemacht, sehr dickwandig, von grobem, mit Steinchen und Kalkteilchen durchsetztem Ton und sehr wenig gebrannt. Dabei sind die Spuren des Brandes an offener Flamme in die Augen fallend. In der Regel sind die Gefäße mit einer schwarzgrauen oder graubraunen Tonschlämme überzogen und mechanisch geglättet. Nur selten entsteht durch stärkeren Brand eine hellere Tönung der Oberfläche. Die Technik erhebt sich also nicht über die sonst an prähistorischen Gefäßen beobachtete Stufe der Entwicklung. Gemeinsam sind den Formen dieser Keramik buckel- oder hornartige Ansätze, meist drei oder vier an der breitesten Stelle der Gefäße. Auch die Ornamentik der Buckelkeramik ist sehr eigenartig. Sehr gewöhnlich sind bei den Näpfen und auch bei den kleinen Kannen an ihrer weitesten Stelle ganz flache, nebeneinander gesetzte schräge Rillen, deren Reihen durch die Buckel oder Hörner unterbrochen werden. Neben der Rillenornamentik finden sich auch eingeritzte Muster. Wie diese, deuten auf eine jüngere Zeit der ornamentalen Entwicklung auch die tangential verbundenen Kreise, die hier

auftreten. Für die Fremdartigkeit der ganzen Gattung spricht besonders einleuchtend die »imitierte Schnurverzierung«, die auf mehreren Bruchstücken zu finden ist.“

Schmidt zieht nun und jedenfalls mit vollem Rechte aus der Tatsache, daß die Buckelkeramik der zweiten Periode der VII. Schicht aus der Entwicklung der einheimisch-troischen Keramik ganz und gar herausfällt, auch auf ihre jüngere Entwicklung keinen wesentlichen Einfluß gehabt hat, den Schluß, daß sie von einem fremden, in die Troas eingebrochenen Volksstamme herrühre. Und als diesen fremden Volksstamm vermutet er die Kimmerier, die mindestens schon im Anfang des 8. Jahrhunderts v. Chr. in die Troas gekommen seien und spätestens um die Mitte desselben die Akropolis von Troja beherrscht hätten. Hinsichtlich des Erscheinens der Kimmerier in Kleinasien weist er auf eine doppelte Ueberlieferung hin: nach Strabo (XIII, p. 586) seien sie zusammen mit den Treren, also von Thrakien aus, in Troas erschienen; Herodot dagegen (I, 103; IV, 111 fg.) berichte, daß sie von ihrer Heimat aus über den Kaukasus gezogen und so von Osten nach Westen nach Kleinasien gelangt seien. „Wir haben beide Auffassungen der griechischen Ueberlieferung zuzulassen: die Bewegung der Kimmerier muß nach zwei Richtungen stattgefunden haben; die einen zogen nach Osten über den Kaukasus und setzten sich in Vorderasien in der Nähe des Vansees fest, wurden aber von den Assyrern weiter nach Westen verdrängt. Die andern zogen von ihrer Heimat aus nach Südwesten durch Thrakien, wo sich ihnen die Treren anschlossen, und gelangten so über das Meer nach Kleinasien, wo sie zuerst in der Troas festen Fuß faßten. Beide Züge haben sich dann wahrscheinlich vereinigt und den Schauplatz ihrer Tätigkeit nach Lydien verlegt, wo sie erst um das Jahr 600 v. Chr. von Alyattes vernichtet wurden.“

Kann wohl auch kaum daran gezweifelt werden, daß die Kimmerier von zwei verschiedenen Seiten aus nach Kleinasien gelangten, so ist es unrichtig, wenn sie Schmidt, hierin M. Duncker folgend, gleich den Treren für einen thrakischen Volksstamm hält. Es ist ferner nur eine bloße Vermutung, wenn er die früheren Wohnsitze der Kimmerier im Westen bis zur Donau reichen läßt; nach den vorhandenen Nachrichten ist eine genaue Bestimmung der Grenzen derselben überhaupt nicht möglich. Sicher ist nur, daß das Land, aus dem die in Kleinasien erschienenen Kimmerier vertrieben wurden, im Norden des Schwarzen Meeres gelegen war, und daß sie ebenso von den Skythen wie von den mit ihnen verbundenen Treren, die wiederholt ausdrücklich als Thraker bezeichnet werden, verschieden waren. Aus dem Umstande, daß sich ihnen ein thrakischer Volksstamm angeschlossen hat, kann nur gefolgert werden, daß ihr Zug nach Kleinasien durch thrakisches Gebiet gegangen ist.

Auch was Schmidt auf Grund der archäologischen Tatsachen für das thrakische Volkstum der Kimmerier vorbringt, spricht keineswegs für seine Annahme. Er glaubt nämlich eine enge Verwandtschaft der troischen Buckelkeramik mit der ungarischen annehmen zu dürfen. Und Nachbargebiete des heutigen Ungarn seien es gewesen, in denen die Kimmerier sowohl wie die Treren, die im heutigen Bulgarien wohnten, ihre Wohnsitze gehabt hätten. Aber gerade in diesen

früheren Wohnsitzen, mögen sie es nun wirklich gewesen sein oder nicht, sind solche den troischen ähnliche Buckelgefäße nicht nachzuweisen. Schmidt selbst erklärt (S. 509): „Nach der Heimatslage können wir von keinem der beiden fraglichen Stämme behaupten, daß der eine nähere oder engere Beziehungen zu dem ungarischen Gebiete gehabt haben muß als der andere. Archäologisch sind uns beide aus ihrer Heimat unbekannt. In dieser Hinsicht können wir mit Bestimmtheit vorläufig nur sagen: die Aehnlichkeit der beiden keramischen Gruppen läßt sich nur erklären und die Herkunft der troischen Buckelkeramik aus den weiter entfernt vom ägäischen Meere gelegenen Gebieten Thrakiens ableiten. Ihre Formeneigentümlichkeiten und auch ihre Ornamentik führen sie ganz und gar von der Kulturentwicklung der Küstengebiete des Mittelmeeres ab und verbinden sie mit keramischen Stilerscheinungen, die sich in Mitteleuropa bis in die Herrschaftsgebiete des sog. Lausitzer Typus verfolgen lassen, eine Frage, die dem Gebiet der prähistorischen Forschung im engeren Sinne angehört. Nur eine ornamentale Erscheinung widerspricht diesem Satze und fordert eine besondere Erklärung: ich meine die tangential verbundenen Kreise. Diese erklären sich aber gerade aus der durch die südliche Wanderung der Barbaren bedingten Berührung mit der Mittelmeerkultur. Während die „imitierte Schnurverzierung“ auf einen engeren Zusammenhang der troischen Buckelkeramik mit nord- und mitteleuropäischen Dekorationsarten der Bronze- und ersten Eisenzeit hinweist, ist ihr das Motiv der tangential verbindenden Kreise vom Hause aus fremd, soweit man aus der sonst so enge verwandten Buckelkeramik Ungarns schließen darf. Man wird also annehmen müssen, daß es während des Bestehens der Buckelkeramik in der Troas Aufnahme gefunden hat. Denn es hat sich aus den mykenischen Spiralsystemen in der Entwicklung des geometrischen Dekorationsstiles der nachmykenischen Zeit herausgebildet.“

Aber nicht nur die sog. imitierte Schnurverzierung, sondern auch das Motiv der tangential verbundenen Kreise führen uns weit über Ungarn hinaus in das Herrschaftsgebiet des sog. Lausitzer Typus. Dieses Herrschaftsgebiet ist, wie A. Voß, der eingehend über den Lausitzer Typus gehandelt hat (Ztschr. f. Ethnol., 1903, S. 167 fg.), bemerkt, ein sehr ausgedehntes. Funde von diesem Typus kommen in fast ganz Deutschland bis nach Böhmen und Mähren hinein, sowie in Dänemark vor, wenn sie auch in diesem Lande, wie in Schleswig-Holstein, selten sind. Auch der Zeitraum, in dem der Lausitzer Typus herrscht, scheint ein sehr ausgedehnter gewesen zu sein; denn er erstreckt sich von der jüngeren Bronzezeit bis in die jüngere Hallstattzeit hinein. Wie nun im Gebiete des Lausitzer Typus das „imitierte Schnurornament“ vorkommt, so erscheint schon, und zwar sogar als charakteristisch für die ältere nordische Bronzezeit, das Vorwalten des Motivs der tangential verbundenen Kreise auf den Bronzearbeiten dieses Zeitalters, wie denn überhaupt in Deutschland schon auf Gefäßen der jüngeren Steinzeit die Spirale als Ornament vorkommt.

Alle diese Tatsachen sprechen dafür, daß die eigentliche Heimat der Kimmerier in Deutschland gesucht werden müsse. Ungarn oder ein ihm benachbartes Gebiet an der Donau kann für unsere Frage nicht in Betracht kommen, wie denn auch schon Voß es als fraglich

hinstellt, ob die der Theißgegend angehörigen Buckelurnen des Budapester Museums als vollwertige Repräsentanten des Lausitzer Typus anzusehen seien, und darauf hinweist, daß der weite Raum von Schlesien bis zur Theiß leer an Funden dieses Typus ist. L. Niederle vollends wie Pič und Buchtela erklären, daß diese ungarischen Gefäße sich in jeder Hinsicht von den Gefäßen des Lausitzer Typus unterscheiden, und daß sie nur ein Dekorationsmotiv, die frauenbrustartigen Ausbauchungen, gemeinsam haben.

Weitere Anhaltspunkte zur näheren Bestimmung der Ursitze der Kimmerier gewährt die auf Zeitgenossen der nach dem Westen Kleinasiens gekommenen Kimmerier wie Kallinus und Archilochus und die alten Geschichtsschreiber zurückgehende Ueberlieferung, wie diese Posidonius (geb. um 103 v. Chr. zu Apamea in Syrien) in einer seiner verloren gegangenen Schriften erhalten hatte, und die dann in die Werke Diodors, Plutarchs und Strabos übergegangen ist. Müllenhoff hat nun aus den Werken der zuletzt genannten Historiker und Geographen die auf unsere Kimmerier bezügliche Stelle des Posidonius zu rekonstruieren versucht; dieselbe lautet folgendermaßen (Deutsche Altertumskunde, II, 187): „Auch die Keltoskythen sind wegen ihrer Wildheit, Gewalttätigkeit und Körperstärke vor allen berühmt. Den Hellenen wurden von ihnen zuerst in alten Zeiten die Kimmerier bekannt, von denen Dichter wie Kallinus und Archilochus als Zeitgenossen und die alten Geschichtsschreiber melden. Es war kein besonders großer Teil des ganzen Volkes, sondern nur eine Flüchtlingsschar oder Partei, die auswandernd bis gegen die Mæotis streifte und dort, von den Skythen gezwungen, nach Asien übersetzte unter der Anführung des Lygdamis. Die größte und streitbarste Menge blieb an der Grenze der Oekumene am äußeren Ozean zurück und bewohnt dort ein Land, das von ungeheuren, dichten Wäldern bedeckt ist, die die Sonnenstrahlen kaum durchlassen, und wo der Pol sich schon dem Scheitelpunkte annähert und die Tage und Nächte zu unverhältnismäßiger Länge und Kürze heranwachsen. Die ganze Beschaffenheit des Landes ist von der Art, daß Homer seine Schilderung des Kimmerierlandes in der Nekyia sehr wohl danach entwerfen konnte. Von dort rückten auch die Barbaren gegen Italien heran, indem die Zeit den Namen der alten Kimmerier nur wenig in den der Kimbern verderbte. Denn als ein unstetes, schweifendes Räubervolk gehen sie von jeher auf Plünderung aus und suchen fremde Gebiete heim. Sie sind es auch, die Rom einst einnahmen, den Tempel von Delphi plünderten, einen großen Teil von Europa, einen nicht geringen von Asien brandschatzten, auch in Asien ein Gebiet eroberten und als Hellenogalater noch inne haben, und die endlich nun viele und große Heere der Römer aufrieben.“

Zu diesen Darlegungen des Posidoniusschen Werkes, dessen anschauliche Schilderung des von der Nordsee bespülten Teiles des alten Germanien mit seinem ungeheueren Waldreichtum und der Armut an Sonnenlicht und Wärme nur auf die Erzählungen von Leuten zurückgehen kann, die selbst im Lande gelebt haben, ist zu bemerken, daß zwar die germanischen Kimbern, die, nachdem sie die skandinavische Halbinsel verlassen hatten, die jütische Halbinsel bewohnten, von den Kimmeriern zu trennen sind, daß aber die Gallier

der historisch bekannten, durch die Vorstöße der Germanen bewirkten Wanderzüge und mit ihnen auch alle übrigen Kelten mit den Kimmeriern tatsächlich nahe verwandt sind.

Ich habe bereits an anderen Orten[1]) nachgewiesen, daß wir das nordwestliche Deutschland samt dem angrenzenden Belgien, Holland und Dänemark als das Stammland der Italokelten anzusehen haben. In diesem Gebiete nehmen, wie aus den archäologischen Funden (Hausurnen) hervorgeht, die Stammsitze der Latiner sowie der ihnen zunächst verwandten Stämme die Ufergebiete der Saale und der unteren Elbe ein.

Es ist nun gewiß kein Zufall, daß die aus der zweiten Periode der VII. Schicht Trojas stammenden Gefäße, die H. Schmidt den Kimmeriern zuschreibt, eine große Aehnlichkeit mit den in Etrurien, das bekanntlich vor der Einwanderung der Räto-Tyrrhener eine italische Bevölkerung besaß, und in Latium gefundenen Gefäßen haben, eine Erscheinung, die nur durch die Annahme erklärt werden kann, daß die Italiker sowohl wie die Kimmerier einem und demselben Stamme angehören und aus einem und demselben Gebiete in die von ihnen später besetzten Länder gekommen sind. Furtwängler wenigstens hebt diese Aehnlichkeit in seinem aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 16. März 1895 gehaltenen Festvortrage (abgedruckt in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, XII, Anhang, S. 18), dessen Gegenstand Troja war, mit folgenden Worten hervor: „Wir finden in der VII. Stadt zunächst die Fortsetzung der lokalen Töpferei der VI., dann eine auffallende Erscheinung, einen Rückschlag in längst Ueberwundenes, schwarze, handgemachte Gefäße, die in ihrer Gestalt und Verzierung auffallend den in Italien, namentlich in Etrurien und Latium im ersten Drittel des ersten Jahrtausends v. Chr. üblichen einheimischen Töpfen gleichen. Es scheint fast, als ob Fremde damals in Troja eingedrungen wären."

Die archäologische Forschung hat aber auch festgestellt, daß zwar die in den skandinavischen Ländern gefundenen Metallarbeiten aus den vorgeschichtlichen Zeiten daselbst verfertigt wurden — die allerersten Sachen ausgenommen, die man aber bald anfing nachzumachen —, daß aber das Material von außen und zwar hauptsächlich über Norddeutschland eingeführt wurde (Montelius, Kulturgeschichte Schwedens 75). Dieses Ergebnis der archäologischen Untersuchungen wird durch die Ergebnisse der linguistischen Forschung bestätigt, insofern sie nachweist, daß im Germanischen eine Reihe von Namen von Metallen aus dem Italokeltischen, also der Sprache, die im westlichen Teil Norddeutschlands gesprochen wurde, entlehnt worden ist. So geht unser „Blei", germ. *blîwa- auf kelt. *blîvon „blaues Metall" und unser „Lot", germ. *lauda- auf kelt. *loudo- zurück. Viriæ heißen kelt. und lat. die Armreifen, ahd. wiara, anord. vírr, ags. wír spiralförmig gewundener Metalldraht. Ebenso geht der Name des Eisens, germ. *isarna-, *îzarna- auf keltisches *îsarnon zurück, wie ags. bræss, engl. brass „Erz" lat. ferrum (aus *Cherzom) entspricht.

---

[1]) Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas (Mitteil. d. Anthropol. Ges. in Wien, XXVI, 23 fg.) und Herkunft der alten Völker Italiens und Griechenlands wie ihrer Kultur 9 fg.

Alle diese Tatsachen führen zu dem Schlusse, daß zwischen Skandinavien und dem unmittelbar benachbarten Teile Deutschlands lebhafte Handelsbeziehungen und zwar zu Wasser und zu Lande stattgefunden haben. In derselben Weise haben durch die Vermittelung der Vorfahren der heutigen Schweden die Lappen die Metalle kennen gelernt, was gleichfalls die lappischen Bezeichnungen der Metalle, die sämtlich aus dem Nordgermanischen entlehnt sind, bestätigen. Montelius (a. a. O. 64) stellt diese Namen zusammen: „Das lappische rauta für Eisen ist das altnordische rauði (Sumpferz); Kupfer heißt in der Lappensprache kuoppar oder air, altnordisch eir (Kupfer); und ebenso ins Auge fallend ist die Aehnlichkeit zwischen den schwedischen Namen für Stahl (stål), Gold (guld) und Zinn (tenn) und den lappischen Benennungen: stale, gåll und tadne."

Bei dieser Gelegenheit möge gegenüber gegenteiligen Behauptungen neuerdings hervorgehoben werden, daß das arische Urvolk weder in seiner engeren südskandinavischen (altdänischen) Heimat noch auch im weiten Umkreise in denjenigen Gebieten, die es von dort aus zunächst allmählich besiedelt hat, irgend ein Metall, auch nicht das Kupfer kannte.

Kamen aber Italokelten, zu denen ich auch die Kimmerier rechne, und spätere Kelten als Handelsleute nach Schweden, so konnten sie leicht aus dem Munde der Germanen — und von Germanen kann um diese Zeit, wo wahrscheinlich schon die Lautverschiebung eingetreten war, schon gesprochen werden — Kenntnis erhalten von den hellen Nächten und den menschenfressenden Riesen des hohen Nordens. Die Kimmerier aber, die auch Ionien und Lydien heimgesucht hatten (Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, III, 20 Anm.), und von denen wir annehmen müssen, daß sie keineswegs alle vernichtet wurden, sondern daß sie allmählich in den hellenischen Kolonisten aufgingen, konnten diesen nicht nur eine Beschreibung ihres eigentlichen Heimatlandes geben, sondern auch Nachrichten über andere Länder und Völker, die ihnen mittelbar zugekommen waren, überliefern. Und diese Nachrichten waren derartig, daß sie wohl einen späteren Rhapsoden veranlassen konnten, sie in das alte Epos, das ja ohnedies schon so viele wundervolle Abenteuer des Odysseus enthielt, aufzunehmen und diesen bis nach dem hohen Norden der skandinavischen Halbinsel gelangen zu lassen.

Es ist eine bereits von älteren Ethnologen (J. C. Prichard, L. Diefenbach und H. Kiepert) ausgesprochene Vermutung, daß die Tauri (*Ταύροι*) auf der ihren Namen tragenden Halbinsel Ueberreste der Kimmerier waren. Diefenbach (Orig. Europ. 92) weist darauf hin, daß sie von Herodot sowohl wie von Skylax von den Skythen getrennt und erst später öfters zusammengestellt oder als Tauroskythen und Skythotaurer bezeichnet werden. Die Vermutung ist richtig, und ihre Richtigkeit läßt sich sowohl sprachlich wie archäologisch nachweisen. Denn der Name Tauri enthält dasselbe Etymon, das den keltischen Bezeichnungen mehrerer Gebirgsvölker zugrunde liegt. So wurden die an der oberen Dora Baltea, unter dem kleinen und großen S. Bernhard seßhaften ligurischen Salasser, sowie die gleichfalls ligurischen Lepontier oberhalb der Quellen der Rhone und des Rheins von den eingedrungenen Kelten, die jene in die Gebirge verdrängt

hatten, Taurisci oder Taurini genannt. Die Bewohner der österreichischen Alpenländer heißen bei den alten Geographen Norici; sie führen aber auch den keltischen Namen Taurisci. Dasselbe Etymon liegt dem Namen Tauern, wie bekanntlich eine Gebirgskette der Ostalpen heißt, sowie dem Namen Hochtor (einem 2372 m hohen Berge der Niederen Tauern, volksetymologisch aus *Hochtaur = Hochberg entstanden) zugrunde. Appellative Bedeutung hat ir. tuir, kymr. twr, korn. tur, bret. tour „Turm". Und so können wir auch annehmen, daß die in dem die ganze Südküste der Krim umwallenden Bergland zurückgebliebenen oder dorthin gedrängten Kimmerier gleichfalls nach der Beschaffenheit ihrer Wohnsitze den Namen Taurer („Gebirgsbewohner") erhielten.

Wie aus dem Namen Tauroskythen und Skythotaurer hervorzugehen scheint, haben sich in späterer Zeit, nachdem bereits längst die Griechen ihre Städte an der Nordküste des Schwarzen Meeres gegründet hatten, die Taurer von ihrem Berglande aus nach dem nördlichen Teile der Krim und dem angrenzenden Gebiete Südrußlands verbreitet. Und man hat auch in diesen Gegenden Funde gemacht, aus denen man ersieht, daß die Tracht der Taurer vollständig der gallischen Nationaltracht glich, die wir aber wohl auch als die Tracht der Italokelten überhaupt betrachten können. Denn es haben die Römer nicht nur die (k)tun-ica (semit. kethonet), sondern auch die toga von den Etruskern (Tyrrhenern), wie B. Modestov (Introduction à l'histoire romaine 391) gezeigt hat, entlehnt. So erscheinen die Köpfe der „Skythen", soweit sie nicht unbedeckt sind, auf den in dem erwähnten Gebiete (Kertsch, Olbia usw.) gefundenen ikonographischen Darstellungen (Statuetten, gravierten Steinen, silbernen Vasen), wie man aus den in N. Kondakofs, J. Tolstois und S. Reinachs Antiquités de la Russie meridionale enthaltenen Abbildungen (Fig. 109, 185, 188, 189, 190, 202) ersehen kann, in eine Kapuze, den cucullus (kymr. gwgwl) der Gallier, gehüllt. Außer diesem cucullus zeigen sie noch das gallische sagum, den gallischen torquis, die gallischen bracae und das gallische gaesum. Sophus Müller, dem diese Aehnlichkeit der gallischen Tracht mit der „skythischen" nicht entgangen ist, und der in seiner „Urgeschichte Europas" (S. 162) auch eine verkleinerte Abbildung der auf der Silbervase von Tschertomlitsk dargestellten pferdefangenden „Skythen" gibt, sucht dieselbe, seiner orientalisierenden Gesamtauffassung entsprechend, durch die Annahme einer Kulturübertragung zu erklären. „Es kann kein Zufall sein, daß der nationale gallische »Torquis« von Gold oder Bronze dem skythischen Halsringe vollständig gleicht. Bemerkenswert ist auch, daß die gallische Tracht mit Beinkleidern und Bluse der skythischen ganz entspricht. Die Berührungen der barbarischen Völker miteinander waren zu dieser Zeit weit inniger, als man gewöhnlich annimmt, insbesondere auf der ganzen Strecke vom Kaukasus bis Frankreich, wo überall Völker saßen, die von der klassischen Kultur stark beeinflußt waren. Allerlei Elemente der skythischen Kultur haben gewiß selbst über große Abstände ihren Weg zu andern Völkern gefunden." Diese Erklärung, an und für sich wenig wahrscheinlich, ist durch den Nachweis der italokeltischen Abstammung der Taurer bezw. Kimmerier unnötig geworden. Zugleich kann man aus diesem Falle wieder ersehen, wie vorsichtig

man mit der Annahme von Kulturübertragungen sein soll, wenn auf zwei weit entlegenen Gebieten aus vorgeschichtlicher Zeit ein und dieselbe Kultur zum Vorschein kommt.

V.

Während die von Westen her nach Kleinasien gekommenen Kimmerier in den Griechen, aber auch in anderen Völkern wie den Phrygern, aufgingen, hat sich ein Teil der über den Kaukasus ums 9. und 8. Jahrhundert eingebrochenen Kimmerier, nämlich die Tucha oder Ducha, die auch Gimirri (assyr.) genannt werden, in Kappadozien festgesetzt und daselbst ein Reich (Gamer von den Armeniern und Gomer von den Propheten des 7. Jahrh. genannt) begründet, zu dem auch Thogarma, Westarmenien, gehörte (Kiepert, Lehrb. d. alt. Geogr. 91). Man sieht daraus, daß der Name Kimmerier der Gesamtname für eine Reihe von Völkerschaften war, die aber untereinander nicht nur durch gemeinsame Abstammung, sondern auch durch andere gemeinsame Züge verbunden waren, wie denn auch neben den Gomer die Tubal (die Tibarener der Griechen), Mesech (die Moscher der Griechen), sowie auch andere, wenn auch nicht kimmerische, so doch unzweifelhaft arische Völker, wie die Madai und Javan als Söhne des Japhet in der Völkertafel der Genesis angeführt werden. Daß die wegen ihrer Eisenfabrikation berühmten Chalyber daselbst nicht erwähnt werden, mag darin seinen Grund haben, daß die Juden ihr Eisen und auch andere Metalle nach Ezechiel XXVII, 12—13 von andern kleinasiatischen Völkern, unter denen auch die Tubal genannt werden, kauften.

Bevor noch die Frage nach der Herkunft der Chalyber (der Chalupi der Assyrer) erörtert wird, möge mit einigen Worten der gegenwärtige Stand der Frage nach den Erfindern der Eisenbereitung und Eisenbearbeitung, soweit diese Frage Europa, Afrika und Vorderasien betrifft, auf Grund der Darlegungen Ridgeways im IX. Kap. des ersten Bandes seines Early age of Greece (S. 594—630), sowie des in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1907 gehaltenen Vortrags M. Belcks und der Ausführungen anderer Forscher, die sich an diesen Vortrag angeknüpft haben (Ztschr. f. Ethnol., 1907, S. 334 fg. und ebenda 1908, S. 45 fg.), besprochen werden. Ridgeway sucht nachzuweisen, daß die Griechen die Kenntnis der Eisentechnik weder einem afrikanischen (Aegyptern, Negern, Libyern) noch einem asiatischen Volke (Assyrern, Juden, Philistern, Chalybern), wie auch nicht den europäischen Skythen verdanken konnten, sondern daß sie dieselbe aus ihren Stammsitzen, die er, wie schon erwähnt, in die österreichischen Alpenländer verlegt, mitgebracht haben. Wichtig ist vor allem der Nachweis, daß die Assyrer erst spät das Eisen kennen lernten. Denn das früheste gesicherte Datum für seinen Gebrauch fällt in die Regierungszeit Asurnasirpals III. (886—860 v. Chr.). Nicht minder wichtig ist der von ihm und dem Orientalisten F. C. Burkitt geführte Nachweis, daß hebr. barzel, syr. parzela, assyr. parzillu „Eisen“, Wörter, die statt der in den semitischen Sprachen gewöhnlichen drei Konsonanten vier aufweisen, als von einem nichtsemitischen Volke übernommene Lehnwörter zu betrachten sind, wie denn auch Hall (The oldest civilisation of Greece 200) diese Wörter

weder für semitisch noch für sumerisch hält, sondern glaubt, daß das Eisen und sein Name zu den Semiten von den Chalybern, Tubals und anderen Eisen erzeugenden Volksstämmen Armeniens gekommen ist. Auch Belck glaubt, daß als selbständige Erfinder der Eisentechnik weder die Aegypter noch die Juden, Assyrer, Babylonier aber auch nicht die Chalyber in Betracht kommen, sondern daß als solche einzig und allein die Philister-Phöniker, die er ganz unrichtig für miteinander verwandt hält, innerhalb des Kulturkreises des Altertums anzusehen seien. Diese Ansicht hat M. Blanckenhorn mit guten historisch-geologischen Gründen bekämpft. Dieser ist vielmehr der Meinung, daß es mehreren weit voneinander wohnenden Völkern auch ohne gegenseitige Beziehungen gelungen sei, diese Erfindung zu machen, die überhaupt, sobald man die Gewinnung des Kupfers aus dessen Erzen kannte, nur eine Frage der Gelegenheit und Zeit gewesen sei. Als solche Erfinder des Eisens kämen in Betracht: die Tubal und Chalyber in Kleinasien, die Neger im afrikanischen Sudan, die Inder und die Chinesen. F. v. Luschan hält es für so gut wie sicher, daß unsere Eisentechnik aus dem tropischen Afrika stamme. Für ihn unterliege es nicht dem allergeringsten Zweifel, daß in Aegypten das Eisen schon sehr lange vor der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends bekannt gewesen sei. Es erscheine hier zunächst in der Hand von Negern; immer und immer seien es dunkle Südländer, die das blaue Eisen als Geschenk oder als Tribut dem Pharao überbringen. Ungefähr um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends sei dann die Eisentechnik über Aegypten nach Syrien und zu den andern Mittelmeerländern gelangt und habe hierauf etwa neun oder zehn Jahrhunderte gebraucht, um von Griechenland nach Skandinavien zu kommen. G. Schweinfurth teilt nicht diese letztere Ansicht; er könne nicht annehmen, daß die Aegypter das aus Zentralafrika erlangte Eisen nach dem Norden weitergegeben hätten. Sie selbst mögen es gekannt haben als eine für sie nutzlose Merkwürdigkeit, aber Eisen gewinnen hätten sie nicht gekonnt, sich auch nicht darum gekümmert, wie es zu gewinnen sei; alle altägyptischen Eisenfunde seien zweifelhaft.

In Ergänzung dieser gewiß richtigen Bemerkungen Schweinfurths möge noch erwähnt werden, daß nach den neueren Untersuchungen die Aegypter nicht vor dem 9. Jahrhundert v. Chr. Eisen verarbeiteten, und daß die Libyer es noch nicht gegen das Jahr 450 v. Chr. verwendeten.

Belck bemerkt in einem zweiten Artikel, in dem er die gegen seine Hypothese vorgebrachten Einwände bespricht, es wäre nun zunächst zu untersuchen, ob der uns überlieferte hebräische Ausdruck für Eisen (barzel) ein semitischer sei oder nicht. Stamme die Eisentechnik nicht aus dem von Semiten bewohnten Teile Vorderasiens, so hätte man als älteste Bezeichnung für dieses Metall wohl einen nichtsemitischen Ausdruck zu erwarten.

Diese Bemerkung ist richtig. Und tatsächlich haben wir einen solchen nichtsemitischen Ausdruck (lat. ferrum aus *ferzom, das auf eine Grundform *bherzom wie auch das ags. bræs, engl. brass, isl. bras „Bronze" zurückgeht), den man schon längst dem hebräischen barzel zur Seite gesetzt hat, doch meist in der Weise, daß man (so zuletzt auch Walde in seinem „Latein. etymol. Wörterbuch") das lat.

Wort für aus dem Semitischen entlehnt ansah, eine Annahme, die nur getragen von der bis in die neueste Zeit herrschend gewesenen Anschauung, daß alle Elemente einer höheren Kultur aus dem Orient nach Europa gekommen sind, sowohl vom Standpunkte der Grammatik der semitischen Sprachen, wie vom Standpunkt der lateinischen Lautlehre zurückgewiesen werden muß, da das anlautende b von barzel auch im Lateinischen b geblieben wäre. Da das arische Urvolk das Eisen nicht kannte, so konnte das hebräische barzel sowie die andern semitischen Ausdrücke für Eisen nur von einem arischen Volke entlehnt worden sein, das wegen der unbestreitbaren Zusammengehörigkeit von lat. ferrum und germ. bras einst in einem Lande wohnte, das der Heimat der Germanen benachbart war, in dem ihm aber das Eisen früher bekannt wurde als den Germanen, und welches zu einer Zeit, als sich der Uebergang der Bedeutung von „Bronze" zu „Eisen" bereits vollzogen hatte, also schon vor dem Jahre 1000 v. Chr., in dem bereits die Italiker in Italien siedelten, nach Gegenden ausgewandert war, die den Wohnsitzen der Semiten nahe lagen.

Dieses Volk waren die Italokelten und zwar jener Zweig derselben, die wir soeben als unter dem Namen der Kimmerier kennen gelernt haben. Diese Kimmerier zerfielen jedenfalls in mehrere Völkerschaften; zwei derselben (die Taurer und die Tucha) haben wir bereits kennen gelernt. Als solche kimmerische Völkerschaften betrachte ich auch die Chalyber, die Tibarener und Moscher. Diese Völkerschaften hatten schon im frühen Altertum einen bedeutenden Ruf als Metall- insbesondere als Eisentechniker. Ihre Wohnsitze waren nicht so weit von den Wohnsitzen der Syrer, Assyrer und Juden entfernt, daß nicht ein Verkehr zwischen ihnen hätte stattfinden können. Xenophon (Anab. IV, 7,15) bezeichnet die Chalyber als das kräftigste Volk unter allen Völkern, deren Länder er durchzogen hatte; ihre Lanzen seien 15 Ellen lang gewesen[1]). Ihre früheren Wohnsitze lagen gleichfalls nördlich vom Schwarzen Meere, wie sich aus Aeschylus (Pr. V. 730 fg.) ergibt, wo er sie als Bewohner des Nordufers des Schwarzen Meeres hinstellt in jener fernen Zeit, als Prometheus an den Kaukasus gefesselt war. An einer anderen Stelle (Sept. 725) nennt sie derselbe Dichter Auswanderer aus Skythien (*Χάλυβος Σκυθῶν ἄποικος*), das er (Pr. V. 309) als Mutter des Eisens (*σιδηρομήτωρ*) bezeichnet. Damit stimmen die Hesychischen Glossen: *Χάλυβοι. ἔθνος τῆς Σκυθίας, ὅπου σίδηρος γίνεται* und *Χαλυβδική. τῆς Σκυθίας, ὅπου σιδήρου μέταλλα* stimmen. Daß die Chalyber von den Skythen verschieden waren, ergibt sich aus Herod. I, 215, wo gesagt wird, daß die Kleidung und Lebensart der Massageten

---

[1]) Damit stimmt überein, daß die Kimmerier den kaukasischen Bergvölkern sowie den Osseten, den Nachkommen der Skythen, als „Riesen" erschienen; so bedeutet georg. gmiri „Held", „Riese", laz. gomori „tapfer", osset. gumirida „Riese". Schrader, der (Spr. u. Urg. II³, 528) diese Namen aus Tomaschek und Vs. Miller anführt, glaubt trotzdem in den Kimmeriern ein turko-tatarisches Volk vermuten zu dürfen. — Im Lande der Osseten liegt das berühmte Gräberfeld von Koban, das Virchow (Das Gräberfeld von Koban 124) dem Beginn des Eisenalters zuschreibt und in das 10. oder 11. Jahrh. v. Chr. setzt; es weist in der Mehrzahl die Grabausstattungsgegenstände in Form, Technik und Ornamentation auffallende Analogien mit Funden auf, wie sie aus mitteleuropäischen und mittelitalischen Gräbern derselben Zeit bekannt sind, und die auch Chantre (Le Caucase, II, 188), der den Kobanfunden mesopotamischen Ursprung zuschreibt, nicht verkennt.

den skythischen ähnlich seien; Gold und Kupfer seien sehr gebräuchlich bei ihnen, nicht aber Eisen und Silber, denn es finde sich auch gar nicht in ihrem Lande, wohl aber Kupfer und Gold in Menge. Ob die Chalyber bereits von ihren nordpontischen Sitzen aus Eisen an die Nachbarvölker verkauften, bleibt ungewiß. Ihre ursprünglichen Wohnsitze in Kleinasien erstreckten sich nach Belck, der sie mit Recht mit den in den Kriegsberichten Asurnasirpals III. von Assyrien wiederholt erwähnten Chalupi identifiziert, hauptsächlich am Balich abwärts bis zur Mündung desselben in den Euphrat und auch noch über diesen südwärts hinaus, andererseits aber nach Westen und Nordwesten bis nach Supria, dem südwestlichen Staatengebilde der Urartäer, so daß die Chalupi-Chalyber deren nächste Nachbaren waren. Infolge der Verheerungen ihres Landes durch den genannten Assyrerkönig und dessen Sohn Salmanassar II. hätten sie etwa gegen Ende des 9. Jahrhunderts v. Chr. die osteuphratensischen Wohnsitze verlassen, wie schon die 880 v. Chr. nach den Ufern des Tigris siedelnden Moscher (assyr. Muski), Tibarener (assyr. Tabal) und Kommagener (assyr. Kummuch) sich vor den Raubzügen der Assyrer allmählich nach Westen bis jenseits des Euphrat in Sicherheit gebracht hätten. Und ebenso wie die Moscher und Tibarener allmählich immer weiter nach Norden bis an die Ufergebiete des Schwarzen Meeres verdrängt worden seien, so sei dies auch bei den Chalybern der Fall gewesen. Erwähnt zu werden verdient, daß Asurnasirpal III. Eisen als Tribut von dem mesopotamischen Staate Bit-Chalupi am Chabur erhalten hat.

Daß die Kelten in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten bedeutende Metallurgen waren, läßt sich nicht nur durch Funde, sondern auch durch historische Zeugnisse erweisen. Doch reicht ihre Kenntnis der Eisentechnik bis in die italokeltische Periode zurück, wie aus den archäologischen Tatsachen hervorgeht, und nichts hindert uns, ihnen die selbständige Erfindung derselben zuzuschreiben. Die vollentwickelte Eisenkultur der La Tènezeit, die in Süddeutschland und Oesterreich als etwas Fertiges auftritt, war eine Schöpfung der Kelten und hatte ihren Mittel- und Ausgangspunkt in keltischen Ländern, in der Champagne, im Nordosten von Frankreich und in Südbelgien. So mißlich wegen der Schwierigkeit ihrer chronologischen Bestimmung es auch ist, die vorgeschichtlichen Schlackenhalden, wie sie sich von den Ufern der Leine bis zur Hunte und von dort weiter westlich bis zur Ems und zur Zuider-See, sowie in südlicher Richtung bis zum Rheintale finden, sowie andere Spuren alter Eisengewinnung als vollgültige Beweise einer bis in die erste Metallzeit zurückgehenden Eisenkultur hinzunehmen, so muß doch auf dieselben hingewiesen und bemerkt werden, daß sich, wie A. Gurlt (Jahrb. d. Ver. v. Altertumsfr. i. Rheinl., 1885, S. 254) nachweist, der leicht reduzierbare Raseneisenstein dicht unter der Oberfläche sowohl in diesem niederländisch-westfälischen Flachlande wie auch im Oberlande weit verbreitet ist, und es nicht zweifelhaft sein kann, daß er sehr früh zur Eisengewinnung benutzt wurde. Merkwürdig ist die Tatsache, daß die im ganzen Rheintale sowie in vielen Gegenden Deutschlands und Frankreichs und auch in der Schweiz gefundenen vorrömischen Roheisenluppen, von denen sechsundzwanzig bei Monzenheim in Rheinhessen

beisammen lagen, in ihrer Gestalt mit den auf assyrischem Gebiete (Ninive und Khorsabad) ausgegrabenen, einer Doppelpyramide ähnelnden Roheisenluppen aufs genaueste übereinstimmen. L. Beck (Geschichte des Eisens 533 fg.), der Entdecker dieser Monzenheimer Eisenblöcke, war der erste, der in ihnen für den Handel bestimmte Rohluppen erkannte und ihre große Aehnlichkeit mit den assyrischen Luppen feststellte. Von ganz besonderer Bedeutung ist es aber, daß in dem Gebiete, das sich von der Provinz Drenthe in Holland und den Ufern des Rheins, der Campine (in Belgien) bis zu den Ardennen und den Quellen der Oise und Schelde erstreckt, ein eigentliches Bronzealter nicht besteht, sondern daß Bronze und Eisen zu gleicher Zeit auftraten und das jüngere Steinalter ablösten. Zu diesem Ergebnisse ist wenigstens Chr. J. Comhaire (Les premiers âges du métal dans les bassins de la Meuse et de l'Escout. Bull. de la Soc. d'anthropologie de Bruxelles, XIII, 97—226) gelangt. „De l'ensemble et jusqu'à preuve contraire, nous devons croire qu'il n'a pas existé d'âge du bronze proprement dit dans nos contrées. Nous n'en trouvons ni sépultures ni stations quelconques.“ Soviel steht fest, daß es mit einer einzigen Ausnahme in ganz Europa mit Einschluß der österreichischen Alpenländer, wohin Ridgeway die Wiege der Eisenkultur verlegt, kein Gebiet gibt, in dem das Eisen so früh gewonnen und verarbeitet wurde.

Es gibt aber noch ein zweites arisches Volk in Europa, das die Kunst der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung selbständig erfand. Es war dies das Volk der Hellenen, das bereits in seinem ostdeutschen Stammland zur Eisentechnik vorgeschritten war. Dies ergibt sich daraus, daß das Griechische einen eigenen Namen für das Eisen (*σίδηρος*) besitzt, der kein Lehnwort ist und aus dem Sprachvorrat der arischen Sprachen erklärt werden kann, ferner aus dem Umstande, daß sich nach Undset (Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa 331) in dem zwischen der Oder und Weichsel gelegenen Gebiete in den Gräberfunden eine eigentliche Bronzezeit schwer erkennen läßt, daß, wie schon im Jahre 1880 Sophus Müller (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, III, 10) festgestellt hat und jetzt auch O. Mertins (Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, Breslau 1906, S. 74) hervorhebt, die ältesten Eisengeräte eine „hier eigentümliche Wiederholung fast sämtlicher Bronzegerätformen“ aufweisen, und daß man das Eisen, wie Mertins bemerkt, im Lande selbst aus dem dort häufig vorkommenden Raseneisenerz gewann, wie man denn auch Reste von alten Eisenschmelzöfen an einzelnen Stellen gefunden hat. Auch Lissauer (Die prähist. Denkmäler d. Prov. Westpreußen u. d. angrenzenden Gebiete, Leipzig 1887, S. 54) glaubt für dieses Gebiet kein eigenes Bronzealter annehmen zu dürfen und läßt auf die neolithische Epoche sofort die „Hallstatt“-Epoche, in der gleichzeitig mit der Bronze auch das Eisen verwendet wurde, folgen. Die Gleichung *χαλκός* „Bronze“ lit. gelezìs, preuß. gelso, aslaw. želězo „Eisen“ mit dem Bedeutungsübergang von Bronze zu Eisen und den lautlichen Schwierigkeiten, die darin bestehen, daß slaw.-balt. z ein griech. gh oder g und nicht k voraussetzt, kann nur in der Weise erklärt werden, daß man annimmt, das Wort *χαλκός*, das auf eine ältere Form *ghelgho-s (vergl. Fick, Vergl. Wörterb. d. idg. Spr. I[4], 417) zurückgeht, sei in d i e s e r Form

von den hellenischen Stammsitzen aus in sehr früher Zeit in der Bedeutung „Bronze“ zugleich mit der Sache zu den benachbarten Balten und Slawen gekommen und habe dann, als man statt der Bronze Eisen verwendete, die Bedeutung „Eisen“ angenommen, ein Bedeutungsübergang, der auch bei den entsprechenden Wörtern im Italokeltischen und Indischen eingetreten ist. Die Annahme, daß griech. *χαλκός* erst von den griechischen Kolonien am Pontus zu den Slawen und Balten gekommen ist, scheitert, abgesehen von den lautlichen Schwierigkeiten, an dem Umstande, daß diesen Völkern schon viel früher die Bronze bekannt war, und daß insbesondere die Bronzealtertümer der den griechischen Kolonien benachbarten Gouvernements Kijew und Jekatarinoslaw wie überhaupt des westlichen Rußland sich nach Ch. H. Read (A Guide to the antiquities of the Bronze Age in the department of british and mediæval antiquities of the British Museum, 1904, S. 106) mit den alten Bronzealtertümern Mitteleuropas, die von den Bronzealtertümern aus der Zeit der griech. Kolonisation ganz verschieden sind, verwandt erweisen.

Die italokeltischen Chalyber und die mit ihnen verwandten kleinasiatischen Volksstämme haben nicht nur den genannten semitischen Völkern das Eisen, sondern auch den Armeniern das Silber gebracht. Den Indern und Iraniern brachten dasselbe die später zu besprechenden gleichfalls italokeltischen Tocharer und Saken. Das ergibt sich aus der Gleichung: arm. arcath (c = tsch), av. erezata, skr. rajatá einerseits, air. argat, arget, kymr. ariant, lat. argentum, osk. aragetud andererseits. Denn Hirts Annahme (Indogermanen, I, 361), daß bereits das arische Urvolk das Silber kannte, ist ebenso unstatthaft, wie es unstatthaft ist, auf Grund der Gleichung: skr. áyas, lat. aes, got. aiz ihm die Kenntnis des Kupfers oder der Bronze zuzuschreiben. Denn nach Sophus Müller (Urgeschichte Europas 32) fehlt das Silber außerhalb des Südens in der ganzen älteren Metallzeit Europas, sowohl in der Stein-Kupferzeit als in der Bronzezeit. Auch der Erklärungsversuch Schraders (Sprachvergleichung und Urgeschichte II[3], 48), der mit Recht Hirts Annahme zurückweist, beruht auf Annahmen, die durchaus unwahrscheinlich sind. Er nimmt Entlehnung eines im Kaukasus und seinen Vorländern herrschenden Silbernamens an, der mit dem Metalle auf dem Wege des Handels aus dem silberreichen Armenien nach dem silberarmen Iran und von da nach Hindustan gebracht worden sei. „In beiden Ländern konnte er dann von Einfluß auf die Bezeichnung des Silbers in der Weise werden, daß ein bereits vorhandenes Adjektiv av. erezata, skr. ragatá »weiß« unter dem Drucke des arm. arcath die Bedeutung »Silber« annahm.“ Auch dem italischen Silber schreibt derselbe gleiche Herkunft zu und nimmt an, daß auch in Italien nach dem Muster des pontisch-armenischen arcath ein einheimisches *argento „weiß“ zur Bezeichnung des von Pontus her bekannt gewordenen Silbers verwendet worden sei. Auch das keltische Wort (air. argat usw.) habe sehr wahrscheinlich „weiß“ bezeichnet. Dieses altkeltische Adjektiv für „weiß“ wurde dann bei Berührung der Kelten mit dem lat. argentum in den keltischen Sprachen zur Bezeichnung des Silbers verwandt.

Da das Silber den Italokelten zur Zeit, als sie noch in ihren Stammsitzen wohnten, bereits bekannt war, Kelten, Italiker, Chalyber,

Saken und Tocharer einem und demselben arischen Volksstamme angehören, erklärt es sich leicht, daß ein und derselbe Name für dieses Metall einerseits auf den britischen Inseln und in Italien, andererseits in Armenien, Iran und Indien erscheint. Insbesondere durch den Nachweis, daß italokeltische Völker bis nach Zentralasien eingedrungen sind, erscheint die an und für sich bedenkliche Annahme, daß der Name des Silbers sich von Armenien aus nach Iran und Indien verbreitet habe, ebenso unnötig, wie es unnötig ist, mit Kretschmer (Einl. i. d. Gesch. d. griech. Sprache 137), der - allerdings mit Unrecht — das arm. arcath, das auf ein durch Lautverschiebung aus argat entstandenes *arkat zurückgeht, nicht als urverwandt mit skr. rajatá, av. erezata gelten lassen will, anzunehmen, daß das armenische Wort aus dem Iranischen entlehnt sei.

Ganz in derselben Weise, wie man die Erfindung der europäischen Eisentechnik außereuropäischen Völkern zugeschrieben hat, so hat man auch aus dem vorderasiatisch-ägyptischen Kulturkreise die Bekanntschaft unseres Kontinents mit dem nebst dem Eisen wichtigsten Kulturmetalle — der Bronze — abgeleitet. Auch bei diesem Metalle sprechen die sprachlichen Zeugnisse gegen diese Ansicht. Denn der älteste Name für Kupfer bezw. Bronze, *ayes, findet sich weder in einer der semitischen Sprachen noch im Sumerischen und Aegyptischen, sondern ist ausschließlich auf arische Sprachen (Italisch, Germanisch, Indisch-Iranisch) beschränkt. Dazu kommt, daß noch aus der Zeit vor dem Ende der neolithischen Periode sich in mehreren Ländern West- und Mitteleuropas die bergmännische Gewinnung von Kupfer nachweisen läßt und daß uns nichts zu der Annahme berechtigt, daß hierbei fremder Einfluß tätig gewesen ist. Es steht ferner nichts der Annahme entgegen, daß überall dort, wo ein begabtes Volk lebte und die Erde Erze barg, aus denen Kupfer und Zinn ausgeschmolzen werden konnten, selbständig die Erfindung der Bronze gemacht werden konnte, wie dies auch wirklich in Mexiko und Peru geschehen ist. Wenn Read (a. a. O. 10), der diese Möglichkeit zugibt, dennoch für Europa die selbständige Erfindung der Bronze nicht annehmen will, sondern die europäische Bronzekultur vom Orient herleitet, weil die Form der megalithischen Grabdenkmale orientalischen Ursprungs sei, so könnte man, wenn man überhaupt aus der Form und Verbreitung dieser Grabdenkmale einen Schluß auf die Herkunft der Bronze ziehen will, mit weit mehr Recht den entgegengesetzten Schluß ziehen. Denn es kann wohl mit Sicherheit behauptet werden, daß sie nordeuropäischen Ursprungs ist und von Nordeuropa aus durch die Arier über Europa, Vorderasien und den Nordrand Afrikas verbreitet wurde. Es muß übrigens noch bemerkt werden, daß höchstwahrscheinlich die ältesten Bronzen, die zinnarm sind, nicht durch absichtliche Legierung von Kupfer und Zinn, sondern zufällig in der Weise entstanden sind, daß die Kupfererze Zinn (oder Antimon, Arsen, Nickel, Blei) enthielten, oder daß Kupfererz gemeinsam mit Zinnstein ausgeschmolzen wurde, was um so leichter möglich war, als überall, wo sich Zinnstein findet, auch Kupfer in nächster Nähe erscheint, zuweilen beide gemischt in demselben Gange (Belege in dem Artikel „zin“ in Schades Altdeutsch. Wörterbuch). Daß auf diese Weise eine Legierung von Kupfer und Zinn entstehen kann, hat in neuester Zeit

W. Gowland, Professor der Metallurgie an der k. Bergschule in London, experimentell in seinem Laboratorium für praktische metallurgische Arbeiten in der Weise nachgewiesen, daß er in einem Ofen von der denkbar einfachsten Form, nämlich in einem bloßen in die Erde gegrabenen Loch, Kupfererz zugleich mit Zinnstein mittels eines Holzkohlenfeuers zum Schmelzen brachte. Er erhielt, wie er (Journal of the Anthropol. Instit. XXXVI, 19) mitteilt, eine Bronze, die 22,0 pCt. Zinn enthielt. Als man die erhöhte Brauchbarkeit der so zufällig entstandenen Bronze gegenüber dem reinen Kupfer erkannte, war es nicht schwer, noch einen Schritt weiter zu gehen und die Kupfererze und den Zinnstein gesondert auszuschmelzen und die reinen Metalle zu legieren. Diese Legierung geschah nicht immer im Anfange nach streng eingehaltenen Gewichtsteilen. So ergaben die analytischen Untersuchungen der in Böhmen gemachten Depôt-Funde nach H. Richlý (Die Bronzezeit in Böhmen, Wien 1894, S. 47), daß der Gehalt an Kupfer und Zinn zwischen 94,70 bis 84,50 pCt. Kupfer und 4,70 bis 14,20 pCt. Zinn variiert, und es mochte lange dauern, bis man fand, daß das klassische Mischungsverhältnis (90 pCt. Kupfer und 10 pCt. Zinn) die brauchbarste Legierung ergab.

Fragen wir nun, in welchem Teile Europas zuerst die Bronze bereitet wurde, so kommen nur jene Länder in Betracht, in denen Zinn gefunden wird. Und deren Zahl ist nicht groß; es sind dies das nordwestliche Spanien, Frankreich, England in Westeuropa, das Fichtelgebirge, das Voigtland, der Böhmerwald und das böhmisch-sächsische Erzgebirge in der Mitte des Erdteiles. Da der griechische Name des Zinns *κασσίτερος*, wie S. Reinach wohl mit Recht annimmt, keltisch ist, so kommt die pyrenäische Halbinsel, auf der sich erst spät Kelten angesiedelt haben, für unsere Frage nicht in Betracht. Was Frankreich anlangt, so ist dieses Land arm an Kupfer sowohl wie an Zinn (vergl. C. Jullian, Histoire de la Gaule, Paris 1908, I., 78), und es ist durchaus nicht erwiesen, daß diese beiden Metalle in vorgeschichtlicher Zeit im Lande selbst gewonnen wurden. England besitzt zwar einen großen Zinnvorrat; dieser scheint jedoch erst spät ausgebeutet worden zu sein, denn noch zur Zeit Cäsars (B. G. V, 12: aere utuntur importato) führten die Britannier Bronze ein. Deshalb kann auch England nicht als Wiege der Bronzekultur betrachtet werden, wie seinerzeit F. Wibel (Die Kultur der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropas, Kiel 1865) nachzuweisen suchte, indem er annahm, daß die Bronze daselbst zuerst durch direktes Ausschmelzen eines Gemisches von Kupfer- und Zinnerzen, wie sie in Cornwall in demselben Gebiete in unmittelbarer Nachbarschaft vorkommen, dargestellt wurde. Haben sich auch die Einwände, die man gegen diese Theorie vom metallurgischen Standpunkte aus erhoben, nach den Experimenten Gowlands als unbegründet erwiesen, so läßt sich doch andererseits für das Wort aere keine andere Bedeutung als die von „Bronze“ annehmen.

Es bleibt also nur das Fichtelgebirge, das Voigtland, der Böhmerwald und das böhmisch-sächsische Erzgebirge als das Gebiet übrig, von dem mit der größten Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß dort die europäische Bronzebereitung ihren Ausgangspunkt genommen hat. Insbesondere sind es das Fichtelgebirge und das Erzgebirge, wo das Zinn häufig vorkommt und auch Spuren uralter

bergmännischer Unternehmungen — riesige Schutt- und Schlackenhalden —, die zum Zwecke hatten, Zinn zu gewinnen, ungemein zahlreich sind. „Es ist in der wissenschaftlichen Welt, auch in der bergmännischen, fast verloren gegangen“, sagt A. Schmidt (Prähistor. Blätter 1896, Beil. zu Nr. 5, S. 11), „daß das Fichtelgebirge neben dem Erzgebirge eine Zinnfundstätte allerersten Ranges war, ja, daß diese beiden Gebirge fast die einzigen, wenigstens aber die weitaus bedeutendsten Zinnfundstätten auf dem europäischen Kontinent sind. Wenn die Alten zu ihrer Zinnbronze viel Zinn gebrauchten, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß sie sich aus den reichen Lagerstätten in diesen nahen, geologisch und genetisch so enge verbundenen Gebieten ihr Material holten, als daß sie sich in abenteuerliche Unternehmungen stürzten, von denen man auch von ganz wissenschaftlicher Seite berichten hört.“ Für das Fichtelgebirge ist auch ein uraltes Kupferbergwerk (in Steben) bezeugt.

Nachdem dem dunkelroten Kupfer die goldfarbige Bronze zur Seite getreten war, um allmählich ganz seinen Platz einzunehmen, ergab sich zugleich das Bedürfnis nach einer von dem Namen des Kupfers (ayes) verschiedenen Bezeichnung derselben. Es lag nahe, diese von der Farbe zu nehmen, und so entstand der Name *ghel-gho-s (= χαλκός), „das gelbe Metall“ (vergl. χλοερός, aslaw. žlŭtŭ, apreuß. gelatynan, lit. gèltas „gelb“) von der Wurzel ghel- „hell sein, glühen“, der dann von den hellenischen Stammsitzen aus zu den Slawen und Balten wanderte, bei diesen aber bald, als das Eisen die Bronze verdrängte, die Bedeutung „Eisen“ annahm. Auch der italokeltische Name *bher-zo-m, der zugleich mit der Bronze zu den Germanen kam und bei diesen seine ursprüngliche Bedeutung behielt, während er im Lateinischen die Bedeutung „Eisen“ annahm, hat wahrscheinlich eine gleiche Bedeutung, da die Wurzel bher- gleichfalls „glühen“ (vergl. ferveo, fervidus usw.) bedeutet.

Italokeltische (kimmerische) Volksstämme sind nicht nur von den nordpontischen Gestaden aus nach Kleinasien, sondern auch auf demselben Wege, auf dem einst die Vorfahren der späteren Inder und Iranier nach Zentralasien gelangten, ebendorthin gekommen. Dieser Weg führte nicht über den Kaukasus, sondern ging östlich durch die Uralpforte. Daß Italokelten nach Zentralasien gekommen sind, ergibt sich vor allem aus der vor kurzem entdeckten Sprache der Tocharer, die eine Zeitlang im Norden von Ostturkestan gesessen sind. Soweit die von Le Coq und Grünwedel im Turfangebiete gesammelten Manuskripte von E. Sieg und W. Siegling (Tocharisch, eine Sprache der Indoskythen. Sitzungsber. d. Berl. Ak. d. Wiss., 1908, S. 915 und 934) entziffert sind, weist diese Sprache — eine Kentumsprache — in ihrem Wortvorrat wie auch in ihrem grammatischen Bau Eigentümlichkeiten auf, wie sie nur das Italokeltische besitzt, und ist keineswegs, wie Fr. Kluge (Frankfurter Zeitung vom 10. Oktober 1908, erstes Morgenblatt) annimmt, ein der arischen (indogermanischen) Grundsprache sehr nahe stehender ganz selbständiger Zweig des Indogermanischen. Dabei zeigt sie lautliche Veränderungen, wie wir sie vielfach dort finden, wo das Arische Einwirkungen seitens mongoloider Elemente erfahren hat: die Verschiebung der Mediae zu Tenues, die Verwandlung von Dentalen in Palatale, die infolge dieser ihrer Herkunft von den

indischen Palatalen verschieden sind, und die Ausstoßung der Vokale in bestimmten Fällen. An tochar. ckâcar (Tochter) = θυγάτηρ kann man alle drei von Sieg, Siegling und Pischel festgestellten Lautgesetze erkennen.

Aus dem Bereiche der nomina führen Sieg und Siegling folgende Gleichungen an: kus = quis, kuc = quid, tu = tu, wir = vir, alyek = alius, wändh = ventus, por = πῦρ, nom = nomen, jakwe (aus *akwe mit vorgeschlagenem j) = equus, ku (Hund) = ir. cú (aus *kuû), okso (Rind) = kymr. ych, korn. ohan von dem Stamme *uksen, man = mensis. Wie jakwe und kú die ursprünglichen Gutturale gegenüber den Sibilanten in den entsprechenden Wörtern der Satemsprachen (des Indisch-Iranischen, Baltisch-Slawischen, Thrakischen) zeigen, so erscheinen Palatale an Stelle von ursprünglichen Dentalen in pâcar (Vater) = pater, mâcar (Mutter) = mater, pracar (Bruder) = frater (aus *bhratar). Auch aus den tocharischen Zahlwörtern, die unter allen arischen Sprachen am meisten mit den Zahlwörtern des Lateinischen übereinstimmen, ergibt sich, daß das Tocharische eine Kentumsprache ist: okadh = octo, šäk = decem. Und wie sich das Italokeltische von dem Griechischen durch den Mangel des Augmentes unterscheidet, so kennt auch das Tocharische das Augment nicht, wie denn überhaupt die tocharischen Formen des verbum substantivum (sem = sum, semas = sumus, senc = sunt) sowie die tocharischen Suffixe des Verbums (-mas = lat. -mus für die 1. Pers. Plur., -nc = lat. -nt für die 3. Pers. Plur. Präs. u. Imperf., -dhar, -tr und -ndhar, -ntr = lat. -tur, -ntur für die 3. Pers. Sing. bezw. Plur. des Passivum und Medium) mit den lat. Formen des verbum substantivum und den lat. Verbalendungen die meiste Aehnlichkeit haben.

Von besonderer Bedeutung ist die Tatsache, daß das Medio-Passivum im Tocharischen wie im Italokeltischen in gleicher Weise gebildet ist. Da diese Bildung (mittelst -r, entstanden aus dem Reflexivum se)[1]) anerkanntermaßen eine italokeltische Neubildung ist, so wird dadurch schon allein den Anschauungen Kluges, der in dem Tocharischen eine indogermanische Sprache von höchstem Alter sieht, die Grundlage entzogen. „Es scheint eine Abzweigung von der Grundsprache zu sein“, schreibt er a. a. O., „die sich lange vor allen übrigen Abzweigungen vollzogen haben muß. Ehe die Gliederung der Indogermanen, von der wir bisher wußten, zur weltgeschichtlichen Tatsache geworden ist, waren bereits Absplitterungen vollzogen, und eine derartige tritt jetzt in unseren Gesichtskreis. Das Verblüffendste aber an der neuen sprachgeschichtlichen Tatsache des Tocharischen ist das Auftreten des Tocharischen in Zentralasien. Alle die unabweisbaren Probleme der indogermanischen Urheimat werden jetzt neu aufgerüttelt. Schon lange glaubte man Asien nicht mehr ernsthaft mit

[1]) Man hat diese auf Bopp zurückgehende Annahme in neuerer Zeit zurückgewiesen, weil das Uritalische und das Keltische im Wortinnern einen solchen Uebergang von s in r nicht kenne. H. Pedersen (Ztschr. f. vergl. Sprachf. XXXX, 166) hält an der alten Annahme wegen der großen syntaktischen Uebereinstimmung mit dem Slawischen und dem heutigen Italienischen fest und bezeichnet den vorgebrachten Einwand als jeder faktischen Grundlage entbehrend, indem er darauf hinweist, daß es unstatthaft sei, vom Wortinnern Schlüsse auf den Sandhi zu ziehen. „Es ist eine Tatsache, daß im Sandhi in den verschiedenen Sprachen andere Gesetze herrschen als im Wortinnern. Diese Tatsache läßt sich nicht ableugnen.“

in Frage ziehen zu müssen, wenn man nach den Ursitzen unseres Sprachstammes suchte. Nun tritt uns ein indogermanischer Sprachstamm, der mit dem Indopersischen nur in einem entfernteren Verwandtschaftsverhältnis steht, mit höchst altertümlichem Laut- und Wortcharakter entgegen, und vergebens suchen wir in Asien nach seinen nächsten Verwandten. Die Heimatsfrage tritt für die Indogermanen jetzt in ein neues Stadium, und so bezeichnen wir die Entdeckung des Tocharischen als ein ethnographisch-linguistisches Ereignis allerersten Ranges[1]."

Die Bedeutung der Entdeckung des Tocharischen soll nicht geschmälert werden, aber sie liegt nicht dort, wo sie Kluge sucht, sondern auf einem ganz anderen Gebiete. Denn jetzt dürfte es vielleicht möglich sein, gewisse bis jetzt nicht erklärte Erscheinungen auf dem Gebiete der Kulturgeschichte Asiens zu erklären. Was dagegen die Frage der Altertümlichkeit des Tocharischen anlangt, so ist dieselbe nicht größer als die des Lateinischen, dem man bisher gerade in diesem Punkte keinen hohen Rang eingeräumt hat. Und wenn es in der Heimatsfrage noch eines neuen Beweises für die Richtigkeit der Lehre von der europäischen Heimat der Arier bedürfte, so hat dieselbe deutsche Expedition, die die in der tocharischen Sprache geschriebenen Manuskripte gefunden hat, auch Abbildungen von den Menschen, die einst diese Sprache gesprochen, entdeckt, die ein weiteres Glied in der Kette jener Tatsachen sind, aus denen hervorgeht, daß die Schöpfer und Träger des Arischen Menschen der blonden nordeuropäischen Rasse waren. Und als deren Heimat kann nur Nordeuropa betrachtet werden, wie zuletzt noch kurz vor seinem Tode Lissauer in seinen „archäologischen und anthropologischen Studien über die Kabylen" (Ztschr. f. Ethnol., 1909, S. 526) bemerkt hat. „Solange wir nicht alle Bedingungen kennen, von denen die Verteilung des Pigments bei den verschiedenen Menschenrassen abhängt, müssen wir uns an die Tatsachen halten, die sicher beobachtet sind. Nun wissen wir, daß es nur in Nordeuropa eine Zone gibt, in der eine große zusammenhängende blonde Bevölkerung autochthon ist, nirgends anders auf der Erde, und sind daher gezwungen anzunehmen, daß auch die sonst auf der Erde inselförmig auftretenden Blonden von der nordeuropäischen blonden Zone herstammen. Die Gegner dieser An-

[1]) Aehnlich wie der Germanist Kluge sieht auch der Historiker Ed. Meyer in der Entdeckung des Tocharischen einen Beweis für die alte Ansicht von der asiatischen Heimat der Indogermanen. „Sollen wir nun annehmen", ruft er aus in seinem Vortrage über das Verhältnis der alten Geschichte zur Prähistorie (Ztschr. Ethnol., 1909, S. 294), trotzdem er zuvor auf die entschieden für die europäische Herkunft der Tocharer sprechende Darstellung ihres Typus auf den Fresken von Turfan hingewiesen, „daß diese Tocharer von der Ostsee oder Nordsee her durch Steppen und über die gewaltigen Gebirgsketten bis nach Turkestan vorgedrungen sind? Die entgegengesetzte Annahme, „daß sie in oder wenigstens in der Nähe der Urheimat der Indogermanen zurückgeblieben sind, ist viel wahrscheinlicher." Es erscheint ihm ferner keineswegs unmöglich, „daß aus dem zentralasiatischen Becken, der Heimat so vieler gewaltiger Völkerbewegungen, der Indoskythen, Hunnen, Türken, Mongolen, auch die Indogermanen hervorgegangen sind." Diese Annahme ist unmöglich, weil es unmöglich ist, daß unter denselben klimatischen Verhältnissen — einem ausgesprochenen Kontinentalklima — zwei so grundverschiedene Rassen, wie es die arische und die mongolische ist, entstehen konnten. Das Indoskythische ist gleichfalls eine indogermanische Sprache, und ebenso ist das Tocharische, wie die Sprache der Çokas, ein indoskythisches bezw. italokeltisches Idiom.

schauung würden es wohl nicht für ernst halten, wenn jemand behaupten wollte, die Negerbevölkerung in Haiti oder in Nordamerika sei dort autochthon — und dennoch begehen sie den gleichen Irrtum für die Blonden.“ A. v. Le Coq, der Leiter dieser Expedition, berichtet nämlich (Ztschr. f. Ethnol., 1907, S. 521), daß diese in einem bei dem Kloster Bähäklik bei Murtug gelegenen Tempel eine wohlerhaltene Serie von höchst merkwürdigen Darstellungen gefunden habe. „In dem Eingang rechts und links die lebensgroßen Porträtfiguren der geistlichen Stifter der Anlage. An diese sich anreihend große Buddhafiguren, umgeben zum Teil von mythologischen Persönlichkeiten, zum Teil von den Porträts von Mönchen, Fürsten und Adoranten aus Ost und West, unter denen blauäugige, braunhaarige Individuen besonders auffallen müssen.“

Im übrigen muß bemerkt werden, daß bereits Kretschmer (Einl. i. d. Gesch. d. griech. Spr. 125 fg.) auf Grund einer Reihe von partiellen Uebereinstimmungen zwischen dem Indoiranischen und Italokeltischen, von denen aber nur eine sehr kleine Zahl mit einer gewissen Sicherheit als aus dem Italokeltischen entlehnt betrachtet werden kann, angenommen hat, daß in vorgeschichtlicher Zeit, als die Italiker noch nördlich der Alpen, die Inder noch nicht in Indien saßen, ein westindogermanischer Stamm durch Auswanderung nach dem äußersten Osten des indogermanischen Gebiets verschlagen worden und in den dortigen Völkern aufgegangen sei, denen er nun dialektische Eigentümlichkeiten der westlichen Idiome zugeführt habe. Allein zur Zeit, als die Inder Indien besiedelten, geschweige noch zuvor, war das Silber, dessen indischen Namen Kretschmer mit Recht als eine Entlehnung aus dem Italokeltischen betrachtet, selbst im Stammlande der Italokelten noch unbekannt. Es kann daher dieser wie auch die anderen italokeltischen Entlehnungen nur auf die mit den Tocharern nahe verwandten Saken oder Indoskythen zurückgeführt werden, die sich nach der Vernichtung des griechisch-baktrischen Reiches im letzten vorchristlichen Jahrhundert auch des Pandschabs bemächtigten, aus dem mittleren Indien jedoch vom König Wikramaditja schon 57 v. Chr. wieder vertrieben wurden.

Mit unseren Tocharern ist wohl zweifellos identisch das ultra montes Emodos (Himalaya) im Tarim-Becken wohnende Volk der „Seidenbringer“ (Serer, vom altchines. ser „Seide“), von denen Plinius (VII, 24) auf Grund von Mitteilungen Rachias, des Führers einer von einem indischen Könige auf Ceylon an Kaiser Claudius geschickten Gesandtschaft, dessen Vater in ihr Land gekommen war, berichtet: ipsos excedere hominum magnitudinem, rutilis comis, caeruleis oculis, oris sono truci, nullo commercio linguae. Hätten diese Serer, die schon nach dieser Beschreibung als echte Indogermanen anzusprechen und von den eigentlichen Chinesen, den Seres colorati Ovids (Am. I, 14, 6) zu trennen sind, dem indoiranischen Sprachstamme angehört, so hätten sich wohl mit ihnen die Inder verständigen können. Dieselben indogermanischen Serer waren es jedenfalls auch, die nach Plinius (XXXIV, 41: ex omnibus autem generibus palma Serico ferro est. Seres hoc cum vestibus suis pellibusque mittunt) das beste Eisen erzeugten und dieses nebst Seidenzeug, das sie wohl von den Chinesen gegen Eisen eintauschten, und Pelzwerk verhandelten. Was Plinius

von den Serern berichtet, berichtet das Mahâbhârata von den Thukhâra, deren Identität mit den *Τόχαροι* der Griechen, den Tu-ho-lo der Chinesen, den Tokharen der Araber feststeht (vergl. Lassen, Ind. Altertumsk. I, 852 und Richthofen, China I, 439). Diese Thukâra seien es gewesen, die dem Pandava-König Felle, Eisen und Seide brachten, also dieselben Produkte, die später den Serern zugeschrieben werden. Von ihnen bemerkt Lassen (a. a. O.), daß sie ein großes und mächtiges Volk gewesen seien, das auch unter denen genannt werde, welche das griechisch-baktrische Reich gestürzt haben. „Sie wohnten ursprünglich jenseits des Jaxartes in Sogdiana mit den Çaka zusammen. Ihr Name bedeutet im Sanskrit Schnee, Nebel und Kälte; sie werden daher wohl ihren Namen davon erhalten haben, daß sie ihre ältesten Sitze an dem Belurtag oder dem Nebelgebirge hatten. Sie waren wahrscheinlich ein den Çaka verwandtes Volk und wie dieses ein wanderndes und scheinen auch nach Indien in der älteren Zeit gezogen zu sein.“ Wie später dargelegt werden soll, zeigt auch wirklich ein Teil der Saken italokeltische Tracht; auch diese werden ausdrücklich als Kimmerier bezeichnet, was die Richtigkeit der Annahme Lassens von der Verwandtschaft der Thukâra und Çaka bestätigt. Das von den Indern Thukâra benannte Volk scheint sich selbst anders benannt zu haben. Ist die von Marquart in seinem Toxâristân 202 fg. (vergl. hierzu O. Franke, Zur Kenntnis der Türkvölker und Skythen Zentralasiens, Abh. d. Berl. Ak. d. Wiss., 1904, S. 31) ausgesprochene Vermutung richtig, nach der die Tu-ho-lo mit den in chinesischen Quellen erwähnten Ta-hia (alte Aussprache Ta-ha) gleichzusetzen wären, dann liegt es nahe, in diesem Namen den Namen zu erkennen, mit dem die Thukhâra sich selbst benannten, und sie selbst als eine Abzweigung des in Kleinasien angesiedelten kimmerischen Volksstammes der Tucha zu betrachten. Diese Annahme gewinnt auch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß der Name der in Westarmenien wohnenden kimmerischen Togarmah — Togarma wird in der Völkertafel der Genesis ausdrücklich als ein Sohn des Gomer angeführt — als Tagarma im Osten des Pamirhochlandes wiederkehrt (vergl. Fr. Hommel, Grundr. d. Geogr. u. Gesch. d. Alt. Orients, 2. Aufl., München 1904, S. 211). Zur Würdigung der großen Bedeutung der in Turfan gemachten Funde möge noch erwähnt werden, daß Franke (a. a. O.) nachzuweisen sucht, daß Klaproth, der zuerst in seinen Tableaux historiques de l'Asie (p. 163) die Usun (Wusun) für ein blondhaariges, blauäugiges, am weitesten nach Osten vorgeschobenes indogermanisches Volk erklärt hat, hierzu auf Grund der von ihm benutzten chinesischen Quellen nicht berechtigt war, und daran die Bemerkung knüpft, daß die Annahme von „blonden Rassen“ in Zentral- und Ostasien, soweit das Altertum in Betracht käme, als eine Chimäre endgültig aufgegeben werden müsse. Diese Usun der chinesischen Annalisten werden von einigen Gelehrten mit den vorher erwähnten Serern identifiziert, und jedenfalls bezeichnet der Name einen der in Zentralasien angesiedelten italokeltischen Stämme.

Wenn man bedenkt, daß nach Max Müller (Biographies of Words 260) áyas erst im späteren Sanskrit sicher die Bedeutung „Eisen“ hat, daß die Geschichtsquellen der Chinesen des Eisens erst um 400 v. Chr. Erwähnung tun, diese noch um 100 n. Chr., die Japaner

selbst noch um 700 n. Chr. Waffen aus Bronze gebrauchten, so drängt sich von selbst die Vermutung auf, daß die Inder sowohl wie die Chinesen das Eisen zuerst durch die nach Zentralasien gekommenen Italokelten kennen gelernt haben. Dagegen waren die Italiker, als sie gegen das Ende des zweiten Jahrtausends aus ihren mitteleuropäischen Sitzen in Italien einbrachen, bereits mit der Eisentechnik vertraut. Aber auch nach dem Norden Europas gelangte frühzeitig, wenn auch in geringen Mengen aus Mitteleuropa das Eisen. Montelius wenigstens verlegt das erste Auftreten des Eisens in Skandinavien in seine fünfte und vierte Periode der skandinavischen Bronzezeit und weist darauf hin (Korrespondenzbl. 1900, S. 142), daß es sogar schon in seiner dritten Periode (12. Jahrh. v. Chr.) in Bornholm nachgewiesen werden könne. Erwähnung verdient noch, daß die Erzeugung des „indischen Stahles“, wie Beck (Geschichte des Eisens 229) auf Grund der Beschreibungen des Ktesias einerseits, des Aristoteles andererseits nachweist, in einzelnen Zügen an die Erzgewinnung der Chalyber, die bekanntlich den Griechen als die Erfinder des Stahls galten, erinnert. (Schluß folgt.)

---

# Der Typus der Genies des 14.—17. Jahrhunderts.

**(Hauptsächlich nach der Porträtsammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol im Wiener kunsthistorischen Hofmuseum.)**

Otto Hauser.

## 3. Franzosen.

In seinem Werke „Die Germanen in Frankreich“ hat Woltmann leider die Bildnisse nicht im einzelnen beschrieben, sondern nur die Namen nach den verschiedenen Merkmalen aneinandergereiht, wenige Fälle ausgenommen, auch keine Lebensdaten gegeben. Woltmann unterscheidet auch nicht die Nuancen der lichten Augen, so daß, wo im folgenden allein auf seine Daten hingewiesen wird, „blau“ auch diese Nuancen mit umfaßt.

Danach hatten von den berühmten Fürsten des in Betracht kommenden Abschnittes Karl der Kühne von Burgund und Heinrich IV. rein nordischen Typus, Ludwig XIV. braune Haare bei blauen Augen. Nach dem schönen Bild von Mignard im Wiener Hofmuseum (farbig reproduziert in meiner „Weltgeschichte der Literatur“, 1. Bd., Leipzig 1910) hatte jedoch Ludwig XIV. bräunliche Augen, und auch der Teint ist ganz leicht bräunlich gefärbt, wenn auch licht und mit Wangenrötung. Nach Profilbildern hatte Ludwig XIV. ein extremes Vogelgesicht; von Gestalt war er klein. Seine Mutter war eine Habsburgerin.

Die Sammlung des Erzherzogs zeigt in der Reihe der Könige bis Heinrich IV. — es sind Ludwig XI. (1461—83), Karl VIII. (1483 bis 1497), Ludwig XII. (1498—1515), der ausgezeichnete Franz I. (1515—47), Heinrich II. (1647—59) und Heinrich IV. selbst — lauter rein blonde Typen bei verschiedenen Nuancen der Färbung. Die Schwester Franz' I., Margarete von Navarra (gest. 1549), die Verfasserin des (moralisch gemeinten) „Pentamaron“, Förderin der Refor-

mation und selbst Dichterin geistlicher Lieder in deren Sinne, gehörte dem gleichen Typus an, ebenso Diane de France, die natürliche Tochter Heinrichs IV. und Anne de Pisseleu, Geliebte Karls IX. Erwähnt sei, daß die Herzogin Renata von Ferrara, die Beschützerin der Reformation, an deren Hof auch Calvin Zuflucht suchte, eine Schwester Franz' I. und der Margarete von Navarra war. Die Sammlung hat kein Bild von ihr.

Ergänzen kann ich hierzu, daß Philipp der Gute von Burgund (1395—1467) nach dem Bilde im Wiener Hofmuseum ein langes Gesicht, gebogene Nase, lichten, rosigen Teint und bräunliche, wohl schon als angegraut gekennzeichnete Augenbrauen hatte. Wie sein Sohn Karl der Kühne und sein natürlicher Sprosse Philipp von Burgund, der flandrischer Kirchenfürst, dabei aber ein tapferer Kriegsmann war, dürfte auch er seiner Abstammung gemäß reiner Germane gewesen sein. Ein Bild seines Sohnes Philipp, von Mabuse, ist in den „Galerien Europas“ farbig reproduziert: es zeigt einen prachtvollen Kopf mit goldblondem gelockten Haar, dunkelblauen Augen und lichtem Teint und im übrigen große Aehnlichkeit mit Karl dem Kühnen. Des letzteren Tochter, Maria, Gemahlin Maximilians I., war nach den verschiedenen Bildnissen im Wiener Hofmuseum von gleichem Typus. Im übrigen war am burgundischen Hofe die Blondheit geradezu Bedingung zur Aufnahme in die Hofgesellschaft, so daß, als einmal eine schwarzhaarige Dame in der Gesellschaft erschien, diese anfangs von allen gemieden wurde, bis man sich endlich bequemte, sie als ebenbürtig anzuerkennen.

Von den französischen Staatsmännern und Kriegshelden waren nach Woltmann reine Norden: Coligny (siehe die folgenden Bemerkungen über die Colignys). Turenne (1611—75), Vauban (1633 bis 1707). Mazarin (1602—61) hatte lichtbraune (blonde) Augen zu sonst reinem Typus (sein Bild von Philippe de Champaigne in der Wiener Galerie der Akademie der bildenden Künste — Kopie? — trägt irrtümlich die Bezeichnung Richelieu). Colbert (1619—83) und Louvois (1641 bis 1691) hatten braune Haare und Augen, bei Sully (1560—64) notiert Woltmann nur die Blondheit, bei Fleury (1653—1743) nur die blaue Farbe der Augen. Richelieu (1585—1642) war schwarzhaarig und braunäugig bei nordischen Gesichtszügen.

Die Sammlung des Erzherzogs zeigt von rein nordischem Typus: Jacques d'Albon (gest. 1562), Feldherrn und Staatsmann der katholischen Partei, Roger de Saint-Lary, Marquis von Bellegarde, Marschall von Frankreich (gest. 1579), François Coligny (gest. 1569), Gaston de Foix (gest. 1512), den Hugenotten Gabriel de Lorge, Grafen von Montgomery (hingerichtet 1574), Henry Duc de Montmorency (gest. 1614; lichtblond), den bekannten Grafen von Horn Philippe de Montmorency (enthauptet 1568). Von Charles, Herzog von Mayenne, ist neben einem Bild mit rein lichtem Typus auch eines mit dunklerem, fast braunem Haar da; sein Bruder, Heinrich von Guise (ermordet 1588), der Führer der katholischen Partei, hatte nach dem einen Bilde bräunliche Augen, während auf dem andern sich die Augenfarbe nicht bestimmen läßt, Haar und Bart indessen blond sind. Der Konnetabel Karl Herzog von Bourbon (gest. 1527) ist ebenfalls mit zwei Bildern vertreten; das eine ist aquarell-

artig in Schwarz und blassen Farben ausgeführt und gibt darum keinen Aufschluß, das andere zeigt dunkelbraune Haare und ebensolchen Bart, „männlichen“, doch rosigen Teint und ziemlich licht graue Augen. Das Bild des berühmten Bertram du Guesclin (gest. 1380) scheint von einer Miniatur abgenommen zu sein und ist häßlich in Gelb und Grün gemalt; es zeigt ein verkniffenes Greisengesicht. Der Großkonnetabel Anne de Montmorency (gest. 1567) ist ebenfalls im Alter dargestellt. Doch dürften seine Merkmale (blaue Augen, rosiger Teint) durch das Bild seines ihm ganz ähnlichen Sohnes François, des Gemahls der Diane de France, zu ergänzen sein: François war nach dem einen Bilde rötlich blond, nach dem anderen dunkelblond von Haar, doch von Bart lichter. Auffällig ist, daß Gaspard Coligny (ermordet in der Bartholomäusnacht 1572) seinem Bruder François ganz unähnlich, gelblichen Teint, schwarzes Haar und schwarzen Bart, dunkle Augen, zusammengezogene Brauen und etwas aufgeworfene Nase zeigt. Woltmann hat Coligny (er dachte doch wohl an Gaspard, da François weit weniger bekannt ist und darum voll zu nennen gewesen wäre) unter die rein blonden Genies eingereiht. Vielleicht ist hier ein Versehen unterlaufen, denn nach der feinen Zeichnung von François Clouet im Pariser Kupferstichkabinett war Gaspard de Coligny seinem Bruder François ähnlich und, wie sich bestimmt erschließen läßt, ebenfalls licht von Haar, Bart und Augen. Vielleicht aber auch hat in diesem Falle der Haß den Pinsel geführt und ein Zerrbild entstehen lassen. Franzosen waren auch die beiden spanischen Kanzler Nicolaus (gest. 1550) und Anton (gest. 1586) Perenot de Granvela, Vater und Sohn, der erste aus Besançon gebürtig und von geringer Herkunft. Obwohl Nicolaus Granvela aus einem germanischen Grenzlande stammt, scheint sein Rassetypus einigermaßen getrübt gewesen zu sein. Das Gesicht ist sehr lang, der Teint rosig, aber die Augen sind mischfarbig und die ergrauten Haare mögen, nach dem Bilde des Sohnes zu schließen, schwarz gewesen sein. Anton Granvela ist nach Gesichtszügen und Augenfarbe dem Vater ähnlich, doch war nach beiden vorhandenen Bildern sein Teint ziemlich dunkel, nur in den Wangen ein wenig rosig. Johan de la Valette-Parisot, der Malteser-Großmeister von 1557—68 und ruhmreiche Verteidiger von Malta gegen die Türken, hat blonden Bart und lange, gebogene Nase.

Von den philosophischen und theologischen Schriftstellern gehören nach Woltmann dem rein nordischen Typus an: Fontenelle (1657 bis 1757), der Neffe Corneilles, Petrus Gassendi (Pierre Gassend, 1592 bis 1655) und Michel de Montaigne (eigentlich Michel Eyquem und nicht adelig, 1533—95), der Sohn einer Jüdin, wie es heißt (was Woltmann nicht erwähnt), und Nicolas Malebranche (1638—1715). Von Charron (1541—1603), dem Apologeten der katholischen Lehre, notiert Woltmann nur, daß er blaue Augen hatte. Descartes (1596 bis 1615) war braunhaarig und blauäugig, Pascal (1623—62) blond und braunäugig, der Herzog von Larochefoucauld (1613—80) klein, schwarzhaarig und braunäugig. Der heilige Bernhard von Clairvaux war, seiner edeln germanischen Abstammung entsprechend, reiner Norde.

Hier kann ich als Ergänzung nur über den Typus Calvins genauer berichten. Er lebt in unserer Vorstellung als kleiner, schwarz-

haariger Südländer. Doch schreibt sich dies von Bildern her, die erst lange nach seinem Tod und bloß nach Stichen gemalt wurden. Als authentisch kommen nach Doumergues „Iconographie Calvinienne" (Lausanne 1909) eigentlich nur die beiden einander nahestehenden Bildnisse in Basel und Rotterdam in Betracht, die ihn den Vierzigern darstellen. Auf dem Baseler Bild hat Calvin nach der freundlichen Mitteilung Herrn Dr. Albert Oeris, dessen Familie das Bild besitzt, einen blonden Bart („blond schlechthin", nicht „dunkelblond", wie ich in meiner Zuschrift nach der Reproduktion vermutete), braune Augen („eher licht- als dunkelbraun") und „ziemlich dunkeln, fast braungelben" Teint, aber gerötete Wangen („doch mag die Dunkelheit des Teints durch das Nachdunkeln des Firnisses bedingt sein"). Auf dem Rotterdamer Bild ist der Bart nach Doumergue „plutôt châtain". Nach seinem Gesichtsschnitt war er reiner Norde, von Stamm väterlicherseits Nordfranzose, mütterlicherseits aller Wahrscheinlichkeit nach Deutscher.

Bezas schon genannte „Icones" bieten weitere Ergänzungen von bedeutenden Persönlichkeiten der französischen Reformation; doch sind die Schnitte ziemlich roh und lassen auch nicht die Haar- und Augenfarbe vermuten, da sie nur die Linien geben. Beza selbst hatte nach dem Bilde, das der mir vorliegenden Neuausgabe der „Icones" (von C. G. Mc Crie, London 1906, The Religious Tract Society) vorangesetzt ist, ein schmales, langes Gesicht mit sehr langer, gerader Nase. Aehnlichen Typus haben die beiden ausgezeichneten Gelehrten Guillaume Budé (Budaeus) und Robert Etienne (Stephanus), gebogene Nasen haben Guillaume Farel und Pierre Viret, die Reformatoren von Genf und Lausanne, ferner Frédéric Vatable und der berühmte Klassizist Wolmar, der Lehrer Calvins, ein gebürtiger Deutscher. Der Staatsmann Michel de l'Hôpital, der selbst nicht Protestant war, aber in reformfreundlicher Gesinnung die Parteien zu versöhnen suchte, hat eine ebenmäßige spitze Nase; das Profilbild zeigt einen ausgesprochenen Langkopf. Der aus Italien gebürtige Julius Cäsar Scaliger ist mit einem besonders schlechten Bild bedacht. Das Profil zeigt einen langen Kopf, aber eine ziemlich kurze Nase, die durch schlecht aufgesetzte Schattenschraffen (wie öfters in dem „Icones") unförmig dick erscheint. (Vgl. die Notiz über ihn unter den Italienern.) Jean Tussan, der Bibelübersetzer Jacobus Faber (Jacques le Fèvre) und Auguste Marlorat haben ziemlich breite Gesichter mit spitzen Nasen und von gewöhnlichem Typus. Clément Marot, der graziöse Dichter und Schöpfer eines reformierten Psalters, hatte eine etwas gesattelte Nase (Profil), doch langen Kopf.

Von J. Louis Guez Sieur de Balzac (1597—1654), Esprit Fléchier (1632—1710), Pierre Bayle (1647—1706) kenne ich lediglich die Holzschnitte in der „Geschichte der französischen Literatur" von Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld (Leipzig 1905), auf denen alle drei lange Gesichter und bis auf Fléchier gebogene Nasen haben. Alle drei scheinen sehr dunkle Haare gehabt zu haben (Bayle Perücke?), was aber vielleicht auf die Rechnung des Holzschneiders zu setzen ist, der stärkere Kontraste zu geben suchte. In demselben Werke findet man die Bildnisse der Historiker Froissart (1338—1405) und Philippe de Commynes (um 1443—1551) nach Zeichnungen, die

sie beide mit größter Sicherheit dem rein germanischen Typus zuweisen; Guillaume Dubois genannt Crétin (gest. um 1525), Reimchronist Franz' I., hat auf einer farbig wiedergegebenen Miniature („G. Cr. überreicht Franz I. einen Band seiner Werke") schwarze Haare bei ganz hellgrauen Augen und lichtem, doch „männlichem" Teint mit Wangenrötung und großer Nase (Franz I. hat auf dem Bilde etwas dunklere — fuchsrote — Haare als sonst).

Von den Belletristen hatten nach Woltmann rein nordischen Typus: Bossuet (1627—1704), Thomas Corneille (1625—1709), Fénelon (1651—1715), Labruyère (1645—96), Regnard (1655—1710), Ronsard (1524—85), Jean Baptiste Rousseau (1671—1741) und Frau von Sévigné (1626—96). Molière hatte zu sonstigen nordischen Merkmalen sehr dunkeln Teint, der aber sehr wohl von dem frühen und häufigen Gebrauch der Schminke herrühren kann, weil er doch von allem Anfang an Schauspieler war. Er hatte übrigens schottischen Einschlag. Der große Corneille, dessen Bruder Thomas Corneille ist, hatte braune Augen, Malherbe (1555—1628) dunkle Haare. Sonst waren auch sie beide von nordischem Typus und von Herkunft Normannen. Racine hatte braune Haare und Augen, war aber ein schöner Mann mit schmalem Gesicht und langer, gebogener Nase. Von Boileau (1636—1711) sind Woltmann nur die braunen, von Lafontaine (1621—95) nur die blauen Augen, von Rabelais (1555 bis 1628) nur die lichten Haare bekannt[1]). Von Typus waren alle drei nordisch.

Auch hier habe ich Ergänzungen nur aus der erwähnten Geschichte der französischen Literatur. Raoul (Radulf) le Fèvre (um 1464) hat auf einer farbig wiedergegebenen Miniature („R. l. F. überreicht Philipp dem Guten seinen »Jason«") rotbraune Haare, lange Nase, blassen, in den Wangen geröteten Teint. (Philipp der Gute ist ergraut.) Martin Le Franc (geb. um 1410) — Holzschnitt nach einer Miniature — hat durchaus germanischen, wenn auch nicht edeln Gesichtsschnitt. Der Dichter Charles d'Orléans (1390—1465), Enkel Karls V. von Frankreich und Galeazzo Viscontis von Mailand — Holzschnitt nach dem Grabdenkmal — hatte den Typus des Hochadels, dem er angehörte, und war dazu noch ein schöner Mann. Mellin de Saint Gelais (1491—1558) — Holzschnitt nach einem Stich — war zweifellos blond von Haar und Bart (um den Mund offenbar gelbblond) und licht von Teint und Augen; sein Gesicht ist schmal, die Nase lang und gebogen. Joachim du Bellay (1525—60) und Robert Garnier (um 1534—90) — Holzschnitte nach Stichen — zeigen die gleichen Merkmale, doch scheint Garnier etwas dunklere Haare gehabt zu haben (dunkelblond oder lichtbraun). Etienne Jodelle (1532—72) — Holzschnitt nach einem Stich — war häßlich; sein Profil zeigt eine spitze, gesattelte Nase, sonst läßt sich nichts aus dem Bilde, das wie die Wiedergabe einer Bleibüste aussieht, herauslesen. Madeleine de Scudéry (1607—1701), eine adelige Normannin — Holzschnitt nach einem Stich — hatte germanische Gesichts-

[1]) Ich möchte hier eine Stelle aus „Gargantua und Pantagruel" (I, 10) notieren, die Zeugnis dafür gibt, daß Rabelais sein Volk nicht als brünett kannte, wie es uns heute gilt, sondern als licht: „die Galli (das sind die Franzosen, so benannt, weil von Natur sie weißer als Milch sind, welche die Griechen Gala nennen)..."

züge, schwerlich rein blondes Haar, doch auch nicht dunkler braunes, Paul Scarron (1610—60) — Holzschnitt nach einem Stich — war häßlich (aufgeworfene Nase, aufgetriebener Kopf); das Haar ist sehr licht gehalten, aber Schnurrbärtchen und Augenbrauen, ebenso die Augen dunkel, so daß auch die Farbe des Haares (Perücke?) anzuzweifeln ist.

In bezug auf die bildenden Künstler Frankreichs in dieser Epoche kann ich nur Woltmanns Nachrichten registrieren. Rein nordischer Typus: die Maler Bourdon (1616—71), Coypel (Noël, 1628—1707, oder Antoine, 1661—1722?), François Desportes (1661—1743), Jean Jouvenet (1644—1717), Nicolas Largillière (1656—1746), Charles Lebrun (1619—90), Pierre Mignard (1612—95), der Kupferstecher Robert Nanteuil (1618 oder 1623—1670), die Architekten oder Bildhauer Coysevox (1640—1720), François Girardon (1630—1715), der Hugenotte Jean Goujou (gest. um 1568), der als französischer Phidias galt, Jules Hardouin Mansard (1645—1708), Antoine Joseph Pater (Ende des 17. Jahrhunderts). Nur die blonden Haare ließen sich feststellen bei den Malern Callot (1592—1635) und Cochin (1688—1754), nur die blauen Augen bei Nattier (1685—1761), J. L. Oudry (1686—1755), Philippe de Champaigne (1602—74), Coustou (1658—1733). Blonde Haare und braune Augen hatte Clouet (um 1510 bis um 1572), der Sohn eines Niederländers, Nicolas Poussin (1594—1665) braune Haare und blaue Augen, dazu auch braune Augen Hyacinthe Rigaud (1659 bis 1743) und Pierre Puget (1622—94), vielleicht auch Claude Perrault (1603—88), Claude Lorrain (eigentlich Gellée, aber als Lothringer Lorrain genannt, um 1600—82) schwarzhaarig und braunäugig.

Reiner Blonder war auch der „große" Couperin (1668—1733); Rameau (1683—1764) hatte braune Augen, vielleicht blonde Haare, jedenfalls rein nordischen Gesichtsschnitt, wie sein Profilbild in der „Geschichte der französischen Musik" von Alfred Bruneau (Monographiensammlung „Die Musik", Bd. IV) zeigt. In diesem Buch ist auch ein Stich von Jean Baptiste de Lully (eigentlich Lulli, geb. 1687 in Florenz) wiedergegeben, der ein ziemlich schmales Gesicht, eine lange Nase und lichten Bartboden aufweist; die lichte, zweifellos blonde Allonge-Perücke läßt wohl darauf schließen, daß Lully zum mindesten nicht in stärkerem Grade brünett war.

## 4. Engländer.

Ueber den Typus der bedeutenden Persönlichkeiten Englands habe ich nur wenige Nachrichten sammeln können. Wohl ist die englische Kultur eine rein germanische, bei der die „Kelten" höchstens in jenem sehr zweifelhaften Maße wie in Frankreich und Deutschland in Betracht kommen (es wird sich in einem vorbereiteten Nachtrage zu F. Kühners Aufsatz — Pol.-anthrop. Rev. VIII, S. 539 ff. — Gelegenheit bieten, über das Keltentum in England einiges zu sagen); ganz rein nordisch sind aber auch die englischen Genies nicht. Namentlich eine dunklere Färbung der Haare erscheint häufig, während der lichte Teint, die lichte Iris, der nordische Typus und zumeist auch der blonde Bart erhalten sind. Ich glaube dies schon bei Thomas Hoccleve (geb. um 1368), dem Schüler Chaucers, und dem Lyriker Thomas Wyatt (geb. 1503) konstatieren zu können. Hoccleve hat

auf der farbig wiedergegebenen Miniature „Hoccleve und Prinz Heinrich (V.)“ in der „Geschichte der englischen Literatur“ von Richard Wülker (Leipzig 1906) dem blonden und lichtfarbigen Heinrich V. gegenüber schwarze oder schwarzbraune Haare und „männlichen“ Teint (doch mit Wangenrötung), Wyatt, nach der Zeichnung von Hollbein, ebenfalls ziemlich dunkle Haare und gleichen Bart, der nur um den Mund herum licht ist, aber helle Augen und hellen Teint. Reinen oder zum mindesten reineren nordischen Typus — durchweg mit schmalem Gesicht und langer, zumeist gebogener Nase — zeigen in dem erwähnten Werke aus vorshakespearischer Zeit: Wicliff, John Gower (um 1353 bis nach 1425), Chaucer, König Jakob I. von Schottland (1394—1437), der Dichter des „King's Quair“, John Bale (1495—1563), Thomas More (Morus, 1478—1535), der Verfasser der berühmten „Utopia“, Sir Philipp Sidney (1554—86), Henry Howard Earl of Surrey (um 1515—47), Edmund Spenser (um 1552—99) und Thomas Sackville Lord Buckhurst (1536—1608); John Skelton (um 1460—1529), der Humanist und Dichter, hatte nach einem ziemlich stereotypen Holzschnitt eine spitze Nase und lange, lichte Haare. Der Flottenführer und Dichter Sir Walter Raleigh (enthauptet 1618) war nach seinem Bild in der Sammlung des Erzherzogs reiner Norde.

Ueber Shakespeare (1564—1616) sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Authentisch sind nur der Kupferstich von dem Holländer Martin Droeshout in der ersten Folioausgabe (1623) und das Grabdenkmal in der Kirche zu Stratfort. Droeshout war bei Shakespeares Tode noch ein Knabe (er ist 1601 geboren), das Denkmal entstand ebenfalls erst nach dem Tode des Dichters, doch vor 1623. Die Aehnlichkeit des Stiches bezeugt Ben Jonson (geb. 1573), der Freund und Lobredner Shakespeares, die des Denkmals, daß es einem Manne gesetzt wurde, den man noch gut in der Erinnerung haben mußte. Die Aehnlichkeit zwischen dem Stich und der Büste ist unzweifelhaft. Nach der farbigen Wiedergabe der letzteren (in Wülkers „Geschichte der englischen Literatur“, wo auch das Chandos- und Felton-Porträt, sowie der Droeshoutsche Stich und dessen Ausführung in Oel, diese unfarbig, wiedergegeben sind) hatte Shakespeare mittelblonde, vielleicht schon etwas angegraute Haare und ebensolchen Schnurr- und Knebelbart, einen entsprechenden Teint mit Wangenrötung, eine gewölbte Stirn und eine gerade Nase. Der Stich zeigt ihn etwas weniger voll, und darum erscheint die Nase in ihrer richtigen Länge, während sie an der Büste ziemlich kurz ist. Zu diesen beiden Bildnissen wurde neuerdings ein Porträt des jungen Shakespeare aufgefunden, dessen Authentizität freilich erst erwiesen werden muß. Es fällt ins Gewicht, daß auf diesem Bilde Shakespeare sehr licht von Haar gemalt ist, was mit der später herausgebildeten und noch zu besprechenden Tradition so sehr im Widerspruch steht, daß eine Fälschung nicht ohne weiteres anzunehmen ist. Die phototypische Reproduktion dieses Bildes in der „Gartenlaube“ (1907) zeigt auch lichte, offenbar blaue oder graue Augen (die farbige Reproduktion der Büste läßt die Augenfarbe nicht erkennen, wahrscheinlich dürfte für sie das bei bemalten Statuen übliche Schwarz gewählt sein). Shakespeare verherrlicht ein rein blondes Ideal und muß, als er eine schwarze

Schöne besingt, erst Bedenken zum Schweigen bringen, hat aber das betreffende Sonett vielleicht nur um des Wortspieles willen gedichtet:

In the old age black was not counted fair....

„In alter Zeit galt schwarz nicht als schön", wobei black auch „häßlich", fair auch „blond" bedeutet, so daß der Wortwitz entsteht, „schwarz" habe nicht als „blond" (bezw. „häßlich" nicht als „schön") gegolten. Man kann zu diesem Wortspiel das „Fair is foul, and foul is fair" („Schön ist häßlich und häßlich schön") im Munde der Macbethschen Hexen vergleichen. Die Zeit liebte solche Spitzfindigkeiten (Euphuismus). Sonst preist er durchweg die Blondheit, nur die Brauen sollen, wie es schon die Provenzalen verlangten, schwarz sein („Ein Wintermärchen", Beginn des 2. Aktes). Da ward sicher gewöhnlich etwas nachgeholfen. Anderseits spottet Shakespeare mehrfach über jene, die, der Königin zu Gefallen, „goldrote Haare von Toten" (Perücken) trugen. Wie es sich bei Malern konstatieren läßt, daß sie zumeist ihren eigenen Typus malen, besonders in Zeiten, die noch nicht bewußt nach Abwechslung und Gegensätzen streben (man denke an Botticellis, Peruginos, Raffaels, ja selbst noch Tizians Lieblingstypen, die der Haarfarbe der Maler entsprechend gelbblond, mischfarbig-bräunlich, mittelblond und rotblond sind), so auch bei Dichtern; ein brünetter Shakespeare hätte eine brünette Schöne natürlicher und gewiß auch umfänglicher besungen, nicht nur in einem einzigen und so nüchtern-spielenden Sonett. Fraglich ist, welche Farbe die Augen Shakespeares hatten. Wenn das Oelbild, das dem Droeshoutschen Stich von 1623 auf den ersten Blick bis in Einzelheiten gleicht, aber eine auf dem Stich fehlende Inschrift (Will$^{m}$ Shakespeare, 1609) trägt, echt und nicht etwa eine in die vermutete Zeit zurückdatierte Uebertragung des Stiches in Farben, sondern dessen Vorlage ist, hatte der Dichter hellbraune Augen. Doch möchte ich bezweifeln, daß das Bild dem Stecher zur Vorlage gedient hat, denn dieser hätte gewiß den schön gepflegten Schnurrbart und die dichte „Fliege", beide von dunkler Färbung, beibehalten, während er nur eine ganz kurz gehaltene „Bürste" auf der Oberlippe und einen schütteren Haarflaum an der Unterlippe, wie er der Behaarung dieser Stelle bei Blonden entspricht, beide von ausgesprochen lichter, kaum vom Teint sich abhebender Färbung, wiedergab. Dies mochte dem Maler, als er nach dem Stiche das Oelbild anfertigte (diesen Vorgang halte ich für wahrscheinlicher) unschön bedünkt haben, und er malte darum den gekennzeichneten hübschen geschniegelten Kavalierbart. Da jedoch Shakespeare in den Jahren, in denen er dargestellt ist — das Datum 1609 dürfte beiläufig stimmen — noch mit seinem Theater in engen Beziehungen stand (er zog sich erst um 1613, kaum viel früher, endgültig von ihm zurück) und nicht nur Dichter seiner Bühne war, sondern auch gelegentlich als Schauspieler auftrat, dürfte er schon aus diesem Grunde eher jene „Bürste" getragen haben, die der Mode genügte und doch gestattete, falsche Bärte ohne Schwierigkeit aufzukleben. Wie der Bart, so sind auch die Haare auf dem Oelbild viel dunkler (von Farbe rötlich) als auf dem Stiche. Dazu kommt noch, daß wohl der Autor des Stiches sich genannt hat, jener des Oelbildes aber nicht, obwohl er anderseits den Dargestellten bezeichnete und dies noch dazu in jener Schreibung des Namens, die die allgemein

übliche geworden war, während zu Shakespeares eigener Zeit noch verschiedene Schreibweisen gebraucht wurden. Im übrigen hat das Bild das Aussehen des Dichters dem Stiche gegenüber auch sonst nach den allgemeinen Schönheitsbegriffen korrigiert, die Jochbeine gemildert, der Stirn ihren so bezeichnenden „Buckel“ genommen, dem Kinn eine gefälligere Form gegeben, Haar und Teint stärker kontrastiert. Ist aber das Bild erst nach dem Stiche, also nach 1623 entstanden, so hat es naturgemäß für die Farben von Haar und Augen gar keine Authentizität. Der vermuteten rötlichen Farbe des Haares entsprach dann ein nichtssagendes unentschiedenes helles Braun für die Augen. Aber auch da noch ist die Nuance des Kontrastes wegen viel dunkler genommen als sie der Stich zeigt. Daß der Stich selbst auf einer authentischen Vorlage beruhte, ist nach Ben Jonsons Urteil wohl sicher, aber diese Vorlage ist eben verloren. Die anderen Oelbilder Shakespeares sind von der Forschung (vergl. Max J. Wolff, Shakespeare, München 1907/08) schon längst als apokryph erwiesen. Sie haben den Dichter immer brünetter werden lassen, bis zu jenem bekannten Bilde eines dunkeln Südländers mit einem blinkenden Goldringe im Ohr (sog. Chandos-Porträt). Ganz ähnlich ist der blonde (am Ende, bei der Gefangennehmung, rothaarige) Napoleon schon im Laufe eines Jahrhunderts in der populären Vorstellung zu einem schwarzhaarigen, gelben Korsen geworden und gelten Luther und Calvin ebenfalls als schwarzhaarig. Die Ursache hierfür dürfte, wie angedeutet, in jener Kontrastwirkung liegen, die alle dunkleren Farbentöne dem Schwarz, alle lichten dem Weiß immer mehr annähert, bis ein bloßes Schwarz-Weiß-Bild entsteht. Außerdem tragen die einfarbigen Reproduktionen der Bildnisse noch in besonderem Maße hierzu bei. Bismarck mag einer nächsten oder zweitnächsten Generation ebenfalls als ursprünglich schwarzhaarig gelten (es wird sich wohl nur sein Greisenbild der Vorstellung der Massen einprägen), obwohl er noch als Universitätsstudent als hellblond beschrieben wird. In neuerer Zeit gehen nicht wenige Bilder erst spät anerkannter Persönlichkeiten auf Photographien zurück und da werden dann gewöhnlich unbestimmte Nuancen gewählt. Es ist vielleicht von Wert, einmal auf diese Momente hinzuweisen. Ueber das sogenannte Felton-Porträt mit der Inschrift „Gul. Shakespear, 1597, R. B.“, wobei unter „R. B.“ Richard Burbadge, der malerisch begabte Mitschauspieler Shakespeares, verstanden sein will, mögen indessen doch noch einige Worte gesagt sein. Die Inschrift ist auch hier erst nachträglich und mit vermutungsweisem Datum hinzugesetzt. Ich weiß nicht, ob schon darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß auch dieses Bild nur eine farbige Kopie des Stiches von Droeshout ist; mir scheint dies unzweifelhaft, wenn auch einige Abweichungen zu konstatieren sind. Zunächst ist der weiße, glatte Tellerkragen beibehalten und zwar bis auf die niedergebügelten Falten (rechts), nur daß er weniger sorgfältig ausgeführt ist. Der Rock ist dann nur einfach schwarz gehalten und in ganz unmöglicher Weise diese schwarze Tönung sogar über die Kragenhöhe gezogen, so daß ein Mantel vorgetäuscht wird, oder wie man das erklären will. Ferner ist die hohe, kahle Stirn des Stiches noch mit einem verlaufenden Haarstreifen umgeben, so daß der Eindruck eines Turmschädels entsteht. Dagegen ist das Gesicht selbst recht gut, wenn auch etwas gemildert wieder-

gegeben, und auch die Bartform des Stiches (freilich etwas glatter, weniger stoppelig) genau gewahrt. Haare und Augen sind kontrastmäßig viel dunkler als auf dem Stich, die Augenbrauen aber (im Gegensatz zu dem oben besprochenen Oelbild) in ihrer lichteren Färbung bewahrt. Ueber die Farben von Haar und Augen auf diesem Bilde habe ich keine Nachricht, doch sind sie auch irrelevant.

Von Milton sind in Wülkers Literaturgeschichte vier Bilder, aus seinem 10., 21., 62. und 66. Jahre, das dritte ein Pastell, die andern Stiche, wiedergegeben. Auf den beiden letzteren trägt der Dichter eine Perücke; als Kind dürfte er blond, als Jüngling dunkelblond oder lichtbraun (etwa wie Goethe) gewesen sein. Schon der Knabe zeigt einen auffälligen Ernst. Miltons Gesicht hatte einen edeln, rein germanischen Schnitt.

Sonst bringt Wülkers Werk aus der behandelten Epoche noch folgende Persönlichkeiten im Bild: Francis Bacon (1561—1662), den man zum Verfasser von Shakespeares Werken hat machen wollen, John Fletcher (1579—1625) und Francis Beaumont (1584—1616), die ersten Kompagnie-Dramatiker, Philipp Massinger (1584—1638), ebenfalls Dramatiker, den Homer-Uebersetzer George Chapman (gest. 1634), den antikisierenden Abraham Cowley (1618—67), Samuel Butler (1612—80), den Dichter des „Hudibras“, John Dryden (1631 bis 1700), Daniel Defoe (1661—1731), Jonathan Swift (1667—1745), Ben Jonson (1573—1637), John Bunyan (1628—88), den Dichter des „Pilgrim's Progress“, die Dramatiker William Davenant (1606—68) und Thomas Otway (1652—85). Von diesen haben bis auf die letzten vier alle einen reinen oder höchstens gering vermischten nordischen Typus mit schmalem Gesicht, langer, zumeist gebogener Nase und nicht ausgesprochen dunkeln Haaren; Ben Jonson scheint dunkle Haare, doch wohl lichten Bart gehabt zu haben, Otway hatte auch eine weniger lange, gerade Nase und ein breiteres Gesicht, Bunyan zwar wahrscheinlich lichte Färbung, doch ähnlichen Gesichtsschnitt wie Otway, Davenant endlich eine verkümmerte kleine Sattelnase, die auf Rachitis des Nasenbeins schließen läßt, auch wohl dunklere Färbung.

Von den Königen ist Heinrich V. (1387—1422), in seiner Jugend der Genosse Falstaffs, später ein ausgezeichneter Herrscher, bereits als reiner Norde vom lichten Typus erwähnt. Der zweifellos bedeutende Heinrich VIII. dürfte rothaarig gewesen sein wie seine beiden Töchter, die katholische bloody Mary und die protestantische Queen Bess. Von der blutigen Maria besitzt das Wiener Hofmuseum ein fein ausgeführtes Bild in der Art des Antonius Mor, von Elisabeth zwei in der Sammlung des Erzherzogs. Marias Augen sind blaugrün, ihr Haar fuchsrot, die Nase gerade, Elisabeths Augen grau und „spitz“ (wegen der auffällig kleinen Iris), ihr Haar goldrot, die Nase gebogen. Sie dürfte ihrer Mutter Anna Boleyn, von der ich Holbeins Zeichnung kenne, sehr ähnlich gewesen sein. Maria Stuart erscheint auf dem Bild in der Sammlung des Erzherzogs dunkel rötlich-blond von Haar und ihre Augen sind bräunlich-grau, doch sind alle ihre Porträts in Oel zweifelhaft und nur Zeichnungen aus früher Zeit authentisch (Lady Blennerhasset, „Maria Stuart“, Kempten, 1907). Auch auf diesen Zeichnungen sind ihre Haare nicht hellblond, aber Ronsard preist in einem Huldigungsgedichte, das „Gold ihres Haares“, den

„Alabaster ihrer Stirn“, ihre „Sternenaugen“, ihre „lange, feine, zarte Hand“, ihre „schlanke Gestalt“. Auch nach anderen Nachrichten war Maria Stuart sehr groß. „Schottin“ war sie natürlich nur nach ihrem Geburtsland; die Stuarts waren Angelsachsen, ihre Mutter bekanntlich eine Guise. Mit Elisabeth hat sie in der fünften Ahnenreihe einen walisischen Edelmann Owen ap Mergent ap Tudor (Theodor) gemeinsam; er ist einer von den sechzehn dieser Reihe. Als Angehöriger des Hochadels, der Heinrichs V. Witwe heiraten konnte, dürfte dieser „Waliser“ wohl auch kein Kelte, höchstens der Sprosse assimilierter Wikinger oder späterer germanischer Eroberer gewesen sein und sich nur nach dem Orte seines Besitzes keltisch genannt haben.

Ueber einige andere Personen der großen Tragödie, in deren Mittelpunkt die beiden Königinnen standen, läßt sich ebenfalls berichten. Robert Dudley, Graf von Leicester (gest. 1588), war nach den beiden Bildnissen in der Sammlung des Erzherzogs von reinem nordischen Typus, doch von Bart heller als von Haar, James Stuart Earl of Murray, Marias Halbbruder — bei Lady Blennerhasset — hatte schmales Gesicht, lange, gebogene Nase, doch wohl dunkleres Haar, ebenso Sir Francis Walsingham, Elisabeths Staatssekretär, dagegen war Douglas Earl of Morton, der Regent Schottlands, offenkundig blond, in ziemlich heller Nuance. Bothwell war rothaarig; auf dem mächtigen Schädel der mutmaßlichen Leiche Bothwells, der bekanntlich in Dänemark starb, wurden noch Spuren „kurz verschorenen rotbraunen Haares“ gefunden; ein mutmaßliches Bild von ihm zeigt „dunkle stechende Augen“. Darnley war hellblond, groß und stark gebaut, hatte aber ein „Weibergesicht“, war übrigens noch sehr jung, als er ermordet wurde; Bothwell scheint nach dem angegebenen Leichenbefunde ebenfalls ziemlich groß gewesen zu sein. Beide wurden von der Geschichtsschreibung, die zumeist für Maria Stuart Partei nimmt, zu gemeinen Charakteren gestempelt, waren aber doch wohl nicht ohne eine gewisse Begabung und Bedeutung. William Cecil Lord Burleigh (Altersbild in der Weltgeschichte von Pflugk-Harttung) dürfte reiner Norde gewesen sein, Jacob I., Maria Stuarts Sohn (Bild in W. Armstrongs „Geschichte der Kunst in Großbritannien“, deutsche Ausgabe, Stuttgart 1909), ziemlich dunkles Haar (zu sehr lichtem Bart und sehr hellen Augen) gehabt haben. Von Karl I. (hingerichtet 1649), dem Gönner van Dycks, ist im Hofmuseum ein Bild in der Art des van Dyck vorhanden; der König hat darauf mittelblondes Haar, lichter blonden Bart, blaue Augen und sehr lichten Teint. Sein weibisches Wesen ist bekannt, sonst war er ein sehr begabter, geistvoller Mann. Der Seefahrer Sir Francis Drake (1545—96) hatte (Sammlung des Erzherzogs) ebenfalls diesen Typus mit dunklerem Haar. Von den beiden Cromwells, dem großen Vater und dem schwachen Sohn, kenne ich nur monochrome Bildnisse. Beide haben lange ovale Gesichter von schönem Schnitt.

### 5. Niederländer.

Die Niederländer haben für unsere Kultur besonders auf zwei Gebieten die Bedeutung von Initiatoren: sie haben uns die neue Musik und die Oelmalerei gegeben. Es ist wenig bekannt, daß jene italienische Schule, die in Palestrina gipfelte, Niederländer zu Lehrern hatte. Die

zwei berühmtesten, Cyprian Rore aus Mecheln (in Italien Roro, um 1516—69 tätig) und Adriaen Willaert, der Begründer der venezianischen Schule (gest. 1562), finden sich in der Sammlung des Erzherzogs, Rore mit lichtblondem Schnurrbart, doch viel dunklerem, fast schwarzbraunem Vollbart und Haar, langem Gesicht, dessen Magerkeit die Jochbogen stark hervortreten läßt, gebogener Nase und unbestimmt dunkeln Augen, Willaert mit pergamentenem Altersteint, langem weißen Bart und ebenfalls unbestimmt dunkeln Augen.

Von den niederländischen Malern sind vertreten: Frans de Vriendt genannt Floris (gest. 1570) mit braunen Augen bei sonst rein blondem Typus, und van Dyck, der hier wie überall — mehrere Porträts von ihm finden sich in Wien — als reiner Norde mit leicht rötlich blondem Haar, lichtem, rosigem Teint und blaugrauen Augen erscheint. Größere Selbstporträts besitzt das Wiener Hofmuseum von Rubens, einem der großen Katholiken protestantischer Abstammung, Caspar Rem (1542 bis nach 1614), David Teniers d. J. (1610—90), Rembrandt, Bartolomäus Spranger (1546—1625), Martin von Meytens (Mytens, geb. 1695 in Stockholm, gest. 1770 in Wien). Rubens malte sich etwa mit 60 Jahren; Haar und Bart sind noch unergraut mittelblond, die Augen grau, der Teint licht, die Wangen leicht rosig. Rubens konnte als schöner Mann gelten. Rem malte sich mit 72 Jahren: graublaue Augen, lichter Teint, dunkles, doch schon ergrautes Haar. Teniers d. J. bildete sich neben dem Erzherzog Wilhelm auf dem schon bei Tizian erwähnten Bilde, das die Halle mit den Kunstschätzen des Erzherzogs in Brüssel darstellt, neben dem Herzog als den Führer ab; er war danach reiner Norde. Von Rembrandt ist es bekannt, daß er groß und blond war und blaue Augen hatte (Pol.-anthrop. Rev. V, S. 358). Auf seinen zahlreichen Selbstbildnissen, über die man das Werk von Vosmaer „Rembrandt, sa vie et ses œuvres“ (Haag 1877) vergleichen kann, erscheint dieses Blond in allen möglichen Nuancen von der lichtesten bis zur bräunlichen und rötlichen, ebenso die Augen blaugrau, blau und grünblau. Seine greise Mutter im Wiener Hofmuseum, eines der kostbarsten Werke Rembrandts, hat die gleichen Augen wie der Sohn, Titus, der als singender Jüngling dargestellt ist, bräunlich blonde Locken bei einem allgemein bräunlichen Ton des Gemäldes. Ein angebliches Bild des jungen Rembrandt von der Hand des Jan Lievens stellt nach meiner Korrespondenz mit dem Lievensforscher E. W. Moes unzweifelhaft den jungen Jan Lievens (1607 bis 1674) selbst dar. Das Haar ist lichtblond, die Augen lichtblau, der Teint kindlich zart. Den schelmischen („guitig“ nennt ihn der Holländer) Blick hat Lievens auch noch auf dem Bilde von van Dyck als junger Mann — Wiedergabe dieses Bildes nach einem Stich im „Leidschen Jaarboekje“ von 1907 (Leiden) —, doch scheint sein Haar bereits etwas dunkler zu sein. — Spranger hatte sehr dunkles, „schwarzblondes“ Haar, wogegen der spärliche Bart blond bis braun ist, blaugraue Augen, lichten, doch „männlichen“ Teint, Meytens, dessen Namen auf holländische Abkunft deutet, rein nordischen Typus (auffallend dunkel blaue Augen), ingleichen der Maler Gillis Mostaert (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts) nach dem Bild von Adriaen Thomasz. Key und der Kupferstecher Cornelis Cort (1530—78) nach dem Bild von Hans Specart, der Maler Jan Wildens (1586—1623) hin-

gegen, nach dem Bild von van Dyck, fast schwarze Haare, blonden Schnurrbart und blonde Augenbrauen, braune Augen, lichten Teint bei nordischem Gesichtsschnitt. Blond waren ferner Adraen van Ostade (Bild in Dresden, farbig reproduziert in A. Philippis „Großen Malern in Wort und Bild") und Jan van der Meer (Bild in der Galerie des Grafen Czernin in Wien), die sich beide in ihrem Atelier darstellen (jener in halber, dieser in ganzer Rückenwendung), Frans van Mieris (Selbstbildnis mit seiner Frau in Dresden), Gerard Dou (Selbstbildnis im Haag), Paul Potter (Bild von van der Helst im Haag), wahrscheinlich auch Jakob Jordaens (Stich nach seinem Selbstbildnis) und Jan van Goyen (Stich von Karel de Moor), die aber beide etwas breitere Gesichter haben.

Ueber die holländischen Dichter — es ist die klassische Zeit der holländischen Literatur — kann ich nur wenig berichten. Joost van den Vondel (1587—1672) war, wie Brandt in seinem „Leven van Vondel" berichtet, „mittelgroß von Gestalt", „gesund von Farbe und blühend von Wangen", hatte „braune, lebendige, durchdringende, scharfblickende oder, wie man sagt, Adler-Augen, voll Feuers, als ob er Epigramme im Kopfe hätte"; seine Nase war etwas vorragend (verheven), ziemlich fleischig, der Mund nicht zu groß, seine Lippen dünn, sein Haar so kurz, daß es kaum die Ohren bedeckte, sein Bart klein und, gleichwie das Haar, schwarzbraun. Sonst kenne ich von ihm und den anderen noch zu nennenden Dichtern der Epoche nur unfarbige Reproduktionen. Danach hatten Vondel sowie „Vater" Cats (1577—1660), der Dramatiker und Historiker Pieter Cornelisz. Hooft (1581—1647), der künstliche Constantijn Huygens (1596—1687), der Vater des großen Physikers, ferner Philips van Marnix van St. Aldegonde (1538—98), der Dichter des Nationalliedes „Wilhelmus van Nassouwe", Dirk Volkertsz. Coornhert (1522 bis 1590), Hendrick Laurensz. Spieghel (1549—1612), der treffliche Komödiendichter Gerbrand Adriaensen Bredero (1585—1618), der Historiker Geerardt Brandt (1626—85), Joannes Antonides (Antoniszoon) van der Goes (1647—84), Jan Luyken (1649—1712) alle rein germanischen Gesichtsschnitt, teils von der langgestreckten, geraden Form, teils von der gebogenen (Vogelgesichter). Man findet die meisten der herangezogenen Bildnisse in „Nederlandsche Schrijvers von L. Leopold" (2. Aufl., Groningen 1899). Erasmus von Rotterdam wurde von Holbein gemalt; sein Bild im Wiener Hofmuseum zeigt ihn im Alter mit lichtem Teint und grauen Augen, aber gefärbtem Bartboden, während das berühmte Bild im Louvre (farbige Reproduktion in der „Weltgeschichte" von Pflugk-Harttung) einen ungefärbten Bartboden und rosigeren Teint hat. Das Profil mit der langen, ziemlich spitzen Nase ist bekannt.

Ueber Wilhelm von Nassauen orientiert das ausgezeichnete Bild von Antonis Mor (farbig wiedergegeben in den „Galerien Europas"): er war aschblond von jener Nuance, die neben lichten, glänzenden Stellen auch ziemlich dunkle hat, zumal das Haar etwas gewellt ist. Bis auf die ausgesprochen braunen Augen ist der Typus rein germanisch. Jan de Witt scheint nach den mir bekannt gewordenen Stichen reiner Norde gewesen zu sein. Sein Gesicht ist überaus schmal, die Nase lang und gebogen. Admiral Tromp, dessen Bild von Nikolaes Pickenoy

(in München) ich nur in unfärbiger Reproduktion kenne, dürfte reiner Norde gewesen sein.

Spinoza, von Herkunft bekanntlich portugiesischer (spanischer) Jude, galt als rechter „Portugiese“. Das Haar war dunkel und auch sein Teint wird als dunkel beschrieben, doch hat er auf dem Bild im Haag graublaue Augen (Pol.-anthrop. Revue II, S. 966), war also ebenfalls nicht reiner Mediterraner. Ein neuerdings in Philadelphia von ihm aufgefundenes Bild aus dem Jahr 1672 oder 1673 ist in der holländischen Ausgabe meines Romans „Spinoza“ („Spinoza, Roman naar het Duitsch van Otto Hauser, vertaald door H. A. Lesturgeon“, Leiden 1907) wiedergegeben; der Maler ist Wallerant Vaillant.

(Schluß folgt.)

---

# Die natürliche Grundlage der sozialen Ethik.

Dr. Ludwig Müller.

Die Ethik zeigt dem einzelnen Menschen die Regeln auf, nach denen er sein Verhältnis zu den Mitmenschen einrichten soll. Dabei wird die natürliche Verschiedenheit aller Menschen nach Herkunft und Anlagen, nach Geschlecht und Alter, ihre Gruppierung in Familien, Sippen, Stände, Rassen ebenso bei Seite gelassen, wie die künstlichen, d. h. geschichtlich gewordenen Abhängigkeitsverhältnisse des einzelnen zu den wirtschaftlichen und politischen Gliedern der Gesamtheit, nebst den Beziehungen dieser Glieder zueinander. Nun ist aber der Mensch nicht freies Einzelwesen, sondern — als Erzeugnis mannigfacher Teilkräfte — schon von dem Augenblicke seiner Geburt an durch zahllose Fäden mit der Gesamtheit verknüpft und mindestens in seiner äußeren Entfaltung durch diese Umwelt durchaus bedingt.

Während der Mensch als Einzelwesen sich begnügen könnte, das eigene Handeln und Leiden dem von ihm selbst anerkannten Sittengesetze anzupassen, muß er als Glied des Ganzen auch seine Familie, Sippe, Rasse, den ganzen Staat überdenken und so handeln, daß allgemein dem gewollten Sittengesetze Anerkennung und Erfüllung verschafft werde. Wie sehr auch die Forderungen der eigentlichen Ethik nach Inhalt und Begründung verschieden sein mögen, so ist doch bei der Anwendung der Ethik auf die Menschenverbände und das Volksganze — zumal es nicht auf Gesinnungen, sondern auf das wirkliche Handeln ankommt — eine hinreichende Uebereinstimmung vorhanden, so daß wenigstens einige Grundlagen als tragfähig gelten können. Die Inschrift des Aufbaues würde etwa lauten: Ein an Körper und Geist gesundes Volk, dessen Bürger sich fruchtbar und ohne unnatürliche Behinderung betätigen, dessen Einrichtungen Schutz nach innen und außen gewähren und jeden zu seinem Anteile kommen lassen.

Sobald wir aber diesem Leitgedanken näher folgen wollen, geraten wir in mannigfache Weggabelungen und sehen alsogleich die verschiedenartigen politischen Weltanschauungen auseinanderlaufen. Bereits die Aufgabe der Verhältnissetzung zwischen Einzelwesen und Gesamtheit läßt sich theoretisch sehr verschieden lösen: während den An-

archoliberalen der Zähler nicht groß und der Nenner nicht klein genug werden kann, machen die Kommunisten es gerade umgekehrt. Bei der Auslegung der anderen Begriffe sind die Gegensätze zum Teil noch größer, und alsbald haben wir die unterschiedlichen Kerne unserer politischen Parteien.

Wie bei der Mehrzahl der großen philosophischen und praktischen Lehrgebäude stecken auch hier die entscheidenden Fehler in den Voraussetzungen, und wo der Kampf größere Massen ins Treffen führt, stützen diese sich überhaupt nur auf solche Voraussetzungen, deren Nützlichkeit für die Erreichung des bereits durch Wunsch und Werke vorgesteckten Zieles ersichtlich ist.

Die Darlegungen einzelner Köpfe sind, sofern diese geistreich waren, in Einzelheiten zwar wertvoll, aber oft außerordentlich einseitig; am meisten Gediegenes findet man bei den Praktikern, insbesondere den Vertretern des Staatsgedankens. Als sehr bemerkenswert für die Unfruchtbarkeit der Kathederweisheit erwähnen wir die hierhin zielende Untersuchung des alternden Kant: Ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren sei? (Der Streit der Fakultäten, Abschnitt 2). Hier wird die enthusiastische Teilnahme der Außenstehenden an der französischen Revolution als sicheres Unterpfand eines Fortschrittes zum „Weltbesten" ausgegeben; der Weg ist eine Verfassung, welche dem Monarchen die Entscheidung über Krieg und Frieden nimmt. Zwar fordert Kant richtig, eine Aenderung nicht durch den Gang der Dinge von unten hinauf, sondern von oben herab anzustreben, aber der Begriff dieser Ordnung ist ganz auf das Verfassungsverhältnis zwischen Herrscher und Volk beschränkt und erschöpft sich geradezu in der Vermeidung des Krieges. Wir lassen dahingestellt, wieweit Kant in jüngeren Jahren anders geschrieben haben würde.

Schon etliche Zeit vorher hatte Rousseau seinen bekannten Versuch gemacht, die soziale Ethik auf „natürliche" Grundlagen zu stellen. Tatsächlich ist freilich die ursprüngliche Freiheit und Gleichheit aller Menschen unter einem gesellschaftlichen Urvertrage eine Hypothese, die jedem biologisch Geschulten nur ein gutmütiges Lächeln ablockt, und die Darstellung von der ersten Bildung eines Privatbesitzes am Grund und Boden mutet uns heute mehr als kindlich an.

Obgleich nun die geschichtlichen Untersuchungen sehr alt sind, wurde es doch selten unternommen, Ursachen für Entwicklung, Blüte und Verfall eines Volkes zu prüfen. Erst der Sieg der entwicklungsgeschichtlichen Naturbetrachtung im vergangenen Jahrhundert hat endgültig eine allgemeinere Anwendung biologischer Begriffe und Vorgänge auf das Gemeinschaftsleben der Völker herbeigeführt.

Zu Unrecht wird als vornehmste Errungenschaft der angewandten Biologie die Forderung des freien Spiels der Kräfte im Wirtschaftsleben aufgeführt. Diese anarcholiberale Lehre greift vielmehr auf die Behauptung des Malthus von den zu wenig Gedecken am Tische der Volksgemeinschaften zurück und wurde das Schiboleth des Cobdenklubs, ehe noch (Spencer und dann) in aller Schärfe Darwin die Lehre des Malthus in seine Hypothese der Artänderung und Entwicklung durch die natürliche Auslese und das Ueberleben der Tauglichsten im Daseinskampfe umgoß.

Einer wirklich biologischen Hypothese entspringt dagegen das Lob des Spezialistentums. Jede Entwicklung, so wähnte man, werde notwendig erkauft durch einseitige Anpassung. Manche Zoologen, die den Unterschied zwischen Anpassungsveränderung und Höherentwicklung nicht sehen oder sehen mögen, sind noch heute dieser Ansicht. Wir glauben aus den erdgeschichtlichen Zeugnissen umgekehrt schließen zu müssen, daß jede einseitige Anpassung in Sackgassen führt, daß der Mensch dagegen durch geringen Grad der Anpassung sich auszeichnet. In jeder körperlichen Betätigung wird er von einer großen Gruppe von Tieren übertroffen, und rasche Abänderung ist ihm ganz fremd; bereits der Renntierjäger der Eiszeit hatte die Abmaße des heutigen Menschen und gleichen Schädelgehalt.

Der Mensch verdankt seine Entwicklung geradezu seiner Fähigkeit, nicht sich der Umgebung, sondern die Umgebung sich anzupassen. Vielseitigkeit und Selbständigkeit sind die Waffen. Der Bauernstand, der konservativste Kreis innerhalb der Völkergruppen, gibt noch heute hierfür ein treffliches Beispiel. Soweit wir die Gesamtheit eines Volkes betrachten, ist die Erhaltung eines Gleichgewichtszustandes zwischen körperlicher und geistiger Betätigung in einer hinlänglich natürlichen Umgebung für jede Entwicklung unerläßlich. Der einzelne kann wohl an Geist hervorragen und, gewissermaßen unter Aufopferung seines Leibes (und damit als deren notwendigen Bestandteil gesunder Fortpflanzung gegebenenfalls unter Aufopferung seiner persönlichen Nachkommenschaft) der Gesamtheit nützen. Im gleichen Sinne und mit den gleichen Folgen können sich auch Einzelne und Gruppen spezialisieren, niemals aber die Gesamtheit. Da nun bei uns das städtische Leben und die Gedankenarbeit der Gebildeten stets Gleichgewichtsstörung nach sich zieht, muß jedes Volk eine hinreichende Schicht behalten, um die hier immer sich wieder öffnenden Lücken auszufüllen. Das ist die biologische Bedeutung des Bauerntums, von dem schon Goethe erklärte: „Unser Landvolk hat sich freilich in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und erfrischen.“ Die Losung des freien Spiels der Kräfte im Wirtschaftsleben hat uns heute unmittelbar an diesen Rand des Verderbens gebracht. Sie hat zuviel aus diesem Depot in die Städte entführt, das Depot mit ausländischen, schädlichen Elementen durchsetzt, und läßt jährlich bereits mehr Menschen durch die Spezialisierung (Industrie- und Stadtleben) verschlingen, als das Land zu ergänzen vermag. Unsere „Zivilisation“ zehrt vom Kapital und wird es, wenn es so weiter geht, in wenigen Menschenaltern im Wesentlichen verpulvert haben. Dann wundert man sich über den raschen und unvorhergesehenen Verfall auch der spezialisierten Reste. Die Rettung liegt in dem kräftigsten, den Wert und die Unersetzbarkeit des Bauerntums voll erkennenden Schutze der Landwirtschaft, andererseits in der Einschränkung der Spezialisierung und der Bekämpfung ihrer verderblichen Folgen durch hinziehende Mittel (Hebung der Gesundheit und der Selbständigkeit, die ihrerseits außerberuflich auch die Betätigung der Vielseitigkeit zurückruft). Erst

wenn die völkische Zukunft überhaupt wieder gesichert ist, wird es einen praktischen Sinn haben, über die Möglichkeiten einer weiteren allgemeinen Hebung der Kultur unseres Volkes zu verhandeln.

Einige Vergleichspunkte für die Beurteilung der Spezialisierung geben uns die Tierstaaten der Insekten. Sehen wir einmal davon ab, wie sehr hier das Einzelwesen dem Ziele der Erhaltung der Gesamtheit untergeordnet ist, so fällt im übrigen vornehmlich auf: alle besonderen Arbeiten angepaßten Formen, wie Arbeiter, Brutbewahrer, Soldaten, kommen nicht zur Fortpflanzung; die Fortpflanzung ist unter den Weibchen ausschließlich der Königin vorbehalten, und diese ist auch die einzige nicht verkrüppelte Form.

Soweit unsere moderne Entwicklung auf plötzliche Aenderung der Lebensbedingungen zurückzuführen ist, läßt sich das Verhalten der Volksgesamtheit vergleichen mit den Umgestaltungen, die bei zoologischen Arten bei rascher Anpassung beobachtet worden sind. Aus unserer erdgeschichtlichen Forschung können wir solche Fälle erschließen. Die Verbesserung der Ernährungsmöglichkeit macht die Formen wachsen und gibt ihnen Kraft zu körperlicher Anpassung; hierbei kann die Harmonie der Teile zum Ganzen verloren gehen, und die Tiere haben dann nicht mehr die Fähigkeit, einem weiteren Wechsel der Lebensbedingungen sich zu fügen; monströsen Umbildungen folgt vielmehr der Untergang.

Die angeführten Vergleiche leiten zu der Bewertung des eigentlichen Kampfes ums Dasein über. Seine Bedeutung wird recht verschieden beurteilt, und namentlich seine züchterische oder gar entwickelnde Wirkung wird hier als allmächtig vergöttert, dort als ohnmächtig zurückgewiesen. Im allgemeinen mögen die Zoologen ihn für ihre Hypothesen nicht missen, während die Paläontologen geneigt sind, auch ohne ihn als mechanisch regelndes Prinzip dem Werden und Vergehen in der Natur nachzuspüren. Soweit aber erkennen wir alle seine Tätigkeit an: er merzt die Lebensunfähigen und gar zu Minderwertigen aus und verhindert dadurch eine Verschlechterung der Gesamtheit.

Unser Kulturleben ist umgekehrt geneigt, die Minderwertigen noch besonders in Schutz zu nehmen und ihren schädlichen Einflüssen auf die Gesunden möglichst freien Lauf zu lassen; weil die Minderwertigen doch nichts dazu können, daß sie infolge dieser Minderwertigkeit schädigend und ansteckend wirken. Frühere Jahrhunderte kannten zwar nichts von der allein seligmachenden „natürlichen Zuchtwahl“, aber sie wußten die selbe Sache auf einen nicht minder richtigen Satz zu bringen: der Mensch soll ein Tempel Gottes sein (der sich in der Natur offenbart), und wer als Perverser und Entarteter hierzu unfähig ist, dessen Tempel muß zerstört werden, da er eine Gotteslästerung darstellt. Das Mitleid mit dem Verbrecher aus Entartung höher zu stellen, als den Schutz der Gesunden, ist noch immer eine Begleiterscheinung des Verfalles gewesen. Selbst die Lehre des Mitleids und des inneren Reiches befiehlt: „Aergert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir; es ist besser, eines deiner Glieder verdirbt, als daß der ganze Leib in die Verderbnis gestürzt wird.“ Ein Recht, das dem Richter zur Pflicht macht, den Verbrecher wieder auf die Menschheit loszulassen, obwohl

er dessen unverbesserliche Natur erkannt hat, ist ein Unrecht, wenn nicht ein Verbrechen an den gesunden Gliedern der Menschheit. Solange es ein Genie gibt, muß es auch Idioten geben, und solange Menschen sich der Allgemeinheit aufopfern, werden die gleichen Ausnahmen nach der Seite des Schlechten auftreten und Wildlinge trachten, die Menschheit sich aufzuopfern; und beides wird dauern, solange die Naturgesetze bestehen.

Abgesehen von dem Kampfe gegen das Verbrechertum haben wir es im Menschheitsgetriebe der Kulturvölker nicht mit einem Kampfe ums Dasein zu tun. Ein Volk kann nur Anspruch auf das Zugeständnis der Kultur machen, wenn es seine Glieder, solange es der Allgemeinheit erträglich geht, vor dem Aeußersten zu bewahren versteht. Dagegen haben wir allerwege den Kampf im Dasein, den Kampf nämlich ums bessere und ums höhere Dasein. Er fällt aus dem rein „Naturgemäßen" heraus, und seine Waffen und Wege werden von der Allgemeinheit selbst durch ihre Organe der Sitte und des Gesetzes angewiesen. Um so mehr müssen darum Sitte und Gesetz selbst der Natur des Volkes entstammen und durch geeignete Uebermittelungs- und Ausführungsbehörden in ihrer Anwendung gesichert werden. Diese Notwendigkeit ist um so dringender, wenn das Volk nicht einheitlich, sondern aus mehreren Rassen gemischt ist.

Ueberhaupt hat sich die Schichtung der einzelnen Abteilungen innerhalb eines Volkes, wenn wir den naturwissenschaftlichen Maßstab anlegen wollen, nach rassischer Bewertung zu vollziehen. Die geschichtliche Altertumsforschung drängt immer mehr zu der Erkenntnis hin, daß alle großen Kulturen Eurasiens durch den homo europaeus L. s. str. gegründet bezw. veredelt worden sind, und daß alle Mischvölker, wie Slawen, Deutsche, Kelten, in eben dem Verhältnis kulturwertig sind, wie sie Anteil an der blondhaarig-blauäugigen Rasse des homo europaeus L. s. str. haben. Demnach sollten wir als unsere vornehmste Aufgabe betrachten, den entsprechenden Blutsanteil zu schonen und zu mehren. Das klingt weit schwieriger als es ist, und darum sei das Mittel gleich genannt: der Germane soll auf dem Lande und gesund bleiben, von hier aus nur die geistig-ritterliche Oberschicht für die Städte und die Industrie abgebend. Dagegen sollen die minderwertigen Volksteile in ihrem Drang nach der Stadt gefördert werden. So wird allgemach eine natürliche Auslese der Besten stattfinden. Ob der wieder zur Herrschaft gelangte homo europaeus L. s. str. es dann zu einer absoluten Höherentwicklung bringen wird, können wir wohl ruhig der Zukunft überlassen. Die gegenwärtige Politik ist eifrig im Fortschreiten auf dem umgekehrten Wege und hat es schon erheblich weit gebracht.

Die Ursache unseres völkischen Niederganges liegt in dem Grundsatze des „freien Spieles der Kräfte". Dieser Kampf aller gegen alle ist in natürlichen Gemeinschaften niemals als Regel anzutreffen, er ist widernatürlich. Auch vergißt diese Weltanschauung, wir nennen sie den Anarcholiberalismus, durchaus zu berücksichtigen, daß die auch von ihr als Sicherheits- und Vollstreckungsorgan gebilligte Einrichtung des Staates durch Verordnungen und Gesetze eine wirkliche Freiheit ganz unmöglich macht. Der

heutige Staat läßt nämlich eine mittelbare Vergewaltigung der Arbeit durch die reine Geschäftsmacherei zwar zu, aber er hindert vollkommen eine physische Gegenwehr. Solange also der Staat in seiner Abhängigkeit von der einen Partei verharrt, kann diese, durch die Gesetze u. s. f. die Ueberlegenheit in dem ungleichen und unfreien Kampfe behaupten und darf auch noch die Arbeit mit der Phrase des „friedlichen Wettbewerbes durch den Kampf mit geistigen Waffen“ verhöhnen. Dazu kommt nun, daß ein „freies Spiel der Kräfte“ durch die Tatsache der Herrschaft des Geldes alsbald beendet wird. Nehmen wir einmal zehn Fabriken an, welche das gleiche Erzeugnis nach verschiedenen Verfahren herstellen. Dann kann die reichste Fabrik durch Preisunterbietung die anderen, an sich besser arbeitenden, zur Aufgabe des Betriebes nötigen, um nach ihrem alten Verfahren weiterzuarbeiten, oder für billiges Geld das beste Verfahren aufzukaufen. Zum wirtschaftlichen Kriege gehört eben Geld, und dieses entscheidet hier noch ungleich häufiger, als in den Kriegen mit ehrlichen Waffen. Die Großbanken stellen den Warenhäusern ungezählte Millionen zur Verfügung. Nach außen tuen Reklame und Lockartikel ihre Schuldigkeit, wirtschaftlich hat man trotz des oft wahnsinnig hohen Erwerbspreises des Bodens Ersparnisse an allgemeinen Unkosten, und so geht der tüchtige Verkäufer des Einzelladens samt seiner Selbständigkeit zugrunde, obgleich man bei ihm vorteilhafter kaufen würde als beim Warenhause nebenan.

Sobald statt der Forderung des gegenseitigen Vernichtungskampfes diejenige nach Verständigung und bestmöglichem Frieden gestellt wird, muß die Wirkung des Kapitalismus sich noch verderblicher zeigen. Beschränken wir uns auf das Händlertum. Die schaffende Arbeit muß feste Preise wünschen. Das Händlertum findet seinen besten Gewinn durch Ausnutzung der Preisschwankungen und sucht mit reichen Machtmitteln sie künstlich herbeizuführen. Die Arbeit muß möglichste Annäherung zwischen Erzeuger und Verbraucher wünschen, das Händlertum hat nur Gewinne, solange beide auseinanderbleiben, und möchte sie am liebsten auf Grund des Freihandelsprinzipes auf verschiedene Länder und Erdteile bringen, um den unentbehrlichen und alle Preise vorschreibenden Vermittler zu spielen. Die Arbeit muß gleichmäßigen, billigen Kredit wünschen und hinreichende Stetigkeit aller Zinspapiere. Börse und Geldhändlertum dagegen machen ihre großen Gewinne auch hier durch die Schwankungen: allerwege sind die Interessen des von der Arbeit getrennten Kapitals einer organischen Volkswirtschaft entgegen. Ohne Beseitigung der Kapitalherrschaft, die sich vornehmlich auf unser falsches Geldsystem, auf Begünstigung durch den Staat und seine wirtschaftspolitischen Maßnahmen, durch die Wissenschaft und die fast ganz vom Händlergeist beherrschte Presse stützt, ist an eine wirtschaftliche Gesundung gar nicht zu denken. Einstweilen ist das Kapital erfolgreich an der Arbeit, die gesellschaftlichen Folgen des an sich unsittlichen und dazu meist mit unsittlichen Mitteln geführten Kampfes aller gegen alle zu verschärfen und zu einem reinen Kampf ums Geld werden zu lassen. Das Ergebnis ist eine künstliche Züchtung von jener Menschengruppe, die keinen Charakter hat, weil er unvorteilhaft, ja schädlich wäre, aber die Intelligenz und den rücksichtslosen Willen

besitzt, Geld zu machen. Aus dieser falschen, künstlichen Zuchtwahl ergeben sich drei Nachteile: Die Erhaltung und Ergänzung einer guten Oberschicht wird behindert. Die Partei der Arbeit, insbesondere die geistigen Arbeiter, geraten in Unselbständigkeit. Die minderwertigen, fremdrassig-gemischten Elemente steigen der Masse nach auf, soweit sie geringere Bedürfnisse haben, wie die Slawen (freie Ackersiedler eroberten in selbstbewußter Arbeit die durch Kreuzzüge gewonnene Ostmark, weder Stadt noch Land duldeten, z. B. in Sachsen und Thüringen, den Slawen als Freien neben sich. Das kapitalistische Zeitalter macht aufs neue den Slawen zum Herrn; in Oesterreich sehen wir beide Nationen bereits in der Entscheidung; wir selbst stehen dicht vor dem Kampfe). Andererseits wird die durch Rasse und Geschichte begründete Oberschicht, da sie dem neuen, ihren sittlichen Anschauungen widersprechenden geschäftlichen Gebaren nicht folgen kann und mag, rasch zurückgedrängt. Ein Teil verkauft sich der aufsteigenden Schicht, indem er in sie hineinheiratet oder von ihr Aufsichtsratsstellen und andere zweifelhafte „Sinecuris" annimmt, oft ohne sich der Tragweite bewußt zu werden. Die anarcholiberalen Geschäftskreise beherrschen bereits gutenteils die Anschauungen und z. T. die Entschließungen der höchsten Stellen. Der deutsche Bürger aber muß sich fragen, ob er in der „herrschaftlichen" Bewohnerschaft des Berliner Tiergartenviertels wirklich die Auslese der Besten des Volkes und in ihnen eine neue, tüchtigere Aristokratie anerkennen soll.

Wir lehnen also nicht ab, zu glauben, daß bei einem allgemeinen Wirtschaftskampfe diejenigen sich behaupten werden, welche den Bedingungen dieses Zustandes am besten angepaßt sind, sei es als Kapitalisten, sei es als vom Kapitale abhängige Arbeitgeber oder als unfreie Arbeitnehmer; wir behaupten aber, daß eben dieser Zustand widernatürlich, die Hälftung in die beiden Gruppen der wenigen Unabhängigen und der vielen wirtschaftlich Abhängigen künstlich, ihre Herausbildung schädlich, eine das Volkstum verderbende ist. Wo immer in der Geschichte der Völker derartige Gegensätze herrschend geworden sind — und zwar kann der Untergang des selbständigen Mittelstandes als Kennzeichen dienen — da war auch der Untergang des ganzen Volkes nicht mehr weit.

Die Ursache dieser Krankheit der Zersetzung ist das Zusammenwirken mannigfacher Kräfte, die zum Teil unter den Wechselbegriff des Kapitalismus und der Proletarisierung fallen: Geldwucher, Spekulation, Landflucht u. s. f.; sie bewirken die physische Entartung durch das Stadtleben, die seelische Entartung durch Abhebung von eigener Scholle und eigenem Heim, durch Verlust der Selbständigkeit und der Verantwortungsfreudigkeit. Die kapitalistische Oberschicht selbst zersetzt sich womöglich noch rascher als das eigentliche Volk, zumal hier allemal noch Rassenmischung zwischen Volkseigenen und Volksfremden hinzukommt. Der gleichzeitige Verlust der kriegerischen Tüchtigkeit und des Mangels pflichtbewußter Führer ist nur eine der Folgeerscheinungen, wenn sie auch praktisch oft genug den äußeren Zerfall besiegelt hat.

Wäre dem Kampfe unter widrigen und schädlichen Bedingungen wirklich eine auslesende und damit züchterische Wirkung beizumessen, so müßten Krieg und Pestilenz von besonderem Nutzen

sein. Tatsächlich hat uns der 30jährige Krieg an den Rand des Verderbens gebracht und so sehr die Feigen begünstigt und ihre Gesinnung verbreitet, daß wir geradezu diesem Umstande einen Teil der beschämenden Knechtseligkeit (Servilismus) der folgenden Geschlechter zuschreiben möchten.

Auch Geschlechtskrankheiten, Tuberkulose u. s. f. sind für die Gesamtheit nur schädlich und wirken in der heutigen Gesellschaft nicht auslesend. Wohnungsfürsorge durch Bauordnung und Bodenrechts-Reform, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durch Ermöglichung früherer Heirat, Beschränkung der käuflichen Geschlechtsbefriedigung auf überwachte Häuser, Anzeigepflicht jeder geschlechtlichen Erkrankung durch den behandelnden Arzt und Bestrafung der Uebertragung von Geschlechtskrankheiten. Sodann Verbot der Heirat für rassenschädigende Kranke (Geistesschwache, Fallsüchtige, hochgradig Alkoholsüchtige und Lungenschwindsüchtige) natürlich auch für Geschlechtskranke bis zur Heilung oder dauernd, wenn z. B. die Syphilis bereits auf ihre dritte Stufe gelangt ist; endlich für Gewohnheitsverbrecher (bei denen aber keineswegs die Schwere der Verbrechen maßgebend sein darf, da z. B. gewohnheitsmäßige Tier- oder Menschenquälerei und Erpressung, gewerbsmäßiger Wucher und Mädchenhandel für uns schwerer wiegen, als die jetzt so überaus streng bestraften Vergehen und Verbrechen gegen das Eigentum). Das Eheverbot macht gewaltsame Eingriffe überflüssig, da erfahrungsgemäß der Ausschluß der Heiratsmöglichkeit in allen Bevölkerungsschichten praktisch die Erzeugung einer Nachkommenschaft verhindert. Das scheinen uns etliche Mittel zu sein, den unnatürlichen Auswüchsen des gedrängten Gesellschaftslebens einen Teil ihrer Schädlichkeit zu nehmen. Die gegenwärtigen Ausgaben für zeitweise „Genesung“ der an Tuberkulose Erkrankten sind dagegen ohne dauernden Wert. Uebrigens gehören derartige Aufgaben der Volksgesundung durchaus in den Rahmen der Wirtschaftspolitik; wer kein Geld hat, kann weder sich noch seinen Angestellten gesundere Verhältnisse schaffen, soweit ein Kostenaufwand nötig ist.

Der Krieg ist bei kurzer Dauer physisch nicht schädlich. Wohl aber hat z. B. der Feldzug 1870/71 insofern sehr verderblich gewirkt, als der Staat nicht verhindern konnte, daß die Spekulation der Nichtkämpfer den Siegespreis hinwegnahm und den Siegesgeist zu den Profiten bei Gründung fauler Unternehmungen ausnutzte. Unsere Abhängigkeit vom Kapitalismus und seinen Oberpriestern ist durch diesen Krieg eine dauernde geworden.

Soweit es sich um den geschichtlich uralten Kampf ums bessere Dasein handelt, wird von der Kritik meist ein sehr merkwürdiger Standpunkt eingenommen. Kommunisten und Anarcholiberale verlangen einmütig und unter Hinweis auf die Notwendigkeit der Einräumung gleicher Bedingungen für alle Volksgenossen, man solle sämtliche Vorrechte der Erziehung und des Standes abschaffen, damit nicht der „Zufall“ der Geburt, sondern allein die eigene Befähigung als Waffe im Wettstreit mit den Gleichstrebenden den Ausschlag gäbe. Also Einheitsschule, gleiche Dienstzeit im Heere ohne Berücksichtigung der Vorbildung, Anfall der Erbschaften an den Staat, Zulassung fremder Rassen (z. B. bei uns der Juden) als beamtete Vorgesetzte,

sogar der Soldaten u. s. f. Derartige Theoretiker übersehen zwei Tatsachen: Erstens sind die Vorzüge der Geburt keine zufälligen. Der Vater oder des Vaters Vater mußte doch etwas geleistet haben, um in seine Stellung aufzurücken. Der Sohn ist zum mindesten teilweise Fleisch von seinem Fleisch, die Allgemeinheit hat also durchaus recht, wenn sie dem Sohn (übrigens gegen gutes Geld) Zutrauen und besonders gute Erziehung angedeihen läßt. Wollte man dagegen bei jeder Geschlechterfolge mit der Auslese von neuem beginnen, so würde man dabei schlechter statt besser fahren. Denn die Anlagen des Intellektes lassen sich zwar zur Not im Massenbetriebe der Volksschule annähernd messen, sofern man nicht mit der Trägheit, diesem Schutzmittel der Schüler gegen Ueberlastung des Intellekts, und der Ablenkung ihrer Aufmerksamkeit durch „Interessanteres" zu rechnen hat; der Charakter aber wird sich nicht leicht feststellen lassen, und die im späteren Leben Tüchtigen werden hier gar leicht schlecht abschneiden. Schlimmer aber als die Besorgnis der Verkennung ist die Tatsache der Ansteckung und Verführung durch das böse Beispiel der ungeratenen, verlogenen, minderwertigen Mitschüler. Was hilft die beste Erziehung im Elternhause, wenn sie von der in schlechten Beispielen wirksamen Gegenerziehung der Mitschüler übertrumpft wird! Ausdrücklich sei hier auf den betreffenden Abschnitt in Ammons „Gesellschaftsordnung" verwiesen, dem wir ganz zustimmen.

Ersichtlich wird bei derartigen Forderungen die Sache mit der Form verwechselt. Das System der Auslese im Entwicklungsgange des Einzelnen (die Durchsiebung durch Prüfungen, Führungszeugnisse, Probedienst u. s. f.) ist zurückzuführen auf eine lange geschichtliche Heranbildung; es ist also seiner Anlage nach ein natürliches System, nur die derzeitige Ausbildung ist allerdings recht verbesserungsbedürftig. Daß solche unsere Ansicht den oben genannten Partei-Anschauungen nahe kommt, möchten wir bezweifeln.

Für unser Empfinden berücksichtigt die heutige Bildungsauslese zu einseitig den Intellekt, zu wenig den Charakter, das Temperament, die geistige Gesundheit. Zum Beispiel möchten wir nach eigener Erfahrung und der vieler Bekannter annehmen, daß vor nicht eben langer Zeit etwa ein Drittel aller Gymnasiallehrer u. s. f. — unbeschadet ihres Wissens — zum Unterrichten wenig geeignet waren; ein kränkelnder oder nervöser Mensch paßt nicht als Vorbild und Vorbildner der Jugend. Ueberdies liegt es in dem heutigen System der Schulen, mehr zum angesträngten denn zum angestrengten Arbeiten anzuleiten, was dann wieder einer späteren selbständigen und mannhaften Lebensführung nicht zum Vorteil gereicht.

Im Ganzen entspricht also leider die Bildungsauslese viel zu sehr der wirtschaftlichen Auslese, und wir laufen Gefahr, durch Aufnahme immer neuer Lernstoffe und Erschwerung der Intellekt-Prüfungen noch mehr in diese oberflächliche Strömung getrieben zu werden.

Als Ergänzung der natürlichen Zuchtwahl im Daseinskampfe ist von Darwin als besondere Kraft die geschlechtliche Zuchtwahl hingestellt worden. Auch hier lassen wir die Frage offen, ob eine absolute Steigerung der Gesundheit auf diesem Wege erreicht werden kann; wir begnügen uns mit der bereits hinreichend wichtigen relativen Wertsteigerung, welche durch Ausmerzung eines Teiles

der Minderwertigen zu erzielen ist. Zugleich kommt bei der natürlichen Zuchtwahl des Kulturmenschen als besonders wichtige Frage die Bewertung des Zeugungsalters hinzu: das neue Geschlecht wird um so weniger die Gebrechen der Zivilisation als Belastung mitbringen, je früher und gesunder die Väter in die Ehe traten. Der zweijährige Heeresdienst ist hier sehr wohltätig, und müßte — obzwar in veränderter Form — beibehalten werden, selbst wenn kein äußerer oder innerer persönlicher Feind unser Volkstum bedrohte. Am schlechtesten sind die höheren Schichten daran: die kapitalistische Wirtschaftsweise hat ihr Heiratsalter immer mehr hinaufgeschoben, sie während dieser Wartezeit immer mehr körperlichen und geistigen Gefahren ausgesetzt, ihnen durch die Unsicherheit des Erwerbes die Gründung des eigenen Heimes immer mehr erschwert. Endlich erreichen sie die vier Möglichkeiten der Gattinnenwahl: vollwertige Frau mit Mitgift, vollwertige Frau ohne Mitgift, minderwertige Frau mit Mitgift, minderwertige Frau ohne Mitgift. Die Aussichten auf eine Gattin der ersten beiden Gruppen haben sich entschieden verschlechtert. Schon die häufige Notwendigkeit einer Mitgift zeigt die Ungesundheit unserer erwerblichen Verhältnisse an. Konnte ferner der Schwiegervater viel Geld für seine Kinder beiseite bringen, so ist dieses Geld unter den heutigen wirtschaftlichen Zuständen oft auf wenig lautere Weise gewonnen, es klebt also auch für die Beurteilung der Tochter ein Makel daran. Oder die Mitgift konnte gewährt werden, weil die Tochter das einzige Kind war (oder doch nur wenig Geschwister hatte); so ist das wieder ein schlechtes Zeichen für die voraussichtliche Fruchtbarkeit der Tochter. Ueberdies fühlt der wählende Mann sich häufig unsicher, ob die Mitgift nicht zu ihrem Wortzweck werde, indem die Erwählte sich des kapitalistischen Zuschusses zu sehr bewußt bleibe, oder gar zu der Mitgift noch höhere Ansprüche an Aufwand hinzubringe, als aus der Mitgift und ihrer Anlage dauernd befriedigt werden können. Daher neigt der gesunddenkende Freier oft genug sich dem Mädchen ohne Mitgift zu. Bringt dieses neben seinen physischen und geistigen Werten häusliche Tüchtigkeit mit, so fährt ein solcher Mann gewiß am besten. Leider wächst hier eine andere Gefahr immer mehr an: die aus unseren verkehrten Wirtschaftszuständen geborene Berufstätigkeit der Frau.

Sehr viele Dinge, welche früher im einzelnen Haushalte oder in einer Gemeinschaft von Haushaltsbetrieben selbständig bereitet wurden, wie die Brote und Kuchen und das Eingemachte, die Zurichtung der Gewürze, die Hausschlachtung, die Lichtbereitung, das Weben, Spinnen und Stricken, ist durch die industrielle Herstellung (Grundsatz der Arbeitsteilung) dem Hause genommen worden und nur auf dem Lande noch teilweise anzutreffen. Der städtische Haushalt wurde immer einfacher, und ein großer Teil der Töchter des Volkes ist darauf angewiesen, sich andere Felder der Tätigkeit und des Erwerbes zu suchen. Die so aufgenommene Arbeit könnte durchaus von Nutzen für die Ausbildung sein. Aber ein übermäßiges Angebot von Händen drückt auf die Preise, und zwar mittelbar auch auf die Löhnung der Männer im gleichen Berufe, so daß in diesem Sinne ein solcher Mann und eine solche Frau heute zusammen nicht mehr verdienen, als ohne den weiblichen Wettbewerb der Mann alleine verdienen würde; wo er dann

auch ein hinreichendes Gehalt hätte, mit der nunmehrigen Konkurrenz lieber und besser einen Ehestand zu begründen. Dadurch wirkt die Arbeit selbst unbefriedigend, und das schwächere Geschlecht mutet sich allgemein weit mehr zu, als für die eigene Gesundheit und die einer Nachkommenschaft ohne die bedenklichsten Folgen bleiben könnte. Wir meinen besonders die Fernsprech-Beamtinnen, die Kontoristinnen und verwandte Berufe. Die Lehrerin hat es im allgemeinen besser, doch erscheint uns auch in ihrem Bildungsgange die gedächtnismäßige Belastung viel zu stark. Drei junge Mädchen unserer Familie haben sich diesem Berufe zugewandt; sie wurden auf drei verschiedenen Anstalten vorbereitet und mußten bekennen, daß überall ein großer Teil der Mitschülerinnen vom ersten Seminarjahre an sich nur wenige Stunden der Nachtruhe gönnten. Erwägen wir das Zusammenfallen dieser Jahre mit dem entscheidendsten Abschnitte der körperlichen Entwicklung, so können wir die Tatsache einer schweren Gefährdung und Schädigung der Gesundheit nicht leugnen. Soweit die Ausgebildeten sich dem eigentlichen Volksschulunterricht in überfüllten Klassen zuwenden, haben sie doch wahrlich alle Nervenkraft nötig, um die große Anzahl Jahre bis zum Ruhegehalte durchzukämpfen. Soweit sie aber glücklich in den Ehestand einlaufen, und das trifft für eine erfreuliche Anzahl zu, ist die Einbuße an Lebenskraft ganz unersetzbar. Bis jetzt fand die Ueberarbeitung und geistige Ueberreizung des männlichen Gatten in der natürlichen Ruhe der weiblichen Hausbildung doch noch einigen Ausgleich.

Der heutige Drang der weiblichen Jugend nun gar zur Gymnasialbildung und zur Universität nur aus Bildungs- und Gleichberechtigungstrieb der Ueberzivilisierten, und der Eifersucht und Modesucht der übrigen, wird die allerverderblichsten physischen Folgen haben, und wenn ihm weiterhin nach der herrschend gewordenen Schwäche des Gehen- und Geschehen-Lassens nachgegeben wird — die Reform des Mädchenschulwesens ist ein böser Sprung nach dieser Richtung —, dann werden wir eine beispiellose Auszehrung der jetzigen völkischen Oberschicht erleben, eine Verschwendung mühsam in Geschlechterfolgen herangezogener Kräfte, einen Hohn auf jede völkische Ueberlegung und Haushaltung. Was dagegen in weiblichen Fortbildungsschulen, in Haushaltungsschulen u. s. f. der Allgemeinheit geleistet wird, geschieht sehr zu ihrem eigenen Besten. Nur bleibt die Tatsache, daß auch hier wieder Aufgaben, die mindestens teilweise der Familie zufallen, statt dessen der Allgemeinheit (der „Schule" im weiteren Sinne) überwiesen werden. Wenn aber der Familie nicht eine hinreichende Fülle von Aufgaben auch für die Heranwachsenden bleibt, rückt die Gefahr des Zerfalles der Familie überhaupt beängstigend nahe.

Der kritische Rundblick über theoretische und praktische Anwendung der Biologie auf das Gesellschaftsleben bietet wenig Erfreuliches. Die Lehren Lamarcks und Darwins über Anpassung, Auslese und Höherzüchtung im Daseinskampfe, geschlechtliche Zuchtwahl und Ausschaltung der Minderwertigen von der Fortpflanzung — das alles ist soweit kritiklos auf die menschlichen Staatsverbände angewandt worden, als es in das bereits bestehende System des Freihändlertums paßte. Der Rest blieb bis heute fast unbeachtet, und erst in wenigen Ländern beginnt man, Fragen wie der Heirats-

beschränkung, der Grenzsperre gegen minderwertige Rassen (Zurückweisung der russisch-galizischen Juden beim Landungsversuch im liberalen Nord-Amerika), der Vorbeugung der Volkserschöpfung durch Unterstützung ländlicher Siedelungen und Schutz der Landwirtschaft (erfreuliche Anfänge in Deutschland), näher zu treten. Wollen wir wirklich die Grundlage einer sozialen Ethik suchen, so müssen wir zunächst die Grundtatsache bedenken, daß wir es nicht mit einer Summe von Einzelwesen zu tun haben (auf welche die Faktoren eines Lamarck, Darwin u. s. f., soweit sie zutreffend sind, allein volle Anwendung finden), sondern mit organisch gegliederten Einheiten, so daß weit eher die Tierstaaten bei verständiger Heranziehung brauchbare Vorbilder liefern.

Dann aber werden wir überhaupt die Begrenzung durch die tierische Biologie ablehnen. Im Leben der Menschen und Völker spielen Kräfte, welche im Tierleben nicht hervortreten. Ein Hauptpunkt ist die fruchtbare Vermischung zwischen den verschiedenen Menschenarten und Rassen. Da wir unsere arische Rasse höher bewerten müssen als die mongoloiden oder die farbigen Rassen, so sind Slawen-, Juden- und Negerfrage für uns Gefahren der Rassenverschlechterung, ja der Entartung. Die Geschichte, das viel zu wenig gelesene Lehrbuch der politischen Anthropologie, beweist fernerhin das Vorhandensein kulturschöpferischer Rassen, die sogar als dünne Oberschicht, wie einst die Arier in Indien und Persien, jahrhundertelang große Reiche aufrecht erhielten, und denen gegenüber andere Rassen, welche vorwiegend, wie die Semiten, eine Zerstörerrolle spielen, oder Rassenmischungen wie die der Juden, die in anderen Staaten volksfremde Schichten bilden und ihrer ganzen Natur nach, wie sie geistig in dem Eroberungsvertrag mit ihrem Stammesgotte zum Ausdruck kommt, zur wirtschaftlichen und geistigen Kulturzerstörung ihrer Wirtsvölker verurteilt sind.

Soviele Rassen, soviele verschiedene Weltanschauungen. Keine Rasse vermag die sittlichen Ideen einer anderen Rasse sich zu eigen zu machen, das vermögen vollkommen nicht einmal die Völker, die aus ähnlichen Rassengemischen zusammengesetzt sind. Daher gibt es auch keine allgemein gültige soziale Ethik. Mag für die unproduktiven und gewissermaßen parasitären Fremdteile der nordischen Völker die Doppelanschauung vom freien Spiele der Kräfte während des Angriffes und von Humanität und allgemeinen Menschheitsrechten während der Verteidigung angemessen sein: unserem Volksgewissen entspricht es, sich im Wirtschaftsleben der organischen Einheit nicht dauernd zu stören und zu bekämpfen, sondern zu fördern und zu stützen. Das beweist das Zunftwesen des Mittelalters und der Zusammenhalt der Landwirtschaft in unseren Tagen. Diese gegenseitige Unterstützung schaltet einen angemessenen Wettbewerb nicht aus. Den Kampf aber haben wir zu richten einmal gegen die uns störenden Kräfte der unbelebten Natur, sodann gegen die feindlichen Völker um uns. Jede Tierart strebt nach möglichster Verbreitung, und jeder Menschenrasse ist die Aufgabe gestellt, sich nach Kräften auszudehnen. Die germanisch-gemischten Völker haben allein in den letzten 100 Jahren Nordamerika, Australien und zum Teil Südafrika besiedelt. Auch jeder Staat muß eine Ausdehnungspolitik treiben. Aber für

uns ist jetzt nicht die Zeit, die Augen dauernd auf das Ausland, die Auslanddeutschen und die „überseeischen Interessen“ gerichtet zu halten. In unserem eigenen Gebiet gehen weit wichtigere Dinge vor. Die Ausbreitung der Slawen, die sich rascher vermehren als die Deutschen und bei ihrer geringeren Kulturhöhe und dementsprechend geringeren Ansprüchen an das Leben den größten Vorteil von den gewaltigen wirtschaftlichen Mißständen haben, das Hochsteigen volksfremder Elemente in Gesellschaft und Staat, die fast völlige Unterdrückung einer deutschgesinnten Presse, des deutschen Schrifttums und selbst der deutschen Forschung, die geradezu seuchenartig fortschreitende Verrottung der sittlichen Begriffe im politischen Leben, die Zersetzung der moralischen und religiösen Kräfte, die Auflösung aller organischen Einheiten bis hinunter zur Familie: all das sollte uns doch endlich aufrütteln, die von außen eingeschleppten und einer Treibhausentwicklung erwachsenen „neuen Werte“ im Gesellschaftsleben einer unbarmherzigen Kritik zu unterziehen und uns auf die wahre Grundlage der sozialen Ethik zu besinnen, ehe es zu spät ist.



## Berichte und Notizen.



**Die Analyse psychologischer Erscheinungen durch die physikalische Chemie.** „Manche Tiere, die gewöhnlich keinen Heliotropismus zeigen, können künstlich heliotropisch gemacht werden. So werden Krebse durch etwas Zusatz von Kohlensäure zum Wasser sofort völlige Lichtsklaven; während sie vorher sich um kein Licht kümmerten, streben sie nun so geradlinig, wie es die Unvollkommenheit ihrer Schwimmbewegung erlaubt, der Lichtquelle zu. — Von einer andern Art ist das Hervortreten von positivem Heliotropismus bei Ameisen und Bienen, für den der Einfluß von Stoffen der Geschlechtsdrüsen maßgebend zu sein scheint. Der Umstand, daß diese zur Zeit der Geschlechtsreife positiv heliotropisch werden, spielt eine wesentliche Rolle in ihrem Lebenshaushalt. Die Begattung derselben erfolgt bekanntlich im Fluge, dem sog. Hochzeitsfluge. Bei männlichen und weiblichen Ameisen eines Nestes wurde beobachtet, daß ihre heliotropische Empfindlichkeit stetig bis zur Zeit des Hochzeitsfluges zunimmt, und daß die Richtung ihres Hochzeitsfluges in der Richtung der Strahlen der Sonne am Nachmittag erfolgte, so daß dieser Hochzeitsflug nur als Folge einer hochgradig gesteigerten heliotropischen Empfindlichkeit erscheint. Alle diese heliotropischen Erscheinungen werden durch die relative Geschwindigkeit von gleichzeitig stattfindenden chemischen Umsetzungen in den symmetrischen Oberflächenelementen des Tieres bestimmt, in ähnlicher Weise die durch den galvanischen Strom, durch die Schwerkraft oder durch chemische Stoffe hervorgerufenen Tropismen. In diesen Fällen ist es also jetzt schon möglich, Bewegungsvorgänge auf einfache physikalisch-chemische Beziehungen zurückzuführen. — Jacques Loeb, Professor der Physiologie an der University of California Berkeley, hat in einem auf dem VI. Internationalen Psychologen-Kongreß zu Genf gehaltenen Vortrag »Die Bedeutung der Tropismen für die Psychologie« diese Beziehungen ausführlich dargelegt. Er schließt seinen Vortrag mit folgenden Bemerkungen über die mögliche Anwendung der Untersuchungen der Tropismen, die weite Perspektiven eröffnen: »Ich glaube, daß die Erforschung der Bedingungen für die Hervorrufung von Tropismen für die Psychiatrie von Bedeutung sein dürfte. Wenn wir durch Säure bei einem sonst gegen Licht unempfindlichen Tiere einen Heliotropismus entfesseln können, der dasselbe unwiderstehlich in die Flamme treibt, wenn dasselbe durch Sekrete der Geschlechtsdrüsen geschehen kann, so haben wir meines Erachtens ein Tatsachengebiet, auf welchem sich die für die Psychiatrie nötigen Analogien experimentell erzeugen und untersuchen lassen. — Eine ähnliche Bedeutung dürften diese Versuche für die Ethik gewinnen. Die höchste Entfaltung der Ethik, nämlich der Umstand, daß Menschen bereit sein können, ihr Leben einer Idee zu opfern, ist weder vom utilitaristischen Standpunkt noch von dem des kategorischen Imperativs zu verstehen. Auch hier dürfte es sich

möglicherweise darum handeln, daß unter dem Einfluß gewisser Ideen chemische Veränderungen, z. B. innere Sekretionen im Körper hervorgerufen werden, welche die Empfindlichkeit gewissen Reizen gegenüber in außergewöhnlicher Weise erhöhen, so daß derartige Menschen in demselben Grade Sklaven gewisser Reize werden, wie die Krebse Sklaven des Lichtes werden. Daß das, was der Philosoph als eine ‚Idee' bezeichnet, ein Vorgang ist, der chemische Wirkungen im Körper ausüben kann, erscheint uns ja heute nicht mehr so befremdend, seit es Pawlow und seinen Schülern gelungen ist, Speichelsekretion beim Hunde durch optische und akustische Signale zu veranlassen.«" (Umschau.)

**Zur Anthropologie der alpinen Rasse** hat Dr. E. Frizzi in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 39. Bd., 1.—2. Heft, einen Beitrag geliefert. Er nahm Untersuchungen an einem Skelettmaterial aus Laas im Vintschgau, sowie Messungen und Beobachtungen an 80 lebenden Tiroler Männern vor, wobei sich herausstellte, daß der Typus des tirolischen Alpinen in allen Hauptpunkten dem des bayerischen und schweizerischen Alpinen gleichkommt. Hier sollen nur die Beobachtungen an Lebenden kurz erwähnt werden. Die Haarfarbe war bei etwa je einem Viertel dunkelbraun und dunkelblond, bei mehr wie einem Drittel hellbraun, bei den anderen braunschwarz, rötlichbraun oder hellblond, die Farbe der Iris in 55 pCt. der Fälle grünlich, in 15 pCt. hellbraun, in 9 pCt. blau, in 15 pCt. hellblau usw. Werden beide Merkmale kombiniert, so sind 65 pCt. helle und 35 pCt. dunkle Typen. Die Hautfarbe an der Stirn war bei 80 pCt. karminweiß und bei 20 pCt. gelblichweiß. Als mittlere Körperlänge fand Dr. Frizzi 167 cm; die Extreme sind 152 cm und 187 cm. (Toldt traf seinerzeit unter mehr als 16000 Stellungspflichtigen gerade die Hälfte mit einer Körperlänge von 160—170 cm an.) Der Längen-Breitenindex des Kopfes betrug im Mittel 85,8, der Längen-Höhenindex 63,9, der Nasenindex 63,0, der morphologische Gesichtsindex 87,1. Woher der Homo alpinus Tirols kam, ist wiederholt erörtert worden, ohne daß man zu einem festen Ergebnis gelangte. Toldt, Ranke und Kollmann glauben, daß die Spuren der Bajuwaren und Alemannen die einzigen sind, die man mit einiger Bestimmtheit in Tirol verfolgen kann. Dr. Frizzi schließt, daß sich (von dem großen historischen Rätien ganz abgesehen) für das jetzige Tirol „wohl auch in den letzten ein- bis zweitausend Jahren in seinen Tälern und Gebirgen der Urstock der heutigen Bevölkerung zusammengefunden und sich hauptsächlich aus germanischen Stämmen gebildet haben wird, so daß wir also doch kein so verworrenes Bild vor uns haben, wie es vielleicht auf den ersten Blick zu sein scheint". (Referat von H. Fehlinger in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift v. 7. 11. 09.)

**Die angebliche Plastizität der Rasse** wurde von Dr. Goldstein in einem vor der Berend-Lehmann-Loge in Halberstadt über moderne Rassetheorien gehaltenen Vortrage verfochten und u. a. an den wechselnden Schicksalen und Leistungen der Juden mit Argumenten zu demonstrieren versucht, die man nur sehr bedingter Weise gelten lassen kann. „Es ist tatsächlich ganz unmöglich zu unterscheiden", sagte der Vortragende u. a., „was der Rasse und was zufälligem Zusammentreffen zuzuschreiben ist. Ein Beispiel bietet uns die Poesie Heines, die man oft genug für spezifisch jüdisch erklärt hat, und die doch das Produkt von Zeit und äußeren Verhältnissen, des Freiheitsdranges, des französischen Einflusses und anderer Momente ist. Gerade die interessantesten Völker beweisen, daß auf ihr Zusammentreffen mit fremden Rassen Fortschritte folgten; so war es bei Griechen, Römern, Germanen und Juden. Wir wissen, daß diese letzteren in Palästina ein rein Ackerbau treibendes Volk gewesen sind, daß sie unter der Römerherrschaft an die strategisch wichtigsten Punkte des Weltreiches gestellt wurden, also etwa die Stellung der mittelalterlichen Landsknechte hatten, daß sie im Mittelalter auf den Handel beschränkt und zu Wucher und Hehlerei gezwungen wurden, daß sie in der Gegenwart in allen Berufsarten ohne Ausnahme tätig sind. Zeichnerische Fähigkeiten sprach man ihnen vollständig ab, und freilich bot die jüdische Religion mit ihrem Verbot bildlicher religiöser Darstellungen keine Gelegenheit zu derartiger Betätigung; seit etwa 20 Jahren aber besitzen wir eine Fülle zeichnerischer Genies jüdischer Rasse, so Messel, Israels, Begas, Liebermann, Lilien. Von einer „Altersschwäche der Rasse" kann mit Bezug auf die Juden nicht gesprochen werden; die Annahme eines höheren Prozentsatzes von Nervenkranken unter ihnen ist nicht erwiesen. Dagegen zählen ein Poppe, ein Cron, ein Heinr. Hertz, der die drahtlose Telegraphie entdeckt hat, zu den führenden Ingenieuren und Physikern. Unter den Empfängern des letzten Nobelpreises befanden sich außer dem französischen Philosophen Henri Berthson noch zwei Gelehrte jüdischer Rasse."

**Die Industrie als Ursache moderner Völkerwanderung und Volksvermischung.** Seitdem die Ausbeutung der Minen am Witwatersrand begonnen hat, ist die eingeborene Bevölkerung Südafrikas in einer Weise in Bewegung gesetzt und durcheinandergewürfelt worden, wie es durch andere Faktoren auch nicht annähernd hätte bewirkt werden können. Eine Viertelmillion Schwarzer ist heute in Bezirken tätig, wo unter anderen Umständen kaum ein Mensch einen Fuß hingesetzt hätte. Von allen Seiten kommen sie herzugeströmt, hauptsächlich von der Ostküste südlich des 22. Breitegrades; ansehnliche Scharen stellt auch das Kapland, ferner Transvaal, Natal und Zululand; kleinere Kontingente, zwischen einigen Hunderten und einigen Tausenden schwankend, stammen aus Nyassa- und Basutoland, Brit. Betschuanaland, Brit. Zentral-Afrika, Rhodesia, Deutsch-Südwestafrika, Oranjekolonie, Swasieland, ja selbst aus Mozambique und Zambesia. Manche dieser Trupps sind von ihrer Heimat bis zur Arbeitsstätte ein halbes Jahr und länger unterwegs, und zwar wird die lange Reise wiederholt unternommen, da die Schwarzen nicht dauernd bei der Arbeit bleiben, sondern nach Erlangung eines größeren Verdienstes sich wieder der Heimat zuwenden, wo sie dann kürzere oder längere Zeit verweilen. Zum Teil bleiben sie auch unterwegs irgendwo hängen. So kommen, teils im Minengebiet, teils auf der Wanderung von und zur Arbeitsstätte Bevölkerungselemente miteinander in Berührung und Vermischung, die sich sonst niemals im Leben begegnet wären. Es leuchtet ein, daß dieser Prozeß auf die Dauer bemerkenswerte kulturelle und anthropologische Resultate zeitigen muß, zumal im Minengebiet noch die Berührung mit dem weißen Element — denn es arbeiten dort auch ca. 20000 Weiße — hinzukommt. Bisher nahm auch noch das mongolische Element an diesem Völker- und Rassengemisch teil; aber die Gesetzgebung der südafrikanischen Staaten hat bekanntlich mit den Chinesen so ziemlich aufgeräumt. Noch im Jahre 1906 arbeiteten deren ca. 50000 am Rand, Ende März 1910 wird der letzte chinesische Minenarbeiter den afrikanischen Boden verlassen haben.

**Das Völkergemisch und die Assimilierung der Ausländer in den amerikanischen Weltstädten.** Kürzlich hat das statistische Amt der Stadt Chicago seine Schätzungen (wirkliche Zählungen werden nicht jedes Jahr vorgenommen) für die Zusammensetzung der Bevölkerung veröffentlicht. Danach zählt Chicago heute eine Bevölkerung von 2572835 Einwohnern. Diese entstammen ungefähr 40 verschiedenen Ländern in Europa und Asien. Absolut die größte Menge wird von den geborenen Amerikanern gebildet: sie umfaßt 699554 Köpfe. Relativ ist dies jedoch nur wenig mehr als der vierte Teil der städtischen Bevölkerung. An zweiter Stelle stehen die Deutschen mit 563708 Köpfen; das entspricht ungefähr der Gesamtbevölkerung von München (548000 Köpfe). Zum Vergleich sei angeführt, daß New-York 690000 deutsche Einwohner besitzt und sich infolgedessen rühmt, die drittgrößte deutsche Stadt der Welt zu sein: tatsächlich beherbergen nur Berlin und Hamburg mehr Deutsche, wenn man der Einfachheit halber alle ihre Einwohner als Deutsche annimmt; der Prozentsatz der Ausländer ist ja in beiden Städten gering. An dritter Stelle stehen in Chicago die Iren mit 240000 Köpfen. Sie sind überall in großer Anzahl zu finden, wo es eine korrumpierte Stadtverwaltung gibt; und das ist bekanntlich auch in Chicago der Fall. Dann folgen die Polen mit 173000 Köpfen. Chicago ist also nach Warschau (756000) und Lemberg (176000) die größte polnische Stadt der Welt. Der Sitz aller polnischen Nationalbestrebungen in den Vereinigten Staaten, zum Teil auch der großpolnischen Agitation überhaupt, ist deshalb in Chicago zu suchen. Weiter finden wir die Schweden mit der recht großen Zahl von 143000 Seelen: Schweden hat nur eine Stadt mit mehr Einwohnern, Stockholm (318000), während Goeteborg die Zahl der in Chicago lebenden Schweden gerade erreicht. Mehr als 100000 Köpfe zählen in Chicago ferner noch die Russen mit 123000 und die Tschechen mit 116000 Köpfen. Man sieht also, daß die Slawen insbesondere durch Polen, Russen und Tschechen mit zusammen fast einer halben Million Köpfen in Chicago vertreten sind. Dagegen ist die Zahl der Chinesen und Japaner auffallend gering: sie beträgt nur 1801 bezw. 275 Köpfe. — In New-York liegen die Verhältnisse ähnlich. Unter 3500000 Einwohnern zählt man dort nur 737000 geborene Amerikaner. Nach 690000 Deutschen folgen mehr als doppelt soviel Iren, als in Chicago leben, nämlich 595000. Der Grund ist auch hier zum Teil in der politischen Korruption der Stadtverwaltung zu suchen. Denn der irische „Boß“, d. h. der Parteipolitiker, der durch erlaubte und unerlaubte Mittel einen städtischen Distrikt oder einen ganzen Verwaltungszweig beherrscht, ohne doch ein Amt zu bekleiden, sorgt zunächst für seine Stammesbrüder und bringt sie überall in städtische Stellungen,

vom Steuereinnehmer bis zum Straßenkehrer; oder er verschafft ihnen Lieferungen oder Arbeiten für die Stadtverwaltung. Die größte Stadt Irlands, Belfast, hat nur 350000 Einwohner, also weniger als zwei Drittel der Iren in New-York. Hier leben ferner 672000 Juden aus Osteuropa, während in Warschau, der größten Judenstadt Europas, nur 263000 zu finden sind. Ebenso ist die Zahl der Oesterreicher, der Schweden, der Norweger, der Italiener, der Russen in New-York sehr groß: es gibt nur drei Städte in Oesterreich, in denen mehr Oesterreicher leben, nur fünf Städte in Schweden, die mehr Schweden umfassen, nur sechs Städte in Norwegen, die mehr Norweger, nur sieben in Italien, die mehr Italiener, nur acht in Rußland, die mehr Russen beherbergen. — In New-York wie in Chicago träumen übrigens die städtischen Behörden von einem unaufhaltsamen weiteren Wachstum der Bevölkerungszahl in dem bisherigen Verhältnis. Für Chicago glaubt das statistische Amt der Stadt für das Jahr 1940 eine Bevölkerung von fünf Millionen Menschen voraussehen zu sollen — fast soviel als jetzt Weiße in Australien leben (sechs Millionen). Die Massensuggestion der großen Zahlen übt ja gerade in Nordamerika eine besonders große Wirkung aus. Ob sich die Bevölkerung in einer so großen Stadt wohlfühlen würde, ist eine Frage, die dort kaum aufgeworfen wird. Und doch läßt sich nicht behaupten, daß die Einwohnerschaft gerade von Chicago von dem Wert und den Annehmlichkeiten ihres Wohnorts besonders entzückt wäre — eher kann man das Gegenteil beobachten. Dennoch ist der bei weitem größte Teil der in fremden Ländern geborenen Bevölkerung Chicagos, New-Yorks und San Franziskos bereit und gewillt, im Amerikanertum aufzugehen. Gewohnheit, Bequemlichkeit, Schwerfälligkeit und Unkenntnis der englischen Sprache machen allerdings vielfach dieses Aufgehen in der Bevölkerung des neuen Landes für die erste Generation unmöglich; in der Regel hat diese aber wenig dagegen einzuwenden, daß schon die zweite Generation sich ganz und gar amerikanisch fühlt. Und man muß es den Amerikanern lassen: sie verstehen es meisterhaft, die Kunst der Assimilierung der zugewanderten Bevölkerungsmassen auf alle mögliche Art und Weise zu üben, und sie haben darin von jeher überraschende Erfolge aufzuweisen gehabt. (D. T.)

**Das Deutschtum in Oesterreich.** Die Gefahr, von Slawen und Italienern durch deren schnellere Volksvermehrung erdrückt zu werden, scheint für das deutsche Element in den gemischtsprachigen Kronländern Oesterreichs vorläufig zum Stillstand gekommen zu sein. Daß die mit der Verschiebung der Sprachgrenze gegen Norden eng verbundene wirtschaftliche Sturmflut der Italiener in Südtirol schon seit geraumer Zeit zurückbrandet, weiß man schon seit einigen Jahren. Vermehrte sich doch der im Jahre 1905 gegründete Tiroler Volksbund in kurzen vier Jahren auf 200 Ortsgruppen mit 25000 Mitgliedern. Ebenso erfreulich aber ist es, wenn sich ein merkbarer, zahlenmäßig nachweisbarer Zuwachs an Individuen, wie er nur durch reichlichen Geburtenüberschuß zustande kommen kann, bei einem auf seinem ureigenen Heimatsboden bedrohten Teil des Gesamtvolkes nachweisen läßt. Gerade damit war es in Deutsch-Oesterreich in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts schlecht bestellt. Man konnte sich nach den Formeln der Progressionslehre ausrechnen, daß in Cisleithanien (ohne Galizien und Bukowina) bis zum Jahre 1950 der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung auf ein Viertel bis ein Fünftel zurückgegangen sein würde. Ein Buch aus der Feder des bekannten Statistikers und Politikers Dr. Michael Hainisch „Einige neue Zahlen zur Statistik der Deutsch-Oesterreicher" weist die überraschende Tatsache nach, daß die noch vor 20 Jahren erschreckende Unfruchtbarkeit der deutschen Familien überall einer mehr oder minder bedeutenden, natürlichen Vermehrung Platz gemacht hat. Auf das Tausend der Bevölkerung berechnet stellten sich die Geburtenüberschüsse für 1901 bis 1903 (diejenigen von 1880 sind in Klammern angegeben): in Deutsch-Böhmen auf 11,68 (6,83), in Wien auf 11,18 (9,23), in Voralberg auf 9,34 (3,41), in Niederösterreich ohne Wien auf 9,03 (4,83), in Salzburg auf 8,86 (2,12), in den deutschen Teilen Tirols auf 7,95 (0,31), in Oberösterreich auf 7,94 (3,71), in den deutschen Bezirken Schlesiens auf 7,42 (5,84), in den deutschen Teilen Kärnthens auf 7,12 (8,40) und in Steiermark (soweit es deutsch ist) auf 6,49 (3,11). Ueberall also ein sichtliches Fortschreiten nach langer Stockung, am bedeutendsten dort, wo neugeschaffene Erwerbsmöglichkeiten das Volkseinkommen vergrößert haben, am geringsten in denjenigen Kronländern, wo noch, wie in den Alpengebieten, zopfige Ehebeschränkungen aus vormärzlicher Zeit oder der jahrhundertealte Brauch, den bäuerlichen Hof ungeteilt dem ältesten Sohne zu übergeben, die Zahl der Heiraten gewaltsam beschränkten. Im Durchschnitt sämtlicher deutscher Bezirke Oesterreichs

ist der Geburtenüberschuß von 5,17 auf 9,58 heraufgegangen, während derjenige in den slawischen Gebieten mit rund 11 nahezu unverändert ist. (D. T.)

**Das Deutschtum in Ungarn.** Die in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts von Maria Theresia im Banat angesiedelten 40000 schwäbischen Bauern sind innerhalb 135 Jahren zu einer großen Bevölkerung angewachsen: aus den 40000 sind heute 600000 geworden, die allein im Temeser Komitat leben. Die Zahl der Schwaben in Südungarn beträgt aber noch um die Hälfte mehr, nämlich 900000 Seelen. Zu diesen kommen die 250000 Deutschen, die in und um Budapest wohnen, sodann die 150000 Deutschen von Nordungarn. In Westungarn leben weitere 600000, so daß die Gesamtzahl der Deutschen in Ungarn zwei und eine halbe Million erreicht. Sehr charakteristisch ist dabei die Tatsache, daß die im Gebiet der Schwaben angelegten französischen Kolonien Charleville, Lovrin, Seultour und St. Hubert jetzt durchaus deutschen Charakter tragen. Das Gleiche ist mit den ebendort gelegenen serbischen und rumänischen Dörfern Perjamis, Peszak, Grabarcz usw. der Fall. Von Südungarn sind übrigens viele Tausende von Schwaben nach Slawonien und Bosnien, also bis an die Eingangspforte zum Orient, ausgewandert und haben aufblühendes deutsches Leben mit sich gebracht. Die zwei und eine halbe Million deutscher Bevölkerung machen $11^1/_2$ pCt. der ungarischen Gesamtbevölkerung aus. (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.)

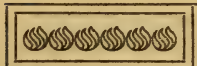
**Eine Statistik der Deutschen in Rußland** veröffentlichen die „Idées modernes". Sie gibt ein anschauliches Bild von der Widerstandskraft jener Bollwerke deutscher Kultur, die inmitten des gewaltigen russischen Reiches in hartem Kampfe die Art ihrer Väter hüten und verteidigen. In erster Linie stehen hier die baltischen Provinzen, wo die Deutschen treu an ihrer Muttersprache hängen, ihre eigenen Schulen und ihre eigene Presse geschaffen haben; die Zahl der Deutschen beträgt hier 229084, inmitten einer Bevölkerung von 4418148 Letten, Esthen und Russen. Noch größer sind die deutschen Kolonien an der Wolga und in Kutschurgan, wo rund 550000 Deutsche in 54 festgeschlossenen Kolonien leben. Fügt man diesen Zahlen noch die Summe der Deutschen hinzu, die im ganzen russischen Reiche verstreut leben, so kommt man auf die Endzahl von rund 1500000 Deutschen im russischen Reiche.

**Der Rückgang der deutschen Presse in Amerika.** Während die deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten immer stärker im Zunehmen begriffen ist, muß für die dortige deutsche Presse ein ständiger Rückgang konstatiert werden. Viele deutsche Blätter mußten in den letzten Jahren ihr Erscheinen einstellen, weil sie mit den großen englischen Zeitungen nicht mehr konkurrieren konnten. Im Jahre 1896 existierten noch 787 deutsche Zeitungen; diese Zahl sank bis zum Jahre 1902 auf 743; zurzeit erscheinen nur noch 715 deutsche Blätter; der Rückgang innerhalb 12 Jahren beträgt also 72 und ist um so schlimmer zu beurteilen, als, wie gesagt, die deutsche Bevölkerung gerade in jener Zeit bedeutend zugenommen hat.

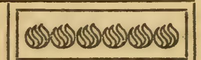
**Die Entvölkerung Frankreichs.** Der bekannte Erfinder des anthropometrischen Meßverfahrens, Bertillon, hat kürzlich eine interessante Statistik über den Anteil veröffentlicht, den die Intellektuellen Frankreichs an der seit Jahren beobachteten Entvölkerung des Landes haben. Er hat eine Liste von 445 der bekanntesten Franzosen aufgestellt und die Zahl der lebenden Kinder dieser französischen Berühmtheiten durch direkte Nachfrage ermittelt. Es hat sich ergeben, daß diese 445 Intellektuellen nur 575 Kinder haben, und wenn die übrigen Franzosen dem Beispiel ihrer geistigen Führer folgen würden, so würde die französische Nation in 30 Jahren auf die Hälfte zusammenschrumpfen. Bertillon hat die in bezug auf ihre Fruchtbarkeit untersuchten berühmten Franzosen in Kategorien geteilt, und es stellt sich dabei heraus, daß 94 Künstler 104 Kinder besitzen. Nur 11 von ihnen haben mehr als 2 Kinder. Die Gruppe der Literaten ist noch unfruchtbarer. Auf 133 Männer der Feder entfallen nur 127 Kinder. Nur 5 haben mehr als 3 Kinder, und 65 sind kinderlos. Am kinderreichsten sind verhältnismäßig noch die französischen Politiker. Die 111 Politiker, die Bertillon befragt hat, haben 193 Kindern das Leben gegeben. Der Rest der von Bertillon in seine Statistik aufgenommenen Persönlichkeiten umfaßt 23 hervorragende Geschäftsleute mit 35 Kindern, je 33 Offiziere und Staatsbeamte mit 54 und 51, andere Berühmtheiten verschiedener Art mit 56 Kindern. Bertillon fügt dieser Teilstatistik jedoch selbst die Bemerkung

hinzu, daß die darin aufgenommene Zahl von Männern zu klein sei, als daß sie eine genaue Basis für Deduktionen über die Unfruchtbarkeit des französischen Volkes abgeben könnte.

**Die Negerfrage — eine Mischlingsfrage.** Einem Londoner Interviewer gegenüber machte Staatssekretär Dernburg folgende Ausführungen über die amerikanischen Rassenverhältnisse: „Ein schwarzes Problem gibt es in Amerika nicht, sondern nur ein gelbes. Wenn der schwarze Mann von dem weißen fern gehalten worden wäre, so wäre das Problem viel leichter als es jetzt ist. Die Agitation und die Unzufriedenheit hingegen sind durch die Mulatten, die Quadronen und Oktoronen, von denen es eine große Anzahl gibt, verursacht worden. Der von seiner Geburt an rein schwarze Mann ist ein Kind. Er ist gutmütig, ohne Ehrgeiz und leicht zufriedenzustellen und vollständig zu disziplinieren. Es sind die Männer, die weißes Blut in den Adern haben, das sie von ihren Ahnen ererbten, die den besonderen Ehrgeiz der weißen Rasse besitzen und das Ferment der Unzufriedenheit bilden. Sie sind es auch, die für den Fortschritt arbeiten. Alle Männer, die als Vertreter des Negers in Amerika irgendwelchen Einfluß gehabt haben, haben weißes Blut in ihren Adern, zum Beispiel Booker Washington, Frederic Dubois und verschiedene andere, die etwas geleistet haben."



## Bücherbesprechungen.



**Bugge, S.,** Das Verhältnis der Etrusker zu den Indogermanen und der vorgriechischen Bevölkerung Kleinasiens und Griechenlands. Sprachliche Untersuchungen. Herausgegeben von A. Torp. Straßburg 1909, K. J. Trübner.

Meine früheren Veröffentlichungen über „Sprache und Volkstum der Etrusker" in diesen Blättern (IV 12, VI 4, 11, VII 6, nebenbei auch in den Aufsätzen „Rassenlehre und Völkerkunde", IV 7, und „Altkretische Kultur", VII 5) rechtfertigen es wohl, wenn ich hier auch zu dem nachgelassenen, von einem Landsmann und Fachgenossen herausgegebenen Werke des bekannten norwegischen Forschers Stellung nehme. Die Arbeit war bei dem Tode des Verfassers noch „nicht ganz zum Abschluß gelangt", und „bei erneuter Durchsicht", meint der Herausgeber, würde jener „wohl manches anders ausgedrückt oder dargestellt haben". Das mag sein, in der Hauptsache wäre aber Bugge sicherlich bei seiner Ansicht stehen geblieben, denn Armenisch war nun einmal sein Steckenpferd, das er schon vor zwei Jahrzehnten in der Schrift „Etruskisch und Armenisch" (1890) getummelt hatte. Immerhin verdient der neueren Strömung gegenüber hervorgehoben zu werden, daß der gelehrte Verfasser das Etruskische stets für eine „indogermanische Sprache" erklärt hat, die allerdings durch fremde Einflüsse entstellt und zu einer Entwicklung „in fremdartiger Richtung" gedrängt worden sei, während die Mehrzahl der Sprachforscher, wie z. B. der Däne Thomsen, „absolument toute idée de la possibilité d'une parenté avec les langues indoeuropéennes" (Remarques sur la parenté de la langue étrusque, 1899) zurückweisen. So wenig ich sonst mit Bugge übereinstimme, in folgendem kommt er doch meiner eigenen Anschauung sehr nahe: „die Sprache der lemnischen Inschrift ist die Sprache der vorgriechischen Bevölkerung von Lemnos, der tyrrhenischen Pelasger. Diese Sprache ist nicht aus Italien durch die Seefahrten der Etrusker überführt worden und ist mit der etruskischen Sprache Italiens nicht identisch. Sie war seit alter Zeit an vielen Stellen am ägäischen Meere zu Hause. Andererseits aber ist die Sprache des lemnischen Steins mit der etruskischen Sprache Italiens sehr nahe verwandt und zwar näher als mit irgend einer anderen jetzt in Inschriften enthaltenen Sprache (z. B. dem Karischen oder dem Lykischen). Hiernach können Eigentümlichkeiten, welche sich sowohl im Lemnischen als im Etruskischen finden, nicht aus dem Italienischen entlehnt sein, sondern dürfen in beiden Sprachen für ursprünglich gelten." Im übrigen konnte aber der verstorbene norwegische Forscher, von seiner vorgefaßten Meinung, das Etruskische sei seinem „Ursprung nach eine kleinasiatische Sprache", ausgehend, unmöglich zum richtigen Ziel gelangen, und tatsächlich ist ihm ja auch in der erwähnten Inschrift „vieles dunkel" geblieben. So erklärt er z. B. das Wort sialchviz für „einen Namen"

während es doch ein Zahlwort ist, genau so gebildet wie die etruskischen Zehner cealch, sealch, semphalch usw. Ueberhaupt hat er sich in bezug auf die Zahlwörter, zuungunsten seiner eigenen Ansicht, vollkommen der von Torp angeschlossen: „Die Reihenfolge der ersten sechs Zahlwörter scheint mir Torp endgültig festgestellt zu haben: thu 1, zal 2, ci 3, sa 4, mach 5, huth 6.“ In Wahrheit steht kein einziges von diesen Wörtchen auf dem richtigen Platz, und wenn daraufhin der „nicht indogermanische Charakter“ der etruskischen Sprache verteidigt wird, darf man sich nicht wundern. Auch nunth, um noch ein Beispiel anzuführen, verkennt Bugge mit Torp vollständig, indem er es für ein Zeitwort mit der Bedeutung „sprechen, rezitieren, nuncupare“ hält. Daß darin ein Zahlbegriff steckt, zeigen schon die „Nundinae“, von denen Müller sagt: „Ebenso sicher ist es, daß auch die Einrichtung der Nundinae und Nonae, d. h. der achttägigen Woche, etruskisch war“; außerdem lesen wir in einer Inschrift aus Tarquinii (F. 2339), der Verstorbene habe nunthz, d. h. „neunmal“, ein bestimmtes Amt bekleidet. Auch sonst kommt das Wort häufig in Verbindung mit anderen Zahlwörtern vor, so in den Mumienbinden (IV, 7/8, V, 19) nunthen trinum, d. h. „neununddreißig“, und citz vacl nunthen, vom Verfasser „3 mal rezitiere den Spruch“, von mir „5 mal neun Kühe“ übersetzt. Ueber „sechs“ kommt er mit seiner Erklärung der Zahlwörter nicht hinaus und verdeutscht cepen cilthcva, cepen cnticnth durch „der cilthcva - Priester und der cnticnth - Priester“, während ich in cepen das griechische *κεφαλη*, in cilth *χιλιοι*, in cntn *εκατον* erblicke und den Sinn der Wortverbindung als „Hauptmann einer Tausendschaft, Hauptmann einer Hundertschaft“ auffasse. Bei dieser Gelegenheit sei mir die Bemerkung gestattet, daß gerade die Beschäftigung mit Bugges Buch mir geholfen hat, zwei bisher als solche nicht erkannten Zahlwörtern, zilch (entstanden aus zal und ichu) = 14 und ceche oder cecha (ci und ichu) = 15, auf die Spur zu kommen. Beide finden sich u. a. in der Verbindung zilch cechaneri, d. h. „vierzehn oder fünfzehn“ (F. Spl. III, 367). Auf der Magliano-Tafel ist vielleicht tev ilache zu tevr zilache, 14 Monate, zu ergänzen und auf der Schale von Orvieto tins ceche als „15 Tage“ zu verstehen; die Mumienbinden haben zweimal (Agr. VIII, 6, XII, 11) cilth cechane oder cilth cecha, d. h. „15 tausend“. Von ersterem Wort ist die Amtsbezeichnung zilchnu, zilachnu, „Vierzehner (quatuordecimvir)“ oder Schöffe abgeleitet, die uns in verschiedenen Grabinschriften begegnet, so in Vulci „achtmal Schöffe“, zilchnu cezpz, in Corneto „fünfmal Schöffe“, cizi zilchnuce, in Viterbo „dreimal Schöffe“, zilch . . . huthz, und „viermal Schöffe oder Geschworener“, eslz zilachnthas. Des Verfassers Grundanschauung spricht sich aus in dem Satz, „das Etruskische gehört nach meiner jetzigen Ansicht zu derselben Gruppe der indogermanischen Sprachen wie das Armenische. . . .“ Da sich seine ganze sprachliche Untersuchung auf dieser Fährte bewegt, können die mannigfaltigen Fehlgriffe nicht wundernehmen. Der ganze Zug der indogermanischen Völker ist aber von Europa nach dem Kaukasus zu gegangen, nicht umgekehrt. Noch einige andere „endgültige“ Lösungen der Etruskerfrage seien hier angeführt: Trombetti (Sulla parentela della lingua etrusca, Bologna 1909) glaubt eine Verwandtschaft mit Baskisch und Tscherkessisch, Carra de Vaux (Etat de mes travaux en étrusque, Muséon, Louvain 1908) gar mit dem Turko-Tatarischen gefunden zu haben, während Hempl in verschiedenen Zeitungen (z. B. Frkf. Ztg. vom 28. 12. 1908) eine neue Deutung des Etruskischen auf lateinischem Boden angekündigt hatte. Nochmals sei darum hier wiederholt: die etruskische Sprache enthält zwar viel Eigentümliches und Fremdartiges, läßt aber auch enge Beziehungen zu den Sprachen der benachbarten indogermanischen Völker, besonders der Griechen erkennen. Ludwig Wilser.

**Mojsisovics, Dr. phil. Edgar von,** Die Gesichtsbildung des Genies. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschen. Richard Linke, Dresden 1908.

Dieses Schriftchen beschäftigt sich mit der Altväterwahrheit, daß „große Männer große Nasen“ haben, wonach es dazu kommt, die „Semiten“ als die „einzige Rasse“ zu bezeichnen, „welche in ihrer Gesamtheit eine »Genierasse« zu nennen wäre“. Gewiß entstammt eine beträchtliche Anzahl hervorragender Männer dem Judentum, doch steht dieses mit seinen 10 Millionen und seiner um 1000 Jahre älteren Kultur an Zahl wie an allgemeiner und bleibender Bedeutung seiner Genies, wie ich glaube, hinter den Dänen, Schweden und Norwegern, die nicht einmal zusammen so viel ausmachen, hinter den Holländern und Belgiern, die ebenfalls nur gegen 8 Millionen zählen, ja vielleicht sogar hinter den deutschen Schwaben zurück. Ja neben der Bibel als Gesamtwerk hat das Judentum vielleicht nur einen einzigen

Geist von allgemeiner und bleibender Bedeutung hervorgebracht: Spinoza. Dabei ist jedoch zu beachten, daß die hervorragenden Persönlichkeiten des Judentums der Mehrzahl nach in auffallender Weise durchaus nicht dem „semitischen" Typus angehören, nicht schwarzhaarig und gelbhäutig, sondern vielmehr „arisch" blond, blauäugig und lichtfarbig sind, so der sagenhafte David, so sicher bezeugt Heine, Lassalle, Arthur Schnitzler, Georg Hirschfeld, Levy von Halle, E. M. Lilien, Ernst Rosmer (jedoch angeblich die illegitime Enkelin des blonden Franz Lißt), Catulle Mendes, Sarah Bernhard, die Halbjuden Montaigne, Paul Heyse und Helene von Racowitza. Auerbach hatte zu blauen Augen dunkelbraunes Haar, ähnlich Spinoza zu schwarzem Haar blaugraue Augen. Theodor Herzl kam mit dunkelm Teint, Haar und Augen dem „semitischen" Typus am nächsten, Oskar Levertin, der schwedische Literarhistoriker und Dichter, war ebenfalls brünett, doch lichter von Teint. Es dürfte sich bei den jüdischen Genies der Prozentsatz der lichten und dunkeln Typen nicht viel anders stellen, als bei denen anderer Nationen und danach auch hier der Satz gelten, daß die lichten nordischen Elemente in ihnen, die sich durch ihre außerordentliche und stets bewundernswerte Rassenzucht in verhältnismäßig sehr großer Zahl erhalten haben, die eigentlichen Kulturträger sind; ja, im Judentum scheint sich eben jetzt unter dem aufs äußerste gesteigerten Kampf um Reichtum, Ansehen und Macht eine Auslese in dieser Richtung zu vollziehen: in den vornehmen jüdischen Kreisen trifft man vielleicht mehr lichte Typen als in denen anderer Völker. Die Machtstellung des Judentums in dieser Zeit ist darum anthropologisch sehr erklärbar, aber sie liegt nicht an den großen Nasen allein, sondern vielmehr an dem Gesamtgehalt nordischer Merkmale, deren eines eben die gebogene Nase ist. Wenn der Verfasser des besprochenen Büchleins darum bemerkt, daß Schubert und Beethoven nicht in demselben Sinne Genies seien wie Bach, Händel, Wagner, so kann man ihm recht geben; aber zu der wenig geniemäßigen Nase hatten Schubert und Beethoven auch sonst noch Merkmale dunkeln Einschlags: gedrungenen Körperbau, dicke Köpfe, Beethoven schwarzes, Schubert braunrotes Haar, vielleicht auch beide mischfarbige Augen (Beethoven vielleicht doch rein blaue, Schubert vielleicht graue). Ich habe gelegentlich bemerkt, daß die Genies von dunklerem Typus mehr durch ihr Ringen, jene von lichtem durch ihr Vollbringen uns groß erscheinen, und möchte das hier wiederholen. Wenn auch nicht immer, so wird man dies doch in der Mehrzahl der Fälle bestätigt finden (Spinoza — Kant; Michelangelo — Leonardo; Beethoven — Bach). Im allgemeinen ist das Genie immer eine Ausnahmserscheinung, ein „Wunder", für das es kaum eine Definition, noch weniger eine Erklärung gibt. Was Edgar von Mojsisovics in diesen Punkten sagt, hält sich allzusehr in allgemeinen Ausdrücken, die zudem nicht ganz klar sind. Ich glaube seine Ansicht dahin zusammenfassen zu können, daß der körperliche Zustand der Voreltern die Bedingung für das Auftreten eines Genies abgebe. Dann müßte es möglich sein, nach Prüfung aller Umstände irgend einmal, wenn die bedingenden Kriterien genauer erforscht sind, zwei Menschen zusammenzubringen, deren Kind von vornherein zum Genie bestimmt ist. Bei den Tieren, wo man die Zuchtwahl völlig in der Hand hat und ein einziger Mensch viele Generationen überwachen kann, ist eine solche Hochzucht gewiß möglich, beim Menschen verhält sich dies durch die freie Zuchtwahl, durch den Einschlag illegitimer Elemente ganz anders. Nicht das bloße Produkt der Eltern ist gewöhnlich das Kind, sondern ein Rückschlag zu irgendeinem oft sehr fernen Vorfahren, und nur gewisse Einzelheiten erinnern an die Familienzugehörigkeit oder täuschen sie wenigstens vor. Darum ist es wohl möglich, daß Eltern von schlechter Konstitution (krank oder geistig minderwertig) ein Kind erzeugen, das ein Genie ist. Daß gute Vorbedingungen in geistiger wie leiblicher Beziehung das Auftreten des Genies begünstigen, ist eine alte Tatsache. Herrscherhäuser, Adels-, Pfarrer- und Professorenfamilien stellen das Hauptkontingent der Genies. Aber die hier zu verfolgende systematische Rassenauslese schließt den anderen Weg, der sich im äußeren Typus durch den sprunghaften Rückschlag bedingt, nicht aus. Zu viel Gewicht legt Edgar von Mojsisovics ferner auf die Universalität des Genies. Die hängt wesentlich von der Zeitrichtung ab, war darum im Mittelalter, in der Renaissance und in der „Genie"-Periode (Goethe) ungemein häufig und ist heute in der Zeit der Spezialwissenschaften ebenso selten (Wagner vielleicht das einzige unanfechtbare Beispiel mehrseitiger Begabung), wenn auch dilettantische Beschäftigung mit anderen Künsten und Wissenschaften als denen der eigentlichen Begabung natürlich oft vorkommt (Sarah Bernhardt malt und bildhauert nebenbei, Gobineau war ein immerhin beachtenswerter Dichter und Bildhauer, Moltke versuchte sich als Novellist, Strindberg betrieb Alchimie usw.). Im Gegenteil muß man, glaube ich, beim Genie das absolute Vorwalten einer besonderen Begabung als

Regel, ja als Charakteristikum ansehen, was einen klaren Sinn für andere Kunst- und Wissensgebiete nicht ausschließt, aber ihn nicht benötigt, so daß selbst der übrige Geist minderwertig (die sprichwörtliche Indolenz der Bildhauer), ja selbst getrübt oder gestört (Tasso, Schumann, Nietzsche) sein kann und trotzdem die Werke der besonderen Begabung nicht darunter zu leiden brauchen. Zuletzt gibt der Verfasser eine Liste jener Männer, die Universalität mit einer gebogenen Nase vereinen. Die erstere möchte ich bei einer ziemlichen Anzahl von ihnen bezweifeln, die letztere nur bei wenigen, so bei Augustus (auch Vitellius erscheint in der Liste!), bei Petrarka, Murillo, Herder (der eine ausgesprochen kurze Nase bei rundem Gesicht, schwarzem Haar und dunkeln Augen hatte), Robert Burns. Auf S. 13 ist Mozart augenscheinlich unter die Kurznasigen gerechnet; das stimmt nicht. Mozart, blond und lichtäugig (grünlich), war auch nach seinem Gesichtsschnitt Norde von dem Haupttypus und hatte sogar eine recht große, dabei sehr eigenartige Nase, die man ihm freilich auf neueren Darstellungen, um ihm selbst den Charakter des Rokokos (den seine Musik hat) zu geben, gerne zu einem nichtssagenden Watteau-näschen korrigiert. Die Zahl unzweifelhafter Genies von sonst rein nordischem Typus, dabei aber kurzen, geraden, selbst leicht eingedrückten Nasen ist viel häufiger als Edgar von Mojsisovics anzunehmen scheint. Namentlich in Skandinavien und Nieder-Deutschland bis nach Holland hinein sind diese Nasen häufig und den Genies dieser Gegenden eigen. Rousseau, Ibsen, Luther und Bismarck zeigen sie gerade oder mit leichtem Bug, Robespierre, Theophil Hansen, Darwin, Tolstoj mit leichtem Sattel. Die letztere Art von Nase ist gewöhnlich sehr schmal und dadurch von den eigentlichen Sattelnasen der Mongoloiden unterschieden. Offenbar bedingt nur der Bau der Knorpel den Anschein des Sattels und man darf darum in dieser Nasenbildung nach meiner Ansicht nicht einmal eine Rassentrübung, geschweige denn ein Kriterium gegen die Genialität des Betreffenden sehen, wie es Edgar von Mojsisovics walten läßt: er läßt Ibsen, Bismarck und Luther fort und nennt einen Gellert und Hermann Hesse. (Nebenbei: der Unterzeichnete ist mit einer ziemlich großen und gebogenen Nase ausgestattet, so daß man ihn sicher nicht der Voreingenommenheit bezichtigen kann.) Das wird man allerdings zugeben müssen, daß die Menschen mit „großen“ Nasen die kühneren waren, daß gerade sie in die Ferne zogen und noch bis in diese Zeit in den dunkeln Völkern, deren Herrscher und Kulturbringer sie wurden, die besondere Nasenform zurückließen, so daß eben Juden, Araber, Perser und Kaukasier noch heute in großer Zahl große gebogene Nasen haben. Daß es aber die Nase allein nicht tut, ersieht man daraus, daß nur die Juden, die auch noch die anderen nordischen Merkmale in hohem Prozentsatz erhalten haben, ein tätiges Kulturvolk sind, während sich die Kaukasier bereits auf die Aufnahme der westlichen Kultur beschränken und die Perser und Araber schon völlig indolent geworden sind. Die stärkere Initiative der Wikinger den Daheim-gebliebenen gegenüber bestimmt nun naturgemäß den Charakter der germanischen Kunst in den „romanischen“ Ländern jenen der germanischen Kunst Deutschlands gegenüber. (Seit dem siebenten Jahrhundert n. Chr. gibt es in Europa überhaupt nur eine germanische Kultur, ob in germanischen, romanischen oder slawischen Sprachen, was Chamberlain vermutete und Woltmann für Frankreich und Italien begründete; für das Gebiet der Literatur findet man dies im einzelnen aufgezeigt in meiner „Weltgeschichte der Literatur“, Leipzig 1909, Bibliographisches Institut.) Die italienischen, spanisch-portugiesischen und französischen Genies sind, wie ich es schon Woltmann gegenüber vermutungsweise aussprach und bei näheren Studien bestätigt finde, im allgemeinen rassenreinere Germanen als die Deutschen, weil eben dort die Herrscherrasse die Besiegten auch dann noch verachtete, als sie sich bereits als Nachkommen der Römer, die übrigens auch nur Herrscherrasse, niemals „Volk“ waren, zu fühlen begann, während in Deutschland die alpinen und mongo-loiden Elemente unbedenklich aufgenommen wurden und werden, ja die Frauen vielfach den schwarzen Mann (wegen der vermuteten stärkeren Sexualität) bevor-zugen und die Männer ihrerseits das schwarzhaarige Weib „pikanter“ finden. In den eroberten oder kolonisierten Ländern und nicht nur in Frankreich, Italien und der iberischen Halbinsel, sondern auch in England bis in Shakespeares Zeit galt nur blond als schön (fair = blond und schön zugleich) und noch heute erkennt sich dort der echte Adel am blonden Haar oder zum mindesten am tipo biondo, der dunkleres Haar (wie es Manzoni und Leopardi hatten, Napoleon in späteren Jahren bekam) zuläßt. Kein Wunder, daß unter dieser Rassenzucht bei der Auslese, die schon der Wikingerzug in die Ferne mitbrachte, mehr und höhere Genies entstanden und dies in viel früherer Zeit als in Deutschland, wo schon um 1350 die Adels-verleihungen begannen und in die bisher Erlesenen nicht nur Blut von Gemein-

freien, sondern selbst von Sklaven brachten. Die Bemerkungen Edgar von Mojsisovics' sind nicht unrichtig, aber sie treffen nicht den Kern, obwohl er Kunde von Woltmanns Untersuchungen hatte und ihnen wohl in der Hauptsache seine ikonographischen Kenntnisse verdankt. Ob er sie freilich eingehend gelesen hat? Nach seiner darauf sich beziehenden Anmerkung scheint er anzunehmen, daß Woltmann unter Rasse etwas wie die populäre Scheidung der Menschheit in „Arier“ und „Semiten“ verstand. Er selbst scheint diese Auffassung auch noch nicht ganz überwunden zu haben, zum mindesten nicht zu wissen, daß sie sich seit geraumer Zeit auf die Laien beschränkt, zu denen er sich übrigens offen selbst rechnet. Anregung bietet seine Schrift gewiß, wenn auch nicht so viel Neues, wie ihr Verfasser vermeint.

Otto Hauser.

**Frauenbewegung und Sexualethik.** Beiträge zur modernen Ehekritik von Dr. Gertr. Bäumer, Dr. Agn. Bluhm, Ika Freudenberg, A. Kraußneck, Helene Lange, A. Pappritz, Dr. Alice Salomon, Marianne Weber. Verlag Eug. Salzer, Heilbronn a. N. 1909. 176 S.

Die Frauenbewegung von heute ist in zwei Lager gespalten: „eine radikale Minorität, die in einer grundsätzlichen Umgestaltung der moralischen und rechtlichen Normen des Geschlechtslebens die Lösung der brennenden Fragen sieht; eine Majorität, die nach wie vor in der Ehe die höchste sittliche Norm anerkennt, und der bei allen praktischen Reformvorschlägen und sittlichen Forderungen die Vertiefung und soziale Festigung der Ehe das höchste Ziel ist“.

Den letzteren Standpunkt vertritt die hier vorliegende Sammlung von Aufsätzen aus der Feder bekannter Frauenrechtlerinnen, deren Hauptpunkten man nach Inhalt und Form — im Interesse einer gesunden Entwicklung der Bewegung — nur lebhaft zustimmen kann.

Sämtliche grundsätzlichen Gegner der Ehe als sozialer Einrichtung verfallen dem Fehler, die persönlichen Bedürfnisse Einzelner zur Norm der Gesamtheit machen zu wollen. Es gibt aber „keine soziale Form, die nicht in einzelnen Fällen einmal einen lebenvernichtenden Druck ausübt“. Darum dürfen wir „keine gesellschaftliche Form, und also auch nicht die Ehe, an der Hand solcher einzelner Fälle kritisieren“. „Denn wir müssen uns sagen, daß kein sittliches Gut, keine von der Kultur errungene Lebensform erhalten werden kann, ohne daß der einzelne bereit ist, ihrer Intaktheit unter Umständen eine Glückesmöglichkeit zu opfern.“ Auch steht wohl fest, daß dem Kinde durch keinerlei staatliche oder private Einrichtungen das ersetzt werden kann, was die Ehe ihm bietet, auch nicht durch das „freie Verhältnis“, für welches der „Bund für Mutterschutz“ eine Lanze bricht. „Denn wenn die Bedingungen für ein »Verhältnis« da sind, das wirklich ein Glück und nicht einen Schiffbruch in Aussicht stellt, so sind auch die Bedingungen für die Ehe da.“

Notwendig ist demgegenüber jedoch eine zeitgemäße Reform der Ehe, erstens in bezug auf die Stellung der Frau, zum andern in der Scheidungsfrage: ist die Ehe ethisch und sozial entwertet, so muß sie geschieden werden können, ohne daß eine Erörterung der Schuldfrage stattzufinden braucht.

Warme Anerkennung verdient das hülfreiche Eintreten des „Bundes für Mutterschutz“ für die Interessen der unehelichen Mütter und Kinder. Die zweierlei Moral unserer Zeit bringt es mit sich, daß der Mann in durchaus unzureichendem Maße zur Unterstützung seiner unehelichen Kinder herangezogen wird. Die unehelichen Kinder sollten in Unterhalts- und Erbrecht den ehelichen völlig gleichgestellt werden. Wie die Dinge heute liegen, werden fast alle unehelich erzeugten Kinder, in Deutschland allein jährlich 180000, „unter den ungünstigsten Lebensbedingungen und in solche hineingeboren und rächen sich dafür, indem sie sich großenteils zu Schädlingen der menschlichen Gesellschaft auswachsen“.

Daß auch an die Qualität des Nachwuchses in künftiger Zeit gewisse Forderungen zu stellen sind, versteht sich eigentlich von selbst. „Wir wollen festhalten an dem Schutz der schwachen Mitwelt, aber wir müssen sie davon abhalten, eine schwache Nachwelt zu erzeugen.“ Wenn die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung daher „Verzicht auf Fortpflanzung von seiten der geistig, moralisch und körperlich Untüchtigen bei gleichzeitiger reichlicher Vermehrung der Tüchtigen“ fordern, so ist das nur die natürliche Konsequenz obiger Gedankengänge. Im übrigen eine Forderung, die von zahlreichen Aerzten schon recht lange vertreten wird. —

Wie man sieht, bewegt sich der Inhalt dieser Frauenaufsätze durchaus in gemäßigten Bahnen. Es hat in der Frauenbewegung eben endlich jene rückläufige

Welle eingesetzt, welche jeder geistigen Hochflut zu folgen pflegt und zweifellos eher fruchtbare Resultate zeitigen wird, als der übers Ziel schießende Radikalismus des ersten Ansturms. Gg. Lomer.

**Stone, A. H.,** Studies in the American Race Problem. New-York 1908. Doubleday, Page & Co. XXII und 555 S. Preis 2 Dollars.

Nicht die ganze amerikanische Rassenfrage behandelt Mr. Stone, sondern nur die Negerfrage, diese aber in vorzüglicher Weise. Der Verf. bleibt seinem im Vorwort gegebenen Versprechen treu und hält sich von Vorurteilen fern. Dessenungeachtet gewinnt man auch aus seiner Schrift den Eindruck, daß es ganz verfehlt ist, Rassen mit so sehr verschiedener Veranlagung, wie die Anglo-Amerikaner und die Neger, gewaltsam in die gleichen Einrichtungen hineinpressen zu wollen. Das geht nicht und solange es versucht wird, muß es beiderseits vom Uebel sein. Zu den vielen Vorschlägen zur „Lösung" der Rassenfrage wird — glücklicherweise könnte man sagen — kein weiterer hinzugefügt. Die einzelnen Abschnitte betreffen Kontraste und Parallelen in der Rassenfrage; die Ursachen der abweichenden Anschauungen über die Neger in den Nord- und den Südstaaten; die Neger im Yazoo-Mississippidelta; ein Plantagen-Experiment; die wirtschaftliche Zukunft der amerikanischen Neger; die Rassenreibung; Roosevelt, den Süden und die Neger; die Neger in der Politik; die Mulatten als Faktor in der Rassenfrage. Im letzterwähnten Abschnitt werden u. a. landläufige Irrtümer über die Fähigkeiten der Negerrasse berichtigt. Die Einleitung und die Anhangskapitel (Negerkriminalität; Zensusstatistik der Neger; wahrscheinliche Zunahme der Neger in den Vereinigten Staaten) hat Prof. Walter F. Willcox geschrieben, ebenfalls einer der besten Kenner der amerikanischen Rassenverhältnisse. Beide Autoren stimmen in allen Hauptpunkten überein, obwohl Mr. Stone ein Südstaater und Prof. Willcox ein Nordstaater ist. Die Masse der Nordstaater hält freilich noch daran fest, daß „nichts als die Farbe" die Schwarzen von den Weißen unterscheidet. H. Fehlinger.

**Pollitz, P., Dr. med.,** Die Psychologie des Verbrechers. Kriminalpsychologie. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 1,25 M.

In der Natur des Materiales, mit welchem sich die Kriminalpsychologie befaßt, liegen besondere Schwierigkeiten der Analyse begründet. Hieraus erklärt sich, warum die Wege der Forschung auf diesem Gebiete teilweise so stark divergierend verliefen. Jedenfalls hat sich ergeben, daß Schematisierungen, wie sie von mancher Seite durchzuführen versucht wurden, der Wirklichkeit nicht gerecht werden können. Wenn irgendwo, so kann gerade bei der Beurteilung der komplexen Erscheinung des Verbrechers und seiner Tat nur die Individualisierung wirklich fruchtbare Resultate erzielen.

Diesen Weg zu gehen ist der Verfasser des vorliegenden Bändchens in seiner Eigenschaft als Königl. Strafanstaltsdirektor in hervorragendem Maße berufen. Die ganze Arbeit atmet denn auch den Geist inniger praktischer Vertrautheit mit den einschlägigen Fragen und ist doppelt wertvoll dadurch, daß gründlichste Fachkenntnis nicht den Blick des Verfassers für das Allgemeine, für die richtige Einfügung der untersuchten Erscheinungen in das große Gebäude des menschlichen Gesellschaftslebens getrübt hat. Mit klarem Verstande und warmem Herzen arbeitet der Verfasser an seiner Aufgabe. Möchten die guten Worte, die er u. a. der Bestraftenfürsorge, der Schul-, der Alkoholfrage usw. widmet, eine gute Statt finden.

Nach einer allgemeinen Einleitung gibt das Werkchen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen, unter besonderer Berücksichtigung jener von Lombroso, Ferri, Kurella, v. Liszt, Baer und Aschaffenburg und beschäftigt sich dann in gründlichen Untersuchungen mit den Gebieten der allgemeinen und speziellen Kriminalpsychologie. Es ist eine wertvolle Bereicherung der guten Sammlung wissenschaftlich-populärer Darstellungen des Teubnerschen Verlages und darf auf zahlreiche Freunde rechnen. G. Weiß.

---



---

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Hildburghausen.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

# Politisch-anthropologische Revue

VIII. 12. — 1910.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

## Die alten Völker Nord- und Osteuropas und die Anfänge der europäischen Metallurgie.

Karl Penka.

### VI.

Die Kimmerier waren nicht das erste vorgeschichtliche arische Volk, das aus dem Westen Europas nach dem Osten gekommen ist. Sie fanden bereits ein anderes arisches Volk vor: die pontischen Skythen und die mit ihnen verwandten Sarmaten. Diese waren aber auch nicht die ersten Bewohner des heutigen südlichen Rußland. Von Asien her hatten sich nach dem Ende der Quartärzeit, als einerseits die früher mit Gletschermassen bedeckten Gebiete eisfrei geworden und andererseits das Kaspische Meer und der Aral-See auf den jetzigen Umfang zurückgegangen waren, Mongoloiden über das östliche Europa verbreitet, die dann weiter über Mitteleuropa bis nach dem Westen des Erdteils vordrangen und heute, mit arischen, aber auch mit anderen Elementen vermischt, einen Hauptbestandteil der Bevölkerungen Ost-, Mittel- und Westeuropas bilden. Als eigentliche Urbevölkerung Osteuropas aber haben die auf die paläolithische Zeit zurückgehenden Kaukasier zu gelten, die, trotzdem sie sich nach dem Ende der Quartärzeit von den Nordgestaden des Schwarzen Meeres weiter nordwärts verbreitet hatten, doch nur zum geringen Teile in den später eingedrungenen Völkern aufgegangen sind, großenteils aber im Kaukasus eine Zufluchtsstätte gefunden haben. Daß Kaukasier weiter nordwärts gekommen sind, ergibt sich aus der Tatsache, daß kaukasische Elemente in die Sprachen der Ugrofinnen eingedrungen sind, und dies zu einer Zeit, als diese untereinander noch in einer geographischen Verbindung standen, wie aber auch andererseits die kaukasischen Sprachen ugrofinnische Elemente aufweisen. J. Klaproth war der erste, der dies erkannte und in seinem im Jahre 1814 erschienenen Werke: „Reise in den Kaukasus“ Zusammenstellungen von awarischen und tscherkessischen Wörtern machte, die ihm mit ugrofinnischen Wörtern identisch zu sein schienen. Diese Frage fand bis zum Jahre 1829 drei Bearbeiter, ruhte aber dann 70 Jahre, bis sie wieder, angeregt durch die Ergebnisse der Forschungsreisen des Grafen Eugen Zichy im Kaukasus, in umfassender Weise B. Munkácsi in seinem Werke: „Árja és kau-

kázusi elemek a finn-magyar nyelvekben" (Arische und kaukasische Elemente in den finnisch-magyarischen Sprachen) behandelte; kürzer behandelte er dieselbe in deutscher Sprache in seiner Abhandlung: „Kaukasischer Einfluß in den finnisch-magyarischen Sprachen" (Keleti Szemle. Revue Orientale, I, 28 fg. und II, 38 fg.). Die Urheimat der Magyaren und der mit ihnen zunächst verwandten Wogulen und Ostjaken verlegt Munkácsi bedeutend südlicher, als es sonst geschieht, und glaubt, daß ein äußerer Zwang sie in ihre jetzigen ferngelegenen Sitze getrieben habe.

Unter den Kaukasiern, die, allerdings eine fremde Sprache redend, noch heute außerhalb des Kaukasus leben, müssen zunächst die Gebirgstataren der Krim erwähnt werden, Leute von hoher, zierlicher Gestalt, mit großen und dunklen Augen, dichtem, schwarzem Kopf- und Barthaar, die sich wesentlich von den eigentlichen die Ebene bewohnenden Tataren, Leuten von mittlerer Statur, kräftigem Körperbau, kleinen Augen, äußerst schwachem Bartwuchs, breiter Nase und hervorstehenden Backenknochen, unterscheiden. Es finden sich aber auch Spuren der kaukasischen Urbewohner noch unter den heutigen Kleinrussen. P. Tschubinsky (Russische Revue, XIII, 364) wenigstens sah unter ihnen Gesichter, die ihn an die Bewohner des Kaukasus erinnerten. Ebenso ist es wahrscheinlich, daß die unter denselben Kleinrussen wie auch unter den Magyaren so häufig vorkommenden Adlernasen auf die Kaukasier zurückgehen.

Zur Bestimmung des ethnologischen Charakters der pontischen Skythen und Sarmaten haben wir sprachliche Zeugnisse aus alter und neuer Zeit, archäologische Hinterlassenschaften, Schädel aus alten Gräbern, Beschreibungen des physischen Typus ihrer noch jetzt lebenden Nachkommen und historische Nachrichten. Es fehlen nur bildliche Darstellungen von ihnen; denn die schon früher besprochenen Abbildungen von „Skythen" aus der Zeit der griechischen Kolonisation sind keine Abbildungen von Skythen, sondern solche von Italokelten. Die Sprache beider Völker, von der allerdings nur spärliche Ueberreste vorhanden sind, erwies sich nach den Untersuchungen Müllenhoffs (Deutsche Altertumsk. III, 101—125) als arisch (iranisch). Ebenso ist die Sprache des auf beiden Seiten des mittleren Kaukasus wohnenden Volkes der Osseten, der Nachkommen der pontischen Skythen und Sarmaten, eine iranische und steht zur Sprache dieser in einem besonders nahen Verwandtschaftsverhältnis. „Es gibt linguistische Tatsachen", sagt Ws. Miller (Die Sprache der Osseten, Straßburg 1905, S. 4), „welche einerseits die frühere Verbreitung der ossetischen Sprache im nördlichen Kaukasus bezeugen, andererseits uns die Vorfahren derselben im grauen Altertum im Gebiet der Sarmaten und der pontischen Skythen zu suchen erlauben. Daß die Osseten noch vor einigen Jahrhunderten viel westlicher im Gebiet der Flüsse Tscherek, Tschegem, Baksan bis zum Berge Elbrus und noch weiter westwärts am oberen Laufe des Kubanflusses, dort, wo jetzt Bergtataren wohnen, ansässig waren, wird durch eine große Anzahl von geographischen Namen ossetischen Ursprungs bezeugt, die wir in diesen Gegenden treffen. So finden wir in den Namen der Flüsse das ossetische Wort don »Fluß, Wasser« in den Formen don und dan wie Šaudon = oss. saudon »Schwarzer Fluß« usw. Deutliche

Spuren der Verbreitung der iranischen Sprache im Altertum am Tanaïs, an der Mæotis und im heutigen Südrußland an dem nördlichen Gestade des Schwarzen Meeres finden sich in manchen topographischen Namen, die aus dem klassischen Altertum auf uns gekommen sind, sowie auch in einer großen Anzahl von Personennamen auf den griechischen Inschriften der pontischen Kolonien. Eine große Anzahl der „barbarischen“ Personennamen auf den Inschriften von Olbia, Tanaïs, Phanagoria, Pantikapaeon, Tyras erweisen sich nicht nur als altiranisch, sondern tragen lautliche Eigentümlichkeiten, die ihre Sprache als das sozusagen »Altossetische« anzusehen erlauben. Diese »altossetischen« Namen finden sich am zahlreichsten auf dem tanaïdischen Gebiete, wo nach Zeugnis der ältesten Schriftsteller die Sarmaten gewohnt haben. Man findet sie auch weiter gegen Westen und Süden (Tyras, Olbia, Pantikapaeon), wo offenbar dieses iranische Element auch existierte.“ Auf S. 6 werden nun diese lautlichen Eigentümlichkeiten, welche diese iranische Sprache dem Ossetischen am nächsten stellen, näher angegeben und durch Beispiele erläutert. Die pontischen Skythen und Sarmaten sprachen nicht nur eine arische Sprache, sie errichteten auch in den Gegenden, wo sich ein geeignetes Steinmaterial vorfand, wie an der nördlichen und nordöstlichen Küste des Schwarzen Meeres, die unter dem Namen der Dolmen bekannten großen Steingräber, die wohl sicher arisch-nordeuropäischen Ursprungs sind. Solche Dolmen sind sowohl in der Krim wie im Gebiete des Kaukasus und zwar in zwei Hauptgruppen, von denen die eine südöstlich, die andere südwestlich von der Stadt Jekaterinodar liegt, gefunden worden. Einzelne dieser Dolmen zeigen, wie W. C. Borlase (The dolmens of Ireland, their distribution, structural characteristics, and affinities in other countries, London 1897, III, 722 fg.) des näheren ausführt, eine bemerkenswerte Aehnlichkeit mit westeuropäischen Dolmen, andere wiederum haben ihre Gegenstücke in Syrien und Indien. Außerhalb dieses Gebietes bestatteten sie ihre Toten in mächtigen Grabhügeln (Kurganen).

In diesen alten, teilweise noch der Steinzeit angehörenden Kurganen des mittleren und südlichen Rußland erscheint in weitaus überwiegender Anzahl dieselbe Schädelform, die als die Schädelform der arischen Rasse betrachtet werden muß. Ueber dieselbe äußerte sich A. Bogdanof, der hervorragendste Kraniologe Rußlands, auf dem 11. internationalen Anthropologen-Kongreß in Moskau (1892) in seinem Vortrage: „Quelle est la race la plus ancienne de la Russie centrale?“ in folgender Weise (Compte-rendu, I, 19): „Plusieurs anthropologues étrangers se sont intéressés à ma collection et ont voulu avoir de moules de mes dolichocéphales. Je leur ai présentés les séries de crânes tumulaires de la Russie, et ces séries se trouvent à présent au Musée de Berlin, de Paris, de Londres etc. Un des anthropologues éminent de l'Allemagne, en voyant mes crânes, n'a écrit qu'ils ressemblent excessivement aux crânes trouvés dans les tombeaux anciens de l'Allemagne méridionale (Reihengräber). Un anthropologue distingué de Suède a trouvé qu'ils ressemblent aux anciens crânes suédoïs. En parcourant plusieurs fois les musées de l'Europe, j'étais frappé par la ressemblance des crânes, trouvés en Allemagne et appartenant aux préhistoriques de ce pays, avec les nôtres kourganiens.“

Auch Bogdanof sind diese dolichocephalen, leptoprosopen Menschen „Ureuropäer“, die jedoch nicht in Rußland entstanden, sondern dorthin eingewandert seien. Nur darin irrt er, daß er sie als die ältesten Bewohner Rußlands betrachtet. Denn sie fanden bei ihrer Einwanderung bereits mongoloide Elemente und Kaukasier vor.

Dieser auf Grund der körperlichen Ueberreste entworfenen Charakteristik der pontischen Skythen entspricht nicht die bekannte Beschreibung ihrer Körperbeschaffenheit bei Hippocrates (de aëre, locis et aquis, c. 19). Dieser betont die Grundverschiedenheit ihrer äußeren Erscheinung von der aller übrigen damals den Griechen bekannten Völker und hebt als charakteristische Merkmale derselben außer der gelben Hautfarbe namentlich die Fettleibigkeit, Bartlosigkeit und unmännliche Gestalt hervor, Züge, von denen H. Kiepert (Lehrb. d. alt. Geogr. 343) bemerkt, daß sie in solcher Schärfe nur innerhalb der sog. mongolischen Rasse wiedergefunden würden, während sie den Eigenschaften der indoeuropäischen Völkerfamilie fremdartig gegenüberständen. Auf Grund dieser Beschreibung, und weil er es für unmöglich hält, daß jemals irgendwo Arier aus Ackerbauern Nomaden hätten werden können, wie es die die Steppen Südrußlands bewohnenden Skythen gewesen sind, hält auch J. Peisker, der zuletzt die Skythenfrage eingehend behandelt hat (Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung. Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1905, S. 207 fg.), die Skythen mit Niebuhr, Šafařík und Kiepert gegen Zeuß, Ukert und Müllenhoff für Uralaltaier, die irgendwo in Iran durch längere Zeit hindurch in vorgeschichtlicher Zeit die Herrschaft ausgeübt und von ihren iranischen ackerbauenden Untertanen die iranische Sprache angenommen hätten. Diese Annahme ist ganz unwahrscheinlich, wie auch die Annahme, die er zur Erklärung der ethnischen Buntheit Südrußlands in alter Zeit und in der Gegenwart macht, daß nämlich die Skythen auf ihren weiten Wanderungen viele, in ihrer Lebensweise grundverschiedene Völker heimgesucht und sie nach Belieben verpflanzt hätten. Ueberhaupt ist die ganze Art, wie Peisker unsere Frage zu lösen sucht, eine veraltete; denn es werden von ihm weder die Ergebnisse der neueren anthropologischen noch die der linguistischen Forschung herangezogen. Neu ist nur die Behauptung, daß es in der arischen Völkerfamilie keine Reiternomaden gebe und daß, wo sich unter den Ariern ein Reiternomade vorfinde, dieser ein „Zugereister“ sei, der, von der Salzsteppe weggedrängt oder weggelockt durch Aussicht auf Beute und Wohlleben, sich gierig als eine in sich abgeschlossene Schicht über ein ackerbauendes Volk lagere, das zum Paria werde und Paria bleibe, auch nachdem der Peiniger die Sprache der Unterjochten angenommen; dies gelte in erster Reihe von den Skythen. Allein kein Geringerer als K. E. v. Baer hat bereits längst an einem Beispiele, das für unsere Frage von besonderem Interesse ist, gezeigt, daß Bauern, wenn sie in der Steppe vom Ackerbau nicht mehr leben können, nicht auszuwandern brauchen oder, wenn sie dies nicht tun, allmählich zugrunde gehen müssen, wie dies Peisker behauptet. Die Ansicht bekämpfend, daß das südliche Rußland durch die Nomaden und durch die Völkerwanderung zu einer waldlosen Ebene geworden sei, bemerkt Baer (Beiträge zur

Kenntnis des Russischen Reiches, IV, 180): „Die Nomaden erzeugten ebensowenig Steppen als die Jäger das Wild und die Fischer die Fische; sondern Steppen machen Nomaden. Das lehrt so deutlich als irgendwo die Geschichte im südlichen Rußland. Als die mongolisch-tatarische Macht durch innere Reibungen gebrochen war und den Angriffen der Litauer und Russen erlag, da rückten kampfeslustige Russen den Tataren immer näher und besetzten den Rand der Steppe. Dem Blute und der Sprache nach Russen und aus waldreichen und kornbauenden Gegenden stammend, mußten sie bei der Ansiedelung in der Steppe in vieler Hinsicht die Lebensart der Tataren annehmen, so wurden sie Kosaken, d. h. sie erbten sogar den Namen der tatarischen Reiter; sie waren eben Steppenreiter von russischem Blute.“

Das skythische Problem ist kein spezifisch skythisches Problem, sondern ein solches, das in seinem Wesen in vielen anderen Ländern wiederkehrt, in denen arische Sprachen gesprochen werden. Es besteht darin, daß arische Sprachen als die Sprachen von Völkern erscheinen, die ihrer physischen Beschaffenheit nach ganz oder vorwiegend die Merkmale anarischer Rassen aufweisen. Die eigentliche Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die arische (blonde) Rasse, die Schöpferin und Trägerin der arischen Ursprache, als das Produkt des kalten und maritimen Klimas, wie es zur Quartärzeit in West- und Mitteleuropa geherrscht hat, nur eine sehr beschränkte Akklimatisationsfähigkeit besitzt und früher oder später in jenen Gebieten degeneriert und zum Schlusse ausstirbt, deren Klima von dem einstigen Klima ihres Entstehungsherdes erheblich abweicht. Dies war auch bei dem arischen Bestandteile der Skythen der Fall, der, trotz seiner anfänglichen numerischen Ueberlegenheit, allmählich den Einwirkungen des kontinentalen Klimas, wie es die Steppenregion Südrußlands besitzt, erlag. Und so kam es, daß allmählich infolge dieser physischen Entarisierung die Mongoloiden, die von den Ariern die Sprache übernommen hatten, der vorherrschende Bestandteil des skythischen Volkskörpers wurden.

Doch nicht allein in Ländern mit einem der arischen Rasse ungünstigen Klima erlangt das mongoloide Element, wenn es sich mit dem arischen zu einem Volkskörper verbunden hat, allmählich das Uebergewicht, es erlangt dieses auch dort, wo es mit dem mediterranen verbunden erscheint. Dies ergibt sich aus der anthropologischen Betrachtung Oberitaliens, dessen gegenwärtige Bevölkerung brachycephal ist, trotzdem die Urbevölkerung Italiens der mediterranen (dunklen dolichocephalen) Rasse angehörte, und Oberitalien in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit wiederholt Einwanderer, die der gleichfalls dolichocephalen arischen Rasse angehörten, erhalten hat. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Frankreich, das gleichfalls eine vorwiegend brachycephale Bevölkerung hat, trotzdem sich über dasselbe nach dem Ende der Quartärzeit von der pyrenäischen Halbinsel aus Menschen der mediterranen Rasse verbreitet hatten, und dieses Element numerisch wohl ebenso stark war wie die zu gleicher Zeit eingedrungenen Mongoloiden. Auch bei den den Mediterranen zunächst verwandten Semiten zeigt sich dieselbe Erscheinung. Unter den heutigen Juden finden sich fast 80 pCt. Kurzköpfige — über

80 pCt. aller Juden besitzen einen Schädel, dessen Index zwischen 78 und 85 liegt, 70 pCt. einen solchen zwischen 79 und 84 und 50 pCt. zwischen 80 und 85 —, deren Kurzköpfigkeit von Alsberg und Luschan auf die Kurzköpfigkeit der Hittiter, die zur Zeit Abrahams im südlichen Palästina lebten, zurückgeführt wird, eine Erklärung, die Elias Auerbach (Die jüdische Rassenfrage. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, IV, 332 fg.) mit Unrecht bekämpft. Dieser Autor gelangt dann seinerseits, da er glaubt, daß im ganzen Mittelalter bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die Juden sich absolut rasserein erhalten, und auch vorher seit der Zerstörung des jüdischen Staates und ebenso in den zwei vorhergehenden Jahrhunderten der hellenistisch-römischen Epoche nur unerhebliche Rassenmischungen stattgefunden hätten, zu der Ansicht, daß bei der Annahme dolichocephaler Ursemiten der jetzige anthropologische Zustand der Juden sich überhaupt nicht erklären lasse, und stellt die Hypothese auf, daß die Ursemiten kurzköpfig gewesen seien, eine Hypothese, die an der Dolichocephalie der Araber scheitert, die nicht bezweifelt werden darf, wenn auch die Untersuchungen A. Mochis (Archivio per l'antropologia e la etnologia, XXXVII, 44 fg.) einen bedeutenden Prozentsatz von Brachycephalen auch unter den Arabern Asiens ergeben haben.

Weder dem Bilde, das Hippocrates von der leiblichen Beschaffenheit der pontischen Skythen entwirft, noch dem Bilde, das sich auf Grund ihrer körperlichen Ueberreste ergibt, entsprechen die Beschreibungen der heutigen Osseten; ja es stimmen sogar diese nicht einmal untereinander überein. Von den älteren Reisenden bezeichnet Dubois de Montpéreux (Voyage autour du Caucase, Paris 1840, IV, 428) den Wuchs der Osseten als mittelgroß und findet ihren Körperbau stark, fleischig und unbeholfen, das Gesicht rund, die Haare blond, die Augen blau, selten dunkel, die Weiber klein und unschön, meist mit Stumpfnasen. Ebenso schildert Frh. v. Haxthausen (Transkaukasia, Leipzig 1846, II, 33) die Osseten als Leute von gedrungener, untersetzter Gestalt, die fast nie über 5 Fuß 4 Zoll hoch werden, breite, hagere Gesichter, fast nie schwarze Augen und schwarze Haare, sondern blaue Augen, blondes, hellbraunes, häufig rotes Haar hätten. Unter den neueren Forschern ist H. Miller, einer der besten Kenner des Kaukasus, der aber die Osseten für Nachkommen der Alanen hält, der Ansicht, daß ihr Aeußeres der Beschreibung der Alanen von Ammianus Marcellinus (XXXI, 2: proceri autem Alani paene sunt omnes et pulchri, crinibus mediocriter flavis, oculorum temperata torvitate terribiles) sehr nahe komme, indem man unter den Osseten sehr viele blonde Individuen mit grauen und blauen Augen finde. Im Gegensatze hierzu bemerkt N. W. Giltschenko (Materialien zur Anthropologie des Kaukasus, St. Petersburg 1890, auszugsweise mitgeteilt von L. Stieda im „Biolog. Zentralbl.“, 1891, Nr. 9 und 10), daß es unter den Osseten mehr brünette als blonde Individuen gebe. Derselbe glaubt den Unterschied dadurch aufklären zu können, daß er vorzugsweise Individuen der Gemeinden Alagyr und Kurtatinsk gesehen habe, daß dagegen unter den Digoriern ganz entschieden sehr viele blonde Individuen angetroffen würden. Bei 652 Notierungen fand Giltschenko 82,82 pCt. dunkelhaarige und 64,72 pCt. dunkeläugige Osseten. Nach demselben ist die Hautfarbe im allgemeinen

im Gesicht und den Händen brünett, bei vielen dunkelzimmtfarbig. Er fand ferner, daß die Barthaare erst spät bei den Osseten erscheinen; ein Drittel aller Osseten habe im 21. Jahre noch keinen Bart, erst im 23. bis 27. beginne der Bartwuchs; auch der Körper sei wenig behaart. Giltschenko bezeichnet die Osseten als hochgewachsen; er gibt als Mittel 695,3 mm an. Was den Kopfindex anlangt, so fand er unter 200 gemessenen Osseten 1 pCt. Dolichocephale, 8 pCt. Subdolichocephale, 16 pCt. Mesocephale, 36 pCt. Subbrachycephale, 40 pCt. Brachycephale. Das Gesicht derselben beschreibt er als nicht sehr breit, oval, ganz allmählich zum Kinn sich verjüngend; die Backenknochen seien schwach entwickelt und nahe aneinander stehend; doch treffe man nicht selten stark entwickelte, vorspringende Backenknochen. Den Umfang des Bauches bezeichnet er als recht groß.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Unterschied in der äußeren Erscheinung der pontischen Skythen, wie sie Hippocrates beschrieben hat, und der äußeren Erscheinung der heutigen Osseten auf eine in späterer Zeit erfolgte Beimischung von Alanen zurückgeht. Dies ergibt sich auch aus dem Umstande, daß die Osseten zwei Namen führen. Denn während sie sich selbst Ir oder Iron, d. i. „Arier“ nennen, ein Name, der ebenso von Indern wie Iraniern geführt wurde (skr. árya, iran. airya), werden sie von den umliegenden Völkern Ossen und von den Arabern As genannt, ein Name, mit dem sich die Alanen nach den Zeugnissen von Reisenden des 13.—15. Jahrhunderts selbst benannten (vergl. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme 700). Auch sie selbst benennen mit dem Namen Ossen die Malkaren und Baikaren, die nordöstlich von Elbrus sitzen und Nachkommen der westlichen Alanen sind (vergl. Spiegel, Eran. Altertumsk. I, 369). Daß aber die pontischen Skythen zur Zeit des Einbruches der Kimmerier die kennzeichnenden Merkmale der arischen Rasse großenteils verloren hatten, geht daraus hervor, daß, wie schon erwähnt, nach Vs. Miller (vergl. M. Hruševśkyj, Geschichte des ukrainischen Volkes, Leipzig 1906, S. 91) der Name Kimmerier im Ossetischen, wo er gumirita lautet, die Bedeutung „Riese“ angenommen hat. Doch nicht nur den pontischen Skythen, sondern auch den Kaukasiern erschienen die Kimmerier als „Riesen“. Es ist daher ebenso unrichtig, wenn Hruševśkyj in dem Namen der Kimmerier eine Bezeichnung der vorskythischen Bevölkerung sieht, wie es unrichtig ist, wenn O. Schrader, wie bereits früher bemerkt worden ist, in den Kimmeriern ein turko-tatarisches Volk vermutet.

Was die ethnologische Stellung der Alanen anlangt, die, soweit sie sich mit den Nachkommen der pontischen Skythen vermischt haben, deren Sprache annahmen, so beweist der Umstand, daß die Sprache der Taurer von dem Verfasser des zweiten Periplus des Pontus Euxinus dem Alanischen gleichgesetzt wird (*νῦν δὲ λέγεται ἡ Θεοδοσία τῇ Ἀλανικῇ ἤτοι τῇ Ταυρικῇ διαλέκτῳ Ἀρδάβδα, τουτέστιν ἑπτάθεος*), daß sie von gleicher Abstammung wie diese waren. Und ebenso entspricht den Darstellungen der Taurer auf den berühmten Vasen von Kul-Oba bei Kertsch und Tschertomlitsk bei den Wasserschnellen des Dnjepr die Schilderung, die Ammianus Marcellinus von der äußeren Erscheinung der Alanen entwirft. Daß sie dieser Schriftsteller noch im 4. Jahrhundert n. Chr. als ein Volk schildern konnte,

das die kennzeichnenden Merkmale der arischen Rasse noch ziemlich rein erhalten hat, beweist, daß sie weit später als die Indo-Iranier den Boden Osteuropas und Asiens betreten haben. Es haben aber die Alanen nicht nur in physischer Hinsicht die Nachkommen der nach dem Kaukasus verdrängten pontischen Skythen beeinflußt; auch einzelne Teile ihrer Tracht gehen auf sie zurück. So insbesondere der dem schon früher besprochenen „gallischen" cucullus entsprechende tuchene Capuchon (tatarisch Baschlik, ossetisch Baslak), mit dem die Osseten nach Klaproth (Reise in den Kaukasus, II, 588) auf Reisen oder im Sommer bei schlechtem Wetter das Haupt bedecken. Auch Hosen tragen sie mitunter.

Daß dieser Capuchon, den auch die Phryger annahmen („phrygische" Mütze)[1]), sowie die Hosen Eigentümlichkeiten der kimmerischen Tracht waren, ergibt sich auch aus dem Umstande, daß sie auch bei den nach Mittelasien gedrungenen Kimmeriern erscheinen. Denn ein Teil der Saken, die persischen Çakâ tigrakhaudâ („spitzmützige" Saken) sind auf der Nakši-Rustam-Inschrift mit spitzigen, nach hinten gebogenen Capuchons und Hosen abgebildet; ihr Name wird wie der der Saken überhaupt in der babylonischen Uebersetzung der Inschrift mit Žimmir-ri (Kimmerier) wiedergegeben. Diese „spitzmützigen" Saken meint auch Herodot VII, 64, und beschreibt sie mit folgenden Worten: *Σάκαι δὲ οἱ Σκύθαι περὶ μὲν τῇσι κεφαλῇσι κυβασίας ἐς ὀξὺ ἀπηγμένας ὀρθὰς εἶχον πεπηγυίας, ἀναξυρίδας δὲ ἐνδεδύκεσαν.* Von den im Frühjahr 1908 im Fremdenviertel in Memphis in Aegypten gefundenen Tonfiguren, die die verschiedenen Völker Persiens darstellen, bildet Flinders Petrie (Man, VIII, Nr. 9) einen „skythischen" Reiter ab. „At the bottom is the Scythian horseman, the Cosack cavalry of the Persian army, as known to us with his pointed hood and bushy beard on the Crimean vases." Diese Thonfiguren stammen jedenfalls aus der Zeit der Okkupation Aegyptens durch die Perser (525—405 v. Chr.). Eine Darstellung „spitzmütziger" Saken mit Hosen in voller Ausrüstung im Kampfe mit Persern, die sich nicht nur in der Ausrüstung, sondern auch in der Tracht von ihnen unterscheiden, gibt auch ein persischer Cylinder (Fig. 151 in Kondakofs, Tolstois und Reinachs Antiquités de la Russie méridionale).

## VII.

Die Steppe kann keine große Menschenmenge ernähren. Fr. Ratzel (Anthropogeographie, II, 261) nimmt 100 Menschen auf die Quadratmeile als Maximalzahl an, die in wüsten- und steppenhaften Gebieten erreicht werden kann, wenn dieselben großenteils von Nomaden, welche mit ihren Herden von einem Weideplatze zum anderen ziehen, und von in Oasen gedrängten Ackerbauern bewohnt werden. Diese Zahl bleibt weit hinter derjenigen zurück, die der Ackerbau möglich macht (2000—2500 in reinen Ackerbaugebieten der gemäßigten Zone, wie in Mecklenburg, Pommern, den zentral-französischen Departements).

---

[1]) P. de Lagarde (Ges. Abh. 254) hat zuerst die Anwohner der *ἀσκανία λίμνη* in Phrygien als Nachkommen des Askenas, des ältesten Sohnes von Gomer (Kimmerier), erklärt. Griech.-phrygische Münzen zeigen den Gott Lunus mit „phrygischer" Mütze und der Umschrift *μὴν Ἄσκηνος*. Auch gibt es einen armenischen Eigennamen Askên.

Aus diesem Grunde trat jedenfalls auch für die südrussischen Steppenbewohner wiederholt die Notwendigkeit ein, ihren Bevölkerungsüberschuß in andere Länder zu entsenden. Und so gelangten auch pontische Skythen über den Kaukasus nach Vorderasien. Als die erste Schichte dieser pontischen Skythen haben wir die Erbauer der Dolmen Linkorans (J. de Morgan, Revue archéologique, 1890, p. 1 fg.), Syriens und Palästinas (Borlase, a. a. O. 726 fg.) zu betrachten. Es sind dies die aus dem Alten Testament bekannten Amoriter (Amâr auf den ägyptischen Denkmälern, Amurrâ auf den Keilschrifttäfelchen von Tell el Amarna benannt), die nicht nur in Palästina, sondern auch nach A. H. Sayce (The Hittites, third edition, London 1903, S. 10) nördlich von Palästina seßhaft waren, und mit denen sich die später in diesen Gegenden erschienenen Hittiter vermischten. Diese Amoriter, die nach der Eroberung Palästinas durch die Juden in diesen aufgegangen sind, sind auf den ägyptischen Tempel- und Grabbauten aus der Zeit Ramses II. mit heller Hautfarbe, blauen Augen, rötlichem Haupt- und Barthaar und ebensolchen Augenbrauen abgebildet. Als mit ihnen verwandte Stämme betrachtet J. M. Judt (Die Juden als Rasse, Berlin 1904, S. 128) wohl mit Recht auch die Horiter, welche die Gebirgsgegenden Seir bewohnten, und weist darauf hin, daß das hebräische Wort khor „blond“ bedeute, ferner die Refaimiten, „das Volk der Riesen“, die Zamzummim und Jebusiter. Alle diese amoritischen Stämme besaßen auch das der arischen Rasse zukommende Merkmal des hohen Wuchses; so erschienen die Bewohner Hebrons den Spionen des Moses als Riesen, neben denen sie selbst sich so unansehnlich wie „Heuschrecken“ vorkamen (Num. XIII, 33).

Nicht amoritischer Abstammung jedoch, wie Judt annimmt, waren die Philister. Sie waren zwar gleichfalls Arier, gehörten jedoch einem andern arischen Sprachstamme und zwar dem thrakischen an. Sie kamen in das nach ihnen benannte Land aus Kreta. Es ist dies eine alte Ueberlieferung; doch haben erst die Ausgrabungen der letzten Jahre ihre Richtigkeit im vollen Maße erwiesen. Insbesondere haben die Grabungen in Tell es Safi, dem „Gath der Philister“, einer ihrer Hauptstädte, „der Heimat der Riesen“, der Enakim, der Vaterstadt Goliats, wie H. Thiersch (Jahrb. d. Archäol. Inst., Anz. 1908, S. 575 fg.) berichtet, aus der zweituntersten Schicht der N. O.-Grabung, dem sog. „spätvorisraelitischen“ Stratum, eine Keramik zutage gefördert, die in der Technik, in den Gefäßformen und vor allem in der Dekoration sich auf das engste der Keramik der spätmykenisch-ägäischen Keramik anschließt. Was die äußere Erscheinung der Philister (der Pursat oder Pulsat der Aegypter) auf den ägyptischen Denkmälern anlangt, so erweist sich dieselbe als nichtsemitisch; nach W. Max Müller und H. R. Hall (The peoples of the sea. The Annual of the British School at Athens, VIII, 185) zeigen oft die Gesichtszüge derselben sowie die vieler aus dem Volke der Šardina in Medinet-Habu den klassischen griechischen Typus. Auch ihre Tracht weist nach dem arischen Westen hin; sie trugen dieselbe charakteristische Federkrone wie die Teukrer, die Lyker, die nach alter Ueberlieferung gleichfalls aus Kreta abstammen sollen, und die Ionier. Und daß die Sprache der Eteokreter, die ebenso von der mediterranen Urbevölkerung wie von ihren Ueberwindern und Nachfolgern in der Herrschaft über Kreta, den arischen

Hellenen, zu trennen sind, gleichfalls eine arische Sprache war, hat R. S. Conway wahrscheinlich gemacht, der (The pre-hellenic inscriptions of Præsos. Annual, VIII, 125—156 und X, 115—126) alles zusammengestellt hat, was für den arischen Charakter derselben spricht.

Die Amoriter sowohl, die nicht nur in Palästina, sondern auch in Syrien saßen, wie auch die Philister sind großenteils in den Juden aufgegangen. Noch gegenwärtig sieht man in den Gebirgsdörfern Palästinas lichthaarige und blauäugige Kinder; ist doch dieses Land überhaupt hoch gelegen, — Jerusalem liegt ungefähr 750 m über dem Meere —, und wird außerdem noch seine Küste von den Fluten des Mittelländischen Meeres bespült. Aber auch die Gebirge des meerumflossenen Kreta erweisen sich als besonders günstig für die Erhaltung der arischen Rasse. Geradeso wie die Philister von dort noch als „Riesen“ nach Palästina gekommen sind, so leben noch heute auf den Weißen Bergen Kretas in den Sphakioten, von denen bisher alle Bewegungen gegen die türkische Herrschaft ausgegangen sind, die fast unvermischten Nachkommen der alten Hellenen (Dorer) in ungeschwächter Kraft fort. Auch in Syrien sind blondhaarige und blauäugige Individuen nicht selten.

Fragen wir nach dem Anlasse, der die Philister nach Palästina gebracht hat, so liegt es nahe, zur Erklärung dieser Tatsache dieselbe Veranlassung anzunehmen, die auch zur Erklärung der Auswanderung der vielen andern vorhellenischen Stämme Griechenlands, der ägäischen Inseln und Kleinasiens angenommen werden muß: die Einbrüche der Hellenen, die für die Vorbevölkerung dieser Gebiete dieselben Folgen hatten, wie die Einbrüche der Germanen in Mitteleuropa für die Kelten, die der Italiker in Italien für die Illyrier. Wie die Kelten und Italiker aus ihren früheren Wohnsitzen vertrieben und gezwungen wurden, sich in anderen Ländern eine neue Heimat zu suchen, so war dies auch bei der thrakisch-„mykenischen“ Vorbevölkerung Griechenlands und seiner Inseln der Fall. Auf der Suche nach einer neuen Heimat geriet ein Teil derselben auch mit den Aegyptern in feindliche Berührung. So erschienen plötzlich im fünften Jahre der Regierung Mernephtas, des Sohnes und Nachfolgers Ramses II. (gest. 1230 v. Chr.), im Vereine mit den Turša (Tyrrhenern), Šardina, Šakeleša (Sagalassier von Pisidien) und Ruka (Lyker) auch die Akaivaša, an deren Identität mit den homerischen *ἈχαιϜοί* wohl keineswegs gezweifelt werden darf, „von den Ländern des Meeres“, unter welchen wir wohl die Inseln und Küsten im Norden des Mittelmeeres, insbesondere des Aegäischen Meeres zu verstehen haben, im Osten Aegyptens. Ein ähnlicher Einbruch von Seevölkern (der Šardina, Turša, Šakeleša, Takkar [Teukrer], Pursat oder Pulsat [Philister], Danauna [*Δαναοί*], Uašaš) mit Weib und Kind und aller Habe erfolgte im achten Jahre der Regierung Ramses III. (um 1180 v. Chr.) im nördlichen Syrien. Aber auch im Westen des Mittelländischen Meeres fanden die Seevölker neue Wohnsitze; so besiedelte ein Teil der Šardina die nach ihnen benannte Insel Sardinien, wie ein Teil der Turša nach Italien gelangte und dort mit den aus Süddeutschland und den Alpen gekommenen Rätern das Mischvolk der Etrusker bildete.

Als Nachfolger der Amoriter erscheinen in Syrien und Palästina die Hittiter. Dieser Name ist eigentlich nur der Name einer einzelnen

Völkerschaft, der Chatti, die in Kappadozien ein mächtiges Reich gebildet hatten und von diesem Lande aus nach Syrien und Palästina eingedrungen waren. Nach A. H. Sayce (Contemporary Review, LXXXVIII, 268) beschränkte sich dieser Name ursprünglich nur auf den Teil des Volkes, der östlich und südlich vom Taurus lebte, während es sich selbst in seinen kleinasiatischen Stammsitzen Kas benannte. Mit diesen Chatti sind aber noch andere Völkerschaften verwandt, die man auf Grund dieser Verwandtschaft als „hittitisch" zu bezeichnen pflegt. Es sind dies die Kummuch, von denen die spätere Provinz Kommagene ihren Namen erhalten hat, die Mitanni, die Begründer eines Reiches im nördlichen Mesopotamien, die Charri, die vor dem Einbruche der italokeltischen Chalyber und der thrakophrygischen Armenier das nach letzteren benannte Land besiedelten, sowie die Kossäer, die in den Zagrostälern des östlichen Babylonien wohnten und die Fr. Hommel nach dem Vorgang von Fr. Delitsch den Kassiten, die um 2000 v. Chr. eine große Rolle in der babylonischen Geschichte gespielt haben, gleichsetzt.

Die äußere Erscheinung der Hittiter erscheint auf den ägyptischen Denkmälern als eine von der der Amoriter ganz verschiedene. Es zeigen sich auf ihnen rein semitische Profile, was sich daraus erklärt, daß die Hittiter sich in Kleinasien, Syrien und Palästina mit Semiten vermischten, es finden sich aber auch Abbildungen von reinen Mongoloiden. Im allgemeinen erscheinen auf ihnen wie auf ihren eigenen Denkmälern die Hittiter dargestellt als Leute mit kurzen und dicken Gliedmaßen, stark zurücktretender Stirn, länglicher, leicht gekrümmter Nase, hervortretenden Backenknochen, bartlos, mit kurzem, runden Kinn. Sind unter diesen Merkmalen einige ganz unverkennbare mongoloide Merkmale, so sind dies nicht minder die gelbe Hautfarbe, sowie die schwarze Farbe der Augen und der Haare, die in zwei Strängen über die Schultern herunterhängen. Doch erscheint auch ihre Hautfarbe in Medinet-Habu rotgelb, wie die der Libyer und Seevölker, und ihre Haarfarbe im Ramesseum nach Flinders Petrie orangegelb. Aus allen diesen Tatsachen geht hervor, daß die Hittiter ein Mischvolk waren, in dem jedoch das mongoloide Element das arische (wie auch semitische) weit überwog.

Ebenso gering sind die arischen Bestandteile, die in der Sprache der Hittiter, soweit sie bis jetzt entziffert worden ist, mit Sicherheit nachgewiesen worden sind. Es wurde festgestellt, daß mi(s) „mein" und ti oder tu „dein" bedeutet, daß der Nominativ des Nomens auf -s, der Akkusativ auf -n endigt, daß das Adjektiv mit dem Substantiv übereinstimmt, und daß das Suffix -nas verwendet wird, um eine geographische Beziehung auszudrücken, so z. B. sarrus Khattanas „der hittitische König". Ihre Namen von Dynasten, wie sie zuerst von Ball und Rost nachgewiesen wurden und deren Zahl dann Hommel (Hethiter und Skythen und das erste Auftreten der Iranier in der Geschichte. Sitzungsb. d. k. böhm. Ges. d. Wiss., Phil.-hist. Kl., 1898, S. 7 fg.) und Ed. Meyer (Ztschr. f. vergl. Sprachf. XXXXII, 18) vermehrt haben, sind arisch, wie z. B. Artatama, Artamanja = Ἀρταμένης, Dušratta u. a. Noch wichtiger als diese Namen ist der von H. Winckler (Mitteil. d. Deutsch. Orient-Gesellschaft, 1907, Nr. 35) geführte Nachweis von Göttern, die der indoiranischen Urzeit ange-

hören. Ermöglicht wurde dieser Nachweis durch die bei den Ausgrabungen, die Winckler 1907 in Boghazköi in Kleinasien durchgeführt hat, geglückte Auffindung von Tontafeln, die einen Teil des königlichen Archivs bildeten. Denn die Ruinen von Boghazköi sind die Ruinen der ehemaligen Hauptstadt des kleinasiatischen Hittiterreiches, das seinen Mittelpunkt im späteren Kappadozien hatte. Diese Tontafeln enthalten in Keilschrift unter andern Urkunden die Verträge, die der Hittiterkönig zu Anfang des 14. Jahrhunderts mit dem König von Mitanni geschlossen hat. In denselben werden die Götter der beiden Reiche angerufen; es sind dies Mithra, Varuna und Indra. Dazu kommt noch als vierter Göttername der Name Nâsatya, in dem Ed. Meyer den im Veda ständigen Beinamen der beiden Aŝvins erkannt hat.

Nach dem derzeitigen Stande der Forschung müssen wir die Sprache der Hittiter ebenso als eine in verschiedene Dialekte zerfallende, aus arischen und ugrofinnischen Elementen zusammengesetzte Mischsprache betrachten, wie auch die Hittiter selbst sich als ein arisch-mongoloides Mischvolk darstellen. Es liegt nahe anzunehmen, daß sie aus einem nördlich von den Sitzen der pontischen Skythen und Sarmaten gelegenen Teile Osteuropas gekommen sind, in dem vom Anfang an das arische Element in der entschiedenen Minderheit war und infolgedessen die Sprache des mongoloiden Elementes nur in schwacher Weise beeinflußte, und daß ferner aus diesem Gebiete infolge Uebervölkerung wiederholt Auswanderungen unter der Führung von arischen Häuptlingen nach Vorderasien stattfanden, die dann zur Begründung von Reichen unter arischen Königen führten. Daß diese Könige sich auch in physischer Hinsicht von der übrigen Bevölkerung unterschieden, geht aus der Tatsache hervor, daß die an den ägyptischen König Amenophis III. verheiratete mitannische Prinzessin Tiji blauäugig abgebildet ist. Eine Stütze findet diese Auffassung in der Analogie der noch heute lebenden ugrofinnischen Völker und ihrer Sprachen, welche gleichfalls einen ähnlichen Mischcharakter aufweisen, nur mit dem Unterschiede, daß bei diesen Sprachen nicht nur Entlehnungen aus dem Indoiranischen, sondern auch aus dem Iranischen, das sich später aus dem Indoiranischen in Europa und Asien entwickelte, Slawischen, Litauischen und Germanischen stattgefunden haben.

Daß die arischen Elemente in der Sprache der Hittiter aus der Zeit stammen, als noch die späteren Inder und späteren Iranier eine sprachliche Einheit bildeten, und nicht, wie das früher geschah, als spezifisch iranisch anzusehen sind, ergibt sich aus den Namen und der Stellung der angeführten Götter, sowie aus dem Umstande, daß, wie die Form Nâsatya zeigt, der iranische Uebergang von s in h noch nicht eingetreten war. Es war deshalb auch Scheftelowitz vollkommen berechtigt, den kossäischen Gottesnamen Šuriaš, den das kossäische Glossar als Sonnengott erklärt, mit skr. sûrya(s) zu identifizieren. Diese letztere Tatsache hat aber noch eine besondere Bedeutung für die Feststellung der Heimat der Hittiter, die nur an den Grenzen des Gebietes gelegen sein konnte, in dem Inder und Iranier noch ein Volk bildeten. Als dieses Gebiet betrachtet Ed. Meyer Ostiran, von wo aus in den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends ungefähr

gleichzeitig die Ausbreitung einerseits nach Südosten ins Indusgebiet, andererseits nach Westen nach Iran bis nach Medien und Persien und in einzelnen Scharen noch darüber hinaus stattgefunden haben soll. Diese letzteren hätten zum Teil vielleicht als Söldner in den Kulturländern des Westens vielfach eigene Dynastien gegründet, ähnlich wie gleichzeitig die Kossäer in Babylon. Allein es zwingen uns die Ergebnisse der Untersuchungen „arischer“ (indoiranischer) Lehnwörter in den ugrofinnischen Sprachen, wie sie B. Munkácsi (Keleti Szemle. Revue Orientale, IV, 374 fg.) vorgenommen hat, dieses Gebiet weit nach Westen, bis zu den südlichen Grenzen des Stammlandes der Ugrofinnen zu verlegen. Denn noch vor der Aufnahme iranischer Wörter (mit h für ursprüngliches s) drangen in der indoiranischen Periode arische Wörter — Munkácsi nennt sie fälschlich indisch — in ihre Sprachen ein. Es seien einige Beispiele angeführt: wotjak. suzer = tscherem. šužar, mord. sazer „jüngere Schwester“, skr. svásar- „Schwester“, dagegen av. χvanhar-; wotjak., syrj. sur, wogul. sor, magy. sör, ser „Bier“, skr. sûrâ- „ein geistiges Getränk, vorzugsweise Branntwein“, dagegen av. hura- mit derselben Bedeutung; finn. sama „derselbe“, est. sama eben, lapp. sämma „derselbe“, skr. samá- „eben, gleich, derselbe“, dagegen av. hama- „gleich“; magy. vászon (Stamm: vászna-) „Leinwand“, skr. vásana- „Gewand, Tuch, Zeug“, dagegen av. vanhana- „Kleid“[1]).

In dieser Hinsicht war also Hommel (in der oben angeführten Abhandlung sowie in seinem Grundriß) berechtigt, seine „iranischen“ Hittiter mit den nomadisierenden Skythen Südrußlands in Verbindung zu bringen. Verkehrt war es nur, daß er sich hierbei auch auf historische Zeugnisse (Justin, Diodor, Herodot) berief, die Ed. Meyer als „ganz sekundäre und geschichtlich völlig wertlose Phantasien“ bezeichnet. Verkehrt war es aber auch, daß er die nicht „iranischen“ Hittiter als die eigentlichen Hittiter betrachtet und diese zur kleinasiatischen Urbevölkerung rechnet, die er mit den vor- und nichtarischen und ebenso nichtsemitischen Völkern Elams, Mediens, Armeniens, sowie mit den Etruskern zu einer Gruppe, der alarodischen, vereinigt; von diesen seien sicher die Elamiten, die vorarischen Armenier und von heutigen Völkern die Georgier näher miteinander verwandt. Die nach Kleinasien und in die armenisch-medischen Bergländer eingedrungenen „iranischen“ Skythen hätten es nicht vermocht, sich daselbst dauernd festzusetzen, sondern seien überall wieder zurückgedrängt oder aufgesogen worden; „nur in Südrußland, wo damals wohl die Vorfahren der Germanen saßen, haben sie mit einem Teil derselben sich dermaßen vermischt, daß daraus ein ganz neues Volkstum, nämlich das der Slawen, entstand“.

---

[1]) Auf Grund dieses von Munkácsi gelieferten Nachweises sowie auf Grund der Tatsache, daß die Sprache der Hittiter in mehrere Dialekte zerfiel, halte ich jetzt die von Schrader in der dritten Auflage seiner „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ ausgesprochene Ansicht, daß die gemeinsame Ausbildung der indoiranischen Spracheigentümlichkeiten in den Grenzgebieten Europa-Asiens stattgefunden und erst in Zentralasien die indoiranische Kultur sich entwickelt habe, soweit darunter der Uebergang zum Ackerbau gemeint ist, für unbedenklich und die von mir (O. Schraders Hypothese von der südrussischen Urheimat der Indogermanen, S. 6) geäußerten Bedenken für behoben.

Eine ganz andere Ansicht über die anthropologische Stellung der Urbevölkerung Kleinasiens wie überhaupt Vorderasiens vertritt Luschan (Die Tachtadschy und andere Ueberreste der alten Bevölkerung Lykiens. Archiv f. Anthropol. XIX, 23 fg. und Offener Brief an Herrn Dr. E. Auerbach. Archiv f. Rassen- und Gesellschafts-Biologie, IV, 362 fg.). Er glaubt nachgewiesen zu haben, daß Vorderasien, d. h. Kleinasien und ganz Syrien, bis etwa in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends eine durchaus einheitliche Bevölkerung gehabt habe. „Diese Leute waren brünett, großnasig und hatten extrem kurze und hohe Schädel mit oft wie abgehackt aussehenden flachem und steilem Hinterhaupt. Der Typus dieser alten Vorderasiaten hat sich am reinsten an den heutigen Armeniern erhalten, aber man findet ihn auch sonst noch überall in Kleinasien und Syrien, auch unter Griechen und Mohammedanern und am reinsten sowie in den größten Prozentzahlen überall da, wo äußere Verhältnisse der Erhaltung alter Typen am günstigsten waren, also unter den Sektierern, wie den Ansarijeh, den Allevi, den Kysylbasch usw., unter den Bergvölkern des Taurus und Libanon, unter den Lykiern, den Drusen und den Maroniten, in einsamen Hochgebirgsdörfern und schwer zugänglichen Sumpflandschaften, in einzelnen ganz alten vornehmen Familien usw.“ Woher diese „somatisch durchaus einheitliche“ Bevölkerung, die Luschan jetzt armenoid nennt, stamme, könne der geographischen Lage nach kaum zweifelhaft sein. „Sie kann nur aus Innerasien stammen, wo wir ja auch überall brünette Menschen und kurze und hohe Schädel finden. Die geraden Nasen freilich trennen sie von dem Gros der Innerasiaten und stellen natürlich einen späteren, durch Zuchtwahl entstandenen Erwerb dar.“ Derselbe verweist aber auch auf die vollständigen Uebereinstimmungen, die zwischen vielen Typen der „alpinen“ und solchen der „armenoiden“ Rasse bestehen. „Es erscheint mir gar keinem Zweifel zu unterliegen, daß unsere mitteleuropäische Rasse mit der Urbevölkerung von Vorderasien unmittelbar verwandt ist.“ Ungefähr um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends sei diese alte armenische Urbevölkerung von zwei Seiten her beeinflußt worden. „Aus Europa wandern, anscheinend die Donau herab und in der Nähe von Troja einfallend, »thrakische« Horden ein, und aus dem Südosten kommen die ersten Vorposten einer semitischen Einwanderung, für die Abraham der Heros Eponymos ist.“

Soweit sprachliche Tatsachen bei der Entscheidung dieser Frage in Betracht kommen, sprechen sie entschieden gegen Hommel zugunsten der von Luschan vertretenen Ansicht. Das Armenische, d. i. die Sprache, die auf die thrakophrygischen Einwanderer zurückgeht, die sich um die Wende des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. über das nach ihnen benannte Land verbreitet hatten, nachdem aus ihm durch die Assyrer die italokeltisch-kimmerischen Stämme größtenteils vertrieben worden waren, zeigt einerseits Erscheinungen, die sich auch in anderen arischen, von mongoloiden Elementen beeinflußten Sprachen zeigen, andererseits Parallelerscheinungen zu Sprachen der Ural-Altaier. Wie im Germanischen und Oberdeutschen wurden auch im Armenischen die Mediae zu Tenues verschoben. Auf die Einwirkung des mongoloiden Elementes geht, wie in anderen arischen Sprachen, auch

im Armenischen die Entstehung der Palatale zurück. Was die zweite Art von Spracherscheinungen anlangt, so glaubt Pedersen (Ztschr. f. vergl. Sprachf. XXXIX, 415) die den ural-altaischen Sprachen eigentümliche Vokalharmonie auch im Armenischen nachweisen zu können, wie derselbe auch auf Uebereinstimmungen zwischen neuarmenischer und türkisch-mongolischer Syntax hinweist.

Ganz besonders merkwürdig ist, daß das Armenische sogar ugrofinnische Wörter aufweist. A. Gleye (Ugrofinnischer Einfluß im Armenischen. Keleti Szemle. Revue Orientale, II, 157) weist nicht nur eine Reihe von solchen entlehnten Wörtern, wie z. B. arm. teli „Ort, gelegene Zeit"; lapp. tilje, dille „occasio, opportunitas" = estn. tila „Stelle", finn. tild „locus", sondern auch das arm. Pluralsuffix -kʿ (vergl. arm. me-kʿ „wir" und ung. mü-k „wir"; arm. -mkʿ Endung der 1. Pers. Plur. = ung. -nk aus -mk = lapp. -mek) als Entlehnung aus dem Ugrofinnischen nach. Es kann wohl nach den früheren Ausführungen über die Sprache und den Typus der Hittiter, der vorarmenischen Bevölkerung des Landes, kein Zweifel sein, daß diese ugrofinnischen Entlehnungen aus der Sprache dieses arisch-mongoloiden Mischvolkes stammen, wie überhaupt auch die anderen soeben erwähnten lautlichen Beeinflussungen des Armenischen auf das in diesem Volke vertretene mongoloide Element zurückgehen[1]).

Was dagegen den Einfluß der kaukasischen Sprachen auf das Armenische anlangt, so leugnet wenigstens Pedersen (a. a. O. 438) entschieden einen solchen. „Es ist oft behauptet worden, daß das armenische Lautsystem von den kaukasischen Sprachen beeinflußt ist. Und diese Behauptung wird natürlich auch künftig oft wiederholt werden, namentlich solange es keinem der Nachsprecher einfällt, einen Blick auf die kaukasischen Sprachen zu werfen. Wer dies tut, wird sich aber sofort überzeugen, daß es erstens nicht ganz leicht ist zu definieren, worin das gemeinsame lautliche Gepräge eigentlich bestehen soll, da die verschiedenen Sprachen doch sehr voneinander abweichen, und zweitens, daß alle die auffälligsten lautlichen Erscheinungen der kaukasischen Sprachen im Armenischen fehlen."

Bekanntlich haben die Armenier, unter denen sich die kennzeichnenden Merkmale der arischen Rasse heute nur noch selten und zwar zumeist noch unter den Gebirgsbewohnern finden, eine große Aehnlichkeit mit den Juden, aber auch, wie Giuffrida Ruggeri (Archivio per l'antropologia e la etnologia, XXXVIII, 160) auf Grund einer vergleichenden Untersuchung armenischer und maronitischer Schädel festgestellt hat, mit den Syrern, eine Aehnlichkeit, die nur durch die Annahme erklärt werden kann, daß an dem Aufbau der Armenier dieselben drei Rassenelemente beteiligt sind, aus denen sich die Juden und Syrer zusammensetzen. Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß bei allen drei Völkern das mongoloide Element auf das arisch-mongoloide Mischvolk der Hittiter zurückgeht. Dagegen muß das arische Element bei den Armeniern auf die thrakophrygischen Einwanderer, bei den Juden und Syrern auf die indoiranischen Amoriter und die

[1]) Der Einfluß dieses Elementes machte sich schon in der vorarmenischen Periode geltend. Die Tenuis des aus dem Italokeltischen entlehnten syr. parzela, assyr. parzillu gegenüber der Media des hebr. barzel „Eisen", dessen b dem bh von *bherzom entspricht, kann nur durch diese Annahme erklärt werden.

thrakischen Philister zurückgeführt werden. Es ist nun die Frage, woher die Semiten, die in Palästina erst nach den Amoritern und Hittitern auftreten, nach Armenien gekommen sind. Wäre die Ansicht Luschans, der die „armenoide“ Bevölkerung Vorderasiens als die Nachkommen der Urbevölkerung betrachtet, richtig, dann müßten wir annehmen, daß eine semitische Einwanderung nach Armenien erst nach der von ihm angenommenen Einwanderung jener „Urbevölkerung“ aus Innerasien stattgefunden habe. Allein abgesehen davon, daß wir nicht annehmen können, daß Vorderasien bis zur Zeit der Ankunft dieser Innerasiaten menschenleer gewesen ist, sowie auch abgesehen davon, daß die von Luschan vorgebrachten Tatsachen keineswegs zur Begründung seiner Annahme ausreichen, wie Sergi (Europa. L’origine dei popoli europei e loro relazioni coi popoli d’Africa, d’Asia e d’Oceania, Torino 1908, p. 420) dargelegt hat, ist auch Kleinasien, das bis in die letzten Zeiten des Quartärs durch das Aegäische Plateau mit der Balkanhalbinsel verbunden war, das einzige Land, wo sich die Semiten, die mit den auf der Balkanhalbinsel als Urbevölkerung vertretenen Mediterranen zunächst verwandt, wenn auch nicht mit ihnen gleichzusetzen sind, zu einem eigenen Volksstamme entwickeln konnten.

Für diese Annahme sprechen aber auch Tatsachen aus dem Bereiche der Sprachgeschichte. Es wurde bereits im ersten Abschnitte dieser Darlegungen an einem aus der Geschichte der Mamluken in Aegypten bekannten Beispiele gezeigt, daß bei den Semiten die Neigung besteht, in Lehnwörtern anstatt der Tenues Mediae zu setzen. Und solcher Beispiele lassen sich noch mehrere anführen. Denn geradeso wie die Araber von Said das türkische dakik als dagig aussprachen, wurde im Munde der Assyrer das anlautende k des Namens der Kimmerier zu g (Gimirri). Hommel (Grundriß 29) hat wohl mit Recht vermutet, daß der Name des hittitischen Priesterkönigs von Jerusalem (um 1400 v. Chr.), Aradchiba, auf ursprüngliches Arta-chipa zurückgeht. Der Name der Teukrer (ägypt. Takkar) erscheint in dem Namen der von ihnen um 1250 v. Chr. besetzten, südlich vom Karmel gelegenen Landschaft Dor. Aus dem griechischen *κασσίτερος* wurde im Arabischen kasdir. Neben dem Namen der kimmerischen Völkerschaft der Tucha in Kleinasien findet sich die Form Ducha. Dem Namen der Messapier auf griechisch-italischem Boden entspricht *Μίσσαβα* in Karien. Von ganz besonderer Bedeutung für unsere Frage ist die Tatsache, daß das Suffix -nt-, das die Griechen mit *-νθ-* wiedergaben, der thrakischen Ortsnamen *Ἄκανθος*, *Πέρινθος*, *Ζήρυνθος*, *Ὄλυνθος* u. a. auf dem Boden Kleinasiens, das die Thraker zunächst von ihrem Stammlande, nach dem Einbruche der Hellenen aber auch von Griechenland und den ägäischen Inseln aus besiedelten, zu -nd- wurde. So steht z. B. *Ἄκανθος* das gleichgebildete *Ἄκανδα* in Lykien und *Ὄγονδα* in Karien, *Πέρινθος Πύρινδος* in Karien, *Ὄλυνθος Ἄλινδα* in Karien zur Seite. Diese Erweichung des ursprünglichen nt zu nd findet nun ihre einfache Erklärung, wie sie andererseits zeigt, daß vor der Einwanderung der Arier Semiten in *ganz* Kleinasien gelebt haben. Denn Ortsnamen auf -nd- (-d-) kommen neben den gleichfalls thrakischen Ortsnamen auf -ss- in Bithynien, Paphlagonien, Pontus, Galatien, Kappadozien, Lykaonien, Phrygien, Mysien, in der Troas, in Lydien, Karien, Lykien, Pisidien, Pamphylien und Kilikien vor. Man kann aber

auch hieraus ersehen, wie verkehrt es ist, wenn eine neuere Richtung das tyrrhenisch-rätische Mischvolk der Etrusker ausschließlich aus Kleinasien kommen läßt. Denn im Etruskischen wurden umgekehrt die Mediae zu Tenues wie im Germanischen, Oberdeutschen und Armenischen verschoben, ein Beweis, daß auch in den Etruskern ein mongoloides Element vorhanden war, das nicht ohne Einfluß auf den lautlichen Charakter der Sprache blieb; so erscheint Adrastos als atresthe, Tydeus als tute, Adonis als atunis, Pegasos als pecse usw.

Von dieser semitischen Urbevölkerung zu trennen sind jene assyrischen Semiten, die in frühgeschichtlicher Zeit nach Kleinasien kamen und daselbst Kolonien gründeten. Weist schon die alte Ueberlieferung auf eine Verbindung zwischen Assyrien und Kleinasien hin, so wissen wir jetzt, seitdem es Sayce gelungen ist, die aus den Ruinen der assyrischen Kolonie bei Kara Eyuk in Kappadozien stammenden Keilschrifttafeln zu entziffern, daß dieselbe nicht erst der persischen Epoche, sondern der Periode Hammurabis, des großen babylonischen Gesetzgebers, angehört. Dies ergibt sich aus der Sprache wie aus der Form der Keilschriftzeichen, die von der später in Assyrien gebräuchlichen verschieden ist. Damals stand Assyrien unter der Herrschaft Babylons, und dieses zog es vor, Kleinasien durch die mehr kriegerischen, wenn auch weniger gebildeten Assyrier erobern und besetzen zu lassen. Außer Kriegern kamen aber auch assyrische Handelsleute und Priester ins Land. Durch sie fand, wie Sayce (Social life in Asia Minor in the Abrahamic age. Contemporary Review, 1907, LXXXXII, 255 fg.) ausführt, die babylonische Kultur ihren Weg nach Kleinasien. Von Kleinasien aus gelangten dann assyrisch-babylonische Kulturelemente nach Griechenland und durch die Tyrrhener auch nach Italien. Aber auch die hittitischen Stämme Kleinasiens entlehnten die Keilschrift ihren Nachbarn, den assyrischen Kolonisten, und eigneten sich deren Sprache und Lebensweise an. Die hittitischen in Boghazköi und sonst gefundenen Keilschrifttafeln sind teilweise in ihrer Muttersprache, teils in der Sprache Babylons verfaßt, und selbst die, die in hittitischer Sprache verfaßt sind, sind voll von assyrischen Wörtern. Auch die hittitischen Kunstdenkmäler zeigen starke Berührungen mit den assyrisch-babylonischen. Besonders groß war in Kleinasien der babylonische Einfluß auf dem Gebiete der Religion.

Ist auch Kleinasien als die Urheimat der Semiten anzusehen, so wäre es doch verfehlt, diese semitische Urbevölkerung Kleinasiens ohne weiteres mit dem semitischen Urstamme zu identifizieren, auf den die historisch bekannten semitischen Völker der Aramäer, Kanaanäer, Babylonier und Araber zurückgehen, und anzunehmen, daß die einen aus diesem und die andern aus jenem Teile Kleinasiens ausgeschwärmt sind. Als die engere Heimat dieser Völker ist ein geographisch zusammenhängendes, doch floristisch und faunistisch stark differenziertes Gebiet anzusehen. Denn sie hatten schon in dieser nach dem Ausweis der Sprache einerseits den Bär, den Wildochsen und den Pardel kennen gelernt, Tiere, die auf kältere, waldige und gebirgige Landstriche hinweisen, andererseits die nur in sehr heißen Ländern wachsende Dattelpalme und wohl auch den eigentlichen Oelbaum, den Weinstock und den Feigenbaum. Wenn man bedenkt, daß als

die eigentliche Heimat der drei zuletzt genannten Pflanzen der östliche Teil Kleinasiens gilt, die Dattelpalme seit Urzeiten in Mesopotamien vorkommt, wird man wohl kaum fehlgehen, wenn man als jenes Heimatland das östliche gebirgige Kleinasien samt dem angrenzenden Mesopotamien betrachtet. Aber außer diesem semitischen Urstamme gab es jedenfalls noch im westlichen Kleinasien andere solche semitische Urstämme, von denen wir aber nicht wissen können, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse ihre Sprachen zueinander und zur Sprache jenes gestanden sind.

Sind auch noch nicht alle Probleme, die sich auf die alten Völker Kleinasiens beziehen, gelöst, so kann man doch heute schon sagen, daß der Pessimismus Georg Rosens viel zu weit ging, der seinerzeit es offen aussprach, daß zu den leider keine Lösung mehr verheißenden Problemen dasjenige der ethnographischen Verhältnisse Kleinasiens gehöre. Als sicher kann der Nachweis gelten, daß vor der hellenischen und der keltogalatischen Einwanderung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit der thrakische, indoiranische und italokeltische Sprachstamm auf dem Boden Kleinasiens vertreten war, daß wir nicht berechtigt sind, Mongoloiden als dessen Urbevölkerung anzusehen, und auch nicht berechtigt sind, anzunehmen, daß außer Semiten, Mongoloiden und der arischen Rasse noch eine vierte Rasse, mag man sie alarodisch oder hattidisch nennen, einen Bestandteil der Bevölkerung dieses Landes bildete.

---

## Exkurs
### über die Macrocephalen der Krim.

Bekanntlich hat man in der Krim, namentlich in der Umgebung von Kertsch, künstlich verbildete Schädel gefunden, die vor der Verbildung ausgesprochen brachycephal waren. Man gab ihnen den Namen Macrocephalen, indem man auf das 14. Kapitel der Schrift des Hippocrates: De aëre, aquis et locis verwies, das von einem Volke, Macrocephalen genannt, spricht, das die Köpfe der Neugeborenen forme und sie zwinge, in die Länge auszuwachsen, indem sie Binden herumführen und passende Kunstmittel anwenden, damit die rundliche (sphäroidische) Gestalt des Kopfes geändert und in die Länge vergrößert werde, und dies deshalb, weil sie diejenigen, welche die längsten Köpfe haben, für die adeligsten (*γενναιοτάτους*) halten. Hinsichtlich der Frage, welchem Volke diese verbildeten Köpfe der Krim angehören, bekannte K. E. v. Baer, der sich am eingehendsten mit ihr beschäftigt hat (Die Macrocephalen im Boden der Krim und Oesterreichs, St. Petersburg 1860), daß er zu einem sicheren Resultate nicht gelangt sei. W. Tomaschek dagegen (Die Goten in Taurien, Wien 1881, S. 3) schreibt sie den Taurern zu, die Taurer selbst aber betrachtet er als einen kaukasischen, mit den Völkern des nordwestlichen Kaukasus, namentlich mit den Tscherkessen zunächst verwandten Stamm; dafür spreche die Schichtung, die geographische Nähe. „Auch ist es gewiß kein Zufall, daß sich, wie im nordwestlichen Kaukasus, im Stromgebiet des Kuban, so auch im Gebiete der Taurer ganz übereinstimmende megalithische Denkmäler vorfinden, welche den Vorfahren

der Kaukasier angehören.“ Daß diese Tatsachen die Verwandtschaft der Taurer mit den Kaukasiern nicht beweisen, braucht wohl kaum ausdrücklich bemerkt zu werden.

Daß wir berechtigt sind anzunehmen, daß unter den Macrocephalen des Hippocrates auch die Macrocephalen der Krim inbegriffen sind, ergibt sich aus dem Umstande, daß der berühmte Reisende und Naturforscher Pallas noch im Jahre 1794 in den Dörfern Kikineïs, Limena, Simeïs und Alupka am südlichen Küstensaume der Krim macrocephale Menschen antraf. Derselbe entwirft von ihnen in seinen „Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des Russischen Reiches in den Jahren 1793—94“ (II, 148) folgende Beschreibung: „Die Bergtataren in diesen Dörfern haben unter allen Bewohnern der Krim eine ganz ungewöhnliche Gesichtsbildung: außerordentlich lange Gesichter, welche über alle Proportion lange und krumm gewölbte Nasen haben, und seitwärts platt zusammengedrückte hohe Köpfe machen die meisten von ihnen zu wahren Karikaturen; merkwürdig ist es dabei, daß diese Leute fast durchgängig hellbraune, rötliche oder gar blonde Haare und Bärte haben, was sonst in der Krim ungewöhnlich ist. Sie werden von den eigentlichen Krimschen Tataren mit dem verächtlichen Namen Tat belegt.“ Dieser Name, mit dem in einigen nordasiatischen Dialekten das unterworfene, einheimische Volkselement bezeichnet wird, wie auch die helle Komplexion machen es unmöglich, in diesen Menschen Abkömmlinge von Tataren oder Kaukasiern oder ungemischten Skythen, wie sie Hippocrates beschreibt, zu erkennen. Wir müssen in ihnen vielmehr die Nachkommen des Mischvolkes der Skythotaurer sehen, das sich bildete, als die Taurer von dem Gebirge aus sich in der Ebene ausbreiteten und mit den Skythen sich vermischten. Als infolge von Kreuzungen die Schädelform der arischen Rasse — und als unvermischte Arier kamen einst nach dem Ausweis der ikonographischen Darstellungen die italokeltischen Taurer ins Land — sich änderte, lag es nahe, den Köpfen der neugeborenen Kinder, wenn sie rund waren, auf künstlichem Wege eine lange Form zu geben, damit sie auch ihrer äußeren Erscheinung nach als Angehörige der adeligen Bevölkerungsschichte gelten konnten.

In dem Namen Taurer haben wir bereits früher eine häufig vorkommende italokeltische Bezeichnung von Gebirgsbewohnern erkannt. Doch gibt es ein taurisches Wort — es ist das einzige, das sich erhalten hat — dessen Bedeutung überliefert worden ist; es ist die Glosse: *Βριξάβα. Κριοῦ μέτωπον* (ein Vorgebirge der Krim), welche der anonyme Verfasser *περὶ ποταμῶν καὶ ὀρῶν ἐπωνυμίας* (XIV, 4) bietet. In dem ersten Teile des taurischen Wortes kann ebensogut das griech. *φριξός* „der zottige Widder“, wie das lat. fircus, hircus (aus *bhirkos) „Ziegenbock“ enthalten sein. Doch spricht alles, was wir aus sonstigen Quellen über die Taurer wissen, dafür, daß er zunächst mit dem latein. Worte zusammengestellt werden muß und dadurch einen neuen Beweis für die engere Verwandtschaft der Taurer mit den Italokelten bietet.

---

# Der Typus der Genies des 14.—17. Jahrhunderts.

(Hauptsächlich nach der Porträtsammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol im Wiener kunsthistorischen Hofmuseum.)

Otto Hauser.

## 6. Deutsche.

Während die Germanen in den seither so genannten „romanischen" Ländern bald nach ihrer Einwanderung ihre eigene Sprache aufgaben und neue Sprachen auf der Grundlage der ihren und mit dem Wortschatze des Lateinischen herausbildeten — über die Genesis der romanischen Sprachen ist in meiner „Weltgeschichte der Literatur" in den Grundzügen gehandelt —, dort aber trotzdem als Herrscherrasse ziemlich lange die verachteten „Römer" vom Konnubium ausschlossen, ja dem nicht reinen Sprossen den Zutritt zu höheren Aemtern, Orden und dergleichen versagten, haben sie im eigenen Lande die hier weniger zahlreichen fremden Elemente, die sich ihrer Sprache bedienen gelernt hatten, ohne sonderliche Bedenken in sich aufgenommen und sich dadurch um ihre beste Rassenkraft gebracht. Der Tiefstand Deutschlands in bezug auf die eigentliche „Kultur" den vornehmen Kreisen Frankreichs und Englands gegenüber, die Abhängigkeit in dieser Hinsicht von jenen beiden Ländern wird dadurch erklärlich. Während in Spanien der Hinzutritt maurischen und selbst jüdischen Blutes eine noch so hoch angesehene Familie in vielen Rechten degradierte, hat in Deutschland nur der Adel in den wendischen Gebieten Schlesiens und der Lausitz von seinen alle Rechte genießenden Mitgliedern die „Vierschildigkeit" verlangt, nämlich, daß alle vier Großeltern einer Person von Adel seien, wobei als „Adel" natürlich nur der wirkliche, nicht der verliehene, wenn auch noch so alte („Brief"-) Adel galt. Der deutsche Adel, der sich aus allen möglichen Elementen, zum großen Teile nicht einmal aus dem Freienstande, sondern aus nobilitierten Sklaven (Ministerialen-Adel) rekrutiert, steht daher hinter dem italienischen und spanischen Adel, der erst neuerdings um päpstliche „Grafen" und habsburgische und bourbonische „Herzöge" erweitert worden ist[1]), ja sogar hinter dem französischen, der in der Hauptsache nur Auslese aus dem Bürgertum ist, erheblich und auffällig zurück. Welche Namen hat Deutschland einem Camões, Cervantes, Calderon, Lope, Velasquez, Ignatius von Loyola, einem Dante, Pico, Michelangelo, einer Vittoria Colonna, einem Tasso, Alfieri, Leopardi, Manzoni, Napoleon (der väterlicher wie mütterlicher Seite aus gräflichen Familien stammte, also nichts weniger als „Plebejer" oder „Arrivierter" war) gegenüber aus dem Adel im weiteren Sinne zu nennen? Es dürften im Verhältnis außerordentlich wenige sein und bei den meisten dürfte sich unmittelbar vorher bürgerlicher Einschlag nachweisen lassen (Bismarcks Mutter war eine Bürgerliche). Die

---

[1]) In Spanien pflegen die Leute von echtem Adel jene Nobilitierten bei ihrem vollen Titel, „Marquis", „Herzog" oder wie sonst der Titel lautet, zu nennen, während sie sich untereinander einfach als Don und Doña bezeichnen, und begreiflicherweise ist den Nobilitierten nichts unangenehmer, als sich so genannt zu hören. In Deutschland scheint jedes Gefühl dafür verloren gegangen zu sein; nur davon hörte ich, daß Leute vom echten Adel Rangerhöhungen ablehnten.

deutschen Fürstenfamilien blieben bei ihren lässigen Hausgesetzen von dem Zufluß geringwertigen Blutes natürlich auch nicht verschont und haben deshalb weit mehr gemischte als reine Typen aufzuweisen, dabei nach dem Aussterben der hochadeligen Staufen trotz ihrer sprichwörtlich großen Zahl vielleicht nicht einmal ein Dutzend Genies, ja im allgemeinen nur selten Männer von etwas mehr als durchschnittlicher Begabung.

Die deutsche Kultur beruht darum, anders als die romanische und selbst die englische, auf dem Volke, dieser ungeheuern chaotischen Masse, wo es dem bloßen Zufall überlassen ist, gelegentlich aus dem Gemengsel ein Genie herauszukristallisieren. Immerhin läßt sich auch da ein geniekräftigerer und ein schwacher Teil deutlich unterscheiden, wenigstens seit der Reformation: bis auf wenige Ausnahmen sind alle bedeutenden deutschen Persönlichkeiten aus dem Protestantismus hervorgegangen, die erstrangigen durchweg. (Konvertiten zählen selbstverständlich zu der Konfession, aus der sie hervorgegangen sind, sowie die eigentliche Reformationszeit vorüber ist, wo jeder sich erst persönlich entscheiden mußte. So ist es ja auch mit der Nation: ein Chinese, der deutsch schreibt, kann deutscher Untertan, deutscher Schriftsteller werden, wird aber immer von Herkunft Chinese bleiben. Ueber dieses Thema hoffe ich gelegentlich eine eingehendere Untersuchung bieten zu können.) Da fällt es auf, daß sich (vergl. die betreffenden Karten in Meyers Konversationslexikon) das Gebiet des höchstprozentigen Protestantismus mit jenem der höchstprozentigen reinen blonden Rasse deckt. Mögen nun auch so manche protestantische Genies einen getrübten, so manche katholische (Mozart, Scheffel, Schwind, Pocci, Ganghofer, Droste-Hülshoff) einen reinen Typus haben, so ist der Schluß doch nicht abzuweisen, daß sich eben die lichteren Elemente für den Protestantismus entschieden haben, wobei sie ihn natürlich nur dort haben bewahren können, wo sie in größerer Zahl vorhanden waren. Dies ist auch unabhängig davon, ob Luther selbst, was fraglich ist, einen reinen Typus gehabt hat, denn Protestantismus ist Weltanschauung, Geistesrichtung, auf der Grundlage des Individualismus, nicht sklavische Gefolgschaft in irgendeiner Lehrmeinung. Eine wie prächtige Gestalt Luther auch im allgemeinen zweifellos ist, wie groß auch seine Verdienste in so mancher Hinsicht sind, er ist nur eine einzelne Erscheinung, nicht der Inbegriff des Protestantismus.

Trotz dieser Scheidung in einen aktiveren und einen passiveren Teil hat doch der aktivere noch immer so schwer an passiven Elementen zu tragen, daß auch er durchaus nicht die Forderungen erfüllt, die man an ihn stellen könnte, wenn er die Reinheit des Adels in den „romanischen“ Ländern während der älteren Zeit erreichte. Goethe und Dante sind die Prototypen dafür. Die „Göttliche Komödie“ ist ein vollendetes Kunstwerk, ein architektonischer Meisterbau, an dem nicht ein einziger Stein wertlos ist, der „Faust“ ein Konglomerat von teils genialen, teils äußerst schwachen, ja kleinlichen Szenen, in der Sprache zum Teil so bedauerlich unangemessen („Ein großer Kahn ist im Begriffe — Auf dem Kanale hier zu sein“), daß man von vielem und vielem absehen muß, wenn man der Dichtung ihre absolute Höhe zuweist. Freilich sind die wenigsten Beurteiler ehrlich und

unterrichtet genug, um dies auszusprechen. Nur in der Musik haben die Deutschen eine absolute Höhe erreicht: in Bach. Sonst freilich ist von ihnen ungemein viel Tüchtiges geleistet worden, aber man darf wohl ohne Widerspruch sagen, daß sie sich in der Mittellinie ihrer geistigen Tätigkeit wohl höher halten als die anderen Nationen, deren Gipfelpunkte jedoch nicht erreichen. Dies stimmt völlig mit den Rasseverhältnissen überein. Aber selbst dann, wenn die blonden Gebiete sich noch um vieles reiner erhalten hätten, dürfte im wesentlichen das gleiche der Fall sein, nur die Mittellinie noch etwas höher liegen. Denn die Elemente, die hier, nahe genug an dem Ursprungsgebiet der lichten Rasse, wahrscheinlich sogar mit einem Anteil an diesem (Schleswig-Holstein), zurückblieben, waren eben den vom Wikingertrieb in die Ferne gezogenen gegenüber die trägeren Elemente. So wenig der Satz, daß „große Männer große Nasen" haben, als Kriterium für ein Urteil über eine bestimmte Persönlichkeit zu verwenden ist, so hat er hier doch eine allgemeinere Geltung, und es ist gewiß bezeichnend, daß unter den Blonden gerade der reinsten Gebiete — es ist die Zunge von Schleswig-Holstein bis gegen Nürnberg mit einer seitlichen Erweiterung nach Holland hinein — die gerade und selbst leicht gesattelte Nase so häufig ist (vergl. meine Besprechung der Broschüre von Edgar von Mojsisovics in Nr. 11 dieses Jahrgangs).

Reine Germanen finden sich in Deutschland nicht eben viele, am wenigsten von jenem edeln Typus, der mit Sandro Botticelli, Leonardo da Vinci, Giovanni Bellini, Giordano Bruno, Alfieri (Bilder bei Woltmann), Vittoria Colonna und Doña Isabel Corbo de Porcel, allenfalls auch der Gräfin Montijo bezeichnet sind. Am häufigsten ist die Kreuzung mit alpinen Elementen, durch die entweder das Gesicht verbreitert und um seine edeln Züge gebracht oder die Färbung verdunkelt ist. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Verdunkelung der Färbung das weit geringere Uebel ist; Genies wie Velasquez und Ariost bezeugen es. In den slawischen Ländern, wo der blonde Typus häufig mit alpinem oder mongoloidem Knochenbau vereint ist, sind die dunkeln Langschädel vielfach die begabteren, und der tschechische Dichter Ulachar eiferte gegen seine wasserblauäugigen, flachshaarigen Landsleute gewiß nicht, ohne eigene Beobachtungen in dieser Hinsicht gesammelt zu haben. Das Volk hat dafür zwei Ausdrücke: es unterscheidet die „Großkopfeten", womit die zu Wohlstand gekommenen Bauern gemeint werden, und die „Quadratschädel", die ersteren bekanntlich in neidischem, die letzteren in verächtlichem Sinne. Das trifft hiermit zusammen. Geringer ist der mediterrane Einschlag, den das Konnubium mit Juden — aber durchaus nicht alle Juden sind Mediterrane, gar manche sind reine Norden, viele mongoloide Alpine (vergl. die erwähnte Besprechung) — und brünetten Südländern zuführt. Uebrigens werden auch Armenier, Türken, Neger, Chinesen, Japaner geheiratet, und da die Neger der Kolonien über kurz oder lang als vollgültige deutsche Staatsbürger angesehen werden dürften, überdies die Frauen von der Sexualität der Neger sich viel versprechen — bezeichnende Beispiele bot Wien bei einer Aschanti-Ausstellung; einer der Neger soll direkt infolge von Ueberanstrengung gestorben sein; mehrere Ehen wurden geschieden, weil die Frauen Negerkinder zur Welt brachten —, ferner der unausrottbare Romantismus

diese neugewonnenen Staatsbürger in bekannter Weise wird bevorzugen lassen, auch wenn sie gar keine Begabung zeigen, ist wohl eine Nigritierung ähnlicher Art zu erwarten, wie man sie in Portugal, Sizilien und Süditalien beobachten kann.

Wohl behauptete Woltmann mir gegenüber, die deutschen Genies wiesen nicht weniger reine Typen auf als die romanischen — ganz im allgemeinen mag das vielleicht annähernd der Fall sein —, aber er schrieb mir doch, daß er trotz seiner Liebe zu seinem angestammten Volke manchmal lieber als Franzose oder Italiener geboren wäre. Ob er die Verhältnisse in der hier dargelegten Weise betrachtet hat und von hier aus zu seinem Wunsche kam, weiß ich nicht.

Noch sei des „slawischen" Einschlags mit einigen Worten gedacht. Wie die Juden sind auch die Slawen keine Rasse, sondern Nationen, die der Rasse nach aus mehreren Elementen bestehen. Reine Slawen gibt es wohl nur in sehr geringer Zahl und sie aufzunehmen, wäre nichts weniger als eine Rassengefährdung. Denn wie die Kelten werden auch die Slawen bei ihrem Auftreten als reine Norden geschildert; freilich scheinen auch sie nicht die Fähigkeit gehabt zu haben, eine eigene Kultur zu bilden, insbesondere haben sie nirgends Staaten gegründet, höchstens solche übernommen, denn die Russen Rußlands und die Lechen Polens waren bekanntlich skandinavische Germanen, die Begründer Kroatiens und Serbiens Goten und Samo und seine Scharen, die Gründer des tschechischen Reiches, Franken. Dies nun will berücksichtigt sein, wenn man von der Ueberflutung Deutschlands durch die Slawen spricht. Die Scharen, die da, nicht erobernd, sondern die durch die Züge der Deutschen nach Frankreich und Spanien entstandenen Lücken ausfüllend, bis an die Elbe und noch weiter ins Land ihre Siedelungen anlegten, standen den Germanen an Typus und selbst zum Teil in der Sprache noch sehr nahe (Belgard, Naugard u. a. können ganz gut auch rein germanische, insbesondere nordische Ortsnamen sein), und es ist demnach irrelevant, ob sie bei der Wiederbesiedelung des Landes durch die Deutschen verdrängt oder absorbiert wurden. Ihr Einschlag läßt sich nicht unterscheiden, nicht bestimmen, nicht messen. Es handelt sich daher nur um jene slawischen Elemente, die in späteren Zeiten, als schon die Sitte der Personennamen aufgekommen war (etwa vom 15. Jahrhundert an), zum Deutschtum übergingen. Da die deutsche Kultur die unzweifelhaft höhere war (und derzeit noch ist), zog das Deutschtum zunächst nur die besten Elemente an, und auch dadurch konnte es nichts weniger als eine Rassenverschlechterung erfahren. Anders liegt die Sache dort, wo mit Gewalt die ganze Masse des Volkes germanisiert wird. In zwei, drei Generationen hat man dann das ganze Blut dieser Masse aufgenommen, und da die slawischen Provinzen Deutschlands an Gehalt nordischer Elemente erheblich hinter den deutsch-protestantischen zurückstehen, ist durch diese auch vom Standpunkte der Anthropologie zu mißbilligende Germanisierung unbedingt eine weitere Herabminderung der deutschen Kulturkraft zu erwarten. Man sollte sich damit begnügen, die begabten Elemente von selbst zum Deutschtum als zu der höheren Kultur übergehen zu lassen.

Einen Anteil an der deutschen Kultur hatten übrigens die Slawen bisher nicht, wenigstens läßt sich bei keinem erstrangigen Genie die

slawische Herkunft, sei es auch nur die teilweise, nachweisen. Vergeblich wandte ich mich an slawische Gelehrte, die in dieser Beziehung aufgestellten Behauptungen zu begründen. Ein tschechischer Forscher, mit dem ich bis dahin in freundlichem brieflichen Verkehr gestanden, scheint über die Zumutung, sich über Lessings slawische Abkunft näher zu erklären, so entrüstet gewesen zu sein, daß er mir die Antwort auf meinen äußerst höflichen Brief für immer schuldig blieb, obwohl ich ihm als Förderer aller möglicher slawischer Bestrebungen bekannt bin und mir irgendeine Beleidigung absolut ferne lag. Ein wendischer Gelehrter, an den ich mich mit der gleichen Frage wandte, hielt denn auch in der Tat nichts von jener Behauptung, ein deutscher jedoch wiederholte mir nur die genugsam bekannte Gleichung Lessing = lesnik („Waldhüter“ oder ähnlich zu übersetzen). Ja, wenn Lessing eben Lesnik hieße! Aber schon sein erster dokumentarisch auftretender Vorfahre, ein Pfarrer im sächsischen Erzgebirge, der 1580 die Konkordienformel unterzeichnete, schrieb sich Leßigk oder Leßingk und Namen dieser Bildung auf die Ableitungssilbe -ig (-igk, icke, ike) oder nasaliert -ing sind allgemein verbreitet, Leß (italienisch als Lese vorkommend) zudem auch allein gebräuchlich.[1]) Daß les im Slawischen „Wald“ heißt, ist natürlich richtig, aber es heißt im Englischen „weniger“ (less), im Französischen „laß“ (laisse), im Magyarischen „werden“ (lesz) usw. (Zu welchen Seltsamkeiten man durch die beliebte Namensetymologie, die das Volk oft von selbst durchführt, kommt, zeigt der in Wien vorkommende Name Ohrfahndl, der mit Ohr und Fahne nichts zu tun hat, sondern offenbar so entstanden ist, daß ein Waisenkind als Zögling eines „Orphanotrophiums“ griechisch-wienerisch als „Orphandl“ bezeichnet wurde.) — Dem Typus nach war Lessing reiner Norde.

Neben ihm soll von den erstrangigen deutschen Genies noch Leibniz slawischer Herkunft sein. Er wollte gelegentlich von den arianischen Fürsten Lubieniecki abstammen. Da der polnische Adel lechischer Herkunft ist, wäre damit nicht viel geändert, denn seine Vorfahren wären nur Germanen mit slawischer Umgangssprache gewesen. Leibniz bezeichnete sich dem Zaren gegenüber „slaves tous les deux“, wobei der Zar natürlich auch kein Slawe war, da überhaupt noch kein Slawe den Zarenthron eingenommen hat. Den Litauern gegenüber, die keine Slawen sind, aber gewöhnlich (ebenso wie die ihnen verwandten Preußen) dafür gelten, bezeichnete sich Leibniz ebenfalls als Kompatriot und war im übrigen ein guter Deutscher, was sich wie damals so auch jetzt noch ohne weiteres vereinigen läßt. Sein Name ist ein Ortsname, den im Mittelalter mehrfach deutsche ritterliche Geschlechter trugen und der in den Randländern von Steiermark bis Posen in verschiedenen Formen vorkommt, und zwar ist der Name die deutsche Form, nicht eine der slawischen,

[1]) Neuerdings (1909) hat Geheimrat Lessing von der Vossischen Zeitung in einer Familienschrift die Vorfahren seines Uroheims noch weiter bis in die Reformationszeit verfolgt, ohne daß sich eine andere Schreibung des Namens gefunden hätte; doch auch er wiederholt, romantisierend, die Vermutung von der slawischen Herkunft der Familie. Der Name Lessigk hat überdies auch eine niederdeutsche Form: Leske, und auch der Name des bekannten Slawisten Leskien (polnische Schreibung mit erweichtem k für Lesken?) dürfte hier heranzuziehen sein. In Zusammensetzungen findet sich Leßmann, sonst Lessner, Lesser.

die ein dorther stammender Slawe gewählt hätte. Verfolgen läßt sich Leibniz' Geschlecht bis auf einen Christoph Leibniz (Leibnitz), der in der Reformationszeit das jütländische Edelfräulein Barbara von Kahlenburg heiratete; dessen Sohn, Ambrosius, heiratete die Leipziger Patrizierstochter Anna Deuerlin, deren Sohn Friedrich und Katarina Schmuck, die Tochter eines Leipziger Rechtsgelehrten, die Eltern des großen Leibniz waren. Nach seinem eigenen Bericht (um 1696) war Leibniz von „mittlerer und graziler Gestalt", „blassem Gesicht", „bräunlichen" (subfusci) d. i. wohl mittel- bis dunkelblonden Haaren, „wenig behaartem Körper". Im Alter pflegte er eine unmäßige schwarze Perücke zu tragen (er hatte auf dem Wirbel ein Gewächs von der Größe eines Taubeneies und dies mag die auffällige Form der Perücke veranlaßt haben). Seine Augen waren nach Stichen hell, die Nase lang und gebogen, das Gesicht schmal.

Dagegen mögen Heinrich von Treitschke und Nietzsche sehr wohl „slawisches" Blut in den Adern gehabt haben. Ueber Treitschke konnte ich nur erfahren, daß seine Vorfahren vermutlich Trčka geheißen haben. Ueber Nietzsche ist der Aufsatz von Bernard Scharlitt („Ueber Nietzsches Polentum", Pol.-anthr. Rev., V) zu vergleichen, doch in einigem zu ergänzen. „Nic" bedeutet wohl im Slawischen „Nichts", aber nur so wie „Leß" im Namen Lessing „Wald". Vielmehr wird — die tatsächliche Abstammung Nietzsches von einem Nicki vorausgesetzt — das Nit in Nicki (worin -ski Ableitungssilbe ist und das Grundwort nicht Nick sein kann, wie ein Leser des Aufsatzes vermutete; der Familiennamen von dem Namen Nick würde wohl Nickowski lauten müssen) mit dem deutschen Nit-sch und Nit-sche (auch Zusammensetzungen wie Nitschmann kommen vor und erweisen den Namen als ursprünglich), ferner mit dem italienischen Nit-is zusammenzustellen sein. Auch bei Nietzsche verändert der „polnische" Einschlag nichts, da die Nickis ja zur „Szlachta" gehörten. (Bezeichnenderweise kommt Szlachta von „Geschlechter" und ebenso knez — bei Russen und Südslawen — von dem ebenfalls germanischen „König", das in gleicher Weise „Mann von Geschlecht" bedeutet, da kunni althochdeutsch „Geschlecht" heißt — gotisch kuni; Femininum von knez ist knegina = kuniginna). Was Bernard Scharlitt auf Grund des ururgroßväterlichen Polentums im leiblichen Nietzsche über sein geistiges Polentum schrieb, ist schon aus diesem Grunde hinfällig. Wenn Nietzsche mit seinem polnischen Adel prunkte und sich nun als etwas Besseres fühlte, so ist dies nur ein Symptom der traurigen Störung seines Geistes, wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß dieses Sich-Bedünken in gewissem Grade seine Zerrüttung mit unterstützte, habe ich es doch direkt unter meinen Fenstern erlebt, daß ein tschechischer Schuhmachermeister darüber, daß er das Wiener Bürgerrecht erworben hatte und sich nun „bürgerlicher Schuhmacher" nennen durfte, wahnsinnig wurde. Im übrigen hatte Nietzsche keine Ahnung von der wirklichen Abkunft des polnischen Adels und scheint von Völkerkunde nicht mehr verstanden zu haben als von Musik. Daß sein Typus etwas „Sarmatisches" gehabt hätte, ist gewiß möglich, da es zweifellos in Sarmatien irgendwo eine oder mehrere ähnliche Typen gegeben haben wird. Reiner Norde scheint er nicht gewesen zu sein, wenigstens war sein Haar nur in der Jugend blond, später bräunlich

oder braun. In bezug auf die Farbe seiner Augen hatte Frau Förster-Nietzsche die Liebenswürdigkeit, mir die Beantwortung meiner Frage zu — versprechen. Nach einem Briefe Woltmanns an mich war sie braun, doch erfuhr ich von der Tochter eines seiner Mitschüler auf dem Gymnasium, daß Nietzsche schöne blaue Augen gehabt habe. Derselben Quelle zufolge soll Nietzsche als Schüler in den niedrigen Klassen wegen seines hübschen Aussehens von denen der höheren Klassen sehr umschwärmt gewesen sein, aber sich auch von diesen haben „verführen“ lassen. Ist dies der Fall gewesen, so könnte man schon hierin ein Symptom seiner künftigen Krankheit sehen, denn es ist kaum denkbar, daß ein geistig hochveranlagter Knabe von guter Erziehung sich in jenen Jahren, in denen der Edelgeborene stark zur Asketik neigt, „verführen“ lassen wird, wenn nicht eine krankhafte Veranlagung vorliegt. Das geniale Schaffen, das freilich bei Nietzsche durchaus nicht so genial ist, wie er vermeinte, kann dabei natürlich (vergl. Tasso, Schumann) ganz unbeeinträchtigt bleiben.

Gerne wird von den Slawen ferner Kopernikus (Coppernicus, eigentlich Koppernigk) in Anspruch genommen. Auch hier dürfte sich der Anspruch darauf reduzieren, daß kopr im Slawischen „Dill“ bedeutet, wobei es allerdings etwas seltsam ist, daß sich ein Mann nach einer so speziellen Pflanze genannt habe. Dagegen finden sich im Deutschen Köppen, Köpcke, Köpping, Köpper, im frühen Italien der Arzt Cophorn usw. Sein Vater stammte aus Frankenstein in Schlesien und gehörte den vornehmen Ständen an (er war Großhändler); seine Mutter war eine Waitzenrode.

Auch über Nikolaus Niembsch von Strehlenau (Lenau) und Franz Lißt sind einige Worte zu sagen, da beide gelegentlich als Slawen bezeichnet werden. Niembsch wird als Umbildung von Niemec erklärt, bezeichnet aber dann gerade einen „Deutschen“ (niemec = Deutscher). Die Familie war eine schlesische, die Mutter des Großvaters eine steierische Freiin, des Dichters eigene Mutter eine deutsche Ungarin (Therese Maigraber). Lenaus Totenmaske (Museum der Stadt Wien) zeigt edeln germanischen Typus mit schmalem Gesicht, gebogener Nase, sein Bild (ebenda) lichten Teint, lichten Schnurrbart, hellbraune Augen und dunkelbraunes, weiches, leicht gewelltes Haar, so daß die Rassentrübung nur gering ist. Lißt soll ein slawischer oder magyarischer Name sein und danach „Blatt“ bezw. „Mehl“ bedeuten. Das ist richtig, aber es bedeutet ebenso im Deutschen „List“ (wie der Name ebenfalls geschrieben wird), ohne auch damit zusammenzuhängen. Es ist vielmehr der spanische Name Lista zu vergleichen, der Name daher viel älteren germanischen Ursprungs. Lißt war mittelblond, ziemlich groß, hatte graue Augen und schöne germanische Züge. Da der Name Lißt (List) namentlich in Württemberg vorkommt, die Oedenburger Gegend aber, aus der Lißt stammt, hauptsächlich von Schwaben besiedelt ist, dürfte auch seine Familie eine schwäbische gewesen sein. Magyare war er natürlich ebensowenig wie Lenau. Haydns angebliches Slawentum (der Name kommt in verschiedener Schreibung überall in Deutschland vor) verdient keine Erörterung.

Gewiß tragen eine ganze Anzahl Persönlichkeiten Deutschlands rein oder doch ursprünglich slawische Namen, aber von erstem Rang

ist darunter bis jetzt keine. Dagegen sind eine große Anzahl Persönlichkeiten des Slawentums reiner oder doch teilweiser germanischer Abkunft, worüber ich gelegentlich meine Untersuchungen zusammenstellen möchte.

Es war hier etwas größere Ausführlichkeit geboten, weil man bei Woltmann, wenigstens in seinen gedruckten Schriften, die Genesis des Deutschtums nicht behandelt findet. Seine Studien über die deutschen Genies standen erst im Beginn, als er der Wissenschaft so jählings entrissen ward. In einigen Fällen kann ich, wie schon mehrfach im Verlaufe dieser Abhandlung, auch hier seine brieflichen Mitteilungen an mich heranziehen.

Zunächst habe ich auf den ausgezeichneten Aufsatz von Max Kemmerich „Der körperliche Habitus deutscher mittelalterlicher Herrscher“ (Pol.-anthr. Revue VI) zu verweisen, wo die Daten über die Fürsten in dankenswerter Weise zusammengestellt sind. Nach ihnen war nur Heinrich III. mit Sicherheit schwarzhaarig, „aber doch schön“ und dabei sehr groß; als in der Hauptsache reine Germanen haben zu gelten Karl der Große, Ludwig der Fromme, Ludwig der Deutsche, Heinrich I., Otto der Große, Otto II., Heinrich II., Heinrich IV., Heinrich V., Friedrich Barbarossa (Rotbart), Heinrich VI., Philipp von Schwaben, Friedrich II. und Rudolf von Habsburg, wahrscheinlich auch, da er Richard Löwenherz ähnlich gewesen sein soll, Otto IV. Dagegen war Otto III., dessen Mutter eine Griechin war (darum muß sie jedoch durchaus nicht brünett gewesen sein, denn die edeln Geschlechter von Byzanz hatten längst viel germanisches Blut aufgenommen), wie es scheint, rötlich braun von Haar, ebenso vielleicht Konrad II. und Lothar I.; Karl der Kahle war, wenigstens in späteren Jahren, dunkelblond.

In der Sammlung des Erzherzogs sind natürlich die Habsburger überaus reich, in ihren namhaften Erscheinungen geradezu vollständig vertreten. Für das Studium der Vererblichkeit besonderer Typen hat man hier eine wahre Fundgrube. Es darf bemerkt werden, daß die Stabilität der Typen in den Fürstenhäusern wohl in dem „Ahnenverlust“ begründet ist; wenn ein und dieselbe Person drei, ja noch mehr Mal in einer näheren Ahnenreihe erscheint, ist die Wahrscheinlichkeit, nach ihr zu schlagen, den anderen Komponenten gegenüber um ebenso vieles größer. Ich möchte drei habsburgische Typen unterscheiden: den Typus Maximilians I. (große, stark gebogene Nase, nur etwas vorgeschobene Unterlippe), den Leopolds I. (schmale, etwas eingedrückte Nase, ungemein stark vorgeschobene Unterlippe), den Maria Theresias und Josephs II., den man als vogelartig bezeichnen kann. Die letzteren beiden erbten ihren Typus von der schönen braunschweigischen Protestantin, der Gemahlin Karls VI., doch weicht dieser alsbald wieder einem nun gemäßigten Leopold-Typus. Als geniale Persönlichkeiten kommen nur Maximilian I., Maria Theresia und Joseph II. in Betracht. Während die letzteren beiden reine Blonde waren — ein Jugendbild der Kaiserin in der Sammlung der Fürstin Metternich zeigt, daß sie, wie ihre Mutter, eine schöne und zugleich überaus anmutige Frau war —, scheint Maximilian I. hellbraune Augen gehabt zu haben, obwohl Albrecht Dürer auf seinem berühmten Altersbilde des Kaisers (Wiener Hofmuseum) sie steingrau

wiedergibt. Da mögen die Augen schon ergraut gewesen sein. Die Haare sind auf allen Bildern aus jüngeren Jahren blond. Wenn auch nicht geniale, so doch immerhin bedeutende Persönlichkeiten finden sich zwischen Maximilian I. und Maria Theresia mehrere. Karl V. (Typus zwischen Maximilian und Leopold I.) war von Haar dunkler blond als sein Großvater, von Bart sehr licht, von Teint gleichmäßig blaß, im Alter gelblich; die Augen sind grau ohne Nuance. Philipp der Schöne, Ferdinand I., Maximilian II., Ferdinand von Tirol (schöner Typus), der Begründer der Ambraser Sammlung, Karl von Steiermark, Sohn Ferdinands I., Feldherr, Kunstsammler und Begründer der Universität Graz, Stütze der Gegenreformation, Albert VII., Regent der Niederlande, waren reine Norden, Philipp II. von Spanien, Maria, Statthalterin der Niederlande, hatten bräunliche Augen, Don Carlos (rötlich blondes Haar, zu lichtem, in den Wangen rosigem Teint, langem, schmalem Gesicht) und Erzherzog Leopold Wilhelm (1614—62, Leopold-Typus), der große Mäzen in Brüssel, dem das Wiener Hofmuseum den Grundstock seiner Gemäldesammlung verdankt, ferner die beiden Statthalterinnen der Niederlande, Margareta, Witwe Filiberts II. von Savoyen, und Margareta von Parma wahrscheinlich mischfarbige. Die nicht ebenbürtigen Sprossen Don Juan d'Austria, der Sohn Karls V. und der Barbara Blomberg, sowie Karl Markgraf von Burgau (1560—1618), der Sohn Ferdinands von Tirol und der Philippine Welser, ein vorzüglicher Feldherr, waren reine Blonde, beide schöne Männer, Don Juan mit mehr dunkelblondem Haar (bei lichtem Schnurr- und Spitzbart), Karl lichtblond, jener mit grauen, dieser mit blauen Augen, Philippine Welser selbst eine schöne blonde, in späteren Jahren rötlichblonde, blauäugige Frau von sehr zartem Teint.

Von den übrigen deutschen Fürstlichkeiten der Sammlung nenne ich nur die bekanntesten. Herzog Ulrich von Württemberg (1487 bis 1550), durch Hauffs „Liechtenstein" populär geworden, hat frisch rötliches Gesicht, lichtblaue Augen; das Haar und der kurze Bart sind weiß. Philipp von Hessen, der Großmütige, war reiner Blonder, nur haben seine lichtgrauen Augen einen bräunlichen Schein, von Friedrich dem Weisen läßt sich nur der rosige Teint feststellen; Haar und Bart sind weiß, die Augen unbestimmt. Nach dem Berliner Bild von Dürer, das ich nur in einfarbiger Reproduktion kenne, dürfte er dunkelblond oder hellbraun gewesen sein. Moritz von Sachsen (1521 bis 1553) trägt einen langen, ziemlich licht blonden Bart, hat lichtgraue Augen, lichten Teint, Albrecht von Brandenburg (gest. 1568) war rötlich blond und licht von Teint; das Gesicht ist lang, die Augenfarbe unbestimmt.

Des weiteren sind wie die italienischen Heerführer so auch die deutschen recht gut vertreten. Don Juan d'Austria und Karl von Burgau habe ich schon oben genannt. Conrad von Bemelberg (gest. 1567), der „kleine Heß", Adrian von Sittinghausen (1579 gemalt), Johann Baptist Freiherr von Taxis (gefallen 1588), „le bon colonel" — die Taxis sind eine burgundische Familie, Tasso gehörte ihr an —, Jobst Joseph Thurn-Valsassina, Graf von Thurn, Oberst der „Krabaten" (gest. 1589) waren reine Blonde, Sittinghausen und Thurn schon angegraut, Bemelberg besonders hellblond. Georg Frundsberg dagegen dürfte dunkler blond oder braun gewesen sein. Das

Gesicht ist ziemlich breit, welcher Eindruck freilich durch die bekannte Barttracht verstärkt wird, die Augen graubräunlich, der Teint frisch rötlich. Bei Andreas Teufel Freiherrn von Guntersdorf (1522—92) ist es nach den rein blauen Augen, dem rosigen Teint, der langen Nase ebenfalls zu vermuten, doch läßt sein weißes Haar die ursprüngliche Färbung nicht erkennen. Tilly ist im Tode gemalt, leichenfarb, weißbärtig, mit geschlossenen Augen. Das Gesicht ist schmal, die Nase lang und gebogen. Nach dem Bild von van Dyck (Holzschnitt in Meyers Konversationslexikon, Bd. 5) scheint er hellblond gewesen zu sein, ebenso auch nach dem Bild von van Dyck (ebenda reproduziert) König Gustav Adolf von Schweden, der danach mit seiner ebenmäßigen leicht gebogenen Nase, der etwas fliehenden Stirn, den großen Augen jedenfalls auch ein schöner Mann war. Bernhard von Sachsen-Weimar scheint nach dem Bild von Christian Richter (ebenda reproduziert) bei langem, schmalem Gesicht mit langer, gerader Nase merklich dunkler gewesen zu sein. Wallenstein war nach dem Jugendbilde in der Galerie der Wiener Akademie der bildenden Künste reiner Blonder, doch zeigt sein Bild von van Dyck in München (Meyers Konversationslexikon, Bd. 5) neben hellem Bart ziemlich dunkles Haar zu edelm nordischen Gesichtsschnitt. Wallenstein war, nebenbei bemerkt, ursprünglich Protestant; seine Mutter stammte aus einem (protestantischen) Adelsgeschlecht Böhmens mit slawischem Namen (Smiricky von Smiritz). Der spätere englische Vize-Admiral Prinz Rupprecht von der Pfalz (1619—82) ist von van Dyck (Wiener Hofmuseum) als Zwölfjähriger gemalt — eines der feinsten Bildnisse van Dycks —; er ist ein sanfter, schöner Junge mit zarten mädchenhaften Zügen, aschblondem Haar und blaugrauen Augen. Prinz Eugen von Savoyen war häßlich. Seine Totenmaske (im Museum der Stadt Wien) zeigt ein mageres, schmales Gesicht mit spitzen Zügen. Julius von Blaas malte ihn auf einem Historienbild, zu dem er doch wohl ikonographisches Material benutzt hat, mit hellbräunlichem Haar.

Von den deutschen bildenden Künstlern finden sich in der Sammlung nur der Bildhauer Johann Aßlinger mit lichtblondem Vollbart, etwas rötlichem Haar und lichtem Teint (Augen unbestimmt) und Albrecht Dürer, dessen Typus bekannt ist. Je ein kleines Selbstbildnis in ganzer Figur hat Dürer auf dem berühmten Altarbild „Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit“ (Wiener Hofmuseum) und auf dem barbarischen Märtyrerbild der persischen Christen (ebenda) angebracht. Danach war sein Bart etwas dunkler blond als sein Haar, das er ziemlich hellblond darstellt. In späteren Jahren muß es rötlich gewesen sein, denn nach einer mündlichen Mitteilung des verstorbenen Goetheforschers K. J. Schröer an mich hatten die noch an Dürers Skelett gefundenen Haare ganz die gleiche Farbe, wie eine aufbewahrte Locke Schillers, der bekanntlich rötlich blond war; Dürers Augen waren bläulich grau. Holbein d. J. war nach einer brieflichen Mitteilung Woltmanns an mich ebenfalls blond und blauäugig. Auf dem Selbstbildnis Hans Burgkmaiers (1473—1531, Wiener Hofmuseum) läßt sich nur der lichte Teint sicher feststellen; die Augen sind grau oder mischfarbig, das Haar ergraut. Lucas Cranachs schönes Altersbild kenne ich nur in unfarbiger Reproduktion. Seine Vorliebe für ge-

mischte Typen läßt vermuten, daß er selbst einen Mischtypus hatte. Das Gesicht war auch für einen reinen Typus etwas zu breit, die Züge jedoch gut germanisch, wenn auch nicht die eines genialen Künstlers, der ja Cranach auch nicht war, sondern die eines ehrenfesten Bürgers. Ebenso kenne ich von Martin Schongauers Bild in München (gemalt von Hans Burgkmair) und von dem Selbstbildnis Adam Elsheimers in den Uffizien nur monochrome Wiedergaben. Schongauer hatte danach mittellichtes Haar, ziemlich helle Augen, nicht sehr feinen, aber immerhin nicht unnordischen Gesichtsschnitt mit etwas vorspringender, nicht sonderlich gebogener Nase, Elsheimer ziemlich tief in die Stirn gewachsenes dunkles Haar, lichteren Bart, starke gerade Nase.

Deutsche Gelehrte und Dichter finden sich in der Sammlung des Erzherzogs nicht. Doch kann ich über einige farbige Bildnisse anderer Provenienz berichten, zunächst von Humanisten und Theologen, die das Hauptkennzeichen ihrer Epoche sind. Dürer stellte auf dem erwähnten Märtyrerbilde neben sich seinen Freund, den Humanisten Wilibald Pirckheimer (1470—1530), dar; er ist blauäugig, licht von Teint, die Haare sind unter der Kappe verborgen. Ein Stich (von Dürer) zeigt mit 53 Jahren noch volles lichtes (wohl ergrautes) Haar, ein gedrungenes, etwas verfettetes Gesicht, gerade, nicht lange, nicht kurze Nase. Luther war nach Woltmanns Forschungen (Pol.-anthrop. Rev. III) mittel- bis dunkelblond, woneben freilich auch Bilder mit lichter blondem Haar vorkommen, von rosigem Inkarnat und bräunlich grauen Augen. Die leichte Trübung der Augenfarbe ist das einzige Anzeichen einer leichten Beimischung dunkleren Blutes, denn Luthers Nase war ebenmäßig lang mit einem Bug in der Mitte, keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, kurz und dick. Man ist an Luthers Altersbilder gewöhnt, die ihn in der stereotypen Verfettung jener Zeit zeigen, da ist denn allerdings seine Nase im Verhältnis zu den dicken Fettwangen und der starken Unterkehle kurz (vergl. das oben über Shakespeares Büste Gesagte). Sein Profil (Lucas Cranachs Stich von 1521) zeigt, da Nase und Stirn in gleicher Richtung verlaufen, die Augenbrauenwülste stark hervortreten und die Nase in der Mitte einen Höcker hat, etwas „Löwenartiges“. Zu ergänzen ist Woltmanns Bericht dahin, daß Luther erst als Reformator gemalt wurde, und die ältesten Oelbilder ihn bereits im Anfang der Vierziger darstellen (das Bild als Junker Georg, das Woltmann heranzieht, ist in der Tat nur eine Uebertragung in Farben; als Junker Georg wurde Luther von Cranach nur, und zwar eigenhändig, in Holz geschnitten). Zu dieser Zeit stand Luther zweifellos knapp vor dem Ergrauen, und sein Haar wird daher einen leicht schwärzlichen Ton angenommen haben, wie man das fast immer beim blonden Haar beobachten kann. Vorher licht (Darstellung als Mönch in Weimar), wurde es später bei vorgeschrittenem Ergrauen wieder von ähnlicher Farbe (Mailänder Lutherbild), um dann völlig grau zu werden. Ein bis dahin noch nicht reproduziertes Lutherbild von Cranach aus dem Jahre 1525 (Luthers dreiundvierzigstem Jahr) findet sich in der Deutschen Literaturgeschichte von Alfred Biese (München 1907). Nach der freundlichen Nachfrage des Autors bei dem Besitzer sind Luthers Haare darauf „sehr dunkel blond“, die Augen „klar, hellbraun mit schwärzlichem Rande“. Ich möchte diese Augenfärbung als die richtige annehmen und

die graubräunliche für eine spätere halten, wo die Augen schon ergraut waren. Der Grad der fremden Beimischung erhöht sich dadurch nicht. Nur ausgesprochen braune Augen, wie sie die echten Brünetten haben, bei denen dann kein schwärzlicher (gewöhnlich — wie bei Goethe — dunkelblauer) Rand erscheint, sind als stärkerer Mischungsgrad zu betrachten. Von Melanchthon kenne ich nur ein einziges Bild in Farbe, nämlich auf einem Bilde von Canon, das die Versöhnung der Religionen darstellt. Canon dürfte doch wohl ikonographisches Material dafür verwendet haben; er malte ihn hell rotblond. Der ursprüngliche Name Melanchthons, Schwarzert, läßt darauf schließen, daß jener Vorfahr, von dem sich der Name herschreibt, ein dunkelhaariger war, was nicht viele Generationen zurückgelegen sein kann. Im Museum der Stadt Wien befindet sich ein stark nachgedunkeltes Bild von Abraham a Sancta Clara, das den großen Volksprediger schon ergraut darstellt, aber mit ziemlicher Sicherheit vermuten läßt, daß er dunkles Haar hatte. Der Teint ist „männlich", die Augen dunkelbraun, aber das Gesicht schmal, die Nase lang und gebogen. Das Bild macht einen sehr ernsthaften Eindruck, nichts weniger als den eines Possenreißers. Von Abstammung war Abraham a Sancta Clara (eigentlich Ulrich Megerle) ein Schwabe, aber er dürfte auch bairisches Blut in sich gehabt haben. Ueber andere Reformatoren kann ich nur nach Stichen urteilen. Ich berücksichtige nur die bereits herangezogenen „Icones" von Beza. Zwingli hatte eine spitze, wohl etwas gesattelte Nase, lange spitze Nasen haben ferner Oecolampadius und Bugenhagen (zu ziemlich breitem, fettem Gesicht), dagegen große gebogene Nasen Johannes Sleidanus, Heinrich Bullinger, Simon Grynaeus, Martin Bucer, kürzere gebogene bezw. vorspringende Nasen Wolfgang Musculus und Ambrosius Blaurer. Justus Jonas hat breites Gesicht und kurze Nase, Kaspar Cruciger und Joachim Camerarius (eigentlich Liebhard) wieder etwas feineren Typus, Jakob Sturm ein Frundsberggesicht. Johannes Mathesius, der erste Biograph Luthers (Ausgabe seiner ausgewählten Werke von Georg Loesche, Prag 1898), hatte ein langes Gesicht, ebenmäßige, gerade Nase; die Iritiden sind ganz hell gelassen. Primus Truber, Reformator Krains und durch seine Bibelübersetzung Begründer der slowenischen Schriftsprache und Literatur, hatte eine lange Nase mit Bug und helle Augen (Wiedergabe eines Holzschnittes in meiner „Weltgesch. d. Lit.").

Ueber die sonstigen Gelehrten und Dichter habe ich nur wenige nähere Daten. Sebastian Münster, der Kosmograph, hat auf dem Bild von Christoph Amberger in Berlin ein gutes deutsches Greisengesicht mit ziemlich langer, gerader Nase, weißem Haar und lichten Augen. Von Gutenberg kann ich nach der Mainzer Kopie des 1870 verbrannten Straßburger Bildes nur das lange schmale Gesicht und die lange, spitz-gerade Nase feststellen; der Bart dürfte ergraut oder schon weiß sein. In der „Geschichte der deutschen Literatur" von Vogt und Koch (Leipzig 1904) finden sich mehrere farbige Wiedergaben, so zwei Bilder von Walter von der Vogelweide, eines mit kurzem Vollbart, das andere bartlos, beide blond in heller Nuance, doch wohl von zweifelhaftem ikonographischen Wert, nur dafür ein Zeugnis, daß man sich den Lobpreiser deutscher Art und Sitte so

vorstellte. Die Wangen sind gerötet, von den Augen nur die Pupillen als schwarze Tupfen wiedergegeben. Johannes Hadloub (Anfang des 14. Jahrhunderts in Zürich) wird ebenso dargestellt. Individuell gehalten ist das Bild Oswalds von Wolkenstein, des „letzten Minnesängers“ (um 1367—1445). Man dürfte seine Authentizität kaum anzweifeln können. Das reiche Haar ist blond, vielleicht schon im Ergrauen, die Augenbrauen mit aufgesetzten dunkleren Strichen, die Gesichtsfarbe „männlich“, ohne Wangenrötung, die Nase gerade, mit ziemlich breitem Rücken, auch das Gesicht nicht schmal, das eine Auge — der Dichter hatte das rechte Auge verloren — ausgesprochen braun. Also ein Typus mit etwas stärkerer Beimischung dunkeln Blutes als der Luthers. Authentisch ohne jede Frage ist das Bild Hans Sachsens in seiner Stube von Andreas Herneißen. Der „Schuh-macher und Poet dazu“ ist nach der Inschrift mit einundachtzig Jahren dargestellt. Die Nase ist lang und gebogen, Haare und Bart weiß, die Augen sind blaugrau (ebenso die des Malers, der sich mit abgebildet hat). Auf dem Schreibpult hat der Greis ein Kätzlein vor sich, und darauf bezieht sich der liebenswürdige Spruch, der in eine weiße Tafel unter dem Tische geschrieben ist.

Von einer Reihe anderer deutscher Dichter und Gelehrter liegen mir nur Wiedergaben von Stichen und Zeichnungen vor. Ich beschränke mich darauf, den Typus durch die Nasenform zu charakterisieren. Lange, gebogene Nasen haben: Sebastian Brant, Johann Geiler von Kaisersberg, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg, der Dramatiker, ebenmäßig lange, gerade Nasen: Nikodemus Frischlin, der sonst sehr dunkel von Haar und Bart gewesen zu sein scheint, Johann Fischart, dessen Augen ganz hell wiedergegeben sind, und Christian Thomasius. Diese Daten nach Vogt und Kochs „Geschichte der deutschen Literatur“. Einige gute Phototypien enthält die „Deutsche Literaturgeschichte“ von Biese. Danach war Ulrich von Hutten, von dem Vogt und Koch ein zweifellos sehr nachgedunkeltes und unschönes Oelbild in Holzschnitt wiedergeben, einem zeitgenössischen Holzschnitt zufolge wohl reiner Norde. Augen und Haare sind ohne Andeutung einer Färbung gelassen, die Züge markig, die Nase gebogen, das Gesicht schmal, etwas spitz. Paul Fleming dürfte mittel- bis dunkelblond oder bräunlich von Haar gewesen sein; sonst hat er ein mehr rechteckiges Gesicht und eine lange Nase mit Bug. Andreas Gryphius hatte wahrscheinlich braunes, jedenfalls ziemlich dunkles Haar, lichte Augen und bei langer gerader Nase ein etwas zusammengedrücktes Gesicht, worin sich fremder Einschlag bemerkbar machte. Auch Paul Gerhardt macht mit seinem etwas zu breiten Gesicht und der eher ein wenig zu kurzen, nur leicht gebogenen Nase nicht den Eindruck eines reinen Norden. Martin Opitz und Simon Dach scheinen in gleicher Weise einen getrübten Typus gehabt zu haben, vor allem dunkel von Haar und Augen gewesen zu sein. Dachs Nase ist lang und gebogen, die Opitz' lang und gerade. Für jene, die in jedem Namen auf -itz einen slawischen Namen vermuten, sei bemerkt, daß Obizzo ein ganz gewöhnlicher altgermanischer Name ist, der sich unter den italienischen Fürsten der Frührenaissance oft genug findet. Im Anhang sei erwähnt, daß Ludwig Holberg, der größte norwegisch-dänische Dichter

älterer Zeit (1684—1754), als Gelehrter nicht minder ausgezeichnet, nach dem Bild in Frederiksborg Slot aschblonde Augenbrauen („cendrées“ schreibt mein Gewährsmann), „graubläuliche“ Augen und einen Teint von „warmer Fleischfarbe“ hatte; die Züge sind rein nordisch (Bart fehlt, das Haar ist von der üblichen Perücke verdeckt).

### 7. Ungarn.

Gewöhnlich wird der Ungar mit dem Magyaren identifiziert. Magyaren aber gibt es in Ungarn kaum mehr als eine halbe Million und auch die nur in einem kleinen Gebiet in größerem Prozentsatz, sonst noch in Inseln eingesprengt. Verschiedene andere mongolische oder mongoloide Stämme, die slawisiert oder rumänisiert wurden, sind ebenfalls noch vorhanden, aber noch weniger rein. Ob die Magyaren und die ihnen verwandten Reste der Hunnen und Avaren irgendwelchen Anteil an der ungarländischen Kultur haben, ist sehr fraglich, da sie im allgemeinen nur Heermasse, nicht Herrscher waren. Die ungarische Vorgeschichte ist, soweit sie von ungarischen (in der Hauptsache deutsch-ungarischen) Chronisten dargestellt wurde, nicht nur sagenhaft, sondern deutschen Chroniken nachgebildet und darum von äußerst geringem Wert. An der Spitze der Hunnen sehen wir den Goten Godegisil („Gottesspeer“, nicht „Gottesgeißel“ zu übersetzen, vergl. Giselher, Gisbert, Gisela), der von seinen gotischen Scharen Attila („Väterchen“) genannt wurde, die germanische Prinzessin Hildiko nach germanischer Sitte heiratete und als Germane begraben wurde. Gewiß haben sich unter seinem Heer auch „Hunnen“ befunden, aber es läßt sich wohl nicht beweisen, daß diese echten Hunnen die Heerführer waren; daß aber Attila als Fürst der hunnischen Masse selbst als Hunne bezeichnet wird, ist nur natürlich, gelten doch auch jetzt die Fürsten Rußlands, Dänemarks, Norwegens, Englands, Belgiens, Bulgariens, Rumäniens, Griechenlands, Portugals als Russen, Dänen usw., obwohl sie insgesamt „nur“ Deutsche sind. Bei den neubesetzten Thronen ist allerdings ihre Herkunft noch in Erinnerung, aber Prinz Boris von Bulgarien dürfte unserem Folgegeschlecht wohl schon als Vollblutbulgare gelten. An der Spitze der Magyaren stand Arpad, dessen Name alles eher, nur nicht magyarisch ist; neben ihm wird unter anderen ein Almos als Führer genannt. Man wird vielleicht nicht fehlgehen, wenn man in Arpad das altgermanische Arbod (vergl. Marbod u. a.) und in Almos das Maskulinum von Alma, dem noch heute gebräuchlichen germanischen Frauennamen, sieht. Zweifellos aber brachte Arpad eine ziemliche Schar echter Magyaren mit, und schon deshalb darf man deren Zahl nicht gering annehmen, weil er, Jahrhunderte später, kaum mehr so viel Germanen in seinem Reiche wird haben zusammenbringen können als seinerzeit Attila, aber mit den Mongolen natürlich nur in großer Menge etwas auszurichten war. In Ungarn entstand daher alsbald eine starke Blutmischung, die zur Folge hatte, daß sich in bezug auf die Hunnen, Avaren, Magyaren gewiß das Intelligenzniveau um einiges hob, die allgemeine Befähigung aber nichtsdestoweniger so gering blieb, daß immer aufs neue deutsche Scharen zur Hebung der Kultur ins Land gezogen werden mußten. Noch im 19. Jahrhundert wurden auf diese Weise deutsche Familien durch rosige Prospekte, wie ich selbst einen noch aus den sechziger

oder siebziger Jahren gelegentlich zu Gesicht bekam, ins Land gelockt. Das Schiboleth war natürlich die magyarische Sprache, zu der sich die Herrscher ihrer geringeren Zahl wegen naturgemäß bequemen mußten, weil überall der indolente Besiegte die Sprache der Herrscher schwerer lernt, als der intelligente Sieger die der Unterworfenen. Ich habe diese interessanten Vorgänge als Sohn von eingewanderten Deutschen in Kroatien aus nächster Nähe beobachten können. Mit der völligen Aufgabe der heimatlichen Sprache, die häufig eine starke Veränderung, wenn nicht eigenmächtige Umänderung des Namens mit sich bringt, erfolgt aber sehr bald auch die Vermischung mit den geringwertigen mongolischen und mongoloiden Elementen und damit eine so starke Herabdrückung der Intelligenz, daß diese Teile der höheren Rasse für die Kultur verloren gehen und dadurch jene erwähnten immer neuen Nachschübe von Germanen nötig machen, um das Land nicht ganz in balkanstaatliche Barbarei versinken zu lassen. Bezeichnend ist es nun, daß — diesen Verhältnissen entsprechend — die bedeutenden Persönlichkeiten zu keiner Zeit in Ungarn in größerem Prozentsatz aus den „magyarisierten" Ungarn hervorgingen, wenn man, wie billig, von dem ganz mitteleuropäischen, nur mit magyarischen Orts- und Burgnamen versehenen höheren Adeligen absieht, deren germanische Herkunft gewöhnlich urkundlich belegt ist und die durchweg mit dem deutschen, französischen oder italienischen Adel verschwägert sind. Vielmehr tragen die bedeutenden Persönlichkeiten Ungarns in überwiegender Zahl deutsche oder slawische Namen, die erst sie selbst „magyarisierten", soweit sie dies für nötig fanden. Dies ist ein Zeugnis dafür, daß sie erst einer jüngeren Schicht von Einwanderern oder solchen angehören, die (wie die Siebenbürger Sachsen) sich den Verhältnissen zu Trotz in ihrer heimatlichen Eigenart erhalten haben.

Die Sammlung des Erzherzogs enthält drei besprechenswerte Bildnisse von „Ungarn". Ludwig II. (gefallen bei Mohács mit 20 Jahren, 1526) hat, als Jagellone litauisch-skandinavischer Herkunft, rötlichblonde Haare und gleichen Bart, lichten Teint, lichte, blaugraue Augen, gebogene Nase. Ein größeres Bild von Bernhard Strigel (Wiener Hofmuseum) zeigt ihn als Kind, diesem Typus des Jünglings entsprechend. Stephan Bathori (1533—86), der Fürst von Siebenbürgen und Polen, ist in einem vorzüglich ausgeführten Bilde vorhanden. Er hat einen dunkeln, feinen schwarzen oder schwarzbraunen Schnurr- und Vollbart, das Kopfhaar unter dem Kolpak rasiert, die Nase gebogen, fein geschnitten, „männlichen", in den Wangen etwas rosigen Teint, graue, leicht bräunliche Augen: ein schöner, edler, absolut unmagyarischer Typus. Als Ahnherren der Bathoris werden der Schwabe Guthkeled von Stauf und Wenzelin von Wassunburg genannt. Bathori nennen sie sich nach der Ortschaft Batur, mit der sie von Ladislaus IV. (1272—90) belehnt wurden. Der oben genannte Stephan, der vierte seines Namens und „der Großfüßige" zubenannt, war der bedeutendste des Geschlechts. Matthias Corvinus (gest. 1490), der humanistenfreundliche und auch im Felde siegreiche Fürst, war häßlich. Das Bild (Profil) zeigt eine unschöne gesattelte Nase, scheint aber nach einer Münze angefertigt zu sein und gibt darum weiter keinen Aufschluß. (Die Haare sind unbestimmt mittelblond, die Augen bräunlich, der Teint leicht gelblich mit schwacher Wangenrötung.) Er war der

Sohn Johann Hunyadis und dieser der Sohn eines südslawischen Knezen mit Namen Wuk („Wolf") und einer Szapolyai (Zapolya, Zapola), die selbst slawonische Kneze waren. Die Mutter von Matthias Corvinus war eine Szilagyi, über deren Herkunft ich nichts erfahren konnte.

Im Anhang nenne ich hier den größten slawischen Fürsten der behandelten Epoche, Iwan den Gestrengen von Rußland, der uns als Iwan der Schreckliche oder Grausame, wie sein Beiname irreführend übersetzt wurde, zu ausschließlich als harter Tyrann erscheint, während er doch auch ein bedeutender Herrscher und ein großer Förderer kultureller Bestrebungen, so der Einführer der Buchdruckerkunst in Rußland, war. Karamsin schildert ihn als rothaarig und grünäugig. Ein gleichzeitiger Holzschnitt zeigt etwas spitze, jedoch von mongoloidem Einschlag noch völlig freie Züge. Er war väterlicherseits noch echter Russe, der letzte Sprosse der männlichen Ruriklinie, seine Mutter eine byzantinische Prinzessin, die wohl auch germanisches Blut in sich gehabt haben dürfte, da ja längst die Herrschaft in Byzanz an die stets in neuen Scharen eindringenden, sprachlich bald assimilierten Germanen übergegangen war. Im allgemeinen vergißt man, daß die germanischen Fürsten in den ersten Jahrhunderten bei der Wahl ihrer Frauen strenge auf Ebenbürtigkeit sahen und zumal die Russen im Anfang zumeist Fürstinnen aus der skandinavischen Heimat zu Frauen nahmen; späterhin hatten sie unter den eigenen Geschlechtern in der neuen Heimat genug Auswahl. Ihre Töchter hinwieder heirateten oft nach Westeuropa. Nichts berechtigt, die Sprossinnen reinen germanischen Adels als Slawinnen zu betrachten und danach etwa die Tropfen slawischen Blutes zu zählen, die in irgendeinem westeuropäischen Herrscher fließen. Vielmehr, da man in überwiegendem Prozentsatz nur untereinander heiratete, wurden etwa doch aufgenommene fremde Elemente in einigen Generationen nach dem Gesetz der Entmischung wieder ausgeschieden, so daß z. B. Turgenjev, der einer ursprünglich tatarischen Adelsfamilie entstammte, einen ganz reinen nordischen Typus hatte.

## 8. Mohammedaner und Asiaten.

Von den Bildern mohammedanischer Persönlichkeiten in der Sammlung des Erzherzogs sind vor allem vier von hohem Wert, denn sie gehen auf die Originale zurück, die Chaireddin Barbarossa seinem Freunde Virginio Orsini in einem Elfenbeinkästchen mit elf Bildnissen ottomanischer Sultane schenkte. Murad I. (1359—89), der Sieger vom Amselfelde, hat schütteren, mißfarbig rotblonden Schnurrbart, häßlich gelben Teint, sehr lange, gebogene Nase, Bajazid I., der Blitz, ebenfalls lange, gebogene Nase (Profil), langen, lichtbraunen Bart, etwas vorstehende Unterlippe, Mohammed I. (1402—22), der Sieger von Semendria, lichtbraunen, fast blonden Bart, sonst ähnlichen Typus wie Bajazid, Murad II. (1422—51), der Sieger von Varna, schon ganz arisches Aussehen, nicht zu lange, etwas gebogene Nase. Ein nicht mit Namen genannter türkischer Prinz, den Gentile Bellini bei seinem Aufenthalt in Konstantinopel 1479 malte (farbige Reproduktion von der Hof- und Staatsdruckerei in Wien), hat licht rötlich blonde Schläfenlocke, gleichfarbige Augenbraue, blassen, in der Wange rosigen Teint;

die Nase (Profil) ist lang und gebogen wie bei Bajazid I. Hierzu muß bemerkt werden, daß die Mütter der Sultane gewöhnlich arische Frauen sind, und daß die wichtigste Stütze der muslimischen Macht in Europa die mohammedanisierten Kneze der Südslawen waren. Mit diesen zu Führern zogen die ottomanischen Sultane bis vor Wien. Als dieses Blut in die Breite verlaufen war, hörte die Türkengefahr von selbst auf. Daß sie überhaupt entstehen konnte, erklärt sich daraus, daß der Islam die bisher in echt nordischer Weise unter sich in Zwietracht lebenden Kneze zu einer einzigen Macht vereinte.

Daß die vornehmen Türken von heute eher einen „semitischen" als einen mongolischen Typus haben, ist bekannt. Ich notiere hier, daß Osman Pascha, der Feldherr des türkisch-bulgarischen Krieges, von Carol von Rumänien folgendermaßen geschildert wurde: „Er ist von mittlerer Gestalt, untersetzt, mit dichtem schwarzem Bart, der sein Gesicht umrahmt, dem große, blaue, melancholische Augen einen außerordentlich anziehenden Ausdruck verleihen." (Gottlob Engelhaaf, „Geschichte der neueren Zeit", Stuttg. 1908). Von Niazi-Bey, dem Freiheitshelden der jungtürkischen Bewegung von 1909, wird in einem Interview („Neues Wiener Tageblatt", 28. April 1909) der „rotblonde Stoppelbart" hervorgehoben. Von den vielen Deutschen, die in türkische Dienste übergingen und zumeist türkische Namen annahmen, seien nur der berühmte Mehemed Ali (eigentlich Karl Detroit aus Magdeburg, Hugenottenabkömmling, 1827—78) und Reschid Pascha (Wilhelm Strecker aus Bamberg, 1830—90) genannt.

Nicht anders als die große Machtentfaltung der Türken ist die der Mauren zu verstehen. Hier vereinigte der Islam die Nachkommen der Vandalen in Nordafrika. Nach den spanischen Romanzen zu urteilen, dürften sich die edeln Mauren nicht sehr von den gotischen Adligen der Spanier unterschieden haben, sonst dürfte es wohl schwer sein, über ihre Typen näheres zu erfahren. Bemerkt sei, daß sich in Nordafrika bis heute Reste einer weit früheren nordischen Einwanderung als die Vandalen erhalten haben, die jedoch, längst ihrer Aktivität beraubt, für die maurische Bewegung nicht in Betracht kommen. Im übrigen haben sich den Mauren auch genug gotische Elemente angeschlossen, zum Teil zeitweise und ohne Uebertritt wie der Cid, zum Teil völlig. Die bedeutenden spanisch-arabischen Dichter Mohammed ibn Kutija (gest. 977) und Mohammed ibn Kozmân (gest. 1160) tragen schon in ihrem Namen ihre Herkunft: „Gotensohn" und „Sohn Guzmans". Ebenso waren Horuk (Uruk, Urudsch) Barbarossa (um 1473—1518), der Begründer der Osmanenherrschaft in Nordafrika, und sein jüngerer und bekannterer Bruder Chaireddin Barbarossa (gest. 1546) keine Türken, sondern Söhne eines zum Islam übergetretenen Griechen und auf Lesbos, der damals oft genug von Italienern heimgesuchten Insel, geboren. Ihre Zunamen „Rotbart" bezeichnen sie an und für sich schon als wenigstens zum Hauptteil nordischer Herkunft. Noch verzeichne ich als griechischer Abstammung den Philologen Othman ibn Dschinni (gest. 1002) und den Geographen Jakût (1178—1229).

Bemerkenswert sind die Bilder von Schah Ismael I. Sophi (gest. 1524), dem großen Gegner der Türken, und dessen Sohn Thamasp (gest. 1576). Sophi ist lichtblond, hat rosigen Teint,

gebogene Nase; Thamasp ist ihm ähnlich, hat dunkelgraue Augen, aber schon ergraute Haare. Ob es sich hier ganz nur um Idealbilder handelt, wage ich nicht zu entscheiden. Erwähnen möchte ich, daß bereits bei Firdusi das persische Schönheitsideal getrübten Typus zeigt: Rosenwangen, Veilchenaugen, schmale Nase, kleinen Mund („eng wie ein betrübtes Herz" heißt es gelegentlich bei den Persern), aber dunkle „Lockenschlägel". Darum befremdet ein so reiner Typus immerhin. Daß die alten Perser zumeist blond waren, bezeugen der Alexandersarkophag sowie verschiedene indische Malereien (vergl. Pol.-anthr. Rev. II, S. 333).

Im allgemeinen ist man gerade über die persische Kultur sehr schlecht unterrichtet. Man weiß von der großen Zeit des Cyrus, Darius, Xerxes; mit dem Sieg Alexanders des Großen über Darius II. schwindet dann Persien aus der Geschichte, um erst wieder mit den großen Dichtern des Mittelalters (Firdusi, Saadi, Hafis, Rumi, Nizami, Dschami) für uns kulturell bedeutend zu erscheinen. Doch war auch das Persien der ersten nachchristlichen Jahrhunderte ein glänzendes Kulturland, das nur das traurige Schicksal hatte, seine Schöpfungen durch die Umwertung aller Werte, wie sie die Annahme des Islams mit sich brachte, vernichtet zu sehen, ein Schicksal, wie es die Deutschen nicht anders erlebten, als sie das Christentum annahmen und nun nicht nur die altheiligen Gesänge verloren gingen, sondern auch noch jene Lieder, die in bereits gefestet christlicher Zeit Karl der Große aufzeichnen ließ. Die ganze mittelpersische (Pehlewi-) Literatur ist so bis auf wenige Reste verloren gegangen, aber nur auf solcher Grundlage ist der sofortige Hochstand der neupersischen Literatur denkbar. Die Wissenschaft hatte in der von dem großen Chosrau Anoschirwan 550 n. Chr. gegründeten Universität zu Gundeschapur einen Mittelpunkt, wo sich griechische und indische Wissenschaft begegneten. Die Lakune von dem Untergang Jezdegerds II. (636) bis zum Auftreten Firdusis (um 936 bis um 1020) ist auszufüllen durch die großartige Betätigung der Perser im arabischen Schrifttum, das ihnen bis auf Mohammed und die vorislamischen Dichter der Moalakkât fast alle seine Größen verdankt. Ich möchte hier folgende nennen, die Dichter: Baschschâr ibn Burd (hingerichtet 763), Abû Nuwas (gest. 810) am Hofe Hârûn ar Raschîds, den bedeutendsten arabischen Lyriker, besonders berühmt als Wein- und Knabensänger, und Hamadhânî (967—1007), genannt Badî az zamân („Weltwunder"), Begründer der Makamendichtung, den Sammler der Moalakkât Hammâd ibn Sâbûr (694—771), den berühmtesten arabischen Briefschreiber Abû Bekr al Chwârazmî (aus Chwârazm, 935—1002), den glänzenden Prosaisten Ibn al Mukaffa (eigenlich Rôzbih, hingerichtet 727), dessen Bearbeitung des indischen Erzählungswerkes von den beiden klugen Schakalen Kalila und Dimma noch heute als Muster gilt, den größten arabischen Geschichtsschreiber Dscharîr at Tabarî (838—921), den Begründer der arabischen Grammatik Sîbaweih (arabische Aussprache für Sibûje, gest. 796), den Verfasser des grundlegenden arabischen Wörterbuchs Ismaîl al Dschauharî (gest. 1002), den Mathematiker Mohammed al Chwârazmî (um 820), den Mediziner Razî (um 850 bis 923), den man das größte medizinische Genie des Mittelalters genannt hat (als Rhazes auch im Okzident bekannt und geschätzt), den Histo-

riker Bîrûnî (937—1048). Von den späteren großen persischen Gelehrten schrieben der Theolog Ghazâlî (1059—1111), der Philosoph ibn Sina (Avicenna, 980—1037), der Astronom Omar al Chajjâm (gest. 1123), bekannter als Dichter berühmter (persischer) Vierzeiler sufischer Richtung, der vielseitige Nasîr ad Din at Tûsî (aus Tus, 1210—73), der als erster die Trigonometrie selbständig behandelte, alle auch bereits persisch. Unsere „arabischen" Zahlen sind uns durch Perser vermittelt worden und indischen Ursprungs, haben also mit den Arabern gar nichts zu tun.

In der Literatur der Perser, die sich wieder der einheimischen Sprache bediente, fällt es auf, daß so viele bedeutende Persönlichkeiten aus den nördlichsten Gebieten, zumal aus Chorassan, dem Sonnenlande, aber selbst aus Chwârazm, das schon an Turkestan grenzt, und aus heute afghanischen Bezirken stammen. Dort hatte sich das eranische Blut, fernab vom Strom der rückflutenden Völkerbewegung aus dem Süden, wohl noch am reinsten erhalten. Dorther stammen neben anderen Dakîkî und sein größerer Nachfolger im Epos Firdûsî (beide aus Tûs), der Mystiker Ferîd ed Dîn Attâr (aus Nischapur), Omar al Chajjâm (wahrscheinlich ebenfalls aus Nischapur), der große Dschelâl ed Dîn Rûmî (aus Balkh), nach seiner Mutter auch Dschâmî, während sein Vater aus Ishahan stammte. Die oben unter den arabisch schreibenden Persern erwähnten beiden Chwârazmî und Naßîr ed Dîn Tûsî sind hier zu wiederholen. Reichere Daten findet man in meiner „Weltgeschichte der Literatur".

Noch möchte ich anhangsweise einige Notizen über lichte Rassenelemente unter den Mongolen geben. Ueber den großen Kublai-Khan berichtet Marco Polo als Augenzeuge („Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert", bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hans Lemke, Hamburg 1907): „Kublai, der der Großkhan oder Herr der Herren genannt wird, ist von mittlerer Größe, das ist weder zu groß noch zu klein; seine Glieder sind wohlgebildet und seine Gestalt in den richtigsten Verhältnissen. Er hat eine lichte Gesichtsfarbe, mit leichtem Rot überzogen wie der liebliche Schein der Rose, was seinem Wesen viel Anmut verleiht. Seine Augen sind dunkel (vielleicht „blaugrau" zu lesen, vergl. Pol.-anthr. Rev., VII, S. 384) und schön, seine Nase wohlgezogen und vortretend." Ein chinesisches Bild zeigt ihn mit „ganz unmongolischem" Bart. Weiterhin berichtet Marco Polo von einer „Menge Beischläferinnen", die für den Großkhan „aus einer Provinz der Tatarei, namens Ungut, herbeigeführt werden; in der Provinz liegt eine Stadt desselben Namens, deren Einwohner wegen ihrer schönen Gesichtsbildung und ihrer lichten Hautfarbe berühmt sind. Dahin sendet er in jedem zweiten Jahre oder auch öfter, wie es ihm gerade gefällt, seine Beamten, welche für ihn bis zu vier- oder fünfhundert der erlesensten jungen Mädchen nach Maßgabe der Schönheit auswählen, so wie es ihnen in ihren Vorschriften aufgetragen worden ist". Der Modus der Auswahl wird darauf berichtet und gesagt, daß die geringer „karätigen" unter den Schönen, vom Großkhan mit einer Mitgift ausgestattet, den Herren des Hofes zu Frauen gegeben werden. Durch diese reiche Versetzung mit lichtem Blute mußte endlich auch eine Negerdynastie weiß werden, doch hat man die Herrscherrasse unter den Tataren wohl schon von

Anfang an als lichterrassig anzunehmen. In der Tat wird berichtet, die Nachkommen Yesugais, also wohl auch dessen großer Sohn Dschengis-Khan, der Vater Kublai-Khans, hätten sich im allgemeinen durch „blaue Augen und rötliches Haar" ausgezeichnet (Pol.-anthr. Revue VII, S. 384). Die Vorstellung von den großen Tatarenkhanen als gelber, schwarzhaariger, schiefäugiger Scheuel ist danach zu korrigieren. In einer Anmerkung spricht sich der Herausgeber der Memoiren Marco Polos über die Provinz Ungut aus: „Nach Yule ist Ungut der Name eines Mongolenvolkes, das sonst in der Regel Kungurat genannt wird. Dieser Stamm gab den Fürsten aus dem Hause Dschingiskhans mehr Frauen als irgendein anderer. Den Kungurat gehörte z. B. Burteh Fujin an, die Lieblingsgemahlin Dschingiskhans und die Mutter seiner vier Erben, ferner die beiden Frauen Dschagatais, zwei von den sieben Frauen Hulagu-Khans, eine Gemahlin Mangu-Khans und endlich zwei Frauen Kublai-Khans. Der Wohnsitz der Kungurat befand sich in der Nähe der großen Mauer." Hierzu möchte ich bemerken, daß auch die chinesischen Kaiser gerne aus der Tatarei ihre Gemahlinnen holten, und daß das Barbarenvolk über der großen Mauer, das so häufige Einfälle in das chinesische Reich machte, unter anderem von dem größten chinesischen Dichter Li Tai Po (698 bis 762) ausdrücklich als grünäugig und rotwangig geschildert wird (auch der Himmel heißt im Chinesischen „grün"). Ich zitiere aus meiner Auswahl von Gedichten Li Tai Pos (Li Tai Po, Gedichte aus den Originalen übersetzt von Otto Hauser, Leipzig und Großenhain 1906):

Der Ju-tschao-Ritter sitzt zu Pferde kühn,
Die Mütze Tigerfell, die Augen grün . . .
Das Baikalland ist roß- und rinderreich,
Roh essen sie das Fleisch, dem Tiger gleich.
Sie wohnen auf den Höhn des Jen-tschih-schan,
Doch Schnee und Kälte ficht sie wenig an.
Lachend zu Roß dort sitzen selbst die Frauen,
Die Wangen roter Edelstein zu schauen.
Vogel und Wild, nichts, das ihr Pfeil verschont:
Sie reiten wie berauscht vom Blütenmond . . .

Diese Uebersetzung ist denkbar wortgetreu, was den bisherigen Nachdichtungen (meist aus zweiter Hand) gegenüber betont werden soll. Man hat ganz das Bild der reittüchtigen Germanin. Die Existenz lichter Volksstämme im mittelalterlichen Innerasien ist übrigens längst nachgewiesen (namentlich von Ujfalvy). Bezeichnenderweise hat China gerade immer einige Generationen nach besonders starken „Barbaren"-Einfällen eine neue Kulturblüte erlebt, ganz so wie Italien nach der germanischen Eroberung. Nun aber läßt sich die Vorstellung, daß auch die Scharen des mächtigsten dieser Eroberer, des großen Schi Hoang-ti (3. Jahrh. v. Chr.), zum mindesten keine reinen Mongolen waren, noch im vierten nachchristlichen Jahrhundert nachweisen. Tao Tsien (365—427) läßt einen Mann das phantastische Land der Pfirsichblütenquelle und dort Leute aus der Zeit der Dynastie Schi Hoang-tis (Tsin, ausgestorben mit dem Sohn des Kaisers 202 v. Chr.) finden: „Die Männer und Frauen, die dort mit der Aussaat beschäftigt waren, trugen durchweg fremdländische Kleider und hatten blondes Haar, daß sie in Büscheln trugen. . . . Sie selbst erzählten, daß sie sich zur Zeit der Tsin-Dynastie, um den Unruhen zu entgehen, in diesem

Gebiete niedergelassen und es nicht wieder verlassen hätten. ..." (Wilhelm Grube, „Geschichte der chinesischen Literatur", Leipzig 1902). Seitdem China kein Hinterland mit nordischer Bevölkerung mehr hat, ist es von seiner einstigen Kulturhöhe zu bloßer Betriebsamkeit im Versemachen und Kompilieren, zur politischen Untüchtigkeit herabgesunken.

Die Lichtheit des japanischen Adels, der bis in die neueste Zeit fast alleiniger Kulturträger seines Volkes war, ist in dieser Zeitschrift mehrfach vermerkt worden. Von den Bildnissen bedeutender japanischer Schriftsteller, die mir bekannt wurden (Photographien in einem Sonderheft der japanischen Zeitschrift „Die Sonne" über die Literatur der Gegenwart, der Meiji-Epoche, 1909, vier davon in meiner „Weltgeschichte der Literatur" reproduziert), nähern sich einige dem europäischen Typus so sehr, daß es nicht schwer fällt, in deutschen Gauen echtere Japaner zu finden. Die Gesichter sind oft auffallend schmal, die Nasen wohlgebildet, die Augen nur leicht mongoloid, der Bartwuchs (meist werden nur Schnurrbärte getragen) kräftig und von europäischer Art. Reine mongolische Typen finden sich unter fünfzig nur vier bis fünf.

## Nachträge.

Italiener. Nach Lothar Schmidt „Renaissance in Briefen" (I. u. II. Leipg. 1909) ist Boccaccios lichter Teint durch ihn selbst bezeugt; er schreibt an Petrarka (I., S. 95) von seinem „Eröten". Im gleichen Briefe beschreibt er das Enkeltöchterchen Petrarkas (von dessen unehelicher Tochter Tullia) als „goldblond"; das Kind habe ihn (Boccaccio) an sein eigenes früh verstorbenes Töchterchen erinnert, nur sei dieses „rötlichschwarz" (?) gewesen. Auch von Tullia hebt Boccaccio das „sittsame Eröten" hervor. Veronica Gambara (1485 bis 1550), eine gelehrte Frau und geschätzte Dichterin, war nach demselben Werke (II., S. 250) „groß, hager, von markanten Zügen". Für das adlige Schönheitsideal jener Zeit ist eine Stelle eines Briefes der Lucrezia Medici, den sie 1467 an ihren Gatten Piero über die Brautschau für ihren Sohn aus Rom schreibt (II, S. 4) bezeichnend: „Das Mädchen (eine Orsini) ist, wie gesagt, über Mittelgröße, von heller Farbe, von freundlichem Wesen, und wenn auch minder anmutig als die unseren, von großer Bescheidenheit, so daß es leicht sein wird, ihr unsere Sitten beizubringen. Sie ist nicht blond, wie es denn hier überhaupt keine Blonden gibt, und ihr volles Haar spielt etwas ins Rötliche..." Man sieht, daß bereits eine rötliche Nuance des lichten Haares als ein kleiner Mangel vermerkt wurde; biondo (lateinisch flavus) wurde nur für die helle, gelbliche Nuance gebraucht. Francesco Maria della Rovere, Herzog von Urbino, möchte (II, S. 83), als ihm die Geburt einer Tochter gemeldet wird, „wissen, ob sie helle Augen hat". Bezeichnend ist auch, daß in Tassos „Befreitem Jerusalem" nicht ein einziger dunklerer Typus geschildert wird und selbst die Aethiopierin Clorinda ist weiß und blond, welches Wunder auf ein „Verschauen" der Mutter in die Prinzessin auf einem St. Georgs-Bilde zurückgeführt wird (12. Gesang). Neben der Blondheit des Haares wird die weiße und rosige Färbung der Haut oft hervorgehoben, auch bei Männern. Armida, Tankred, Erminia, Rinald tragen alle die Merkmale der Blonden.

Seltsamerweise fand ich an keiner Stelle die Farbe der Augen erwähnt, auf die ja auch die Griechen keinen Wert legten, da sie ihnen wohl nach dem übrigen Typus selbstverständlich schien. Den Einfluß des Schönheitsideals auf die Rassenbildung unterschätzt man gewöhnlich; wenn nur Blond und Lichtfarbig als schön gilt, hat jene, die dem Ideal entspricht, die Aussicht, durch ihre Schönheit bessere Partien zu machen als sonst und trägt dadurch zur weiteren Aufhellung der höheren Stände bei. Die Wirkung erstreckt sich freilich nur auf wenige Generationen, da ja die Spitzen der Kultur am meisten dem Geschlechtertod ausgesetzt sind.

Spanier. Der Name Demonico Theokopulis (Grecos) scheint mir auf den germanischen Namen Theotoko (Dietege), nicht auf Theotokos („Gottesgebärerin", dogmatischer Name der Jungfrau Maria), dem er nur vielleicht angeglichen ist, zurückzugehen. Die Bildung mit -pulos (= sohn) ist ungriechisch, kommt wenigstens erst seit der Zeit germanischer Eroberungen in Griechenland vor. Velasquez malte sich auf dem bekannten Bilde Las meninas (farbige Wiedergabe in Lübke-Semraus „Grundriß der Kunstgeschichte") durchaus nicht schwarze Haare, sondern dunkel blond-bräunliche.

Franzosen. Nach einem zeitgenössischen Gobelin (farbige Wiedergabe in Pflugk-Harttungs „Weltgeschichte") waren Jeanne d'Arc und König Karl VII. (1403—61) lichtblond. Die Nuance kehrt bei anderen Personen der Darstellung stereotyp wieder, wie es die Technik der Gobelinweberei mit sich bringt, doch haben einige Personen auch dunkle Haare, so daß das Streben nach Wirklichkeitstreue bezeugt ist. Richelieu war nach dem Bilde von Philippe de Champaigne (farbige Reproduktion ebenda), das ihn zweimal im Profil (von rechts und links) und einmal von vorn darstellt (eine mehrfach wiederkehrende, geradezu wissenschaftliche Porträtierung) durchaus nicht so brünett wie Woltmanns Angabe der schwarzen Haare und braunen Augen vermuten läßt. Seine Augen waren sehr hellbraun (hazel im Englischen) mit ganz feinem dunkeln Rand, der Teint licht, der Bart, etwas angegraut, deutlich braunrötlich; das Gesicht ist lang, die Nase groß und gebogen und von ähnlicher Form wie die Goethes. Die Pompadour hatte nach der farbigen Wiedergabe des schönen Bildes von Boucher auf dem Titelblatt der Pariser Zeitschrift „Les Modes" (1909) blonde Augenbrauen (das Haar ist leicht gepudert, doch ebenfalls deutlich blond), blaugraue Augen, zarten Teint, ein anmutiges, aber nicht bedeutendes Gesicht. Die Marquise von Maintenon, von der ich nur unfarbige Bildnisse kenne (zudem nur mit nonnenhaft verdecktem Haar), läßt dagegen sofort die bedeutende Persönlichkeit erkennen; das Gesicht ist sehr schmal, die Nase lang und gebogen, der Ausdruck äußerst vornehm. Bekanntlich war ja die spätere Marquise von Maintenon, frühere Frau des Dichters Scarron, die Enkelin des hervorragenden hugenottischen Dichters und Historikers Agrippa d'Aubigné und selbst ursprünglich Protestantin. Erst nach dem Tode ihres Vaters Constantin d'Aubigné, der durch Leichtsinn die Familie herabgebracht hatte, ließ sie sich „bekehren".

Aus der „Geschichte der französischen Literatur" von Suchier und Birch-Hirschfeld habe ich noch einige Daten nachzutragen. Von Eustache Deschamps (geb. um 1340), dem meistersängerlichen

Lyriker, wird berichtet, daß ihm seine braune Gesichtsfarbe den Beinamen „Morel" (Mohrl) eingetragen habe; vielleicht aber war dies sein ursprünglicher Name, der erst jenen Bericht hervorrief, denn „Morel" ist ein gut germanischer Name, der mit „Mohr" nichts zu tun hat. „Er beschreibt sich selbst als auffallend häßlich und nennt sich roi de laideur." Eine Miniatüre von 1383 entspricht dem, zeigt aber bei ihm keine andere Gesichtsfarbe als bei den anderen darauf dargestellten Personen, jedoch (im übrigen licht gehaltene) geknüllte Haare im Gegensatz zu den welligen Haaren der anderen. Adenet (kleiner Adam) le Roi (näml. des ménestrels), ein Brabanter, Dichter von Chansons de Geste (gest. nach 1297), hat auf einer farbig wiedergegebenen gleichzeitigen Miniatüre lichte, leicht braunrötlich getönte Haare; das Gesicht ist typisiert. Von den Troubadours, die eine farbige Tafel vereint, sind alle mit unergrautem oder unbedecktem Haar rötlichblond dargestellt, so Jaufre Rudel, Perdigon, Marcabrun und Albertet von Sesteron; Bernhard von Ventadour, auf Gold gemalt, hat weiß gelassene Locken. Raimbaut von Vaqueiras, in Holzschnitt wiedergegeben, hat ebenfalls lichtes Haar. Aehnliche Holzschnitte nach Miniatüren sind gebracht von dem Epiker Jean Bodel (gest. 1210), dem Dichter eines „Gueteclin" (Wittekind, der Sachsenherzog, Gegner Karls des Großen) von Marie de France (Ende des 12. Jahrhunderts), der Dichterin anmutiger Fabliaux, von den Minnedichtern Guillaume le Vinier (gest. 1245), Simon d'Authie (um 1230) und Perrin von Angecourt (um 1250), von dem Dramatiker Adam de le Hale (gest. um 1286), der sich mit Unrecht, wie er versichert, „der Bucklige" genannt sah. Sie alle haben auf hellem Hintergrund etwas getönte, doch jedenfalls lichte Haare, auf dunkelm Hintergrund fast oder ganz unfarbig gelassene, während im übrigen andere Miniatüren genug oft Personen mit dunkeln Haaren zeigen. Ein höherer ikonographischer Wert ist den hier besprochenen Darstellungen natürlich nicht beizumessen, besonders nicht im besonderen, im allgemeinen dürften sie jedoch für den Eindruck, den man damals von den Literaten bekam, charakteristisch sein. Anzeichen zu persönlicherer Kennzeichnung sind auch schon da bemerkbar und vermehren sich in der folgenden Epoche, über die ich bereits berichtet habe, rasch.

Niederländer. Anton Mor (Selbstbildnis in den Uffizien), Frans Hals (Selbstbildnis mit seiner Frau in Amsterdam) und Frans Snyders (Bild von van Dyck in Kassel) scheinen mir nach unfarbigen Reproduktionen mittelblond gewesen zu sein. Mor und Snyders haben lange gerade Nasen, Hals ein volles, etwas breites Gesicht, aber stark gebogene Nase.

---

## Sitte, Gesetz und Recht vom gesellschaftsbiologischen Standpunkte.

Dr. Otto Schmidt-Gibichenfels.

Wenn auch Sitte, Gesetz und Recht zweifellos zu den Kulturprodukten gerechnet werden müssen, so haben sie doch, wie alles Kulturelle, eine Vorstufe in der Natur. Ich denke dabei selbstverständ-

lich nicht an elementare Naturgesetze, sondern an gewisse gesellschaftsbiologische Zustände und Erscheinungen unterhalb des Kulturmenschen und des Menschen überhaupt, wie sie bei den in Herden, Schwärmen usw. lebenden Tieren beobachtet werden können. Hier ist das, was man beim Kulturmenschen „Sitte“ nennt, nichts weiter als die Macht der Gewohnheit, die hier noch mehr als bei den Menschen „zur andern Natur“ werden kann. Auf die suggestive Kraft der Gewohnheit kann man hier fast wie auf ein ausnahmslos gültiges Naturgesetz rechnen. Nur die Lebensgefahr vermag die Gesellschaftstiere von den gewohnten Pfaden (Wechseln), den gewohnten Futter-, Tränk-, Nistplätzen usw. abzuhalten. Ob hier die „Gewohnheit“ sofort zu einer Art von „Sitte“, ja zum „Gesetz“ erstarrt, oder ob es dazu einer gewissen Zeit bezw. einer gewissen Zahl von Wiederholungen bedarf, wird sich wohl schwer einwandsfrei feststellen lassen. Vielleicht geschieht das hier in analoger Weise und aus analogen Ursachen, wie sich im Organismus aus weichem Gewebe allmählich Knorpel und aus Knorpel allmählich Knochen bildet. Wie schon in früheren Aufsätzen angedeutet, vertreten die Sitten und Gesetze das mehr oder weniger Feste, Beständige im Gesellschaftsorganismus. Und diese Gebilde sind im eigentlichen wie im Gesellschaftsorganismus um so differenzierter und komplizierter, oder um so einfacher, je höher oder je niedriger die Entwicklungsstufe der betreffenden Organismen gediehen ist.

Von jener unbedingten Folgsamkeit (also einer Art von sittlicher Macht), die das Leittier auf die Herde ausübt, wissen die Jäger und Hirten merkwürdige Dinge zu erzählen. Die Herde soll sich in jede Gefahr stürzen, sobald das Leittier, oder was im kritischen Augenblick dafür gehalten wird, nur vorangeht. Die Indianer sollen sich das zur Erbeutung ganzer Büffelherden zunutze gemacht haben, indem sie die Herde gegen einen Abgrund trieben, an dessen Rande ein mit Fell überzogenes Weidengeflecht aufgestellt war. Sobald sie das Weidengeflecht im richtigen Augenblicke an einem Faden in den Abgrund zogen, soll sich die ganze Herde nachgestürzt haben. Ich kann mich für die Wahrheit dieser Geschichte nicht verbürgen, halte sie jedoch nicht für unwahrscheinlich. Von durchaus glaubwürdiger Seite wird erzählt, daß, so schwer es sein soll, sich an eine Büffelherde unbemerkt heranzuschleichen, solange die überaus wachsame Leitkuh noch da ist, es doch sehr leicht sein soll, beliebig viele Herdentiere abzuschießen, falls es nur gelingt, die Leitkuh zuerst tödlich zu treffen.

Auch von gewissen stillschweigend anerkannten Rechten, ja Vorrechten der Leittiere in bezug auf Futter und Geschlechtsgenuß hört und liest man oft genug. Dabei müssen freilich die alten Tiere diese Rechte von Zeit zu Zeit gegen den jüngeren Nachwuchs verteidigen. Ganz alte Männchen, sagt man, sollen sich lieber von der Herde völlig absondern, sich in die Gefahr des Alleinseins begeben, als daß sie sich dem jüngeren und stärkeren Nebenbuhler unterordnen. Die Folgsamkeit scheint also, ähnlich wie beim Menschen, nur für den Durchschnitt und Unterdurchschnitt der Herde, aber nicht für die überragenden Individuen eine unbedingt suggestiv wirkende Macht zu sein.

Wie ich im letzten Juniheft näher begründet habe, steht es für den Menschen keineswegs fest, ob er schon auf der halbtierischen Vorstufe in Herden, oder einzeln, bezw. in kleineren Familien gelebt hat. Sind ja doch selbst im Kulturzustande die Herdeninstinkte bei den verschiedenen Individuen und Rassen sehr verschieden stark. In jedem Falle hat aber der Mensch, wie das Tier, von allem Anfang an gewisse Lebensgewohnheiten gehabt, und von diesen Gewohnheiten kann sich der Uebergang zu einer eigentlichen „Sitte" nur in dem Maße vollzogen haben, als gewisse Lebensgewohnheiten, die sich im Kampfe um Dasein und Macht als besonders nützlich erwiesen hatten, von der Familie oder Horde besonders geachtet und geschützt wurden. Wenn wir jetzt, unter dem Einflusse einer christlichen Sittenlehre, mit „sittlich" und „unsittlich" zugleich den Begriff von „gut" und „böse" an sich, ohne bestimmte Beziehung auf die Erfordernisse einer bestimmten Lebensgemeinschaft und bestimmter Lebensbedingungen verbinden, so ist das vom biologischen Standpunkte aus nicht zu vertreten. Die unbedingte Herrschaft des Christentums hatte eben auch in der Morallehre als schlechthin „gut" oder „böse" das festgesetzt, was dieser Herrschaft zu- oder abträglich war.

Von den Philosophen war es wohl zuerst Friedrich Nietzsche, der in seiner „Genealogie der Moral" auf diese Beziehungen sehr nachdrücklich hinwies. Der ungewöhnliche Aufwand von Scharfsinn und historischem Tatsachenmaterial, mit dem er seine Ansichten über den Ursprung der verschiedenen Moralsysteme und der Moral überhaupt zu beweisen sucht, kommt dem an biologisches, überhaupt naturwissenschaftliches Denken Gewöhnten recht überflüssig vor. Einem solchen erscheint es fast als selbstverständlich, was Nietzsche erst mühsam beweisen zu müssen glaubt. Ueberdies sagte schon der doch auch unter dem Einflusse der christlichen Morallehre stehende Dichter Shakespeare im „Hamlet": „An sich ist nichts gut oder böse, das Denken macht es erst dazu." Das „Denken" ist aber eben die Beziehung auf die Lebensbedingungen einer bestimmten Lebensgemeinschaft. Der Dichter scheint also auch in diesem Falle dem Denker vorausgegangen zu sein.

Unter rein natürlichen Einflüssen hängen die Lebensgewohnheiten und die daraus sich bildenden Sitten immer und überall von der Rassenbeschaffenheit und den konstanten Lebensbedingungen der Herde, der Horde, der Kulturgesellschaft ab und ändern sich nur in dem Maße und in der Art, als sich diese Faktoren ändern. Wird z. B. eine Kulturgesellschaft durch Rassenmischungen oder sonstwie durchschnittlich immer kränker, schwächer, feiger, ängstlicher, häßlicher, so werden selbstverständlich auch die zur Herrschaft gelangenden ethischen und ästhetischen Werturteile und die darauf beruhenden Sitten und Geschmacksrichtungen entsprechend anders. Das bedarf keiner besonderen historischen und philosophischen Beweisführung; das kann man jeden Tag und heute wohl deutlicher als jemals direkt beobachten. Wenn heutzutage in den Hauptkulturländern einerseits die Starken, Mutigen, andererseits die Weisen, die im großen Sinne Klugen überall die Oberhand hätten, so würde in Sitten und Gesetzen, in Politik und Kunst nicht eine so klägliche Dekadenz zur Herrschaft gelangt sein. Dabei muß besonders bemerkt werden, daß — wollte

man jenes Durchschnittsniveau, welches die Sitten und Gesetze bestimmt, genau berechnen — die hervorragenden, tonangebenden, führenden Individuen mit einer weit größeren Maßzahl eingesetzt werden müßten, als die mittleren und untermittleren. Das Durchschnittsniveau fällt also unverhältnismäßig tiefer aus, wenn es in einer Gesellschaft an hervorragenden Individuen mangelt, im umgekehrten Falle natürlich entsprechend höher. Nutzen sich also in einer Kulturgesellschaft die hervorragenden Individuen schneller ab oder vermehren sie sich langsamer als die mittleren und untermittleren, so muß das ethische und ästhetische Durchschnittsniveau sinken, trotzdem die Gesellschaft an Zahl sich gleich bleibt oder gar zunimmt. Das scheint aber eben gerade in der heutigen Epoche der europäischen Kultur der Fall zu sein. Was jetzt in ethischer und ästhetischer Beziehung „gut" ist, pflegt nicht neu, und was neu oder, wie man sagt, „modern" ist, pflegt nicht gut zu sein.

Wenn sich die Durchschnittsbeschaffenheit einer Rasse entweder von außen her (durch Vermischung mit Fremden), oder von innen heraus (durch stärkere Abnutzung gewisser Bestandteile) so schnell verändert, daß die Anpassung der Sitten damit nicht Schritt halten kann, so bedarf die Gesellschaft eines stärkeren Schutzes ihrer innern Lebensbedingungen, als ihn bloß sittliche Mächte zu gewähren vermögen. Die menschlichen Gesellschaften scheinen dieses Bedürfnis schon frühzeitig empfunden zu haben. Um die Lebensgewohnheiten der Gesellschaft auch denjenigen einzuprägen, die sie, als ihrer Natur und Kultur widersprechend, nicht von selbst befolgten, ließ man einen besonders wichtigen, auserwählten Teil dieser Gewohnheiten (Sitten) noch mehr erhärten und umgab ihn mit noch stärkeren gesellschaftlichen Schutzwehren (Strafen), d. h. man schrieb ihn auf steinerne oder eherne Tafeln und nannte ihn „Gesetz". (Daher vielleicht lex, legis von legere?)

Man ist nur zu leicht versucht, das geschriebene Gesetz als einen großen Kulturfortschritt anzusehen, und im Vergleich mit den vorausgegangenen unerträglichen Zuständen mag es in der Tat auch als ein großer Fortschritt empfunden worden sein. Es ist jedoch für eine Kulturgesellschaft immer ein schlimmes Zeichen, wenn sie eines geschriebenen Gesetzes überhaupt bedarf; denn auch die besten Gesetze und die strengsten Strafen für ihre Uebertretung sind nicht so wirksam, wie gute Sitten, falls diese noch hinreichend lebendig sind. Sehr richtig bemerkte darum Tacitus von den Germanen: „Viel besser, als anderswo gute Gesetze wirken hier gute Sitten." Die Germanen hatten eben damals noch nicht nötig, Sitte und Gesetz voneinander zu trennen und letzteres auf unvergängliche Tafeln zu schreiben. Es wurzelte in der Reinheit und Kraft ihres Blutes viel fester, als anderswo auf ehernen Tafeln und unter eiserner Zuchtrute.

Woher kommt nun aber das allmähliche Schwächerwerden und zuletzt das Aussterben der guten alten Sitten? Teilweise von der Veränderung der Lebensbedingungen, hauptsächlich aber vom Schwächerwerden und allmählichen Aussterben der Rasse, die solche Sitten hervorgebracht hatte, der sie von Natur und Kultur eigentümlich waren. Die Veränderung der Lebensbedingungen wirkt in dieser Hinsicht mehr indirekt, indem sie die Individuen, bezw. die Rasse oder Klasse,

die sich der Aenderung nicht anpassen kann oder will, zum Aussterben bringt. Die Aenderung der Lebensbedingungen kann selbstverständlich nur von außen kommen; denn solange und soweit eine Rasse oder Klasse ihre Lebensbedingungen selbst bestimmen kann, dienen sie ja direkt ihrer Erhaltung, werden sich also nicht von selbst ändern.

Von diesen Lebensbedingungen kann man innere und äußere unterscheiden. Erstere sind, wie schon angedeutet, die einer Rasse oder Klasse natürlichen, aus ihr selbst herausgeborenen Sitten und Gesetze, letztere bestehen in der physischen Beschaffenheit, geographischen Lage, Nachbarschaft usw. des von der Rasse oder Klasse besetzten Landes. Beide können bis zu einem gewissen Grade aufeinander einwirken, müssen aber im wesentlichen als selbständige Faktoren angesehen werden. Werden einer Rasse oder Klasse fremde, ihrer Natur und Kultur nicht eigentümliche Sitten und Gesetze mit harter oder sanfter Gewalt aufgezwungen, so geht entweder die Rasse, oder die ihr aufgezwungenen Sitten und Gesetze gehen zugrunde. In jedem Falle leiden beide unter solcher gewaltsamen Anpassung. Beispielsweise war es außerordentlich schwer, die christliche Sittenlehre und das spätrömische (byzantinische) Recht den germanischen Völkern aufzuzwingen. Selbst heute, nach einem Jahrtausend, ist dieser Widerstreit, der unendliche Opfer gekostet hat, noch nicht entschieden. Und dabei ist sowohl die ursprüngliche Sittenreinheit wie die Rassenreinheit und rassische Kraft der Germanen nicht wenig in die Brüche gegangen. Es wird weiter unten noch hiervon die Rede sein.

Wenn eine Rasse beständig unter sich bleibt, nur sehr wenig fremde Bestandteile in sich aufnimmt, so werden sich auch, wie schon bemerkt, seine Sitten und — falls es überhaupt solche braucht — seine Gesetze trotz aller sonstigen Kulturfortschritte nicht wesentlich verändern. Unsittliches Leben, d. h. Umgehung oder Uebertretung der geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze wird nur verhältnismäßig selten vorkommen. Noch heute kennt man in Dalekarlien weder Schloß noch Riegel, weil niemand daran denkt, dem andern etwas zu stehlen. Auch der Geschlechtsverkehr vollzieht sich in durchaus geordneter Weise. Rassenreinheit und Sittenreinheit sind eben, wie selten zwei Dinge, voneinander abhängig. Gewiß werden auch in reinen Rassen, wenn ihre Wohnsitze zu eng begrenzt sind oder sonst nicht alle hygienischen und züchterischen Naturgesetze beobachtet werden, eine gewisse Zahl von mißratenen, mit dem Sinn und Wesen der Rasse mehr oder weniger schlecht übereinstimmende Individuen geboren. Deren Zahl ist jedoch verhältnismäßig so gering, daß ihr Einfluß auf die übrigen leicht ausgeschaltet werden kann. Im anderen Falle, bei guten Lebensbedingungen und großer Ausbreitungsmöglichkeit der Rasse, werden die aus der Art Schlagenden meist sogenannte „günstige Mutationen" vorstellen. Es werden das oft starke, eigenwillige Persönlichkeiten sein, aber im großen und ganzen werden sie der Rasse eher zur Ehre als zur Schande gereichen. Solche besonderen Individuen werden vielleicht den von Sitte und Gesetz umschlossenen Lebensspielraum der Rasse vollständig ausfüllen; aber im allgemeinen werden sie kein unüberwindliches Bedürfnis haben, die ihnen anerzogenen Schranken zu

durchbrechen. Kommt es doch vor, so werden sie, entweder durch Verbannung, Aechtung oder auf sonstige gewaltsame Weise aus der Gemeinschaft ausgeschaltet. Dazu sind ja die Sitten und Gesetze da. In Massen können jedoch solche Fälle in hinreichend rein und geschlossen bleibenden Rassen oder Klassen nicht vorkommen.

Es ist also anzunehmen, daß die Völker immer erst dann dazu genötigt wurden, ihre Lebensgesetze aufzuschreiben und strenge Strafen für ihre Uebertretung anzuordnen, wenn solche Fälle sich häuften, und sie häuften sich eben erst dann, wenn die Vermischung mit fremden Bestandteilen einen gewissen Grad überschritten hatte. So scheint es zu der Zeit gewesen zu sein, als Drakon in Athen jene „drakonischen“, „mit Blut geschriebenen“ Gesetze gab. Nur aus diesem Gesichtspunkte werden jene überstrengen Strafen für vergleichsweise leichte Vergehen uns verständlich.

Will also eine Kulturgesellschaft übermäßig strenge und übermäßig viele Gesetze vermeiden, die Zahl der Uebertretungen und die Kosten des Rechtsschutzes vermindern, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich gegen unerwünschte Einwanderungen und Blutmischungen abzuschließen. Sonst können sich die ungeschriebenen Gesetze (Sitten) den sich fortwährend verändernden Rassenverhältnissen niemals anpassen, und die geschriebenen Gesetze werden ihnen immer nachhinken. Letztere können überdies nur die direkten Uebertretungen, aber nicht die indirekten Umgehungen der gesetzlichen Schutzwehren treffen. Das können nur lebendige Sitten und die auf lebendigen Sitten beruhenden Gesetze. Sobald also die Sitten immer schwächer werden und zuletzt ganz absterben, müssen die Verbrechen und Vergehungen immer häufiger und immer andersartiger werden, so daß Richterschaft und Polizei ihnen zuletzt nahezu ohnmächtig gegenüberstehen. Die Sicherheitsorgane eines solchen Landes werden sich wie eine Aufwaschefrau vorkommen, die trotz redlichsten Bestrebens nie ein reines Haus bekommt, weil durch das ungehinderte Aus- und Eingehen von Fremden mit stumpfem oder anders geartetem Reinlichkeitssinn immer wieder Schmutz entsteht, selbst da, wo sie es gar nicht vermutet hatte.

Eine solche Aufwaschefrau ist gewiß recht zu bedauern, gar nicht aber der Hausherr und die Hausfrau (Regierung und Volksvertretung), die so viel Fremde mit zweifelhaftem Reinlichkeitssinn gastlich aufnehmen. Gegen das Eindringen fremden Gesindels, ja selbst gegen den dauernden Aufenthalt von anständigen Fremden, wenn sie von anderer Rasse, anderer Welt- und Lebensanschauung sind, muß sich eine Nation, die sich selbst erhalten will, mit allen Mitteln, nötigenfalls mit Waffengewalt schützen. Wer sich nicht reinigt, den fressen zuletzt die Läuse. Die Amerikaner wissen recht wohl, warum sie unerwünschte Einwanderer mit allen Mitteln fern halten. Sie sind aber in dieser Hinsicht noch viel zu tolerant und werden die Folgen dieser zu weit gehenden Toleranz in Zukunft noch viel mehr als jetzt zu spüren bekommen. Auch für die europäischen Kulturgesellschaften wird es die höchste Zeit, daß sie ihre Einwanderergesetze nach rassen- und gesellschaftsbiologischen Gesichtspunkten einrichten. Gerade der immer mehr zunehmende Weltverkehr macht strenge und weise Gesetze in dieser Hinsicht mehr als jemals not-

wendig. Der Verkehr ist um des Menschen, nicht der Mensch um des Verkehrs willen da. Vorläufig scheint es jedoch, als ob der Weltverkehr ausschließlich um der Interessen des internationalen Großkapitals da wäre. Die Völker und Rassen und ihre besondere Kultur, auf der ihre leibliche, geistige und sittliche Gesundheit beruht, werden dabei als „quantité négligeable“ behandelt. Es ist darum kein Wunder, wenn die wahre Kultur, zum mindesten deren ethische und ästhetische Seite, immer mehr zugunsten einer zerlassenen und verwaschenen Allerwelts-Zivilisation verfällt. Dieser glänzende Firnis wird nicht mehr lange imstande sein, die innere Fäulnis zu verdecken. Auch die höchsten technischen Errungenschaften und die größte Kapitalansammlung können den allgemeinen Zusammenbruch nicht aufhalten, falls in der bisherigen Weise die materiellen Lebensbedingungen zum Schaden der naturellen und kulturellen bevorzugt werden.

Bisher war fast nur von Sitten und Gesetzen die Rede. Was hat man nun vom gesellschaftsbiologischen Standpunkte unter „Recht“ zu verstehen?

Jedenfalls den von den Schutzwehren der Sitten und Gesetze umschlossenen Lebensspielraum, der je nach der Eigenart der Rasse oder Klasse bald enger, bald weiter sein kann. „Recht“ ist gewissermaßen der Kompromiß, den das Bedürfnis nach Freiheit einerseits und nach Ordnung andererseits miteinander geschlossen haben. Im Naturzustande und isoliert hat kein Wesen mehr Recht, als es Macht hat. Aber auch im Kulturzustande und als Glied oder Haupt einer organisierten Gesellschaft können Rechte bezw. Vorrechte auf die Dauer nur von einer entsprechenden Macht aufrecht erhalten werden. Es gibt also gerade vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus keine „Naturrechte“, keine „ewigen Rechte“, höchstens „ewige Gesetze“, auch keine „allgemeinen Menschenrechte“, die sozusagen „vom Himmel fallen“. Gerade vom biologischen Standpunkte aus hat der Mensch wie jedes andere Gesellschaftswesen nicht Rechte an und für sich, sondern nur als Glied oder Haupt einer Lebensgemeinschaft, die ihm und allen Zugehörigen bestimmte Rechte oder Vorrechte als gewisse Vorteile im Kampfe um Dasein und Macht gewährleistet.

Das kann die Gesellschaft natürlich nicht umsonst tun. Jedes Glied und jedes Haupt muß dazu nach seinem Vermögen an Gut und Blut beisteuern. Es ist darum durchaus natürlich, wenn sich die politischen Rechte nach diesem Vermögen abstufen, und unnatürlich, wenn sie für alle gleich sind. Rechte ohne Pflichten und Vorrechte ohne Vorpflichten sind auf natürliche Weise ebensowenig denkbar, wie Leistung ohne Gegenleistung. Der Mensch kann an sich, als Mensch allein, keinerlei Rechte beanspruchen. Nur Großmut, Gnade kann ihm solche ohne weiteres zugestehen.

Es wäre überflüssig, solche selbstverständlichen Dinge auch nur zu erwähnen, wenn man nicht von gewisser Seite noch immer versuchte, sogenannte „Naturrechte“, oder „allgemeine Menschenrechte“ auf ideologische Weise zu konstruieren. Es war ein in gewissem Maße und Grade richtiger Gedanke der französischen Revolutionäre, bestimmte Klassenvorrechte, die in keinen entsprechenden Pflicht- oder Machtverhältnissen mehr hinreichend begründet waren, zu beschränken oder ganz zu beseitigen. Dieser Gedanke hatte sich aber in den

Köpfen der Machtberauschten gleichsam übergipfelt. Man meinte, nicht nur das gleiche Recht Gleichverpflichteter, sondern das Recht überhaupt sei etwas so Selbstverständliches, wie Luft, Licht und Wasser, brauche gar nicht erst durch Verzicht auf Freiheit erworben und nötigenfalls unter Gefahren verteidigt zu werden. Die Revolutionäre mußten sich bald überzeugen, daß so etwas unmöglich ist. Sie mußten, um nur die Ordnung wieder herzustellen, sich bald eine noch größere Beschränkung der Freiheit und eine noch größere Machtkonzentration gefallen lassen, als sie vorher zu ertragen gehabt hatten.

Im nüchternen Zustande können Rechte ohne Pflichten und ohne Machtgarantien nur von sittlich und geistig Minderwertigen beansprucht werden. Derartige Elemente können sich in großen Massen nur in dekadenten Epochen und auch da nur in übergroßen Städten als Bodensatz aller Klassen, oft auch aller Rassen ansammeln. Zu ihnen gehört auch unter Umständen die sogenannte „industrielle Reserve-Armee", d. h. jene fluktuierende Masse von vorübergehend Arbeitslosen, die jener mit dem kapitalistischen System zusammenhängende Wechsel von Ueberspekulation und Panik, von Hochkonjunktur und Krisis immer und immer wieder, soviel auch davon wegstirbt, erzeugt. Das geschieht aber nicht aus sich selbst heraus, durch eigene Vermehrung, sondern sozusagen durch das Brandigwerden gesunder Gewebselemente aus anderen Gesellschaftsschichten. Auf diese Weise entsteht in Großstädten die Partei der „Enterbten", die entweder im Anarchismus oder Sozialismus das Heil der Zukunft sehen und die einen Einfluß auch auf die regelmäßig Arbeitenden, ja auf die ganze Gesellschaft zu gewinnen suchen. Daneben existiert dann noch eine in dekadenten Epochen große, ja übergroße Zahl von Kranken, Schwachen, Schwachsinnigen, Perversen, erblich Belasteten, mehr oder weniger verbrecherisch Veranlagten usw. Alle diese geistig wie sittlich Entwurzelten und Verwahrlosten, die den Bodensatz der Völker bilden, halten sich in dekadenten Epochen überall für das eigentliche Volk und beanspruchen, daß ihre Auffassungen von Staat und Gesellschaft, von Recht und Sitte für alle übrigen gelten sollen.

Diesen Ansprüchen nachgeben hieße die Gesellschaft der Anarchie, der Auflösung, dem Untergange ausliefern. Es wäre das geradeso, als wenn in einem Organismus die Krankheit über die Gesundheit die Oberhand gewinnen sollte. Aber auch mit den Salben und Pflästerchen einer sogenannten Sozialpolitik ist hier gar nichts zu erreichen. Es ist das nur eine Milderung der Symptome, aber nicht eine Beseitigung der Ursachen der Krankheit. Diese Ursachen können, soweit sie sozialer und wirtschaftlicher Art sind, nur durch die im „Problem der besten Gesellschaftsordnung" angegebenen Maßregeln allmählich beseitigt werden. Soweit sie jedoch natureller und kultureller Art sind, wäre das nur durch rassenhygienische, allgemein hygienische und erzieherische Maßnahmen möglich. Diese wieder sind nur dann hinreichend wirksam, wenn sie aus mehr mechanischen Gewohnheiten lebendige Sitten geworden sind, und das ist im eigentlichen Kerne des Volkes gewöhnlich nicht ohne religiöse Erneuerung denkbar. Das „Wissen" ist nur bei geistig hervorragenden Individuen eine Macht, die das Wollen und Handeln zu beeinflussen vermag; beim

Durchschnitt und Unterdurchschnitt ist die Macht des „Glaubens“ in dieser Hinsicht größer. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß gerade das höchste Wissen, soweit es sich auf exakte Beobachtungen und Schlüsse stützt, nur wenigen überhaupt zugänglich ist. Die übrigen müssen ja doch auf Autorität hin glauben. Freilich muß sich jede wahre Religion, die dem Volke wirklich Heil bringen soll, hinsichtlich des Wahrheitsgehalts — nicht der Symbole — auf das beste Wissen ihrer Zeit stützen und mit der Zeit fortschreiten. Bleibt sie auf dem Grunde des Wissens einer längst vergangenen Zeit stehen, so muß Glauben und Wissen in Widerspruch geraten, und die Religion muß ihren „Kredit“ d. h. eben ihren guten Glauben verlieren.

Nun muß man freilich bei jeder Religion „innern Wahrheitsgehalt“ und „symbolische Einkleidung“ wohl unterscheiden, darf beide durchaus nicht, wie es so oft geschieht, miteinander verwechseln. Auch muß die symbolische Einkleidung, die zum Wesen und zur Wirkungsfähigkeit jeder Religion gehört, ohne die sie ein bloßes Moralsystem bleibt, nicht nur den ethischen, sondern auch den ästhetischen Anforderungen entsprechen, darf jedenfalls nicht geradezu abgeschmackt, albern sein. In dieser Beziehung ist freilich der Geschmack der Zeiten und Völker sehr verschieden und muß darum beiden entsprechend angepaßt werden. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Dinge näher einzugehen. Das ist eine Aufgabe für sich, die einer späteren, besonderen Behandlung vorbehalten bleiben muß. Es sollte hier nur darauf hingewiesen werden, daß Lebensgewohnheiten, Sitten, Gesetze, Rechte in der großen Masse des Volkes nur durch das Band einer religiösen Gesinnung zu einer organischen Einheit verbunden und lebendig wirksam gemacht werden können. Wie schon angedeutet, muß eine solche wahre Religion, genau so wie die von ihr geschützten und belebten Gewohnheiten, Sitten, Gesetze, Rechte aus der Rassenseele des Volkes selbst hervorgehen, darf ihr nicht von außen aufgezwungen werden, noch dazu, wenn das betreffende Volk schon jahrtausendelang etwas ihm Eigentümliches in dieser Hinsicht besitzt. Ein Fortschreiten mit der Zeit und den Bedürfnissen der Zeit kann sich hier ohne innere Erschütterungen und Zerrüttungen nur auf dem Grunde des historisch Gewordenen vollziehen, darf von außen höchstens Anregungen empfangen.

So ist z. B. das auf dem sumpfigen Boden der orientalisch-griechisch-römischen Dekadenz emporgewachsene Christentum den germanischen Völkern einst mit harter oder sanfter, meist mit harter Gewalt aufgezwungen worden. Dabei ist nach mehr als tausendjährigen Kämpfen, auf dem Schlachtfelde sowohl wie auf den Kanzeln und Lehrstühlen, zwischen den feindlichen Parteien eine Art von Kompromiß, eine notdürftige Einigung zustande gekommen. Es ist der fremden Religion und der zugehörigen, eine tiefgehende Dekadenz voraussetzenden Welt- und Lebensanschauung nicht gelungen, die Rasse völlig zugrunde zu richten; aber die Rasse hat auch nicht vermocht, die geistige und sittliche Fremdherrschaft völlig abzuschütteln. Und selbst dieser faule Kompromiß wurde nur durch die Mittel einer kleinen, feigen Klugheit erreicht. Im offenen, ehrlichen Kampfe wäre sicher früher oder später eine glatte Entscheidung zugunsten der

germanischen Rasse und Kultur erfolgt, hätte sich jedenfalls nicht bis heute fortschleppen, verzögern können.

Für den Kundigen und Vorurteilsfreien ist es nämlich kein Geheimnis mehr, daß sich das Christentum schließlich nur dadurch in die germanische Welt einzuschleichen vermochte, daß man den heidnischen Symbolen christliche Mäntelchen umhing. Die sogenannte Bekehrung war denn auch zuerst in der Masse des eigentlichen Volkes eine ganz äußerliche. Die heidnischen Götter und Göttinnen, die heidnischen Feste und sonstigen Symbole der altgermanischen Welt- und Lebensanschauung wurden zuerst fast nur dem Namen nach in christliche verwandelt. Die heilige Dreieinigkeit, der Marienkult (Freia), die Heiligenverehrung und andere für eine gesunde Logik sonderbaren Dinge lassen sich nur durch geheimnisvolle Verwandelungskünste erklären und mögen den damaligen Menschen, deren Vorstellungen noch im Heidentume wurzelten, ebenso einleuchtend vorgekommen sein, wie sie uns jetzt absurd erscheinen.

Bei all dieser Maskerade ist jedoch nicht zu leugnen, daß mit dem Namen und Kleide allmählich auch etwas von dem Geiste des Christentums in die germanische Rassenseele überging. Es entstand jene „christlich-germanische" Welt- und Lebensanschauung, die von der ursprünglich-christlichen nicht wenig verschieden ist. Die germanischen Lebensgewohnheiten, Sitten und Gesetze sind darin noch großenteils erhalten. Der um jeden Preis friedliche Charakter des Urchristentums ist zu einem bedingt friedlichen umgestaltet. Die Kriege und Einzelfehden hörten auch nach allgemeiner Einführung des Christentums nicht auf, wurden aber jetzt vorher angesagt, „erklärt". Ja, die Kirche, die inzwischen auch eine weltliche Macht geworden war, bediente sich für ihre Zwecke selbst der Kriegsmittel. Ebenso vermochte der trotzige Freiheitssinn, das hochgespannte Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl, der besondere Stolz des Germanen, nicht völlig in feigen Knechtssinn, in mattherzige Demut und müde, gleichgültige Duldsamkeit verwandelt zu werden. Bei alledem hat die fremde geistige und sittliche Invasion den Lebens- und Machtinteressen des Germanentums recht erheblich geschadet. Die körperliche und seelische Beschaffenheit der Rasse ist recht erheblich zurückgegangen, und die Vermischung mit minderwertigem Blut ist durch den gegen Rassenhygiene, ja überhaupt gegen Leibespflege und Leibeszucht gleichgültigen, vielfach sogar feindlichen Charakter des Christentums geradezu begünstigt worden. Mit der Reinheit der Rasse ging aber auch die Reinheit der Sitten und damit vielfach auch die Sittlichkeit überhaupt zugrunde. Was das Christentum als Sitte ansieht oder ansah, ist oder war vom natürlichen und wahrhaft kulturellen Standpunkte oft geradezu Unsitte, so z. B. die Weltflucht auch gesunder Männer und Frauen, die in der Absonderung in Klöstern zum Ausdruck kam.

Ebenso ist es der international, oft direkt antinational gerichteten Weltanschauung der christlichen Kirche zwar nicht gelungen, das Werden der Nationen zu verhindern oder die schon entstandenen Nationen zu zerstören; verzögert hat sie jedoch die Bildung namentlich der deutschen Nation nicht wenig. Diese, die noch dazu mit den Traditionen des römischen Reiches und Rechtes erblich belastet worden

war, hat sich ja erst in allerneuester Zeit einigermaßen fest zusammengeschlossen.

Was dieses römische Recht anbelangt, so ist das vielleicht die schlimmste geistige und sittliche Fremdherrschaft, die den Germanen aufgezwungen worden ist. Zwar hat sich auch dagegen mit der Zeit das Germanentum teilweise durchgesetzt, in England wohl überwiegend; aber auf dem Kontinente ist das fremde Recht, noch dazu das spätrömische, byzantinische, das, entgegen germanischer Art, den Buchstaben über den Geist, die Sache über die Person stellt, im großen und ganzen Sieger geblieben. Die Herrschaft des Buchstabens über den Geist der Gesetze konnte natürlich nur durch das Aufzeichnen derselben und erst im Laufe der Zeit entstehen. Freilich ist das Aufzeichnen nicht zu vermeiden, wenn die Lebenskraft der Gesetze schwach wird, wenn diese nicht mehr auf lebendigen Sitten beruhen und das Gefühl für Recht und Unrecht in der Masse des Volkes sich abstumpft. Der Buchstabe stützt unsicher werdendes (dekadentes oder durch Rassenmischungen verwirrtes) Rechtsgefühl wie das Korsett den hinfälligen Rücken und Busen. Es ist darum, wie bemerkt, ein schlimmes Zeichen für ein Volk, wenn das Aufzeichnen der Gesetze nötig wird und deren Zahl immer mehr zunimmt. Es wird dann auch ein gelehrter Richterstand nötig und — was das schlimmste ist — der gelehrte Advokat.

Dadurch nimmt die Kultur unzweifelhaft einen pathologischen Charakter an; denn der Fortschritt gesunder Kultur müßte doch daran zu erkennen sein, daß die Zahl der Gesetze, der Verbrechen und Vergehen und damit auch die Zahl der Richter und Polizeibeamten abnimmt. Man kann sich vorstellen, daß in barbarischen Zeiten, wo die Neigung zur Gewalttätigkeit noch groß ist, die Rechtspflege außerordentlich schwer sein muß; aber man sollte meinen, daß in dem Maße, als die Kultur fortschreitet, es die Gesetzgeber, Richter und Polizeibeamten immer leichter haben müßten. Ebenso sollte man meinen, daß mit fortschreitender Kultur das Rechtsgefühl durchschnittlich immer feiner und damit das Rechtfinden immer sicherer werden müßte, so daß nur wenige Fälle von fachgebildeten Richtern und die meisten von Laien zu entscheiden wären.

Wenn nun aber die Erfahrung genau das Gegenteil von dem lehrt, was bei unserem angeblich so hohen Kulturzustande zu erwarten wäre, so muß zum mindesten unsere sittliche und gesetzliche Kultur an einem schweren organischen Fehler leiden. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt das einesteils an unserer überaus „gemischten", außerordentlich schlecht gesäuberten Gesellschaft, anderenteils aber daran, daß ein geschriebenes Recht die lebendige Fortentwicklung und feinere Ausbildung des Rechtsgefühls und Rechtsbewußtseins sowohl beim Fachmann wie beim Laien erschwert, vielleicht ganz unterbindet. Diese schlimme Seite des geschriebenen Gesetzes scheint der frühere Rechtsbeflissene Goethe im Sinne gehabt zu haben, als er Mephistopheles sagen ließ:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.

Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage."

Ein solches zu jeder Zeit modernes, immer wieder von neuem geboren werdendes Recht kann aber eben kein Buchstabenrecht, sondern nur ein Gewohnheitsrecht[1]) sein. Wie aus Gewohnheiten Sitten entstehen, so bilden sich aus Sitten Gesetze, die den Anforderungen der Zeit wirklich entsprechen; vorausgesetzt natürlich, daß die Bildung fester Sitten und Lebensgewohnheiten nicht immer wieder durch Rassenmischungen oder Entmischungen durchkreuzt wird. Auch im eigentlichen Organismus unterliegen ja die festen Gewebsbestandteile einer beständigen Umbildung, einem Stoffwechsel, wenn auch keinem so raschen, wie die Weichteile. Eine völlige Erstarrung (Verkalkung) der Knochen, Arterien usw. ist hier ein greisenhafter Dekadenzzustand. Muß also ein versteinertes, petrefaktes Buchstabengesetz in einem noch jugendfrischen Volke nicht förmlich zur Uebertretung oder Umgehung reizen? Recht ist ja vor solchem Gesetz nicht das, was jeder halbwegs normal Geartete in seinem Busen als Recht fühlt, sondern was in einem alten, vielfach durchaus fälschlich für ehrwürdig gehaltenen Gesetzbuche steht. Kann man sich dann wundern, wenn die Zahl der Umgehungen und Uebertretungen und damit die Zahl neuer Gesetze, neuen Flickwerks, in geradezu beängstigender Weise zunimmt? Und muß da nicht an Stelle der sonst durchaus natürlichen, ja selbstverständlichen Ehrfurcht vor dem Gesetze die Verachtung und Verächtlichmachung treten? Mit diesem Schwinden der Ehrfurcht und dem Aufkommen der Verachtung tritt aber im Gesellschaftskörper das ein, was man im eigentlichen Organismus Knochen- und Bändererweichung nennt. Ein gewaltsamer Knochenbruch kann heilen, wenn der Organismus sonst gesund ist; aber eine allgemeine Erweichung der festen Gewebsbestandteile ist der Anfang vom Ende, wenn nicht schon das Ende selbst.

Gewiß hat das geschriebene und buchstäblich angewandte Gesetz auch sein Gutes. Es erschwert absichtliche Rechtsbeugungen und Rechtsverkennungen. Ich meine aber, wenn das Rechtsgefühl in der Mehrzahl des Volkes halbwegs gesund und halbwegs fein empfindlich ist, so können zum mindesten bei den Fachleuten, den Richtern, gleichviel ob man sie sich gelehrt oder ungelehrt denkt, absichtliche Rechtsbeugungen oder Rechtsverkennungen als ausgeschlossen gelten. Solche Richter müßten ja fürchten, auf offener Straße vom Volke gelyncht zu werden. Ist aber das Rechtsgefühl in einem Volke erkrankt oder aus Mangel an Uebung stumpf und schwach geworden, so hilft auch das geschriebene und buchstäblich angewandte Gesetz nichts. Im Gegenteil, es schadet dann insofern, als es das Zurechtrücken schiefer, veralteter, versteinerter Anschauungen verhindert. Auch begünstigt es allerlei formal-logische Spitzfindigkeiten pfiffiger Advokaten. Wie man die Vergreisung des religiösen Empfindens als „Pfaffentum" bezeichnet, so könnte man auch in bezug auf die Vergreisung des Rechtsgefühls von „Rechtspfaffen" reden. Welche Art

[1]) Die Engländer haben ein solches Gewohnheitsrecht zum Teil noch jetzt.

für die gesunde Kulturentwicklung eines Volkes schädlicher ist, könnte zweifelhaft erscheinen, schädlich sind sie jedenfalls beide.

Auf wirklich hoher (nicht bloß scheinbar hoher) Kulturstufe eines Volkes darf das Rechtempfinden und Rechtfinden, selbst im feinsten, vollendetsten Sinne des Wortes, nicht auf Fachgelehrte beschränkt sein, sondern muß einen wesentlichen Bestandteil der höheren, edleren Bildung überhaupt ausmachen. Aber auch im eigentlichen Volke muß diese Fähigkeit bei jedem normal Gearteten bis zu einem gewissen Grade vorhanden sein. Anderenfalls ist das Volk in bezug auf Sitte und Recht nicht kultiviert, sondern barbarisch, bezw. verwahrlost. Wenn bei den heutigen europäischen Völkern, soweit sie noch einigermaßen rassenrein und instinktsicher geblieben sind, das Organ für Rechtfinden manchmal (bei den sog. „Geschworenen") versagt, so beruht das zumeist auf Mangel an Uebung oder schlechter Auswahl. Ohne Wasser kann man aber nicht schwimmen lernen, und wenn unser Volk das vor zweitausend Jahren aller Wahrscheinlichkeit nach überaus feine und sichere Rechtempfinden und Rechtfinden wieder gewinnen soll, so darf ihm die Gelegenheit zur Uebung nicht zu sehr beschränkt werden. Lieber mag dann und wann ein schiefes Urteil[1]) gefällt werden, als daß die Rechtsfindung ganz aus dem Inventar der Volksseele verschwindet. Mit dem Volke meine ich natürlich nicht den Straßenpöbel, die Hunnenrasse der Großstädte. Hier wird das rechtliche und sittliche Empfinden stets mehr oder weniger pervers sein. Solchem Pöbel, zu dem auch manchmal sog. „Gebildete" gehören, sollte nicht der geringste Einfluß auf die öffentliche Meinung in bezug auf Recht und Sitte eingeräumt werden.

Wahre Kultur wird überall und immer nur erhöhte und verfeinerte (aber dabei nicht verdorbene) Natur sein. Demnach sind das die besten Sitten und Gesetze, die nur verfeinerte, sozusagen ins Menschliche und Höhermenschliche übertragene Naturgesetze sind. Die Natur oder Unnatur erkennt man aber überall und immer daran, ob mit geringen und einfachen Mitteln Großes oder wenigstens Genügendes erreicht, oder ob mit einem ungeheuren Aufwand ein klägliches, völlig ungenügendes Resultat erzielt wird. So steht heutzutage die Zahl der Gesetze und die Zahl der (noch dazu besonders besoldeten) Richter und Advokaten in einem kläglichen Mißverhältnis zum Zustande der Rechtssicherheit und Rechtspflege. Hieran sind freilich die Richter nur zum Teil schuld. Die Hauptschuld liegt an den Gesetzgebern (Regierung und Volksvertretung), die einerseits nicht für genügende Säuberung des Volkes, andererseits nicht für genügende Vereinfachung und Anpassung der Gesetze an die Bedürfnisse der Zeit Sorge getragen haben. Eine Gesundung kann hier nur erwartet werden, wenn einerseits die Rassen- und Gesellschaftsbiologie immer höher sich entwickelt, immer weiter sich verbreitet und andererseits die Gesetzgeber, Sitten- und Rechtspfleger sich immer mehr nach deren Lehren richten. Weg von der Unkultur und Ueberkultur, hin zur Natur und wahren Kultur!

---

[1]) Es passiert das bekanntlich gelehrten Richtern auch.

# Beiträge zur Rassenphysiologie und Rassenpathologie.

Dr. L. Sofer.

## Das Gehirn.

### I.

Die Wichtigkeit, die wir in der Anthropologie der Schädelmessung zuweisen, muß ihre Ergänzung in der Betrachtung des Gehirns finden. Denn wir erkennen heute den alten Satz Galls an, daß die Gestalt des Schädels sich nach der Gestalt des Gehirns forme und nicht umgekehrt; der Schädel bildet gleichsam das Relief des Gehirnes und es lassen sich an demselben die einzelnen Gehirnteile abtasten und ablesen. Kenne man die Funktion der betreffenden Gehirnabschnitte, so könne man aus der äußeren Konfiguration des Schädels die betreffenden Gehirnfunktionen erkennen und bestimmen. Albert Behr[1]) hat diese Sätze der Gallschen Phrenologie einer Nachprüfung unterzogen und kommt zu folgenden Ergebnissen: 1. der Außenschädel wird, wie die vergleichende Anatomie lehrt, nach dem Gehirn geformt, und das Hirnrelief zeigt sich auf dem Schädel ausgeprägt; 2. am äußeren Schädel finden sich Buckel und Protuberanzen, die sicht- und fühlbar sind und bestimmten Hirnwindungen entsprechen. — Wir nehmen nun unwidersprochen eine Vererbbarkeit der Schädelform an. Logisch müssen wir daher auch eine Vererbbarkeit der Gehirnform annehmen. Dies hat J. P. Karplus[2]) im einzelnen nachgewiesen. Es gibt eine Vererbung der Gehirnfurchen, sagt Karplus, allerdings in verschiedenem Grade. Die Mitglieder einer Familie können einander im ganzen Aeußern und in ihrem psychischen Verhalten ungemein, ja zum Verwechseln ähnlich sehen, ihre familiäre Zusammengehörigkeit kann sich in anderen Fällen ohne besondere Aehnlichkeit der Gesamtpersönlichkeit in einer Reihe von kleinen Zügen verraten. So ist es auch bei den Gehirnen. Es kann der gesamte Habitus ein ähnlicher sein, es können in anderen Fällen mehr oder minder zahlreiche Variationen in ihrer Uebereinstimmung bei mehreren Mitgliedern einer Familie die hereditäre Uebertragung des Furchenbildes bezeugen. Ferner weist Karplus auf folgenden Umstand hin: die beiden Hälften eines Gehirnes pflegen einander im großen und ganzen ähnlich zu sein; das Gehirn ist groß oder klein, lang oder kurz, es hat breite oder schmale Windungen, zahlreiche oder spärliche Furchen, und zwar sowohl rechts als links. In den Einzelheiten (Anastomosen, Unterbrechungen) weist aber jedes Gehirn Differenzen zwischen beiden Hemisphären auf, und zwar je höher differenziert das Gehirn ist, desto größer ist die Neigung zur hereditären Uebertragung. Diese Uebertragung zeigt eine Selbständigkeit und Unabhängigkeit der beiden Hälften voneinander; Eigentümlichkeiten der rechten Hemisphäre bei einem Familienmitglied finden sich bei den anderen wieder auf der rechten Hemisphäre und die des linken links; es findet also eine gleichseitige Uebertragung statt.

---

[1]) St. Petersburger med. Woch. 1906, Nr. 4.

[2]) Zur Kenntnis der Variabilität und Vererbung im Zentralnervensystem. Wien 1907.

Die vergleichende Untersuchung der Gehirne der verschiedenen Rassen verspricht also interessante Resultate. K. Brodmann[1]) fand, daß beim Europäergehirn die Furchen der seitlichen Hinterhauptfläche äußerst veränderlich und unbeständig sind, und daß eine Aehnlichkeit mit dem Furchungstypus der Affen, insbesondere der sogenannten Affenspalte, nicht besteht. Dagegen konnte Brodmann bei mehreren niederen Menschenrassen in einem relativ großen Prozentsatz eine auffallende Uebereinstimmung der Occipitalfurchen mit dem einfachen und schematischen Furchensystem der Anthropoiden, speziell des Orang-Utans feststellen, ähnlich wie es Elliot Smith bei Aegyptern und Sudanesen geradezu als gesetzmäßig beschrieben hat. Unter zehn Hererohemisphären fand er siebenmal, unter sechs Javanern fünfmal und unter zehn Hottentottenhemisphären dreimal genau wie beim Orang einen tief einschneidenden, teils bogenförmig verlaufenden, teils mehr vertikal gestellten Furchenzug ziemlich weit von der Hinterhauptspitze, hinter dem sich ein zungenförmiges Gebilde (Operculum occipitale) ausdehnt. Die Uebereinstimmung mit der „Affenspalte“ der anthropoiden Affen steht außer Zweifel. Die Uebereinstimmung mit dem Orang bezieht sich nicht nur auf diese Hauptfurche, sondern vielfach auf alle kleinen Nebenfurchen. Beachtenswert ist die relative Seltenheit der Furche bei den Hottentotten, die unter den Negern als die intelligentesten gelten, und die Häufigkeit bei Hereros. Neben diesen Eigentümlichkeiten der Form finden sich Abweichungen des Aufbaues vom Europäergehirn, denen als Rassenmerkmal eine noch größere Bedeutung zukommt. Beim Europäer liegt das Sehfeld des Gehirns (area striata) fast ganz auf der mittleren Fläche des Hinterhauptlappens und greift nur wenig, in manchen Fällen auch gar nicht um die Hinterhauptspitze auf die Oberfläche über. Bei den Hereros, Hottentotten und Javanern dagegen erstreckt sich diese Zone sehr weit nach außen und nimmt das ganze operculum occipitale ein. Dies ist ebenfalls eine Annäherung an das Verhalten bei den Affen, speziell bei den anthropoiden. Damit stimmt auch überein, daß gelegentlich auch bei uns bei Kleinköpfen (Mikrocephalen) und Idioten affenspaltähnliche Bildungen vorkommen.

## II.

Wir gehen jetzt zur vergleichenden Gehirnbetrachtung der brachycephalen und dolichocephalen weißen Rasse über. Es ist für uns außer Zweifel, daß beide Rassen gleichwertig sind; beiden ist es gegeben, die Repräsentanten der höchsten geistigen Begabung, die Genies, hervorzubringen. Eine Superiorität der dolichocephalen (nordischen) Rasse können wir ebensowenig zugeben, wie eine solche der brachycephalen (alpinen) Rasse.

Dennoch bestehen Unterschiede zwischen beiden Rassen. Kurz zusammengefaßt ist die dolichocephale Rasse befähigt, die analytischen, die brachycephale, die synthetischen Genies hervorzubringen. Die Ursache der Verschiedenheit liegt im Bau des Gehirns.

---

[1]) Berl. klin. Wochenschr. Nr. 15, 1909.

Während das dolichocephale Gehirn eine über den Durchschnitt hervorragende Entwicklung des Hinterhaupthirnes aufweist, weist das brachycephale Gehirn eine solche Entwicklung des Schläfenhirnes und der angrenzenden Partien des Stirnhirnes auf.

Das Hinterhaupthirn ist nun der Sitz der psycho-optischen Wahrnehmungen, der Verknüpfung der Gesichtswahrnehmungen mit unserer ganzen Seelentätigkeit, des Farbensinnes und des optischen Erinnerungsfeldes. Wir werden also bei den Angehörigen der dolichocephalen Rasse eine hervorragende Entwicklung gerade dieser Anlagen erwarten können; sie befähigen besonders zur raschen Erfassung der Einzelheiten der Umwelt, zur Entdecker- und Erfindertätigkeit; sie bilden die Tugenden des Herrschers, des Feldherrn, des Malers, Bildhauers und des Dramatikers. Diese Genies werden wir bei der dolichocephalen Rasse suchen; sie finden ihre Grenzen in ihrer Einseitigkeit und der Beschränkung auf ein besonderes Gebiet. Sie durchleuchten und erforschen ein bestimmtes Arbeitsfeld bis in alle seine Einzelheiten; sie sind Träger eines auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Willens, dem sie mit Ausdauer und oft mit einer gewissen Härte und Rücksichtslosigkeit — hervorgerufen durch die geringere Ausbildung des im Stirnhirn vorhandenen altruistischen Zentrums — nachgehen, alles Eigenschaften der politischen Führer und strategischer Genies. Sie lösen die Umwelt in ihre einzelnen Bestandteile auf. Ihr Denken ist induktiv; sie gehen vom Besonderen zum Allgemeinen. Auf Grund der Beobachtung einer großen Reihe von Einzelfällen gelangen sie zur Erkenntnis des Gesetzes.

Die brachycephale Rasse zeichnet sich aus durch die hervorragende Entwicklung der beiden Assoziationszentren im Schläfenlappen und im Stirnlappen, sowie durch die große räumliche Ausdehnung des psycho-akustischen Zentrums, der Verknüpfung der Gehörseindrücke mit unserer Seelentätigkeit. Das Assoziationszentrum im Stirnhirn hat nach Flechsig vor allem die Fähigkeit, eigene und fremde Gefühle sich vorzustellen, insbesondere das Verhältnis zum Nebenmenschen richtet sich danach, ob das Stirnhirn in seiner Entwicklung zurückgeblieben ist oder sich sogar über den Durchschnitt entwickelt hat. Die Menschen des Stirnhirnes sind Gefühlsmenschen, sind die sozialen Utopisten und Reformisten, die sozialen Bahnbrecher, die Lyriker und Schwärmer. Das zweite Assoziationszentrum nimmt das gemeinsame Grenzgebiet der vereinigten Schläfen-, Scheitel- und Hinterhauptlappen ein; es ist das Zentrum des positiven Wissens und des verknüpfenden Geistes, der eigene und fremde Forschungsergebnisse zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet. Das ist die Gabe der großen Synthetiker, mögen sie nun Religionsstifter sein und ein poetisches Bild des Weltganzen geben, oder Schöpfer neuer wissenschaftlicher Weltanschauungen oder neuer philosophischer Systeme. Aus allen menschlichen Wissensgebieten fließen die Fäden in solchen wahrhaft universalen Köpfen zusammen; sie sind imstande, eine ganze Epoche in ihrer Individualität aufzunehmen. Die Grenzen dieser Genies liegen darin, daß bei der Weite des Horizontes die Einzelheiten verschwinden und verschwimmen, daß sie geneigt sind, die große Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf wenige Typen zu reduzieren. Ihr Denken ist deduktiv; sie gehen vom Allgemeinen

zum Besonderen. Auf Grund weniger Beobachtungen finden sie intuitiv das Gesetz, das sie dann an den einzelnen Fällen erhärten. Liegt bei dem dolichocephalen Gehirne die Gefahr in der Einseitigkeit, wodurch die Weite des Gesichtskreises leidet, so liegt sie bei dem brachycephalen Gehirn in der Vielseitigkeit, wodurch die Gründlichkeit und Tiefe leidet. — Die Ausdehnung des psycho-akustischen Zentrums ist auch die Grundlage für die Entwicklung großer Musiker (programmatische Musik) und Sänger.

Ich bin mir bewußt, daß ich in den vorhergehenden Ausführungen schematisierte, und daß die Gehirne oft von diesem Schema abweichen. So kann sich eine bedeutende Entwicklung des Hinterhauptes mit einer starken Entwicklung der Schläfenlappen kombinieren.[1]) Derartige Mischungsergebnisse der beiden Rassen sind aber geeignet, die Erkenntnis der spezifischen Rassengehirne zu trüben; sie sind zugleich die Ursachen der uferlosen Verhimmelung einer bestimmten Rasse. Ich halte daher meine Schematisierung für eine wichtige Vorbedingung einer objektiven Rassenphysiologie.

---

## Matthäus Much †.

Am 17. Dezember 1909 starb in Wien der Altmeister der prähistorischen Archäologie in Oesterreich, Regierungsrat Dr. Matthäus Much. Er entstammte einer alten niederösterreichischen Familie und wurde am 18. Oktober 1832 zu Göpfritz im niederösterreichischen Waldviertel geboren, wo sein Vater das Amt eines herrschaftlichen Güterdirektors bekleidete. Da dieser bald als Güterdirektor und Oberamtmann nach Petschau bei Karlsbad versetzt wurde, verlebte Much seine Knabenjahre im nördlichen Böhmen. Er besuchte die Gymnasien zu Pilsen, Eger und Prag, beendete aber seine Mittelschulstudien am Theresianum in Wien (1851). An der Wiener Universität widmete er sich dann dem Studium der Rechte. Neben den juridischen Kollegien besuchte er aber auch die geographischen Vorlesungen Simonys, in denen er Befriedigung seines ausgesprochenen Interesses für naturwissenschaftliche Fragen suchte. Ob er durch Simony, mit dem er auch später noch freundschaftlich verkehrte, auf die Hallstätter Funde und damit auf das prähistorische Wissensgebiet aufmerksam gemacht wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Nach Ablegung der juridischen Staatsprüfung trat Much in den Staatsdienst ein und zwar als Beamter der Finanzprokuratur in Temesvar; in diese Zeit fällt auch die Erwerbung des juridischen Doktortitels an der Grazer Universität (1858). Schon im Jahre 1859 sah sich jedoch Much durch Familienverhältnisse gezwungen, aus dem Staatsdienste zu scheiden und im folgenden die Zitherfabrik seines erkrankten Schwiegervaters zu übernehmen, die er bis 1892 leitete. In dem Maße, als ihm der neue Beruf Zeit ließ, widmete er sich nunmehr immer eifriger der Wissenschaft. Die eigentliche Sammler- und Forschertätigkeit setzt aber erst Ende der sechziger

---

[1]) Die häufigsten Abweichungen von dem Schema wollen wir jedoch festhalten. So kann die Brachycephalie bedingt sein bloß durch die übermäßige Entwicklung des unteren Stirnhirns, wobei sich der Schläfenlappen in normalen Grenzen hält. Wir finden dann Genies der sozialen Sphäre vor, ohne Betonung der psychoakustischen Sphäre. Auch der entgegengesetzte Fall kommt vor. Anderseits kann die Dolichocephalie bedingt sein durch eine übermäßige Entwicklung des Stirnhirns, neben oder ohne eine solche des Hinterhaupthirns. Dann finden wir auch bei einem dolichocephalen Gehirne das geniale soziale Schaffen.

Jahre ein. Um diese Zeit begann er mit der archäologischen Durchforschung Niederösterreichs, indem er zunächst von seiner Sommerfrische Gösing bei Krems aus die Umgebung des Manhartsberges durchstreifte und dabei so manchen Fund zutage brachte. Die Ergebnisse dieser Forschungen sind größtenteils in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, zum Teil auch in den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich niedergelegt. Mit Beginn der siebziger Jahre wendete sich Much der Pfahlbauforschung zu, die ihn durch etwa 20 Jahre beschäftigte. Im Jahre 1870 wurde durch Graf Wurmbrand bei Seewalchen am Attersee der erste österreichische Pfahlbau entdeckt an einer Stelle, die Much kurz vorher bezeichnet hatte, und im Jahre 1872 fand er selbst den Pfahlbau bei See am Mondsee, der sich als außerordentlich ergiebig erweisen sollte. Von seinem Sommeraufenthalte an diesem Orte brachte er Jahr für Jahr reiche Ausbeute mit nach Hause. Darüber wurde aber auch die Durchforschung Niederösterreichs, besonders des nördlich der Donau gelegenen Landesteiles, nicht vernachlässigt, und wir verdanken Muchs damaliger Tätigkeit die Entdeckung und Ausbeutung zahlreicher Tumuli der ersten Eisenzeit, sowie die Auffindung und Beschreibung einer Reihe prähistorischer Wallbauten. Auch diese Arbeiten wurden meist in den Mitteilungen der anthropol. Gesellschaft veröffentlicht. Zu jener Zeit kam Much auch zur Erkenntnis, daß eine tiefere Einsicht in prähistorische Verhältnisse durch Heranziehung sprachlicher Studien und älterer germanischer Literaturdenkmäler zur Aufklärung prähistorisch-archäologischer Probleme erzielt werden könne. Unter dem Einfluß dieses Gedankens entstanden einige Arbeiten (z. B. die über n. ö. Ortsnamen in den Blättern des Vereins für Landeskunde von N.-Oest., 1872), die allerdings vielfach verfehlt sind, was Much später auch rückhaltslos zugab, immerhin aber manchen wertvollen Gedanken enthalten. So finden wir in einer dieser Arbeiten die Erklärung des Wortes Wand aus got. wandus, Rute, und im Anschlusse daran die Theorie des geflochtenen Hauses in Alteuropa. Hierher gehört auch die 1878 in den Mitteilungen der anthropol. Gesellschaft erschienene Studie über den Ackerbau der Germanen, in der er den ja mittlerweile ziemlich allgemein anerkannten Gedanken zu begründen sucht, daß die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte seßhafte Ackerbauern waren.

Ende der siebziger Jahre begann die Erforschung des prähistorischen Kupferbergbaues auf dem Mitterberge bei Bischofshofen, worüber alsbald ein Bericht in den Mitteilungen der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung Kunst- und histor. Denkmale (N. F. IV, 1878 und V, 1879) erschien. Das Problem des prähistorischen Bergbaues in den Alpen behandelte Much später auch in der Zeitschrift des d. u. ö. Alpenvereines, XXXIII.

Durch die Beschäftigung mit dem Mitterberger Bergbau wurde Much auf die Frage der Kupferzeit geführt. In dem Werke „Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen (I. Aufl. 1886, II. Aufl. 1893) erbrachte er den Nachweis, daß zwischen der rein neolithischen Zeit und der Bronzezeit eine Periode liege, in der neben Steingeräten Werkzeuge und Waffen aus ungemischtem Kupfer im Gebrauche waren. Aus der reichen Erfahrung Muchs auf prähistorischem Gebiete erwuchs auch der von der k. k. Zentralkommission herausgegebene „Prähistor. Atlas der Länder der österr. Monarchie“ (1889), sowie die als Lehrmittel vorzüglich verwendbare prähistorische Wandtafel für Volks- und Mittelschulen (1893).

Das Indogermanenproblem, dem Much schon in der „Kupferzeit“ näher getreten war, beschäftigte ihn auch noch später. Seine Anschauungen darüber legte er in dem Werke „Die Heimat der Indogermanen im Lichte der vorgeschichtlichen Forschung“ dar, in dem er hauptsächlich aus archäologischen Gründen für eine norddeutsch-skandinavische Herkunft dieser Völkerfamilie eintritt. Das Buch enthält

aber auch noch wertvolle Abschnitte über neolithische Gefäßdekoration, über Nephrit und Jadeit, sowie über die Herkunft und prähistorische Verbreitung der europäischen Kulturpflanzen und Haustiere. Schon in der „Kupferzeit“ und in dem Indogermanenbuche tritt Much entschieden jener archäologischen Richtung entgegen, die Reinach als „mirage oriental“ bezeichnet hat. Ausschließlich der Bekämpfung dieser Anschauungen ist die letzte Arbeit Muchs „Die Trugspiegelungen orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas“ (zuerst in den Mitt. der anthr. Gesellsch., XXXIII, später erweitert bei Costenoble 1907) gewidmet, die sicher sehr viel dazu beigetragen hat, die hauptsächlich von S. Müller vertretene Anschauung von der vollständigen Abhängigkeit der älteren Kultur Europas vom Orient zu erschüttern.

So konnte denn Much an seinem Lebensabende auf eine reiche und fruchtbare Tätigkeit im Dienste jener Wissenschaften zurückblicken, deren Hauptziel die Erschließung der indogermanischen Vorzeit ist. In ihm betrauert die prähistorische Wissenschaft einen Forscher von tiefem Wissen und ernstem Streben, die Anthropologische Gesellschaft in Wien ein langjähriges, eifriges Ausschußmitglied. Doch auch alle jene empfinden den Verlust schmerzlich, denen es gegönnt war, mit dem liebenswürdigen, schlichten, von jedem Gelehrtendünkel freien Manne persönlich in Berührung zu kommen. Zum Schlusse sei noch hervorgehoben, daß auch das deutsche Volk Oesterreichs in dem Verewigten einen treuen Sohn verloren hat, der mit unter jenen war, die in Oesterreich die nationale Bewegung ins Leben riefen. Und wenn er sich auch bald von der aktiven Teilnahme an der Politik zurückzog, so hat er sich doch stets seine gut deutsche Gesinnung bewahrt.

Dr. Gustav Kraitschek.



## Berichte und Notizen.

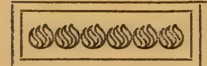


**Die Ursachen des Aussterbens der Naturvölker** werden von Dr. P. Schenk im Leipziger Tageblatt erörtert. Der auffälligste und wichtigste Faktor ist der eminent bösartige und mörderische Verlauf der von Europäern auf Naturvölker übertragenen Infektionskrankheiten, gegen die der erstere schon in gewissem Grade immun geworden ist. Beim Uebergang des betreffenden Krankheitserregers in einen Menschenkörper fremder Rasse erfährt dieser Erreger offenbar eine gesteigerte Vitalität und vermehrte Giftigkeit seiner Stoffwechselprodukte. Zu dieser gesteigerten Giftigkeit kommt dann noch die fehlende oder ganz ungenügende Krankheitsbehandlung bei den Naturvölkern, bei denen es mit der privaten und sozialen Hygiene überhaupt schlecht bestellt ist. Die Ehen sind absichtlich oder unabsichtlich meist wenig fruchtbar, die Kindersterblichkeit hoch. Der Kindesmord und das vorsätzliche Abtöten der Frucht im Mutterleibe gelten vielfach als erlaubt oder sind gar durch die Tradition zur geheiligten Sitte geworden. Zwillinge werden fast von allen Naturvölkern als eine abscheuliche Naturwidrigkeit angesehen und daher beide oder wenigstens der eine oder die eine von den beiden Zwillingen getötet. Bequemlichkeit und Not, Mangel an Nahrung unterstützen den Aberglauben, daß Zwillinge stets ein Zeichen von Untreue oder zum mindesten von viehischer Unsittlichkeit seien. — Die Wohnungen, die Kleidung und Ernährung widersprechen bei den Naturvölkern häufig den einfachsten hygienischen Forderungen. Die Hütten entbehren vielfach jeder Ventilation und versperren jedem Lichtstrahl den Eingang. Gegen die tropischen Regengüsse, gegen die plötzlichen Temperaturschwankungen versteht sich der Neger aus eigener Intelligenz nur mangelhaft oder gar nicht zu schützen. Bei schönem warmen Wetter paradiert er vielleicht in stattlicher dicker wollener Tracht, bei einem Hundewetter dagegen will er naturgemäß die Paradegarnitur schonen und geht halbnackt. Nach den Schätzungen der Tropenärzte sind die Erkrankungen an Rheumatismus, Luftröhrenkatarrh, Lungenentzündung bei den Negern zehnfach häufiger als beim Europäer. — Die Ernährung der Naturvölker ist völlig unzureichend, zu einseitig und vor allem zu ungleichmäßig. Zur Zeit der

Ernte oder nach einer guten Jagd wird der Magen vollgestopft bis zum Platzen. Der Gebrauch von Brechmitteln, um im gefüllten Magen Platz für neuen Stoff zu schaffen, ist bei den Naturvölkern nicht ganz unbekannt. Alles Eßbare muß möglichst schnell und radikal verspeist werden. Denn Vorratskammern gibt es nicht. Kommt dann die Zeit der Dürre, so wird gehungert. Die Zahl der Todesfälle durch Unterernährung oder durch Verhungern ist bei den Naturvölkern nicht ganz klein. — Die Kriege, von Stamm gegen Stamm mit schleichender Heimtücke und mit schonungsloser Grausamkeit geführt und eigentlich niemals zu einem aufrichtigen Friedensschluß gelangend, wurden oft durch Kannibalismus verschärft. Gar manches Freudenfest der Naturvölker erhielt und erhält noch jetzt seine Würze durch Menschenfleisch. Und doch erscheint es fraglich, ob Krieg und Kannibalismus so viel zum Aussterben der Naturvölker beigetragen haben wie das Völkergift Alkohol. Neben der Syphilis war der Branntwein gewöhnlich das erste, unheilvolle, physische und moralische Entartung bewirkende Geschenk der europäischen Kultur an den unzivilisierten Wilden. — Welche Mittel hat der Weiße nicht schon benutzt, um planmäßig und mit allem Raffinement einer „verfeinerten“ Kultur die „Wilden“ auszurotten? Homo homnini lupus. Alle Tünche der Kultur kann die Gegensätze nicht verdecken, die zwischen den weißen und den gelben, roten und schwarzen Menschen bestehen. Wo immer der Weiße auf den Schwarzen, Roten oder Gelben stößt, da gibt es schließlich Krieg bis zum letzten bitteren Ende. Dieser Krieg wird nicht immer offen geführt mit der blitzenden Schneide des Schwertes, dem starken Schlag der Männerfaust, mit Pfeil und Speer, Lasso und Bumerang, mit Kanonen und Maschinengewehren. Schleichender und gefährlicher ist die Zerstörung durch die Vermischung der Rassen, durch versuchte Ausgleichung unüberbrückbarer Gegensätze. Und dann der geistige Kampf, der zehrende Ingrimm des Wilden gegen den Weißen, mag ihm dieser Weiße auch als ein Halbgott erscheinen. Denn der Majestät eines ganzen und vollen Gottes ist der Weiße durch die Untugenden, die ihm mit anderen lasterhaften und gebrechlichen Sterblichen gemeinsam sind, auch bei den Naturvölkern schon entkleidet.

**Die Haarfarbe als Kriterium für die berufliche Befähigung der Frau.** Ein namhafter Großkaufmann suchte kürzlich durch die Zeitung für seinen Geschäftsbetrieb eine Anzahl intelligenter und gebildeter Damen; das Inserat schloß mit dem Vermerk: Blondinen erhalten den Vorzug. Auf Befragen gab er dazu die Erklärung ab, er habe die Erfahrung gemacht, daß die Blondinen sich durch eine größere Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue auszeichneten. Unter den Brünetten — so meinte er — gibt es wohl recht intelligente Frauen, aber ihre Intelligenz ist zu beweglich, und ihre Interessen gehen sehr bald aus dem Rahmen des Geschäftsinteresses hinaus. Die idealsten Arbeiterinnen will der Großkaufmann unter den rothaarigen Mädchen gefunden haben. Sie sind klug, doch nicht zu klug, um sich vom Geschäft ablenken zu lassen, sie sind gewandt, geschickt und von einer rührigen Arbeitskraft. Ihre Intelligenz ist ihrer Ausdauer und Pflichttreue allerdings überlegen. Die beiden letzten Eigenschaften findet man dagegen hauptsächlich bei den Blondinen. Der Geschäftsmann hat seine Erfahrungen in dieser Beziehung seit Jahrzehnten gesammelt und sie niedergeschrieben, so daß er nahezu eine Statistik in dem Punkte angestellt hat. Das Ergebnis dieser Privatstatistik war: schwarzhaarige und brünette Mädchen ergaben im Durchschnitt eine außerordentliche Intelligenz, die die Interessen des Geistes aber zu sehr auf Dinge lenkte, die sich außerhalb der Geschäftswelt befanden. Man konnte von ihnen einen guten Rat, ja nicht selten sogar einen außergewöhnlichen Tip erlangen, und der Geschäftsmann gibt zu, daß das Arbeiten mit den jungen Damen von dunkler Haarfarbe ein Vergnügen ist, weil sie sich außerordentlich selbständig und verständig zeigten. Die Ausdauer ließ allerdings zu wünschen übrig, und es kam nicht häufig vor, daß eine von ihnen länger als drei Jahre auf einem Posten saß. Anders die Blondinen. Sie fassen langsamer auf, sie arbeiten aber außerordentlich gründlich. Sind sie erst eingearbeitet, dann braucht man sich um das, was sie leisten, überhaupt nicht zu kümmern, weil es exakt und wunschgemäß ausgefertigt ist. An Selbständigkeit lassen sie zu wünschen übrig, und verlangt man einen Rat, dann darf man sich an sie nur in seltenen Fällen wenden. Die rothaarigen Mädchen und Frauen sind rührig, sie fassen rasch auf, bringen es auch zu einer großen Selbständigkeit; die ist aber bei ihnen immer eine Sache der Zeitdauer, und man muß ihnen diese Selbständigkeit nachdrücklich zugestehen. Sie sind fleißig, jedoch auch nur bis zu einem gewissen Grade ausdauernd. Ausnahmen in der Beziehung hat es selbstverständlich jederzeit gegeben. (L. Forst im Frankf. Gen.-Anz. 1909, Nr. 277.)

**Die politische Bedeutung des Rasseproblems** hat die Vereinigten Dresdener nationalen Ausschüsse veranlaßt, der sächsischen Regierung nahezulegen, daß der Verleihung bezw. Versagung der sächsischen Staatsangehörigkeit erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werden müsse. Begründet wird dieser Standpunkt mit dem Hinweis, daß es ein großer Irrtum sei, anzunehmen, daß die gegen Sachsens Grenzen andrängenden Slawen durch Aufsaugung unschädlich gemacht werden könnten. „Das neuerdings beliebte Wort »Eindeutschung«", so sagt die Begründung, „bedeutet unter Umständen Einkapselung von Fremdkörpern, die uns in ihrem innersten Seelenleben fern bleiben, anstatt Verschmelzung gleichartiger Gebilde. Die Aufnahme fremder Elemente wirkt nur dann anregend auf das Blut eines Volkes, wenn sie von verwandter und bester Rasse sind, das bezeugt das Beispiel der Hugenotten, Salzburger und Schweden, die Preußen aufgesogen hat. Die Slawen aber kann man unmöglich dieser Auslese zuzählen. Wer Gelegenheit gehabt hat, sie in ihren Heimatländern zu beobachten, weiß, daß sie es nirgends ohne die Deutschen auch nur zu einer mäßigen Kulturhöhe gebracht haben. Sie sind kein selbständiger Kulturfaktor. Deshalb können sie auch bei uns nur die Empfänger, nicht die Geber sein, und die Vermischung mit ihnen bedeutet für uns eine Rasseverschlechterung und Minderung unserer Kulturfähigkeit. — Wenn wir die Frage ferner vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachten, so ist zu erwägen, ob es der staatlichen Billigkeit und Gerechtigkeit entspricht, wenn wir unseren eigenen Volksgenossen durch Aufnahme fremder Handwerker, Kaufleute und Arbeiter den Kampf ums Dasein erschweren und Ausländern ein bequemes Nest bereiten, während wir die unseren über See wandern sehen. — Eine politische Frage ersten Ranges aber ist es, ob es unserem Staat zum Segen gereicht, wenn wir fremden Einwanderern, namentlich der unteren Bevölkerungsschichten, durch deren leichtfertige Naturalisierung und der damit verbundenen Verleihung des Wahlrechts gestatten, an der Gestaltung unserer Landes- und Reichsgesetzgebung mitzuwirken und öffentliche Aemter zu bekleiden. Dadurch übertragen wir einen zunehmenden Einfluß in unserem Staate auf internationale Elemente, die sich bei uns nur vollsaugen wollen, ohne am gesunden Fortbestande des Staates und der Monarchie ein Interesse zu haben; sie werden eine Politik unterstützen, die der Befriedigung ihres einseitigen momentanen Vorteils dient, und es kommt ihnen nicht darauf an, weiterzuziehen, wenn der Staat zusammenbricht. An Stelle eines angestammten, bodenständigen, vaterlandsliebenden Volkes tauschen wir eine unzuverlässige, charakterlose, demokratische Wanderbevölkerung ein. Die Aufsaugung oder Eindeutschung von Gliedern fremder, niederer Rassen erscheint also weder vom kulturellen, noch vom volkswirtschaftlichen, noch endlich vom politischen Standpunkt aus ratsam."



## Bücherbesprechungen.



**de Lapouge, Vacher,** Race et Milieu Social. Essais d'Anthroposociologie. Paris 1909, Marcel Rivière. 8 Fr.

Der Verfasser übergibt in diesem Bande dem französischen Publikum „eine Serie kleiner Monographien über die wichtigsten Fragen, die er in diesen letzten Jahren behandelt hat" (S. 31). Treten schon bei uns der Verbreitung anthroposoziologischer Kenntnisse die mannigfachsten Hemmungen entgegen, die meistens mit Wissenschaft wenig zu tun haben, so wird jeder, der die im französischen Volke herrschenden Gedankenströmungen kennt, verstehen, wie schwer die Ergebnisse eines Forschers, wie de Lapouge, den Weg in sein Volk finden können. Trotzdem gerade sie nicht nur von lauterster Wissenschaftlichkeit, sondern auch von höchster, alle chauvinistische Engherzigkeit weit überragender Vaterlandsliebe getragen sind. Aber, wie Verfasser selbst S. 145 resigniert sagt: kann man denn irgendwelche Fragen behandeln, ohne sich ebensoviele persönliche Feinde zu machen, als es Dummköpfe im gegnerischen Lager gibt? So haben es die Verhältnisse mit sich gebracht, daß ein großer Teil der Forschungsergebnisse Lapouges in deutschen, amerikanischen und italienischen Zeitschriften niedergelegt wurde. Und ein Verdienst der Pol.-anthr. Rev. war es, sie dem deutschen Publikum nähergebracht zu haben. Die Originale der an dieser Stelle erschienenen Arbeiten sind, soweit sie sich dem gesteckten Rahmen einfügten, auch im vorliegenden Bande enthalten. Als außerdem auch deutsche Leser besonders interessierende Kapitel möchte ich

erwähnen: „Der Ursprung der Arier", „Anthropologische Untersuchungen über das Entvölkerungsproblem", „Beziehungen zwischen Volkswirtschaft und Kopfindex" und „Grundgesetze der Anthropologie". Sie besitzen alle die Vorzüge Lapougescher Arbeiten, gründliche Dokumentierung und klaren Gedankengang, und werden dem Buche auch im deutschen Publikum Freunde sichern.

Von der Betrachtung französischer Verhältnisse ausgehend, kommt der Verfasser zu dem Schlusse, den ich als den Kern seiner Ausführungen bezeichnen möchte, daß die Uebereinanderlagerung der Rassen einer Bevölkerung nicht die Folge von Einfällen, Eroberungen usw., sondern der sozialen Auslese sind (S. 24), die sich auf ethnische Verschiedenheiten und die ungleiche Fruchtbarkeit der Klassen zurückführen läßt (S. 251). Im Laufe seiner Untersuchungen berührt der Verfasser auch die viel ventilierten Fragen der Ligurer, der Gesetze der Mischung und Entmischung der Rassen, der Erfindung der Bronze, sowie die äußerst weittragenden, noch nicht genug gewürdigten Experimente Daniels über Telegonie und betritt mit den Untersuchungen über den Anteil der Rassen an den Bevölkerungsbewegungen, über die Beziehungen zwischen Rassereinheit und Geburtenfrequenz usw. das Gebiet der praktischen Politik. Den Bestrebungen, durch Verbesserung der Lebensbedingungen und Verbreitung der Volksbildung die Menschheit umzuwandeln und zu heben, steht der Verfasser skeptisch gegenüber, solange ihnen nicht eine bewußte, systematische Auslese zur Seite tritt (S. 283). Leider sind die Zeiten noch nicht gekommen, wo dieser Gesichtspunkt Gemeingut aller Staatsmänner sein wird. Aber eine nicht zu ferne Zukunft muß sie uns bringen, denn immer eindringlicher tönt die Predigt der Anthroposoziologen, zu deren ersten de Lapouge zu rechnen ist: die wahre Grundlage aller sozialen Wissenschaft ist das Studium der Rassenveranlagungen (S. 136) und: verlorene Kapitalien bilden sich wieder, nicht aber ein aufgelöstes Volk (S. 122). G. Weiß.

**Mehlis, C.,** Die Berberfrage. Mit drei in den Text gedruckten Abbildungen. Sonderdruck a. d. Arch. f. Anthr., N. F. VIII, 4. Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig 1909.

Zu einer Zeit, da uns die Nachrichten aus Marokko immer neue Ueberraschungen bringen und aller Augen mit Spannung auf dieses Land gerichtet sind, muß eine so gründliche und eingehende Abhandlung über die Berber, dessen kriegerische Bewohner, doppelt willkommen sein. Mit anerkennenswertem Fleiß hat der Verfasser alles zusammengetragen, was alte und neue Schriftsteller über diesen Volksstamm geschrieben, was Schädelmessungen und andere anthropologische Untersuchungen über die Leibesbeschaffenheit desselben ergeben haben. Von seinem Namen ist die griechische Bezeichnung für fremdsprachige Völker abgeleitet, die in der Neuzeit den Begriff des Rohen und Ungesitteten angenommen hat, und nach einer anderen Benennung des gleichen Volkes hieß einst der ganze Weltteil Libya. Aus den Berichten der Augenzeugen, wie aus Untersuchungen alter und neuer Schädel und der Vergleichung altägyptischer Bildwerke mit dem heutigen Aussehen des Volkes geht hervor, daß dasselbe, solange und wo es von Blutmischungen frei geblieben, einer langköpfigen, lichthaarigen und hochgewachsenen Rasse angehört, die wir seit Linné naturwissenschaftlich als Homo europaeus bezeichnen. Das Verbreitungszentrum dieser Menschenart, wo sie sich bis auf den heutigen Tag am reinsten erhalten hat, liegt in Nordeuropa, und von ihm müssen folgerichtig alle hellfarbigen Völker, wo wir sie jetzt auch antreffen, ausgegangen sein. Obwohl, wie ich zuerst nachgewiesen habe, die Wurzel des indogermanischen Sprachstammes mit diesem Ausstrahlungsmittelpunkt zusammenfällt, decken sich doch die Begriffe „Homo europaeus" und „Arier" nicht vollständig, und ich betrachte darum nicht jeden blauäugigen, lichthaarigen Menschen als „Indogermanen" und aus Skandinavien stammend. Offenbar haben schon vor der völligen Ausbildung des indogermanischen Volkstums und seiner Sprache weite Wanderungen dieser ausdehnungsfähigen Rasse aus Nordeuropa, wenn auch nicht gerade aus der skandinavischen Halbinsel, stattgefunden, und einer solchen vorgeschichtlichen Ausbreitung schreibe ich auch die Volkswelle zu, die bis nach Nordafrika sich ausgedehnt hat, und aus der die Libyer oder Berber hervorgegangen sind. Deshalb möchte ich auch der Uebereinstimmung mancher Volks-, Orts- und Flußnamen kein so großes Gewicht beilegen wie der Verfasser; vieles davon beruht sicher auf zufälligem Gleichklang, wie z. B. Suawua und Suebi, anderes auf späterer Uebertragung, und die Gaetuli haben zweifellos mit Gaesati oder gar Germani nichts zu tun. Mehlis kommt zu folgendem Endergebnis: „danach zog in vorgeschichtlicher Zeit ein wanderndes Hirtenvolk aus Spaniens Gefilden in Nordwestafrika ein. Es besetzte

von den Säulen des Herakles an die fruchtbaren, wohlbewässerten und vielfach bewaldeten Küstenstriche, benannte die Wasseradern nach altheimischer Weise und drängte bei vermehrter Volkszahl sowohl nach den Talungen am Fuße des Hohen Atlas als auch nach Osten zu.“ Damit kann sich die Wissenschaft einverstanden erklären, nur eine Rückwanderung der durch diesen Wanderzug verdrängten Mittelmeervölker von der Rasse des Homo mediterraneus nach Norden halte ich für unerwiesen und mit dem ganzen Zug des Lebens im Widerspruch stehend. „In ihr Gebiet zogen späterhin aus dem Süden und Südosten die Stämme der Ligurer ein, welche der Seitenstoß derselben Völkerbewegung, die von Südosten her und dem Donaugebiet zum Padus vorrückte, zum Ausweichen nach Nordwesten und Norden veranlassen mußte.“ Auch der Urneger ist fossil auf europäischem Boden gefunden worden, und die Wanderungen der lichthaarigen nordeuropäischen Rasse drängten die Völker des schwarzhaarigen Homo mediterraneus vor sich her, zum Teil bis nach Afrika und Asien hinüber. Da aber aus der unerschöpflichen „Werkstatt der Völker“ immer neue Scharen nachrückten, blieb kein leerer Raum für Rückwanderer der Mittelmeerrasse. Im ganzen ist ohne Zweifel die besprochene Arbeit, schon wegen der erschöpfenden Behandlung der einschlägigen Literatur, ein sehr wertvoller und wichtiger Beitrag zur Lösung der „Berberfrage“. Ludwig Wilser.

---

## Nachträgliche Korrekturen

zu Penka: Die alten Völker Nord- und Osteuropas.

S. 513, Z. 1 von unten lies: Vorbesitzer (statt Vorsitzender).
S. 513, Anm., Z. 3 von oben lies: oršan (statt orsan).
S. 517, Z. 6 von oben streiche: Komma.
S. 517, Z. 8 von oben lies: mental (statt mentae), involved (statt moolved), and it (statt andit).
S. 517, Z. 17 von oben lies: degrees of (statt degree sof).
S. 521, Anm., Z. 18 von oben lies: Landen (statt Ländern).
S. 521, Anm., Z. 24 von oben lies: *Κελτικοί* (statt *Κελτικοὶ*).
S. 565, Z. 1 von unten lies: *bherzom (statt *Cherzom).
S. 570, Z. 19 von oben lies: welchen wir soeben unter dem Namen.
S. 570, Anm., Z. 3 von oben lies: gumirita (statt gumirida).
S. 570, Anm., Z. 8 von oben lies: der (statt die).
S. 571, Z. 16 von oben streiche: sich.
S. 575, Z. 7 von unten lies: aes (statt aere).
S. 578, Anm., Z. 10 von unten streiche: „.
S. 578, Anm., Z. 1 von unten lies: Çaka (statt Çokas).

---

**Preisausschreiben.** Die Redaktion der „Umschau“ ladet ein zur Bewerbung um einen Preis von 500 M., den ein Freund dieser Zeitschrift gestiftet hat[1]). Es ist das Thema zu bearbeiten: „Was kosten die schlechten Rassenelemente dem Staat?“ Hierzu wird in den Erläuterungen des Preisausschreibens u. a. bemerkt: „In allen Veröffentlichungen, welche sich mit der Verbesserung unserer Rasse beschäftigen, wird darauf hingewiesen, welche Unsummen der Staat, die Kassen und der Privatmann direkt und indirekt für Irrenhäuser, Zuchthäuser, Kranke ausgeben, an Personen, die sich selbst und den Mitmenschen eine ständige Last sind, die Tausende und Tausende tüchtiger Bürger von nützlicher Arbeit abwenden, um sie für sich selbst als Wärter, Beamte, Aerzte usw. in Anspruch zu nehmen. Wir arbeiten fast mehr für die gesellschaftlichen Krüppel, als für eine organisierte Aufzucht der guten gesunden Elemente! Leider liegen für diese Tatsachen bisher keine kritischen, zahlenmäßigen Daten vor, die auf Grund eingehender statistischer Zusammenstellung gewonnen sind. Deshalb wird der der „Umschau“ zur Verfügung gestellte Betrag von 500 M. für eine eingehende Untersuchung obengenannter Frage ausgesetzt. Preisrichter sind die Herren Dr. Bechhold, Herausgeber der Umschau, Prof. Dr. v. Gruber, Direktor des hygienischen Instituts der Universität München und Prof. Dr. Hueppe, Direktor des hygienischen Instituts der deutschen Universität Prag. — Nähere Auskunft wird erteilt von der Redaktion der „Umschau“, Wochenschrift für die Fortschritte in Wissenschaft und Technik. (Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.)“

[1]) Den Lesern der Politisch-anthropologischen Revue zur Nachahmung empfohlen! Redaktion.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Hildburghausen.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.



